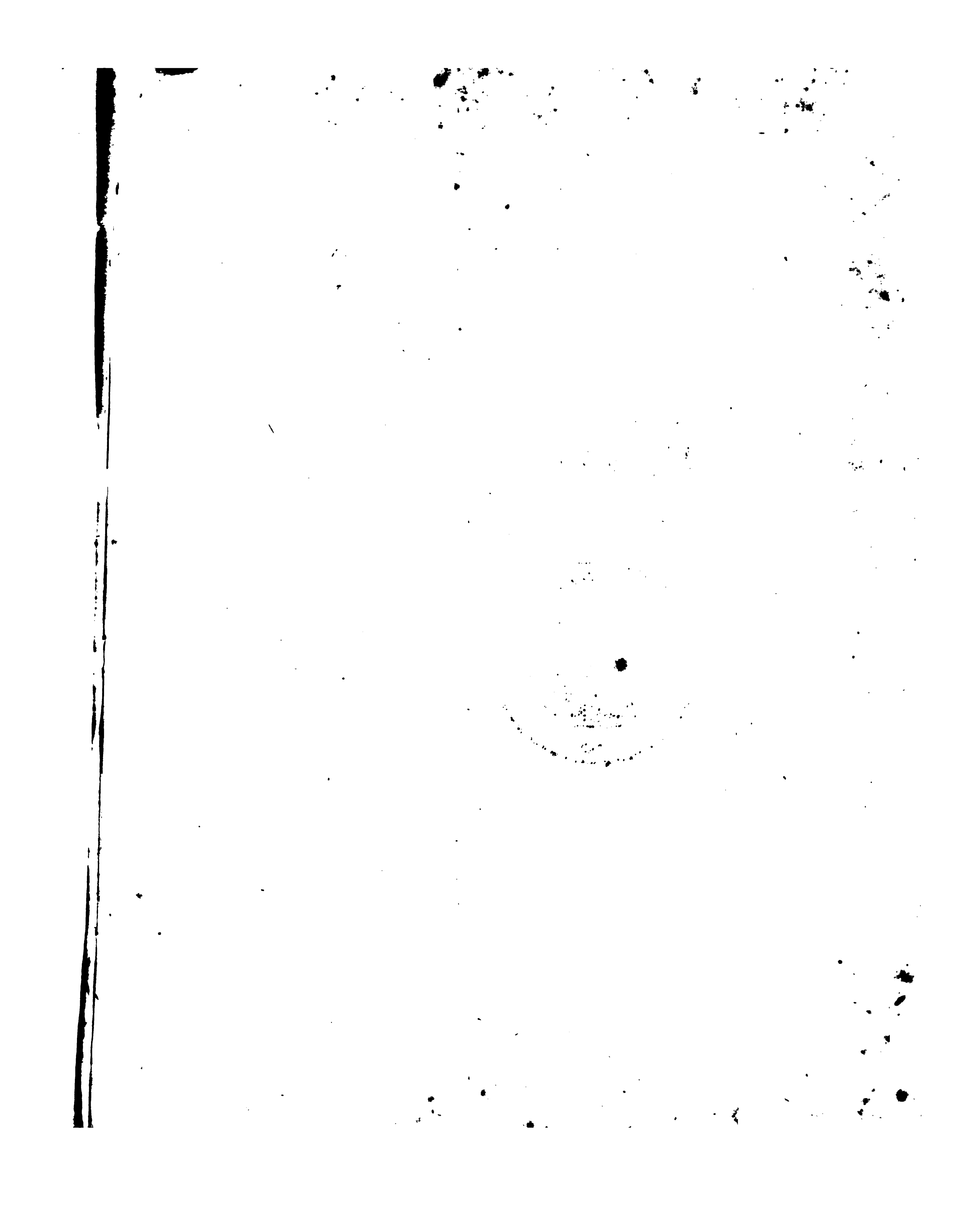
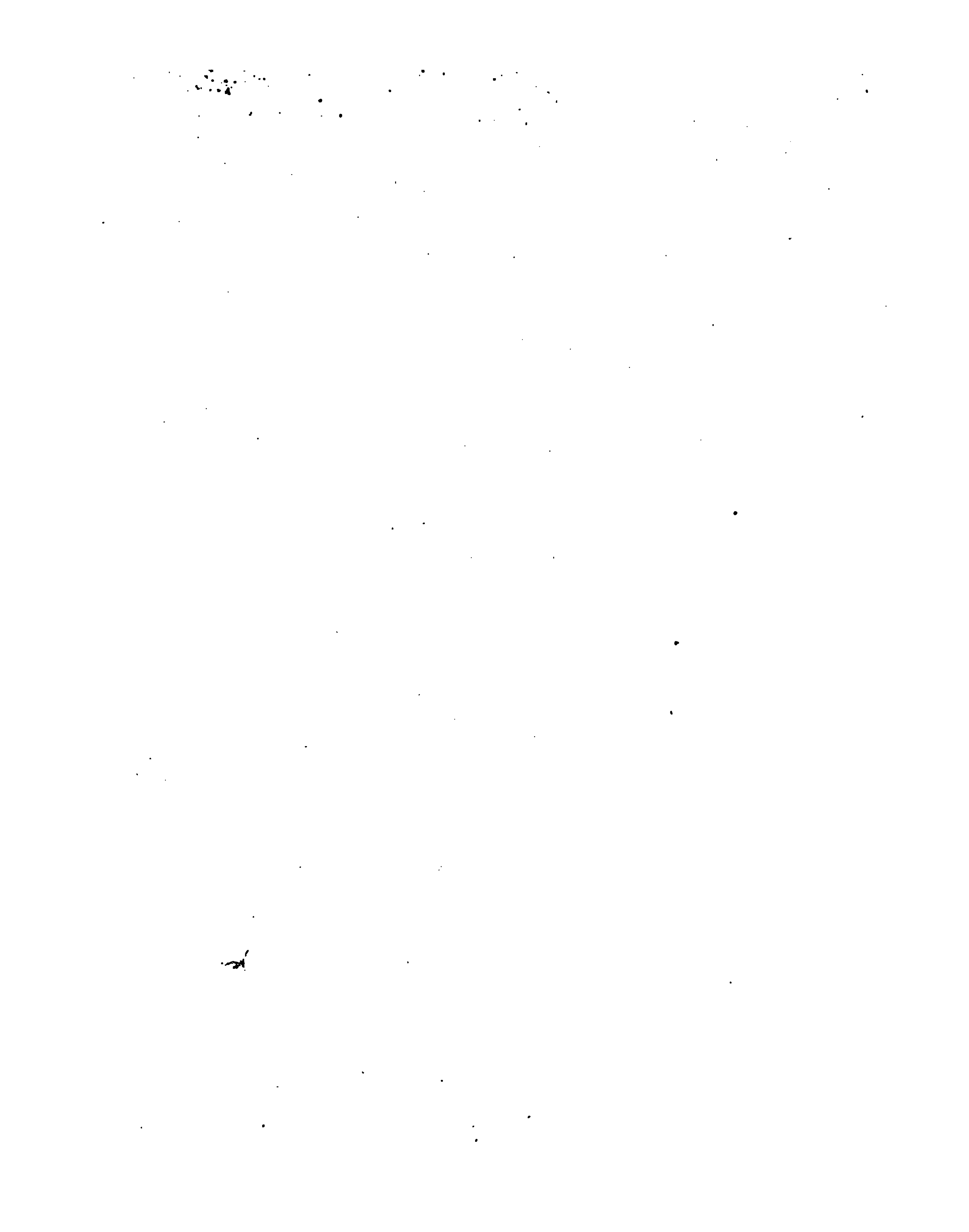




Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.



Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Charten.

Zweite Section

H — N.

Herausgegeben von

A. G. Hoffmann.

Dreiundzwanzigster Theil.

IONIUM MARE — IRKUTZK.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1844.


RITTER U. LANDSCHAFT. BIBLIOTHEK D. MECKLENB.

Allgemeine
Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.
Zweite Section
H — N.

Dreiundzwanzigster Theil.

IONIUM MARE — IRKUTZK.



IONIUM MARE.

IONIUM MARE, *Ἰόνιον πέλαγος*, auch *Ἰόνιος κόλπος*, hieß nach den Scholiasten zu Lykophron 630 früher *Κρόνιος κόλπος* und *Ῥέας κόλπος*. Die Grenzen desselben werden von den Alten verschiedentlich angegeben. Im Allgemeinen und gewöhnlich wird unter dem Jonischen Meere derjenige Theil des mittelländischen Meeres verstanden, welcher von den westlichen Küsten des Peloponnes, Ätoliens, Akarnaniens bis zu der Spitze der akrokeraunischen Gebirge und von einer Linie, welche von den Akrokeraunien nach dem Vorgebirge Japygium, wie *Skylax* und *Agathias* II, 5 annehmen, oder nach Brundusium gezogen wird, eingeschlossen ist. Manche ziehen diese Linie von Dyrrhachium nach dem Berge Gargarus in Italien und rechnen denjenigen Theil des adriatischen Meeres, der zwischen dem Gargarus, Brundusium, den Akrokeraunien und Dyrrhachium liegt, noch zu dem Jonischen Meere. Daher liegt nach *Theophrast.* hist. plant. VIII, 10 Apollonia am Jonischen Meere. Späterhin ward die nördliche Grenze noch höher ausgedehnt. Nach *Appian.* civil. V reichte das Jonische Meer fast über das ganze adriatische Meer. Denn nach ihm lag Skodra, eine Stadt Illyriens, mitten an dem Jonischen Busen. *Procop.* I, 1, 15 läßt den Jonischen Meerbusen von Epidamnos bis nach Ravenna reichen und schränkt daher den Adrias ebenfalls sehr ein. Die dritte Linie ist fast noch unbestimmter; denn nach Einigen wird sie von der Spitze des Peloponnes, nach Andern von Kreta nach dem untern Italien, von Andern, insonderheit den Dichtern, bis zum Ätna und Syrakus ausgedehnt. Der Name dieses Meeres wird von Äschylus im Prometheus von der Jo abgeleitet, und der Scholiast zu Euripides Phönissen 217 bemerkt, daß dieser Dichter, dem Äschylus folgend, annehme, daß jede Stelle Jonisch genannt werde, zu welcher die irrende Jo gekommen sei. Ebendeshalb würde auch das Meer bei Euböa Jonisch genannt, weil auf dieser Insel die Jo in einer Grotte den Epaphos geboren haben soll, durch welche Veranlassung die Insel selbst den Namen Euböa erhalten habe, *Strabo* X. im Anfange; ja selbst das Meer zwischen Syrien und Hellas sei auch das Jonische genannt, weil auch dahin die Jo gekommen sei. Von Manchen wird auch das Meer, wo die neue Colonie der Jonier sich an der Küste Kleinasiens angesiedelt hatte, Jonisches Meer genannt. Nach Apollodorus nahm die Jo ihre erste Richtung zu dem von ihr genannten Meere zwischen Griechenland und Italien. Die Jo, von der die Jonier unstreitig ihren Namen empfangen haben (s. d. Art.), war die höchste Landesgottheit des Pelasgisch-Jonischen Volkes, und war ebendieselbe Mondgöttin, welche späterhin Artemis und andere Namen erhielt. Wohin diese Jonier, die von den ersten Zeiten durch ihre Seefahrten berühmt waren, hinsegelten, dahin wurde auch der Cultus der Jo oder der Monddienst verpflanzt. Nach Archidamas bei den Scholiasten zu Pindar's Pythica III. hatte das Meer zwischen Griechenland und Italien davon seinen Namen erhalten, daß Jones in demselben umgekommen wären. In dieser Nachricht liegt unstreitig etwas Wahres. Bekanntlich können die Küsten der südöstlichen Spitze Italiens, sowie die westlichen Küsten Griechenlands, gegenseitig gesehen werden, und es mußte daher schon in den frühesten Zeiten bei den seefahrenden Hellenischen Völkern ein Reiz entstehen, die Küsten Italiens zu besuchen, was Anfangs gewiß nicht ohne mancherlei Schiffbrüche unternommen wurde. Unter den Jonischen Völkern hatten die am korinthischen Meerbusen wohnenden in den ältesten Zeiten die stärkste Seemacht, und es ist wol sicher, daß, bevor jener Busen der korinthische genannt wurde, er von den Küstenbewohnern der Jonische hieß. *Mela* II, 3. Es ist übrigens sehr natürlich, daß auch ein Theil des an den Busen stoßenden Meeres und endlich die ganze Fläche bis Italien, über welche sich die Schiffahrten der Jonier erstreckten, ebenfalls den Namen des Jonischen Meeres erhielt; daß aber die Jones Unteritalien vor den trojanischen Zeiten besuchten und namentlich am Siris eine Colonie gründeten, wird von den Scholiasten zu Lykophron 987 berichtet. Vgl. *Palmerius*, De mari Ionio in Graecia antiqua pag. 98. (*Pet. Friedr. Kanngiesser.*)

Jonkakonda (in Senegambien), s. Gniani.

JONKE (Dschonke), oder **JUNKE**, eine Art in China und Ostindien gebräuchlicher Boote, welche höchstens 50 Lasten führen, und einen oder zwei Masten mit Segeln von Binsenmatten haben. Die Bauart dieser Fahrzeuge ist etwas plump; das Steuerruder ist sehr groß, und die Anker sind oft von schwerem Holze. (*Karmarsch.*)

JÖNKÖPING, die alte Hauptstadt der smäländischen Statthalterschaft (Län) Jönköping, und die zweite Stadt der ganzen schwedischen Provinz Småland (deren

volkreichste Stadt Kalmar ist), im J. 1825 mit 3969 Einwohnern, in einer reizenden Lage am See Wettern. Nachdem sie im J. 1824 die Stapelfreiheit erhalten, kann sie, nachdem im J. 1832 der Göthakanal, welcher mittels der Seen Wettern und Wenern die Ost- und Nordsee verbindet, vollendet worden, sehr in Aufnahme kommen. Sie hat, nach mehren Feuersbrünsten, breite, freundliche Gassen, zwei Märkte, drei Kirchen, in deren einer, vor der Stadt gelegenen, nur im Sommer gepredigt wird, und eine höhere Trivialschule mit einem Rector und fünf Lehrern, und diese Schule und die neue Kirche sind steinerne Gebäude. Die ehemaligen Festungswerke sind verfallen; von dem uralten, jedoch unter Gustav II. Adolph verlegten, Schlosse finden sich nur Reste, die zu Gefängnissen dienen. In der Stadt wurden im 14., 15. und 16. Jahrhundert merkwürdige Reichstage gehalten. Das gothische Hofgericht hat zu Jönköping seinen Sitz, ebenso der Landshofding des Län. Die dort bestehende Buchdruckerei war früher auf der Insel Wisingsö im Wettern. Seit 1827 findet man in der Stadt eine gymnastische Anstalt mit eignem Gebäude und einem Lehrer. Eine halbe Meile von Jönköping liegt Husquarn, eine der Sture'schen Familie gehörige Gewehrfactorei, seit 1827 mit einer eigenen Kirche; bei Husquarn sind ansehnliche Wasserfälle. 1½ Meile von Jönköping ragt der 420 Fuß hohe, steile Eisenberg Taberg empor, um welchen her viele Schmelzhütten, Hochöfen und Kohlenbrennereien angelegt sind. In dem Eisen, welches aus dem Erze des Taberg gewonnen wird, hat Director Säfström von Falun ein neues Metall, Vanadin, entdeckt, welches mit dem Chrom Ähnlichkeit hat. (*v. Schubert.*)

JÖNKÖPINGS-LÄN, der nördliche Theil von Småland zwischen 56° 50′ und 58° 10′ Breite, enthält 95 □M., im J. 1820 mit 121,554, im J. 1825 mit 129,996 Einwohnern. Das Land ist bergig; doch sind die Berge nicht nackt, auch mehre Bergrücken zum Theil mit Holz bedeckt; auch findet man größere angebaute Ebenen und Heiden. Die Länge des Län beträgt 16, die Breite 8 M. Im Norden grenzt es an einen Theil von Westgothland (Mariestads-Län), an den See Wettern und an Ostgothland, im Westen an Halland und Westgothland (Wenersborgs-Län), im Süden an Weriö-Län, im Osten an Kalmar-Län. Es zerfällt in 9 Härader (Kreise). In kirchlicher Hinsicht ist es ein Theil des Stifts Weriö. Für das Län besteht eine Landhaushaltungsgesellschaft. Getreide, Kartoffeln und Flachsbau haben sehr zugenommen. Bergwerks- und Hüttenwesen ist ein ansehnlicher Erwerbszweig; das Goldbergwerk zu Ädelfors gewährt aber nicht die Kosten. (*v. Schubert.*)

Jonkulle, s. unter Kiölen.
Jonopolis, s. Abonitichos.
Jonopsidium *Reichenb.*, s. Thlaspi (Capsella.)
Jonopsis *Kunth*, s. Cybelion.
Jonquetia, s. Jonequetia.

JONQUIÈRES, Dorf im Bezirk Brignolles des französischen Var-Departements. Der Baron Walkenaer (Géographie ancienne des Gaules cet. II, 197) hält dafür, daß hier die aus einem Fragmente des Diodor von Sicilien bekannte gallische Stadt Jontora gestanden habe. (*Klähn.*)

Jonquille, in botan. Beziehung, s. Narcissus Jonquilla; über ihre Cultur s. Jonquillen-Narcisse.

JONQUILLENFARBE, eine gemischte Farbe, welche aus irgend einem vegetabilischen Gelb (z. B. Kreuzbeerengelb, Schüttgelb u. fg.) und geschlemmter Kreide, wol auch aus einem Mineralgelb und Bleiweiß, zusammengesetzt und theils und vornehmlich als Wasserfarbe, theils auch, aber seltener, als Ölfarbe angewendet wird. (*Fr. Thon.*)

JONQUILLEN-NARCISSE, Narcissus Jonquilla *L.*, eine für unsere Gärten sehr zu empfehlende Zierpflanze, deren wohlriechende gelbe Blumen sich im Frühjahre entwickeln. Durch ihre Cultur sind mehre Varietäten entstanden, welche sich theils durch verschiedene Größe, theils durch mehreres oder geringeres Gefülltsein der Blumen, aber auch dadurch unterscheiden, daß die Sorten mit gefüllten Blumen weniger Frost vertragen können als die einfach blühenden. Ein gutes, mit etwas Flußsand gemengtes Erdreich und eine vor den Nord- und Ostwinden geschützte Lage sagt den Jonquillen besonders zu, und bei den gefülltblühenden Sorten ist es außerdem erfoderlich, daß sie während des Winters eine Decke von Laub erhalten, welche mit der im Frühjahre eintretenden gelinden Witterung wieder zu entfernen ist. Die gefüllt blühenden Jonquillen müssen alle Jahre im Monat September aus der Erde genommen und nach Ablösung der Brut von der Hauptzwiebel zu Anfange Octobers wieder in das freie Land gelegt werden, wo man denn die die Vermehrung ausmachenden kleinen Brutzwiebeln zugleich mit auspflanzt. Mit den einfach blühenden Sorten hat man dies nach neuerer Erfahrung nicht nöthig, und da diese stets an den Stellen, wo sie einmal eingelegt worden sind, liegen bleiben können, sich hier auch durch Brutzwiebeln sehr bald bestauden, so kann man sie auch zu Einfassungen von Blumenpflanzenrabatten, besonders der Blumenzwiebelbeete, verwenden.

Alle verschiedene Arten der Jonquille lassen sich auch im Winter treiben. Man bedient sich zu dem Ende hierzu einer guten, mit Flußsand gemengten, Blumenerde, füllt mit dieser Töpfe von etwa fünf Zoll Weite und sechs Zoll Höhe, setzt die Zwiebeln so tief ein, daß man bei dem Abstreichen der Erde die Spitzen der Zwiebeln noch etwas bemerkt, begießt hierauf die Töpfe mäßig mit einem Sprenger (Gießkanne), bedeckt sie einen Zoll hoch mit Moos, damit die Zwiebeln stets mäßig feucht bleiben, und setzt sie so lange der freien Luft und Sonne aus, bis sich Frost einstellt. Alsdann werden die mit den Jonquillen bepflanzten Töpfe in den Hintergrund eines Gewächshauses, oder in dessen Ermangelung in einen warmen Keller getragen, mäßig gegossen, so oft die obere Erde in denselben trocken geworden ist, und erst dann in das Fenster eines erwärmten Zimmers gesetzt, wenn die Zwiebeln etwa zwei Zoll lang bereits den Keim entwickelt haben. Nun fängt man an, die Töpfe mit lauwarmem Wasser öfters zu begießen, läßt sie jedoch stets

und unverrückt an derselben Stelle im Fenster stehen und treibt die Blumen auf diese Weise langsam heraus, da alle etwa anzuwendenden Mittel, die Blüthen früher hervorzulocken, besonders dadurch, daß man die Zwiebeln mehr der Ofenwärme aussetzt, die größten Nachtheile hervorbringen würden, welche bei den gefüllt blühenden Sorten am ersten eintreten dürften. — Eine andere zu empfehlende Methode, die Jonquillen im Winter zu treiben, ist folgende. Nachdem man die Zwiebeln auf die beschriebene Weise im Monat October in Töpfe eingesetzt hat, gräbt man sie einen Fuß tief in das freie Land ein, nimmt sie im Monat December, sobald es nur nicht friert, wieder mit den Töpfen heraus, setzt solche mit den bereits gekeimten Zwiebeln in das Fenster eines Gewächshauses, oder einer geheizten Stube, und verfährt dann weiter bis zur Flor auf die vorhin beschriebene Weise. Will man jedoch eine etwas spätere, aber gewisse Blumenflor erzielen, so hebt man die im October in das freie Land eingepflanzten Jonquillenzwiebeln bei einfallendem Thauwetter im Januar oder Februar mit Wurzelballen aus der Erde, pflanzt sie in Töpfe und setzt sie hierauf in das Treibhaus oder in die Stube an das Fenster, und binnen ganz kurzer Zeit hat man die Zwiebeln auf diese Weise in voller Flor. Besonders die einfach blühende Jonquille eignet sich hierzu, welche auch statt in Erde in Laubmoos getrieben zur Blüthe gebracht werden kann. Letzteres geschieht auf folgende Weise. Man sammelt im Herbste eine beliebige Quantität Laubmoos, reinigt es von Baumblättern und wäscht es. Nachdem dasselbe an der Luft in etwas wieder abgetrocknet worden ist, daß es noch eine mäßige Feuchtigkeit behalten hat, füllt man damit die bestimmten Töpfe an, drückt aber das Moos nicht sehr fest und legt die Zwiebeln so tief in dasselbe hinein, daß die Spitzen derselben mit dem Rande des Topfs gleich hoch stehen, stellt die so angefüllten Töpfe an einen frostfreien Ort und bedeckt sie einen Fuß hoch außerdem mit gereinigtem, stark angefeuchtetem Moose, sodaß der Zutritt der Luft, und somit das Austrocknen der Töpfe, verhindert wird. Nur erst im Monat December, nachdem die Zwiebeltöpfe in die Fenster des Treibhauses oder eines geheizten Zimmers gestellt worden sind, fängt man an, sie mit lauwarmem Wasser und so oft zu begießen, daß sich das Moos stets feucht erhält. Auch hier ist die Vorsicht zu empfehlen, die Zwiebeltöpfe nicht von einer Stelle auf die andere zu rücken, oder sie zu drehen, weil sonst die Blüthenstengel leicht vor der Ausbildung der Blumen verderben.

Angemessener ist es, den zu treibenden Zwiebeln von Oben herab mit lauwarmem Wasser als von Unten durch Einguß desselben in die Untersetznäpfe der Töpfe die erfoderlichen Feuchtigkeiten zuzuführen. Über das eigentlich Botanische s. Narcissus Jonquilla. (*K. Pässler.*)

JÖNS, genannt der Daljunker, der falsche Sture, bekannt durch die von ihm veranlaßten aufrührischen Bewegungen im schwedischen Reiche während der Regierung des Königs Gustav I., war der Sohn einer Frau von niederem Stande und eines ungewissen Vaters im biörkstader Kirchspiel in Westmannland, diente erst als Stallknecht bei dem Reichsrathe Knut Anderson (Lilje) auf Ökna, stahl hier 40 Mark Geld, verschaffte sich dann einen Dienst bei dem Reichsrathe Nils Krumme, kam von da zu Pehr Jacobson Sunnanwäder, vormals Kanzler des im Jahre 1503 verstorbenen Reichsvorstehers Sten Sture, wurde durch ihn von allen Umständen des Sture'schen Hauses unterrichtet und für Nils [1]) Sture, den Sohn des genannten Reichsvorstehers, ausgegeben. Dieser hinterlistige Anschlag gegen den König Gustav Eriksson trat aber erst nach Sunnanwäder's Hinrichtung, welche im Jahre 1526 vor sich ging, im Jahre 1527 ans Licht. Eben damals starb der echte Nils Stenson in seinem 13. Jahre an des Königs Hofe, und Jöns erhielt dadurch freieres Spiel. Gute Gestalt und Munterkeit empfahlen ihn, und an Dreistigkeit fehlte es ihm nicht. In Dalen, wohin er ging, besonders in den Kirchspielen Mora, Orsa und Leksand, überredete er das Volk, daß er Sten Sture's Sohn sei. Rache über den König schreiend, klagte er über Beraubung der Kirchen, Ermordung oder Verjagung der Bischöfe und Unterdrückung des Sture'schen Namens. Nach seiner Erzählung sollte er (der angebliche Nils Stenson) von Kalmar an den Hof, wie in ein Gefängniß geschleppt, seine Erziehung vernachlässigt und er selbst gehaßt und vom Könige verfolgt worden sein, deswegen sei er der Gewalt desselben entflohen und habe zu den Dalekarliern, unter denen noch das Andenken an seinen Vater lebe, seine Zuflucht genommen; er bitte sie, ihm sein sonst unglückliches Leben zu retten, doch liege ihm dies weniger am Herzen, als das arme, unter einem tyrannischen Könige seufzende, Vaterland; sein ganzes Verbrechen bestehe darin, daß er ein Sohn eines beliebten Reichsvorstehers sei. Für die Seele desselben ein Pater noster zu beten und mit ihm auf die Kniee zu fallen, bat er die Anwesenden. Der König habe, fuhr er fort, das Gerücht ausgesprengt, er sei gestorben, einen andern an seiner Stelle begraben lassen, und eine Summe Geldes auf sein Haupt gesetzt. Alles dieses trug er unter anscheinend bitteren Thränen vor, und bewog dadurch die Bauern, allen seinen Aussagen Glauben zu schenken. Sie sagten ihm Beistand zu, gaben ihm eine Leibwache und wählten zum Anführer derselben Peder Gröms, einen alten Diener des Sture'schen Hauses, welcher mit Sunnanwäder von dem Könige abgefallen war. Mit ihr begab sich Jöns in das rättwiker Kirchspiel, wurde hier aber überall für einen Betrüger gehalten. Dieses schreckte ihn jedoch nicht ab, sondern er zog nach Norwegen, um sich mehr Unterstützung zu verschaffen, und ging nach Drontheim. Der dortige Erzbischof ließ sich überreden, daß der verschmitzte Abenteurer den schwedischen Thron besteigen und folglich die Grenzprovinz Wik oder Bohuslän einmal wieder an Norwegen zurückbringen könne, was jener versprach. Er berief daher die norwegischen Stände zusammen und übernahm es, aus eignen Mitteln 300 Mann auf ein Jahr zu des angeblichen Sture's Dienst zu unterhalten. Zwar hätte Vincenz Lunge [2]),

1) Nicolaus. 2) Ein in Norwegen begüterter Däne, den König Friedrich zum Statthalter in Bergen gemacht hatte.

welcher die Söhne Sten Sture's als Gefangene mit ihrer Mutter in Kopenhagen gesehen hatte, im Stande sein müssen, den Betrug zu entdecken. Aber er bezeugte vielmehr die Richtigkeit der Angabe. Dem Könige Friedrich von Dänemark, welchem er hierüber schrieb, rieth er, ungeachtet der mit dem Könige Gustav stattfindenden Freundschaft, es nicht so genau zu nehmen, wenn man unter der Hand Sture'n einigen Beistand leistete, denn dieser könne durch einen Aufruhr in Schweden Dänemark gute Dienste thun. Friedrich schickte daher Martin Schenkel ab, dem angeblichen Sture Glück zu wünschen. Dieses aber machte denselben stolz, und er hatte daher die Dreistigkeit, sich um die Hand eines reichen und vornehmen norwegischen Fräuleins zu bewerben. Ingierd auf Stens-Kloster, die Mutter der Jungfrau, gab mit Vergnügen das Jawort und dem Bräutigam eine große goldene Kette, welche er als Schmuck anlegte, als er nach Dalen ging, sowie andere kostbare Sachen zu seiner Hofhaltung und Tafel. Die norwegischen Großen, welche sich in Drontheim versammelten, versprachen, ihm mit Volk, Geld, Pulver und Gewehren beizustehen, und die dem Sture'schen Hause gehörigen Gelder, welche Sunnanwäder dort niedergelegt haben sollte, aufsuchen zu lassen. Vincenz Lunge und Erik Ugerup, dessen Geschlecht in Schweden viele Verwandte hatte, wollten selbst mit nach Dalen gehen, Schenkel aber und Äke, Lunge's Schwiegersohn, sollten in Norwegen zurückbleiben. Mittels dieser großen Vorkehrungen glaubte Jöns der schwedischen Krone sicher zu sein, ließ größere [3]) und kleinere Münzen mit drei Kronen und dem Namen Nicolaus Sture schlagen, hielt sich einen Hofstaat und hatte die Vermessenheit, sich nach Schweden zu wenden. Die dänischen Herren wagten nicht, ihn weiter zu begleiten als nach Jämteland. Hier übertrugen sie die Anführung seiner norwegischen Truppen dem Priester der nächsten Gemeinde, Erik Offerdal.

Als Jöns in die Kirchspiele Mora, Leksand und Orsa zurückkam, fand er die Bewohner standhaft bei seiner Partei beharrend; jedoch Tuna, Gagnef und Rättwik gaben ausweichende Antwort. Hedemora, Skedwi und Husby, von größerer Unerschrockenheit, wiesen seine verrätherischen Anträge gänzlich von sich und ermahnten ihre Nachbarn zur Treue gegen ihren rechtmäßigen König. Hierüber erzürnt, schickten die Aufrührer einen Haufen Knechte zu einem Angriff auf das Kupfergebirge aus; aber diese kamen mit blutigen Häuptern zurück. Dieser Umstand hatte die Wirkung, daß auch die drei neutral bleiben wollenden Kirchspiele den Anhängern des Königs beitraten. Dessenungeachtet zog der Daljunker mit seinen Leuten nach der Dal-Elf zur börstader Fähre. Die Bergleute sandten wegen dieses Aufruhrs Botschafter an Gustav, und sechs Kirchspiele, welche sich auf einem Landtage in Tuna versammelten, beschlossen die Vertilgung des Daljunkers und seines Anhangs. Um jedoch nicht unglimpflich zu verfahren, schickten sie zunächst vier Männer mit ernstlicher schriftlicher Warnung an sie ab. Der verleitete Haufe, hierdurch betroffen gemacht, bat um einen Monat Bedenkzeit, um der Wahrheit nachforschen zu können. Der König hatte sogleich bei der Nachricht von diesen Unruhen eine Anzahl Soldaten zum Beistande seiner Anhänger abgeschickt und zugleich einen Brief von Sture's Witwe an die aufrührischen Thalbauern gelangen lassen, in welchem sie versicherte, daß der Betrüger, dem sie ins Verderben folgten, nicht unter ihrem Herzen gelegen habe, und daß ihr ältester Sohn in ihrer Gegenwart gestorben sei. Zwar wurde der Daljunker etwas bestürzt darüber, faßte sich aber bald wieder und suchte den Eindruck des Briefes dadurch zu schwächen, daß er sagte, seine Mutter schäme sich, weil sie ihn vor ihrer Ehe geboren habe, ihn anzuerkennen. Unterdessen hatten sich die von dem Könige abgesendeten Truppen an der Dal-Elf gelagert, den Aufrührern grade gegenüber, welche von der andern Seite her sie einige Tage mit Kugeln und Pfeilen beunruhigten. Endlich wurde Waffenstillstand geschlossen. Während desselben suchten einige zuverlässige Männer [4]) von des Königs Seite die Irrenden auf den rechten Weg zu führen, namentlich setzte Måns Nilson in Aspeboda sein Haupt zum Pfande, daß der Daljunker nicht Sture's Sohn sei. Die Aufrührer begannen auch zu unterhandeln, indem sie zwei Bevollmächtigte, den Priester H. Evert in Leksand, und Jeppe Honson (Swinhufwud), an den König mit allerlei Beschwerden, zum Theil religiöser Art, absandten, welche gehoben werden müßten, bevor sie die Waffen niederlegen könnten. Gustav beantwortete die Beschwerdeschrift sogleich durch ein Schreiben vom 17. Mai 1527 Punkt für Punkt, und suchte sich zu rechtfertigen, die Empörer dagegen von ihrer Schuld zu überzeugen. Zugleich foderte er sie auf, zu der bevorstehenden Reichsversammlung in Westerås Bevollmächtigte zu senden. Die unterdessen vom Könige nach Alt-Upsala zusammenberufenen sämmtlichen Gemeinden aus Upland erneuerten ihm den Schwur der Treue. Darauf wurden sofort zehn zuverlässige Männer aus Upland und Westmannland mit einer Schrift von Bürgern und Bauern nach den Thalgegenden abgesandt, um die Einwohner zur Rückkehr zum Gehorsam gegen den König zu ermahnen. Die Aufrührer, welche vergeblich auch andere Landschaften (namentlich die Helsingländer, an welche sie den 19. Mai 1527 ein Schreiben richteten) aufzuwiegeln suchten [5]), waren zwar davon nicht abzubringen, daß der Daljunker Sture's Sohn sei, verkannten

---

3) Diese waren ein ganzer Örtug. Auf der einen Seite erblickte man ein gekröntes N. mit einem aufsteigenden Kreuze und einen Ring an beiden Seiten, mit der Unterschrift rund umher: Nicolaus Sture; auf der andern Seite drei Kronen in einem Schilde mit der Umschrift: M. N. IN VALDIBUS (vallibus), d. i. Moneta nova (neue Münze) in den Thälern (Dalarne). Vgl. Köhler's Münzbelustigungen 1739. 40. St. S. 313. Dem Gerüchte nach ward der Daljunker, der Münzen schlagen lassen konnte, auch von Schweden aus mit Geld unterstützt, und unter andern sollte ihm der Bischof von Linköping 300 Mark gesandt haben, wie sich aus Peder Gröm's Bekenntniß in Olai Petri Tenkjebok, in Skrifter och Handlingar. II. S. 280 ergibt.

4) Peder Swenson in Wibbarboda, Anders Pederson auf Rankhytta und Måns Nilson, welcher Letztere doch nachher abtrünnig wurde.

5) Die Helsingländer jedoch ließen sich endlich noch zur Theilnahme an der Empörung bewegen.

jedoch das Misliche ihrer Lage nicht, und zeigten sich bereit, die Waffen niederzulegen, unter gewissen Bedingungen, namentlich auch, daß ihr Anführer, der Daljunker, ungehindert aus dem Lande reisen und sich frei aufhalten dürfe, wo er wolle. Außerdem verlangten sie auch Straflosigkeit für das Geschehene, keinen neuen Glauben, keine Lutherische Lehre eingeführt, daß dagegen die ausgeschnittenen oder bunten Kleider, welche neulich aufgekommen wären, abgeschafft, und Alle, welche am Freitage Fleisch essen würden, verbrannt oder auf andere Weise hingerichtet würden. Die beiden erstern Punkte gestand ihnen der König zu, aber die drei letzten schlug er ihnen nachdrücklich ab. Da sich die Dalekarlier zu schwach fühlten, dem Könige allein zu widerstehen, so versprachen sie, sich ruhig zu verhalten und Bevollmächtigte nach Westerås zu senden. Ein Jeder ging nach Hause und der Daljunker hielt sich so nahe als möglich an den norwegischen Grenzen auf. Auf dem Reichstage zu Westerås zu Erörterung der großen Fragen über die Ansprüche des Königs und die Klagen der Geistlichen siegte Gustav, indem er sich stellte, als wenn er die Krone niederlegen wolle.

Das Unternehmen des Daljunkers scheiterte daran, daß die Macht der Geistlichen gebrochen, das Interesse des Adels mit dem des Königs ausgesöhnt und das Volk durch Popularität in den nicht von den Dalekarliern bewohnten Landschaften gewonnen wurde. Aber freilich erlaubte sich Gustav dabei Wortbrüchigkeit gegen die Dalekarlier. Von ihren Abgesandten hatte er nämlich im Juni 1527 verlangt, daß sie den Aufwiegler, der sich für Sture's Sohn ausgebe, nach Westerås bringen sollten; würde der Daljunker in der Stände Gegenwart von der Frau Christina als ihr und Sture's Sohn anerkannt, so sollte alles vergessen und vergeben sein. Auch im entgegengesetzten Falle solle nur nach den Gesetzen über ihn gerichtet werden. Freilich kehrten die mit dieser Botschaft Abgesendeten nicht zu ihm zurück, weil die Täuschung der Dalekarlier noch fortdauerte, aber der König war doch durch sein Wort gebunden. Die Priester Lars in Tuna, Sten in Orsa und Olaf in Malung, die treuen Beschützer des Daljunkers, halfen ihm und seinem Anhange heimlich nach Westmannland fort, wo er den Winter über Raub und Gewaltthätigkeiten verübte. Hernach begab er sich, um sicher zu sein, nach Norwegen, und fand dort eine zuvorkommende Aufnahme und Unterstützung. Überall streute er aus, der König Gustav sei plötzlich gestorben, und der Graf von Hoya an seiner Stelle gewählt (oder strebe wenigstens nach der schwedischen Krone). Sein Beschützer, Vincenz Lunge, versicherte in einem Entschuldigungsschreiben an den König, er sei wahrhaftig Sture's Sohn, welchen er früher in Dänemark unter den Gefangenen gesehen, ihm habe er also seinen Schutz nicht versagen können, weil er nicht anders gewußt habe, als daß der König todt sei, in welchem Falle aber Sture's Sohn zum Throne wol näher sein müsse, als ein teutscher Graf. Lunge gleichfalls verbot den damals in weltlichen Dingen unter Norwegens Botmäßigkeit stehenden Jämtländern, ihre Abgaben an die upsaler Domkirche zu entrichten, bis Gustav Trolle wieder in sein Erzbisthum gesetzt sei. Von Norwegen aus ließ der Daljunker einen offenen Brief (Ostvandt, den 26. Jan. 1528) nach Dalland und Bärgslagen abgehen, in welchem er den König Gustav mit dem tyrannischen Christiern verglich, nur daß er ein noch größerer Feind der Religion sei, als dieser, und die Thalmänner, seine Freunde, zurückgesetzt habe, auch behauptete, daß König Gustav nun todt und der Graf von Hoya sein Nachfolger sei. Er erinnerte die Thalmänner an die Verdienste seines Vaters, des Reichsvorstehers, um das Reich, bezeichnet sich als Schwedens einzigen Trost und einzige Zuflucht, und fodert auf, ihn in Eintracht zum Reichsvorsteher zu wählen und mit ihm und Peder Gröm Leib und Leben daran zu setzen. Er ermahnt weiter, in einem gerechten Kriege für das Leben und des Vaterlandes Heil zu kämpfen, und Alle ernstlich und mannhaft dem beizustehen, der für ihr Gut, Blut und ihre Wohlfahrt sich wage, und sie und ihr Vaterland von aller Tyrannei, unchristlicher fremder Gewalt, Macht, Noth und Verderben retten wolle u. s. w. Die Teutschen, sagt er in Beziehung auf das Bestreben des Grafen von Hoya um die schwedische Krone, seien dem Reiche immer zum Verderben gewesen, hätten sich nur zu bereichern gesucht, und seien dann mit vollen Taschen davongezogen. Er wolle in seines Vaters Fußtapfen treten. Allen, die ihm folgen würden, bot er eine dreijährige Steuerfreiheit an, und versicherte seine Anhänger der äußersten Dankbarkeit. Dieser Brief wurde auf den Kirchhöfen verlesen, und brachte einen Theil der Dalekarlier wieder in volle Empörung gegen Gustav und zum Anschluß an die Norweger, mit deren Hilfe sie den Daljunker auf den Thron zu heben gedachten. Bereits arbeitete man an einem neuen bequemen Wege über das Gebirge für die norwegischen Hilfstruppen.

Um den Aufruhr zu dämpfen, ließ der König im Februar 1528 den Adel und die königlichen Knechte in Westerås sich versammeln, und machte mittels eines Manifestes bekannt, daß er sich nach der Grenze begeben werde, um sich eine bestimmte Antwort zu verschaffen, ob die Verräther noch länger in Norwegen eine Freistätte finden würden? Zugleich ertheilte er den Befehl, daß sich alle Dalekarlier zu Aschermittwoch (1528) in Tuna stellen sollten, wo der Reichsrath und andere unbescholtene Männer ein Landgericht über die königlichen Beamten halten würden. Er verhieß Allen, selbst denen, welche sich schuldig wüßten, ein sicheres Geleit, kam am bestimmten Tage mit einem Heere von 14,000 Mann auf das Feld Tuna, ließ das versammelte Volk durch dieselben umzingeln und das Geschütz richten. Zuerst wurde ein Brief von den Einwohnern der übrigen Provinzen verlesen. In ihm wurde den Thalmännern ihre Treulosigkeit vorgeworfen und sie wurden ermahnt, zur Treue zurückzukehren; dann hielt der Reichsrath Magnus Bryntesson (Liljehök) im Namen des Königs eine Rede in gleichem Sinne, und erklärte, auf das Geschütz des Königs zeigend: Ihr Leben hänge jetzt von ihrer Aufführung ab. Durch den ernsten Ton des Redners, und noch mehr durch die Umgebung, in Furcht gesetzt, begannen sie, sich zu entschuldigen, aber der Reichsrath fuhr in seinen An-

klagen fort und schloß mit der Äußerung, daß sie die nachdrücklichste Strafe verdient hätten. Jetzt verschwand das Vertrauen auf das sichere Geleite, in welchem sich die Thalmänner eingefunden hatten, und mit ihm der Muth; sie baten die Räthe und die Ritterschaft um ihre Verwendung bei dem zornerfüllten Herrscher. Der König aber befahl, die Bergleute und die Bewohner der weniger schuldigen Kirchspiele von dem übrigen Haufen abzusondern. Die Schuldigsten und die, welche als Rädelsführer angegeben waren, wurden ohne Verzug von dem Reichsrathe nach schwedischem Gesetze verurtheilt und hingerichtet. Die Bauern, durch Gustav's Wortbrüchigkeit in Schrecken gesetzt, fürchteten das Äußerste von seiner Rache, fielen, als sie das Blut ihrer Brüder vergießen sahen, auf die Kniee, flehten um ihr Leben und gelobten, keinen Verräthern mehr zu trauen, noch an Aufständen Theil zu nehmen. Erst nach langer Weigerung gewährte der König ihnen ihre Bitte und ließ sie einen neuen Eid der Treue schwören. Von Tuna wandte er sich nach Helsingeland, welches auch an dieser Empörung Antheil hatte, und beschied die Helsinger, Angermannländer und Medelpader auf den 12. März (1528) nach Dilsbo, bestätigte hier den Landschaften ihre Freiheiten, und nahm von ihnen neue Versicherungen der Treue. So verlor der Daljunker alle Aussicht auf Erfolg in Schweden. Aber auch in Norwegen ließ ihn Gustav nicht in Ruhe; denn er schrieb an den Erzbischof von Drontheim und einige norwegische Herren in drohender Weise, daß er, wenn man die Verräther noch länger wider ihn hegen und schützen werde, sich selbst Recht und Rache verschaffen werde, und setzte sie dadurch so in Furcht, daß sie den Daljunker in aller Eile zu Schiffe von Marstrand nach Rostock durch einen Bürger dieser Stadt sandten. Doch richtete Vincenz Lunge ein Schreiben an den König von Schweden und machte geltend, daß Sture's Sohn des Königs Gnade verdiene, weil er mehr aus Edelmuth als bösem Willen gehandelt habe, und zu seinem Unterhalte in Teutschland der Renten von seinen Erbgütern bedürfe. In Rostock gab sich der Daljunker für einen Ritter aus, und lebte in der Stille. Aber sein Aufenthalt wurde verrathen. König Gustav sandte seinen teutschen Secretair, Wolf Gyler, dorthin und ließ ihn vor dem Stadtrathe anklagen. Auch der König von Dänemark schickte zwei Schreiber ab, die ihn vernehmen sollten, in wieweit Dänen in seine Angelegenheit verwickelt wären, allein der Magistrat ließ sich darauf nicht ein. Der Daljunker wurde nach Messenius des Diebstahls, welchen er vor seiner öffentlichen Rolle verübte, hingegen nach Tegel und Hwidfeld des Aufruhrs wegen enthauptet. Vermuthlich aber war in der Anklage ihm beides zum Verbrechen gemacht. Nicht wahrscheinlich ist die Ansicht, man habe ihn nicht der Empörung wegen, weil darin, wie Dalin bemerkt, zu Viele verwickelt gewesen und ihm dadurch zu große Ehre widerfahren sein würde, sondern der früher begangenen Diebereien wegen verurtheilt und am Leben gestraft[6]). Gustav hatte die Dalekarlier wegen der Empörung hart gezüchtigt, sollte er den Urheber derselben haben ungestraft lassen wollen?

(*Ferdinand Wachter.*)

Jonsac, s. Jonzak.

Jonsbach, s. Johnsbach.

Jonsdorf, s. Jahndorf, Jahnsdorf und Johnsdorf.

JONSIUS oder **JONSENIUS** (Johann), ein besonders um die Geschichte der Philosophie verdienter Gelehrter des 17. Jahrhunderts, am 20. October 1624 zu Flensburg im Herzogthume Schleswig geboren, erhielt seinen ersten Unterricht in den Schulen seiner Vaterstadt und in denen zu Kiel, wohin er im Jahre 1641 kam. Sein musikalisches Talent verschaffte ihm hier, sowie zu Hamburg, wohin er von Kiel aus im Jahre 1644 ging, den nöthigen Unterhalt. Gegen das Ende des Jahres 1645 begab er sich nach Rostock und studirte daselbst mit großem Fleiße Philologie, Philosophie und Theologie. Nach der Beendigung seiner Studien kehrte er in seine Vaterstadt zurück (1649) und ward daselbst als Conrector der Schulen angestellt. Die schlechte Besoldung, welche er hier erhielt, nöthigten ihn schon nach Jahresfrist (1650) nach Königsberg zu gehen und dort Unterricht in der Philosophie zu geben. Obschon er hier Hoffnung hatte, eine Professur zu erhalten, so nahm er doch die ihm von dem Senate seiner Vaterstadt angebotene Stelle eines Rectors der Schulen an (1652). Später verlockten ihn glänzendere Bedingungen, als Rector an die Schule der Kathedrale zu Schleswig überzugehen (1656), wo ihn aber das ungesunde Klima und unangenehme häusliche Verhältnisse in kurzer Zeit so sehr niederdrückten, daß er sein Vaterland zu verlassen beschloß. Er wandte sich zuerst nach Leipzig (1657) und von da nach Frankfurt a. M., wo er die Stelle des Unterrectors an der Schule annahm. Seine Gesundheit war aber bereits so sehr zerrüttet, daß er schon im April 1659 in ein frühes Grab sank. Das bedeutendste seiner Werke, welches einen ungewöhnlichen Beifall fand, ist sein Abriß der Literaturgeschichte der Philosophie: „De scriptoribus historiae philosophicae libri IV" (Francof. 1659. 4. Neue von J. C. Dorn besorgte und vermehrte Ausgabe, Jenae. 1716. 4.), welcher alle frühere Versuche dieser Art übertraf und zwar eigentlich keine Literatur der Philosophie im strengeren Sinne des Wortes, aber eine sehr gute und brauchbare Übersicht der ganzen (besonders jedoch der alten) Literargeschichte ist. Die Behauptung, daß das Werk eigentlich eine Arbeit des Marq. Gudius und eine Zufriedenstellung für den von ihm beleidigten Ehemann gewesen sei[1]), beruht wol nur auf einer unverbürgten Sage. Die übrigen Schriften des fleißigen Jonsius sind: „Disputatio de

6) *Messenius*, Chronolog. p. 105. *Joh. Loccenius*, Rer. Svec. Hist. (stockh. Ausg. von 1654.) S. 230. 232. Dalin, Gesch. des Reichs Schweden; a. d. Schwed. übers. d. Dähnert. 3. Thls. 1. Bd. S. 118. 119. 120—124. 139. 140. 148—150. 177, und die von ihm angeführten Schriftsteller. Kritischer verfährt Rühs, Gesch. Schwedens. S. 125—129. 144—146. Seine Versuche jedoch, durch einen rostocker Gelehrten aus dem dortigen Archive einige Aufschlüsse über die letzten Schicksale des Jöns, besonders im Betreff der gegen ihn gerichteten Klagepunkte, zu erhalten, haben keinen Erfolg gehabt.

1) Schleswig. gel. Neuigkeiten. 1. Bd. S. 254.

Syllogismo ex mente Aristotelis" (Regiomont. 1651. 4. Hamburg. 1653. 4.), „Discursus philologicus de vocis ἀκρίδες, Matth. III, 4. Marc. I, 6 significatione" (Regiomont. 1651. 4. Hamburg. 1653. 4.), „Dissertationum de historia peripatetica Partis primae prima, in qua recensentur, qui Aristoteli fuerunt homonymi, et unde ejus secta peripatetica fuerit appellata, indicatur" (Hamburg. 1652. 4. Wittenb. 1720. 4., auch in J. de Launoy's Schrift De varia Aristotelis in academia Parisiensi fortuna, Wittenb. 1720.) und „Epistola ad Marq. Gudium de Spartis, Cadmi sociis, aliisque nonnullis. Accessit Fragmentum de ordine librorum Aristotelis, edente *Gudio*" (Jenae. 1656. 4., auch in *G. Graevii* Syntagm. variarum dissertationum rar., Ultraj. 1702. 4.). Jonsius hatte noch andere für die Förderung der Wissenschaft sehr ersprießliche Werke begonnen, die aber durch seinen frühzeitigen Tod unterbrochen wurden [2]). (*Ph. H. Külb.*)

JONSKNUD, ein etwa 1400 norwegische Ellen (nach Esmark) sich über die Meeresfläche erhebender, einzeln liegender, nackter Felsen im südlichen Norwegen, bei Kongsberg, in der Voigtei Numedal und Sandsvärd, Amts Buskerud, Stifts Aggerhuus. (*v. Schubert.*)

Jonson, s. Johnson.

Jonsonia *Adans.*, s. Cedrela.

JONSSEN (Svein), ein isländischer Gelehrter, geboren 1603 und gestorben 1687, wurde nach Beendigung seiner Studien zu Kopenhagen Conrector der Schule zu Holum in Island, später Domprediger daselbst und endlich Pfarrer zu Barde in dem Kreise Fliotum. In Verbindung mit dem Bischofe Thorlak Skuleson von Holum übersetzte er die Bibel ins Isländische. Außerdem übertrug er allein noch Arnd's „Wahres Christenthum" und „Magnalia Dei" von Herberger in seine Muttersprache, doch ist nichts davon gedruckt worden [1]). (*R.*)

JONSSON. 1) Gisle, ein Isländer, Domprediger zu Holum, dann Bischof zu Skalholt, lebte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und machte sich verdient durch die 1580 zu Holum herausgegebene Übersetzung des Buches Jesus Sirach, sowie der Margarita theologica; außerdem wird ihm auch eine Übersetzung der Propheten zugeschrieben [2]).

2) Ranulph, s. Jonae.

3) Steen, ein Isländer und Bischof zu Holum, lebte zu Anfange des 18. Jahrhunderts, bekannt als Verfasser der auf Königs Friedrich IV. von Dänemark Befehl neuveranstalteten isländischen Bibelübersetzung, welche 1728 erschien [3]). (*R.*)

JONSTON oder JOHNSTON. Den Ursprung dieses Geschlechts leitet man von einer angesehenen Familie Schottlands, deren Mitglieder zum Theil Barone des Königreichs und Parlamentsglieder waren, ab. (Vgl. d. Art. Johnstone.) Der erste dieses Geschlechts, welcher sich in Teutschland (Schlesien) ansässig machte, ist Johann Jonston, edler Herr zu Krögburn in Schottland, der mit Mariana, Tochter von Johannes Mori, Herrn von Anneston, verheirathet war. Sein Enkel war der berühmte Polyhistor Johannes Jonston (s. d. Art.), Herr auf Ziebendorf bei Lüben, der zu Samter in Polen am 3. September 1603 geboren worden, und nur eine Tochter hinterließ, da seine übrigen Kinder schon vor ihm starben. Einer seiner Neffen war 1720 Bestandesinhaber der freiherrlich Bibran. Güter Modlau und Seifersdorf; die Nachkommen desselben haben sich in verschiedenen Kreisen Schlesiens ansässig gemacht. Gegenwärtig ist zu erwähnen Karl Alexander Sebastian von Jonston und Krögeburn, ehemaliger Landrath, Director der liegnitz-wohlau'schen Fürstenthumslandschaft, des rothen Adler- und Johanniterordens Ritter und Herr der Güter Mittel-, Nieder- und Antheil Ober-Steinsdorf. Ein anderer v. Jonston ist Regierungsrath in Stettin. Im 7. Cuirassierregiment steht der Rittmeister von Jonston, Ritter des eisernen Kreuzes 2. Classe, erworben in der Schlacht bei Leipzig *). (*Albert Freiherr v. Boyneburg-Lengsfeld.*)

JONSTON oder JOHNSTON (Johannes), ein Arzt, Naturforscher und Polyhistor des 17. Jahrhunderts, der sich besonders als Compilator in der Naturgeschichte für seine Zeit einen Namen erwarb. Er hieß eigentlich Johnstone und wird auch von den Engländern gewöhnlich so geschrieben; allein er ist unter der oben erwähnten Namensform bekannter. Nach Haller's Zeugniß †) sind seine Schriften ohne sonderlichen Werth; doch gilt dies nur mit einiger Einschränkung, nämlich besonders von den botanischen Schriften. Aus einer alten angesehenen schottischen Familie stammend, wurde er am 3. September 1603 zu Samter in der Nähe von Lissa in Polen geboren Seine erste Bildung erhielt er zu Ostrog, machte dann seit 1614 seine Studien auf dem Gymnasium zu Beuthen an der Oder in Schlesien. Er hatte bereits gute Fortschritte gemacht, als ihn der Tod seiner Ältern in seine Vaterstadt zurückrief (1618). Er setzte jedoch bald darauf zu Thorn (1619—22) das Angefangene fort und weiterhin im Colleg zu St. Andrews in Schottland. An letzterem Orte erwarb er sich bedeutende Kenntnisse in der Geschichte und der hebräischen Sprache, vergeudete aber auch viele Zeit mit der Scholastik. Nach der über Danzig erfolgten Rückkehr aus Schottland im Jahre 1625, um seine Familienangelegenheiten in Samter zu ordnen, übernahm er zu Lissa die Erziehung zweier Söhne des Grafen Kurtzbach. Drei Jahre später besuchte er mehre Universitäten in Teutschland, und studirte Medicin und Naturgeschichte. Namentlich kam er nach Frankfurt, Leipzig, Wittenberg, Magdeburg, Berlin und Hamburg. Nachdem er auf diese Weise mit den ausgezeichnetsten Gelehrten Teutschlands bekannt geworden war und durch den Umgang mit ihnen den Schatz seines Wissens bereichert hatte,

2) *J. G. de Chaufepié*, Nouveau dictionnaire historique et critique, s. v. *Jonsius*.

1) Adelung, Forts. und Erg. zu Jöcher's Gelehrtenlex. 2. Bd. Col. 2318. 2319. Dänische Bibl. 8. St. S. 103. 2) Adelung, Forts. u. Ergänz. zu Jöcher's Gelehrtenlex. 2. Bd. Col. 2319. Dänische Bibl. 8. St. S. 20. 52. 3) Adelung a. a. O. Dänische Biblioth. a. a. O. S. 132; *Clement*, Bibl. cur. T. IV. p. 48.

*) Vgl. v. Zedlitz-Neukirch, Neues preuß. Adelslexikon.
†) Bibl. botanica. I. p. 450.

begab er sich nach Holland (1629), studirte zu Franeker Medicin und Mathematik und zu Leyden hauptsächlich Anatomie und Botanik, besuchte darauf England, wo er sich zu London und Cambridge in der praktischen Arzneikunde und Physik weiter ausbildete und von allen, mit denen er in Berührung kam, hochgeachtet, im Jahre 1631 in sein Vaterland zurückkehrte. Hier übernahm er im J. 1632 wieder die Erziehung von zwei anderen jungen Edelleuten, mit denen er in England, Frankreich, den Niederlanden und Italien reiste. Während dieser Reise wurde er, am 15. September 1632, in Leyden Doctor. Nach der Heimkehr (1636) vermählte er sich und lebte als Privatmann den Wissenschaften. Sowol der Kurfürst von Brandenburg, als die Curatel von Leyden, boten ihm einen medicinischen Lehrstuhl an (jener in Frankfurt 1642); er zog es aber vor, ohne Anstellung zu bleiben, aus Liebe zur Unabhängigkeit. Die Kriegsunruhen in Polen veranlaßten ihn, sich nach Schlesien zurückzuziehen; er kaufte in der Nähe von Liegnitz ein Landgut, Ziebendorf, beschäftigte sich dort mit der Ausarbeitung gelehrter Werke und starb am 8. Juni 1675. Seine Leiche wurde nach Lissa gebracht und daselbst ehrenvoll bestattet. (Vgl. auch den genealogischen Art. Johnstone am Ende.) Seine vorzüglicheren Schriften sind: Thaumatographia naturalis in decem classes distincta (Amstelod. 1632. 16.). Eine Compilation alles Wunderbaren in den drei Reichen, am Himmel, in der Luft. Das letzte Buch z. B. handelt von Riesen, Zwergen, Misgeburten, von solchen, die lange Zeit hungern oder dursten u. s. w. (Andere Ausgaben erschienen 1633. 1661. 1665.; eine englische in Folio im Jahre 1657.) Dann folgte das Systema dendrologicum. (Lesnae 1646. 4.) Sein bedeutendstes Werk aber ist die Historia animalium (Francof. ad Moenum. 1649—1653). Dieses berühmte Buch erschien in vier Abtheilungen: die Fische und Cetaceen in fünf Büchern, die weißblütigen Wasserthiere in vier Büchern 1649; die Vögel in sechs Büchern 1650; die Säugethiere in vier Büchern 1652; die Insekten in drei, die Schlangen in zwei Büchern 1653. — Die Bearbeitung stützt sich besonders auf Aldrovandi; die Lebensweise, Fortpflanzung, Geburt der Thiere, die Misbildungen werden beschrieben, manchmal auch wol Anatomisches beachtet. Die Tafeln sind theils nach der Natur gezeichnet, von dem damals berühmten Matthias Merian, theils sind sie aus Geßner, Aldrovandi, Markgraf, Mouffet copirt; dazwischen kommen leider auch rein imaginäre Abbildungen nach Beschreibungen vor. Das Buch stiftete trotz seiner Unvollkommenheit großen Nutzen und wurde bis auf Linné als Elementarwerk in der Naturgeschichte benutzt, und dieser citirt fast überall noch Jonston. Es erschienen mehre Ausgaben in zwei Bänden in Folio, z. B. Amstel. 1657, und die letzten 1755 und 1767 in Heidelberg; es erschienen ferner teutsche und holländische Übersetzungen davon. Der Sohn des berühmten Ruysch besorgte unter dem Titel: Theatrum universale omnium animalium. 2 Tomi (Amstel. 1718. Fol.) eine Ausgabe, die nur ein Abdruck von Jonston's Werk ist mit Abbildungen von mehren Fischen vermehrt, die aber gleichwol nicht des Verfassers, sondern nur des Herausgebers Namen auf dem Titel nennt. Einen Anhang zu der Naturgeschichte der Thiere bildet die in derselben Weise gehaltene, mit gutgestochenen, aber etwas zu kleinen und undeutlichen Kupfern von Merian versehene Dendrographiae s. Historiae naturalis de arboribus et fruticibus tam nostri, quam peregrini orbis Libri X (Francof. 1662. Fol.). Über den Werth dieses Buches äußert sich Haller folgendermaßen: Compilator omnia J. Bauhini, inde nuperorum scriptorum rerum Indicarum et Ferrarii inventa compilavit, ordine nullo, adfinitatibus vanissimis, cum erroribus innumeris. Gleichwol erlebte auch dieses Buch ein Jahrhundert nach seinem ersten Erscheinen noch neue Auflagen. Es erschien zu Heilbronn im Jahre 1754 und 1768 in Folio unter dem Titel: Historiae naturalis Libri X de arboribus et plantis. Unbedeutender sind: Notitia regni vegetabilis (Lips. 1661. 12. Die Bauhin'sche Eintheilung, mit Angabe des medicinischen Gebrauches); Notitia regni mineralis (Lips. 1661. 12.); De naturae constantia (Amst. 1632. 16. ib. 1634. 12.). In letzterer vergleicht er die alte und die neue Zeit, und sucht nachzuweisen, daß sich die Welt nicht verschlechtert habe. Neue Entdeckungen in der Wissenschaft oder geistreiche Auffassung und Verbindung des bereits Bekannten darf man in allen diesen Werken nicht suchen. Die medicinischen („Idea universa medicinae practicae," Amst. 1644. 12. und öfter; „Idea Hygienis recensita," Jen. 1661. 12. Francof. 1664. 8.) und historischen Schriften („Historia universalis, civilis et ecclesiastica," Lugd. 1633. 12. und öfter; „Polyhistor seu rerum ab ortu Universi ad nostra usque tempora gestarum enarratio," Jen. 1660. 2 Voll. Lips. 1667.) wollen nicht viel bedeuten. Seine philosophischen Versuche („Polymathiae philologicae adumbratio," Francof. 1667. „Enchiridium ethicum," Lugd. 1643. 24.), sowie seine archäologische Schrift „De festis Hebraeorum et Graecorum" (Vratisl. 1660. 8. Ib. 1670. 12., auch in *Gronovii* Thesaur. antiq. gr. Tom. VII.) sind längst vergessen. Seine Ausgabe der „Coacae praenotiones" des Hippokrates (Amst. 1660. 12.) aber wird noch geschätzt und gesucht*). (*Ph. H. Külb* und *Fr. W. Theile.*)

JONTE, ein linker Nebenfluß des Tarn. Er entspringt im französischen Garddepartement, etwa in 4300 pariser Fuß absoluter Höhe auf dem der Sevennenkette angehörigen 4825 pariser Fuß hohen Berge Aigonal, auf dem auch der Tarnon (links zum Tarn) und der Hérault entspringen, tritt bald darauf in das Departement Lozère, das er zum Theil von dem Departement Aveyron trennt, fließt stets in einem tiefen Thale und mündet nach einem 6¾ geographische Meilen langen Laufe unterhalb Peyrelau in den Tarn. Von seiner Mündung an ist er auf 1,48 geographische Meilen (11,000 Meter) für Scheitholz flößbar. (*Klühn.*)

*) Vgl. *C. Sagittarii* Introductio in historiam ecclesiasticam. (Jen. 1694. 4.) p. 217—230. *J. P. Niceron*, Mémoires pour servir à l'histoire des hommes illustres. Vol. XLI. p. 272—275. Cuvier in der Biographie universelle. Tom. XXI. p. 632. 633.

JONTHLASPI. Mit diesem Namen bezeichnete Fab. Colonna (Ecphras. I, 285) eine Pflanzengattung, welche nach Tournefort (Instit. p. 214. t. 101) Thlaspidium und nach Linné Clypeola (s. d. Art.) heißt. (*A. Sprengel.*)

Jonthus, s. Finne.

Jontora, s. Jonquières.

JONVELLE, Dorf im Canton Jussey und Arrondissement Vesoul des französischen Departements der oberen Saône. Es liegt am linken Ufer der Saône, deren Spiegel hier nach Thirria 782 pariser Fuß über dem Meere liegt, und zählt 885 Einwohner. In seiner Nähe sind wichtige Eisengruben (Bohnenerzgruben). Mehre Autoren führen diesen Ort als Stadt auf, was er aber nicht ist. (*Klähn.*)

JONZAC (nördl. Br. = 45° 26′ 36,″ östl. L. v. F. = 17° 13′ 40″), Stadt und Hauptort eines Arrondissements und eines Cantons im französischen Departement der Nieder-Charente. Sie liegt an der Seugne (links zur Charente), welche sumpfige Wiesen durchfließt, hat eine mit Ebenen und malerischen Hügeln abwechselnde Flur von 1269 Hectaren Areal, ein altes Schloß, eine katholische Pfarrkirche für das Erzpriesterthum Jonzac, dessen Grenzen mit denen des Cantons Jonzac zusammenfallen, ein Gefängniß (wozu das ehemalige Karmeliterkloster benutzt wird), eine Buchdruckerei, eine Erziehungsanstalt für Mädchen, welche von zehn Nonnen des Ordens der Weisheit unterhalten wird, und 647 Wohnhäuser, deren Zahl Expilly (im Jahre 1764) auf 610 angibt. Die Stadt ist der Sitz der Behörden des Arrondissements, sowie der des Cantons Jonzac, einer Postdirection, einer Ackerbaugesellschaft rc., und zählte einschließlich der 40 zur Gemeinde gehörigen kleinen Weiler

im Jahre	1789	2065
= =	1801	2509
= =	1811	2504
= =	1821	2465
= =	1831	2618
= =	1836	1514

Einwohner, unter welchen sich eine ansehnliche Zahl von Protestanten befindet. Die Nahrungszweige bestehen in Ackerbau (auf 696 Hectaren), Weinbau (auf 184 Hectaren) und dem Handel mit Wein, Branntwein und Vieh, welcher durch 12 Jahr- und einen Wochenmarkt, durch die Departementalstraße von Port Maubert nach Barbezieur, an der die Stadt liegt, und welche ihr eine leichte Communication mit der königlichen Straße Nr. 137 von Bordeaux nach St. Malo, in die sie bei St. Genis mündet, verschafft, sowie durch die gut unterhaltene Vicinalwege Nr. 18, 19 und 20, von Archiac über Jonzac nach Monttendre, von Jonzac nach St. Bonnet und nach Chevanceaux, sehr befördert wird. Ehemals verfertigte man hier auch viele wollene Zeuche, welche bis Canada ausgeführt wurden, jetzt aber hat dieser Industriezweig fast ganz aufgehört. — Nach einem zehnjährigen Durchschnitt von 1825 bis 1835 hat die Stadt jährlich 63 Geburten, worunter zwei uneheliche, 60 Todesfälle und 18 neugeschlossene Ehen, und jährlich stirbt hier Einer von Vierundvierzig. — Die Kirche von Jonzac ist groß und schön; der Sage nach im 8. Jahrhundert erbaut, wurde sie im Jahre 1530 wieder aufgebaut. Das Gewölbe ist von großer Kühnheit und die Fenster des Chors sind ebenso schön und merkwürdig, wie die gewisser Kathedralen. Das alte Schloß erhebt sich majestätisch auf einem Felsen über der Stadt, ist kreisrund, an drei Seiten mit einem 7 Meter breiten und 15 Meter tiefen, in Felsen gehauenen Graben mit Zugbrücke, an der vierten aber von der Seugne umgeben, über die es sich 22 Meter hoch erhebt, und seine Architektur gehört dem 12. oder 13. Jahrhunderte an. Im Jahre 1500 fügte man einen Flügel hinzu, in welchem Heinrich IV. und Ludwig XIII. eine Zeit lang wohnten, die übrigen Anbauten aber stammen aus dem 17. Jahrhundert. Über jedem Fenster, welches auf den großen und kreisrunden Hofraum geht, sind die zwölf Zeichen des Thierkreises sculptirt, und die Büsten sämmtlicher Connetables von Frankreich zierten diesen Hofraum, wurden aber im Jahre 1793 während der Revolution verstümmelt. Dieses Schloß war der Sitz der alten Grafen von Jonzac aus dem Hause Sainte-Maure, jetzt aber ist es eine Privatbesitzung und zu Wohnungen für die vorzüglichsten Beamten der Stadt eingerichtet; während der Religionskriege hatte es mehr als eine Belagerung auszuhalten, und die Höhlen von Orteleise, deren man am Eingange in die Stadt ansichtig wird, haben ebenfalls mehr als ein Mal den Hugenotten zum Zufluchtsorte gedient. — Obgleich Jonzac keine Spuren eines hohen Alterthums aufzuweisen hat, kann man diese Stadt doch als sehr alt betrachten. Vor 30 Jahren etwa entdeckte man bei Durchhauung eines Felsen-Souterrains, worin Todtennischen ausgehauen waren, von denen einige noch Asche und Gebeine enthielten, welche Nischen wol gallischen Ursprungs sind. Zuweilen fand man in der Umgegend auch Medaillen aus der Zeit der römischen Kaiser. — Das Arrondissement Jonzac enthält einen Flächenraum von 26,09 geographischen Quadratmeilen, worauf 1836 82,936 Einwohner in 120 Gemeinden lebten, welche in die sieben Cantone: Jonzac, Archiac, Mirambeau, Montlieu, Montguyon, Monttendre und St. Genis vertheilt sind. Der Canton Jonzac dagegen ist dem Kataster zufolge 16,955 Hectaren (3,09 geographische □Meilen) groß und zählte 1836 12,166 Einwohner in 20 Gemeinden mit 3768 Wohnhäusern. (*Klähn.*)

JOOBAR (bei Berghaus, Karte des Himalaja Djabur), ein kleines Dorf in dem zu Joobul gehörigen Staate Pundur (vgl. d. Art. Joobul), einem der kleinen Himalajastaaten; es ist auf Berghaus' Karte etwa 31° 1′ nördl. Br., 77° 32′ östl. L. v. Gr. angesetzt und hat 81 Familien. (*Theodor Benfey.*)

JOOBUL, oder **JUBAL** geschrieben, bei Berghaus (Karte der Himalajastaaten) Djubal, zu sprechen Dschubal, ist ein kleiner Alpenstaat im Himalaja, begrenzt: im Süden von Sirmore, im Westen von Sirmore, Kiari, Bulsun, im Norden von Kotjuru, Silli, Sari, im Osten von Utrodj, Deogar, Bhowar, mit Ausnahme von Sirmore lauter kleinen Alpenstaaten, die theils zu Bissahir, theils zu Ghurwal gerechnet werden. Dschubal

selbst gehört ebenfalls zu den Alpenstaaten zweiten Ranges, ist aber wegen seiner geographischen Lage insbesondere von größerer Bedeutung. Es besteht fast ganz aus Bergen und Thälern; die südliche Bergkette ist der Choor, die nördliche der Urrukta; beide werden durch eine von Norden nach Süden streichende Kette, deren Rücken der Gadhala bildet, verbunden. Der Fluß Pabur berührt die Ostgrenze; mitten durch das Gebiet fließt der Nar, welcher sich in den Tonse ergießt; sonst ist es durch mehre Bergströme bewässert. Die Thäler sind auffallend fruchtbar im Verhältniß zu ihrer Lage und sehr menschenreich. Das Ländchen reicht von etwa 30° 40′ bis 31° 10′ nördl. Br. und 75° 8′ bis 75° 20′ östl. L. von Greenw. Früher hatte Dschubal eigne Könige, welche einem der bedeutenderen Alpenfürsten aus der Nachbarschaft tributpflichtig waren; gewöhnlich dem Raja von Sirmore, je nach Umständen aber auch dem von Ghurwal oder Bisiahir; doch war die Lehensherrschaft von Sirmore die gewöhnlichst anerkannte und Sirmore investirte den Rana von Dschubal bei Antritt seiner Regierung mit dem Ehrenkleide und der Autorität. Als die Goorkhas von Nepal ihre Macht über diese Gegenden ausdehnten, fiel ihnen auch Dschubal zu; der König ward abgesetzt und lebte als Privatmann von dem Mitleid seiner ehemaligen Unterthanen. Wie bei den indischen Dynastien fast durchgängig, war auch der König in Dschubal nur nomineller Herr; die eigentliche Herrschaft des Landes war in den Händen zweier Veziere, von denen der eine, Dangee, ein Mann von vielen Talenten, der bedeutendere war, und sich auch unter der Herrschaft der Nepalesen seine Macht und seinen Einfluß zu erhalten wußte. Als der Krieg der Engländer gegen die Goorkhas begann, wußte er mit echt asiatischer Diplomatie lange ein doppeltes Spiel zu spielen, und erst als sich das Glück entschieden zu Gunsten der Engländer aussprach, trat er offen zu ihnen über; die Engländer setzten den abgesetzten König wieder ein, und das Land zerfiel nun in drei Theile, welche jedoch die Oberhoheit des Königs anerkennen; ein Theil steuert dem König unmittelbar und wirft diesem etwa 2000 Rupien ab; der zweite steuert dem Vezier Dangee und wirft etwa 5000 Rupien ab, der dritte dem Vezier Praim Singh etwa 3000 Rupien; von diesen ihren Einkünften zahlen Dangi dem Könige 1000 Rupien und Praim Singh 600.

Die Hauptfeste des Landes ist Choupal auf dem Gadhalarücken; schlecht angelegt, sodaß sie keinen Widerstand zu leisten vermag, da sie von höheren Punkten beherrscht wird und ihr das Wasser abgeschnitten werden kann. Eine Hauptstadt findet sich in Dschubal nicht. Der König residirt im nördlichen Theile des Landes, im Thal Deyrah.

Eine besondere Erwähnung verdienen die zwar dem Namen nach zu Dschubal gehörigen, in der That aber ganz unabhängigen und überaus freiheitsliebenden Bewohner des Thales Poonnur (bei Berghaus Pundur). Sie bestehen etwa nur aus 1000 kriegsfähigen Männern, allein während alle ihre Umwohner mit Leichtigkeit den Goorkhas zufielen, setzten sie diesen einen verzweifelten Widerstand entgegen und unterlagen nur einer sechsmal überlegenen Macht nach Verlust einer blutigen Schlacht. So wie sich aber die Engländer näherten, waren sie wieder in den Waffen und entledigten sich — jedoch auf verrätherische Weise — ihrer Unterdrücker. Ihre Kriegslust und Raubsucht macht sie zu sehr lästigen Nachbarn. Vgl. *Fraser*, Journal of a tour through the showy range of the Himàlà Mountains p. 138 sqq.; Ritter, Erdkunde, Asien II, 744. 752. 860. 864. 874. *Hamilton*, Description of Hindostan II, 625. (*Theodor Benfey.*)

Jood, s. unter Jend.

JOOD-BOODANG nennt Rees*) eine auf der Westküste der Insel Celebes unter 1° 39′ südl. Br. und 119° 21′ östl. Länge liegende Stadt. (*R.*)

Joodbour (Joudpoor), s. Marwar.

JOODHUN, Fort in dem zur vorderindischen Provinz Aurungabad, Präsidentschaft Bombai, gehörigen Districte Jooneer. Es liegt auf einem Felsen, welcher mittels 240 Stufen erstiegen wird, beherrscht gleich den anderen in dieser Gegend liegenden Forts einen der zu den Gats führenden Pässe und hat auf einer in seiner Nähe befindlichen Bergfläche einen 300 Fuß hohen, natürlichen Obelisk. (*G. M. S. Fischer.*)

JOOGDANPOUR, Name einer 16 englische Meilen nordwestlich von Kishenagur liegenden Stadt, welche zur vorderindischen, den Engländern unterworfenen, Provinz Bengalen gehört**). (*R.*)

JOOGDEA (Yugadewa), Stadt in dem zur vorderindischen Provinz und Präsidentschaft Bengalen gehörigen Districte Tiperah, liegt am bengalischen Meerbusen und treibt Bastasweberei und Meersalzbereitung. (*G. M. S. Fischer.*)

Joogdya, s. Joogdea.

JOOKY, eine 14 englische Meilen nordöstlich von Boglipour liegende, den Engländern gehörige Stadt in der Provinz Bengalen†). (*R.*)

JOOLMEE oder JULMEE, eine ansehnliche Stadt im Besitze der Holkardynastie im Districte Mondessor in Malva in Vorderindien, 24° 35′ nördl. Br., 76° 4′ östl. L. von Greenw., 47 englische Meilen südöstlich von Kotah; in der Gegend ist viel Weizen- und Opiumbau. (*Hamilt.* East-Ind. Gazett. 457.) (*Theodor Benfey.*)

JOONEER (Soonur). 1) J., gut angebauter und zur vorderindischen Provinz Aurungabad, Präsidentschaft Bombai, gehöriger District, welcher im N. an Sungumnere, in NO. an Ahmednuggur und Perrainda, in SO. an Solapoor, im S. an Bejapoor und im W. an die Gats grenzt. Voll Berge und Hügel; es durchziehen diesen District die Flüsse Beema, Neera, Moola, Paile, Koorkah, Motah u. s. w.

2) J., Hauptstadt des genannten Districts, welcher unter 19° 12′ nördl. Br. und 91° 44′ östl. L. an dem Koorka liegt. Sie hat ein verfallenes, gegen die Gats bestimmtes Felsenfort, mehre Moskeen und andere denk-

*) Cyclopaedia. Vol. XIX. unt. d. W.
**) Rees, Cyclop. Vol. XIX. unt. d. W.
†) Rees a. a. O. unt. d. W.

würdige Muhammedanische Gebäude und enthält selbst, sowie auch in ihrer Nähe tempel- und mönchszellenähnliche Felsenhöhlen, deren einige mit kolossalen, indischen Figuren geschmückt sind. (*G. M. S. Fischer.*)

JOORIA (auch Juria und bei Berghaus Djuria geschrieben), eine volkreiche Hafenstadt an der Nordseite der Halbinsel Guzerate am Meerbusen von Cutch in der Rajaschaft Noa-Nagur im Districte Hallaur (vgl. Vollständiges Handbuch der neuesten Erdbeschreibung von Gaspari u. s. w. IV, 3. S. 295). Ehemals soll von hier ein Fußpfad nach dem gegenüberliegenden Cutch geführt haben (Ritter, Asien. IV, 2, 1066). (*Theodor Benfey.*)

JOOSLAND (St.), kleine Landstrecke auf der Insel Walchern, zwischen Aramurden und Rammekens. Sie gehört zu den schönsten und fruchtbarsten Theilen der Insel, wird durch einen schmalen Kanal, welcher fast verschlammt ist, von Walchern getrennt und enthält einen einzigen Weiler, Namens Nieuwland. St. Joosland wimmelt von Enten und ernährt eine Menge wilden Geflügels *). (*G. M. S. Fischer.*)

Joosten Node (St.), s. Josseten Noode (St.)

Joostens, s. Justus (Paschasius).

Joostland, s. Joosland.

JOOSY, eine Stadt nahe am Ganges im Districte Allahabad in der Provinz Allahabad, Vorderindien, britischer Besitz (bei Berghaus Djosy). (*Theodor Benfey.*)

JOOTSISIMA, Gestadeinsel, zum Fürstenthume Noto in der Landschaft Fukurokudo **) der japanischen Insel Niphon gehörig. Sie liegt im NW. des Cap Noto, nach La Pérouse's Observation unter 37° 51′ nördl. Br. und 155° 20′ östl. L. von Ferro, ist klein und flach, gut bewaldet, ungemein stark bewohnt und zeichnet sich schon von weitem durch ein darauf gelegenes Schloß aus. (*Klähn.*)

IOPE [Ἰόπη †)], bei Steph. Byzant. h. v., Stadt in Phönizien, nach Andern in Palästina (φοινίκη γὰρ καὶ ἡ Παλαιστίνη), so benannt von Jope, Tochter des Äolus, Gemahlin des Kepheus (Κηφεύς, woher die Äthiopier Κηφῆνες), des Gründers der Stadt. (Ähnlich nennt Jon eine Stadt, die er in Ägialea gründet, nach seiner Gemahlin Helike.) Auch nach P. Mela (I, 11. vgl. *Plin.* h. n. V, 13) regierte hier einst Kepheus, Vater der Andromeda. Nach Andern war Kepheus König in Äthiopien; worüber Strabo (p. 43) bemerkt, daß Äthiopien auch mit Phönizien identificirt würde, und daß das von der Jope Erzählte in Jope (Phönizien) geschehen sein soll (vgl. p. 759. *Paus.* IV, 35). Eine Stadt Jope gab es auch in Thessalien. Endlich heißt Jope die Tochter des Iphikles, Gemahlin des Theseus bei *Plut.* Thes. 29. (*B. Matthiae.*)

Jope, Jupe, s. Wams.

IOPEINE ist die von Forrest herrührende Benennung eines uns sonst ganz unbekannten Landstrichs auf der Nordostküste von Neuguinea, zwischen Warmassime und Mandamy. (*A. Keber.*)

IOPHON von Athen, ein Sohn des Sophokles und ebenfalls ein Tragödiendichter, von dessen Werken aber nur einige unbedeutende Fragmente, die Hugo Grotius (in seinen „Excerpta ex tragoediis et comoediis graecis.“ Par. 1626. 4.) gesammelt hat, auf unsere Zeit gekommen sind. Er blühte um die 93. Olympiade und soll 50 Tragödien geschrieben haben, wie Suidas sagt [1]), der auch einige derselben namhaft macht, nämlich: Ἀχιλλεύς, Τήλεφος, Ἀκταίων, Ἴλιος, Περσὶς [Ἰλιουπέρσις?], Δεξάμενος, Βάκχαι und Πενθεύς. Jophon errichtete seinem Vater ein Grabmal, worauf er dessen Verdienste um die tragische Poesie pries [2]). Er soll auch die Tragödien seines Vaters überarbeitet haben. (*Ph. H. Külb.*)

IOPHOSSA (Ἰοφῶσσα), Tochter des Äetes (nach Akusilaos und Hesiod ἐν ταῖς μεγάλαις ἠοίαις bei Schol. *Apollon.* II, 1125), Gemahlin des Phrixos, dem sie vier Söhne, Argos, Phrontis, Melas und Kytisoros, und (nach Epimenides) noch einen fünften, Presbon, gebar. Nach Herodorus aber bei demselben Schol. wird die Tochter des Äetes Chalciope (Χαλκιόπη) genannt. Nach Pherecydes (bei Schol. *Apollon.* II, 1153) habe sie Evenia (Εὐηνία) geheißen; ihr Beiname war Chalciope und Ophiusa (Ὀφιοῦσα), setzt der Scholiast hinzu. Für Ὀφιοῦσα will man nun Ἰοφῶσσα lesen (s. *Sturz, Pherecyd.* Fragm. p. 117 sq.). Hesychius hat noch die Glosse: Ἰοφῶσσα, ἡ χάλκειος· ὥς φησι Φερεκύδης, und Sturz a. a. O. S. 175 vermuthet, daß in der Sprache der Kolcher Ἰοφῶσσα vielleicht soviel bedeutet habe, als χάλκειος, dem man dann die Form eines Nom. propr. in Χαλκιόπη gegeben habe. Die Glosse bei Hesychius scheint wenigstens nicht mehr anzudeuten, als daß Pherecydes das Wort Ἰοφῶσσα durch χάλκειος erklärt hat. Der eigentliche Name der Tochter des Äetes war Evenia (bei Pherecydes); als Beinamen wurden ihr gegeben: Chalciope (bei Herodorus; von der kupfernen, χάλκειος, Farbe; bei *Apollodor.* I, 9, 1 wird gleichfalls Chalciope eine der Töchter des Äetes genannt, an Phrixos vermählt, Mutter der vier oben erwähnten Söhne), Jophossa (bei Akusilaos und Hesiod; ἰόεις wird Il. XXIII, 850 das σίδηρος genannt, dunkelfarbig, eisenfarbig) und Ophiusa (bei Schol. *Apollon.*; ὄφις und δράκων haben oft das Beiwort δαφοινός, κυάνεος, dunkelfarbig). So zeichnete sich vielleicht die Evenia durch ihre Hautfarbe vor allen Andern aus, sodaß ihr diese Epitheta zugetheilt wurden. — Noch eine Nymphe Jophossa wird genannt,

*) Vgl. T. Speeleveldt's u. s. w. Briefe über die Insel Walcheren. (Weimar 1810.) S. 101. 128.

**) Nach Robert's Karte in der Landschaft Jetsegen.

†) Die Handschriften des Strabo, Josephus u. s. w. haben Ἰόππη, bei Dionysius (Perieg. 910) und auf Münzen bei *Eckhel.* Vol. 3. p. 433 Ἰόπη. Suidas will Ἰόππη als Ort geschrieben haben, Ἰόπη als Personenname.

1) Sub v. Ἰοφῶν. 2) *Valer. Max.* l. VIII. c. 7. extern. 12.

die mit Haliphron einen Deukalion (s. d. Art.) zeugte. (Hellanikus bei *Nat.* Com. VIII, 18.) (*B. Matthiae.*)

IOPOLIS, bei den alten Geographen eine kleine Stadt unweit des Orontes in der syrischen Provinz Seleucis. (*R.*)

JOPPA *Fabric.* nennt Latreille eine mit Trogus nahe verwandte Gattung aus der Familie der Schlupfwespen. Vgl. Ichneumonides und Trogus. (*R.*)

JOPPE jetzt Jaffa, vgl. den Art. Palästina. 3. Sect. 9. Bd. S. 358. Hier soll es gewesen sein, wo Andromeda an einen Felsen gefesselt war; hier wurden die Cedernstämme gelandet, welche Hiram zum Tempelbau sandte, Jonas schiffte sich hier ein, und in den Kreuzzügen verrichtete Richard Löwenherz bei Joppe seine glänzendsten Waffenthaten, und von ganz entgegengesetzter Natur ist das, was in Bonaparte's syrischem Feldzuge hier vorgegangen sein soll. Im Jahre 1837 kamen nach den Zeitungen von Jaffa's 16,000 Einwohnern 15,000 durch ein Erdbeben um. Vgl. auch Jope. (*F. G. Crome.*)

Joppeapfel (Cardinalapfel), s. unt. Apfelbaum.

JO-PRI, eine Provinz des birmanischen Reiches in Hinterindien im Süden von Munipur zwischen den Bergen von Chiaen (Kyen) im Westen und den Dankhii im Osten, etwa zwischen 21 bis 23° nördl. Br. und 91 bis 92° östl. L. von Greenw. Die Einwohner heißen Jo und sollen nach San Germano einst zu den Kyen gehört haben und später erst birmanisirt sein, wenigstens haben sie die birmanische Sprache und Sitten angenommen; nach Hamilton sind sie ein Zweig der Birmanen. Den Umfang ihres Gebietes berechnet Berghaus auf 297 teutsche □Meilen (vgl. Ritter, Erdkunde Asien. IV, 1, 159. 277). Die Jo gelten für Zauberer und sind deshalb von den Birmanen sehr gefürchtet.

(*Theodor Benfey.*)

IOPS (*Ἴοψ*), ein spartanischer Heros, dessen Monument neben dem des Leler und Amphiaraos, Sohnes des Oikles, von *Pausan.* III, 12 erwähnt wird.

(*B. Matthiae.*)

JORAM (יְהוֹרָם, יוֹרָם, *Ἰωράμ* bei den LXX). Name zweier hebräischen Könige:

1) **Joram**, Sohn Ahab's, folgte seinem Bruder Ahasja auf dem Throne von Samarien und regierte 12 Jahre (ungefähr 895—883 vor Christus). Die Geschichte seiner kurzen, aber kriegerischen Regierung ist zwar in der sonst so magern Quelle ausführlicher erzählt als die seiner meisten Vorgänger und Nachfolger (2 Kön. 3—9), aber leider auf Kosten der historischen Treue und selbst der Anschaulichkeit, in sofern sie mit den Wundersagen von dem Propheten Elisa aufs Engste verbunden ist. Indem wir deshalb auf den diesen Letztern betreffenden Artikel verweisen, begnügen wir uns, als reines Ergebniß, soweit es sich ohne Willkür aus der Sage herauslesen läßt, Folgendes herzustellen. Joram war dem fremden Baalscultus abhold und duldete nur den nationalen Jehovadienst in der alten Form, d. h. mit Thierbildern, im Lande. Nach seines Vaters Tode waren die Moabiter von Israel abgefallen und hatten den Zins verweigert; Joram verband sich mit dem Könige Josaphat von Jerusalem, um sie zu züchtigen, und zog durch das mit Letzterm verbündete Edom gegen die Feinde, welche geschlagen wurden und mit grausamer Verwüstung ihres Landes büßten. Weitere Früchte scheint aber dieser Sieg nicht gebracht zu haben. Gefährlicher war die Nachbarschaft der damascenischen Syrer und ihrer raublustigen Könige Ben-Hadad II. und Hasael, welche nicht nur das jedem Einfalle offen stehende Ostjordanland viel ausbeuteten, sondern selbst Samarien hart, doch vergeblich, belagerten; Joram selbst wurde, wie einst sein Vater, vor Ramoth in Gilead verwundet, und während er krank zu Jesreel lag, empörte sich einer seiner Kriegsobersten, Jehu, der Sohn Josaphat's (s. d. Art.), in dem Lager vor jener Feste, auf Anstiften des Propheten Elisa, zog mit dem Heere gen Jesreel und erschoß den überraschten König eigenhändig mit einem Pfeile. Die sämmtlichen Angehörigen des königlichen Hauses, 70 Söhne Ahab's, wurden zu Samarien getödtet und ihre Köpfe vor dem Thore zu Jesreel aufgeschichtet.

2) **Joram**, Sohn Josaphat's, folgte seinem Vater auf dem Throne zu Jerusalem und regierte acht Jahre (etwa 890—883 vor Chr.). Er war vermählt mit der berüchtigten Athalja (s. d. Art.), einer Tochter des Königs Ahab von Samarien [1]). Seine Regierung war unglücklich, und die beiden Quellen (2 Kön. 8, 16 fg. 2 Chron. 21, 2 fg.) stimmen darin überein, sein Unglück als ein verdientes darzustellen. Seinen Antritt schändete die Ermordung von sechs Brüdern, die der Vater mit Geld und Gut ausgewiesen hatte; die herrische Königin brachte ihren heidnischen Gräuel ins Land; Edom fiel ab und gab sich einen eignen König, ungeachtet eines von Joram zu Zair erfochtenen Sieges; selbst die alte kanaanitische Königsstadt Libna, in der Nähe von Jerusalem, durfte sich gegen das hebräische Regiment auflehnen, und zuletzt, wenn anders die Nachricht ganz zuverlässig ist (2 Chron. 21, 16. 17), plünderten Philister und Araber die Hauptstadt und schleppten des Königs Weiber und Kinder mit sich fort [2]). Der unglückliche Fürst wurde zuletzt von einer unheilbaren Krankheit der Eingeweide befallen und starb nach langem Leiden im 40. Jahre seines Alters [3]). Die Chronik verweigert ihm sogar das königliche Begräbniß gegen 2 Kön. 8, 24.

Die chronologischen Daten zu diesen beiden Regierungen unterliegen einer bedeutenden Schwierigkeit wegen des offenbaren Widerspruchs in den Angaben der Quellen, besonders zwischen 2 Kön. 3, 1 und Cap. 1, 17, wozu

---

1) Nicht des Königs Omri, wie nach dem misverstandenen Sprachgebrauche 2 Kön. 8, 26 der Art. Athalja in dieser Encykl. angibt. 2) Der vermeintliche Widerspruch dieser Nachricht, daß nämlich alle Söhne Joram's, außer dem einzigen Ahasja, dabei umgekommen, mit 2 Kön. 10, 13, erledigt sich wol durch die etwas weitere Bedeutung von אחים. 3) Über den Brief des Elias, worin diese Krankheit angedroht wurde, und welchen Einige als vom Himmel gekommen angesehen, Andere anders erklärt haben, s. d. Art. Elias und überhaupt *Fabricii* Codex Pseudepigr. V. T. I. 1075.

noch der verderbte Text in Cap. 8, 16 kommt. Auf die Lösung dieser und ähnlicher Schwierigkeiten, deren in der israelitischen Königsgeschichte mehre vorkommen (s. d. Art. **Hosea**), ist sonst viel Fleiß und Scharfsinn verwendet worden. In vorliegendem Falle half man sich gern mit der Annahme einer zweijährigen Mitregentschaft Joram's mit seinem Vater und brachte so, wiewol nicht ohne Gewalt, die nöthigen Zahlen heraus. Wir geben wenig auf diese Untersuchungen, welche auf sehr lockerem Boden ruhen, und halten die hebräischen Angaben selbst für nicht ganz genau und durch die Abschreiber öfters noch verderbt. Die im obigen und allen ähnlichen Artikeln enthaltenen Jahrzahlen möchten wir selbst nur als einen ungefähren chronologischen Haltpunkt betrachtet wissen.

(*Eduard Reuss.*)

Jorasch, s. **Dsiorasch**.

JORAT, teutsch Jurten, wird im engern Sinne der Berg zwischen den Städten Lausanne und Moudon, im schweizerischen Cantone Waadt, genannt, im weitern der an der Nordseite des Genfersees sich von den Alpen bis an den Jura erstreckende Höhenzug, den man auch das Plateau des Waadtlandes nennen kann. Er wird von Einigen als eine Verzweigung der Alpen betrachtet; allein er darf weder als ein Arm dieser, noch als eine Verzweigung des Jura angesehen werden. Sein Charakter, seine Richtung, vor allem aber seine Formation, beweisen, daß er keinem dieser Nachbarn angehört. Ungeachtet seiner zahlreichen Absenkungen stellt er sich weniger als Berg, sondern mehr als schiefe Fläche dar. Auf seinen Höhen erblickt man noch zahlreiche Waldungen, die meistens aus Tannen bestehen. Er bildet die Wasserscheide zwischen der Nordsee und dem mittelländischen Meere. Weit größer als das Rhone- ist das Rheingebiet. Der südliche Abfall ist anmuthiger und belebter als der nördliche. An jenem liegen Lausanne und die andern Orte, die den Schmuck des waadtländischen Seeufers ausmachen und die, vom See gesehen, gleichsam aus einem beinahe zusammenhängenden Weingarten sich herausheben. Der Hügel der Tour de Gourze hat (nach Roger) 2825 Fuß, der Übergang Galet à Gobet (ebenfalls nach Roger) 2665 Fuß Höhe über dem Meere. Der Jorat besteht beinahe ganz aus Sandstein, zwischen Cully und Vevay aus Breccien, die aus abgerundeten, größtentheils kalkichten Kieseln bestehen und durch einen Spath enthaltenden Kitt verbunden sind. Der Sandstein und die Breccien haben eine ungleiche Härte. Des weichen Sandsteines, Molasse genannt, bedient man sich zum Bauen. Er läßt sich leicht bearbeiten, hält aber Feuchtigkeit und Kälte nicht gut aus. Zwischen diesem Sandsteine und dem ganz harten gibt es mehre Mittelarten. Auch die Breccien sind verschieden. Bei dem einen sind die Kieselsteine schwach verbunden, sodaß der Stein leicht zerbröckelt, bei andern so stark, daß der Kitt beinahe dieselbe Festigkeit wie der Kiesel hat. Aus dieser letztern Art werden sehr gute Mühlsteine verfertigt. Hin und wieder findet man Braunkohlen; bei Pauder (zwischen Lutry und Lausanne) ist das stärkste Lager. Es besteht aus drei Lagen, jede von 7 bis 10 Zoll Mächtigkeit. Für den Geognosten ist die große Menge von Muschelsandstein bei Correvon und andern Orten mehr merkwürdig. Er ruht auf der Molasse. Auch hat man schon Haifischzähne, seltener Knochen gefunden. Über den Jorat führen stark gebrauchte Straßen in das Innere der Waadt und nach den angrenzenden Cantonen Freiburg, Bern und Neuenburg.

(*Gerold Meyer von Knonau.*)

Jord, s. **Hertha**.

JORDAENS auch JORDAANS (Jacob), einer der berühmtesten Maler aus der Periode des großen Rubens und zum Theil Schüler oder Nachahmer desselben. Für einzelne Gegenstände der bildenden Kunst jedoch hat er sich nicht an den Charakter von Rubens' Arbeiten gehalten. Geboren ist er 1594 zu Antwerpen und war in seinen Jünglingsjahren, als er sich dem Kunstleben zuwandte, Schüler des Malers Adam van Oort. Freundliche Bande fesselten ihn an des Lehrers Haus, da die Tochter desselben ihm ihre Hand reichte und so seinen Aufenthalt daselbst fixirte. Sein Wunsch, Italien zu besuchen, wurde durch seine Verheirathung vereitelt; er mußte sich begnügen, die Werke einiger venetianischen Meister, darunter vorzüglich die des Titian und des Bassano, zu copiren. Es bildete sich dadurch bei ihm für das Naturleben und besonders für die ländlichen Scenen eine Auffassungsweise aus, welche ihn befähigte, sie in einem wirklich eigenthümlichen Charakter darzustellen, zugleich aber dasjenige darin hervortreten zu lassen, was dem berühmten Rubens eben als Originalität in dieser Art von Gegenständen beigelegt wird. Überhaupt hatte Rubens einen großen Einfluß auf seine weitere Entwickelung; nachdem er die Bekanntschaft desselben gemacht, gewann er ihn so lieb, daß er ihn mit mehren Arbeiten beschäftigte, woraus sich der Übergang von Rubens' Weise auf denselben um so mehr erklären läßt; denn Form der Zeichnung, Charakter, Ausdruck und Führung des Pinsels, sowie das äußerst lebendige und feurige Colorit in Jordaens' Arbeiten liefern dafür die unwiderleglichsten Beweise. Es wird erzählt, daß Rubens ihn die Cartons in Wasserfarben malen ließ, welche der König Philipp IV. bestellt hatte, um darnach Tapeten wirken zu lassen. Leider haben aber auch Kunstschriftsteller ihn bei diesem Gegenstande beschuldigt, dies blos deshalb gethan zu haben, um ihn von der Ölmalerei zu entfernen, weil er geglaubt habe, in dem feurigen und lebendigen Colorit, sowie der freien Führung des Pinsels, an ihm einen Nebenbuhler zu finden. Diese Behauptung dürfte jedoch wol nur auf Erdichtung beruhen, Rubens' freisinniger Charakter scheint sich mit so engherziger Gesinnung und Handlung nicht zu vertragen. In der Behandlung seiner Malereien hat Jordaens etwas Großartiges; besonders für Arbeiten im größern Maßstabe dürfte sie bewundernswürdig zu nennen sein. In der äußern Form der Zeichnung und in dem eigentlichen Style derselben herrscht nicht Zartheit, sondern mehr eine gewisse Derbheit; in dem Nackten der weiblichen Gestalten findet sich sogar Schwülstigkeit der Formen. Der Malerei dagegen und dem Farbentone kann man eine wahrhaft künstlerische, magische, großartige Wirkung nicht absprechen. Zugleich

offenbart sich in seinen Gemälden eine freie, ungebundene Nachahmung der Natur; wenn sie nicht zu nahe, sondern in angemessener Entfernung betrachtet werden, vollenden sie sich bis zur täuschendsten Wahrheit, indem die große Meisterschaft des Künstlers im Helldunkel die Figuren sehr hervortreten läßt. Seine Compositionen sprechen für die größte Genialität desselben; manche Darstellungen lassen sogar oft eine zu große Ungebundenheit erkennen, am meisten ist dies in denjenigen Werken der Fall, worin er die freien Scenen des Bacchischen Lebens aus der Mythe schildert. Silen- und Satyrzüge, in welchen Trunkenheit und thierische Wollust des sylvanischen Lebens in einer eigenthümlichen Art erscheinen, waren Gegenstände, die er oft wiederholte und wovon mehre Galerien treffliche Werke besitzen.

Ein anderer Gegenstand, welchen er ebenfalls öfters darstellte, und welcher den Frohsinn und die Geselligkeit des häuslichen Familienlebens jener ältern Zeit schildert, ist der Bohnenkönig, oft auch der König trinkt, genannt. Bekanntlich heißt so ein altes holländisches bis auf neuere Zeiten erhaltenes Fest, welches auch außer Holland vorkommt und das Familienleben nicht blos des Bürgers, sondern auch der Vornehmen belebte *). Fröhlichkeit, Scherz und heitere Laune herrschen in diesen Bildern allgemein und dieser Stimmung entsprechen die im Bilde dargestellten Figuren, sodaß der Beschauer unwillkürlich zum Lachen gereizt wird. Als eins der berühmtesten Gemälde dieses Gegenstandes gilt das in lebensgroßen Figuren in Chiswick in England, nach welchem Paul Pontius einen vortrefflichen Kupferstich lieferte. Oft wendete der Künstler diesen Gegenstand so, daß eine Darstellung singender Personen entstand, nach dem alten holländischen Sprüchworte: Zoo d'oude zongen, zoo pypen de jongen (wie die Alten sungen, so pfeifen auch die Jungen). Die dresdener Galerie, das berliner Museum und andere Cabinete haben schöne Gemälde dieser Art. Hieran reihen sich ebenfalls zwei dem häuslichen Leben, doch aber mehr der Mythe und Fabel entnommene Gegenstände, nämlich die häufig wiederholte Scene von Philemon und Baucis, und die des Satyrs beim Bauer, letztern nach Äsop's Dichtung; beide Darstellungen verrathen Originalität, Witz und Laune. Von der erstern Composition war ein treffliches Gemälde auf Holz aus der Stenglin'schen Sammlung in Hamburg 1801 um hohen Preis verkauft worden. Der gute Kupferstecher aus Rubens' Schule, Nicol. Lauwers, lieferte schon in alten Zeiten ein vorzügliches Blatt davon. Vom Satyr beim Bauer ist ein ebenso vorzügliches Gemälde im berliner Museum, woran Rubens selbst mit Antheil gehabt haben soll. Trefflich gestochen wurde dasselbe schon zur Zeit des Malers von Paul Pontius. Mehre fabelhafte oder mythische Scenen, z. B. Pan mit der Flöte, Merkur tödtet den Argus, Argus und Jo, und ähnliche ins Hirtenleben übergehende Gegenstände, schilderte er im größern Maßstabe; mehre solche Gemälde befinden sich in verschiedenen Sammlungen und wurden meist auch diese von dem Maler gleichzeitigen Kupferstechern gestochen. Dahin gehören auch zwei witzige Darstellungen, nämlich die Eitelkeit und Narrheit, höchst charakteristische Compositionen in halben Figuren, gestochen von Voet und de Jode. Aber auch dem ernstern historischen Fache widmete Jordaens sein Talent und lieferte auch darin manches Großartige; so zeigt z. B. ein herrliches Bild von 15 Fuß Höhe in der dresdener Galerie, die Darstellung Jesu im Tempel, die ganze Kraft des Meisters, worin er die große flandrische Schule repräsentirt. Ferner verdient in der dresdener Galerie das große Bild, Geschichte des verlorenen Sohnes, wegen der feinen Behandlung genannt zu werden; ferner Magdalena, sich zur Buße bereitend. Ein anderes ähnliches großartiges Bild war das in der St. Walpurgiskirche zu Furnes, welches Christus unter den Lehrern im Tempel darstellt, sowie mehre andere Kirchen seines Vaterlandes viele größere Bilder desselben besitzen. — Im pariser Museum ist die Vertreibung der Käufer und Verkäufer aus dem Tempel ein Hauptbild. Desgleichen malte Jordaens für den König Karl Gustav von Schweden die Passion Jesu in 12 großen Gemälden. Eins seiner merkwürdigsten größern Werke ist das große allegorische Bildniß des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, welcher auf einem Triumphwagen, von vier raschen Pferden gezogen, dargestellt ist. Dieses Meisterwerk befindet sich im großen Saale des berühmten Hauses im Busch bei Haag. Ein anderes vorzügliches Portraitbild ist in Devonshirehaus in London, welches ebenfalls den Prinzen von Oranien mit seiner Gemahlin darstellt. Ferner war das Bildniß des Herzogs Alba sonst in der Galerie Orleans als merkwürdig bekannt. Es ist kaum möglich, alle die Werke des fleißigen Künstlers zu nennen, da die meisten Hauptgalerien davon Vorzügliches besitzen. Ein Beweis, wie der Künstler seine Zeit bis in sein höheres Alter benutzte. Dabei war er von edlem Charakter, pflegte traulichen Umgang mit seinen Freunden und liebte heitern und frohen Lebensgenuß. Er starb im October 1678 und wurde zugleich mit seiner Tochter Elisabeth, welche zu ebenderselben Zeit starb, an einem Tage beerdigt. Außer der Malerei übte Jordaens auch noch die Radirkunst; er hinterließ den Kunstsammlern acht Blätter verschiedener Radirungen, welche in Hecquet's und Basan's Katalog, sowie in mehren andern classischen Kupferstichkatalogen, verzeichnet sind. Mehre davon, zum Theil sehr fein ausgeführt, sind nicht ganz glücklich geätzt und einige mit dem Jahre 1652 bezeichnet. Vorzüglich ist nach Hecquet's Katalog Nr. 7 Jupiter und Jo, sowie Nr. 19, die Erziehung des Jupiter, und dann eine Gruppe Landleute. Nach Jacob Jordaens ist, sowie nach Rubens, von den großen Kupferstechern in jener für diesen Meister wahrhaft classisch zu nennenden flandrischen Schule vieles gestochen worden; Hecquet gibt zugleich mit dem Katalog der Kupferblätter nach Rubens ein Verzeichniß derer, welche nach Jordaens' Werken gestochen wurden. Ausgezeichnet sind: Geburt Jesu von de Jode. — Derselbe Gegenstand von Marinus. — Flucht nach Ägypten von

*) Gewöhnlich am Dreikönigstage; bei einem Gastmahle wird der Finder der in einem Kuchen liegenden Bohne zum König erklärt und genießt diese Würde im Hause bis zum nächsten Bohnenfeste.

Pontius. — Christus vor den Hohenpriestern von Marinus. — Der heilige Martinus von P. de Jode. — Marter der Apollonia von Marinus. — Argus und Jo von Bolswert. — Jupiter und Merkur von Lauwers. — Jupiter's Erziehung von Bolswert. — Der Satyr von J. Falck dem Polen. — Der Bohnenkönig von P. Pontius, sehr berühmtes Blatt. — Die Eitelkeit und Narrheit von A. Voet. — Die Narrheit von Pet. de Jode und Waumans. — Das Concert von Bolswert. — Der Satyr beim Bauer von Luc. Vorsterman und auch von Neeffs. (*Frenzel.*)

JORDAKIS (*Γεωργάκης*), vom Berge Olympos in Thessalien, daher auch Georgios Olympios genannt; der ausgezeichnetste Führer der Griechen unter Alexander Ypsilantis in der Moldau und Walachei. Der Ruf großer Tapferkeit, der ihm schon in früher Jugend zu Theil geworden war, hatte ihm die Verfolgungen der Paschas zugezogen und ihn veranlaßt, auszuwandern und nach der Walachei zu gehen, wo er in dem Kriege der Russen mit den Türken Gelegenheit fand sich auszuzeichnen, indem er mit einer kleinen Schar Getreuer den Feind neckte, die Zufuhren wegnahm, und nicht selten größere Truppenabtheilungen in die Flucht schlug. Nachdem der Friede von Bukarest (1812) jenen Krieg geendet hatte, ging Jordakis nach Serbien, wo ein kriegerisches und freiheitsliebendes Volk das Joch der Knechtschaft abzuwerfen sich bemühte, an dessen hierauf gerichteten Anstrengungen er auch so lange einen thätigen und rühmlichen Antheil nahm, bis er alle und jede Hoffnung auf auswärtige Unterstützung der Serben aufgeben mußte. Er kehrte nach der Walachei zurück, wo er den Oberbefehl über ein Corps Albanesen übernahm, das zum Schutze des Landes bestimmt war. Hier, wenn es nicht schon früher geschehen, scheint er in die Plane der Hetairisten (s. den Art. Hetärie) eingeweiht worden zu sein; und bald ward er einer der eifrigsten und ausgezeichnetsten derselben, dessen sich Alex. Ypsilantis zum Vollstrecker seiner Maßregeln zur Vorbereitung des Aufstandes in den Donaufürstenthümern bediente. Als Letzterer im März 1821 in Folge des Einrückens des Alex. Ypsilantis in die Moldau zum Ausbruche gekommen war, nahm Jordakis auch an diesem und an den damit verbundenen Heerzügen thätigen Antheil. Er war es auch, der, der Sache Griechenlands und des Alex. Ypsilantis getreu, den Walachier Theodor Wladimiresko festnahm, welcher, anfänglich nur selbstsüchtige Zwecke verfolgend, nachher für die Sache Griechenlands und der Hetairisten, namentlich durch Jordakis selbst, gewonnen und durch diesen veranlaßt worden war, im Interesse des Aufstandes der Griechen und des Unternehmens des Ypsilantis in der Walachei einen Aufstand zu erregen, endlich jedoch die Sache Griechenlands und der Hetairisten, wahrscheinlich nicht ohne auswärtigen Einfluß, aufgegeben hatte und zum Verräther an derselben geworden war. Ebenso nahm Jordakis an dem Gefechte bei Dragaschan, in der kleinen Walachei (am 7./19. Juni), welches das Unternehmen des Alexander Ypsilantis auf traurige Weise endete, einen thätigen Antheil, nachdem Letzterer, gegen den bedächtigen Rath des mit den Verhältnissen genau bekannten Jordakis, nun einmal sein Glück im offenen Felde zu versuchen beschlossen hatte. Die eigene Kühnheit des Jordakis, sowie die heldenmüthige Aufopferung der heiligen Schar, vermochte den unglücklichen Ausgang des Treffens bei Dragaschan und mit diesem das Ende des ganzen, nicht gehörig vorbereiteten, falsch geleiteten und mit den nothwendigen Mitteln zu schwach unterstützten Unternehmens des Alex. Ypsilantis nicht zu verhindern. Jordakis selbst rettete bei Dragaschan sein Leben; er entkam mit Pharmakis und einer geringen Zahl Getreuer, mit denen Beide noch eine Weile den Kampf in der Moldau und Walachei fortsetzten, um — nicht mit Schimpf, sondern rühmlich zu enden. Dieses rühmliche Ende ward auch Jordakis zu Theil. Nachdem er und Pharmakis den Türken, während Beide gegen sie den Parteikrieg fortsetzten, manche Nachtheile zugefügt hatten, warfen sie sich in das Kloster Seko, wo sie sich mit wenigen Getreuen gegen die mit großer Macht andringenden Türken während mehrer Tage vertheidigten, endlich aber Jordakis seinen Tod fand, indem er sich nach einigen Berichten in die Luft sprengte, Pharmakis dagegen in Gefangenschaft gerieth und dann in Constantinopel schmählich ums Leben kam. Mehre neugriechische Volkslieder feiern die letzte Heldenthat des Jordakis und erhalten sein Andenken und das des Pharmakis im Volke lebendig. (Dr. *Theod. Kind.*)

JORDAN. I. Biographie.

A. Ohne Vornamen, s. Jordanus.
B. Mit Vornamen.

1) Camille. Dieser ausgezeichnete Bürger Frankreichs, der aus allen Stürmen der Revolution rein und achtungswerth hervorgegangen ist, war am 11. Jan. 1771 zu Lyon geboren. Er gehörte einer Familie an, deren Name im Handel auf das Vortheilhafteste bekannt war und deren angeerbte Tugend auch ihm allgemeine Hochachtung seit seinem Eintritt in das öffentliche Leben zusicherte. Der Handel hatte indessen für ihn keine Reize, vielmehr zogen ihn schon früh die Wissenschaften an, und er widmete sich denselben mit ebenso beharrlichem Eifer, als glücklichem Erfolge. Die Grundlage zu seiner literarischen Laufbahn legte er in dem damals berühmten Collegium des Oratoriums in seiner Vaterstadt und vollendete seine Studien im Collège Irenée, wo ihn Philosophie und Naturkunde ganz besonders beschäftigten. In dieser Zeit schloß er die innigsten Freundschaftsbündnisse mit den Gebrüdern Augustin und Scipio Périer, mit de Gerando und mit dem Hospitalprediger Roanne, einem der würdigsten Geistlichen in der gallicanischen Kirche. Im Jahre 1788 begab er sich nach Grenoble zu seinem Oheim Claud. Périer und ward hier Augenzeuge der Unruhen, welche am 7. Juli die beabsichtigte Verhaftung der Parlamentsmitglieder in Grenoble veranlaßte, sowie jener merkwürdigen Versammlung der Landstände aus der Provinz Dauphiné, die am 21. Juli bei Vizille, dem Schlosse seines Oheims, stattfand, um hier zu berathen, wie und in welcher Form die ständische Verfassung, welche die

Willkür der Regierung der Provinz seit dem Jahre 1628 entzogen hatte, wieder herzustellen und ferner zu erhalten sei [1]). Die Anwesenheit von mehr als 900 Personen, die Festigkeit der Versammlung, ja ihre drohende Haltung, und die unerwartete Schlußerklärung, daß alle Bewohner der Provinz Verzicht leisteten auf jedes Vorrecht vor andern Theilen der Monarchie, auf Alles, was der Freiheit oder den allgemeinen Menschenrechten zuwider sei — alles dies machte auf Jordan's junges Gemüth den tiefsten Eindruck und gewann dasselbe für die Sache der neuen Freiheit, in der so viele edle Gemüther mit ihm die Anfänge einer bessern Zukunft erblickten. Von derselben Wirkung waren die Debatten in der Nationalversammlung, deren Sitzungen er beiwohnte, als er im 19. Jahre seines Alters (1790) mit seiner vortrefflichen Mutter nach Paris gereist war. Wie stürmisch auch schon damals die Parteien sich unter einander bekämpften, so gewann doch Jordan schon jetzt jenen Sinn für eine edle, gesetzmäßige Freiheit, der sein ganzes Leben geweiht gewesen ist. Drei Jahre später fand er Gelegenheit, dies durch die That zu beweisen. Nach den Ereignissen des 31. Mai und 2. Juni 1793 war allerdings in Paris die Besiegung der Girondisten durch die Partei des Berges entschieden. Nicht aber so in den Provinzen, wo das lebendige Wort der flüchtigen Girondisten fast überall den Haß gegen die blutigen Tyrannen in Paris vergrößerte. In Lyon hatte eine Jacobinische Partei, die von dem Mutter-Club in Paris aufgehetzt und unterstützt wurde, den Widerstand einer Gegenpartei, die ohne streng royalistisch zu sein, doch dem republikanischen Blutdurste feindlich gegenüber stand, hervorgerufen. Zu dieser gehörte auch der junge Jordan und ließ in einer der Sectionsversammlungen die ersten Laute einer Beredsamkeit vernehmen, welche ganz Lyon in Erstaunen setzte. Es gelang ihm, durch das Feuer seiner Worte den Muth seiner Mitbürger zu erwecken und sie zur Ausdauer gegen das grausame Verfahren des Nationalconvents zu begeistern. Und als am 29. Mai das auf dem Platze Terreaur vor dem Rathhause aufgestellte Bürgerbataillon Brutus von den Jacobinischen Rotten plötzlich angegriffen wurde, war Jordan unter denen, die gegen die Jacobiner fochten und thätig zu ihrer Besiegung mitwirkten [2]). Darauf nahm er als Freiwilliger an entfernteren Feldzügen Theil, bis ihn der unglückliche Ausgang der Belagerung von Lyon (1793) zwang, seine Vaterstadt zu verlassen. Er lebte nun zuerst in der Schweiz, durchstreifte sechs Monate lang die Gebirge derselben und begab sich darauf nach London. Hier trat er in nähere Verbindung mit Malouet, Cazalès, Lally-Tolendal und andern Koryphäen aus der ersten Revolution, die gleich ihm ihr Vaterland hatten verlassen müssen, und ward durch diese auch berühmten englischen Staatsmännern, wie Fox, Erskine und Holland, zugeführt. Jordan ergab sich nun mit großem Eifer dem Studium der englischen Sprache, der Sitten, Gesetze und Verfassung des Landes, wohnte fleißig den Sitzungen des Parlaments bei und suchte auf alle Weise sich nach großen Mustern englischer Beredsamkeit zu bilden. Gegen das Ende des Jahres 1796 rief ihn kindliche Liebe an das Sterbebette seiner Mutter, die er in seinen Armen verscheiden sah. Gleich darauf wählte ihn seine Vaterstadt zu ihrem Deputirten in den Rath der Fünfhundert, eine große Auszeichnung, da er erst 26 Jahre alt war, und das Gesetz die Zulassung von Mitgliedern auf dreißigjährige Männer beschränkt hatte.

In diesem Rathe schloß sich (seit dem 20. Mai 1799) Camille Jordan an die Majorität der Mitglieder an, die für Reaction waren. Unter ihnen waren Boissy d'Angles, Dumolard, Larivière, Pastoret, Quatremère de Quincy, Pichegru, Siméon, Vaublanc und andere, die allzumal schonendes Verfahren gegen die Emigranten und die Diener des alten Kirchenthums beobachtet wissen wollten und Alles haßten und bekämpften, was von der Schreckenszeit übriggeblieben war. Das reinste Streben für das Gute beseelte Jordan's Rede und Vorschläge, der sich durch eine erhabene, großherzige Beredsamkeit auszeichnete. Wir erwähnen hier nur des berühmten Vortrages vom 17. Juni (19. Prairial), in welchem er mit allem Feuer der Jugend auf die Revision der Cultusgesetze, auf die Rücknahme der priesterlichen Eidesleistung, auf die Herstellung des katholischen Cultus und auf den Gebrauch der Glocken drang [3]). Diese Rede der Glockenfrage ward in ganz Frankreich besprochen [4]). Von der einen Seite erschienen Pasquille; Bailleul [5]) bezeichnete den Bericht Jordan's mit dem Namen einer horribeln Conspiration; er selbst hieß zum Spott Cavillon oder Jourdan-les-Cloches; von der andern Seite wurde die Sehnsucht nach der lange entbehrten Äußerlichkeit des Cultus laut.

Während nun aber die französischen Heere jeden Tag neue Siege erfochten, sah sich das Vaterland im Innern von Factionen zerrissen und seufzte unter dem ebenso furchtsamen und kraftlosen als mistrauischen und tyrannischen Directorium. Die Beeinträchtigungen der Constitution durch dasselbe hörten nicht auf, die Vertheidiger der Verfassung und die Reactionsmänner misbilligten immer lauter ein solches Betragen, bis das Directorium einen Staatsstreich gegen sie auszuführen beschloß, den verwegenen Augereau von der italienischen Armee kommen ließ und ihm alle militairische Kräfte in Paris und in der Umgegend zur Verfügung stellte. Schneller als die Constitutionellen es vermutheten, wurden sie in der Nacht auf den 18. Fructidor des Jahres 8 (4. September 1797) theils verhaftet, theils von den Anhängern des Directoriums zerstreut und aus ihren Sitzungssälen vertrieben. An demselben Tage wurde von der demokratisch-directorialen Partei die Unfähigkeit einer Anzahl von Mitgliedern des

1) (v. Schütz) Geschichte der Staatsveränderung in Frankreich. II, 155 fg. 2) Wachsmuth's französische Geschichte. II, 153.

3) Moniteur. T. V. p. 274—276. *Buchez* und *Roux*, Histoire parlément. de la révol. Fr. XXXVII, 279. Vgl. *Lacretelle*, Histoire de France depuis la restauration. T. II. chap. 10. p. 211. Stuttgart. Abdr. 4) M. s. Vertrauliche Briefe über Frankreich und Paris. (Zürich 1798.) 2. Bd. S. 49. Deux amis de la révolution. XV, 205. 5) Monit. T. V. p. 293.

Rathes der Fünfhundert und des Rathes der Alten decretirt und Deportation nebst Sequestration der Güter über sie verhängt. Unter der Zahl derselben war auch Camille Jordan[6]). Aber in demselben Augenblicke, als er verhaftet werden sollte, war er beinahe wider seinen Willen von einem Freunde den Händen der Polizei entrissen und nach Basel geführt worden. In der Gegend von Neufchatel, wo er eine Protestation gegen die Verfügungen der Regierung vom 18. Fructidor geschrieben hatte[7]), lief er aufs Neue Gefahr, verhaftet zu werden, aber der nämliche Freund, dem er schon ein Mal sein Leben verdankt hatte, rettete ihn zum zweiten Male von dem schrecklichen Schicksale, mit den Übrigen nach Cayenne deportirt zu werden. Nunmehr suchte der Landflüchtige in Schwaben Sicherheit, hielt sich einige Zeit in Tübingen auf und begab sich von da nach Weimar. Hier erwarb er sich auch einige Kenntniß der teutschen Literatur und sah sich von den berühmtesten Dichtern und Schriftstellern mit derjenigen Zuvorkommenheit aufgenommen, deren seine edle Denkungsart vollkommen würdig war.

Nach Jordan's Rückkehr in sein Vaterland (1800) konnte ein Mann von seiner Thatkraft dem damaligen ersten Consul Bonaparte nicht unbekannt bleiben. Er ließ ihm daher die verführerischsten Anträge machen, um ihn für seine Zwecke zu gewinnen. Aber Jordan widerstand allen Lockungen, ja, er ging noch weiter; denn als im Jahre 1802 für die lebenslängliche Consularwürde die Stimmen in ganz Frankreich gesammelt wurden, gab er eine der beredtesten und muthigsten Schriften heraus: Vrai sens du vote national sur le consulat à vie. Er erhob sich in derselben gegen das verfassungswidrige Unternehmen des ersten Consuls, indem er jedoch dessen großen Eigenschaften Gerechtigkeit widerfahren ließ, er rügte in derselben die Umtriebe und Bedrückungen der Polizei, er sprach weissagend von den Misbräuchen, wie sie eine nachfolgende, unumschränkte Regierung erzeugen müßten, und redete mit Nachdruck der so theuer erkauften Freiheit das Wort. Einer seiner Verwandten, Namens Duchesne, kam in Verdacht, der Verfasser dieser Schrift zu sein, und wurde gefänglich eingezogen. Camille Jordan erfuhr dies nicht sobald, als er sich selbst auf der Stelle nannte; aber die Consularregierung hielt es nicht für rathsam, einen so geachteten Mann deshalb zur Verantwortung zu ziehen. Dafür blieb er auch unter der Napoleonischen Herrschaft durchaus unberücksichtigt, denn der Kaiser hielt ihn für einen schlimmen Republikaner und gestattete ihm gern die Zurückgezogenheit von allen öffentlichen Geschäften. Jordan lebte also seit 1805 glücklich verheirathet, still in Lyon, beschäftigte sich mit Philosophie und Moral, und vollendete eine Anzahl von Aufsätzen aus dem Gebiete dieser Wissenschaften, die sich nach seinem Tode unter seinen Papieren gefunden haben. Als Mitglied der Akademie zu Lyon las er in den öffentlichen Sitzungen derselben mehre mit Eleganz abgefaßte Arbeiten, z. B. eine Rede über Klopstock, die von dem Einflusse der teutschen Literatur auf ihn ein rühmliches Zeugniß ist, und eine andre über den wechselseitigen Einflüß der Revolution auf die Beredsamkeit und der Beredsamkeit auf die Revolution. Seine politische Ansicht aber blieb unverrückt dieselbe. Napoleon's Militairdespotismus galt ihm als das größte Unglück für Frankreich, dessen Glück nach seiner Ansicht einzig aus der Herstellung einer gesetzmäßigen Freiheit unter dem Schutze eines Königs aus dem alten Herrscherstamm erblühen zu können schien. Camille Jordan war einer der edelsten Anhänger der Bourbons während der ganzen Zeit ihrer Verbannung geblieben, aber im wahren Interesse derselben, welches er wiederum nicht von dem Interesse des Vaterlandes und der Freiheit zu trennen vermochte.

Als daher im Frühjahr 1814 die siegreichen Waffen der gegen Napoleon verbündeten Mächte die kaiserliche Herrschaft in Frankreich zertrümmert hatten, wurde Jordan im März 1814 als Deputirter der Stadt Lyon nach Dijon geschickt, um dort dem Kaiser Franz von Österreich den Wunsch seiner Mitbürger für die Wiederherstellung der Bourbons auf den Thron von Frankreich zu erkennen zu geben, und einen Monat später wurde ihm der nicht minder wichtige Auftrag, die Huldigung der zweiten Stadt des Königreichs zu den Füßen des Thrones auszusprechen. Sein Eifer und seine aufrichtige Anhänglichkeit blieben auch von Ludwig XVIII. nicht unbelohnt; in kurzen Zwischenräumen erhielt er das Kreuz der Ehrenlegion, wurde in den Adelstand erhoben und später (1817) auch zum Staatsrathe ernannt. Vorher aber hatte er im Jahre 1815 noch eine neue Gelegenheit, dem königlichen Hause seine Treue und seinen Muth zu bethätigen. Denn in dem Augenblicke, als sich Napoleon, von Elba zurückkehrend, am 10. März der Stadt Lyon näherte, war Camille Jordan der Letzte, welcher dem Grafen Artois zur Seite blieb, wofür ihm aber das Volk die Fenster einwarf, da es seiner Person nicht habhaft werden konnte. Nach der hunderttägigen Regierung des ehemaligen Kaisers ging er als Deputirter der Stadt Lyon nach London, um das reiche Vermächtniß zu heben, welches der in Indien verstorbene General Martin seiner Vaterstadt hinterlassen hatte. Auf dieser Reise erneuerte er seine frühere Bekanntschaft mit ausgezeichneten Engländern und schloß wichtige Verbindungen für die Zukunft.

Nach seiner Rückkehr wurde Jordan (1816) vom Departement de l'Ain, bei dessen Wahlcollegium er den Vorsitz hatte, zum Mitgliede der Deputirtenkammer ernannt. Das damalige Ministerium, bestehend aus Richelieu, Lainé, Corvetto und Decazes, folgte, in sich einträchtig und fest, keinen andern Grundsätzen als denen, die mit der Charte übereinstimmten, und Camille Jordan machte es sich daher zur Pflicht, mit zu der Zahl derjenigen zu gehören, welche die Absichten dieses Ministeriums in Allem, was edel und gerecht war, eifrig zu unterstützen. Daher wird in der Geschichte der Session vom Jahre 1816 und 1817 sein Name neben denen eines Royer-Collard, Barante, Villemain, de Serre, Broglie und Guizot, den ersten

6) Wachsmuth a. a. O. II, 622. 7) Auch später gedruckt unter dem Titel: Camille Jordan, deputé du Rhone, à ses commettans sur la révolution du 18. Fructidor 1797. (Hamburg 1798.) p. 144.

und talentvollsten Männern Frankreichs immer genannt. Jordan ist einer der eigentlichsten Begründer des Doctrinalismus in den parlamentarischen Verhandlungen, er besaß mit den übrigen Männern seiner Partei das tiefste Gefühl für die öffentlichen Freiheiten, die meisten Kenntnisse in der Theorie des Staatslebens und den größten Glanz der Beredsamkeit. Aber es fehlte dieser Fraction, die man wol die Gironde des Royalismus nennen könnte, der Blick ins praktische Leben, die Kunde des Geschäftswesens und die Fähigkeit, ihren philosophischen Theorien die nöthige Anwendung auf die Gegenwart und den Geist der Nation zu verschaffen, was den kühneren und beweglicheren Liberalen besser gelungen ist[8]). In diesem Sinne redete Jordan zu wiederholten Malen im Verlaufe der Sitzungen mit mehr oder weniger glücklichem Erfolge, unter andern in den Debatten über das Wahlgesetz, über die individuelle Freiheit, über die beschränkte Freiheit der Tageblätter und über eine Jury für Preßvergehen. Eine besondere Aufmerksamkeit erregte sein Antheil an dem gefährlichen und hitzigen Kampfe gegen und für die Waldungen des Klerus. Mit aller Kraft seines scharfsinnigen Talentes nahm der Vicomte von Bonald die Geistlichkeit und ihre Anmaßungen gegen den Staat in Schutz, aber Camille Jordan, unveränderlich in den Grundsätzen, die ihn bereits im Jahre 1797 hatten so mannhaft zur Vertheidigung der unterdrückten Geistlichkeit sprechen lassen, bestritt ihn mit Geist und Redlichkeit, und zeigte, wie solche Vertheidiger der Geistlichkeit nicht besser wären, als ihre schlimmsten Feinde[9]). Nicht minder zeichnete er sich als Redner und warmer Vertheidiger der Grundsätze einer vernünftigen Freiheit bei andern Veranlassungen aus: seine Rede über den Gesetzentwurf hinsichtlich der Vollzähligmachung des Heeres, über die Ausgaben des Polizeiministers und über die vorgeschlagene Anleihe für das Budget erregten allgemeines Aufsehen, und auch, wo seine Ansichten nicht getheilt wurden, konnte man die Rechtlichkeit und Beharrlichkeit in seinen Grundsätzen nicht in Zweifel ziehen.

Als unter dem neuen Ministerium, an dessen Spitze seit dem 29. December 1818 Dessolle stand, die Ansichten eine bedeutende Veränderung gegen das Richelieu'sche Ministerium erfahren hatten, gab sich Jordan viele Mühe, den mit ihm vertrauten Mitgliedern des Ministeriums die Augen über einzelne Misgriffe zu öffnen. Als aber alle Vorstellungen fruchtlos waren, so glaubte er nach seiner Überzeugung nicht anders handeln zu können, als die ministeriellen Maßregeln öffentlich zu bestreiten. Für dies aufrichtige Benehmen lohnte ihn die wiederholte Ernennung zum Deputirten des genannten Departements und seiner Vaterstadt Lyon. In dem Zwischenraume zwischen den Sitzungen der Jahre 1818 und 1819 gab er seine berühmte Schrift sur la session de 1817 heraus, worin er mit so vieler Kraft als Scharfsinn die Absichten, die Umtriebe, die Hoffnungen und die Hilfsquellen einer geheimen Partei, die nur das Unheil des Vaterlandes bezweckte, zur öffentlichen Kenntniß brachte. Aber in ebendiesem Zeitraume fühlte er auch die ersten Spuren der Krankheit, die ihn bald darauf hinweggerafft hat, und deren Fortschritte er nicht nur zu hemmen vernachlässigte, sondern durch seine anhaltenden Arbeiten noch um vieles vermehrte. Solche beschäftigten ihn namentlich in der Sitzung des Jahres 1819. Er sprach hier in Verbindung mit Royer-Collard standhaft gegen Censur und Ausnahmsgesetze, nicht minder kühn und glänzend trat er bei den Debatten über das neue Wahlgesetz auf, bei welchem der letzte Entwurf von Decazes umgearbeitet war, und mußte hier mit tiefem Schmerze gegen seinen alten Freund, den Großsiegelbewahrer de Serre, das Wort nehmen[10]). Sein doctrinäres Amendement siegte mit 128 gegen 127 Stimmen und die Entscheidung fiel gegen das Ministerium aus. Jetzt aber war er nahe daran, sich um seiner zerrütteten Gesundheit willen von den Geschäften der Kammer zurückzuziehen, und nur die dringende Überzeugung, daß er seinem Vaterlande noch nützlich sein könne, vermochte ihn, auf seinen Posten zurückzukehren und sich dem Wohle des Vaterlandes zu widmen. Seines Amtes als Staatsrath aber war er mit seinen Freunden Guizot und Royer-Collard bereits im Jahre 1820 entlassen worden, ohne daß dadurch seine Anhänglichkeit an den König nur im Geringsten vermindert worden wäre. Zum letzten Male erschien er auf der Rednerbühne am 28. Januar 1821[11]). Am Tage zuvor war eine gefahrdrohende Pulverexplosion in der Nähe der Tuilerien vernommen worden, und die Kammer berieth daher eine Adresse, um dem Könige ihre Trauer und ihre gute Gesinnung an den Tag zu legen. Einige Äußerungen in dem Entwurfe derselben gaben Camille Jordan Gelegenheit, mit der ganzen Kraft seiner Rede gegen die aufzutreten, welche dem Könige zu dienen meinten, wenn sie ihn gegen den Geist des französischen Volkes feindlich stimmten und diese Veranlassung für günstig hielten, um auf Wiederherstellung einer unumschränk-

---

8) Lacretelle a. a. O. (T. II. ch. 11. p. 253 sq.) spricht hierüber in folgender Weise: Deux de ces orateurs, M. M. Royer-Collard et Camille Jordan, étoient loin de tout acte d'hostilité, plus loin encore de tout mobile ambitieux et de ce genre de servitude que crée souvent l'amour de la popularité. Comme ils parlaient de leurs doctrines on imagina de les appeller *doctrinaires*. L'on crut ou l'on affecte de croire, que leurs doctrines avoient quelque chose de mystérieux, de vague, et qu'ils prétendaient tout gouverner d'après des théories nouvelles, d'après des hautes abstractions empruntées du transcendentalisme de la philosophie allemande. Rien n'était moins fondé que ce genre de reproche. M. Royer-Collard avait fait intervenir dans les discussions parlamentaires un ordre des considérations très-élevé, un language ferme et précis qui liait toutes les parties de ses raisonnemens, comme pour en former une armure impénétrable: mais rien ne répugnait plus à sa raison que ces gouvernemens hypothétiques, créés *a priori*, dans le cabinet des spéculateurs, qui ne veulent jamais se laisser déranger par l'expérience des siècles. Sa loi première était de s'intredire tout autre modèle, tout autre type que la charte donne, mais de ne reculer devant aucune de conséquences qu'implique ce système de lois. M. M. de Serre et Camille Jordan partageaient cette sévérité rationelle et ne l'exagéraient pas.

9) Einige Stellen aus dieser Rede bei *Lacretelle*. T. II. ch. 13. p. 213 sq.

10) Lacretelle ebendas. ch. 15. p. 527. 536 sq.

11) Ebendas. T. III. ch. 17. p. 38.

ten Macht zu bringen. Bald nach diesem Ereignisse starb Camille Jordan am 19. Mai 1821. Ein feierliches Leichenbegängniß zeigte, daß Paris den Verlust eines der besten Bürger Frankreichs, eines der ausgezeichnetsten Redner und eines sehr gebildeten Mannes anzuerkennen wußte. Die Leichenrede hielt Royer-Collard. Adieu, mon cher Camille, sprach er am Schlusse derselben, nous sommes entrés ensemble, il y a 24 ans, dans la carrière publique et pas un seul jour dans une si longue route nous n'avons été desuni, même but, mêmes pensées, mêmes efforts, même fortune. La mort seul nous a pu separer pour un tems. In den nach Jordan's Tode gesammelten Reden besitzt die französische Literatur eins der besten Denkmale politischer Beredsamkeit. (*K. G. Jacob.*)

2) Charles Etienne, geboren zu Berlin den 27. August 1700 von bürgerlichen Ältern, die aus Dauphiné stammten, doch während der Religionsverfolgungen ein Asyl in den preußischen Staaten gefunden hatten. Den Schulen seiner Vaterstadt verdankte Jordan die erste wissenschaftliche Bildung. Im Jahre 1719 ging er nach Genf, wo er sich mit philosophischen und theologischen Studien beschäftigte und dieselben zu Lausanne fortsetzte. Als er 1721 nach Berlin zurückkehrte, ward er vier Jahre später Prediger zu Potzlow in der Uckermark und 1727 zu Prenzlau. Der Tod einer geliebten Gattin stürzte ihn 1732 in eine unheilbare Schwermuth. Er legte sein Amt nieder und unternahm, um sich zu zerstreuen, eine Reise durch England, Holland und Frankreich. Die Beschreibung dieser Reise [1]) ward die Veranlassung, daß ihn Friedrich II., damals noch Kronprinz, zu sich nach Reinsberg nahm. Nach seiner Thronbesteigung (1740) ernannte er ihn zum geheimen Rath, übergab ihm späterhin die Aufsicht über die preußischen Universitäten und erhob ihn 1744 zum Vicepräsidenten der Akademie zu Berlin. Jordan stiftete seitdem viel Gutes durch Verbesserung des Polizeiwesens und durch Errichtung eines Armenhauses für muthwillige Bettler. Die Verfolgung dieser gemeinnützigen Zwecke erwarb ihm allgemeine Achtung. Er ward, als er den 23. März 1745 starb, von vielen bedauert, am meisten von seinem Monarchen, dessen Gunst er fortwährend besessen.

Auf dem Denkmale von Marmor, welches ihm Friedrich II. errichten ließ, befindet sich die Inschrift: Ci git Jordan, l'ami des muses et du roi. In einer akademischen Lobrede schilderte ihn der große König mit den Worten: „Sein Geist war lebhaft und durchdringend, sein Gedächtniß vielumfassend, seine Beurtheilungskraft war sicher und gründlich, seine Einbildungskraft beherrscht durch den Verstand, sein Charakter edel und menschenfreundlich." Über das nähere Verhältniß zwischen Jordan und seinem Monarchen gibt die Correspondenz zwischen Beiden manche Aufschlüsse. Briefe des Königs an Jordan befinden sich im achten Bande der hinterlassenen Werke Friedrich's II., Briefe Jordan's an den König in zwölften Bande. Außer der bereits erwähnten Reisebeschreibung machte sich Jordan als Schriftsteller noch durch einige andere bekannt, obgleich er mehre aus Bescheidenheit unterdrückte. Zu denen, welche zur Kenntniß des Publikums kamen, gehört eine Abhandlung: de vita et scriptis Jordani Bruni, l'histoire de la vie et des ouvrages de Mr. de la Croze, und eine schätzenswerthe Sammlung unter dem Titel: Recueil de litérature, de philosophie et d'histoire [2]).

3) Dora, geboren 1762 unweit Waterfort in Irland, aus einer wälischen Familie stammend, widmete sich schon als Kind der theatralischen Laufbahn und zog mit einer Schauspielertruppe umher, zu der ihre Ältern gehörten. Ihr Vater hieß Bland und ihre Mutter war eine geborene Philipps. Unter dem Namen Miß Francis, den sie als Kind geführt und den sie erst in spätern Jahren mit dem Namen Mrs. Jordan vertauschte, entzückte sie noch 1782, zur blühenden Jungfrau herangewachsen, das englische Publicum auf dem Theater zu Leeds, dessen Director der beliebte Tate Wilkinson war. Durch ihr meisterhaftes Spiel, ihre treffliche Mimik und Action bezauberte sie in eben dem Grade, wie durch die ungemeine Biegsamkeit ihrer melodischen Stimme, die im Gesange die feinsten Nüancen auszudrücken vermochte. Als Calliste rührte sie die Zuhörer bis zu Thränen, während sie in der naiven Rolle der Greenwood-Lady allgemeine Lust und Heiterkeit verbreitete. Ihr kunstreiches Spiel ward noch gehoben durch die körperlichen Reize, die sie schmückten. Nach dem Ausspruch eines der berühmtesten englischen Maler soll sie eine der anmuthigsten Gestalten gewesen sein.

Unbekannt ist, weshalb sie in York, wohin sie sich noch im Jahre 1782 mit ihrer Mutter begab, ihren bisher geführten Namen mit Mrs. Jordan vertauschte. Auch das londoner Publicum ließ ihr als Schauspielerin und Sängerin volle Gerechtigkeit widerfahren, als sie nach einem dreijährigen Aufenthalte zu York, am 18. October 1785, in dem Theater zu Drury Lane als Country girl zum ersten Mal auftrat, und seitdem mit einem wöchentlichen Honorar von 4 Pfund Sterling von jener Bühne engagirt ward. Noch günstiger für ihre äußere Existenz, wiewol nicht ohne Nachtheil für ihren bisher tadellosen Ruf, war um diese Zeit ihr Verhältniß zu dem Herzoge von Clarence, nachherigen König Wilhelm IV., der etwa drei Jahre jünger als sie, durch ihre blendende Schönheit gefesselt ward, als er von seiner Seereise nach London zurückkehrte. Indessen würde sie die Liebeserklärung des Herzogs entschieden zurückgewiesen haben, wenn der Advocat Ford, der Sohn eines Eigenthümers des Drurylanetheaters, der allgemein für ihren Gatten galt, nicht Bedenken getragen hätte, ihr die Hand am Altare zu reichen. Sie erklärte vielmehr, daß in diesem Falle keine Versuchung in der Welt sie vermögen könnte, ihm

1) Histoire d'un voyage litéraire etc. à la Haye 1735. 12.

2) Vgl. Histoire de l'Académie des Sciences de Berlin pour l'an 1746. p. 457 sqq. Nouvelle Biblioth. germ. Tom. IV. P. II. p. 251 sqq. (*Formey*) Souvenirs d'un citoyen. T. I. Jöcher's Allgem. Gelehrtenlexikon. 2. Th. S. 1965 fg. Baur's Neues histor. biogr. literar. Handwörterbuch. 2. Bd. S. 929 fg.

und ihrer Pflicht untreu zu werden. So ging sie, als er seine Ansprüche aufgab, die Verbindung mit dem Herzoge ein, der für die mit ihr erzeugten Kinder väterlich zu sorgen versprach. Als bald nachher in öffentlichen Blättern die verletzende Frage aufgeworfen ward: „Was wird bei der neuen Verbindung, die Mrs. Jordan eingegangen, aus ihren Kindern werden?" gab sie mit ehrlicher Offenheit in eben jenen Blättern die lakonische Antwort: „Ich habe für meine Kinder bereits gesorgt"[3]). Diese Worte unterzeichnete sie am 30. November 1790 mit dem Namen Dora Jordan.

Ihr Verhältniß zu dem Herzoge war eins der glücklichsten durch gegenseitige Übereinstimmung und treue Anhänglichkeit. Er hatte an ihr die treueste Genossin gefunden, die sich in stiller Häuslichkeit zu Bushy nur ihm und seinen Angelegenheiten und Vergnügungen widmete. Das Glück dieser Ehe steigerte sich durch eine zahlreiche Familie. Seine Gattin, der nichts als der gesetzliche Titel fehlte, blieb dem Herzog lieb und werth durch die anmuthigen Kinder, die sie ihm geboren, und ebenso genoß sie seiner Brüder und der höchsten Staatsbeamten allgemeine Achtung. Die nachfolgende Notiz in einem öffentlichen Blatte vom 21. August 1806 liefert dafür einen Beweis. „An dem Geburtstage des Herzogs von Clarence war das Schloß zu Bushypark herrlich geschmückt. Des Morgens zogen die Musiker des Herzogs von York und Kent auf und spielten die schönsten Arien aus Haydn's Schöpfung. Um fünf Uhr langten der Prinz von Wales, die Herzoge von York, Kent, Sussex und Cambridge, der Lordkanzler u. a. m. an. Um sieben Uhr gab eine Glocke das Zeichen zum Festmahl. Der Prinz von Wales (nachheriger König Georg IV.), führte Mrs. Jordan in den Saal, setzte sie an die Spitze der Tafel, dann sich zu ihrer Rechten und den Herzog von York zu ihrer Linken u. s. w. Der Herzog von Clarence nahm seinen Platz am untersten Ende der Tafel. Das Publicum erhielt Einlaß und durfte dem königlichen Bankett zuschauen. Des Herzogs zahlreiche Familie wurde dann eingeführt und von den königlichen Brüdern und der ganzen Gesellschaft bewundert. Das jüngste Kind mit den schönsten blonden Locken trug die Amme in ihren Armen."

Bald nach diesem frohen Ereignisse enthielten öffentliche Blätter kränkende Hindeutungen auf einen Bruch
zwischen dem Herzoge und Mrs. Jordan. Man mei
es sei darauf abgesehen gewesen, der darüber beunruhigt
Frau Geld abzudringen. Eine Störung schien allerdin
in dem bisher so glücklichen Verhältnisse eingetreten
sein. Schon im Jahre 1811 erfolgte auf des Herzo
Antrag eine völlige und ewige Trennung. Zu Cheltenha
wo Mrs. Jordan sich damals befand, erhielt sie ein
Brief des Herzogs, der sie zu ihm nach Maidenhead b
schied. Sie ahnte ihr Schicksal. Die zahlreich versam
melten Zuschauer in dem Schauspielhause zu Cheltenha
wo sie zum Benefiz des Directors Watson die Rolle d
Nell spielte, merkten deutlich, daß sie alle ihre Kräfte au
bieten mußte, um ihre zunehmende Schwäche zu verberge
Überwältigt von ihren trostlosen Gedanken brach sie
einer Stelle, wo sie laut lachen sollte, in einen Stro
von Thränen aus. Doch gewann sie bald wieder d
nöthige Fassung, um ihre Rolle zu Ende spielen zu kö
nen. In ihrem Theatercostüm führte sie der Wagen na
Maidenhead, wo der Herzog sie erwartete. Mit ruhig
Fassung ertrug sie das harte Geschick, in die Trennun
von einem Manne zu willigen, mit dem sie 20 Jahre
glücklich gelebt und ihm während dieser Zeit zehn Kind
geboren. Ein Brief, den sie nicht lange nachher an ein
Freund schrieb, schildert ihre Empfindungen.

„Ich erhole mich," schreibt sie, „allmälig von de
Schlage und der Überraschung (surprise), die mich v
Kurzem betroffen. Sie und die Welt dürfen sich übe
zeugt halten, daß innerhalb der 20 Jahre es auch nic
einen Schein von Zwist zwischen uns gegeben hat. D
weiß Jeder, der unsern häuslichen Cirkel näher kennt. U
so größer aber ist das Erstaunen. Geld! Geld! me
geehrtester Freund, das ist es, was ihn, nach meiner fest
Überzeugung, zum beklagenswerthesten Manne gemacht ha
Aber hat er nun einmal übel (wrong) gethan, so wi
er sich nicht zum Widerruf bequemen (he does not lik
to retract). Ach, bei allen seinen übrigen vortrefflich
Eigenschaften, seinen häuslichen Tugenden, seiner Zär
lichkeit für seine liebenswürdigen Kinder — was wird
da in diesem Augenblick leiden müssen! Man hätte sein
Verlegenheiten abhelfen sollen, vorher; aber dieses i
entre nous! Alle seine Briefe sind voll des unbeschrän
testen Lobes über mein Verhalten, und es ist der her
gefühlteste Segen, mich dessen bewußt zu sein, daß i
nach meinen besten Kräften jenes Lob zu verdienen mi
bestrebt habe. Es ist mir vom Prinz-Regenten un
jedem Zweige der königlichen Familie, die sämmtlich dies
traurige Ereigniß in unumwundenen Ausdrücken beklage
die huldreichste Freundlichkeit und Theilnahme bewiese
worden. Der ganze Briefwechsel liegt jetzt dem Prin
regenten vor, und ich bin stolz darauf, daß ich hinzufüge
kann, mein früheres und mein gegenwärtiges Benehme
habe mir einen Freund erworben, der mich nie verlasse
zu wollen erklärt hat. Meine Geduld (forbearance
sagt er, übersteigt Alles, was er sich habe vorstellen könne
Aber was wird nicht ein Weib thun, das treu und inn
liebt? Und hätte er mich im Elend vergehen lasse
(starve), dennoch würde nie ein Wort zu seinem Nac
theil mir entschlüpft sein. Und nun, mein Freund, höre

---

3) Unter ihren vor ihrer Verbindung mit dem Herzoge von Clarence erzeugten drei Töchtern ward die älteste, Francis, 1808 mit dem Lieutenant Alsop, einem Artillerieofficier, vermählt; die zweite Tochter, Dora, ward 1810 die Gattin des im Artilleriebüreau angestellten Lieutenants March, und Lucy, die dritte, fast gleichzeitig mit dem Obersten und nachherigen General Hawkes verheirathet. Die Kinder, welche Mrs. Jordan dem Herzoge nach ihrer Verbindung mit ihm geboren, sind folgende: 1) Graf Munster, Pair von England, Schwiegersohn des Grafen Egremont. 2) Lord Frederic Fitzclarence, Oberst, Stallmeister und Adjutant des Königs. 3) Lord Adolph Fitzclarence, Schiffscapitain und Obergarderobier des Königs. 4) Lord Augustus Fitzclarence, Pfarrer zu Maple-Durham und Kaplan des Königs. 5) Lady Sophia Fitzclarence, Gemahlin Sir Philipp Sidney's, Stallmeisters des Königs. 6) Lady Mary Fitzclarence, Gemahlin des Obersten Fox, Marschalls von Schottland. 7) Lady Amalia Fitzclarence, Gemahlin des Viscount Falkland.

sie nicht weiter auf die Schmähungen, womit man den Herzog von Clarence mishandelt. Er hat übel gethan, und er leidet dafür. Aber so weit es in seiner eignen Macht steht, thut er alles Liebe und Edle, und sollte es auch zu seiner eignen Bedrängniß gereichen u. s. w."

Die Schmähungen, deren Mrs. Jordan in dem eben mitgetheilten Briefe gedenkt, flossen aus der unlauteren Quelle von Schriftstellern, die, ohne den Charakter und die Verdienste des Herzogs zu kennen, ihn haßten. Auf ähnliche Weise maßen andere Scribler, die mit den Theatern in Verbindung standen, den lügenhaften Gerüchten Glauben bei, die den Ruf der reizenden Schauspielerin in ein zweideutiges Licht stellten und ihre Tugend verdächtig machten. Auch fehlte es nicht an Personen von hohem Range, die aus scheinbarer Ehrerbietung für die königliche Familie und den muthmaßlichen Thronerben in dem Herzoge Mistrauen und Misfallen an seinem bisherigen Verhältniß zu Mrs. Jordan zu wecken suchten. Es ist sogar nicht unwahrscheinlich, daß sie zur Abhilfe seiner finanziellen Bedrängnisse eine Verbindung mit der sehr reichen Miß Tilney Long zu betreiben suchten, die sich jedoch im März 1812 mit William Pole Esquire vermählte und so jenen Plan vereitelte.

Bei der oben erwähnten Trennung im Jahre 1811 war festgestellt worden, daß Mrs. Jordan für ihre vier jüngsten Töchter bis zu einem gewissen Alter derselben Sorge tragen, doch für dieselben mit 1500 Pfd. Sterl. entschädigt werden solle. Für Haus und Equipage wurden ihr 600 Pfund Sterling zugesichert, für ihre eigne Person 1500 Pfund Sterling. Außerdem sollten ihre drei Töchter aus der frühern Verbindung 800 Pfund Sterling erhalten. Zugleich erbot sich der Herzog, seine vier Töchter selbst zu sich zu nehmen, im Fall Mrs. Jordan gesonnen sei, auf die Bühne zurückzukehren. Wirklich geschah dies bereits nach wenigen Monaten. Die nachfolgende Erklärung ließ Mrs. Jordan in die öffentlichen Blätter rücken, um hämischen Ausfällen auf sie und den Herzog dadurch zu begegnen:

„Was mich selbst betrifft, will ich mit Stillschweigen übergehen. Das kann ich jedoch nicht hinsichtlich dessen, was eine nicht weniger ehrenwerthe als erlauchte Person betrifft. Ich erkläre daher, daß Sr. Königl. Hoheit Liberalität gegen mich im höchsten Grade edel und großherzig gewesen; daß der Herzog jedoch seine Güte nicht über die Grenze seiner eignen Existenz habe ausdehnen können, und deshalb mir verstattet hat, es zu versuchen, für mich selbst zu sorgen. Dieses ist der einzige Grund, weshalb ich auf die Bühne zurückgekehrt bin, und ich hoffe nun, daß unter diesen Umständen das Publicum sich nicht werde beleidigt fühlen, wenn ich dessen Unterstützung und Schutz in Anspruch nehme. Dieser Unterstützung und dieses Schutzes gewiß, will ich geduldig jene Art unmännliche Verfolgung ertragen, worin ein weibliches Wesen in so besonderer Lage sich fügen muß. Stets bereit, meine Schwächen in jeder Hinsicht anzuerkennen, wage ich hinzuzufügen, daß ich es nie an Aufrichtigkeit und Dankbarkeit habe fehlen lassen, noch jemals der Sorge, die Jedem für die gute Meinung des Publicums am Herzen liegen muß, vergessen habe."

In große Verlegenheit stürzte sich Mrs. Jordan im Jahre 1815 durch ihr zu großes Vertrauen in die Ehrlichkeit eines ihrer nähern Bekannten, als sie in seiner Geldnoth sich für ihn mit ihres Namens Unterschrift für einige Summen verbürgte, die ihr als unbedeutend vorgespiegelt worden waren, deren Zahlung jedoch für den Augenblick ihre Kräfte überstieg. Der Gedanke, die Familie des Mannes, der sie so bitter getäuscht, vom gänzlichen Untergange zu retten, bewegte ihr gefühlvolles Herz mehr, als die ihr selbst drohende Gefahr der Verhaftung durch die ungestümen Gläubiger. Um zu Unterhandlungen mit ihnen die erfoderliche Zeit zu gewinnen, kam ihr der Entschluß, ihren bisherigen Aufenthalt in England einstweilen mit Frankreich zu vertauschen. Aber in der Hoffnung, in ihr Vaterland zurückzukehren und ihre geliebten Kinder wiederzusehen, sah sie sich getäuscht, als der unwürdige Freund, der sie in diese große Verlegenheit gebracht, die von ihr verlangte eidliche Erklärung von sich wies, daß das unterdessen angefertigte Verzeichniß seiner Schulden wirklich alle enthalte, die auf ihm lasteten. Der Gram darüber brach ihr das Herz. Sie starb im Juni 1815 zu St. Cloud, herabgestürzt von der Höhe des Glücks und mit der trostlosen Aussicht auf Verlassenheit, Armuth und Noth. Sie konnte sich das Zeugniß geben, als die zwanzigjährige vertrauteste Genossin eines Fürsten nie ihren mächtigen Einfluß zum Nachtheil Anderer oder der öffentlichen Wohlfahrt misbraucht zu haben. Wahrhafte Bewunderung erregt die stille Resignation, womit sie ihr hartes und unverdientes Geschick ertrug, und über die eigentlichen Ursachen der Auflösung eines so zarten und innigen Verhältnisses bis zum Grabe ein tiefes Schweigen beobachtete. Das über ihre Lebensgeschichte schwebende Dunkel wird nicht ganz aufgehellt durch die unten angeführte Biographie, von der überdies fast zwei Drittel der Geschichte des englischen Theaters in den letzten funfzig Jahren gewidmet sind. Gleichwol enthält dies Werk doch manche echte und interessante Notizen[4]). (*Heinrich Döring.*)

4) Estevan oder Stephan, Maler, Bildhauer und Architekt unter König Philipp II. von Spanien gegen das Ende des 16. Jahrhunderts. Er genoß einen außerordentlichen Ruf und wurde vom König zu dessen Hofbildhauer ernannt. Als sehr merkwürdig geschildert wird der Hauptaltar in der reich geschmückten schönen Klosterkirche des Montserrat bei Barcelona, wofür er 23,000 Kronen erhalten haben soll. Ebenso hoch stellt man von ihm sechs Gemälde in der Magdalenakirche zu Valladolid, wo auch noch mehre Statuen, Basreliefs und andere Kunstwerke von ihm sich befinden. (*Frenzel.*)

5) Gotthelf Friedrich, geboren 1770 zu Göttingen, studirte dort in den Jahren 1787—1792 Medicin und

4) s. The life of Mrs. *Jordan*, including original private correspondance and numerous anecdotes of her contemporaries. By *James Bonden.* (London 1831.) 2 Voll. Zeitgenossen. Dritte Reihe. 4. Bd. 8. Heft. S. 91 fg.

erwarb sich durch Vertheidigung seiner Inauguraldissertation: de prolapsu ex ano (Gott. 1793. 4.) die Doctorwürde. Er verließ um diese Zeit seine Vaterstadt und ward Militairarzt bei der preußischen Armee, die er in den Feldzügen von 1793—1795 begleitete. Durch seine Kenntniß und Thätigkeit zeichnete er sich dort nicht minder aus, als späterhin in seinen Verhältnissen als praktischer Arzt zu Göttingen. Im Jahre 1801 ward er zum Hofmedicus ernannt. Auch als akademischer Lehrer wollte er nützen. Im Jahre 1802 habilitirte er sich zu Göttingen als Privatdocent. Gemeinschaftlich mit dem Professor Cappel übernahm er die Direction des clinischen Instituts. In den Jahren 1803—1808 lebte er als Brunnenarzt zu Driburg. Er ward 1814 hessischer und 1817 hannöverischer Landphysikus, kehrte jedoch späterhin wieder nach Göttingen zurück, vorzugsweise seiner ärztlichen Praxis sich widmend. Er starb dort am 17. April 1827. Außer seiner erwähnten Inauguraldissertation schrieb Jordan noch: Erste Nachricht von dem medicinischen Clinicum (Göttingen, 1802. 4.) und eine Zweite Nachricht u. s. w. (ebendas. 1803. 4.) [1]).

6) Martin Ludwig von J., geb. am 31. August 1762 zu Treptow in Pommern, der Sohn eines dortigen Gutsbesitzers, verdankte seine wissenschaftliche Bildung dem Waisenhause und dem Pädagogium zu Halle. Auf der dortigen Universität betrieb er auch seine juristischen Studien mit Eifer und beschäftigte sich daneben mit der Theologie. Den entschiedensten Einfluß auf seine theologische Bildung gewann A. H. Niemeyer. Er hatte sein 22. Lebensjahr erreicht, als er (1782) zu Bischdorf in Oberschlesien Pfarrer an der dortigen evangelischen Kirche ward, die von dem damaligen Besitzer jener Herrschaft, der sein Verwandter war, unlängst erbaut worden. Die im dortigen Kreise zerstreut wohnenden evangelischen Christen sammelte Jordan in Bischdorf zu einer zahlreichen Gemeinde. In seinen Verhältnissen als Seelsorger fühlte er sich so glücklich, daß er nur durch oft wiederkehrende Kränklichkeit bewogen werden konnte, sein Predigtamt niederzulegen. Seit dem Jahre 1789 lebte er, glücklich verheirathet, auf dem von ihm erkauften Rittergute Schönwald im rosenberger Kreise. Im Jahre 1800 ward er in den Adelstand erhoben. Nach bestandenem juristischen Examen trat er 1800 in königlich preußische Staatsdienste als Justizrath und Commissarius perpetuus des lublinitzer Kreises. Späterhin ward er durch einstimmige Wahl der Kreisstände des rosenberger Kreises zum Landrath erwählt. Neben diesen Ämtern wurden ihm auch noch einige andere übertragen. Er ward zum Ökonomie-Urbariencommissarius, späterhin zum Landesältesten und General-Landschaftsrepräsentanten für das oberschlesische System ernannt. Auch erhielt er, noch als Landrath, die Oberaufsicht über das Landarmenhaus zu Kreuzberg.

Das Jahr 1810 führte ihn als Regierungsrath nach Breslau. Im nächsten Jahre folgte er einem Rufe nach Berlin. Als ständischer Deputirter nahm er dort an den Berathungen über die neue agrarische Gesetzgebung thätigen Antheil. Friedrich Wilhelm III. ernannte ihn um diese Zeit, mit dem Charakter eines Präsidenten, zum Generalcommissarius in Oberschlesien. Ein lebensgefährlicher Sturz vom Pferde nöthigte ihn im Jahre 1823 jenen Posten aufzugeben, der die äußerste körperliche und geistige Anstrengung unerläßlich foderte. Er genas nur langsam, in stiller Zurückgezogenheit von allen Geschäften. In den Jahren 1825 und 1828 erschien er wieder auf den schlesischen Provinziallandtagen als Abgeordneter des zweiten Standes. Friedrich Wilhelm III. belohnte seine rastlose Thätigkeit und seine mannichfachen Verdienste durch die Insignien des rothen Adlerordens dritter Classe. Die letzten Jahre seines Lebens widmete Jordan vorzugsweise dem Betriebe der Landwirthschaft. Immer blieb ihm dabei ein lebendiges Interesse an den neuesten Erscheinungen der Literatur, an Kunst und Wissenschaft im weitesten Sinne des Wortes. Besonders aber widmete er den politischen Ereignissen eine unausgesetzte Aufmerksamkeit. Im Kreise seiner Familie, geliebt von ihr und geschätzt von seinen Freunden, endete er sein thätiges Leben am 6. August 1833.

Durch gewissenhafte Berufstreue und rastlose Thätigkeit hatte er sich in allen seinen Dienstverhältnissen ausgezeichnet. Nie ruhte in ihm der Eifer, Gutes und Gemeinnütziges mit der äußersten Aufopferung zu fördern, oft unter dem Kampfe mit ungünstigen Verhältnissen und mannichfachen Schwierigkeiten, die sich seiner landräthlichen Verwaltung in den Jahren 1806—1810 entgegenstellten. Geschäftskenntniß und Umsicht zeigte er auch während seines Generalcommissariats in Schlesien bei der ihm übertragenen Regulirung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse, und durch den großen Umfang seines Wissens und seiner Erfahrungen konnte er als landständischer Abgeordneter seine gemeinnützige Wirksamkeit in einem nicht gewöhnlichen Grade entfalten. Durch ein gründliches Studium der besten landwirthschaftlichen Werke hatte er auf einem unbedeutenden Grundstücke in wenigen Jahren eine Musterwirthschaft eingeführt, die bei Vielen Nachahmung fand und noch heute an den segensreichen Einfluß erinnert, den Jordan auf die schlesische Landescultur gehabt [2]). (*Heinrich Döring.*)

7) Wilhelm, ein Niederländer, war Canonicus regularis des Augustinerordens zu Antwerpen und lebte in der Mitte des 14. Jahrhunderts. Er hat sich durch eine lateinische Übersetzung einiger Schriften Ruysbroek's bekannt gemacht. (*J. T. L. Danz.*)

II. Geographie.

JORDAN. 1) Fluß in Palästina (vgl. den Art. Palaestina 3. Sect. 9. Th. S. 345. 346). In Hinsicht der Jordansaue, dem Thal el Ghôr, ist nachträglich noch

1) s. Neues vaterländisches Archiv des Königreichs Hannover. 1827. 4. Heft. Fr. Saalfeld's Geschichte der Universität Göttingen. (Hannover 1820.) S. 247. Den Neuen Nekrolog der Teutschen. V. Jahrg. 1. Th. S. 402.

2) s. Preuß. Staatszeitung. 1833. Nr. 260. Den Neuen Nekrolog der Teutschen. XI. Jahrg. 2. Th. S. 540 fg.

zu bemerken, daß der Boden desselben überall von der besten Beschaffenheit ist und daß die Breite desselben, mit Ausnahme der kurzen Erstreckung, in welcher der Korn el Hemmar aus der östlichen Bergmasse in das Thal vorspringt, da wo sie am schmalsten ist, doch wenigstens ½ Meile mißt. Die Beweise s. in meinem Syrien 1. Th. 1. Abth., besonders S. 143. (*F. G. Crome.*)

2) Zwei Flüsse in den nordamerikanischen Freistaaten. Der eine im Staate Pennsylvania, fällt bei Allenstown, dem Hauptorte der Grafschaft Lehigh, in den Lehighfluß. Der andere, ein kleiner Küstenfluß im Staate Mississippi, geht in der Grafschaft Hancock daselbst in die St. Louisbai. (*R.*)

3) Name zweier Flüsse in Australien. a) Auf der Insel Vandiemensland. Er ist ein nördlicher Nebenfluß des Derwent, eines der größten Flüsse dieser Insel, und dessen Flußsystem zu den ausgebildetsten Australiens überhaupt gehört. Der Jordan entsteht östlich vom Mittelpunkte der Insel auf dem hohen, aber weidereichen Oatlandsplateau, das östlich von dem Bluehill, westlich von dem Berge Table begrenzt und überragt wird, aus zwei Quellarmen, von denen der südliche aus dem Lemonssee kommt und die Ebene Jericho, einen Theil des Oatlandsplateau's, bewässert, der nördliche dem Frederiksee, an welchem der Ort Oatland gelegen, entfließt, und die Westmorelandplains, ebenfalls einen Theil jenes Plateau's, durchströmt. Beide Quellflüsse haben eine ostwestliche Richtung. Nach ihrer Vereinigung fließt der Jordan südlich durch die Ebenen am Südabhange des Springhill und bewässert die reichen Niederungen Blackmarsh und Großmarsh, worauf er, die südlichen Ketten der westlich vom Constitutionhill gelegenen Berge durchbrechend, in sehr gewundenem Laufe die fruchtbaren und gut angebauten Thäler Broadmarsh und Blackbrush durchfließt, und sich unterhalb Brighton, wo er den Strathallan aufnimmt, in die Herdmanscove, eine große Binnenbucht des Flusses Derwent, ergießt. Das Jordanthal ist eine der bekanntesten Gegenden von Vandiemensland, indem die große Straße von Hobarttown nach Launceston zum Theil hindurchführt. Dieselbe passirt nämlich den Derwent an der Mündung des Jordan, geht neben dem Flusse durch die Bagdadplains, wendet sich dann von ihm ab nach dem Passe von Constitutionhill und erreicht ihn wieder in seinem Mittellaufe, den man zwischen dem Constitutionhill und dem Springhill rechnet. Aus dem Jordanthale, und zwar aus der Niederung Blackmarsh, führt westlich eine Straße durch den Bergrücken Abyssinia nach Bothwell im Clydethale. Außer den schon erwähnten am Jordan gelegenen Ortschaften sind noch Melville und Strangford zu bemerken. (Nach Meinicke.) — b) Auf der Heiligengeistinsel, fließt zwischen fruchtbaren und an Naturschönheiten reichen Ufern und ergießt sich in die große Bai oder St. Philippsbai. (*A. Keber.*)

4) Jordan oder der teutsche Bach, heißt ein kleines Gewässer, das nördlich bei der Stadt Altenburg im Herzogthume Sachsen-Altenburg vorbeifließt und sein Gewässer durch den Gerstenbach in die Pleiße abgibt, deswegen, weil an ihm bei dem Dörfchen Lossen bald nach der Reformation zuerst in der Umgegend ein Kind lutherisch mit teutschem Ritus getauft worden ist. (*G. F. Winkler.*)

5) Kleiner Badeort bei der Stadt Biberach im Donaukreise des Königreichs Würtemberg, dessen Quelle vorzüglich gegen Hautausschläge gute Dienste leisten soll.

6) Ein in der Provinz Ostfriesland des Königreichs Hannover und zwar im Amte Stickhausen gelegener, mit einer starken Grasdecke überwachsener See. (*R.*)

7) Am Jordan, eine Waldgegend an der hohen Salfe, einem Berge, der sich nordwestlich von der Stadt Brixen (Kreis im Pusterthale und an der Eisack Tyrols) erhebt, die von einer einsamen und trübselig inmitten einer dunkeln Waldung stehenden Kapelle, welche die Taufe Christi im Jordanflusse zeigt, den Namen erhalten hat. Darüber beginnt sich die Aussicht rings zu weiten, während eine köstliche Flora den Boden, Wohlgerüche aushauchend, bedeckt. Die höchsten Bergspitzen des Großglockners, der Salas- und Hohenwartshöhe, des heiligen Bluter-Tauerns, und vieler anderer Berggipfel reihen sich wie ernste Altväter um den äußersten Saum des Horizonts, den das Auge mit Entzücken überschaut. (*G. F. Schreiner.*)

Jordanbad, s. unter Jordan.

Jordanes, s. Jornandes.

JORDANESTIE, ein Gut, welches zum Theil dem galizischen Religionsfonds, zu zwei Theilen aber Privaten gehört, im czernowitzer Kreise (Bukowina) Galiziens, mit ausgebreiteten Waldungen, einem trefflichen Boden, der besonders längs des Serethflusses sehr humusreich ist, und dem Dorfe gleiches Namens. Dieses liegt in der Nähe des linken Serethufers, hat eine Pfarre, Kirche und eine sehr anmuthige Lage. (*G. F. Schreiner.*)

JORDANI (Raymund), ein durch gute moralische Schriften bekannter Augustinermönch aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, von dessen Lebensumständen nichts weiter bekannt ist, als daß er zuerst Propst zu Uzes in Niederlanguedoc und später Abt zu Celle in Berry war. Seine vielgelesene Schriften machte er unter dem angenommenen Namen Idiota bekannt, und unter diesem waren sie verborgen, bis Theoph. Raynard im 17. Jahrhundert auf den wahren Verfasser hinwies. Die bedeutendsten seiner Schriften sind: „Contemplationes de amore divino," „De Beata Virgine Maria," „De vera patientia," „De conflictu continuo inter animam et carnem," „De innocentia perdita," „De morte ejusque lucris" (zusammengedruckt Paris. 1519. 4. Ibid. 1530. 8. Ibid. 1535. 12.), „De statu religioso" (Paris. 1521.), „De oculo spirituali," welches letztere Werk von Andern dem Johannes Gualensis zugeschrieben wird, und „De miserabili cursu vitae." Alle Schriften Jordani's, so viele deren aufzufinden waren, gab Theoph. Raynard (Lugd. 1641. 4. N. Ed. Paris. 1654. 4.) heraus*). (*Ph. H. Külb.*)

---

*) Vgl. *C. Oudin*, De scriptoribus eccles. Tom. III. p. 1180—1182.

JORDANNE oder **JOURDANNE**. Fluß im französischen Departement des Cantal. Er entspringt in der Gemeinde Mandailles am Col de Cabre aus einer so starken Quelle, daß er sogleich eine Mühle treiben kann. Er bildet bei dem Dorfe Lascelle schöne Cascaden, fließt an Aurillac, der Hauptstadt des Cantaldepartements, vorüber und mündet unterhalb derselben nach einem Laufe von 4⅘ geographischen Meilen in die Cère. Das Jourdanthal ist eins der interessantesten in der Auvergne; es beginnt am Westabhange der Gebirgsgruppe des Cantal am Col de Cabre (über welchen ein Weg in das Thal von Dienne führt) und Puy Mary mit dem Amphitheater von Mandailles, welches ganz das Ansehen eines erloschenen Kraters hat und auch von Steininger (Die erloschenen Vulkane von Südfrankreich, Mainz 1823. S. 189) dafür gehalten wird. In seiner weiteren Erstreckung ist das Thal eng, wird erst bei dem Dorfe St. Simon geräumiger und erweitert sich von hier allmälig zu dem schönen, fruchtbaren und geräumigen Bassin von Aurillac, in dem sich Cère und Jordanne vereinigen und dessen absolute Höhe (am Pont Bourbon zu Aurillac) 1888 pariser Fuß beträgt. Die engsten Theile des Thales sind am sogenannten Saut de la Menette, wo die Jordanne sich ein tiefes Bett in den Trachytfelsen gegraben hat, und bei Lascelle, wo der Fluß seine Kataraktenzone hat und wo zuerst der Obstbau beginnt. Die Thallehnen sind steil, an mehren Stellen mit den schönsten Basaltsäulen und mit vielen alten Schlössern geziert, unter denen Oyat bei dem Dorfe Belliac von einigen für den Geburtsort des Papstes Sylvester II. gehalten wird. Bei dem Dorfe Perruches unweit Mandailles, quillt auf der Thalsohle eine kalte Mineralquelle hervor, welche Kohlensäure enthält, und auf jeder Seite des Saut de la Menette sieht man einen prächtigen Wasserfall von der Thallehne herabstürzen. Der einzige Nebenfluß der Jordanne ist die Autre, die ihr bei Lacapelle Viescamps zufließt, sonst nimmt sie nur geringe Bäche auf. *(Klähn.)*

JORDANOW, ein zur von Grünthal'schen Herrschaft Spickowice gehöriges Städtchen im wadowicer (ehemals mysleniczer) Kreise Galiziens, am rechten Ufer der Skawa, die zum Holzflößen aus dem Karpathengebirge sehr fleißig benutzt wird und über die unterhalb dieses Ortes eine Brücke führt, am Fuße eines hohen Berges an der sogenannten Karpathenstraße gelegen, über 10 Meilen von Bielitz entfernt, mit einer katholischen Localie (Pfarre Letownie, Dekanat Myslenice, Bisthum Tarnow) von 5400 Seelen, einer katholischen Kirche und Schule, einem Weg- und Brückenmauthamte und einer Poststation, welche mit Makow und Mszana dolna Pferde wechselt. Hier ist auch der Sitz eines Wegmeisterssubstituten und es werden auch Wochen- und vier privilegirte Jahrmärkte abgehalten; J. ist auch der Mittelpunkt des bedeutenden Leinwandhandels der ganzen Umgegend. Die hiesigen Einwohner kaufen die Leinwand der umliegenden Gegend und verführen sie nach Ungarn bis Presburg, sodaß man die Ausfuhr dieses Artikels auf 8000 Stücke angeben kann. Dagegen wird wieder ordinair gefärbte Leinwand zur Kleidung der weiblichen Landbewohner aus dem 10 Meilen entfernten Käsmark herbeigeführt. *(G. F. Schreiner.)*

JORDANOWKA, ein ehemaliges Religionsfondsgut, jetzt dem Grafen Drohojewski gehörig, im südlichsten Theile des przemysler Kreises Galiziens, südlich von dem Marktflecken Hussákow, in gebirgiger Gegend gelegen, mit einem eigenen Wirthschafts- und Justizamte, ausgebreiteten Waldungen und dem Dorfe gleiches Namens, welches 6 Stunden von der Kreisstadt entfernt, in einem anmuthigen Thale liegt, eine eigene Kirche hat und theils von Katholiken, theils von Anhängern der unirten griechischen Kirche bewohnt wird, davon die letzteren nach Bulanowice eingepfarrt sind. *(G. F. Schreiner.)*

Jordans (Lucas), s. Giordano.

Jordansaue, s. unter Palaestina.

JORDANSFEST, **JORDANSTAUFE**. Diese Taufe, die auch Flußtaufe heißt, ist keine eigentliche Taufe, sondern die sogenannte größere Wasserweihe bei den Griechen, in deren Kirche sie jetzt noch allein gewöhnlich ist, *ἀκολουθία τοῦ μεγάλου ἁγιασμοῦ*, oder *μέγας ἁγιασμός* genannt. Sie besteht heutzutage in der Aussprechung gewisser Weihungsgebete über dem Flusse, wo sie gefeiert wird, der Eintauchung eines Kreuzes in denselben und der Aussprengung des Wassers über alle Anwesende. Nach Schmitt[1]) wird sie besonders in St. Petersburg auf dem Flusse Newa mit großer Feierlichkeit, sogar unter Kanonendonner, gehalten. Nicht nur der gesammte Klerus ist dabei zugegen, sondern auch der kaiserliche Hof, die hohen Staatsbeamten, das ganze in der Stadt befindliche Militair und eine unermeßliche Volksmenge[2]). Der Tag, an welchem diese Wasserweihe geschieht, heißt Jordansfest. *(J. T. L. Danz.)*

JORDANUS, 1) ein im Jahre 1151 an den König Konrad von Teutschland geschickter päpstlicher Legat. Bernhard von Clairvaux macht in einem seiner Briefe[3]) eine gräßliche Beschreibung von ihm. Man sagt, schreibt er, daß er sich überall, wohin er gekommen, schändlich betragen, die Kirchen geplündert und die geistlichen Ämter unbärtigen Knaben übertragen habe. Die Furcht vor ihm war so groß, daß mehre Örter sich durch Geld von seinem Besuche losmachten. Er war die Fabel der Schulen, der Höfe und der Landstraßen: alle Welt hatte nur Böses und Schändliches von ihm zu erzählen; Weltliche und Geistliche, Arme und Reiche, Mönche und Kleriker nur Klagen über ihn.

2) **Jordanus**, eigentlich **Gordanus** statt **Gordianus**[4]), war der Nachfolger des heiligen Dominikus im Generalat des Dominikanerordens. Von seinem Vaterlande Niedersachsen heißt er gewöhnlich **Teutonicus de Saxonia**. Nach Einigen stammte er aus der Familie

1) Morgenländ. russische Kirche. S. 276. 2) Vgl. Schmid, Liturgik. III, 62 fg. 3) Epist. 290 ad Card. Hugonem, Episc. Ostiensem. 4) Die Unkenntniß der Entstehung des Namens Jordanus (Jourdan) hat Veranlassung zu der Sage gegeben, die Einige für historische Wahrheit genommen haben, daß nämlich dieser Dominikaner im gelobten Lande geboren und mit Wasser des Jordans getauft worden sei.

der Grafen von Eberstein, nach Andern derer von Dach; auf jeden Fall war er von vornehmer Geburt. Zum geistlichen Stande bestimmt, machte er seine Studien in Paris und war Baccalaureus der Theologie, als er im Jahre 1219 sich mit einem gewissen Heinrich von Cöln in den Orden des heiligen Dominikus aufnehmen ließ. Auf dem ersten Ordenscapitel, welches im Jahre 1220 zu Bologna versammelt war, zeichnete ihn der heilige Dominikus besonders aus, und er scheint keinen geringen Antheil an der auf demselben vorgenommenen Abfassung der Ordensstatuten gehabt zu haben. Nach Paris zurückgekehrt, hielt er Vorlesungen über das Evangelium des Lucas, die man mit einer ungewöhnlichen Theilnahme besuchte. Auf dem zweiten Generalcapitel des Ordens, gleichfalls zu Bologna, bei welchem er aber nicht persönlich gegenwärtig war, erhielt er das Priorat der Lombardei; als er aber auf der Reise dahin begriffen war, starb der heilige Dominikus. Fast zehn Monate blieb das generale Magisterium des Ordens unbesetzt — vom August 1221 bis zu Pfingsten 1222 —, wo das dritte Ordenscapitel zu Paris gehalten und Jordanus, obschon kaum etwas über zwei Jahre im Orden, zum Ordensmeister oder General erwählt wurde, hauptsächlich auch wol mit darum, weil man allgemein wußte, daß er ein großer Liebling des Papstes Gregorius IX. war.

In dieser Stelle zeigte er dann einen außerordentlichen Eifer, theils für die Verehrung des heiligen Dominikus, theils für die Ausbreitung und das Gedeihen des von ihm gestifteten Predigerordens. Er schrieb zu diesem Zwecke nicht nur eine Geschichte der Stiftung und der ersten Schicksale desselben, in welcher das Leben des heiligen Dominikus den meisten Raum einnahm und die Heiligsprechung desselben nicht wenig befördert hat, sondern er hielt sich auch größtentheils an denjenigen Orten auf, wo die berühmtesten Schulen waren. Daher brachte er die Fastenzeit ein Jahr um das andere in Paris und Bologna zu, und machte diese beiden Universitäten gewissermaßen zu Seminarien des Predigerordens, woraus er die Religiosen nach den verschiedenen Provinzen schickte. Wenn er in einer der beiden Städte ankam, ließ er sogleich eine große Anzahl Ordenskleider verfertigen, in dem Vertrauen, daß ihm Gott Brüder zusenden werde, und öfters traf es sich, daß sie für die sich zur Aufnahme Meldenden nicht zureichten. Als ein besonderes Verdienst um seinen Orden wird ihm auch die Errichtung einer eignen Provinz für denselben im gelobten Lande angerechnet. Er starb im Jahre 1236 auf einer Inspectionsreise in dieses Land, indem er auf dem Rückwege in der Nähe von Satalia Schiffbruch litt und mit mehren Ordensbrüdern ertrank.

Nicht blos seine Lebensbeschreiber, sondern auch Andere sind voll vom Lobe seiner ausgezeichneten Beredsamkeit. Circa verbum Dei et praedicandi officium fuit adeo gratiosus et fervens, ut vix ei similis sit inventus. Dederat ei Dominus quandam praerogativam et gratiam specialem, non solum in praedicando, sed etiam familiariter colloquendo, ut, ubicunque et quibuscunque esset, ignitis semper abundaret eloquiis, propriis et efficacibus fulgeret exemplis, ita quod secundum conditionem cuiuscunque cuilibet loqueretur; unde omnes eius eloquia sitiebant. So wird auch noch besonders seine große Pietät gegen die heilige Jungfrau gerühmt, die sich deswegen auch sehr dankbar gegen ihn und den Orden erwiesen hat. Er war es, der im Orden den Gebrauch einführte, nach der Completa, d. h. den Kirchengebeten und Gesängen, welche Abends nach der Vesper den Schluß des täglichen Gottesdienstes in der römischen Kirche machen, noch die Segnung Salve Regina misericordiae [5]) zu singen. Seine Schriften, die, außer dem Historischen, für unsere Zeiten ihren Werth verloren haben, sind bei Jöcher verzeichnet [6]).

3) Jordanus Brixius, richtiger Bricius, denn er stammt nicht von Brixen in Tyrol, sondern von Bricy, lat. Bricum, in Lothringen. Er lebte in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, war Professor der Rechtsgelahrtheit, Consistorialadvocat und Oberrichter der Provinz Gallien (Judex major Provinciae Galliarum). Von ihm ist ein Tractat zur Vertheidigung der Papsteswahl Eugen's IV. gegen den Cardinal Dominikus von Capranica, welcher, obschon von Martin V. zum Cardinal designirt, doch von den andern Cardinälen nicht mit zur Wahl gezogen worden war. Er ist datirt vom Jahre 1433 und befindet sich in *Baluze*, Miscell. T. III. p. 303.

4) Ein anderer Jordanus war Bischof von Limoges und lebte im 11. Jahrhundert. Er stand an der Spitze derjenigen, welche dem ersten Bischof von Limoges, den heiligen Martialis, nur die Ehre und Würde eines Märtyrers zuerkannt wissen wollten, im Widerspruch gegen diejenigen, an deren Spitze Hugo, der Abt des Klosters zum heiligen Martialis, stand, und die den heiligen Martialis für einen Apostel erklärten, die Jordanisten aber als Ebioniten in den Ruf der Ketzerei zu bringen suchten. Als sich aber der Papst Johann XIX. für die Mönchspartei ausgesprochen und den heiligen Martialis des Titels und der Verehrung eines Apostels für würdig erklärt hatte, gab Jordanus seine Meinung auf und der heilige Martialis wurde auf einer Provinzialsynode zu Bourges [7]) förmlich und feierlich unter die Apostel aufgenommen, weil Paulus und Barnabas, obschon nicht unmittelbare Schüler von Christus, doch auch Apostel genannt wurden [8]).

5) Jordanus von Quedlinburg, ein Augustinermönch in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, hat sich besonders durch seine Vitas Fratrum Ordinis sui

5) Die ganze Segnung, die man in Erfurt, nach Einführung der Reformation im Jahre 1525, statt an die heilige Jungfrau, an den Erlöser selbst richtete, lautet so: Salve regina misericordiae, vita, dulcedo et spes nostra. Salve, ad Te clamamus exules filii Evae; ad Te suspiramus querelas et flentes in hac lacrymarum valle. Eya ergo Advocata nostra! Illos tuos misericordes oculos ad nos converte, et Jesum benedictum sanctum ventris tui nobis post exitium ostende, o clemens, o pia, o dulcis Maria! 6) s. Acta Sanctor. d. 15. Febr. 7) *Phil. Labbe*, Biblioth. nova Msptor. II, 766 sqq. 8) s. Histoire litér. de la France. VII, 301 sq.

in 4 Büchern bekannt gemacht. Sie sind zu Rom 1587 gedruckt. Er war eine Zeit lang Lector der Theologie zu Magdeburg und gelangte von da bis zu den höchsten Ämtern seines Ordens. (*J. T. L. Danz.*)

6) Jordanus Saxo, s. Jordanus, General der Dominikaner.

7) Jordanus, mit dem Beinamen Teutonicus (der Teutsche), ein wenig bekannter und häufig mit andern Schriftstellern des Mittelalters verwechselter Geschichtschreiber des 13. Jahrhunderts, über dessen Lebensverhältnisse man nichts ganz Zuverlässiges weiß, denn bald wird Strasburg, bald Osnabrück als seine Vaterstadt angegeben. Er scheint ein Augustinermönch gewesen zu sein und zu Paris studirt, oder sich doch wenigstens längere Zeit dort aufgehalten zu haben. Aus seinem Werke selbst geht hervor, daß er zur Zeit des Kaisers Rudolf von Habsburg lebte und daß er es wahrscheinlich kurz nach dessen Tode schrieb [1]). Es führt den Titel „Chronica: qualiter romanum imperium translatum fuit in Germanos," und scheint nach der großen Anzahl der handschriftlichen Exemplare, die sich allenthalben finden, in bedeutendem Ansehen gestanden zu haben. Die Ausgaben (zuerst s. l. et a. [2]) [Romae, U. Han. c. 1475.], gr. 4., dann mit *And. Alciatus*, De formula romani imperii, Basil. 1559.) in S. Schard's Syntagma tractatuum de imperiali et ecclesiastica jurisdictione, Basil. 1566. F. Argent. 1609. und 1618. F. und in Goldast's Monarchia S. Romani Imperii, T. III. p. 1466—1476) stimmen nicht mit einander überein und die Herstellung eines guten Textes nach den ältesten Handschriften wäre sehr wünschenswerth. — Auch der Dominikanergeneral Jordanus (s. d. Art.) wird J. Teutonicus oder Teutonicus de Saxonia genannt und ist also nicht mit diesem Chronisten zu verwechseln.

8) Ein anderer, nicht näher bekannter, Jordanus aus dem 13. Jahrhundert, von dem man nur vermuthen kann, daß er Franziskanermönch war und in Italien lebte [3]), schrieb ebenfalls ein Chronicon, welches von Erschaffung der Welt bis zum Jahre 1320 reicht und aus dem L. A. Muratori (in seinen Antiquitates Italicae. Tom. IV. p. 952—1034) Auszüge mittheilt. Da diese Chronik nicht unwichtig ist und Muratori bei seinen Auszügen nur Italien berücksichtigt, so wäre ein vollständiger Abdruck recht verdienstlich. Eine gute Handschrift besitzt die Bibliothek zu Bamberg. (*Ph. H. Külb.*)

JORDANUS (Thomas), geb. 1539 zu Kološwar in Siebenbürgen, studirte unter Duretus, Rondelet, Trincavella, Capivacci, Vidius, Eustacchi u. s. w. Medicin, erwarb sich zu Wien die Doctorwürde und begleitete bald darauf das Reichsheer als Feldarzt nach Ungarn. In diesem für das letztere so unglücklichen Feldzuge sammelte er die Materialien zu seiner so berühmten Schrift über das sogenannte ungarische Fieber, den zur vollen Wuth eines verheerenden Typhus gesteigerten endemischen Hagymaß (vgl. d. Art. Ungarisches Fieber, sowie d. Art. Hungarica febris in der Berl. medic. Encyklopädie [Verf. Hecker] und den zweiten Theil der „historisch-pathologischen Untersuchungen" des Unterzeichneten), den er so vortrefflich beschrieb, daß seine Schrift noch jetzt classischen Werth hat. — Im Jahre 1570 finden wir Jordanus als praktischen Arzt zu Brünn und bald darauf (1577) als Beschreiber der „Brünn'schen Krankheit," eines höchst wahrscheinlich syphilitischen Übels, welches sich zu Brünn in Folge directer contagiöser Übertragung durch Schröpfköpfe über eine große Anzahl von Personen verbreitete. (Vgl. d. Art. Syphilis, sowie des Unterzeichneten „historisch-pathologische Untersuchungen" I. S. 209.) Jordanus starb zu Brünn im Jahre 1585. Er hinterließ folgende Schriften, die sich sämmtlich durch Gelehrsamkeit und Hippokratischen Beobachtungsgeist auszeichnen: *Pestis phaenomena*, s. de iis, quae circa febrem pestilentialem adparent, exercitatio (Francof. 1576.); *Brunno-Gallicus*, s. luis novae in Moravia exortae descriptio (ib. 1577. Lips. 1580. ib. 1583.); Commentariolus de aquis medicatis Moraviae. (Francof. 1586.) Außerdem einige Streitschriften mit Joubert (s. dessen Paradoxa) und Consilia (bei Scholz). Nach Kestner (medic. Gelehrtenlexikon) hinterließ Jordanus noch ein Manuscript de aquis medicatis in genere. (*H. Häser.*)

JORDE (St.), Villa in dem zur spanischen Provinz Palenzia gehörigen Valle de Ojeda. (*G. M. S. Fischer.*)

JORDEN (Eduard), ein englischer Arzt des 16. Jahrhunderts, geboren im Jahre 1569 zu High-Halden in der Grafschaft Kent, in Italien gebildet. Jorden prakticirte eine Zeit lang zu London, woselbst er auch Mitglied des Collegiums der Ärzte war; später zog er sich nach Bath zurück, woselbst er am 7. Januar 1633 starb. Er ist Verfasser zwei unbedeutender Schriften über Hysterie und Mineralquellen: A brief discourse of a disease called the suffocation of the mother. (Lond. 1603. 4.) A discourse of natural baths and mineral waters. (Lond. 1631. 4.) (*H. Häser.*)

JORDENS (Georg), wurde am 12. Januar 1718 zu Deventer in der holländischen Provinz Oberijssel geboren. Nachdem er auf dem akademischen Gymnasium seiner Vaterstadt die ersten Studien gemacht hatte, begab er sich im Jahre 1739 auf die Universität zu Utrecht, und widmete hier den einzelnen Theilen der Rechtswissenschaft vier Jahre lang so anhaltenden Fleiß, daß ihm, nachdem er im Jahre 1743 zu Utrecht Doctor der Rechte geworden, bald nach der Rückkehr in seine Vaterstadt die eben erledigte Stelle eines Professors an dem vorerwähnten dortigen Gymnasium academicum 1746 übertragen ward. Bekanntlich verdankte diese Anstalt ihre erste Begründung dem berühmten, aus Deventer selbst gebürtigen, Gerhard Groote (Gerhardus Magnus), dem verdienstvollen Stifter der nützlichen Gesellschaft der Fraterherren. Sowie nun dasselbe schon im 15. und 16. Jahrhundert durch Zöglinge, wie Rudolf von Lange,

---

1) *C. Oudin*, Comment. de scriptoribus ecclesiasticis. Tom. III. p. 626. 2) Die von G. W. Panzer (Annal. typogr. Tom. IV. p. 147) angeführte Ausgabe s. l. et a. fol min, ist wol dieselbe. 3) *L. A. Muratori*. Antiquit. Ital. Tom. IV. p. 949. Archiv der Gesellschaft für ältere teutsche Geschichtskunde, herausgeg. von G. H. Pertz. 4. Bd. (Hannov. 1824.) S. 195.

Rudolf Agricola, Moritz, Graf zu Spiegelberg, Anton Liber aus Soest, Ludwig Dringenberg aus Paderborn, Alexander Heegius u. s. w. allgemeinen Ruhm erwarb, so erhielt sich sein Ruf auch späterhin eine lange Zeit hindurch aufrecht, und neben mehren andern würdigen Männern war nun auch Jordens in der Zeit von 1746 bis 1770 bestens bemüht, fortwährend brauchbare Schüler zu ziehen. Er konnte dies um so besser, da zu Deventer nichts von dem gefährlichen Einfluß der Jesuiten auf das Schulwesen zu spüren war, welcher in der Nähe herum, wie z. B. an der Schule und Universität zu Münster seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts, so viele Rückschritte im Schul- und Erziehungswesen herbeiführte. Die Unterrichtsgegenstände, denen Jordens beim Gymnasium academicum seiner Vaterstadt sich widmete, betrafen zwar im Allgemeinen die Humanitätswissenschaften überhaupt, bezogen sich aber doch namentlich mit auf die Jurisprudenz, weil die Anstalt ihres akademischen Zuschnitts wegen einige Facultätswissenschaften mit in den Bereich ihres Unterrichtsgebietes zu ziehen pflegte. Gelegenheit dazu, den praktischen Gesichtspunkt der Jurisprudenz kennen zu lernen, erhielt Jordens zum Besten seines Lehramtes namentlich dadurch, daß eine alte Rechtsgewohnheit seiner Vaterstadt ihm Anlaß zum Rechtsprechen gab. Es bestand nämlich damals in der Umgegend von Deventer noch der alte Gebrauch, bei Civilstreitigkeiten, deren Object den Werth von 50 Goldgülden niederländischer Währung (30 Thaler nach unserem Gelde) überstieg, die Acten in Gegenwart der Parteien versiegelt und an einen, oder in wichtigeren Fällen an zwei unparteiische Rechtsgelehrte, die in der Provinz Oberissel wohnen und akademisch graduirt sein mußten, zum Verspruch Rechtens einzusenden, worauf denn diese Rechtsgelehrten ihr mit Gründen zu unterstützendes Gutachten versiegelt wieder an den Richter zurückzusenden hatten, welcher es dann in Gegenwart der Parteien zu eröffnen und als gültiges Urtheil ihnen zu publiciren hatte*). Jordens nun nahm an dieser Art von Dikasterialthätigkeit in der Periode von 1750—1770 lebhaften Antheil und vermochte also auch als Lehrer der Rechtswissenschaft deren praktische Bedeutung gleich ihrem theoretischen Gehalte genau in Anschlag zu bringen, was er bis zu seinem am 17. April 1771 erfolgenden Tode mit Eifer und Ausdauer that †).

(*Emil Ferdinand Vogel.*)

JÖRDENS. 1) Christian Friedrich, geboren am 24. August 1725 zu Hof im Baireuthischen, wo sein Vater Christian Friedrich Jördens Stadtphysikus war, besuchte die Lehranstalten seines Geburtsorts und studirte sodann zu Leipzig und Erlangen Medicin. Auf der zuletzt genannten Hochschule erwarb er sich die Doctorwürde

*) Vgl. Joh. M. Afffrung, Briefe über die vereinigten Niederlande. (Ulm 1787.) S. 397 fg. †) Vortheilhaft bekannt ist er durch zwei Dissertationen De legitimatione (Utrecht 1742. 1743.); sie sind auch von Daniel Fellenberg in die von ihm herausgegebene Sammlung selten gewordener kleiner juristischer Monographien, welche er Jurisprudentia antiqua (2 Bde. 4.) betitelt hat, aufgenommen und zwar in den 2. Bd. (Bern 1761.) Vgl. Biographie univers. T. XXII. p. 6. 7. (*R.*)

durch Vertheidigung seiner Inauguraldissertation: de pathologia dolorum gravidarum, parturientium et puerperarum. (Erlangae, 1750. 4.) Zu seiner höhern wissenschaftlichen Ausbildung besuchte er noch die Universität Strasburg. Nach der Rückkehr in seine Heimath ward er 1754 Stadtphysikus zu Hof und 1758 Scholarch des dortigen Gymnasiums. Er starb am 13. Januar 1791, als praktischer Arzt und als Schriftsteller, besonders durch die ursprünglich von seinem Vater (Hof 1739.) herausgegebene, doch von ihm gänzlich umgearbeitete und vermehrte Schrift: Kern der Chirurgie, oder gründliche, deutliche und vollständige Anweisung zur Wundarzneikunst [1]). Außerdem lieferte er einige Beiträge zu Baldinger's neuem Magazin für Ärzte: Gutachten über die Historia morbi [2]); Zweites Schreiben über denselben Gegenstand [3]) u. a. m. Eine von Weitershausen herausgegebene Schrift über die Gesundbrunnen zu Steben und Langenau (1787. S. 87—105) enthält Bemerkungen von Jördens über die Eigenschaften, den Nutzen und Gebrauch jener Mineralquellen [4]).

2) Johann Heinrich, geboren am 13. October 1764 zu Hof im Baireuthischen, verdankte den Lehranstalten seiner Vaterstadt die erste wissenschaftliche Bildung. Ein rastloser Fleiß unterstützte seine Geistesanlagen, die sich in frühem Alter entwickelten. Mit gründlichen Elementarkenntnissen bezog er 1782 die Universität Leipzig. Aus Neigung widmete er sich dort dem Studium der Medicin. Auch die Naturwissenschaften betrieb er mit Eifer. In Jena, wohin er sich 1783 begab, gewann vor allen Loder einen entschiedenen Einfluß auf seine wissenschaftliche Bildung und auf die Erweiterung seiner Kenntnisse, besonders in der Anatomie und Chirurgie. Zum praktischen Arzte bildete er sich durch einen längern Aufenthalt in Berlin, Dresden und Freiberg. Von da besuchte er Strasburg, Rouen und Paris. Mit Nutzen besuchte er die Hörsäle der dortigen Professoren und bildete sich in ihrem Umgange. Nach seiner Heimkehr erhielt er zu Erlangen die medicinische Doctorwürde durch öffentliche Vertheidigung seiner Inauguraldissertation: de vitiis pelvis muliebris ratione partus (Erlangae 1787. 4. [5]). Er begab sich hierauf in seine Vaterstadt Hof, wo er seitdem als ausübender Arzt eine ausgebreitete Praxis erhielt. Er übernahm zugleich den Unterricht der Hebammen, für die er auch ein brauchbares Werk schrieb [6]). Nützlich in seinem Beruf, fehlte es ihm nicht an äußern Aus-

1) Hof 1786—1789. 4 Bde. s. Allgem. teutsche Bibliotb. 86. Bd. 2. St. S. 105 fg. 95. Bd. 2. St. S. 424 fg. 116. Bd. 2. St. S. 374. 2) 1783. 5. Bd. 5. St. S. 484 fg. 3) 1784. 6. Bd. 3. St. S. 248 fg. 4) Vgl. Rötger's Nekrolog. 1. St. S. 87 fg. Fikenscher's gel. Baireuth. 4. Bd. S. 397 fg. Baader's Lexikon verstorbn. Bairischer Schriftsteller. 1. Bd. 1. Th. S. 258. Den Leipziger allgem. literär. Anzeiger. 1800. S. 447 fg. Meusel's Lexikon der vom J. 1750—1800 verstorbn. teutschen Schriftsteller. 6. Bd. S. 289. 5) Auch gedruckt im 2. Bande von Schlegel's Sylloge operum minorum ad artem obstetriciam spectantium. (Lipsiae 1796.) 6) Selbstbelehrung für Hebammen, für Schwangere und Mütter; ein nützliches und nöthiges Handbuch für alle Entbindungs- und Wöchnerinnenstuben. (Berlin 1797.) Vgl. Göttinger gel. Zeit. 1797. III. S. 1445. Jenaische Lit. Zeit. 1798. IV. S. 754 fg.

zeichnungen. Die mineralogische Societät zu Jena und die Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt nahmen ihn unter die Zahl ihrer Mitglieder auf, jene im Jahre 1798, diese 1801. Auch erhielt er den Charakter eines königlich preußischen Hofraths. Er starb am 24. December 1813.

Mit einem sanften, wohlwollenden Charakter vereinigte er eine rastlose Thätigkeit und gründliche Kenntnisse in seinem Fache. Auch als Schriftsteller hatte er sich schon früh nicht unvortheilhaft bekannt gemacht, besonders durch seinen Hausarzt[7]). Er schrieb außerdem eine Art von Makrobiotik[8]) und eine Entomologie und Helminthologie des menschlichen Körpers[9]). Aus seinen naturhistorischen Studien, die er in Mußestunden eifrig betrieb, ging seine Geschichte der kleinen Fichtenraupe hervor[10]). Zahlreiche und wichtige Beiträge lieferte er vorzüglich zu Hufeland's Journal der praktischen Arzneikunde und Wundarzneikunst, unter andern: Krankengeschichte und Leichenöffnung einer an der Wassersucht der rechten Tuba, des linken Ovariums und der sich dazu gesellten Brustwassersucht gestorbenen Dame[11]); Einige Bemerkungen über Samenverlust und dessen Behandlung[12]); Glückliche Heilung eines Rasenden durch eine kleine chirurgische Operation[13]); Etwas zur Diagnose und Heilung der Hämorrhoiden[14]); Beispiel der Tödtlichkeit venerischer Geschwüre[15]); Gefahren der blos örtlichen Behandlung venerischer Zufälle[16]); Über einige Arten der Unfruchtbarkeit[17]); Schnupfen, Heiserkeit und Husten, oder das einfache Katharralfieber[18]); Versuch einer medicinischen Topographie der Stadt Hof[19]); Über den Scirrhus und das Carcinoma der innern weiblichen Geburtstheile[20]); Beitrag zu den Beobachtungen über verlarvte venerische Krankheiten und ihre Entwicklungsarten und Verheerungen[21]); Beobachtung und Abbildung einer monströsen Anschwellung der Brüste in der Schwangerschaft[22]); Beispiellose und räthselhafte Dauer einer Leibesverstopfung[23]); Über den Nutzen der mineralsauren Mittel in verschiedenen Krankheiten[24]); Über die Schlaflosigkeit[25]); Über verschiedene pathologische Erscheinungen, welche das gestörte Ausdünstungsgeschäft zur Folge hat[26]) u. a. m. Auch Loder's Journal für Chirurgie enthält von Jördens mehre Abhandlungen: Beispiele von einer besondern, mit dem Zeugungsvermögen bestehenden Deformität des männlichen Gliedes[27]); Einige Bemerkungen über diejenigen Blutflüsse in der Schwangerschaft, welche von einem Vorfalle der Gebärmutter abhängen[28]) u. a. m. In Arnemann's Magazin für die Wundarzneiwissenschaft (Göttingen 1798. S. 1 fg.) theilte Jördens interessante Bemerkungen über die äußerliche Behandlung der Geschwüre mit und den Gebrauch empirischer Heilmittel bei denselben. Ebendaselbst (S. 137 fg.) beschrieb er eine sehr wirksame Augensalbe und die Heilung derjenigen Ptosis, die nach langwierigen feuchten Augenentzündungen zurückzubleiben pflegt[29]).

3) Karl Heinrich, geboren am 24. April 1757 zu Fienstädt in der Grafschaft Mansfeld, verdankte den ersten Unterricht seinem Vater, Heinrich Andreas Jördens, der dort Rector war und späterhin eine gleiche Stelle zu Dassel im Stifte Hildesheim begleitete. Durch Fleiß und Talent zeichnete sich Jördens in seinen Schuljahren aus. Er hatte sich gründliche Vorkenntnisse, besonders in den alten Sprachen, erworben, als er in seinem 16. Jahre (1773) die Universität Halle bezog. Bis zum Jahre 1776 studirte er dort Theologie und Philologie, beschäftigte sich jedoch aus Neigung auch viel mit den schönen Wissenschaften. Er ging hierauf nach Berlin, wo er bis zum Jahre 1778 eine Hauslehrerstelle bekleidete. Um diese Zeit ward er Lehrer an dem Schindler'schen Waisenhause in Berlin. In den Jahren 1784—1790 verwaltete er das Subrectorat an den dortigen cölnischen Schulen. Während seines Aufenthaltes in Berlin stand er mit mehren dortigen Gelehrten in Verbindung. Am innigsten schloß er sich an Ramler an, dem er auch späterhin ein biographisches Denkmal setzte[30]). Durch den genannten Dichter angeregt, entstanden seine ersten schriftstellerischen Versuche, eine Übersetzung von den Oden des Horaz[31]) und von Virgil's Eklogen[32]). Auch edirte er mehre griechische und römische Classiker[33]), und gab einzelne Ge-

---

7) Der Hausarzt in gefahrvollen und schmerzhaften Zufällen, nebst einer Anweisung zur klugen Behandlung solcher Krankheiten, die durch unvorsichtige Selbsthilfe gefährlich werden können. (Hof 1789.) s. Allgem. teutsche Biblioth. 96. Bd. 1. St. S. 83 fg. Jenaische Literat.-Zeit. 1789. IV. S. 462 fg. Oberteutsche Zeitung. 1791. 1. S. 940. 8) Über die menschliche Natur oder die Mittel, ein hohes Alter zu erreichen; zu früher Beherzigung der studirenden Jugend und aller Personen, welche ein sitzendes Leben führen. Mit anatomischen und physiologischen Abbildungen. (Leipzig 1797.) 2 Bde. s. Neue Allgem. teutsche Biblioth. 42. Bd. 2. St. S. 299 fg. 9) Oder Beschreibung und Abbildung der Bewohner und Feinde des menschlichen Körpers unter den Insekten und Würmern. (Hof 1801, 1802.) 2 Bde. Mit 22 colorirten Kpfrn. 10) Oder der Larve von der Phalaena Monacha *Linn.*, nebst einem Beitrage zur Berichtigung der Ausrottungsmittel dieser Waldverheererin. (Hof 1798. 4.) Mit 1 color. Kupfertafel. s. Jenaische Lit.-Zeit. 1798. IV. S. 623 fg. Gothaische gel. Zeit. 1798. II. S. 633 fg. Oberteutsche Lit. Zeit. 1799. II, 1189. 11) 1796 2. Bd. S. 119 fg. 12) 1797. 4. Bd. S. 212 fg. 13) 1797. 4. Bd. S. 234 fg. 14) 1797. 4. Bd. S. 228 fg. 15) 1797. 4. Bd. S. 826 fg. 16) 1797. 4. Bd. S. 828 fg. 17) 1798. 5. Bd. S. 652 fg. 18) 1798. 6. Bd. S. 423 fg. 19) 1798. 6. Bd. S. 830 fg. 20) 1800. 9. Bd. S. 140 fg. 21) 1800. 10. Bd. 2. St. S. 3 fg. 3. St. S. 73 fg. 22) 1801. 13. Bd. S. 82 fg.

23) 1801. 13. Bd. S. 139 fg. 24) 1802. 14. Bd. S. 1 fg. 25) 1803. 17. Bd. S. 1 fg. 26) 1804. 9. Bd. 1. St. 27) 1797. 1. Bd. 4. St. S. 675—678. 28) 1798. 2. Bd. 1. St. S. 131—138. 29) Vgl. Fikenscher's gel. Baireuth. 4. Bd. S. 401 fg. 11. Bd. S. 61. Baader's Lexikon verstorbn. Bairischer Schriftsteller. 2. Bd. 1. Th. S. 113 fg. Meusel's gel. Teutschl. 3. Bd. S. 546. 10. Bd. S. 32. 14. Bd. S. 239. 18. Bd. S. 272. 30) Kurze Nachricht von K. W. Ramler's Leben und Schriften, in dem Berliner Musenalmanach für d. J. 1791. S. 161—176. 31) Berlin 1781. Erstes und zweites Buch. Späterhin fügte Jördens noch das dritte und vierte hinzu. Berlin 1787 (eigentlich 1786). Vgl. Allgem. Lit.-Zeit. 1787. 4. Bd. S. 462 fg. Allgem. teutsche Bibl. 1788. 2. Bd. S. 543 fg. 32) Berlin 1782. 33) *Virgilii Maronis* Bucolica. (Berol. 1782.) *O. C. Taciti* de situ, moribus et populis Germaniae libellus. (Ibid. 1783.) *Phaedri* Fabulae selectae. (Ibid. 1788.) (Vgl. Allgem. Lit.-Zeit. 1790. 3. Bd. S. 711 fg. 1791. 3. Bd.

dichtsammlungen zum Gebrauche der Jugend heraus [34]. Das Jahr 1792 führte ihn nach Bunzlau in Schlesien. Er ward Inspector und Condirector an der dortigen Waisen- und Schulanstalt. 1796 erhielt er einen Ruf nach Lauban. Das Rectorat an dem dortigen Lyceum bekleidete er mit gewissenhafter Berufstreue bis zum Jahre 1825. Er ward um diese Zeit in den Ruhestand versetzt. Seine irdische Laufbahn beschloß er am 6. Dec. 1835 im 79. Lebensjahre. Er hinterließ eine nicht unbeträchtliche und auserlesene Bibliothek, die ihm bei seinen mannichfachen literarischen Arbeiten wesentliche Dienste geleistet hatte. Am wenigsten eignete er sich durch seine Naturanlagen zum Dichter. Dennoch wagte er, besonders während seines Aufenthaltes in Berlin, durch Ramler's Beispiel verführt, mehre poetische Versuche, die sich nicht über das Mittelmäßige erhoben. Gedruckt wurden sie in Müchler's lehrreichen Nebenstunden beiderlei Geschlechts und in den von Jördens selbst herausgegebenen berliner Musenalmanachen für 1791 und 1792. Ein gewisser Pedantismus, der in seiner Natur und seinem ganzen Wesen lag, war den Musen nicht günstig. Größere und unbestreitbarere Verdienste erwarb sich Jördens als Literator, besonders als Bibliograph, durch gründliche Kenntnisse und eisernen Fleiß. Davon gab er die unzweideutigsten Beweise in seinem, in mehrfacher Hinsicht schätzbaren, Lexikon teutscher Dichter und Prosaisten [35]), einem umfassenden Werke, das, wenigstens in Bezug auf die bibliographischen Notizen, bisher noch nicht übertroffen worden ist. Nach seinen eignen Äußerungen fühlte er die mannichfachen Schwierigkeiten und das Gewagte, ein Werk von solchem Umfange zu schreiben, wie er es beabsichtigte. „Dennoch," schrieb er in der aus Lauban vom 10. Dec. 1805 datirten Vorrede, „dennoch ließ ich mich nicht zurückschrecken, da ich einmal von der Nützlichkeit, und, ich mag wol hinzusetzen, von der Nothwendigkeit eines solchen Werkes für unser jetziges Zeitalter überzeugt zu sein glaubte. Ich rechnete darauf, daß, wenn man nur im Ganzen Bekanntschaft mit unserer Literatur und sorgsamen Fleiß nicht vermissen würde, man auch meine Arbeit mit eben der billigen Schonung aufnehmen werde, die man sonst gern demjenigen zu Theil werden läßt, der etwas Nützliches, das zumal mit nicht geringer Arbeit verbunden ist, zuerst unternimmt, und Ändern dadurch für die Zukunft gewissermaßen die Bahn bricht. Jetzt erwarte ich nun, ob man mir das Erstere zugestehen kann, um mich der letztern nicht unwerth zu finden. Unendlich leichter würde es freilich gewesen sein, mit Hilfe des einen und andern unserer wohlbekannten Literaturwerke, z. B. der Arbeiten von Jöcher und Adelung, des Koch'schen Compendiums, des Meusel'schen gelehrten Teutschlands, des Todtenlexikons von ebendemselben u. s. w., einige kurze Notizen von den Schriftstellern zu geben und sodann die etwa vorgefundenen Schriftenverzeichnisse derselben in treuer Abschrift nachfolgen zu lassen. Ich habe indessen weiter gehen wollen. Ich habe aus den ältern sowol, als aus den mittlern und neuern, ja, so mislich dies schien, selbst aus der neuesten Zeitperiode unserer Literatur auswählen; ich habe, was man über einen Schriftsteller zu wissen mit Recht begehren konnte, möglichst zusammenreihen; ich habe beim Gebrauche der vorhandenen Hilfsmittel Andern in ihren Nachrichten und Urtheilen nicht auf das Wort glauben, sondern, soweit meine Lage es verstattete, mit eignen Augen sehen, und, soweit meine Kraft nur reichte, selbst prüfen wollen. In magnis voluisse sat est, ist ein bekannter Ausspruch. — Ich müßte weit weniger wissen, als ich es zu wissen glaube, was man für Foderungen an mich thun, worüber man mich in Anspruch nehmen könnte, wenn ich mein Werk für etwas anderes, als einen bloßen Versuch eines solchen Lexikons, als höchstens für die erste Grundlage desselben ausgeben wollte. Sollte indessen meine Arbeit so glücklich sein, den Beifall des Publicums zu gewinnen, sollte ich es jemals erleben, daß ein zweiter Abdruck derselben erfoderlich würde, so darf man es sicher erwarten, sie alsdann aus meinen Händen in einer bessern, vollkommnern Gestalt zu erhalten. Jetzt habe ich, bei meinen vielfältigen Amtsgeschäften, nichts weiter thun können, als die seit einer nicht unbeträchtlichen Reihe von Jahren gesammelten Materialien zusammen zu ordnen."

Eine so rühmliche Bescheidenheit verdiente die förderliche Aufnahme, welche das genannte Werk im Allgemeinen fand. Unter den vorhin erwähnten öffentlichen Anzeigen und Beurtheilungen lauteten die meisten günstig und ermunternd. Nur der Satyriker Falk unternahm in seiner Zeitschrift „Elysium und Tartarus" (Weimar 1806)

S. 460 fg.) *Plutarchi* Vitae parallelae. (Berol. 1788.) Editio nova, cura *J. N. Ch. Barby*. (Ibid. 1797. 8. maj.) (Vgl. Allgem. teutsche Biblioth. 1787. 1. Bd. S. 284 fg. Goth. gel. Zeit. 1788. 1. Bd. S. 374 fg. Nürnberger gel. Zeit. 1788. S. 254 fg.) Anakreon's Lieder, griechisch, mit einem vollständigen griechisch-teutschen Wortregister, für Schulen. (Berlin 1789.) (Vgl. Allgem. teutsche Biblioth. 100. Bd. 2. St. S. 540 fg. Gothaische gel. Zeit. 1789. 2. Bd. S. 493 fg.) *Apollodori* Bibliotheca; mit einem vollständigen griechisch-teutschen Wortregister. (Berlin 1789.) (Vgl. Allgem. Lit. Zeit. 1789. 3. Bd. S. 619 fg. Allgem. teutsche Biblioth. 1790. 1. Bd. S. 259 fg.) *M. T. Ciceronis* de officiis. L. III. (Berol. 1790. *Eutropii* Breviarium Historiae Romanae. (Ibid. 1791.) u. a. m.

34) Auserlesene Fabeln und Erzählungen von Gellert, Gleim und Hagedorn, für die Jugend. (Berlin 1788.) (Vgl. Nürnberger gel. Zeit. 1788. S. 352 fg.) Blumenlese teutscher Sinngedichte. (Berlin 1789—1791.) [eigentlich 1790.] 2 Bde. (Vgl. Allgem. Lit.-Zeit. 1792. 1. Bd. S. 419 fg. Neue Biblioth. d. schön. Wissensch. 45. Bd. 2. St. S. 255 fg.) Originaldialogen und Erzählungen der Teutschen. (Berlin 1789, 1790.) 2 Bdchn. (Vgl. Allgem. Lit.-Zeit. 1790. 2. Bd. S. 567 fg. Allgem. teutsche Biblioth. 1793. 1. Bd. S. 158 fg. 1798. 1. Bd. S. 172 fg.) Epigrammenlese, oder Sammlung von Sinngedichten aus den vorzüglichsten ältern und neuern Epigrammatisten der Teutschen; nebst einem Anhange über das Epigramm. (Berlin 1789.) (Vgl. Allgem. Lit.-Zeit. 1791. 1. Bd. S. 707 fg. Allgem. teutsche Biblioth. 1790. 1. Bd. S. 155 fg.) 35) Leipzig 1805—1811. 6 Bde. (Vgl. Lausitzisches Magazin. 1806. 1. Bd. S. 346 fg. Göttinger gel. Anzeigen. 1807. 1. Bd. S. 213 fg. Hall. Allgem. Lit.-Zeit. 1807. 2. Bd. S. 609 fg. Intell.-Bl. z. Leipz. Lit.-Zeit. 1807. Nr. 51. S. 817 fg. Göttinger gel. Anzeigen. 1807. 3. Bd. S. 1376 fg. Lausitzisches Magazin. 1808. 1. Bd. S. 241 fg. Göttinger gel. Anzeigen. 1809. 3. Bd. S. 1799 fg. 1810. 3. Bd. S. 1821 fg.)

einige groteske Streifzüge mit Jördens. Am empfindlichsten kränkte diesen indessen eine von B. J. Docen verfaßte Beurtheilung seines Dichterlexikons [36]), die dasselbe als ein flüchtig gearbeitetes, unvollständiges und völlig unbrauchbares Werk, und den Verfasser desselben sogar als einen Plagiarius bezeichnete. „Diese Beurtheilung meines Werkes," äußerte Jördens selbst, „ist von der Art, daß ich, da meine literarische Ehre mir nicht weniger am Herzen liegt, als meine bürgerliche, unmöglich dazu schweigen kann, indem ich mir vollkommen bewußt bin, bei allen von mir selbst zugestandenen jetzigen Mängeln und Unvollkommenheiten meines Buches, eine solche Herabwürdigung nicht verdient zu haben. — Ich finde keinen Gefallen an gelehrten Kämpfen, sondern liebe den Frieden. Hätte man auf gerechte Weise mein Buch getadelt, selbst wenn es mit aller Strenge geschehen wäre (obwol ich nach meinen eignen Äußerungen in der Vorrede zum ersten Bande auf billige Schonung Anspruch machen zu dürfen glaubte), so würde ich diesen Tadel aufgenommen haben, wie ihn jeder Schriftsteller aufnehmen muß, dem es um Vervollkommnung seiner selbst und seiner Arbeit zu thun ist, und dem Recensenten meinen Dank, nicht nur im Herzen, sondern mit Vergnügen auch öffentlich bezeigt haben." In der von ihm öffentlich bekannt gemachten Apotheose jener Recension zeigte Jördens eine größere Reizbarkeit, als sie sich von einem Manne erwarten ließ, der, nach seinem eignen Geständnisse, „die Ruhe und den goldnen Frieden liebte." Eine ähnliche Stimmung herrscht in einem aus Lauban vom 3. Febr. 1808 datirten Briefe an die Redaction der Allgemeinen Halle'schen Literaturzeitung, die der Ankündigung der obenerwähnten Apotheose den Abdruck verweigert hatte. Am ausführlichsten vertheidigte Jördens sein Werk gegen die ihm vorgerückten Mängel in der Vorrede zum dritten Bande seines Lexikons, wo man auch seine Apotheose abgedruckt findet. In halb muthloser Stimmung äußerte er dort: „Ich wünschte bei Zeiten zu erfahren, ob man die halle'sche Recension für gerecht halten kann und wird, oder nicht. Sollte das Erstere sein, so bedarf das Publicum des vierten Bandes meines Lexikons nicht, und noch weniger der verschiedentlich von mir gefoderten Supplemente. Ich bin nicht Willens, demselben mit saurer Anstrengung etwas zu liefern, was eine solche Herabwürdigung verdient." Der Muth kehrte ihm jedoch wieder zur Fortsetzung und Beendigung seines Werkes. Der darauf verwandte Fleiß und das gründliche Quellenstudium, das dem Literaten schätzbar bleiben muß, lassen bedauern, daß jenes Lexikon an einer ungemeinen Schwerfälligkeit und Breite des Styls leidet. Durch eine Überhäufung von bibliographischen Notizen wuchs das Werk zu einem sehr bedeutenden Umfange an, und schreckte dadurch einen großen Theil des Publicums zurück, statt ihn anzulocken. Nur wenige Schriftsteller haben gleichwol die ihnen zu Gebote stehenden literarischen Hilfsmittel mit gleichem Fleiße und gleicher Umsicht benutzt.

Verwandten Inhalts mit jenem Werke war ein anderes, das Jördens einige Jahre nachher unter dem Titel: Denkwürdigkeiten, Charakterzüge und Anekdoten aus dem Leben der vorzüglichsten teutschen Dichter und Prosaisten erscheinen ließ [37]). Die nächste Veranlassung zur Herausgabe dieses Werkes gab ihm sein Dichterlexikon, dessen Ausarbeitung ihn, nach seinem eignen Geständnisse, genöthigt hatte, Alles, was nur über jene Schriftsteller in biographischer oder literarischer Hinsicht geschrieben und ihm irgend zugänglich war, durchzulesen. „Es konnte," sagt Jördens, „nicht fehlen, daß mir auf diesem Wege manche interessante Merkwürdigkeit, mancher treffliche Charakterzug, manche angenehme und witzige Anekdote aus dem Leben derselben entgegenkam, deren Wiedererzählung sich indessen nicht für das Lexikon eignete. Es schien mir eine besondere Sammlung solcher Denkwürdigkeiten, Charakterzüge und Anekdoten für das gebildetere Publicum nicht ohne Unterhaltung und Nutzen zu sein, und ich faßte daher den Entschluß zur Herausgabe einer solchen Sammlung."

Auch in einzelnen Programmen lieferte Jördens, selbst noch in spätern Jahren, schätzbare biographische und bibliographische Notizen [38]). In andern beschäftigte er sich mit Gegenständen der Pädagogik [39]). Mit den vorzüglichsten teutschen Übersetzungen und Nachahmungen gab er *Owenii* Epigrammata selecta heraus [40]), und zu Görlitz 1817 eine zweibändige Sammlung der travestirten Oden und Epoden des Horaz [41]). (*Heinrich Döring.*)

JÖRDENSDORF, ein Domanialdorf und Kirch-

36) In der Halle'schen Allgem. Lit.-Zeit. 1807. Nr. 232 und 233.

37) Leipzig 1812. 2 Bde. (Vgl. Jenaische Allgem. Lit.-Zeit. 1813. 4. Bd. S. 231 fg. 38) Vorläufige Lebensbeschreibung der Dichterin Anna Luise Karschin, in dem Berliner Musenalmanach für 1792. S. 163—186. (Ein eigenhändiger Aufsatz der Dichterin, mit Zusätzen von Jördens.) Einiges über den zu Lauban 1737 geborenen und 1805 zu Berlin verstorbenen Dichter G. W. Burmann. (Lauban 1805. 4.) Erinnerungen an den Verfasser des Liedes: Befiehl du deine Wege. (Ebend. 1814, 1815.) 2 Stücke. 4. Erinnerungen an J. Agricola, genannt Eisleben. (Ebend. 1820—1823.) 6 Stücke. 4. Über Leben und Charakter des Apostels Paulus. (Ebend. 1822.) 2 Stücke. 4. Erinnerungen an Hans Sachs, ehemaligen Schuhmacher und Meistersänger in Nürnberg. (Ebend. 1824, 1825.) 2 Stücke. 4. u. a. m. 39) Pr. Commendatio laboris scholastici. (Laub. 1796. 4.) Einige Gedanken über die Bildung des Herzens junger Leute auf Schulen. (Ebend. 1796. 4.) Sollen auch teutsche Schriftsteller auf Schulen gelesen und erklärt werden? (Ebend. 1797. 4.) Etwas über die Verteutschung der alten classischen Schriftsteller in Schulen. (Ebend. 1798, 1799.) 2 Stücke. 4. Laubanische Schulsachen. (Ebend. 1805—1813.) 9 Stücke. 10. Stück. (Ebendas. 1823. 4.) Nachrichten von der gegenwärtigen Verfassung der laubanischen Currende. (Ebend. 1811—1815.) 4 Stücke. 4. 40) Leipzig 1813. (Vgl. Leipziger Lit.-Zeit. 1813. 2. Bd. S. 1952 fg. Göttinger gel. Anzeigen. 1814. 1. Bd. S. 72 fg. 41) Vgl. Otto's Lexikon der oberlausitzischen Schriftsteller. 2. Bd. S. 236 fg. Supplementband von J. D. Schulze. S. 192 fg. Nachtrag zu den Büsten von berliner Gelehrten. (1792.) S. 113 fg. Meusel's gel. Teutschl. 3. Bd. S. 547 fg. 10. Bd. S. 33. 11. Bd. S. 401 fg. 14. Bd. S. 239 fg. 18. Bd. S. 272. 23. Bd. S. 48. Den Neuen Nekrolog der Teutschen. XIII. Jahrg. 2. Th. S. 1284 fg.

spiel des großherzoglich mecklenburg-schwerinischen Amtes Dargun. (*Büder.*)

Jordur, s. Hertha.

JORE (Claude François), ein französischer Buchdrucker und Verleger zu Rouen, der durch das Unglück, welches ihm durch die Herausgabe einer Schrift Voltaire's widerfuhr, bekannt geworden ist. Er machte im Jahre 1730 die Bekanntschaft Voltaire's und druckte im folgenden Jahre dessen Lettres philosophiques. Obschon er, aus Furcht vor den Folgen des Bekanntwerdens dieser Briefe, alle Exemplare bis auf sehr wenige verbarg, so wurden sie doch im Jahre 1734 nachgedruckt. Jore wurde in die Bastille gesperrt. Als er nachwies, daß er der Drucker dieser Ausgabe nicht sein könne, ließ man ihn zwar frei, entzog ihm aber, da man bei der Haussuchung die frühere Ausgabe bei ihm fand, das Privilegium als Buchdrucker und Buchhändler. Voll Verzweiflung fiel er nun über Voltaire her und maß diesem in dem „Mémoire contre le sieur Fr.-M. de Voltaire" (1736.), alle Schuld bei. Später bereute er aber sein Unrecht, wie aus mehren Briefen, die er an Voltaire schrieb und die sich bei Condorcet's Biographie Voltaire's befinden, erhellt, und ging nach Italien, wo er sich zu Mailand aufhielt und Unterricht in der französischen Sprache gab. Voltaire unterstützte ihn durch eine Pension. Er lebte noch im Jahre 1773 zu Mailand. Die Zeit seines Todes ist unbekannt. In dem gut geschriebenen Romane „Les aventures portugaises" (Bragance [Paris] 1756.) 2 Voll. 12. erzählt er unter erdichteten Namen sein Schicksal. Man schreibt ihm auch einigen Antheil an den berüchtigten „Volteriana ou Eloges amphigouriques de Fr.-M. Arrouet, sieur de Voltaire" (1748) zu, aber wol mit Unrecht *). Sein Sohn hat sich in der neueren Zeit durch einige Vaudevilles, die er gemeinschaftlich mit P. G. A. Bonel arbeitete, als dramatischer Dichter bekannt gemacht. (*Ph. H. Külb.*)

Jorena *Adans.*, s. Suriana.

Jorge, 1) Biographie, s. Georg. 2) Geographie St. Jorge, 1) s. Georg im Art. Bermudas; 2) Bahia de San Jorge, Bai an der Ostküste von Patagonien, s. unt. Patagonien.

JORGE JUAN Y SANTACILIA, am bekanntesten unter dem Namen Don Jorge Juan, ein geschickter spanischer Mathematiker und Nautiker, wurde geboren zu Orihuela im Königreiche Valencia im Jahre 1712. Als er das 15. Jahr erreicht hatte, trat er in Dienst bei der königlichen Gardemarine und studirte in der Schule dieses Corps zu Carthagena. Sein Fleiß und seine schnellen Fortschritte, besonders in den mathematischen Wissenschaften, zeichneten ihn schon dort so sehr aus, daß er von seinen Mitschülern ihr Euklides genannt wurde. Er war kaum 23 Jahre alt, als ihm seine Regierung das Commando einer Corvette anvertraute, mit welcher er mehre Reisen nach Amerika machte. Bald machte er sich auch durch Schriften über nautische und astronomische Gegenstände rühmlich bekannt, wodurch der berühmte Don Antonio de Ulloa veranlaßt wurde, ihn im Jahre 1735 zu seinem Begleiter auf der Reise nach Peru zu wählen. Diese in Verbindung mit den französischen Gelehrten Bouguer, la Condamine und Godin unternommene Reise hatte bekanntlich die Messung eines Meridiangrades in der Nähe des Äquators zum Zwecke (vgl. die Artikel Bouguer und Condamine). Der junge Santacilia leistete hierbei sehr nützliche Dienste, namentlich bei den barometrischen Höhenmessungen. Nach seiner Rückkehr nach Spanien wurde er zum Schiffscapitain ernannt und avancirte im Jahre 1748 zum Escadrechef. Im Jahre 1753 wurde er Commandant bei der Gardemarine und wandte jetzt seine meiste Sorgfalt auf Verbesserung der Schiffswerfte, von denen sich besonders die zu Carthagena und zu Cadix unter seiner Verwaltung sehr hoben. Von seinem Könige geliebt und vielfältig ausgezeichnet, starb Don Jorge Juan zu Cadix den 21. Juni 1774. Das berühmteste Werk Don Jorge's ist sein Examen maritimo theorico-practico, o tratado de mechanica applicado a la construccion, conocimiento y manejo de los navios y demas embarcaciones (Madrid 1771. 2 Bde. 4.), welches in dem vierten Bande (p. 491 sq.) der neuen Ausgabe von *Montucla*, Hist. des Mathématiques (achevé et publié p. *Jér. de la Lande* 1802) als das vollständigste und beste Werk über Schiffbau und Schiffahrt gepriesen wird. Montucla [oder De la Lande] sagt (a. a. O. p. 498), daß Don Gabriel Ciscar eine zweite *) sehr vermehrte Ausgabe des Examen etc. unternommen habe, deren erster Band im Jahre 1793 zu Madrid in gr. 4. erschienen und die auf wenigstens 4 Bände berechnet gewesen sei. Ob und wann die folgenden Bände dieser Ausgabe erschienen sind, ist mir unbekannt. Eine französische Übersetzung der ältern Ausgabe wurde von Levêque mit Anmerkungen und Zusätzen zu Nantes (2 Bde. in 4.), zu Folge der Angabe Murhard's schon im Jahre 1771, zu Folge Bocous' in der Biogr. univ. (T. XXII. p. 87) erst 1783, herausgegeben. — Eine Sammlung der von Don Jorge Juan und Don Antonio Ulloa in Peru angestellten physischen und astronomischen Beobachtungen erschien zu Madrid 1748, neu aufgelegt 1773, und in französischer Übersetzung von Mauvillon zu Amsterdam 1752 in 2 Bdn. 4. Eine gleichfalls von Ulloa und Jorge Juan gemeinschaftlich ausgearbeitete historische und geographische Abhandlung über den zur Demarcationslinie zwischen den spanischen und portugiesischen Besitzungen (in Amerika) festgestellten Meridian erschien zu Madrid 1749 und in französischer Übersetzung zu Paris 1776. — Don Jorge Juan war Mitglied der londoner royal society, der berliner Akademie der Wissenschaften und Correspondent der pariser Akademie. (*Gartz.*)

*) Biographie universelle. Tom. XXII. p. 7.

*) oder vielmehr dritte, da nach Murhard's Literatur der mathemat. Wissensch. 4. Bd. 2. Abth. S. 72 bereits im Jahre 1780 eine zweite Ausgabe erschienen war.

JÖRGE, gräflich von Brabeckischer Kupferhammer an der Innerste bei Dörnten im hildesheimischen Amte Liebenburg des Königreichs Hanover. (*Crome.*)

Jörge (St.), s. Jáák; Jörgen (St.) oder St. Georgen, s. unt. Bayreuth und Jürgen (St.).

JÖRGER, altes und vornehmes Geschlecht, das im Lande ob der Ens einheimisch, doch auch unter der Ens sehr bedeutende Güter besessen hat. Schwabeck, in der Pfarrei St. Georgen und dem Commissariat Tollet des Hausruckviertels, 1 Stunde von Grieskirchen entfernt, war das Stammhaus, es ist aber von dieser Burg, mit deren Steinen nachmals Tollet erbaut worden, nichts mehr übrig, als die von einem Wassergraben umschlossene Lagerstelle, die im gemeinen Leben am Gaisschedel heißt. Helmhard Jörger oder de S. Georgio erscheint 1255 in einer Urkunde des Erzbischofs Philipp von Salzburg, soll auch noch im Jahre 1300 gelebt und die vier Söhne Konrad, Bernhard, Hans und Hermann hinterlassen haben. Hans hatte sechs Söhne, von denen Ulrich und Helmhard die bei ihrer Burg Schwabeck gelegene St. Georgenkapelle im Jahre 1357, mit Einwilligung von Meister Nicolaus, Pfarrer zu Hofkirchen, durch den Bischof von Passau zu einer Pfarrkirche erheben ließen, auch 1366 in dem Kloster Wilhering für ihr Geschlecht einen ewigen Jahrstag stifteten. Auch als Stammväter der beiden Hauptlinien sind diese Brüder Ulrich und Helmhard merkwürdig. Ulrich's Urenkel, Christoph Jörger zu Neidharting, Ritter, Pfleger zu Kammer und Orth, erkaufte 1472 von Christoph von Hohenfeld die Feste Schlüsselberg, die er zwar 1492 wieder an Wolfgang Pruckner überließ, erhielt 1477 vom Kaiser Friedrich IV. das Schloß Roith, um solches gegen einen Pfandschilling von 400 Gulden vier Jahre lang zu besitzen, und erhielt ferner im Jahre 1492 für sich und seine Söhne die dem Landesherrn durch derer von Walsee Abgang heimgefallene Herrschaft Scharnstein, als Pfand für ein Darlehen von 3000 Gulden. Als kaiserlicher Rath befand er sich unter den Beisitzern des am St. Moritztage 1491 auf dem Schlosse zu Linz abgehaltenen Reichshofgerichtes, von welchem die Stadt Regensburg in die Acht erklärt wurde. Am 25. Nov. 1499 verschrieb ihm Kaiser Maximilian die Herrschaft und Landfeste Starhemberg, im Hausruckviertel, für dargeliehene 6000 Gulden rhein., lebenslänglich zum Genusse. Er starb den 29. Januar 1518. Sein Sohn Bernhard Jörger zu Roith und Neidharting, Pfandherr zu Scharnstein und Starhemberg, erhielt 1519 die Herrschaft und Stadt Freystadt, im Machland, pfleg- und pfandweise um 10,600 Goldgulden, dann auch, am 18. Oct. 1523, gegen weitere Erlegung von 8100 Gulden, für seine Lebtage die Bestätigung des pfandschaftlichen Besitzes von Starhemberg und Scharnstein. Mit dessen Sohne, Hans Jacob, auf Roith und Neidharting u. s. w., als welcher mit Mechthilde von Frauenberg in kinderloser Ehe lebte, ist diese ältere Hauptlinie im Jahre 1557 ausgegangen.

Die jüngere Hauptlinie. Ihres Begründers, Helmhard's Sohn, Hans, erbte 1393 von seiner Mutter Bruder, von Leuthold Lerböller, die Feste Parz und wurde ein Vater von drei Söhnen, von Wolfgang, Ulrich und Helmhard. Helmhard Jörger zu Tollet und Lichtenau hinterließ gleichfalls drei Söhne, von denen doch nur Hildebrand, ebenderjenige, der 1483 die Lehen über Tollet und Lichtenau empfing, in Betracht kommt. Ihm wurde 1484 die Herrschaft Wolfseck von dem Landesherrn um 200 Pf. Pfennige versetzt, und mit Benigna Anhanger hat er die Herrschaft Köppach erheirathet. Sein Sohn, Wolfgang Jörger von St. Jörgen zu Tollet, Kreußbach, Roith, Köppach, Oberweiß, kaiserlicher Truchseß, Landrath ob der Ens und Salzamtmann zu Gmunden (1505—1508), wurde vom Kaiser Maximilian zu Aachen am Krönungstage, 5. April 1486, zum Ritter geschlagen, half 1485 und 1486 die Neustadt gegen die Ungarn vertheidigen und folgte 1494 dem Kaiser nach den Niederlanden. Im Jahre 1500 übergab ihm der Kaiser das Schloß und die Herrschaft Wolkenstein, im Ensthale, sammt dem Amt und Gericht Unterburg, pfandweise um 3000 Gulden, 500 Gulden Gnadengeld eingerechnet, und sollte diese Pfandschaft binnen der nächsten fünf Jahre nicht abgelöst werden. Am 8. Dec. 1504 verpfändete der Kaiser ihm ferner das Schloß, die Herrschaft und das Gericht Wärenberg, im Mühlviertel, gegen ein Darlehen von 5575 Fl. rhein., auf fünf Jahre, die am 15. Nov. 1511 um weitere vier Jahre verlängert wurden. Am 21. Febr. 1513 wurde er zum Landeshauptmann in Österreich ob der Ens mit einem Jahrgehalte von 700 Gulden bestellt, welches Amt er aber, Alters halber, im Jahre 1520 aufgeben mußte. Sonst hat er 1514 das Gut und Schloß Oberweiß, bei Gmunden, von den Pirchingern, und am 22. Nov. 1521 von Erasmus von Hohenberg um 35,000 Fl. die Herrschaft und Feste Kreußbach, V. O. W. W., erkauft, dagegen aber am Ertag nach St. Annentag 1518 die Herrschaft Roith, im Hausruckviertel, verkauft. Er starb am Ertag nach Judica 1524. Seine Witwe, Dorothea von Raming, ist als eine eifrige Beförderin der Reformation bekannt, unterhielt mit Luther selbst einen Briefwechsel, und verwendete große Summen zu Unterstützung dürftiger, in Wittenberg studirender Theologen. Seine Söhne, Christoph, Hans und Hildebrand, theilten am Montage vor St. Laurentien 1525 und abermals den 3. Dec. 1536, wurden insgesammt vom Kaiser Maximilian II. am 22. Aug. 1570 in den Herrenstand erhoben, mit dem Prädicate: Freiherren zu Tollet, Köppach und Kreußbach, und gründeten jeder eine besondere Linie. Die Christophorische Linie. Christoph Jörger zu Tollet und Köppach, Freiherr zu Kreußbach, Herr zu Pernstein, Köppach und Walpersdorf, V. O. W. W., niederösterreichischer Regimentsrath im Jahre 1543, erkaufte 1530 von Georg's von Liechtenstein Töchtern die Herrschaft Steyreck, im Machland, erhielt laut Intimat vom 13. Dec. 1570 für sich und seine vier Söhne, Wolfgang, Helmhard, Abraham und Bernhard, und deren weitere männliche Nachkommenschaft, das oberste Erbland-Hofmeisteramt in Österreich ob der Ens, und starb zu Kreußbach den 19. Januar 1578. Der jüngste seiner Söhne (in der ersten Ehe mit Barbara von Harrach erzeugt), Bernhard, Herr zu Hohenberg, Kreuß-

bach, Bergau, Arbing, erlangte 1571 vom Kaiser Maximilian II. die Pflege der landesfürstlichen Burgvoigtei und Herrschaft Welß, die er jedoch 1578 an seinen Bruder Wolfgang abtrat, und erkaufte im Jahre 1580 von Wilhelm's von Roggendorf Erben die Herrschaft Hohenberg, V. O. W. W. Von seinen vier Söhnen erlebte nur der einzige Ferdinand die Jahre der Mannbarkeit, und auch dieser starb, ohne Kinder in seiner Ehe mit Elisabeth von Pöllnitz zu haben. Ein anderer von Christoph's Söhnen, Wolfgang, Herr zu Steyreck und zu Erlach, im Hausruckviertel, kaiserlicher Hofkammerrath und Kämmerer, Oberst-Proviantmeister in Österreich, der Landschaft ob der Ens General-Landesoberster und Herrenstandesverordneter, kämpfte in dem zu Wien am 12. Juni 1560 angestellten prächtigen Turniere, in der siebenten Partei, mit Adam von Reydeck, und starb zu Steyreck den 7. März 1613. Sein Sohn, Helmhard Jörger der Jüngere, Freiherr auf Kreußbach, Erbherr zu Steyreck, Parz, Erlach, Kreußbach, Bergau und Hernals, des Erzherzogs Matthias Vorschneider und niederösterreichischer Regimentsrath (1598), unterzeichnete, als eifriger Protestant, die von den österreichischen protestirenden Ständen zu Horn im Jahre 1608 und zu Rötz im Jahre 1619 errichteten Einigungen, gleichwie er nach Kräften von seinen Gütern aus die dem Kaiser entgegenstrebende böhmische Partei unterstützte, und sich den verwegenen Sechszehn beigesellte, die, den Andreas Thannrädl an der Spitze, es wagten, den Kaiser in Person zu beleidigen. Darum wurde er zur Haft gebracht und als Hochverräther zum Tode und zur Confiscation seiner Güter verurtheilt (17. April 1622). Indessen hatte er mächtige Freunde, die sich für ihn verwendeten und seine Begnadigung erwirkten; Leben und theilweise Eigenthum wurden für ihn gerettet, und nur Hernals, bei Wien, mit seiner berühmten Lutherischen Kirche, bei welcher zu Zeiten zu Anhörung einer Predigt sich 20, 40, ja 50,000 Menschen versammelten, schenkte der Kaiser dem wiener Domcapitel; dann wurde die Herrschaft Kreußbach sammt Bergau und Araberg, V. O. W. W. von der Hofkammer um 75,000 Fl. an die Abtei Lilienfeld verkauft und das Erbland-Hofmeisteramt eingezogen und an die Grafen Meggau von Neuem vergeben. Helmhard soll im Jahre 1623 (glaublicher im Jahre 1630) verstorben sein. Sein Sohn (aus der ersten Ehe mit Maria Magdalena von Polheim), Wolf Ludwig, war 1624, im Duell, zu Linz geblieben, und die sämmtlichen nicht confiscirten Güter fielen daher an Helmhard's Tochter, Maria Elisabeth, die an David Ungnad, den ersten Grafen von Weißenwolf, verheirathet war. Durch diese Verbindung sind die schönen Jörger'schen Güter, Steyreck, Lustenfelden, Erlach und Parz (die drei letztern im Hausruckviertel), an die von Weißenwolf gekommen; die kostbare, von Helmhard Jörger in Steyreck gesammelte Bibliothek war aber im Laufe der über sie verhängten Untersuchung von den Commissarien veräußert und von Joachim Enzmüller, dem neuen Grafen von Windhaag, erstanden worden. — Der ältere Helmhard Jörger war, als ein Sohn Christoph's und der Barbara von Harrach, Helmhard's des Jüngeren Oheim. Geboren zu Tollet den 29. Jan. 1530, wurde er den 1. Jan. 1565 als niederösterreichischer Regimentsrath, den 11. Dec. 1567 als wirklicher Hofkammerrath und 1580 vom Kaiser Rudolf II. als niederösterreichischer Hofkammerpräsident angestellt. Am 29. Juni 1581 verkaufte der nämliche Kaiser ihm die Herrschaft und Burgfeste Pernstein, im Traunviertel, sammt dem Landgerichtsbezirke zu Kirchdorf, Wartberg und Pöttenbach, und den Unterthanen in den Pfarreien Kirchdorf und Wartberg, erbeigenthümlich, um 37,500 Fl., und am 25. Sept. 1583 erhielt er die Herrschaft Scharnstein, im Traunviertel, welche längst schon als landesherrliche Pfandschaft bei dem Jörger'schen Geschlechte gewesen, schenkungsweise, frei und erbeigenthümlich. Er starb den 18. Dec. 1594 und wurde in der Schloßkapelle zu Walpersdorf (auch diese Herrschaft war sein Eigenthum) beigesetzt. Mit seiner ersten Gemahlin, Elisabeth Grabner, hat er die Herrschaft Zäcking, V. O. W. W., erheirathet, als Witwer nahm er noch zwei Frauen, Judith von Liechtenstein, des Freiherrn Georg Hartmann Tochter, und Katharina von Zelking (verm. 11. Febr. 1582). Aus der ersten Ehe kam der Sohn Georg Wilhelm, aus der andern Ehe ein Sohn, Karl Georg Wilhelm Jörger zu Tollet, Freiherr auf Kreußbach, Herr zu Scharnstein, Köppach, Walpersdorf, Judenau, V. O. W. W. und Breitensee, V. U. W. W., Erbland-Hofmeister in Österreich ob der Ens, war 1604 des Erzherzogs, nachmaligen Kaisers, Matthias Mundschenk, auch, gleich seinen Vettern, ein eifriger Beförderer der Reformation, hinterließ aber aus zwei Ehen nur Töchter. Sein Halbbruder, Karl Jörger, Herr zu Pernstein, Stauff, Pürnstein und Liebenstein, im Mühlviertel, war 1605 Landrath und 1614 Verordneter des Herrenstandes in Österreich ob der Ens, unterzeichnete, wie die meisten seiner Glaubensbrüder, das horner Bündniß, 1608, mußte darum nachmals flüchtig werden, und starb als Exulant im Jahre 1623. Auch er hinterließ nur Töchter aus seiner Ehe mit Anna Hofmann von Strechau. Seine Herrschaften Pernstein und Scharnstein wurden von der Abtei Kremsmünster erkauft.

Die Hildebrand'sche Linie. Hildebrand Jörger zu Tollet, Freiherr auf Kreußbach, Herr zu Tollet, Roith, Prandeck, im Machland, und Ottensheim, des Wolfgang Jörger und der Dorothea von Raming jüngster Sohn, geboren im Jahre 1507, kommt als Kaiser Ferdinand's I. Rath und Landrath ob der Ens, dann 1555 als der dasigen Landschaft Verordneter des Ritterstandes vor. Im Jahre 1529 wurde ihm die Herrschaft Pernstein, für seine Lebetage, von dem Landesherrn um 9895 Fl. pfandweise verschrieben. Im Jahre 1536 erkaufte er vom Pfalzgrafen Johann, dem Administrator des Hochstifts Regensburg, den Markt Zell, im Machland, wie solchen ehedem die von Thannberg und die Walche von Prandeck von dem Bisthume in Versatz gehabt. In den Jahren 1539, 1547 und 1570 hat er dem Christoph Walch, dem Georg Wankhamer, den Artstettern Lagelberg u. s. w. verschiedene Zehnten, Wiesen, Höfe, theils auch Unterthanen, sämmtlich von Prandeck und Zell abhängend, zu Lehen gereicht. Im Jahre 1562 erkaufte er den Markt Ottensheim, im Mühl-

viertel, sammt Urbar, Kirchenlehen, Gericht, Voigtholden und Unterthanen, so er bisher als Pfandschaft inne gehabt, von der Hofkammer um 5000 Fl. zu Erbe. Im Jahre 1570 wurde er sammt seinen Brüdern in den Herrenstand erhoben. Er starb den 27. Febr. 1572, aus seiner Ehe mit Ursula Mager von Fuxsstadt drei Töchter, dann die Söhne Hans Adam, Georg, Wilhelm, Joachim und Hans Maximilian hinterlassend. Hans Adam, zu Prandegg, Roith, Ottensheim, überlebte alle seine Kinder, und starb den 8. April 1591. Wilhelm, auf Prandeck und Zell, gestorben im Jahre 1575, hinterließ den einzigen Sohn Hildebrand, mit dessen Sohne Ferdinand (er starb zu St. Pölten, unverehelicht, im Jahre 1622) die Hildebrand'sche Linie im Mannsstamme erloschen ist; ihre, durch den allmäligen Ankauf von Zellhof, Prandhof, Habichriegl, Thurnhof und Thannberghof gar sehr erweiterte Herrschaft Prandeck, brachte Hildebrand's Tochter, Anna Katharina, an ihren Gemahl Johann Maximilian Jörger, aus der andern, von Hans Jörger abstammenden Linie.

Des Hans Jörger Nachkommenschaft. Des Wolfgang Jörger und der Dorothea von Raming zweiter Sohn, Hans Jörger zu Tollet, Erbland-Hofmeister in Österreich ob der Ens, geboren 1503, hatte in der ersten Ehe, mit Barbara von Knöringen, die Söhne Lasla (Ladislaus) und Sebastian. Lasla, der unverheirathet geblieben zu sein scheint, schloß in seinem und seines Bruders Namen, d. d. Samstag nach Pfingsten 1553, mit der Großmutter, mit Wolfgang's Witwe, einen Vertrag, die beiderseitigen Erbschaftsansprüche und Foderungen betreffend. Sebastian hingegen, Herr zu Tollet und Köppach, war mit Maria von Rabenhaupt verheirathet und durch sie Vater eines einzigen Sohnes. Dieser, Hans Jörger, der Jüngere, Freiherr, Herr zu Tollet, Zäcking und Johannstein, Oberster Erbland-Hofmeister in Österreich ob der Ens, geboren 1558, war seit 1583 Landrath und 1598—1603 Verordneter des Herrenstandes in Österreich ob der Ens. Ein besonderer Eiferer für die evangelisch-lutherische Kirche, kommt er 1605 und 1607 als der evangelischen Stände des Landes ob der Ens gewählter Ausschuß vom Herrenstande vor; auch unterzeichnete er das von sämmtlichen protestantischen österreichischen Ständen mit jenen von Böhmen und Mähren auf dem Congresse zu Horn, 1608, errichtete Bündniß. Im Jahre 1596 erkaufte er von Christoph Oberhaim's Erben das Schloß und Gut Johannstein, V. O. W. W. [1]). Das Schloß Tollet hat er in den Jahren 1607—1611 von Grund aus neu erbaut, auch diese alte Stammherrschaft mit mehren dazu angekauften Gütern und Unterthanen ansehnlich verbessert. Mit Barbara Jörger, Helmhard's, des Hofkammerpräsidenten und der Elisabeth Grabner Tochter, hat er die Herrschaft Zäcking, V. O. W. W., erheirathet. Er starb im Nov. 1618 und wurde, sammt seiner Gemahlin, in St. Maximilian's Pfarrkirche, bei Tollet, beerdigt. Von seinen 13 Kindern sind außer dem jüngsten, jenem Maximilian Karl, der als Rittmeister in der Schlacht bei St. Gotthard, 1664, fiel, allein die Söhne Johann Maximilian, Johann Septimius und Johann Helfreich zu merken. Johann Maximilian diente den evangelisch-lutherischen coalisirten Ständen von 1618—1620 als Dragonerhauptmann, und wurde darum in der zweiten Proclamation der Rebellen, vom 14. Oct. 1620, sammt seinem Bruder Johann Helfreich, in die Acht erklärt. Beider Güter wurden zugleich eingezogen, doch erhielten sie durch kaiserliche Resolution vom 18. Mai 1621 Begnadigung, und es wurden ihnen ihre Herrschaften Pottenbrunn und Zäcking, gegen Erlegung von 40,000 Fl. für jede, zurückgegeben. Johann Maximilian lebte fortan in stiller Ruhe auf seinem Schlosse Pottenbrunn, V. O. W. W., und können wir nur noch berichten, daß er am 28. März 1631 seine Herrschaft Prandeck an den Obersten Gotthard von Schärffenberg verkaufte. Er hatte sie mit seiner Muhme, Anna Katharina Jörger, der Erbin der Hildebrand'schen Linie, erheirathet. Seine einzige Tochter, Esther Dorothea, heirathete einen von Praunfalck. Johann Septimius, Freiherr, nachmals Reichsgraf Jörger, Freiherr zu Tollet und Köppach, Herr auf Zäcking, Götzersdorf, V. O. W. W., Pottenbrunn und Johannstein, geboren 1594, wurde, sammt seinem Neffen Johann Quintin, im Jahre 1659 vom Kaiser Leopold I. in den Reichsgrafenstand erhoben. Am 6. Juni 1621 vermählte er sich zu Strechau, in Obersteiermark, mit Anna Pudentiana Hofmann, mit welcher er zugleich die anmuthige Herrschaft Strechau erheirathete. Sie blieb des Ehepaares Wohnsitz, bis Johann Septimius sie am 29. Juli 1629 um 100,600 Fl. an das Stift Admont verkaufte, und sodann in Frankfurt, später in Nürnberg, freie Religionsübung suchte. In Nürnberg starb seine Hausfrau, bald nach der Geburt des 12. Kindes, im Jahre 1639, und der Witwer freite sich zum andern Male eine Witwe, Regina von Praunfalck, geborene von Rattmannstorf, die ihn selbst überlebte. Er starb zu Nürnberg im Jahre 1662 [2]). Einer seiner Söhne, August Septimius, wendete sich zur katholischen Confession und starb als Cisterciensermönch, ein anderer, Andreas Christian Graf Jörger, kaiserlicher Kämmerer und Generalfeldwachtmeister, auch seit 1688 Commandant zu Stuhl-Weißenburg (früher zu Leopoldstadt), wurde in der Ehe mit Maria Katharina von Gebeckh Vater von zwei Söhnen. Der eine, Maximilian Karl Graf Jörger, blieb

---

1) Schweickhart von Sickingen, in seiner ausführlichen Darstellung von Österreich unter der Ens, weiß weder von so frühem Jörger'schen, noch von dem Oberhaim'schen Besitze von Johannstein.

2) Als ausübender Kunstliebhaber machte er sich durch einige kleine radirte Blätter bekannt, die sehr zart und nett in Matth. Merian's und Saftleven's Manier radirt sind und ebenso auch einiges von Wencesl. Heller's Charakter an sich tragen. Eine kleine Folge von 6 Blättern Landschaften zeigt auf dem Titel das Bildniß des Grafen in ganzer Figur und reich gekleidet, wie er an einem Stück eines Architravs zeichnet; neben ihm steht ein Page und noch ein Diener. Auf dem Steine die Inschrift: *In quarto giorno a Leopoldo diac. etc. G. Sept. Jörger Comes* 1662. quer 12. Diese zart radirten Blättchen gehören zu den Seltenheiten; s. gräfl. Sternbergischer Kupferstichkatalog. Vol. II. S. 191. Nr. 1713, wo vier Blatt angezeigt sind. In dem von Blücher'schen Katalog 1827 teutsche Schule Nr. 1643 stehen sechs Blatt verzeichnet. (*Frenzel.*)

als Oberst und Commandant des Regiments Rüdiger Starhemberg in der Schlacht bei Zenta, 1697; er hatte sich im Jahre 1685 mit der Gräfin Katharina Tököly, einer Schwester des berühmten Emmerich, die damals des Grafen Franz Esterhazy Witwe, verheirathet, von ihr aber keine Kinder. Der andere von des Grafen Andreas Christian Söhnen, Johann Joseph, lebte gleichfalls in kinderloser Ehe mit Maria Rosalia Engl von Wagrain, und starb zu Wien den 1. Febr. 1703. — Johann Helfreich, das 12. Kind von Hans dem Jüngern und von Barbara Jörger, ist nur wegen seines einzigen, in der ersten Ehe mit Elisabeth Polyrena von Althann gebornen Sohnes merkwürdig. Dieser, Johann Quintin, geboren um 1624, wurde, nachdem er zur katholischen Confession getreten (der Vater lebte und starb in der evangelischen Kirche), im Jahre 1650 kaiserlicher Kämmerer, 1651 Hofkammerrath, 1658 Kaiser Leopold's I. Kämmerer und bald darauf Hofkammer-Vicepräsident. Am 9. August 1659 wurde er, sammt seinem Oheim Johann Septimius, in den Reichsgrafenstand erhoben, und im Jahre 1681 mit der Würde eines kaiserlichen Geheimraths beehrt. Am 23. Oct. 1687 wurde er an des Grafen Konrad Balthasar von Starhemberg Stelle zum Statthalter der niederösterreichischen Lande ernannt, und da wenige Tage darauf der Kaiser sich nach Presburg begab, um der Krönung des Erzherzogs Joseph beizuwohnen, benutzte Johann Quintin dessen Abwesenheit, um der Stadt Wien eine der nützlichsten Einrichtungen, die nächtliche Beleuchtung der Straßen, zu verschaffen, und mit dem ungewohnten Resultate hiervon den Kaiser, als dieser am 26. Jan. 1688 in seine Residenz zurückkehrte, zu überraschen. Auch andere polizeiliche Einrichtungen, die Rumor- oder Sicherheitswege, die Marktordnungen, die Löschanstalten, verdankt die Kaiserstadt dem Grafen. Ritter des goldenen Vließes seit dem Jahre 1688, wurde er im folgenden Jahre zum Principalcommissarius für die mit einer türkischen Gesandtschaft vorzunehmende Friedenshandlung, und bald darauf zum geheimen Staatsconferenzminister ernannt. Als Minister, gleichwie als Statthalter, erwarb er sich den Ruf wahrer Redlichkeit, eines lebendigen Eifers für Wahrheit und Gerechtigkeit, einer wirksamen Thätigkeit, und Kaiser Leopold zählte ihn zu seinen beliebtesten und vertrautesten Dienern. Seine erste Gemahlin, Maria Anna von Königsberg, hatte ihm zwei Söhne, die andere, Maria Rosalia Gräfin von Losenstein, 13 Kinder geboren. Er starb als Witwer zu Wien den 17. Febr. 1705. Der älteste Sohn, der ersten Ehe, Johann Peter Graf Jörger, geboren 1656, zählte nur 21 Jahre, als er, laut Patents vom 6. Oct. 1677, als Regimentsrath in Dienste trat. Die schönste Zukunft schien den hochbegabten jungen Mann zu erwarten, aber schon war er Mörderhänden verfallen. Der alte Graf hatte seinen bisherigen Amtmann zu Zäcking, Johann Gruëber, entlassen, doch, wie es scheint, versprochen, demselben zu einem andern Unterkommen zu verhelfen. Ein solches wollte sich nicht sogleich finden lassen, Gruëber „meynte, daß ihn sein voriger Herr nicht genugsam recommandirte, suchte sich also auf solche weise an ihm zu rächen, daß er es lebenslang empfinden solle; paßte also bey der sogenandten Michaelerkirche in Wien, biß der alte Graf Jörger mit diesem seinem liebsten Sohne dahin in die Messe gefahren kam, da er diesen, als er aus der Kutschen (Koblwagen) stieg, nahe an seinem Vater erschossen, und ob er zwar sein asylum in der Kirche suchte, ward er doch ausgeliefert und lebendig gerädert, wobey er, ungeachtet seiner Marter, dennoch darüber vergnügt war, daß er den Graf Jörger so beleydiget, daß er sich lebenslang darüber würde betrüben müssen." Die Frevelthat wurde den 15. Febr. 1680 verübt. Der andere Sohn der ersten Ehe, Johann Christoph Ehrenreich, geboren 1658, blieb in Ungarn, als kaiserlicher Oberster eines Infanterieregiments, im Jahre 1691. Von den Kindern der andern Ehe heirathete Maria Josepha am 4. März 1689 den heldenmüthigen Vertheidiger von Wien, den Grafen Ernst Rüdiger von Starhemberg, und nachmals, als Witwe, dessen Halbbruder, den Grafen Gundackar Thomas von Starhemberg. Johann Karl Graf Jörger blieb als Oberstlieutenant in dem Gefechte bei Keczkeret, am 26. Aug. 1696. Johann Joseph Ignaz Graf Jörger zu Tollet, Herr zu Zäcking, Pottenbrunn und Johannstein (dieses letztere Gut soll er nach Schweickhart von Sickingen im Jahre 1735 von der Abtei Heiligkreuz erkauft haben), ward 1697 kaiserlicher Kämmerer, auch niederösterreichischer Regimentsrath (bis um das Jahr 1713), baute von 1721 an das schöne Schloß zu Zäcking, das er mit Mauern und Graben befestigte und meistentheils selbst bewohnte, und starb als kaiserlicher Geheimrath zu Wien den 5. April 1739. Seine Witwe, Maria Juliana Barbara, Herrin von Stubenberg, verwitwete Gräfin von Rattmannsdorf, vermählt 1697, folgte ihm im Tode den 21. Jan. 1756. Von den vier Kindern, die sie geboren, erreichten nur zwei Töchter die Jahre der Mündigkeit. Die eine, Maria Anna, heirathete in den Bürgerstand und starb zu Passau im Jahre 1757, die andere, Maria Theresia, blieb unverehelicht und starb zu Wien den 5. Febr. 1761. Johann Franz Anton Dominikus Graf Jörger zu Tollet, Herr zu Schönau und Katzelsdorf, V. U. W. W., der jüngste Sohn des Grafen Johann Quintin, war schon vor Ausgang des 17. Jahrhunderts Oberstlieutenant bei dem Herbeville'schen Dragonerregimente. Den 18. Mai 1706 wurde er Oberster, den 27. Dec. 1709 erhielt er das Herbeville'sche Regiment, einige Jahre später Generalmajorsrang und den 15. April 1716 den Kammerherrenschlüssel. Alles dieses hatte er sich durch seine Theilnahme an den italienischen und spanischen Feldzügen verdient. Als Generalmajor half er die Schlachten bei Peterwardein und Belgrad schlagen, und am 1. Oct. 1723 wurde er Feldmarschalllieutenant, einige Jahre später wirklicher Hofkriegsrath. Er starb als kaiserlicher Geheimrath, General der Cavalerie (seit April 1735) und Commandant zu Ofen, den 11. Dec. 1738. Aus seiner Ehe mit Eva Constantia von Pestaluzzi kam ein einziger Sohn, Johann Quintin Graf Jörger zu Tollet, Herr der Herrschaften Zäcking, Schönau und Katzelsdorf, kaiserlicher Kämmerer, auch seit 1739 niederösterreichischer Regimentsrath und seit 1748

wirklicher Reichshofrath. Er mußte aber, körperlicher Schwäche wegen, im Jahre 1756 abdanken, verfiel in melancholischen Wahnsinn, und starb in diesem traurigen Zustande, unverehelicht, zu Gratz den 5. Oct. 1772. Mit ihm ging eins der berühmtesten österreichischen Geschlechter zu Grabe. Johannstein und Katzelsdorf hatte er schon 1743 verkauft. — Das Stammwappen ist ein die Länge herab getheilter Schild, rechts Silber, links Schwarz, in dem silbernen Felde eine schwarze, in dem schwarzen Felde eine silberne Pflugschar. Das vom Kaiser Leopold I. ertheilte gräfliche Wappen ist zu ausgedehnt, um hier beschrieben zu werden, zudem auch der Gedanke, ein altes berühmtes Wappen durch Hinzufügung von mancherlei Schnörkeln verbessern zu wollen, so wenig heraldisch, daß wol nicht nöthig ist, davon zu handeln.

(*v. Stramberg.*)

JORHAT, JORHÁTH (bei Berghaus Djorhat), **JOORHATH** (Jurhath), **JORAHAWT, JORHAUT,** Haupt- und Residenzstadt der Könige des hinterindischen Staates Asam (Assam) seit 1792, wo sie der Raja Gaurinath [1]) während der unter ihm von 1780—1794 dauernden Unruhen dazu erhob. Sie liegt in Oberassam, gegen 20 Meilen von Ranggapur in westlicher Richtung entfernt, in einer gut angebauten und volkreichen Gegend nach des Colonel Wood's Berechnung unter 26° 48′ nördl. Br. und 91° 48′ östl. L., nach einer neueren Vermessung unter 26° 46′ nördl. Br. und 91° 54′ östl. L., nach einer dritten Bestimmung unter 26° 42′ nördl. Br. und 111° 40′ östl. L. von Ferro, auf beiden Seiten des Dikhoi- (auch Ditschori, Ditchoi und Dessue geschrieben) flusses, welcher sich in den Dihing, einen Arm des Brahmaputra, der hier die Insel Madjuli bildet, ergießt; sie ist schlecht gebaut, hat keine steinernen Gebäude (denn selbst der König und die Großen des Reichs bewohnen nur Hütten bengalischer Art mit Strohdächern, bogenförmigen Firsten, Lehmtennen und Wänden aus Salzsäulen und Rohrmatten) und wurde 1828 von den Engländern wegen des ungesunden Klima's von Rungpore zum Hauptquartiere gemacht. Zur Zeit Bura Gohaing's bestand die Besatzung Jorhats aus 300 westindischen und 800 einheimischen Soldaten [2]). Die Einwohner, deren Zahl wir nicht anzugeben vermögen, treiben Handel, indem die Märkte von Jorhat von den Noras und anderen Grenzvölkern stark besucht werden, und sind Goldarbeiter, Waffenschmiede, Weber, Drechsler, Matten-, Fächer- und Kopfkratzerfabrikanten. Die letzteren bedienen sich des Elfenbeins und sollen die Kunst verstehen, Elephantenzähne durch einen dicken Überzug von Lehm und Kuhdünger, welche sie dem Feuer aussetzen, gerade zu machen.

(*G. M. S. Fischer.*)

1) Vgl. Asiatic Researches, Vol. XVI. p. 337. 339. 2) Die Officiere dieser Truppen stammen alle aus dem Westen Indiens, sind aber in Assam verheirathet und ziehen ihren Unterhalt aus ihren angewiesenen Landgütern. Jede Compagnie von 100 Mann hat 1 Susohdar, 1 Jumadar, 6 Havildars und 1 Adjutanten, welche, nebst dem Gohaing (Hauptmann), den Befehl führen. M. s. Berghaus, Historisch-Geographische Beschreibung von Assam. S. 43. 46. 69. Ritter's Erdkunde. 3. Bd. S. 317. 318.

JÖRIG VON EYSENHOFEN, teutscher Minnesänger, Hofmeister Herzog Albrecht's von Baiern um das Jahr 1478. Ulrich Fürterer gedenkt dieses Dichters in seiner bairischen Chronik, wo er ihm und dem Hesenloher den Vorzug vor sich selbst in der Poesie gibt, ohne jedoch dies Urtheil durch Anführung von Proben zu bestätigen *).

(*Heinrich Döring.*)

JORIS (David), d. h. David, Georg's Sohn, einer der beachtenswertheren unter den Führern jener schwärmerischen Gesellschaft des 16. Jahrhunderts, welche unter dem Namen der Wiedertäufer begriffen werden, weil die Wiedertaufe ein den Meisten gemeinsames, obgleich bei Manchen sehr in den Hintergrund tretendes, Merkmal ist. Er wurde zu Delft oder Gent 1501 von armen Ältern geboren; der Vater Georg Arnold's (Sohn) war von Amerfort, die Mutter von Delft gebürtig. Damals waren in Holland die Familiennamen, besonders unter den untern Ständen, noch sehr selten, und man fügte deswegen dem Taufnamen denjenigen des Vaters bei. Georg ist im Holländischen Joris, wie in einigen Gegenden der Schweiz dieser Name im Munde des Volkes Jöri lautet. Daher der Name David Joris (Sohn). Über den Beruf seines Vaters sind die Nachrichten verschieden, so wie überhaupt über sein Leben zwischen seinen Freunden und Feinden große Widersprüche stattfinden. Nach dem Einen war der Vater ein Schauspieler und Possenreißer, der auf Jahrmärkten u. s. w. herumzog; nach Anderen ein Kaufmann. Beides scheint richtig zu sein, indem er wahrscheinlich später den früheren Beruf mit dem eines Krämers vertauschte. David besuchte die Schule zu Delft, machte aber, obgleich er vorzügliche Talente besaß, geringe Fortschritte, weil er seine Zeit mit Allem lieber zubrachte, als mit seinen Aufgaben. Besonders zeigte sich bei ihm früh große Neigung zur Malerkunst, sodaß er, wenn er lernen sollte, sich immer mit Zeichnen beschäftigte. Dabei wird ihm ein lebhafter, religiöser Sinn, aber auch Neigung zur Schwermuth, und daher Anlage zur Schwärmerei, zugeschrieben. Indessen erkannten seine Ältern, die ihn übrigens hart sollen gehalten haben, daß es mit dem Studiren nicht gehe, und stellten ihm endlich frei, einen Beruf zu wählen. Er entschied sich für den gewinnvollen und Ehre bringenden Beruf eines Glasmalers, und machte dann schnelle Fortschritte. Nach zwei bis drei Jahren aber verließ er seinen Meister wieder, wie erzählt wird, wegen übler Behandlung, half dann einige Zeit in der Krambude seines Vaters und kam endlich, nachdem sein Vater und mehre Geschwister an einer ansteckenden Krankheit gestorben, um das Jahr 1520 zu einem sehr reichen Kaufmann. Bei diesem soll er sich so beliebt gemacht haben, daß ihm der Kaufmann seine einzige Tochter habe zur Ehe geben wollen, was aber David nicht habe bewegen können, bei ihm zu bleiben. Es ist indessen diese Nachricht etwas verdächtig, da die Stadt, wo sich dieser Kaufmann aufhielt, nicht genannt und nur von ihm gesagt wird, er sei nachher dort Bürgermeister geworden,

*) s. Museum f. altteutsche Literatur und Kunst, von v. d. Hagen, Docen und Büsching. 1. Bd. 1. St. S. 181.

besonders aber, weil David, wenigstens später, das Geld keineswegs verachtete. Er verließ also dieses Haus, blieb einige Zeit bei seiner Mutter und setzte dann seine Lehrzeit bei einem Glasmaler fort. Nach einem Jahre hatte er sie vollendet, und ging dann von Antwerpen mit einem Genossen der Kunst nach Valenciennes, Lille und Calais, wo sie bei Thomas Howard, Lordschatzmeister Heinrich's VIII., in Dienste traten, mit dem sie nach London reisten. Sie hatten einige Zeit auf dessen Schlosse gearbeitet, als sie wegen Streitigkeiten dasselbe wieder heimlich verließen und nach London zurückgingen. Eine heftige Krankheit, in die David verfiel, bestimmte ihn dann, England wieder zu verlassen; er kam im Jahre 1524 über Antwerpen nach Delft zurück, um seine Kunst auf eigne Rechnung zu treiben, und verheirathete sich bald nachher. Um dieselbe Zeit wurde er mit Luther's Lehren bekannt und sein lebhafter Geist wurde von schwärmerischem Eifer für die Ausbreitung derselben ergriffen. Öffentlich verwünschte er die Verehrung der Bilder, schlug bei Nacht Schriften gegen den katholischen Glauben an die Kirchthüren an, oder legte sie in die Beichtstühle, und besuchte mit Gefahr seines Lebens gefangene Anhänger der Reformation. Als er einst um 1530 eine öffentliche Procession störte und mit lauter Stimme dem Magistrate und der Geistlichkeit Vorwürfe machte, daß sie solche Gräuel duldeten, wurde er verhaftet, aber wegen seiner Rechtschaffenheit und Wohlthätigkeit gegen die Armen und auf vielfache Fürbitte mit der Todesstrafe verschont und nur für sechs Jahre aus der Stadt verbannt. Andere fügen noch bei, seine Zunge sei mit einem glühenden Eisen durchbohrt worden. Über seine Schicksale während der Zeit dieser Verbannung weiß man wenig Anderes, als daß er nun nach wiederholten Unterredungen und nach langer Weigerung zu den Wiedertäufern trat; das Jahr 1534 wird als dasjenige angegeben, wo er sich taufen ließ. In dasselbe Jahr fällt die Entstehung des berüchtigten Reiches der Wiedertäufer zu Münster, das den 24. Juni 1535 durch die Eroberung der Stadt sein Ende erreichte. Der heftigen Verfolgung der Wiedertäufer in den Niederlanden, die dadurch veranlaßt wurde, suchte er sich durch eine Reise nach Strasburg 1535 zu entziehen, in der Meinung, dort seine Kunst zu treiben. Allein durch einen Wiedertäufer, der ihn kannte, gewarnt, verließ er nach zwei Tagen mit seiner Frau und einem Kinde Strasburg wieder und kehrte nach den Niederlanden zurück. Von seinem Vorhaben, nach England zu gehen, schreckten ihn Nachrichten von der dort wüthenden Verfolgung ab. Er hielt sich nun unter großen Gefahren an einigen Orten in Holland bei den Wiedertäufern auf, bis ihn die herannahende Niederkunft seiner Gattin nöthigte, im Januar 1536 heimlich nach Delft zurückzukehren, um ihr bei seiner Mutter ein Unterkommen zu verschaffen. Er selbst arbeitete dann bei einem Meister, der ihn verborgen hielt, den Winter über. Hier wurde er oft von Wiedertäufern besucht, mit denen er häufig über die damals unter ihnen streitigen Fragen discutirte und sich besonders ihren gewaltthätigen Anschlägen entschieden widersetzte. Sein natürliches Rednertalent, genaue Bekanntschaft mit der heiligen Schrift und einige von ihm gedichtete religiöse Gesänge, sowie verschiedene kleine Schriftchen, worin er zur Frömmigkeit und Mäßigung ermahnte, verschafften ihm bei Vielen großes Ansehen. Damals waren die Wiedertäufer in vier Parteien getheilt, die sich besonders seit dem Falle des Reiches zu Münster von einander getrennt hatten. Die Anhänger des Kürschners Melchior Hofmann aus Schwaben, der in den Niederlanden vorzüglich wiedertäuferische Grundsätze verbreitet hatte, und diejenigen von Menno Simonis und Ubbo, zu denen unter andern die friesländischen Wiedertäufer gehörten, waren gemäßigter; sie tadelten entschieden die Erregung von Unruhen und die Gewaltthätigkeiten und Gräuel, welche die münsterschen Fanatiker und ihre Anhänger seit der Einnahme von Münster, wo sie konnten, in wüthender Rachsucht begingen. Dagegen waren aber auch diese Gegner der münsterschen Partei über das Wesen des Reiches Gottes getheilt. Nach Hofmann's Lehre waren alle bisherigen Verrichtungen der Wiedertäufer nur ein rohes und unvollkommnes Werk, wie bei den Aposteln, ehe am Pfingstfeste der Geist über sie ausgegossen worden; wenn aber dieser Pfingstgeist werde ausgegossen werden, dann würden diese neuen apostolischen Männer, die zu Strasburg, wo Hofmann sich aufhielt, gehörig ausgerüstet worden, das neue Jerusalem bauen, nachdem alle Erstgeburt Ägyptens, d. h. das Papstthum mit allen seinen Vertheidigern, vertilgt sei. Die Mennoniten dagegen lehrten, es sei auf dieser Erde kein andrer Zustand des Reiches Gottes zu erwarten, als der dermalige, wo es der Verfolgung ausgesetzt sei. Es sei keine neue apostolische Berufung zu erwarten, sondern wem durch das getaufte Volk das Predigeramt aufgetragen werde, der habe dasselbe vor Andern zu üben, so lange dieser Auftrag dauere; die Erwartung der Mittheilung eines neuen apostolischen Geistes sei fanatisch und verwerflich. Mit den Hofmannianern stimmten die Münsterer in der Vorstellung eines durch solche Mittheilung des neuen apostolischen Geistes zu gründenden Reiches Gottes, dem Alles unterworfen sein müsse, überein; aber sie gingen noch weiter und behaupteten, die Zeit der Verfolgung der Heiligen sei vollendet und die Ernte reif, wo Gott sein Volk befreien und dessen Feinde in seine Gewalt geben werde; am weitesten trieb dies Johannes Batenburg, welcher lehrte, das Mittel dieser Aufrichtung des Reiches Gottes sei dasselbe, welches dessen Feinde gebraucht haben; man müsse zu den Waffen greifen, nicht nur zu Vertheidigung der Heiligen, sondern um die gegen sie begangene Ungerechtigkeit zu vergelten, die Erde von aller Gottlosigkeit zu reinigen und der Frömmigkeit, Gerechtigkeit und Heiligkeit die Herrschaft zu verschaffen. Unter ihm bildete sich eine wahre Räuber- und Mörderbande, die mit Feuer und Schwert gegen Andersgesinnte wüthete und die furchtbarsten Gräuel beging, während die Überbleibsel des zu Münster zerstörten Reiches, durch das Unglück abgekühlt, zwar jener schwärmerischen Erwartung nicht entsagten, aber die Greuel der Batenburger verdammten. Diese Trennung in vier Hauptparteien trug viel dazu bei, die Fortschritte der Schwärmer zu hemmen. Joris neigte sich sehr zu der Hofmann'schen Ansicht und wurde deswegen

von Batenburg, dessen Wüthen er verwarf, auf alle Weise geschmäht. Ein Lehramt wollte er damals noch nicht übernehmen, obgleich Mehre ihn dazu nöthigen wollten. Dennoch wurde er von Delft zu einer Versammlung mehrer Wiedertäufer im Wasserland (zwischen der Südersee und dem Y) geführt, wo er sich den Vorschlägen, die auf Gewalt gingen, entschieden widersetzte. Ebenso schrieb er, nachdem er unter vielen Gefahren wieder nach Delft zurückgekommen war, Briefe an andre Schwärmer, um sie von Gewaltthätigkeit abzumahnen. Auch zu der Versammlung der Häupter der verschiedenen Parteien, welche nahe bei Bockolt in Westfalen gehalten wurde, um eine Vereinigung zu Stande zu bringen, wurde Joris berufen. Nach einiger Weigerung folgte er der Auffoderung. Die von Strasburg erwarteten Abgeordneten, sowie Batenburg, blieben aber aus. Zu den heftigsten gehörten die aus England gekommenen Wiedertäufer. Über zwei Punkte, die Polygamie und das körperliche Reich Christi, welche von den friesischen, geldrischen und westfälischen Wiedertäufern vorzüglich vertheidigt wurden, kamen die Schwärmer beinahe in Handgemeng. Joris suchte auf alle Weise zwischen den feindlichen Parteien zu vermitteln und setzte zuletzt eine Vereinigungsschrift auf, die sie zwar unterschrieben, deren Inhalt aber nicht gehalten wurde, indem sie einander bald wieder als Irrlehrer verdammten und verfolgten. Nach derselben sollten sie Gott um mehr Licht über jene beiden Punkte bitten und sich übrigens alles Streites enthalten, da sie doch in den Hauptlehren einig seien. Dann wurde auch die blutige Rache gegen ihre Gegner und Verfolger, die Plünderung der Kirchen u. s. w. verworfen, und zugleich bestimmt, daß die Taufe, welche die Anhänger Batenburg's eingestellt hatten, denen solle ertheilt werden, deren Frömmigkeit man kenne. Der Name von Joris kam durch diesen von ihm vermittelten Vergleich in noch größeres Ansehen bei den Wiedertäufern; doch gnügte eine Schrift über jene beiden streitigen Punkte, die er bald nachher bekannt machte, keiner Partei. Er war unter vielen Gefahren glücklich nach Delft zurückgekommen. Indessen nöthigten ihn die gegen alle Wiedertäufer verhängten Verfolgungen, bald hier, bald dort einen Zufluchtsort zu suchen, und immer entrann er den Nachstellungen durch die Hilfe seiner Anhänger. Diese anhaltenden Gefahren, unablässiges Fasten und Beten, häufiges Nachtwachen und beharrliches Nachdenken über die unter den Wiedertäufern streitigen Fragen, wodurch ein Geist, der keine wissenschaftliche Bildung erhalten hatte, leicht in Verwirrung kommen konnte, alles dies erklärt die, auch durch körperliche Anlage beförderte, Überspannung seiner Phantasie um diese Zeit. Es werden allerlei, zum Theil wollüstige, Visionen, die er einige Monate nach jener Zusammenkunft zu Bockolt und dann längere Zeit hindurch hatte, erzählt. Sein natürlicher Stolz wurde dadurch noch gesteigert. Schon vorher von dem Wahne eines sichtbaren Reiches Christi auf Erden erfüllt, dem durch eine auserwählte Gemeinde frommer Christen der Weg sollte bereitet werden, und von der Nothwendigkeit fortdauernder unmittelbarer Offenbarung und Erleuchtung, von der Untrüglichkeit des dadurch angesteckten innern Lichtes überzeugt, wodurch allein das wahre Verständniß der heiligen Schrift möglich werde, mußte er bald von den Wünschen und Gebeten um diese Erleuchtung, zu der Ahnung und endlich zu der Überzeugung übergehen, daß ihm dieselbe zu Theil geworden. So konnte er in den Ausgeburten einer kranken und unzüchtigen Phantasie, die sich auch später in den Bildern bei seinem Hauptwerke, dem sogenannten Wunderbuche, zeigt, göttliche Eingebungen sehen, und die so oft misbrauchte Bibelstelle, daß den Reinen Alles rein sei, auf den Hang zu sinnlichen Genüssen anwenden. Vergehungen dieser Art, die ihm von seinen Gegnern vorgeworfen wurden, leugnen seine Anhänger, und es ist unmöglich, bei der Leidenschaftlichkeit, die sich auf beiden Seiten zeigt, die Wahrheit auszumitteln. — Nachdem Joris sich von der Untrüglichkeit seiner göttlichen Sendung überzeugt hatte, strebte er vergeblich durch Briefe, die er nach England, Teutschland, Friesland u. s. w. sandte, die verschiedenen Sekten der Wiedertäufer unter seinem Panier zu vereinigen. Am heftigsten widersetzte sich ihm der blutgierige Batenburg, und verkündigte seinen Anhängern, wenn Joris nicht in Kurzem durch seine Hand bestraft werde, so sei er selbst nicht ein Werkzeug Gottes. Denn obgleich die Schwärmerei bei Joris auf einen hohen Grad gestiegen war, so behielt doch sein milder, menschenfreundlicher Sinn die Oberhand, und er verabscheute die Gewaltthätigkeiten der Wiedertäufer ebenso sehr als früher. Als nun Batenburg, ohne seine Drohung auszuführen, selbst den Untergang fand, traten viele der Seinigen zu Joris über. Dies vermehrte sein Vertrauen auf seine göttliche Sendung, zumal da Viele nicht mit leeren Händen zu ihm kamen. Verschiedene kleine Schriften, die er bekannt machte, verbreiteten diesen Wahn immer weiter. Daher wurde er von den Überbleibseln der münsterschen Wiedertäufer ins Oldenburgische zu einer Unterredung berufen, im Frühjahre 1538. Da er sich überall soviel möglich nach den Meinungen Andrer bequemte, wenn man nur seine göttliche Sendung gelten ließ, so gelang es ihm, eine Vereinigung mit ihnen zu Stande zu bringen, die aber von keiner Dauer war, da sie bald verschiedene seiner Meinungen völlig verwarfen. Indessen erregte diese Vereinigung bei ihm die Hoffnung, auch die Anhänger von Hofmann gewinnen zu können, die zu Strasburg ihren Hauptsitz hatten und bei den niederländischen, rheinischen und englischen Wiedertäufern in großem Ansehen standen. Er veranstaltete daher im Juni 1538 eine Zusammenkunft ihrer Häupter, zu welcher selbst aus England einige kamen, und begab sich auf diese Zeit selbst nach Strasburg. Da aber Joris in den Unterredungen immer nur auf der ihm unmittelbar zu Theil gewordenen göttlichen Offenbarung beharrte, blinden Glauben an dieselbe foderte, sich auf die von den Hofmannianern gefoderten Beweise aus der heiligen Schrift nicht einließ und ihnen erklärte, seine Lehre sei nicht aus derselben gezogen, sie könnten ohne dieses göttliche Licht auch die heilige Schrift nicht verstehen, so wenig als seine Lehre, so mußte der Versuch, seinen Anhang durch die Hofmannianer zu verstärken, gänzlich

mislingen. Zwar billigten sie seine Begriffe von der ängstlichen Furcht vor Gott, von der Zerknirschung und Buße, die soweit gehen müsse, daß durch die anhaltende Trauer selbst der Körper ganz abgezehrt werde u. s. w.; dagegen verwarfen sie entschieden das von ihm gefoderte öffentliche Bekenntniß aller begangenen Sünden, die von ihm aus dem Satze, daß den Reinen Alles rein sei, gezogene Lehre, es müsse alle Scham in Rücksicht der Geschlechtsglieder vertilgt werden, und die Erlaubniß der Trennung der Ehe wegen Verschiedenheit des Glaubens. Als dann die Trinität und die Personen in der Gottheit zur Sprache kamen, antwortete Joris nicht unpassend, diese Frage sei von geringem Nutzen; sie gehe auch nur die an, deren Seelen in Betrachtung höherer Dinge geübt und von allen menschlichen Leidenschaften frei seien; seine Art sei es nicht, in Mysterien einzudringen, welche ihm zu hoch seien, er erwarte vielmehr die Offenbarung und Erleuchtung durch den heiligen Geist, um nicht durch Vorwitz zu sündigen; dabei tadelte er unverhohlen, daß man diese Lehre als ersten Glaubensartikel aufstelle. Natürlich erklärten nun die Hofmannianer dieses, sowie jene andere Lehren, für unchristlich und ketzerisch, was ihm dann auch in den Niederlanden sehr schädlich war. Denn nach seiner Rückkunft entwickelten sich bald Streitigkeiten zwischen ihm und den kurz vorher mit ihm vereinigten münsterschen Wiedertäufern. Auch diese verwarfen nun seine schändliche Verirrung, daß die Entblößung der Geschlechtstheile zur Erreichung der Vollkommenheit beitrage; ferner das öffentliche Bekennen begangener Sünden, das Aufhören der Ehe unter den Gläubigen, die Lehre, daß die Teufel nicht Substanzen seien, sondern nur in der Empörung des Fleisches gegen den Geist bestehen, die Erwartung eines neuen Gesandten Gottes, und die Behauptung, daß Joris' Lehre nicht nach der heiligen Schrift dürfe geprüft werden. Es erfolgte daher auch mit diesen ein völliger Bruch, und ihr Beispiel bewirkte, daß auch in Ost- und Westfriesland und in Westfalen viele von ihm abfielen. Kurz nachher begann, vorzüglich wegen der Verbrechen des Batenburgischen Anhangs, eine blutige Verfolgung der Wiedertäufer in Holland. Der Magistrat zu Delft gebot zwar zuerst allen, bei Todesstrafe die Stadt innerhalb acht Tagen zu verlassen; wenige folgten aber der Auffoderung, so sehr war ihre Schwärmerei gesteigert worden; sie drängten sich selbst zu der vermeintlichen Märtyrerkrone hin, und da sie meistens bis dahin, wenigstens äußerlich, ein ehrbares Leben geführt hatten, so machte der Muth, mit dem sie den Tod ertrugen, großen Eindruck. Ungefähr 35 Personen wurden damals zu Delft hingerichtet. Joris blieb während der Verfolgung in der Stadt verborgen und tröstete und ermunterte die Gefangenen durch Briefe, die er ihnen zustecken ließ. Dem Bürgermeister soll zwar sein Aufenthaltsort verrathen worden sein; allein da man wußte, daß er die Gewaltthätigkeiten der Fanatiker möglichst verhindert hatte, so soll er deswegen frei geblieben sein. Unter den Hingerichteten war Joris' eigne Mutter. Dieselbe Verfolgung traf auch die Wiedertäufer zu Harlem, Amsterdam, Leyden, Rotterdam und im Bisthum Münster. Endlich gelang es Joris, mit seiner Familie aus Delft zu entfliehen; aber obgleich er unter den größten Gefahren unstät und flüchtig umherirrte, gab er seine Hoffnungen doch noch nicht auf. In einem weitläufigen Schreiben an die Staaten von Holland mahnt er sie von der Verfolgung ab, durch welche sie nur dem römischen Antichrist dienten. Drohungen der göttlichen Rache, die um so schneller eintreten werde, weil er nun genöthigt werde, das Land zu verlassen, verbindet er mit der Erinnerung, wie große Dienste er dadurch geleistet, daß er immer von Aufruhr und Gewaltthätigkeiten abgemahnt habe. Er fodert die Staaten auf, beim Kaiser die Veranstaltung eines Concils auszuwirken, wo er nicht blos die Katholiken, sondern auch die sogenannten Evangelischen widerlegen und seine göttliche Sendung beweisen werde. Der Bogen des Zorns Gottes sei schon gespannt. Darum sollen die Staaten ihm und den Seinigen Sicherheit gewähren, daß sie nach ihrem Glauben leben und ihren Unterhalt auf ehrliche Weise erwerben können; sie würden sich in allem Übrigen als gehorsame Unterthanen zeigen. Achteten die Staaten dieses nicht, so würden sie elend umkommen. Dieses Schreiben sandte er durch einen seiner Anhänger, der aber zu Leyden verhaftet und nachher hingerichtet wurde, an die Staaten von Holland. Allein obgleich die darin enthaltenen Drohungen bei manchen Mitgliedern Besorgnisse erregten, so konnte er doch seinen Zweck nicht erreichen. Nicht günstiger war der Erfolg eines Schreibens, welches er 1539 an den Landgrafen Philipp von Hessen erließ. Er geht darin von der Klage über die Verfolgungen seiner Anhänger und von den großen Geheimnissen aus, die ihm durch den heiligen Geist zur Verbreitung anvertraut seien, mit Hindeutung auf den neuen Gesandten Gottes, und erklärt sich bereit, mit allen Lehrern in den Kampf zu treten. Dadurch werde jenes Geheimniß klar, die ganze Erde erneuert, alle Religionsstreitigkeiten beendigt und eine feste Eintracht hergestellt werden. Da werde sich zeigen, wer von Gott gesendet sei und deswegen gehört werden solle. Er bittet daher den Landgrafen, zu bewirken, daß, bis eine solche Unterredung zu Stande komme, ihm und den Seinigen Sicherheit gestattet werde. Ihm seien ausgezeichnete Gaben zu Herstellung von Ruhe und Eintracht verliehen, wenn er nur öffentlich damit auftreten könnte. Was er im Geiste gesehen, gehört, geschmeckt habe, werde zu seiner Zeit offenbar werden, wenn jener Knabe an Weisheit, Alter und Gnade noch mehr zugenommen habe. Er rede dies aus dem Leben Gottes, und sein Zeugniß sei so groß, als irgend jemals eins auf Erden gewesen. Er wisse, was er sage, aber er finde keinen Glauben, vielmehr werde ihm nach dem Leben getrachtet. Aber die Wiedergeburt aller Dinge könne nur durch diejenigen geschehen, welche selbst zuerst wiedergeboren seien; das Äußere könne wol durch die Fürsten und ihre Theologen reformirt werden, aber das Innere müsse durch die wahrhaft Geistigen gereinigt werden. — Diesem Schreiben war ein anderes an den Kaiser und an alle Reichsstände beigelegt, worin, wie in dem Schreiben an den Landgrafen, als Thema für das verlangte allgemeine Concilium die Stelle Matth. 11, 27 vorgeschlagen wird,

„Niemand erkennet den Sohn, als nur der Vater, und auch den Vater erkennet Niemand, als nur der Sohn, und der, dem es der Sohn offenbaren will;" als diesen scheint er sich selbst angesehen zu haben; die Fürsten aber fragten vergeblich ihre Theologen über den wahren Sinn dieser Stelle. Die Antwort des Landgrafen war jedoch nicht nach Joris' Wunsche; sie ging dahin, daß sein Land allen wegen der evangelischen Lehre Verfolgten offen stehe, sobald sie aufrichtig und einfach die augsburgische Confession annehmen, oder, wenn sie glauben, daß etwas darin mit Gottes Worte streite, dies aus der heiligen Schrift beweisen. Dagegen gehe ihn nichts an, wie der Kaiser und seine Statthalter in ihrem Lande regieren. — So ungünstig sich aber auch damals die Angelegenheiten von Joris gestalteten, indem er neben der, alle Wiedertäufer treffenden, Verfolgung auch von den Parteien derselben fortwährend angefeindet wurde, so scheint er doch damals in dem Wahne von seiner göttlichen Sendung noch nicht gewankt, und ein Gesicht eines seiner Anhänger soll ihn noch darin befestigt haben. Der Armuth, in welche er kam, da er in seinen Schlupfwinkeln seine Kunst nicht mehr treiben konnte, halfen bald einige reiche niederländische Familien ab, die ganz für ihn eingenommen wurden und ihn gleichsam zum Eigenthümer ihrer Güter machten. Damals soll denn auch durch diese Reichthümer seine Lebensart glänzender und ausgelassener geworden sein. Um seine Partei wieder stärker zu verbreiten, entschloß er sich, sein Hauptwerk, das Wunderbuch, zu schreiben, von dem er sich große Wirkung versprach. (T'Wonder-boeck waer in dat van der Werldt aen versloten gheopenbaert is.) Es fehlt ihm jedoch sehr an der Gabe, seine Gedanken klar darzustellen. Ordnung und Zusammenhang ist nicht in dem Werke; er überläßt sich ganz den Eingebungen seiner Einbildungskraft. Den Inhalt bilden immer wiederkehrende Klagen über die Verdorbenheit der Menschen; die Verkündigung der bevorstehenden großen Veränderung, der Erscheinung des Reiches Christi, und der Sendung, welche er durch den Geist Gottes erhalten habe. Je dunkler es war, desto mehr wirkte es bei den damals so aufgeregten und für Eindrücke der Schwärmerei empfänglichen Gemüthern. Während Joris mit diesem Werke beschäftigt war, fand 1541 das bekannte Colloquium auf dem Reichstage zu Regensburg zwischen katholischen und protestantischen Theologen statt. Sobald er Kunde davon hatte, beschloß er, einen Abgeordneten mit einem Schreiben an die Versammlung zu senden. Da er sich dadurch der Gefahr aussetzte, entdeckt zu werden, so ist kaum zu bezweifeln, daß er damals wenigstens noch fest an seine göttliche Sendung glaubte und sein Wunderbuch wirklich im Wahne göttlicher Eingebung schrieb. Der Brief an das Colloquium begann mit dem 46. und 47. Psalm, wobei er zu verstehen gibt, die Erfüllung dieser Verheißungen zeige sich bei ihm und seinen Anhängern. Dann ermahnt er die Theologen, daß sie in Glaubenssachen nichts nach dem Buchstaben der heiligen Schrift entscheiden, deren Geheimnisse sie nicht verstehen können. Er verweist dabei wieder auf jene Stelle bei Matthäus (11, 27) und erklärt, daß die Schrift ohne den dort Verheißenen nicht könne verstanden werden. Diesen müsse man zuerst suchen; wobei zu Bezeichnung der Gegend, aus welcher er kommen solle, die Niederlande mit Ägypten verglichen werden. Als Joris' Gesandter nach Regensburg kam, vernahm er von Bucer, daß das Colloquium abgebrochen worden. Er hielt daher das Schreiben zurück, wie ihm Joris auf diesen Fall hin befohlen hatte, pries aber gegen Bucer die Wirkungen Gottes durch das auserwählte Werkzeug, das in den Niederlanden Buße und Besserung verkünde. Den Namen verschwieg er. Bucer, der in seinen Vermittelungsversuchen zwischen den Parteien der Protestanten unermüdlich war und dabei auch doppelsinnige Ausdrücke benutzte, lud in der Antwort, die er dem Boten mitgab, den ihm unbekannten außerordentlichen Mann zu sich nach Strasburg ein. Allein Joris, der den dortigen Hofmannianern, die kurze Zeit vorher durch Bucer zur Vereinigung mit der protestantischen Kirche waren vermocht worden, nur zu bekannt war, hütete sich, dieser Einladung zu folgen, beschleunigte hingegen die Ausarbeitung seines Wunderbuchs, dem er eine vielversprechende Ankündigung vorausgehen ließ. Ein andres Mittel, die Zahl seiner Anhänger zu vermehren, war die Erlaubniß, sich äußerlich an die herrschende Kirche zu halten und ihre Gebräuche mitzumachen, dadurch konnten sie sich den Verfolgungen entziehen, und es soll dies besonders auch manche Anhänger des Menno Simonis zu Joris' Partei hinübergezogen haben. Menno wirft ihm auch in einer 1543 erschienenen sehr heftigen Streitschrift vor, daß seine Anhänger sich an Papisten, Lutheraner und Zwinglianer anschlössen. — Auch in Ostfriesland fehlte es Joris nicht an eifrigen Anhängern. Der Superintendent Johann von Lasco hielt um diese Zeit eine Unterredung mit ihnen, bei welcher eine Übereinkunft verabredet wurde, welche die Joristen mit dem Vorbehalte der göttlichen Sendung ihres Hauptes, die keinem Irrthum unterworfen sei, annahmen; was aber die Prediger nicht zugeben konnten. Lasco wechselte daher einige Briefe mit Joris selbst, der aber auf seiner Sendung beharrte, und, weil Lasco seine Behauptung, daß Adam nicht durch ein andres Wesen, sondern durch die Gelüste seiner Natur zur Sünde verführt worden, verwarf, ihm in einem Schreiben vom 25. Mai 1544 seine Idee von dem jetzt kommenden dritten Zeitalter, die allegorische Erklärung der Schlange im Paradies und seine Begriffe von der vollkommnen Heiligkeit entwickelte, welche der Mensch durch die neue Regeneration erlange, sodaß der Gebrauch der äußerlichen Dinge die Wiedergebornen nicht mehr beflecken könne. Dennoch wären wahrscheinlich seine Anhänger in Ostfriesland auch jetzt noch geduldet worden, wenn nicht aus den Niederlanden ein Anstoß zur Verfolgung gekommen wäre. Um diese Zeit wurde nämlich Cornelius von Leyden, einer der Wildesten der Batenburgischen Sekte, der Verbrechen aller Art begangen hatte, zu Leyden verhaftet. Aus Haß gegen die Anhänger von Joris verrieth er mehre derselben, unter diesen Georg Ketel, den Gesandten von Joris an Bucer. Von diesem wurden auf der Folter die Namen mehrer Anhänger von Joris in Ostfriesland erpreßt, und hierauf die verwit-

wete Gräfin durch die Drohungen des Hofes zu Brüssel gezwungen, diejenigen, welche seine Lehre nicht unumwunden verdammen wollten, zu verbannen. — Wo sich aber Joris selbst in den letzten Jahren bis zum Frühjahre 1544 aufgehalten habe, wird nicht gemeldet; wahrscheinlich an verschiedenen Orten Hollands, auch einige Zeit zu Antwerpen; bis er dann, obgleich die Zahl seiner Anhänger nicht unbedeutend muß gewesen sein, die Überzeugung scheint gewonnen zu haben, daß seine hohen Erwartungen, wenigstens jetzt noch nicht, in Erfüllung gehen würden. Hatte er nun vorher blos als Schwärmer gewirkt, wodurch bekanntlich Schlauheit in der Wahl der Mittel nicht ausgeschlossen wird, so erscheint er von jetzt an mehr im Lichte eines verschlagenen Mannes, der, nachdem er von mancher Verirrung zurückgekommen ist, doch die Verhältnisse geschickt zu seinem Vortheile zu benutzen weiß. Im Herbste des Jahres 1544 erließ er eine Zuschrift an seine Anhänger, worin er ihnen befahl, seine Lehren nicht weiter auszubreiten, sondern einstweilen bei dieser bösen Zeit zu schweigen. Dadurch und durch die frühere Erlaubniß, sich äußerlich an die Kirche zu halten, wurden in der That Viele gerettet. Er selbst war damals nicht mehr in den Niederlanden, wo ein Preis auf seinen Kopf gesetzt, aber alle Versuche, seiner habhaft zu werden, mislungen waren, sodaß sich sogar das Gerücht verbreitete, er könne sich unsichtbar machen. Im Frühjahre 1544 war er unter dem Namen Johannes von Bruck (Brügger) als Flüchtling wegen der evangelischen Lehre zu Basel erschienen. Nachdem er sich sorgfältig nach allen Verhältnissen erkundigt hatte, bat er den Rath um Erlaubniß, mit den Seinigen sich zu Basel niederzulassen. Die Würde und der Anstand seines Äußern erregte die Vermuthung, daß er von nicht niedriger Herkunft sei, da die Religionsverfolgungen damals in den höhern wie in den niedern Classen so viele Auswanderungen bewirkten. Sein Gesuch wurde gewährt, und im August kam er mit seiner Gattin, seinen Kindern und mehren Begleitern in Basel an, wo sie als Bürger angenommen wurden. Drei Knaben von Joris, wovon der älteste 11 Jahre alt war, und zwei Mädchen hatte der Magistrat zu Delft bei dortigen Einwohnern untergebracht; allein sie verschwanden nach und nach und kamen mit dem Vater nach Basel. Er brachte bedeutenden Reichthum aus Holland mit, kaufte nach und nach zwei Häuser in der Stadt, ferner das Schloß Binningen, eine halbe Stunde von Basel, das kleine Schloß Gundeldingen, und noch einige andere Häuser und Grundstücke nahe bei Basel. Die älteren Gebäude verbesserte er und führte auch einige neue Häuser auf. Sein Hausrath war reich und glänzend; in Nürnberg hatte er große Summen angeliehen, und in seinen Häusern fanden sich große Vorräthe an Wein und Getreide. Dieser Reichthum kam theils von einem seiner Schwiegersöhne, theils von Schenkungen, die ihm aus den Niederlanden gesandt wurden. So glänzend aber sein Hauswesen war, so ging alles doch sehr ruhig und still zu. Selbst seine Gegner geben ihm das Zeugniß einer guten und frommen Erziehung seiner Kinder und eines ehrbaren Wandels, sodaß weder er noch die Seinigen durch Handlungen oder Reden jemals Verdacht erregten. Dabei besuchten Alle die Kirche fleißig und beobachteten alle kirchlichen Gebräuche aufs Genaueste. Die reichliche Unterstützung von Armen und Kranken, die Aufnahme von flüchtigen Evangelischen, verbunden mit einem einnehmenden, freundlichen Äußern, machten ihn allgemein beliebt. Seine Zeit theilte er zwischen schriftlichen Arbeiten, Zeichnen, Besuchen auf seinen Gütern und in benachbarten Dörfern, die er zu Pferde machte. Den Spielen der Kinder sah er mit lebhafter Theilnahme und großem Vergnügen zu, und man sah ihn dabei oft laut auflachen. Maler und Bildhauer schätzte er sehr; Gelehrte hingegen waren ihm zuwider, und es wird ihm vorgeworfen, er habe heimlich das Ansehen der Prediger bei den Seinigen zu schwächen gesucht. Seinen wahren Namen verbarg er übrigens mit großer Vorsicht, und die veränderte Kleidung, Lebensart und der Umgang mit den vornehmsten Geschlechtern war ihm dabei behilflich. Indessen erzählt Hottinger (Helvet. Kirchengesch. 3, 833), daß Bucer schon im Jahre 1545 oder 1546 an Mykonius nach Basel geschrieben habe: est apud vos schemate nobilis hominis pestilentissimus homicida et vastator ecclesiarum, David Georgii, qui se regem fecit multorum millium talium homicidarum et seditiosorum hominum; es habe aber damals nichts können erwiesen werden. Wahrscheinlicher ist aber, daß man die Sache nicht untersuchen wollte, da seine Gegenwart der Stadt sehr nützlich war, und er sich wol hütete, irgend etwas von seinen Lehren gegen Baseler oder andere Schweizer laut werden zu lassen, indem er aller Proselytenmacherei in der Nähe entsagt hatte. Dagegen blieb er in unausgesetzter Verbindung mit seinen Anhängern in den Niederlanden durch Briefe und kleinere Schriften, die er von Zeit zu Zeit unter ihnen verbreitete. So einträchtig übrigens die zuletzt aus ungefähr 30 Personen bestehende Colonie längere Zeit gelebt hatte, entstanden endlich doch Zerwürfnisse. Die erste Veranlassung sollen Plane des Vaters zur Verheirathung einiger seiner Kinder gegeben haben. Dann habe einer der Hausgenossen (wahrscheinlich sein Schwiegersohn Blesdyk) Zweifel und Einwendungen gegen seine Lehre geäußert und sich darüber mit ihm entzweit, sodaß er durch Briefe gesucht habe, die Zahl von Joris' Anhängern zu vermindern. Ein Niederländer, der nach Basel kam, soll endlich seinen wahren Namen Einzelnen verrathen haben. Ehe aber die Gefahr ihn erreichen konnte, starb er den 26. August 1556. Zurückgetretene Gicht raffte ihn nach vierzehntägigem Krankenlager weg. Zwei Tage vorher war seine Gattin gestorben, und diese Nachricht beschleunigte seinen Tod.

Nach Joris' Tode brachen unter den Seinigen heftige Streitigkeiten aus, zu denen theils Verschiedenheit der religiösen Ansichten, theils ökonomische Verwickelungen den Anlaß gegeben zu haben scheinen. Einer der Hausgenossen, der 15 Jahre theils als Lehrer der Kinder, theils durch andere Verrichtungen Joris Dienste geleistet hatte, wurde dadurch aus dem Hause vertrieben, und entdeckte dann aus Rache einem baseler Gelehrten, bei welchem er in Dienste trat, alles. Sobald dieser das Geheimniß den

Predigern mitgetheilt hatte, wurde der Verräther auch von ihnen examinirt. Schriften von Blesdyk, welcher abwesend war, wurden entwendet, und als er zurückkam, wurde auch er von den Predigern verhört. Nach seinem eigenen Berichte entdeckte er seine frühern Irrthümer sowol, als seine jetzige bessere Überzeugung; über den frühern oder den jetzigen Glauben der übrigen Mitglieder der Colonie verweigerte er jede Erklärung, da sie erwachsen seien und selbst antworten könnten. Daher wurden auch sie examinirt. Ihre Antwort ging aber einstimmig dahin, sie glauben nichts anderes als die übrigen Bürger, und sie haben, seit sie hier seien, nie eine andre Religion gekannt oder gebilligt. Diese Aussage und eine Verdammung jeder Ketzerei, ausdrücklich auch der Davidischen, wurde von ihnen unterschrieben. Allein dies genügte einem der Eiferer nicht. Er verwarf die Unterschrift, und ruhte nicht, bis er durch Aufhetzung der Bürger und durch Briefe an Auswärtige es dahin brachte, daß die Sache dem Rathe vorgelegt und derselbe als vor einer großen Gefahr gewarnt wurde. Nun wurden, nachdem zuerst noch jener Ankläger verhört war, alle männlichen Glieder der Familie und einige Freunde und Diener derselben im März 1559 aufs Rathhaus berufen. Da sie alle ihnen vorgelegte Fragen über Joris' wahren Namen, über sein Wirken als Lehrer u. s. w. verneinten, oder sich mit Unwissenheit entschuldigten, so wurden sie, an der Zahl eilf, ins Gefängniß geworfen, ihre Häuser durchsucht, alle Schriften und Bücher aufs Rathhaus gebracht und dann einigen Theologen und Juristen zur Prüfung übergeben. Nach dem von der baseler Universität selbst bekannt gemachten Berichte wurden die Gefangenen summa verborum severitate verhört; ob wirklich peinliches Verhör angewendet wurde, wird nicht gesagt; die Vollmacht dazu hatten diejenigen, welche sie verhörten, und es ist von einer exquisitior quaestio die Rede, die auf das erste fruchtlose Verhör folgte. Der wahre Name des Johannes von Bruck wurde endlich von ihnen erpreßt, aber als man ihnen seine angeblichen Lehren vorhielt, erklärten sie beim Verhöre sowol, als gegen die nachher in Begleitung von Rathsgliedern zu ihnen und zu den weiblichen Familiengliedern gesandten Prediger, daß sie niemals etwas dieser Art von ihm gehört haben; dasselbe betheuerten auch diejenigen, welche ihn erst zu Basel kennen gelernt hatten. Einer nur, Blesdyk, erklärte, er habe zu der Sekte gehört, aber seinen Irrthum schon lange erkannt. Unterdessen war eine Anzahl Sätze aus Joris' Schriften ausgezogen und als ketzerisch durch die Universität und die Prediger verdammt worden. Dann wurde das Urtheil über die Familie gefällt: die Gefangenen wurden nach zweimonatlicher Haft endlich freigelassen; es wurde ihnen verboten, ferner Grundstücke außer der Stadt ohne Bewilligung des Rathes anzukaufen; Fremde aus den Niederlanden, selbst Verwandte, in ihren Häusern zu beherbergen; sie sollten alle Bücher von Joris, die sie noch besitzen möchten, abliefern; kein in holländischer Sprache geschriebenes Buch in ihren Häusern haben; niemals etwas schreiben, was der angenommenen Religion zuwider wäre; ihre Kinder nur in der baseler Schule unterrichten lassen; keine Heirathen zwischen Personen aus den Niederlanden, welche jetzt unter ihnen sich befänden, schließen; keine fremde Familie in ihren Häusern oder Landgütern unterhalten, und wenn ihnen vom Rathe eine Geldbuße aufgelegt würde, sie ohne Weigerung bezahlen. Dies Alles war aber noch nicht genug. Auch eine öffentliche Beschimpfung kam noch hinzu. Sie mußten alle mit ihren Weibern, ungefähr 30 Personen, an einem bestimmten Tage in der Kirche erscheinen: absichtlich wählte man denjenigen Wochentag, wo die Kirche ohnedies stark besucht war, und versammelte Tags vorher auch die Landprediger des Cantons zu einer Synode in der Stadt. Sonntags vorher war das Schauspiel auf allen Kanzeln angekündigt worden. Nach der Predigt wurden alle zu der Familie gehörigen Personen mit Namen hervorgerufen, dann von dem ersten Geistlichen der Stadt, Sulzer, die Irrlehren von Joris entwickelt und die aus seinen Schriften ausgezogenen Sätze verlesen, worauf sie, jeder besonders, erklären mußten, daß sie dieselben verdammten. Dann wurden ihnen nach Anleitung des nicänischen Symbolum Fragen über ihren Glauben vorgelegt, die zum Theil über dasselbe hinausgingen, worauf sie ihre Zustimmung erklären mußten. Auf den Knien mußten sie hierauf nicht blos Gott um Verzeihung bitten, sondern auch die, mehr Ablaß spendenden Priestern als protestantischen Geistlichen gleichenden, Prediger, und zum Schlusse noch versprechen, den Glaubenslehren, welche sie bekannt haben, treu zu bleiben, und Andere, welche noch dieser Sekte anhangen möchten, nach besten Kräften von ihren Irrwegen zurückzubringen, worauf der, seine Sendung so sehr miskennende Priester ihnen Gnade und Verzeihung aller ihrer Sünden u. s. w. verkündigte. Die ganze pfäffische und unprotestantische Glaubensinquisition empörte um so mehr, da Sulzer ihnen selbst am Schlusse seiner Rede noch das Zeugniß geben mußte, daß man bisher Friedliebe, Wohlthätigkeit gegen die Armen, Mäßigkeit und Vermeidung jeder Unanständigkeit im Reden an ihnen bemerkt habe. — Noch während der Untersuchung war auch Joris' Leichnam unter dem Vorwande ausgegraben worden, daß die Seinigen denselben aufbewahren und statt seiner irgend etwas Anderes in den Sarg gelegt hätten. Das Gerücht erwies sich als falsch; indessen wurde dann, zwei Tage nach Ausfällung des Urtheils über seine Familie, Blutgericht über den Leichnam gehalten und derselbe hierauf mit seinem Bildnisse und seinen Schriften unter dem Galgen verbrannt. Zur Rechtfertigung des Verfahrens wurde dann folgende Schrift bekannt gemacht: Davidis Georgii Holandi haeresiarchae vita et doctrina, quamdiu Basileae fuit, tum quid post ejus mortem cum cadavere, libris ac reliqua ejus familia actum sit: per rectorem et academiam Basil. in gratiam amplissimi senatus ejus urbis conscripta. (Basil. 1559. 4.)

Verfolgt man den ganzen Lebenslauf dieses merkwürdigen Mannes ohne vorgefaßte Meinung, so muß man sich von der Ungerechtigkeit des Vorwurfs überzeugen, daß er blos schlauer Heuchler und Betrüger gewesen sei. Er war unzweifelhaft ein wohlmeinender Schwärmer, der wenigstens früher von der Unfehlbarkeit seiner Ansichten

überzeugt war, womit übrigens List und Verstellung, wie die Erfahrung bei manchen Schwärmern lehrt, sich leicht vereinigten. Später scheinen dann seine ausgezeichneten Geistesgaben und sein wirkliches religiöses Gefühl über die Verirrungen seiner Phantasie gesiegt zu haben, zumal da die äußern Ereignisse und vielleicht auch die allmälige Abkühlung seiner sinnlichen Triebe den Sieg erleichterten. Ob er aber damals auch die Grundlage seiner ganzen Lehre, den Wahn einer besondern göttlichen Sendung, die ihm zu Theil geworden, aufgegeben habe, ist kaum zu entscheiden. Überhaupt ist die Darstellung dessen, was er wirklich gelehrt hat, mit vielen Schwierigkeiten verbunden. Joris fehlte die Gabe gänzlich, sich klar und bestimmt auszudrücken, und da seine Schriften mehr die Frucht vorherrschender Phantasie, als ruhigen Denkens waren, so konnte das von ihm unklar Gedachte auch in der Mittheilung niemals klar werden. Daher klagen auch seine Gegner einstimmig über die Dunkelheit seiner Schriften, was sie aber nicht hindert, mit völliger Zuversicht den ganzen Inhalt seiner Lehren zu entwickeln, indem sie einzelne Stellen herausheben und willkürlich zusammenordnen. So geschieht es in der angeführten Schrift der baseler Gelehrten, unter denen übrigens nur wenige waren, welche die holländische Sprache, worin das Wunderbuch, sowie seine übrigen Schriften verfaßt sind, hinlänglich kannten, und wol Keiner, der vermocht hätte, sich in die mystischen Vorstellungen des Schwärmers hineinzudenken, daher Manches buchstäblich genommen wird, womit Joris einen ganz andern Sinn verband. Am meisten war des Joris Schwiegersohn, Blesdyk, theils wegen des langen Umganges, da er schon in den Niederlanden sein Anhänger war, theils weil das Holländische seine Muttersprache war, geeignet, die Lehren von Joris getreu darzustellen. Derselbe gibt auch in seiner Schrift (**Historia vitae, doctrinae ac rerum gestarum Davidis Georgii haeresiarchae, Daventriae 1642**) einen Abriß, theils derjenigen, die Joris auch andern Lehrern der Wiedertäufer mitgetheilt habe, theils einer Geheimlehre für seine vertrautern Anhänger. Indessen darf man Blesdyk's Behauptungen nur mit Vorsicht annehmen, da er sehr leidenschaftlich gegen Joris, mit welchem er sich entzweit hatte, schreibt, und vielleicht, um sich bei den Gegnern in Gunst zu setzen, Manches übertrieb; er wurde auch wirklich nachher als reformirter Prediger in der Pfalz angestellt und schrieb eine Geschichte der niederländischen Wiedertäufer, von welcher aber nur das angeführte Bruchstück, das von Basel 1560 datirt ist, bekannt geworden ist; das Übrige scheint ganz verloren zu sein. — Die Hauptquelle für Joris' Lehre ist in der That das Wunderbuch; aber grade wegen der verworrenen Schreibart kann es leicht misdeutet werden, und es ist ganz begreiflich, daß bei dem damaligen Sektenhasse manche Ausdrücke weit härter gedeutet wurden, als sich Joris dieselben dachte. Daher müssen auch seine übrigen kleinern Schriften verglichen werden, wobei man freilich auf Widersprüche stößt, die wegen der unklaren Vorstellungen des Verfassers unvermeidlich waren. Mit den übrigen Wiedertäufern und andern Schwärmern stimmt er in der Idee eines neuen Reiches Gottes überein, das von einer Gemeinde von Auserwählten oder Heiligen ausgehen und durch sie über die Erde solle verbreitet werden. Die Stiftung dieser Gemeinde schreibt er einer neuen, unmittelbaren Sendung des Geistes Gottes zu und findet die Zusicherung derselben in den so vielfach misdeuteten Verheißungen Jesu (Joh. Cap. 16) von dem Tröster und Geiste der Wahrheit, welcher solle gesendet werden. Diese Sendung bezog er nun auf seine Zeiten, und lehrte, daß ohne diesen Tröster auch die heilige Schrift niemals richtig habe können verstanden werden. Daher dann seine uneigentliche Erklärung der heiligen Schrift und seine heftigen Äußerungen gegen die, welche er Buchstabenknechte nennt. Aus diesen allgemeinen Vorstellungen so vieler Schwärmer entwickelte sich die, zwar auch sonst sich findende, aber bei ihm eigenthümlich ausgebildete, Lehre von den drei Zeitaltern oder Stufen der göttlichen Offenbarung. Die erste Offenbarung im Alter der Kindheit geschah in Abraham, Moses und den Propheten. Sie ist gleichsam ein Schatten oder Bild. Auf sie folgte im Jünglingsalter die Offenbarung in Christus Jesus nach dem Fleische und in den Aposteln. Sie ist vollkommner, gehaltreicher, wie der Körper mehr ist als sein Schatten oder Bild. Dennoch blieb sie noch Stückwerk und unvollkommen, und konnte deswegen auch wieder verdorben werden. Auf sie aber folgte nun im Mannesalter die wahre, geistige Offenbarung, wo sich Gott im Geiste und in der Wahrheit offenbart, und weder Bilder noch körperliche Verhüllung der Wahrheit mehr stattfinden. Auf dieses Zeitalter weisen die vorhergehenden beständig hin. Diese dritte vollkommene Offenbarung geschieht nun durch Christus David, durch welchen die große Anstalt Gottes zur Seligmachung der Menschen vollendet werden soll. In diesen ist der Geist Gottes wieder herabgestiegen, nachdem bei Christi Himmelfahrt dessen menschliche Natur verschwunden und nur der Geist, aber allen Menschen unbekannt, übriggeblieben. Durch diesen Christus David wird endlich das wahre Reich Gottes aufgerichtet, vor welchem alle Kirchen, die Lutherische und Zwinglische, wie die päpstliche, weil sie des wahren Lichtes ermangeln, vergehen müssen; auch die in der Wiedertaufe angefangene Erneuerung wird erst durch ihn vollendet. Zu dieser Vollendung und diesem Eintritt in die Gemeinde Gottes vermag aber der Mensch gar nichts, sondern er muß durch den Geist Gottes erneuert werden und seinem natürlichen Wesen völlig absterben. — Die Hauptfrage ist nun, wen sich Joris unter diesem Christus David, der Vollkommneres wirken soll als Christus Jesus, gedacht habe. Seine Gegner behaupten entschieden, daß er damit sich selbst gemeint und sich über Christus gesetzt habe. Allerdings ist das Spiel mit dem Namen David, das sich zwar immer auf Bibelstellen stützt, auffallend, und daß er sich selbst für ein auserwähltes Werkzeug Gottes ausgab und wol auch hielt, kann nicht geleugnet werden. Er rühmt sich in der Vorrede zum Wunderbuche, daß ihm Gott die ewigen Wunder, welche der Mensch zu seinem Heile wissen müsse, enthüllt habe, und nicht undeutlich bezieht er die Stelle bei Matthäus (11, 27) auf sich. Aber ob er sich wirklich für jenen Christus

David, oder nur für einen Vorläufer desselben, wie Johannes der Täufer war, gehalten habe, bleibt bei den Widersprüchen, die sich zeigen, unentschieden. In einer 1542 erschienenen Schrift (Eine sehr gute Vermahnung oder Unterweisung für alle gutwillige, gottesfürchtige Herzen) sagt er: „Wer denn von der gesalbten Art David's nicht ist, Christi Geist nicht hat, gehöret Gott nicht zu, ist auch nicht von seiner Gemeinde; nein, nicht David Joris Sohn genannt nach dem Fleisch, der wie andere Menschen in Sünden empfangen und geboren, die Gnade Gottes wie ein andrer Mensch von Nöthen hat, sondern der verheißene David, Gottes Sohn, der von dem Geiste im Wort des lebendigen Gottes geboren, eine Pflanze der Gerechtigkeit, ein Sohn des allerheiligsten Glaubens ist; denn David Joris' Sohn, immer sowol als ein Andrer empfangen, Gnade bei dem Herrn durch die Barmherzigkeit finden mag." Noch entschiedener lehnte er jenen Vorwurf ab in seiner an die Gräfin von Emden im Jahre 1540 gerichteten Vertheidigungsschrift, worin es heißt: „Daß ich, David Georg, mich selbst für den dritten David ausgegeben, ja, daß ich mich Christo gleich geachtet habe, ist erlogen, und ich negire alles. Ich bin (Gott Lob) klüger und weiß wohl, daß Christus Gottes Sohn in Ewigkeit sei, und nicht Joris' Sohn; denn ich rühme mich nicht, die ganze Vollkommenheit und das Alter Christi bekommen zu haben, wiewol ich, soviel an mir, seine ewige himmlische Erkenntniß nach der Wahrheit von Gottes Gnaden rühmen und ausbreiten will." Ferner sagt er (in der Schrift Hoort de Stimme des Heeren. 1539.): „Ich bitte alle durch die Barmherzigkeit Gottes und unsers Herrn J. Chr., daß ihr von keinen hohen Worten, die von mir in dies Buch geschrieben wären, schließen wollet, als schienen etliche von mir und auf mich zu lauten und geneigt zu sein. Sehet, sie sind mir aus der Feder durch den heiligen Geist geflossen, der mirs eingegeben; ihr glaubts denn oder nicht, so ist der Herr mein Zeuge, ja der weiß alle Dinge, wie und was er in mir zu sehen und zu erkennen gegeben hat." Wenn aber auch die Vorstellung, die er seinen Anhängern gestattete, das Gewicht dieser Äußerung schwächt, so findet sich dagegen ein merkwürdiges Zeugniß von einem seiner Gegner. Dieser, Martin Duncanus, Prediger zu Delft, äußert in einem Briefe (XIV. Kal. Decembr. 1559.) an Acronius, Professor zu Basel: „Joris habe zu Delft niemals jenes Gift ausgespien, daß er sich über Christus erhoben habe" [1]). Am wahrscheinlichsten ist, daß weder er noch seine Anhänger sich sein Verhältniß zu dem Christus David jemals deutlich gedacht haben. Übrigens erklärte er den Widerstand gegen diesen für eine größere Sünde, als den Widerstand der Juden gegen Jesus, indem dies die wahre Sünde gegen den heiligen Geist sei. — An diese auf typische und allegorische Deutungen einer Menge von Bibelstellen gegründete Vorstellung vom Plane Gottes schließt sich dann die Schilderung der neuen Gemeinde, auf welche neben misdeuteten Bibelstellen eine ungeregelte Phantasie entscheidenden Einfluß hat. Das Aufhören alles äußern Cultus, aller Sacramente hat er mit andern Sekten gemein; ebenso zeigt sich auch bei ihm die nicht seltene Erscheinung, daß dieselbe Schwäche der Seele, die den Visionen einer kranken Phantasie nicht zu widerstehen vermag, den Menschen auch den schmutzigsten Sinngelüsten preisgibt. Einiges hierher Gehörige ist schon oben angeführt worden. Es gründete sich auf Visionen, welche er 1536 soll gehabt haben. Einst wurde er im Geiste verzückt und sah mehre, die größte Fröhlichkeit ausdrückende, Kinder, denen dann die Könige der Erde ihre Kronen zu Füßen legten. Dann erblickte er an der gegenüberstehenden Mauer nackte Weiber, bei deren Anblicke er ausgerufen habe: O Herr, nun kann ich alles mit reinen Augen anblicken; denn den Reinen ist alles rein. Endlich hätten sich diese Weiber in Tauben verwandelt und er als Tauber sich mit ihnen begattet. Es ist kein Zweifel, daß diese Bilder mit seiner Vorstellung von dem herannahenden Reiche Gottes, dem sich die ganze Erde unterwerfen werde, und von dem Stande der Unschuld, in welchem eine heilige, gottgefällige Nachkommenschaft ohne eheliche Verbindung solle erzeugt werden, zusammenhängen, aber sie geben für die Richtung seiner Phantasie kein günstiges Zeugniß. Weitere Entwickelungen dieses Gegenstandes findet man bei Blesdyck (S. 23 fg.). In wiefern aber diese Verirrungen auch eine praktische Tendenz hatten oder bloße Speculation waren, ist wegen der Leidenschaftlichkeit auf beiden Seiten nicht zu entscheiden; seine spätern Schriften sind frei davon und ein billiger Richter wird das Frühere als Jugendsünden betrachten, die das bessere Streben der folgenden Zeit ausgelöscht hat. Seine asketischen Schriften, deren er mehre während des Aufenthaltes zu Basel ausarbeitete, zeigen in der That einen wahrhaft frommen, auf praktisches Christenthum gehenden Sinn. Auch sind manche seiner Äußerungen in Beziehung auf den Geist jener Zeit bemerkenswerth. So erklärt er sich entschieden gegen die unfruchtbaren dogmatischen Streitigkeiten und jeden Gewissenszwang oder jede Verfolgung Andersgesinnter. In dem Wunderbuche sagt er in Beziehung auf die Trinität: „Lasset uns nur den Lehren der Weisheit und Wahrheit zur Gottseligkeit nachgehen und auf ihren Wegen bleiben. Wer, wie und was Gott sei, wird sich zuletzt wol finden." Dabei deutet er die Trinität auf Moses, Elias und Christus, durch die sich Gott den Menschen geoffenbaret habe, erklärt aber dabei, daß er darüber mit Niemandem streiten wolle. An einer andern Stelle sagt er: Gott hat sich als Vater unter Moses, als Sohn in Jesus Christus offenbaret und wird sich als heiliger Geist in Christus David offenbaren. — Die Erneuerung des Himmels und der Erde beim Weltgerichte, die Wolke, worin Christus kommen werde, den Erzengel, die Trompete u. s. w. deutet er allegorisch auf die Erneuerung des Lebens und der Sitten der Frommen durch die Lehre des Christus David und versetzt den Ort der ewigen Seligkeit auf die Erde. Der Himmel besteht nach ihm im Genusse der geistigen, die Erde im Genusse der körperlichen Güter; Engel und Teufel sind keine außer dem Menschen bestehende

---

1) s. diesen Brief in Mosheim's Geschichte des Servet. S. 429.

Substanzen; die erstern sind Empfindungen, welche Gott dem Menschen einflößt, die letztern sind mit schreckenden Gespenstern zu vergleichen, die in der Einbildung der Menschen ihren Ursprung haben. — Ein Schreiben von Joris an den ebenfalls verketzerten Castellio (1550), worin er sein Streben billigt und seine Vorrede zu der lateinischen Übersetzung der heiligen Schrift lobt; ferner ein, zwar anonymes, Fürbittschreiben (1553) an die reformirten Städte der Schweiz für den unglücklichen Servetus [2]) beweisen eine in jener Zeit seltene Unbefangenheit, durch die er aber bei den Eiferern sich nicht weniger verhaßt machen mußte, als durch seine frühern eigenthümlichen Ansichten. Besonders mußte sie die Schrift „Von den gottlosen oder ungerechten und von den frommen oder rechten Predigern" erbittern, die manche derbe Wahrheit enthält; ebenso die Schrift „Von der wahren Gemeinde Christi und welches die rechten Ketzer sind," worin unter andern folgende Stelle vorkommt: „Die rechte wahre Gemeinde bringt Niemanden um, sondern stellet sich allenthalben dar für einander zu leiden; sie hat ihre Feinde lieb und bittet für die, so ihr leid anthun. Wer solches thut, ob er sich noch so sehr mit Feigenblättern bedecken und mit eigner Heiligkeit und selbsterwählter Geistlichkeit durch Gutdünkel bekleiden wollte, so wird er ihn doch nicht fromm noch schön, sondern nur desto häßlicher machen und seine Missethat anzeigen; weil alle solche sich Christi rühmen und selbst für orthodox und gläubig halten oder dünken wollen, so haben sie desto mehr Schuld, angesehen sie unter dem Namen Christi den Mord begehen und dem Einen Dienst thun wollen, den sie nie erkannt haben." Solche Äußerungen erklärten hinlänglich den Haß der baseler Geistlichen. Daher empfahl auch die theologische und juristische Facultät dem Rathe die Anwendung der alten kaiserlichen Ketzergesetze gegen Joris' Leichnam und gegen solche seiner Angehörigen, die in der Ketzerei verharren würden [3]). Indessen sagt der Antistes Sulzer selbst in einem Briefe an Marpach (22. Mai 1559) von seinen Angehörigen: quorum aliqui haec prodigiosa capita ignorasse videntur, forte quod — ne liberis quidem suis arcana crediderit, et quae typis exstant lingua Brabantica excusa, sic habent involuta mysteria, ut gravissimum fuerit eruere mentem et sententiam [4]). Überhaupt findet sich keine Spur, daß er irgend Jemandem während des Aufenthaltes zu Basel etwas von seinen frühern Ansichten mitgetheilt habe, und selbst die kleinen asketischen Schriften, die er nach den Niederlanden sandte, drehen sich zwar in mystischer, seinen Gegnern unverständlicher Sprache, um die Lehre von der gänzlichen Erneuerung des Herzens durch den Geist Gottes, von dem Abziehen von Fleisch und Blut u. s. w., aber ohne jene frühern Meinungen einzumischen. Nur der Wahn einer besondern Sendung, die er erhalten habe, blickt noch durch. Das Verfahren gegen seinen Leichnam und gegen die Seinigen wird dadurch doppelt verwerflich.

2) Mosheim a. a. O. S. 209 und 421. 3) s. das Gutachten bei Mosheim. S. 431. 4) *Fecht*, Hist. eccles. saec. XVI. Suppl. p. 91.

Übrigens ist es bei manchen kleinern Schriften, die ihm zugeschrieben werden, ungewiß, ob er wirklich der Verfasser ist, weil sie immer anonym und ohne Druckort erschienen. Verzeichnisse derselben finden sich in *Vincentii Placcii* theatrum anonymorum et pseudon. (Cap. 12. de Script. Belgicis p. 488. No. 1933), ferner in Adelung's Geschichte der menschlichen Narrheit (3. Bd. S. 398), in Jessenii aufgedeckter Larve Davidis Georgii (Kiel 1670.) und in Arnold's Kirchen- und Ketzerhistorien (2. Th. 16. Bch. Cap. 21. S. 880). In letzterm Werke sind auch mehre, freilich in schlechter Übersetzung, abgedruckt. Das Hauptwerk ist das schon angeführte Wunderbuch, welches zuerst (ohne Zeitbestimmung, jedoch im Jahre 1542) zu Deventer in einem Bande in klein Fol. erschien und nachher 1551 ohne Druckort mit etwas verändertem Titel neu aufgelegt wurde. Nächst demselben ist das wichtigste seiner Werke Verklaringhe der Scheppenissen (Erklärung der Schöpfung). 1553. in Fol. Es enthält eine mystische Erklärung der sechs Tagewerke der Schöpfung, des Sündenfalls und der Wiederbringung durch Christus. Christelycke Sendbrieven, in vier Theilen (vgl. Reimann's Catal. Bibl. theolog. 708), woraus man die ausgebreiteten Verbindungen erkennt, in denen Joris stand. — Zu den harten und leidenschaftlichen Urtheilen über Joris gab zuerst die oben angeführte Schrift der baseler Akademie den Ton an. Zugleich mit der lateinischen Ausgabe erschien zu Basel auch eine teutsche, dann 1560 eine französische und in den Niederlanden eine holländische Übersetzung. Die lateinische Ausgabe ist auch in *Schardii* Script. rerum germanicarum, die teutsche in den zufälligen Relationen von alten und neuen denkwürdigen Geschichten. (Ulm 1717. S. 167.) Der historische Theil bezieht sich nur auf die Ereignisse seit seiner Ankunft zu Basel; die Darstellung seiner Lehren ist so, wie er sich von einseitigen und zum Theil persönlich beleidigten Eiferern, die den schwärmerischen Mystiker weder verstehen konnten, noch wollten, erwarten läßt. Mit dieser Schrift ist wegen der historischen Daten zu verbinden ein Brief des Johannes Acronius, Professors der Arzneiwissenschaft und Mathematik zu Basel (in *Simon Abbes Gabbema*, Epist. illustr. et clarorum virorum, in den Zufälligen Nachrichten und teutsch bei Arnold). Acronius war aus Friesland gebürtig, hatte mit Joris zu Basel Umgang und im Auftrage der Akademie, da er die holländische Sprache kannte, seine Schriften untersucht. Gegen die Schrift der Baseler gab dann 1559 ein ungenannter Anhänger von Joris einen Gegenbericht in holländischer Sprache heraus. (Teutsch bei Arnold.) Es scheint, daß man zu Basel darauf antworten wollte; denn aus dem oben angeführten Briefe des Predigers Duncanus zu Delft an Acronius zeigt sich, daß Letzterer von Duncanus Aufschlüsse über die Verhältnisse von Joris verlangt hatte, nachdem die baseler Schrift schon verbreitet war. Duncanus äußert nun, er habe zuerst für besser gehalten, zu schweigen; endlich habe er aber doch des Acronius Brief dem Rathe übergeben, und theilt ihm dann mit, was man über Joris' Lebensumstände vernommen habe. Vielleicht verstand man zu

Basel diesen Wink und es erschien einige Zeit nichts mehr über Joris; denn was Blesdyck bei der Untersuchung über die Lehren seines Schwiegervaters eingegeben hatte, blieb ungedruckt, und die ausführlichere Bearbeitung (s. oben) wurde erst 1642 herausgegeben. Allein als gegen Ende des 16. Jahrhunderts in den Niederlanden und in Ostfriesland gegen geheime Anhänger von Joris Untersuchungen stattfanden, erhielt der Streit über seine Person und Lehre größeres Leben. Zuerst erschien **Ein grundtlick Bericht van de Leere ende den Geest des Erzketters David Joris, door Ubbonem Emmen, Rector der Schole van Groeningen.** (S. l. 1597.) Dann mit dem veränderten Titel **Grondelicke Onderrichtinghe van de Leere cet.** (Middelburgh 1598.) Gegen diese Schrift erschien eine Widerlegung von Andres Huygelmumzoon (1600) auch bei Arnold. Der wahre Name des Verfassers soll sein Bernhard Kirchen, Arzt und Schwiegersohn von Joris. Emmius antwortete darauf in **Den David Jorischen Gheest in Leven ende Leere, breeder ende wydtloopigher ontdeckt cet.** (Gravenhaghe 1603.) Noch erschienen von Zeit zu Zeit andere Schriften für und wider Joris, durch welche aber die Hauptfrage wenig gefördert wurde. Die, welche Joris am besten vertheidigten, suchten nachzuweisen, daß er von seinen Gegnern nicht verstanden werde; worin man ihnen beistimmen muß; allein sie gaben dann auch wieder durch ihre Übertreibungen den Gegnern manche Blöße. In dieser Beziehung fehlt besonders auch Arnold in der Kirchen- und Ketzerhistorie, der ihn zum wirklichen Heiligen macht, übrigens aber doch zu einer billigern Beurtheilung des vielfach verkannten Mannes beigetragen hat[5]). (*Escher.*)

JORISTEN oder **Davidisten**, die Anhänger des David Joris (s. d. Art.), die sich noch lange nach dessen Tode in Holland, Ostfriesland, im Oldenburgischen und in Holstein erhielten, wozu besonders dessen Wunderbuch, das von ihnen sehr hoch gehalten wurde, beitrug. Sie hielten sich ganz zur protestantischen Kirche und waren völlig unschädliche Mystiker, die von demjenigen, was die Theologen dem David Joris Schuld gaben, wahrscheinlich keine Ahnung hatten. Von der Wiedertaufe, welche Joris selbst nirgends verlangt, zeigt sich keine Spur bei ihnen, und wenn sie als eine Sekte dargestellt werden, so lag der Grund davon mehr in der Verketzerungssucht der sogenannten orthodoxen Theologen, als in eigentlicher Abweichung dieser Leute von dem protestantischen Lehrbegriffe. Nachdem man lange Zeit nichts von ihnen gehört hatte, erregten die Prediger in Ostfriesland wieder Lärm im Jahre 1590, als es ruchtbar wurde, daß der Pfarrer zu Uttermör in Ostfriesland Joristischer Meinungen verdächtig sei, weil er das Wunderbuch gelobt hatte. Sie hielten eine Zusammenkunft und beauftragten drei aus ihrer Mitte und den Rector zu Gröningen, Ubbo Emmius, mit der Untersuchung des Wunderbuchs. Letzterer machte dann den im Artikel Joris angeführten gründlichen Bericht bekannt, wodurch der Streit über die Lehre und die Person des David Joris wieder aufgeweckt wurde. Am längsten scheinen sich die Joristen in der Gegend von Tönningen und im Eiderstädtischen im Herzogthume Schleswig erhalten zu haben. Ein Prediger in diesen Gegenden, Christian Moldenits, machte zwischen den Jahren 1633 und 1643 einige Schriften über Joris und seine Lehren bekannt. Die Verdächtigungen dauerten nun fort. Im Jahre 1642 wurde ein Bürger zu Tönningen, welcher das Leiden Christi sollte gelästert haben, verhaftet und durch die Drohung der Folter zum Bekenntniß gebracht, daß er zur Joristischen Sekte gehöre. Da von ihm auch die Namen anderer Joristen angegeben wurden, so nöthigte man sie, alle Schriften von Joris auszuliefern, und ließ diese Schriften verbrennen. Der Verhaftete, der sich weigerte, die Lehren von Joris zu verdammen, wurde des Landes verwiesen; einige andere flüchteten sich. Die übrigen gaben ein Glaubensbekenntniß ein (bei Arnold, S. 1387 der schaffhauser Ausgabe), worin sie erklärten, daß sie mit dem Katechismus Luther's übereinstimmten; und weil wegen der Taufe und des Nachtmahls einiger Verdacht entstehe, so erklärten sie, ihr Glaube sei, „daß wir nicht durch das Wasser, sondern durch die Kraft des heiligen Geistes müssen getauft sein, und halten dafür gewiß, daß wir dadurch des Verdienstes unsers gekreuzigten Heilandes Jesu Christi genießen und von Neuem geboren werden, das Kleid der Sünden ablegen und täglich durch die Kraft des heiligen Geistes aufwachsen und zunehmen." In Beziehung auf das Abendmahl könnten sie nichts andres bezeugen, als die heilige Schrift davon lehre, „daß, wer dann nicht wird essen das Fleisch des Menschensohnes und trinken sein heilig Blut, der hat kein Leben noch Theil an ihm. Wer aber Jesu Christi Fleisch isset und sein Blut trinket, der wird ewig leben, und er wird ihn am jüngsten Tage auferwecken zu seinem ewigen Heil." — Da die Eiferer den Inhalt des Glaubensbekenntnisses nicht angreifen konnten, so sagten sie in ihrer Prüfung desselben unter andern, „in specie erklären sie (die des Jorismus Verdächtigen) Christi seligmachendem Amte von Neuem Gehorsam, allein mit Worten der Schrift, die nicht also in unsern Symbolis und Predigten gebraucht werden." Sie verlangten daher auch noch ausdrückliche Abschwörung der Joristischen Irrthümer. Allein Herzog Friedrich erklärte in einem Proclama vom 10. October 1642, „daß diese Personen, welche des Joris Bücher besessen haben, durch ihr Glaubensbekenntniß, worin die Lehre der ungeänderten augsburgischen Confession approbirt werde, sich purgirt haben und daher des Verdachtes des Jorismus entlassen sein sollen." Das Verbot, dergleichen Bücher im Hause zu haben, wird dann zwar unter Strafdrohung beigefügt, zugleich aber ernstlich befohlen, „daß Niemand sich unterstehe, diese Leute, die nunmehr mit Unterschreibung ihrer Confession allen Verdacht von sich gelehnet, als David-Joristen oder dessen Lehre Anhängige zu schelten, sie oder die Ihrigen diesfalls zu injuriren und zu beschimpfen." Von dieser Zeit an verschwand auch hier der sogenannte Jorismus,

5) Vgl. Haller's Bibliothek der Schweizergeschichte. 2. Bd. S. 265 fg. *Clement*, Bibl. curieuse. Baumgarten, Nachrichten von einer Halle'schen Bibliothek. *Gerdes*, Florileg. libr. rariorum.

wie in den Niederlanden, weil man aufhörte Joristen zu suchen. *(Escher.)*

Joritomo, s. unter Japan (2. Sect. 14. Bd. S. 377.

JORK (York), im Königreich Hanover, Herzogthum Bremen, Hauptmannschaft des Altenlandes, eines reichen Marschdistrictes oberhalb Stade an der Elbe, bestehend aus der Bürgerschaft Jork und den Ortschaften Ostern und Western Jork und Gerden, zusammen 194 Häuser und 1300 Einwohner; Sitz des Gräfengerichts Altenlandes. *(Crome.)*

JÖRKAU, Görkau, czech. Girkow, Jurkow, auch Bor und Borek, eine Municipalstadt der gräflich von Bouquoi'schen Herrschaft Rothenhaus im saatzer Kreise Böhmens, in der Nähe von Kommotau, am Bilaflüßchen gelegen, 12 Meilen von Prag entfernt und wegen seines Bieres im ganzen Lande bekannt, mit einem eigenen Magistrate, 245 Häusern, 1515 teutschen Einwohnern, welche, außer Feldbau, auch mit Holz und Getreide Handel treiben und über 100 in festen Sandstein ausgehauene Keller besitzen, in denen das nach dieser Stadt benannte bittere (jörkauer) Bier im Sommer kühl erhalten wird, einer eigenen katholischen Pfarre (Dekan. Brüx, Bisthum Leitmeritz) von 3590 Seelen, die unter landesfürstlichem Patronate steht, einer im Jahre 1590 erbauten katholischen Kirche, einer Kapelle auf dem Gottesacker, einer Schule, starker Bierbrauerei, einem Spitale, Armeninstitute, zwei Papiermühlen, vier Jahr-, Vieh- und auch Wochenmärkten. Der Stadtgemeinde, welcher Kaiser Rudolf II. ein eigenes Wappen verlieh, gehört das Dorf Neuhaus; sie besitzt aber auch sonst alte, wichtige Privilegien. Der hiesigen Pfarrkirche geschieht schon im Jahre 1384 Erwähnung. *(G. F. Schreiner.)*

JÖRMUNGANDR, JÓRMUNGANDR [1]), in der nordischen Mythologie anderweite Benennung für Midgardsormr (Midgardsschlange, Schlange der irdischen, von den Menschen bewohnten Welt), das mittelste der drei von Loki mit dem Riesenweibe Angurboda erzeugten Kinder, wurde nebst seinen Geschwistern, dem Wolfe Fenrir und der Hel, in Jötunheimar (den Welten der Riesen) erzogen. Da die Götter aus Weissagungen wußten, daß ihnen von denselben große Übel bevorständen, und daß diese Kinder Böses von Seiten der mütterlichen, aber noch Schlimmeres von Seiten der väterlichen Abstammung erwarten ließen, so sandte Allfödur Götter ab, sie zu ergreifen und zu ihm zu bringen. Als sie zu ihm kamen, warf er [2]) die Schlange in die tiefe See, welche alle Länder umgibt. Sie wuchs so, daß sie mitten im Meere um alle Länder herumliegt und sich in den Schwanz beißt [3]). Als ein so bedeutendes Riesenwesen wurde Jörmungandr als Gegner Thor's, des Hauptfeindes der Riesen, aufgestellt. Nach der Sage der Gylfaginning, in welcher Utgardaloki den Thor durch Anwendung von Zaubereien zum Besten hatte, lief in der Halle des Ersteren eine sehr große graue Katze über den Boden. Thor ging hin, faßte sie unter dem Leibe und hob sie in die Höhe; sie aber krümmte den Rücken. Endlich, als er sie so hoch gehoben hatte, als er vermochte, richtete sie den einen Fuß auf, und er konnte nicht weiter damit kommen. Utgardaloki sagt: „Es ging, wie ich dachte; die Katze ist außerordentlich groß und Thor kurz und klein, im Vergleich mit denen, welche hier sind." Als Thor wieder aus Utgardaloki's Burg gekommen war und dieser ihm den wahren Hergang erzählte, sagte er, Allen sei bange geworden, als sie gesehen, daß er einen Fuß der Katze von der Erde gebracht, „denn es war," bemerkt er weiter, „keine solche Katze, als du glaubtest, es war eigentlich die Midgardschlange, welche alle Länder umspannt; kaum war sie lang genug, daß Schwanz und Haupt die Erde erreichen konnten, und du hobst sie so hoch, daß sie beinahe den Himmel berührte." Weit furchtbarer war jedoch der Kampf, welchen Thor mit Jörmungandr unternahm, als er zu Hymir kam. (Vgl. d. Art. Hymis-Quida.) Es wird in dieser Sage nicht bemerkt, ob Thor die Schlange tödtete oder nicht. Von Bagi dem Alten sind fünf Halbstrophen erhalten, worin es heißt, daß Thor sie angelte, an den Bord und gegen den Sand zog, den Hammer gebrauchte, sie aber ihn anstierte [4]). Aber die Angabe vom Ende des Fangs hat sich leider nicht erhalten. Ulfr Uggason hat die Bildwerke in dem neuen Hause Olaf's des Pfaus besungen, und in einer Strophe seines in Bruchstücken auf uns gekommenen berühmten Liedes heißt es, daß der Innenmond der Stirn des grimmigen Freundes der Götter (d. h. das Auge Thor's) geschienen, die Schlange wieder auf ihn geblickt und Gift geblasen habe. In einer andern Halbstrophe ist gesagt, daß Thor mit dem Hammer der glänzenden Natter das Haupt abgeschlagen habe [5]).

1) In der Wölu-spá Str. 44 (große Ausg. der Edda Sämundar. 3. Th. S. 47), in der Gylfaginning Jörmungandr sowol in der Stelle der Wölu-spá. Cap. 51 (bei Rask, Snorra-Edda. S. 74), als auch überhaupt (Cap. 34. S. 32; im Eptirmáli Eddu S. 89, in den Kenningar in der Strophe des Skalden Bragi S. 101). Unter den Orma-heiti (Benennungen der Schlangen) jedoch steht Jormungandr. 2) Nach der Darstellung der Gylfaginning der jüngeren Edda (bei Rask S. 32) wirft Allfödur (Odin) den Jörmungandr ins Meer, nach einer unrichtigen Auffassung, welcher Rühs (die Edda S. 191) folgt, thut es der Vater des Jörmungandr, nämlich Loki.

3) Snorra-Edda, Ausg. von Rask. S. 32. Der Verfasser der Gylfaginning in derselben hat das Umspannen der Erde durch Jörmungandr entweder unmittelbar aus der Volkssage, oder aus den Liedern der alten Skalden geschöpft. So umschreibt Ulfr Uggason, ein Dichter des 10. Jahrhunderts, in der Húsdrápa jenes Ungeheuer durch men stordar (Halsband der Erde). Bragi der Alte (in einer Strophe in der Skalda bei Rask S. 102) durch den starken Barden (Schwingen, Armen, Kanten), der alle Länder umfaßt; Eystein Waldason (ebendas. S. 101) durch Gürtel der Erde; Ölver Hnúfa, ein Norweger des 9. Jahrhunderts, durch Gürtel aller Länder; ebenso der Verfasser der Hymisquida Str. 22. 4) Finn Magnusen (Lex. Mytholog. p. 481. 482) hat die fünf Halbstrophen von Bragi dem Alten aus der Skalda zusammengestellt, sowie auch S. 482 zwei auf den Fang der Midgardschlange durch Thor bezügliche Halbstrophen von Eystein Waldason, und zwei andere von Ölver Hnúfa, welche sich ebenfalls in der Skalda, in dem Theile derselben finden, der Skaldskaparmál heißt (bei Rask, Snorra-Edda S. 101). Hier wird auch unter den Kenningar (Bezeichnungen oder Umschreibungen) Thor's S. 101 dólgr Midhgarths-orms (Feind der Midgardschlange) aufgeführt. 5) s. die Strophe und die Halbstrophe bei Finn Magnusen a. a. O. S. 480.

Dagegen findet[6]) sich eine Viertelstrophe eines unbekannten Dichters, welche offenbar Hymir umschreibt durch: „der, welcher das dünne Seil des Sumpfes der Möven [d. h. des Meeres][7]) vor Thor zerschnitt." Dieser Skalde folgte also der Sage, welche der Verfasser der Gylfaginning aufbewahrt hat[8]). Darnach schnappt die Schlange nach dem Ochsenkopfe an Thor's Angel, und der Haken geht in ihren Gaumen hinein. Als sie es merkt, schwingt sie sich so kräftig, daß Thor's beide Fäuste auf das Bord fliegen. Nun wird er zornig, nimmt seine Götterstärke an und stemmt sich so entgegen, daß seine beiden Füße durch das Boot gehen und auf dem Boden stehen bleiben. Dann zieht er die Schlange an den Bord hinauf, und es hat nie einen schrecklichern Anblick gegeben, als die Scene, wo Thor die Augen scharf auf die Schlange heftete, und diese, Gift schnaubend, hinauf entgegenstierte. Da sei der Jötunn fahl geworden, habe sich gefürchtet, als er die Schlange bemerkt und gesehen, daß Hymir die See von Oben und Unten in den Nachen gefallen, und in dem Augenblicke, als Thor nach dem Hammer griff und ihn hob, und mit dem Fischmesser hinzu tappend, Thor's Schnur vom Borde losgehauen, worauf sich die Schlange in die See senkte. Thor habe zwar den Hammer nach ihr geworfen, und man habe auch gesagt, daß er ihr in der Nähe des Grundes des Meeres das Haupt abgeschlagen, aber es sei als wahr anzunehmen, daß die Midgardschlange noch lebe und in der See liege. Der Dichter der Hymisquida, Str. 22, umschreibt Thor'n durch: orms einbani (Alleintödter der Schlange, d. h. der sie ohne Beistand eines Andern erschlägt). Aber diese Bezeichnung bezieht sich wol nicht auf dessen Fang des Meerungeheuers mittels der Angel, sondern wahrscheinlicher auf seinen Kampf damit am Ende dieser Welt. Von Jörmungandr heißt es in der Wöluspa Str. 44: er wälzt sich in Riesenwuth[9]); die Schlange drängt die Wogen (das Meer); und Str. 50: da kommt der berühmte Sohn Hlodyn's (der Erde). Es geht Odin's Sohn wider den Wolf[10]) zu kämpfen. Ihn erschlägt aus Zorn Midgard's Vertheidiger. Es werden alle Menschen die Weltstätte räumen (verlassen). Neun Fuß geht Fiorgyn's (der Erde) Sohn wankend von der Schmach (Verletzung) nicht scheuenden Natter. Gylfaginning (51) gibt an: das Meer fährt heftig auf die Länder, deshalb, weil die Midgardschlange sich in Riesenwuth wälzt und hinauf auf das Land sich begibt. Sie bläst das Gift so, daß es durch die ganze Luft und Gewässer sich verbreitet, und sie ist allfürchterlich, und befindet sich auf der einen Seite des Wolfs. Thor geht auf der einen Seite Odin's vor, aber er kann ihm nicht helfen; denn er hat genug zu thun, mit der Midgardschlange zu kämpfen. Er trägt zwar den Ruhm, der Tödter derselben zu sein, aber, nachdem er neun Schritte davon steigt, fällt er todt zur Erde, von dem Gifte, das die Schlange auf ihn blies. In Bezug auf die Wiedergeburt der Welt, oder Entstehung der neuen, heißt es in der Wöluspa Str. 53: Es finden sich die Asen auf Idavöllr und urtheilen über den mächtigen Moldthinur (Erdausdehner, Erdumspanner). Wie aus dem Folgenden erhellt, und wie der Verfasser[11]) der Gylfaginning diese Stelle der Wölufpa auffaßt, thun dieses die Asen in Erinnerung an ihre großen Thaten. Der Jörmungandr wird also für die neue Welt nicht wieder geboren, und diese, wie überhaupt von allem Übel, so auch von diesem und den andern Riesenungeheuern frei sein. Für diese Welt ist es einer der gehaßtesten Gegenstände, als das größte Riesenwesen in Schlangengestalt; Schlangen waren überhaupt äußerst verhaßt. Im Königsspiegel heißen die Schlangen Leidindi[12]), d. i. leidige (verabscheuungswürdige) Dinge, und in der Skirnisför Str. 27 sagt der die Gerdur verwünschende Skirnir unter anderm: Speise sei dir leidiger (unangenehmer) als jedem Menschen die glänzende Schlange bei den Lebenden (d. h. den Menschen). Man[13]) nimmt an, daß das enn fráni ormr in dieser Stelle sich besonders auf den Jörmungandr beziehe. In dem Sögubrot af fornkonúngum Cap. 3[14]), richtet der König Iwar Widfadmi an Hördr[15]) die Frage: „Wer (was) werde ich bei den Asen sein?" Hördr antwortet: „Du wirst die Schlange sein, welches die schlimmste ist, die Midgardsormr heißt." Der König geräth darüber in den größten Zorn. Den Jörmungandr dachte man sich vielleicht mit Flügeln, also als einen Drachen. Wenigstens nimmt man an, daß dieses Bragi der Alte thue; denn er nennt ihn im Liede von Thor's Angeln brautarringr barda, Wegring der Schwingen (Schlange mit Schwingen), und in einer andern verstärkend, öflugbarda, der Starkschwingen (mit starken Schwingen), wenn nämlich Bragi der Alte unter bárd hier Schwingen[16]) verstanden haben will; es bedeutet nämlich auch vorstehender Rand, Kante, und namentlich am Schiffe die vordere Spitze. Hier könnte es mit dem dänischen Barder, Hwalbarder, Walfischbarden, gleichbedeutend sein. Bragi umschreibt ferner Jörmungandr durch: úri thafdan jardar

---

6) Ebenfalls in der Skalda, und aus derselben auch bei Finn Magnusen a. a. O. S. 460. 7) d. h. die Angelschnur. 8) Snorra-Edda, Ausg. von Rask. S. 61—65. 9) i iotunmódi. Vgl. den Art. Jötnar. 10) ulfr steht hier für gandr, ein mit Zaubermacht begabtes Riesenwesen. Der Fenrisulfr und sein Bruder, der Jörmungandr (s. die Wöluspá im 3. Bde. d. groß. Ausg. der Edda-Sámundar. S. 1131), sind dem Wesen nach eins, nämlich Riesenungeheuer, nur daß jener Wolfs- und dieser Schlangengestalt hat.

11) Dieser versteht unter dem Moldthinur den Midgardsormr, und hiermit stimmt überein Ulfr Uggason in der Húsdrápa, welcher den Jörmungandr Stird-Thinull (den Strafausdehner oder Strafausgedehnten) nennt. Nichtsdestoweniger kann, wie Finn Magnusen zum Glossar. im 3. Th. der groß. Ausg. S. 238 bemerkt, unter Moldthinur die Esche Yggdrasill verstanden werden, und der Sinn der Stelle der Wöluspá wäre dann: die Asen werden um (bei) dem mächtigen (großen) Erdbaum richten (Gericht halten). 12) Man vgl. damit das Lateinische: cane pejus et *angue* fugere. 13) Gudmund Magnäus zur Skirnisför in der groß. Ausg. der Edda-Sámundar. S. 91. Note 25, und Finn Magnusen, Lex. Mytholog. p. 479. 14) In den Fornaldar Sögur. I. B. S. 37. 15) s. Allgem. Encyklopäd. d. W. u. K. 2. Sect. 10. Th. S. 483. 16) Finn Magnusen (Lex. Mytholog. p. 481) erklärt: er allra landa eygir öflugbarda durch: qui validis axillis (alis) cunctas regiones amplectitur, und barda brautarhringr durch: alis (sive axillis) praeditus anguis. Vielleicht ist aber öflugbarda zu lesen.

reist, von Wasser bewegter (oder verdichteter) Aufreger (Beweger) der Erde.

Auf Anklänge der nordischen Sage mit der angelsächsischen scheint die bei Beda Venerabilis[17]) befindliche Beschreibung des Leviathan zu führen, indem er sagt: Leviathan umfasse die Erde und halte den Schwanz auf seine Weise; werde dieser einmal von der Sonne verbrannt, so suche er ihn zusammen zu fassen, und so werde, wie man glaube, durch die vom Unwillen desselben veranlaßte Bewegung auch die Erde bewegt. Auch verschlucke er zuweilen unermeßlich viel Wasser, daß sogar, wenn er es wieder von sich gebe, alle Meere überfüllt und die Länder dadurch erschüttert werden würden. Ferner fügt Beda hinzu: „Man sagt, daß unsere Wohnungen sich in der Nähe von dem Munde des Leviathan befänden; wenn er die Wellen verschlucke, erscheine die Erde, und wenn er sie wieder herauslasse, werde sie bedeckt.“ Nur darf nicht vergessen werden, daß ähnliche ausschweifende Vorstellungen sich auch schon im spätern Judenthume entwickelten und aus dieser Quelle dem christlichen Gelehrten zugekommen sein könnten. Die ältesten Ausleger der Bibel unter den Isländern setzten ohne Bedenken für Leviathan einen andern ihnen vorher bekannten Namen, nämlich Midgardsormr. Skulo Thorlacius[18]) hält dafür, daß die Sage von der Midgardsschlange asiatischen Ursprungs sei, und führt dafür die biblischen Stellen über den Leviathan an. Finn Magnusen[19]) macht besonders die Stelle im Hiob (40, 20) geltend, wo es heißt, daß der Leviathan nicht mit der Angel herauszuziehen sei (nämlich von keinem Menschen). Wenn Eystein Asgrimsson, ein Dichter des 14. Jahrhunderts, in seinem berühmten, Lilium genannten, Gedichte[20]), in der 60. Strophe, wornach er Satanas bei Jesu Tode verstohlen auf das Kreuz blicken läßt, sagt: „Nicht wird nun die gebogene Schlange, den Köder verschlingend, sich freuen;“ so scheint er (nach Finn Magnusen) die Sage von dem durch Thor gefangenen Jörmungandr auf den von Christo überwundenen Teufel angewandt zu haben. Finn Magnusen bemerkt, daß den Indern der Mythus von der das Weltmeer umgebenden Schlange sehr wohl bekannt sei und sie eine solche Schlange Vasughi, Ananda (isländisch án enda, ohne Ende, unendlich) nännten. Von Vasughi sagt die Dichtung, daß er die verfinsterte Sonne verschlinge. Nach Finn Magnusen hat man einst die Midgardsschlange, welche das die Erde umringende Meer bewohnt, für den Genius des Oceans selbst oder das Symbol des Weltmeers gehalten. Die Bewegung des stürmenden Meeres ward nach der Meinung der Vorzeit von einem mit Leben begabten, aber in der Tiefe verborgenen Wesen hervorgebracht. Hierauf wurde man wahrscheinlich durch die ungeheuren Seefische und die Meerschlangen geleitet. Der heftig sich bewegende oder der wüthende Ocean, besonders zur Winterszeit, wurde von den Menschen gefürchtet. Von Thor, dem Blitzer, glaubte man, daß er im Frühlingskampfe mit dem Riesen Erde und Luft friedlich mache, und von ihm wurde also auch gesagt, daß er jene schreckliche Schlange des Meeres erschlagen habe. Die so entstandene Dichtung erlitt im Verlaufe der Zeit viele Veränderungen und Erweiterungen, und der wahre Sinn des Mythus blieb allmälig sehr Vielen verborgen. Auch Thor's Herausziehen der Schlange mit der Angel scheint auf eine alte, aber uns jetzt unbekannte Naturrevolution anzuspielen, wenn nicht jene jährliche mit Recht darunter verstanden werden muß. Dieses ist wenigstens die Ansicht von Finn Magnusen[21]). Über Thor's Kampf mit der Schlange am Ende dieser Welt wird zu dem oben angegebenen Inhalte der 50. Str. der Wöluspa, im 3. Th. der Edda Sämundar S. 51 Note 36 bemerkt: „So wird das hohe Toben des Oceans durch die elektrische Gewalt des Blitzes ermüdet, sie wird jedoch selbst durch so schwere Anstrengung abgemattet, und verschwindet kurz darauf gänzlich.“ Deutet man Jörmungandr vom Ocean selbst, so ist festzuhalten, daß diese Auffassung den Skalden völlig unbekannt ist; denn sie würden dann wol dies Wort dichterisch für Meer gebraucht haben, was aber durchaus nicht der Fall ist. Dagegen gehört es zu den Benennungen der Schlangen und wird z. B. in den Skaldskaparmál (bei Rask, Snorra-Edda. S. 180) dichterisch für Schlange überhaupt gesetzt. Auch der Dichter der Sage von Thor's Abenteuern bei Utgardaloki in der Gylfaginning, S. 60, weiß von jener Deutung noch nichts, denn es erscheinen hier Meer und Jörmungandr neben einander, und zwar als von einander verschieden. So auch rudert ja Thor in die See hinaus, um die Midgardsschlange zu angeln. Schlug der Blitz in einen Felsen, so glaubte man, er habe einen Riesen erschlagen. Aber man wurde gewahr, daß Blitze auch auf die Wellen des Meeres schlugen, ohne daß diese dadurch litten. Daß Thor den Miölnir umsonst schleudere, konnte man sich nicht denken; man nahm daher an, er beabsichtige, die Midgardsschlange zu erlegen. Wenn bei starkem Gewitter in der Ferne Wogen und Wolken sich zu vereinigen schienen, mußte man geneigt sein, die Erhebung des tobenden Meeres daher zu leiten, daß Thor den Jörmungandr mit der Angel emporgebracht und mit ihm im Kampfe sei. Die Wolke dachte man sich als das Boot, in welchem Thor schiffe, und an dessen Bord er die Schlange gezogen. War das Gewitter vorüber, und man sah keine Spuren des Kampfes, so glaubte man, Jörmungandr sei in die Tiefe zurückgesunken. Daß der Riese Hymir dabei eine Rolle spielt, ist auch ganz erklärlich, denn Jörmungandr gehört der Riesenwelt an, und hatte also sein Haupt in derselben. Hymir zerschneidet Thor's Angelschnur, um ein ihm verwandtes Wesen frei zu machen. Die Riesen sind die Repräsentanten der Kälte. Nach dem Gewitter ist die Luft abgekühlt. Man mußte also annehmen, durch die Dazwischenkunft eines Riesen sei Thor's Kampf mit Jör-

17) de ratione temporum in ejus Opp. (Basileae 1563. Fol.) p. 377, 378 und daraus bei Finn Magnusen, Lex. Mytholog. p. 484. 18) Om Thor og hans Hammer. (Skand. Mus. 1802. IV, 46 u. s. w.). 19) Lex. Mytholog. p. 484. 20) bei *Finnus Johannaeus*, Histor. eccles. Island. und die 60. Str. daraus bei Finn Magnusen a. a. O. S. 485.

21) Lex. Mythol. p. 485. 486.

mungandr aufgehoben worden (weil nämlich Thor sich durch Blitzen erschöpft habe und Kälte eingetreten sei). Aber in dem letzten Kampfe am Ende dieser Welt wird die Schlange erlegt, weil dann alle Riesenwesen fallen, in sofern in der neuen Welt alles Übel aufhören soll. Thor selbst auch verliert sein Leben, weil er seine Bestimmung als Feind der Riesen erfüllt hat. Aber seine göttliche Kraft kann nicht untergehen; sie erscheint daher in seinen Söhnen Modi und Magni wiedergeboren. Diese werden den Miölnir haben, aber wol mehr als Andenken, als zum Gebrauch als Waffe, wenigstens der Hauptgebrauch gegen die Riesenwesen fällt nun hinweg, weil keine solche mehr da sind. Zu friedlichem Gebrauche, zum Einweihen der Ehen, kann der Miölnir jedoch noch dienen. Daß man Jörmungandr nicht als Sinnbild des Meeres selbst aufgestellt hatte, geht auch daraus hervor, daß dieses bleibt; denn aus ihm steigt die Erde zum zweiten Male empor. Da aber in dieser zweiten Welt alles Übel aufhört, so wird sich das Meer nur wohlthätig für die Menschen des neuen Geschlechts zeigen, und der größte und schrecklichste Bewohner der See, Jörmungandr, ist nicht mehr. Der Glaube an Seeschlangen[22]) hat aller Wahrscheinlichkeit nach den Grund zur Ausbildung der Sage vom Jörmungandr gegeben. Merkwürdig ist dabei, daß man glaubte, die Meerschlange erscheine zu einer bestimmten Zeit; denn Peter Daß[23]) sagt in seinen Versen von ihr: „Wenn der Julius in seinem fürstlichen Staate geht und Phöbus umwanket in dem Palaste der Luft, alsdann

22) s. hierüber Erich Pontoppidan's Vers. einer natürl. Hist. v. Norwegen. 2. Th. Aus d. Dän. übers. v. Joh. Ad. Scheiben. S. 368—393. Nach ihm wird das Dasein der großen Meerschlange durch eine Menge unverwerflicher Zeugen bestätigt, und er gibt zu S. 334 die Abbildung von zwei Arten nordischer Seeschlangen. Dies beweist nun zwar noch nicht ihre Existenz, aber, was schon für mythologische Untersuchungen wichtig ist, den Glauben an sie. Warum hätten auch die alten Nordmannen nicht an das Dasein der Midgardsschlange glauben, und warum sie für ein bloßes Symbol des Oceans halten sollen? Selbst das Giftblasen, welches die Sage ihr beilegt, konnte ihnen in der Natur begründet scheinen. Debell Bennet (über die Naturgeschichte des Cachalots [Physeter macrocephalus] in der Isis 1841. 11 und 12. S. 918) sagt: „Es kommt wol bei dem Kampfe mit dem Cachalot vor, daß er unter die Mannschaft bläst; diejenigen, welche es erfahren haben, sagen, es habe einen stinkenden Geruch und wirke scharf." Das Blasen des Walfisches erwähnt schon Plinius, und bei Olaus Magnus findet es sich abgebildet. Wahrscheinlich haben die alten Nordmannen es von dem Walfische entlehnt und gesteigert auf die Midgardsschlange übergetragen. Gegen die Richtigkeit der Annahme des Jörmungandr als Symbol des Oceans streitet sein Blasen des Giftes am Ende dieser Welt, welches sich durch die ganze Luft und Gewässer (oder See) verbreitet. Doch auch nach Jacob Grimm (Teutsche Mythologie. S. 459) ist der Midgards-ormr Jörmungandr offenbar das Weltmeer. Aber dann wären ja Jörmungandr und Ägir, welcher doch mit den Göttern zu gewissen Zeiten verkehrt, eins. Jörmungandr könnte nur Personification für das Gefährliche des Weltmeers sein, und wäre dieses in seiner gegen die Götter und Menschen feindseligen Beziehung, während es Ägir blos in der wohlthätigen wäre, was jedoch nicht statthat, da Ägir der Furchtbare bedeutet, und seine Gattin Ran das Netz besitzt, welches alle Menschen fischt, die in die See kommen, und da die durch Schiffbruch Verunglückten in ihren Hallen wohnen. 23) Beskrivelse over Nordland. S. 45.

läßt sich dieses Thier vernehmen;" also zur Zeit oder kurz nach der Sommersonnenwende. Die Sonnenwenden spielten im altnordischen Glauben eine sehr wichtige Rolle. Da sie zu einer Zeit erfolgt, wo es auch die meisten Gewitter zu geben pflegt, so ist Thor's gefährlicher Kampf mit der Midgardsschlange wol nicht in den Frühling, sondern in die Mitte des Sommers zu setzen. Über die Unhaltbarkeit der Deutung von Trautvetter[24]), wornach Jörmungandr „der Nebel, Pytho," sein soll, ist nicht nöthig etwas hinzuzufügen.

Um noch auf die etymologischen Erklärungen zu kommen, so ist nach Haldorson Jörmöngandr, wie er das Wort schreibt, eine Schlange mit einer Mähne, gleich einem Rosse[25]); er muß also den ersten Theil des Wortes für zusammengesetzt halten aus jór, Roß, und mön, Mähne. Nach Andern soll jörmun die Erde und zwar die hervorbringende, fruchtbare[26]), und Jörmungandr die Schlange des Erdreichs bedeuten[27]). Den wahren Aufschluß gibt jedoch (vgl. Jörmungrund) das angelsächsische eormen; Jörmungandr bedeutet demnach die ausgezeichnet große[28]), allumfassende, allgemeine oder Universalschlange. Doch wird Jörmungandr dichterisch auch für Schlange überhaupt gebraucht. Gandr bedeutet nach Haldorson[29]) Schlange; Rask setzt hinzu: vielmehr ein Wolf. Es hat aber beide Bedeutungen nicht im natürlichen Sinne, sondern in Bezug auf Zauberwesen. Gan und gand wird für jede Zauberei gebraucht; gand-fluga bedeutet Zauberfliege, mittels deren man, wenn man sie ans Ohr hält, Verborgenes hören kann, und vor Gefahr gewarnt wird, gand-reid und gan-för, Zauberritt und Zauberfahrt, gandr und gand, Zauberfuhrwerk, mittels dessen die Zauberer durch die Luft fahren. Die Riesenweiber brauchten zu ihren Reisen besonders Wölfe[30]). Außer den Wölfen waren die wichtigsten Zauberwesen Schlangen, daher gandr im Namen der Midgardsschlange. Ihr Bruder, der Fenris-úlfr, ward nach den Skaldskaparmál 16. S. 106 auch durch Wanargandr umschrieben, das ist gandr (Zauberwolf) der Won (so hieß der Fluß, der aus dem Speichel seines Mundes entstand). Gandvig, Zauberwesenbucht, hieß das Meer zwischen Finnmarken und Biarmeland[31]) (jetzt das weiße Meer). In die Nähe dieser Gegenden setzte man auch Jötunheimar (s. den Art.). Den Schauplatz, wo Thor den Jörmungandr angelte, dachte man sich jedoch am jenseitigen Ende der Riesenwelt; denn Hymir wohnt im Osten der Eliwagar an des Himmels Ende[32]).

(*Ferdinand Wachter.*)

24) Der Schlüssel zur Edda. S. 95. 25) Lexicon Islandico-Latino-Danicum *Biörnis Haldorsonii.* Vol. I. p. 433. 26) Ettmüller, Vaulu-spá. S. 134. 27) Trautvetter. S. 95. 28) Jac. Grimm (Teutsche Mythol. S. 83), welcher eormungrund (Beowulf 99) und andere mit eormen zusammengesetzte angelsächsische Wörter mit den teutschen und altnordischen mittels irmin und jörmun gebildeten zusammengestellt hat, überträgt jörmungandr durch anguis maximus. 29) Vol. I. p. 268. 30) über den Gebrauch von gandr und gand s. die Nachweisungen im Index vocum zu Islands Landnámabók. p. 186. 31) s. über Gandvig das Geografisk Register zu den Oldnordiske Sagaer. 12. Bd. S. 107. 32) Hymis-quida. Str. 5. S. 122.

JÖRMUNGRUND [die [1]], **JÓRMUNGRUND, JORMUNGRUND** [2]), heißt in der nordischen Mythologie der Raum, über welchen nach den Grimnismál (Str. 20) Huginn und Muninn (die Raben Odin's) jeden Tag hinfliegen. Nach dem Hrafna-Galdr Othins, Str. 25, gehen in der Jörmungrund nördliche Roßthüre [3]) unter die äußerste Wurzel des Hauptbaumes [4]) zu Bette die Gygiur (Riesenweiber) und Thursar (die Riesen), die nahen [5]) Zwerge und die Döck-Alfar. Die Bedeutung von grund ist klar; es heißt Grund, Feld, Ebene, dichterisch die Erde. Von Jörmun oder Jormun nimmt man an, es müsse im Altnordischen die Erde bedeutet haben, daher komme die dichterische Benennung Jörmunrekr für Ochse, das soviel sei als agricola, von Jormun (tellus) und Rekr für Raekiandi [colens, exercens [6])], oder speciell in Beziehung auf das Pflügen terram secans [7]). Besseren Aufschluß gibt das Angelsächsische, in welchem eormungrund die ganze Erde bedeutet; eormen heißt nämlich allgemein, allumfassend und dergleichen, eormencyn, das ganze Menschengeschlecht, eormenrice, eine große allgemeine Herrschaft [8]). Dem angelsächsischen eormungrund entspricht aber das altnordische Jörmungrund vollkommen. Letzteres überträgt daher Bartholinus in Antt. Dan. richtig durch: orbem universalem. Im Althochteutschen würde das Wort Irmingrund lauten, denn Irminsul übersetzt Rudolf von Fulda [9]), dessen Lebenszeit dem Bestehen derselben noch nicht fern lag, durch universalis columna. Der Verfasser der Gylfaginning faßt das Wort, da wo er aus der 20. Str. der Grimnismál schöpft und sie als Beleg gebraucht [10]), in ähnlicher Weise auf, indem er bemerkt, daß Odin seine Raben jeden Tag, um oder durch die ganze Welt (nämlich um allan heim) zu fliegen, aussandte. In der Ynglinga-Saga, wo Gott Odin zu einem irdischen und menschlichen, aber durch Zauber gewaltigen König gemacht ist, heißt es von seinen Raben: sie flogen weit durch die Länder [11]). Also auch selbst hier, wo der Begriff der Jörmungrund, wie ihn die Grimnismál darbieten, nicht vollständig wiedergegeben werden konnte, ist er doch nicht ganz verwischt. Auf den ersten Blick scheint mit der gegebenen Erklärung von Jörmungrund im Widerspruche zu sein, daß die nordischen Dichter des Mittelalters, namentlich in der christlichen Zeit, die dänische Insel Seeland Jörmungrund nannten. Aber hier heißt Grund nicht Erde überhaupt, sondern Grund und Boden. Jörmungrund als Benennung von Seeland ist soviel, als ausgezeichneter Boden, Boden mit vorzüglichem Erdreich. Daher sagt Haldorson [12]): „Jörmóngrund, f. universa terra fertilis, den hele frugtbare Jord, et frugtbart Land (die ganze fruchtbare Erde, ein fruchtbares Land)."

(*Ferdinand Wachter.*)

1) Grund ist im Altnordischen weiblichen Geschlechts. 2) Jörmungrund und Jormungrund sind nur verschiedene Lesearten; s. darüber die Anmerkung g) zur 22. Str. der Grimnismál in der groß. Ausg. der Edda Sämundar. I. Th. S. 49. In der Gylfaginning (Snorra-Edda, herausgeg. v. Rask. S. 44), in der Strophe der Grimnismál steht Jörmungrund, sowie auch im Hrafnagaldr Othins. Jörmungrund ist jedoch die bessere Lesart. 3) Jó-dyr (Zugthier = Thüre, Roßthüre) heißt die Thüre wahrscheinlich von Hrimfaxi, dem Rosse der Nacht, auf welchem sie bei Anbruch des Morgens sich durch diese Thüre zu Bette begab. Rask macht jadar, Rand, daraus. 4) Oder Urbaumes, nämlich adalthollar (Nom. adalthollr); es wird darunter die Esche Yggdrasil (d. h. das Weltgebäude) verstanden. 5) Entweder weil sie in der Nähe der Riesen wohnen (vgl. Thiodolf von Hwin in Snorri Sturluson's Weltkreis, übers. von F. Wachter. I. Bd. S. 43), oder weil sie überhaupt den Riesen verwandt sind, nämlich im Gegensatze zu der Welt der Götter und der der Menschen die dritte, da sie die der Dämonen bilden; s. den Art. Jötnar. 6) s. das Specimen Glossarii zum I. Th. der groß. Ausg. der Edda Sämundar, S. 599, 600; dort wird auch Vergleichung mit dem dänischen Jordmon (das Erdreich, der Boden) empfohlen. Aber im ersten Theile dieses Wortes ist ja, wie im schwedischen, Jordmon, Erdreich, Boden, Jord, Erde. Statt jörmungrund würde es demnach jardargrund, nach der Analogie von jardar-men, grüner, an beiden Enden in der Erde festsitzender Rasen, unter welchen in der Heidenzeit sich die einen Eid leistenden stellten, oder jardgrund, nach der Analogie von jardmen (dasselbe was jardarmen), jardhús (Erdhaus, Haus unter der Erde) u. s. w. lauten. 7) Finn Magnusen, Lex. Mytholog. p. 486, 487, wo er bemerkt, daß noch jetzt eine gewisse Erdart bei den Norwegern Jörme oder Jörme-jord bedeute. 8) Vgl. H. Leo, Erklärendes Verz. der angelsächs. Wört. z. d. Altś. u. Angelsächs. Sprachproben. S. 95. 9) Translatio S. Alexandri. Cap. 3. bei Pertz, Mon. Germ. Hist. Scriptt. T. I. p. 676. Mehre Zusammensetzungen mit irmin s. im Art. Irminsul.

10) Raskische Ausgabe der Snorra-Edda. S. 43. 11) Snorri Sturluson's Weltkreis, übers. v. F. Wachter. I. Bd. S. 23. 12) Lexicon Islandico-Latino-Danicum. Vol. I. p. 433.

JÖRMUNREKR [1]) (hinn Riki, der Mächtige), ein mythischer König des Nordens, hörte von der Schönheit Swanhillbur's, der Tochter von Sigurd, dem Fafnirtödter und der Gudrun, welche bei ihrem Stiefvater Jonakur erzogen wurde, und sandte seinen Sohn Randwer, um sie zu werben. Diesem wurde sie auch übergeben, sie sicher zu seinem Vater zu geleiten. Aber Bikki, der treulose Gefährte und Rathgeber desselben, machte ihn darauf aufmerksam, daß er als junger Mann besser für das Mädchen passen würde, als der alte König, und Randwer erwies sich daher freundlich gegen die Jungfrau und sie auch gegen ihn. Bei der Ankunft in der Heimath erklärte Bikki dem Könige, sein Sohn habe Swanhillbur's volle Liebe erlangt [2]), und foderte ihn auf, ihn dafür zu bestrafen. Wie Jörmunrekr schon zuvor manchem übeln Rathe desselben gefolgt war, so that er es auch jetzt. Unfähig, seinen Zorn zu mäßigen, ließ er seinen Sohn ergreifen und zum Galgen führen. Randwer rupfte deshalb seinem Habicht die Federn aus, und ließ ihn in diesem Zustande seinem Vater bringen; Jörmunrekr erkannte hieraus, daß er, wie der Vogel flug- und federlos, alt und ohne Sohn sei, mithin seinem Reiche selbst den Un-

1) Auch Jörmunrekr, so findet es sich in den Hyndlu-lióth Str. 23, groß. Ausg. der Edda Sämundar. I. Th. S. 331, in der Wölsunga-Saga in den Fornaldar Sögur Nordrlanda. I. Bd. S. 203. 224. 225. 226. 228. 229, in den Skaldskaparmál bei Rask, Snorra-Edda. S. 143. 144 und 145 in einer Strophe aus der von Bragi dem Alten auf Ragnar Lodbrock verfaßten Drápa, welche auch in den Figurur i Raedunni ebendaselbst S. 430 angeführt ist. An letzterer Stelle steht aber Eminrekr, was der teutschen Namensform näher kommt, sowie auch die Wilkina-Saga Ermenrekr hat. 2) Sie sei seine Frilla, Geliebte, Beischläferin.

tergang bereite, und ertheilte daher Befehl, seinen Sohn wieder vom Galgen zu nehmen. Aber Bikki hatte inzwischen dafür gesorgt, daß die Hinrichtung schon vollzogen war, und rieth außerdem, auch Swanhilldur in Schmach sterben zu lassen. Der verblendete König ließ daher, als er mit seiner Leibwache von der Jagd kam, über sie, während sie mit dem Waschen ihrer Haare beschäftigt [3]) da saß, hinwegreiten und sie todttreten. Als ihre Mutter Gudrun dies hörte, trieb sie ihre Söhne zur Rache an, gab ihnen Panzer und Helme, an denen kein Stahl haftete, und kam mit ihnen überein, daß es am besten sei, den Mörder ihrer Schwester in der Nacht, wenn er schliefe, zu überraschen. Sörli und Hamdir sollten ihm die Füße, aber Erpr das Haupt abhauen. Unwillig gegen ihre Mutter, weil sie von ihr mit bösen Worten hinausgetrieben worden, erschlugen die beiden Erstern auf dem Wege den Dritten. Beim Trinken erhielt Jörmunrekr die Nachricht, daß man gehelmte Männer bemerkt habe und die Warnung, sich vor ihnen zu hüten, da Swanhilldur auf seinen Befehl umgekommen sei. Er lachte aber darüber und erklärte, sie binden und aufhängen zu lassen, wenn sie zu ihm kämen. Sie erschienen bei Nacht, als er im Schlafe lag, hieben ihm Hände und Füße ab und warfen sie ins Feuer. Als er seine Leute durch Rufen zu wecken suchte, sprach Hamdir, ab wäre nun auch das Haupt, wenn Erpr lebte. Die Leibwache kam herbei, konnte aber den beiden Helden mit den Waffen nichts anhaben. Der König rieth [4]) darauf, sie mit Steinen anzugreifen, und wirklich fanden sie dadurch den Tod [5]).

Über das Alter der Sage gibt die Vergleichung derselben mit dem, was Jordanes von dem Gothenkönige Ermanricus erzählt, einigen Aufschluß; auch läßt sich dabei die im Laufe der Zeit eintretende Verschiedenheit der Ansicht über die Beweggründe des Königs verfolgen. Jordanes' [6]) Bericht ist im Art. **Herrmanrich** mitgetheilt. Nicht blos im Norden wurde die Heldensage vom König Jörmunrekr erhalten, sondern auch in Teutschland. Nach dem Chron. Vrsperg. [7]) wurde der über viele Könige herrschende König der Gothen, Hermenricus, von den beiden Brüdern Sarus und Ammius verwundet, und als Vermuthung ausgesprochen, daß sie mit den gewöhnlich Sarelo und Hamidiecus genannten Personen identisch wären. Das Chron. Quedlinburg. [8]) berichtet, Ermanricus, König der Gothen, sei von den Brüdern Hernidus, Serila und Adoaker, deren Vater er umgebracht, erschlagen worden, nachdem ihm die Hände und Füße abgehauen, also seine Todesart ganz so angegeben, wie nach den Hamdismál Jörmunrekr umkam. Große Veränderung erlitt die Überlieferung von Ermanricus in der späteren teutschen Heldensage, s. d. Art. **Ermerich (Ermenrich).** Auch die Gestalt des Namens erfuhr eine Umwandlung; denn Ermanricus ist Ermana, Genitiv der Mehrzahl, sodaß es bedeutet: der an Heermannen Reiche, der durch Heermannen Mächtige. Wie dagegen Ammianus Marcellinus [9]) den Namen bildet, nämlich Ermenrichus, entspricht ermen dem eddischen Jörmun. Denn wie die Form Ermensul für Irminsul zeigt, lautete das dem Angelsächsischen eormen [10]) entsprechende altteutsche Wort nicht blos irmin, auch ermen. Ermenrich ist also der ausgezeichnet Reiche, der allgemein Mächtige. Im letzten Theile entsprechen sich jedoch Ermenrich und Jörmunrekr nicht ganz, sondern dies würde mit Jörmunrikr (der ausgezeichnete oder ganz Mächtige) der Fall sein. Jörmunrekr gibt jedoch auch einen guten Sinn, wenn wir den

---

3) So erzählt Snorri Sturluson in der Skalda; nach der Wolsunga-Saga wurde sie im Burgthore gebunden und die Rosse liefen dann über sie hinweg. 4) Snorri Sturluson a. a. O. Zu Folge der Wolsunga-Saga gibt ein einäugiger Mann (Odin) dem Könige den Rath, es so zu machen. Es kommt darauf an, ob wir inn regin-kunnigi, wie sich die Hamdismál Str. 24 ausdrückt, in der Bedeutung „divinus (inclytus) iste magnus," und mit der Wolsunga-Saga als Umschreibung von Odin nehmen, oder es übersetzen: der den Göttern Verwandte (d. i. König, in sofern die Herrscher ihr Geschlecht von Odin ableiteten), oder auch: der den Herrschern (Königen) Verwandte, der sehr Berühmte. Snorri Sturluson versteht also mit Recht darunter Jörmunrekr. Der Ausdruck: baldr i brynio (tapfer im Panzer) deutet nicht an, daß der König jetzt mit einem Panzer angethan gewesen, sondern ist Umschreibung eines Kriegshelden, und geht auf die früher von ihm errungenen Siege, wie denn auch der geschichtliche Ermenrichus von Ammianus Marcellinus (Lib. 31. p. 692) bellicosissimus rex genannt wird. Die Worte: thá hraut vid sem biörn hryti (da schnarchte [brummte], als wenn ein Bär schnarchte [brummte]), ist offenbar der Lage des Königs, welchem Hände und Füße abgehauen worden, angemessener, als von Odin zu erklären. Jedoch könnte es auch heißen: da sprang hervor, als wenn ein Bär hervorspränge. Da aber Odin auch nach der andern Form der Sage nicht an dem Kampfe Theil nimmt, sondern nur den Rath ertheilt: „Steinigt die Menschen" u. s. w., so ist hraut und hryti besser von der furchtbaren Stimme des Rathgebenden zu verstehen, und am sichersten mit Snorri Sturluson auf den König zu beziehen. Jedoch tritt Odin auch bei Saro Grammaticus auf und ertheilt (nicht Jarmericus, wie er Jörmunrekr nennt) den zweckmäßigen Rath. 5) Sigurdar-Quida Fafisbana en thridia Str. 59 in der groß. Ausg. der Edda Sämundar. 2. Th. S. 239, 240. Hamdismál Str. 17—24, ebend. S. 502—512, wo S. 503 Note 55 sich auch die das Erwachen des Königs Jörmunrekr zum übel betreffende Stelle aus Bragi's des Alten Drápa auf Ragnar Lodbrok, welche Snorri Sturluson in der Skalda aufbewahrt hat, findet; Gudrunar-Hwaut, die Einleitung in ungebundener Rede in der groß. Ausg. der Edda Sämundar. 2. Th. S. 520, 521 und Str. 4, 5. S. 526, 527. Snorri Sturluson in der Skalda Dámisaga 72, 73 bei Fr. H. v. d. Hagen, Altnord. Sagen und Lieder, welche zum Fabelkreis des Heldenbuchs und der Nibelungen gehören. S. 14—16; Wolsunga-Saga Cap. 31 in den Fornaldar Sögur Nordrlanda. S. 203. Cap. 40—42. S. 224—229.

6) *Jordanes* (vulgo *Jornandes*). De rebus Geticis. 24. Cap. S. 203. 204. 23. Cap. S. 202—204 beschreibt die große Macht des Ermanaricus, indem er die Völker aufzählt, welche er bezwungen hatte. Die Edda kennt diese Umstände zwar nicht mehr, hat aber in der Einleitung zu den Gudrunar-Hwaut S. 502 von Jörmunrekr's Macht die Erinnerung, daß sie ihn hinn Riki, den Mächtigen, nennt. Die Wolsunga-Saga, 40. Cap. S. 224, sagt von ihm: er war ein mächtiger König in jener Zeit. 7) Strasburger Ausg. v. 1609. S. 85. 8) Bei Leibnitz, Scriptt. Rer. Brunsvic. T. II. p. 273. 9) Rer. Gest. Lib. XXXI. Ausg. v. 1552. S. 692. 10) Vgl. die Belege im Art. Jörmungrund. Der Name dieses Helden lautet im Angelsächsischen Eormanrik, s. die Stelle des angelsächsischen Trostliedes bei W. Grimm, Die teutsche Heldensage, S. 20. 21, und das vom Wanderer, bei Ettmüller, Scôpes vîd sîdh. p. 1. 2. 6. 12.

letzten Theil desselben, rekr [11]), Held, im Altteutschen Recke, nehmen; es bedeutet dann einen ausgezeichneten Helden, einen Helden im vollkommensten Sinne des Wortes. Trautvetter [12]) sucht diese mythische Person nach seiner Art zu deuten, indem er zur 77. Dämisaga bemerkt: „Jorundreck (soll heißen Jörmunrekr) der Rauch. (Sowie Jorunngau der Nebel). S. Kenning. Ochse heiter, sowie Wolken, Wellen.“ Unter der Rubrik: Uxi heiter (der Ochse heißt) findet sich in den Kenningar bei Resenius allerdings Jormenrekur (Jörmunrekr), in den Denkversen bei Rask S. 221 unter auxna-heiti (Ochsenbenennungen) jörmunrekr. Haldorson [13]) hat: Jörmönrekr, m. bos jugalis, en Okse, som drager Aag. Jac. Grimm [14]) erklärt das Wort jörmunrekr durch „taurus maximus.“ Rekr ist Umlaut von rakr [15]), stark, tapfer, arbeitsam, und jörmunrekr bedeutet daher einen ausgezeichnet Starken, ungemein Arbeitsamen, ganz Tapferen. So erklärt sich, wie es sowol Benennung für den Ochsen, als Name des mächtigen Königs im Mythus sein konnte.

Eine von der Überlieferung bei Snorri Sturluson in den Skaldaskarmál 42. S. 143, welcher anzunehmen scheint, daß Swanhild wirklich verheirathet gewesen, da er sie zuletzt Drottning (Königin) nennt, und von der in der Wölsunga-Saga. 40. Cap. S. 225, 226 befindlichen Darstellung abweichende Sage, muß der Verfasser von Hyndlu-lioth Str. 23. S. 331 gekannt haben. Denn er führt von Jörmunrekr, Sigurd's Schwiegersohne, Erzeugte auf, und Str. 24 wird von Sigurd's Abstammung gehandelt. Hiernach und nach dem ganzen Zusammenhange zu schließen, hat Jörmunrekr mit Sigurd's Tochter Kinder gezeugt. Kannte derselbe Referent die Sage, daß jener König Swanhild umbringen ließ, so sah er in ihr nicht seine Braut, sondern Frau. Hiermit stimmt auch Saxo Grammaticus überein, welcher indessen den König Jarmericus nennt. Nach ihm ist dieser der Sohn des Dänenkönigs Sywardus (Sigurd), wurde nebst seinen beiden ganz kleinen Schwestern von den Slawen als Beute hinweggeführt und mit seinem Milchbruder Gunno bei Ismar, dem Könige derselben, ins Gefängniß geworfen. Endlich wurde er aus dem Kerker befreit und zum Landbaue benutzt, welchen er mit solchem Fleiße betrieb, daß man für gut fand, ihn über die königlichen Leibeigenen zu setzen. Da er auch in diesem Amte sich auf das Beste zeigte, wurde er sogar unter die Hofleute des Königs aufgenommen, und gewann des Königs besonderes Vertrauen. Um seine Jugend nicht thatlos hinzubringen, legte er sich mit Eifer und Geschick auf das Kriegswesen. Allen waren seine guten Eigenschaften angenehm, nur bei der Königin erregte sein Geist Argwohn. Voll Sehnsucht, sein Vaterland wieder zu sehen, flüchtete er sich, als König Ismar wegen des Leichenbegängnisses seines Bruders abwesend war, wiewol die Königin dafür Sorge trug, daß keiner der Gefangenen entrinnen sollte. Seine List bringt ihn zum Ziele. In ein aus Wieden gefertigtes, einem Menschen ähnliches, als Vogelscheuche gebrauchtes Geflecht steckte er einen Hund und zog ihm, damit er ein menschliches Ansehen gewinne, seine Kleider an. Hierauf erbrach er des Königs geheime Schatzkammer, trug das dort befindliche Geld heraus und verbarg es. Während dessen wußte sein Gefährte Gunno seine Abwesenheit zu verhehlen. Der so bekleidete Hund wurde in des Königs Wohnung gebracht, wo Jarmericus das Hauswesen mit zu besorgen hatte, und zum Bellen gereizt, der Königin aber als der angeblich verrückt gewordene Jarmericus bezeichnet. Diese, dadurch getäuscht, befahl, den Unsinnigen hinauszuwerfen; man schaffte daher das Phantom hinweg, und Gunno legte dasselbe gleich einen Wüthenden ins Bett. In der Nacht aber schnitt Jarmericus den mit Wein zu reichlich bedienten und daher schlafenden Wächtern die Köpfe ab; die Königin aber, welche, von dem Geräusche aufgeregt, zum Nachforschen vor die Thüre gegangen war, durchbohrte Gunno mit dem Schwerte. Beide verbrannten dann den König Ismar in seinem Zelte, nebst allen denjenigen, welche sich bei dem oben erwähnten Leichengelage berauscht hatten, und eilten zu Rosse hinweg. Die Balken einer Brücke, welche ihre Verfolger überschreiten mußten, hatten sie schon zuvor eingeschnitten, sodaß sie unter diesen zusammenbrachen. Ein Theil derselben ertrank, Andere wurden von den beiden Flüchtlingen erschlagen. Am Strande trafen Letztere ein Schiff und stießen damit vom Lande; vergebens bemühten sich die am Ufer stehenden Slawen, sie zurück zu rufen, indem sie ihnen die Nachfolge auf dem erledigten Throne versprachen. Buthlus, des Sywardus Bruder, beherrschte damals einstweilen die Dänen, wurde aber vom heimgekehrten Jarmericus gezwungen, diesem die Regierung zu überlassen. Bald fand sich eine Veranlassung, Schweden seinem Reiche einzuverleiben. Denn der schwedische König, Götharus, erschlug um jene Zeit Sybbo, weil er der Entehrung seiner Schwester beschuldigt worden war. Die Schwäger des Getödteten eilten daher zu Jarmericus, und versprachen ihren Verwandten zu rächen, mit ihm gemeinschaftlich den Schwedenkönig zu bekämpfen. Wirklich überwältigte er mittels ihrer Hilfe denselben und erlangte so sein Land. Als Beherrscher der Dänen und Schweden glaubte er es auch mit den Slawen aufnehmen zu können, machte in einer Schlacht 400 von ihnen gefangen und ließ sie mit ebenso viel Wölfen zusammenbinden, um ihr räuberisches Verfahren gegen Dänemark zu veranschaulichen. Ihr Gebiet unterwarf er sich, legte Besatzung in dasselbe und brachte auf seinem weitern Zuge den Sembonen [16]), Kureten [17]) und sehr vielen andern Völkern des Ostens Niederlagen bei. Indessen hatten die Slawen diesen Zug desselben für eine günstige Gelegenheit zum Abfalle gehalten, brachten also die ihnen von ihm bestellten Beamten um und plünderten Dänemark. Aber der König traf

11) s. Haldorson, Lex. Isl.-Lat.-Dan. Vol. II. p. 203, welcher sagt: „Reckr, m. heros, vir generosus, en mobig tapper Helt.“ 12) Der Schlüssel zur Edda. S. 149. 13) Lexicon Isl.-Lat.-Dan. Vol. II. p. 433. 14) Die teutsche Mythologie. S. 83. 15) Haldorson. Vol. I. p. 190: 1) Rackr, fortis, strenuus, tapper, rask, virksom, 2) arduus, steil, brat.“

16) Bewohner von Samland (Semland) an der Ostsee. 17) Kurländer.

ihre Flotte zufällig, als er vom Seeraubzuge zurückkehrte, und vernichtete sie. Die Vornehmsten unter ihnen ließ er an die Klauen ungeheurer Stiere binden, und dann große Hunde auf sie hetzen. Dies beugte den Muth der Slawen so, daß sie zitternd seine Herrschaft anerkannten. Von der so vielen Völkern abgenommenen Beute gründete er auf einem hohen Felsen eine prachtvolle Festung, mit vier Thoren nach den vier Weltgegenden, und brachte dorthin seine Schätze. Hierauf setzte er die Raubzüge fort und begegnete auf der See vier Brüdern, welche von Geschlecht Hellespontier [18]) und erfahrene Seeräuber waren. Drei Tage lang kämpfte er mit ihnen, dann erbot er sich, den Kampf aufzugeben, wenn sie ihm ihre Schwester, nebst der Hälfte des von ihnen eingetriebenen und bei sich führenden Tributs, übergeben wollten. Hierauf kam Bikko [19]), der Sohn des Königs der Liven, welcher bei jenen vier Brüdern als Gefangener gelebt hatte, zu Jarmericus. Einst seiner Brüder von demselben beraubt, wollte er sich jetzt an ihm rächen, obwol er von ihm gütig behandelt wurde und sich seines Vertrauens erfreute. Letzteres misbrauchte er vielmehr, sobald er sich überzeugt hatte, daß derselbe durch Zureden leicht zu Allem zu bewegen sei, und verleitete ihn zu Verbrechen, besonders gegen seine Blutsverwandten. So rächte er den Tod seiner Brüder durch Ränke. Natürlich machte sich der König durch seine Grausamkeit, welche er auf Antrieb desselben verübte, allgemein verhaßt. Namentlich kam es zu einem Aufstande der Slawen. Ihn zu stillen, ließ Jarmericus ihre Anführer, welche er gefangen genommen, an Pferde binden und in Stücke zerreißen, und erhielt dann die Slawen in Unterwürfigkeit. Doch bald drohte ihm von andern Seiten her Gefahr. Von seinen beiden Schwestern nämlich, welche in ihrer frühesten Jugend mit ihm in die Gefangenschaft der Slawen gekommen waren, hatte man die eine nach Norwegen, die andere nach Teutschland verkauft, und sie hatten sich Beide verheirathet. Die von der Letzteren in Teutschland geborenen und herangewachsenen Söhne ergriffen, auf den Namen ihres Großvaters sich stützend, gegen ihren Oheim die Waffen, und glaubten auf das Reich keine geringern Ansprüche zu haben als er. Doch ihre Festen in Teutschland fallen in dessen Hände; er belagert viele Städte, nimmt sie zum Theil ein, schleift einige, und kehrt nach errungenem, blu-

18) Lachmann versteht unter diesen bei Saxo Grammaticus (Hist. Dan. Lib. VIII. p. 156. 157 der Ausg. von Stephanius) erwähnten Seeleuten Dänen von Hwen, weil man den von demselben Schriftsteller Lib. IX. p. 172 u. 175 genannten Hellespontus vom Öresund deutet. Vgl. Wilh. Grimm, Die teutsche Heldensage. S. 46. Es ist jedoch nicht zu übersehen, daß nicht Danicus dabei steht; auch kommen die Hellespontier und der Hellespontus auch in den wunderbaren Sagen von Regnerus (Ragnar Lodbrok) vor, welcher (s. S. 173) das ganze Heer der Hellespontier besiegt, und dann eine ähnliche Niederlage den Scythen beibringt, ferner (s. S. 175) von Dublin aus mediterraneum fretum pernavigans ad Hellesponticum penetravit. Wir haben hier aber nur Sage, nicht Geschichte vor uns. Es könnte demnach bei Saxo Grammaticus der eigentliche Hellespont gemeint sein. Wären die Dänen von der Hwen zu verstehen, so hätte Regnerus (s. S. 172) wol nicht verschiedene Schlachten gebraucht, um sie und ihren König Dian mürbe zu machen. 19) Latinisirt aus Bikki.

tigem Siege nach Dänemark zurück. Die Hellespon
bringen ihre Schwester, Swavilda, zur Vermählung
ihm, aber nach vollzogener Hochzeit begibt er sich
Bikko's Antrieb wieder nach Teutschland, nimmt s
Schwestersöhne in einer Schlacht gefangen und läßt
hängen [20]). Gleiches that er mit den Großen dersel
welche er unter dem Vorwande eines Gastmahles zu
gebracht hatte. Unterdessen war einem Sohne dessel
aus früherer Ehe, Broderus, die Obhut seiner Stiefmu
übertragen und von ihm gewissenhaft geführt worden. B
beschuldigte Beide bei dem Könige der Blutschande,
stellte falsche Zeugen auf. Den Ministern ward das
theil überlassen, und Bikko verurtheilte den Prinzen
Tode, und zwar zum Strange, und die Königin sollte
Strafe ihres angeblichen Verbrechens von Pferden
treten werden. Ihre große Schönheit indessen hielt,
erzählt wird, die Thiere ab, den Fuß auf sie zu s
und der König schloß daraus ihre Unschuld, aber B
unterdrückte diese Regung bei ihm, versichert, sie h
die Rosse durch Zauberlieder zurück, und schlägt vor,
so zu legen, daß das Gesicht unten sei [21]). Auf so
Weise erlitt sie den Tod. Während dessen kam der H
des Broderus, gleichsam über die Hinrichtung seines H
klagend, zum Könige, und der herbeigebrachte Habicht
Ersteren begann die dem Körper zunächst liegenden Fe
(Dunen) mit dem Schnabel herauszuziehen. Dies
tet Jarmericus, er werde kinderlos sein, wenn er sei
Sohn nicht dem Strange entreiße, und befiehlt also,
ses eilig zu thun. Nachdem Broderus dem Tode
gangen, fürchtete Bikko Strafe wegen seiner Verleumdu
und meldete den Hellespontiern, ihre Schwester Swav
sei von ihrem Manne ruchloser Weise umgebracht wor
Als er sie zur Rache bereit fand, kehrte er zu Jarmer
zurück und zeigte ihm an, daß sie sich zum Kriege r
ten. Der König hielt es für gerathener, keine Schl
zu versuchen, und zog sich in die von ihm erbaute
stung zurück. Die Hellespontier aber tödteten bei e
beabsichtigten Vertheilung der Beute einen großen T
der Ihrigen, eines angeschuldigten Diebstahls wegen,
wagten, durch diesen Verlust geschwächt, es nicht,
Festung zu erstürmen. Eine von ihnen befragte Zaube
Guthruna, bewirkt, daß die Kämpfer des Königs plöt
blind werden und die Waffen gegen sich selbst keh
Die Hellespontier besetzten daher die ersten Zugänge
Thore, brachen die Thüren auf, drangen ein und ma
die blinden Scharen des Feindes nieder. Zu diesem
multe kam jedoch Odin, und stellte den Dänen, welch
immer mit väterlicher Liebe gepflegt, ihr Gesicht wi
her und belehrte sie, daß die Hellespontier ihren Kö
durch Zauber gegen die Geschosse zu sichern wüßten,
durch Steine zu tödten wären. Beide Heere wurden
solche Weise vernichtet. Der König aber, beider F

20) Vgl. damit Ermerich's (s. d. Art.) Verfahren g
seine Brudersöhne, die Harlungen, wozu ihn Sibich bestimmt.
Nach der Wolsunga-Saga, 40. Cap. S. 226, schlug Swanh
die Augen auf und blieb verschont; Bikki aber ließ ihr einen
(ledernen Sack) über das Haupt ziehen, um seine Absicht zu
reichen.

und Hände beraubt, wälzte sich mit verstümmeltem Körper unter den Todten. Er war nach Saxo Grammaticus der funfzigste König der Dänen [22]), ihm folgte Broderus [23]). Schon Gram [24]) und Torfäus [25]) haben aber gezeigt, daß die Geschichte des Jörmunrekr der Edda und der Wolsunga-Saga, sowie des Jarmericus bei Saxo Grammaticus einerlei ist mit der des Ermanarik, Königs der „getischen [26]) Gothen," und ihrer letzten Quelle nach aus Jordanes stamme. Doch hatte Saxo Grammaticus [27]) aller Wahrscheinlichkeit nach eine der eddischen Sage höchst verwandte, oder auch gleiche nordische Sage vor sich und suchte sie auf seine Weise zu dänischer [28]) Geschichte zu gestalten. Suhm will sich aus dem Labyrinthe der Verstöße der Sage gegen die Chronologie dadurch helfen, daß er die Personen verdoppelt, nimmt also Jörmunrekr der Edda und der Wolsunga-Saga und Jarmericus des Saxo Grammaticus, welche der Mythe [29]) nach eins sind, als zwei verschiedene historische Personen.

(*Ferdinand Wachter.*)

JORNANDES oder (und zwar richtiger) JORDANES, ein Geschichtschreiber des 6. Jahrhunderts, über dessen Lebensverhältnisse uns nur äußerst wenig bekannt ist, war ein Gothe und sein Großvater, wie er selbst sagt [1]), Notar bei dem alanischen Fürsten Candar in Mösien. Auch er bekleidete, obschon er keine wissenschaftliche Bildung genossen hatte, vor seiner Bekehrung zum Christenthume dieselbe Stelle bei einem der Nachfolger des Candar. Er ward später Mönch und, wie man gewöhnlich annimmt, Bischof von Ravenna. Aber weder aus seiner Geschichte, noch aus andern alten und unverdächtigen Quellen geht hervor, daß ihm diese Würde übertragen wurde. Bischof nennen ihn zwar mehre Schriftsteller des Mittelalters, aber ohne den Ort, wo er Bischof war, anzugeben. Gewiß ist, daß er in den ältesten Verzeichnissen der Bischöfe von Ravenna nicht vorkommt. Da seine Geschichte mit dem Jahre 552, nämlich mit dem ostgothischen Könige Vitiges und dem westgothischen Könige Athanagild, schließt, so darf man voraussetzen, daß er sie um diese Zeit schrieb. Sie führt den Titel: „De Getarum sive Gothorum origine et rebus gestis" und ist nach seiner eigenen Angabe [2]) nur ein Auszug aus der gothischen Geschichte des Senators Cassiodor. Da diese aber leider nicht mehr vorhanden ist, so kann man über die Art und Weise, wie Jornandes den Auszug machte, ob er zusetzte oder änderte, nicht urtheilen, und vielleicht fanden sich die Fehler, welche man ihm vorwirft, Ungenauigkeit, allzu mangelhafte Kenntniß der Schicksale seines eigenen Volkes, Verwirrung in der Darstellung der Thatsachen, chronologische Irrthümer und Parteilichkeit für die Gothen, schon in der Geschichte Cassiodor's. Da aber dieser jedenfalls alte Überlieferungen seines Volkes benutzt hatte, so bleibt das Werk des Jornandes trotz seiner Mängel für die Geschichte der Gothen immer sehr wichtig. „Es ist," sagt J. Aschbach [3]), der hier als competenter Richter betrachtet werden muß, „in mancher Rücksicht sehr schätzbar, in sofern er von der früheren Geschichte nach heimischen Überlieferungen Vieles aufbewahrt hat, was wir aus keinem griechischen und römischen Schriftsteller wissen; allein auf der andern Seite ist es als eine unkritische, von Fabeln und Unwissenheit strotzende Geschichte fast nicht zu beachten. Ihm ist hauptsächlich die Verwechselung der Gothen, Geten und Scythen, wozu ihn die Belesenheit in frühern römischen und griechischen Geschichtschreibern verleitete, zuzuschreiben. Daher schrieb er den Gothen alles zu, was die Alten von den Scythen und Geten berichten, weswegen er ihre Auswanderung von den Küsten der Ostsee in die entfernteste Vorzeit hinaufrückt .... die Nachrichten über die Niederlassungen der Gothen am schwarzen Meere und ihre ausgedehnte Herrschaft unter Hermanrich's Regierung, sind noch eine der besten Partien des Buches." Die gothische Geschichte des Jornandes ist öfter herausgegeben, zuerst mit Paulus Diakonus von C. Peutinger (Aug. Vind. 1515. F.), dann mit Procopius von Beatus Rhenanus (Basil. 1531. F.), mit Cassiodor von W. Fournier (Paris 1579. F. Ib. 1583. 4. u. öfter), von B. Vulcanius (Lugd. Bat. 1597. 8. und nach dieser Recension in den „Scriptores Gothic. et Longobard. rerum." Lugd. Bat. 1617. 8. und in H. Grotii historia Gothorum, Vandalorum et Longobardorum. Amst. 1655 und 1676. 8.), von Gruter (in den Hist. Aug. Script. lat. min. Hanov. 1611. F.), von Fr. Lindenbrog (in den Diversar. gentium histor. antiq. script. Hamb. 1611. 4.), in der Bibliotheca maxima Patrum (Lugd. 1677. F. Tom. XI. p. 1074 sqq.), von J. Garet in seiner Ausgabe des Cassiodor (Rothomag. 1679. F. Venet. 1729. F.) und am besten von

22) Lib. VIII. Ausg. von Stephanius. S. 154—157. 23) Vgl. *Pontanus*, Rer. Danic. Hist. Lib. I. p. 34. 24) In den Notis ad *Meursii* Histor. Dan. p. 87. 25) In der Serie dynastarum et regum Daniae a Skioldo Odini filio ad Gormum grandaevum. (Havn. 1702.) p. 335. 339. In der Historia regum Norvegicorum. (Havn. 1711.) T. I. p. 486 macht Torfäus den Jörmunrekr der Edda und der Wolsunga-Saga zu einem kleinen teutschen Könige. 26) Zum Unterschiede der Gothen der skandinavischen Halbinsel; doch waren die Gothen des Festlandes oder des Südens aller Wahrscheinlichkeit nach keine Geten. 27) Natürlich haben auch die Verfasser der Eddalieder, Snorri Sturluson, der Verfasser der Skalda, und endlich der Verfasser der Wolsunga-Saga nicht unmittelbar aus Jordanes geschöpft, sondern aus der im Munde des Volkes und in Liedern lebenden Heldensage, welche sich an den Namen des großen Gothenkönigs Hermanarich geknüpft hatte. Über das Schicksal dieser Heldensage bei den Teutschen in engerer Bedeutung s. den Art. Ermerich. 28) Wie wenig eigentlich dänische Geschichte man im ersten Theile des Werkes von Saxo Grammaticus finde, kann diese Sage von Jarmericus lehren. 29) Eine Vergleichung der Nachrichten der Edda, der Wolsunga-Saga und des Saxo Grammaticus gibt Wilh. Grimm in den Zeugnissen über die teutsche Heldensage (Altteutsche Wälder. I. Bd. S. 285—288) und in der Schrift: Die teutsche Heldensage. S. 45—47.

1) Cap. 50. „Cujus Candacis Alanowamuthis patris mei genitor, Peria, id est, meus avus, Notarius quousque Candax ipse viveret, fuit.... Ego item (quamvis agrammatus) Jornandes, ante conversionem meam Notarius fui."

2) Praef. „Suades ut duodecim Senatoris volumina de origine actuque Getarum ab olim usque nunc per generationes, regesque descendente in unum, et hoc parvo libello coartem." 3) „Geschichte der Westgothen." (Frankf. a. M. 1827. 8.) S. IX — XI.

L. A. Muratori (Scriptt. rer. Ital. Tom. I. P. 1. p. 191 sqq.). Auch dieser letzte Abdruck läßt noch vieles zu wünschen übrig und eine neue kritische Ausgabe wäre sehr verdienstlich. Die französische Übersetzung der gothischen Geschichte von J. B. Drouet de Maupertuis („Histoire générale des Goths." Par. 1703. 12.) ist sehr schlecht, besser ist die schwedische von J. F. Peringskiöld (Stockh. 1719. 4.). Ein Abriß der allgemeinen Geschichte von Erschaffung der Welt bis auf Justinian („De regnorum et temporum successione") von demselben Verfasser befindet sich fast bei allen Ausgaben der gothischen Geschichte als Anhang, enthält aber, außer einigen unbedeutenden Notizen über nordische Völker, nichts Neues und Brauchbares. (Vgl. *D. G. Moller*, De Jornande disputatio. Altorf 1690. 4. *L. A. Muratori*, Scriptt. rer. Ital. Tom. I. P. 1. p. 189. 190.)
(*Ph. H. Külb.*)

JÓROWELLIR, JÓRUWELLIR[1]), in der nordischen Mythologie eine Gegend, von welcher es in der Wölufpá Str. 13[2]) heißt, daß die Zwerge in Dwalin's Gefolge von Salar-Staein (Stein des Saales) [über] Aurwanga-Siaut (die Sitze der Feuchtwiesen) darnach gesucht (d. h. gestrebt, sich nach derselben durchgearbeitet, sich begeben) hätten. Nach der jüngeren Edda sind die Zwerge von Swarins-haugr (Swarin's Hügel) nach Örwangar auf Jóruwellir gekommen. Unter Letzterem sind also die späteren oder bleibenden Sitze derselben anzunehmen, welche von dem Zwerge Lofar stammten[3]). Als dorthin Gegangene werden in der 14. Strophe der Wölufpá aufgezählt: Draupnir, Dolgthrasir, Har, Haugspori, Hláwangr, Gloi, Skirwir, Wirwir, Skafidr, Ai, Alfr, Yngwi, Eikinskialdi, Fialarr, Frosti, Finnr, Ginnarr, Heri, Högstari, Hliodolfr, endlich Moinn. Von diesen Zwergen, welche mit den übrigen in der Wölufpá Str. 11, 12 und 14 erwähnten die Zahl 73 ausmachen, meint Finn Magnusen[4]), daß sie zur Bezeichnung der Fimten (Woche von fünf Tagen) des altnordischen Kalenders genommen worden, deutet Lofar (den gelobten, geliebten) durch gelobte, geliebte Jahreszeit, und versteht darunter die Ernte; Jórowellir aber, welches wörtlich Gefilde oder Felder des Kampfes heißt, erklärt er Erntefelder, doch wol mit Rücksicht auf die beschwerliche Arbeit der Ernte. Jóra kommt allerdings in Snorri Sturluson's Hattalykill als dichterische Benennung für Kampf, Schlacht vor, und Jóro, Jóru ist Beugung von diesem Worte. Ungewiß ist, ob durch den Namen Jóruwellir Felder oder Ebenen einer wirklichen Schlacht bezeichnet werden soll, oder Kampf hier nur bildlich stehe, z. B. von Arbeit. Doch könnte Jóra auch eine sonst unbekannte mythische Person sein, weshalb Studach[5]) Jórowellir durch „Jora's Plan" überträgt, zu den Worten: „aus Aurwang's Sumpf zu Jora's Plan" in einer Anmerkung minder gut bemerkt: „d. h. von sumpfiger Mark zu Aufgang's (Ida's?) Höhen." In der Ausgabe der Wölufpá von Resenius findet sich Jórwellir für Jórowellir, welches Roßfelder heißen würde, da jórr Roß heißt, und Ettmüller erklärt daher in seinem Glossar zur Wölufpá die Einzahl auf diese Weise: „jörvöllr, m. 3. Decl. Erde; eigentlich Rosses (des Hrimfari) Land; das Land des Aufganges; jórr Roß und vallr Flur."
(*Ferdinand Wachter.*)

JORQUERA, Villa im spanischen Partido de Cuenca und in der gleichnamigen Provinz, liegt am Xucar und zählt mehr als 2000 Einwohner. (*G. M. S. Fischer.*)

Jörth, s. Hertha.

JORTIN (John), geboren den 23. October 1698 in dem Kirchspiele St. Giles in the fields in der Grafschaft Middlesex, widmete sich dem Studium der Theologie zu Cambridge und ging, nachdem er in der Nähe jener Universität eine Predigerstelle bekleidet hatte, nach London. Dort war er 32 Jahre hindurch Prediger an verschiedenen Kapellen, zuletzt Archidiakonus zu London und Vicar zu Kensington, wohin er sich 1762 begeben hatte. Er starb den 5. September 1770 mit dem Ruhme eines Mannes von gründlicher und ausgebreiteter Gelehr-

---

1) Bei Rühs (die Edda S. 178 u. 272) und Andern fälschlich „Jornvall, Jornwall." 2) Große Ausg. der Edda Sämundar. 3. Bd. S. 30. 3) Nach der Wölufpá Str. 13, 14. S. 30—34 könnte es ungewiß scheinen, ob die Zwerge, welche nach Jóruwellir kamen, von Lofar abstammten, oder Lofar von ihnen. Auf letztere Weise hat der Verfasser der Gylfaginning (in der Snorra-Edda, Ausg. von Rask S. 16) es aufgefaßt; auf erstere Weise Finn Magnusen (Lex. Mytholog. p. 406). Die Wölufpá sagt Str. 13: „Nun ist es Zeit, die Zwerge in Dwalin's Gefolge den Kindern der Menschen bis zu Lofar zu zählen" (aufzuzählen), und Str. 14: „Dieses Langnidiatal Lofar's („Genealogia Lofari") wird, so lange Menschen zählen, oben (d. h. für berühmt) gehalten werden." Es ist allerdings nicht angegeben, ob die Zählung mit Lofar anhebt oder aufhört. Doch bedeutet Langnidiatal die Aufzählung der Abkömmlinge Lofar's. Der Verfasser der Gylfaginning hat die Stelle so gefaßt, als wenn Langfedgatal, Aufzählung der Vorväter (Ahnen), dastände. Doch dürfte in dem letzteren Theile der Stelle: „Aber diese kamen von Swarinshaugr nach Aurwangar (Örwangar) auf Jóruwellir, ok eru komnir (und sind gekommen) thathan Lowarr," zu lesen sein: ok er kominn thathan Lowarr (und ist gekommen von da Lowarr, d. h. Lowarr stammt von ihnen ab). 4) Specimen Calendarii gentilis im 3. Bde. der groß. Ausg. der Edda Sämundar.

5) Sämund's Edda des Weisen. 1. Abth. S. 11. Das Their er sótto frá salar staeini überträgt er: „Die von steinernen Sälen emporgestrebt." S. 156 bemerkt er jedoch: „Im Wolagesicht, G. 13 u. 14, kommt Aurwanger (Örwanger) als Eigenname eines Zwerges vor und „Aurvánga siot" (Örwang, Erzau, Erzfeld, Erzgrund, wo siot, das ich G. 14 mit Sitz übersetzte, auch Reichthum, Menge heißen kann, nach Biörn Halborson) als der Zwerge frühester Aufenthaltsort in des Weltsaales Gestein, welcher Ausdruck aber richtiger als Eigenname Salarsteinn genommen werden muß, weil ihn die jüngere Edda zu Swarin's Berg oder Hügel umtauscht, Örwang auf Joruwalla" setzend, was die ältere ungewiß läßt, sodaß man auch übersetzen dürfte: „Die von Salarsteins reichem Erzgrund zu Jora's Ebene strebten oder sich erschwangen." Zu dieser Auseinandersetzung Studach's ist zu bemerken, daß Jóruwalla Genitiv von Jóruwellir ist. Nach der Anmerkung in der groß. Ausg. S. 30 ist unter dem Palatium (salr) das Weltgebäude und unter seinem Stein oder Felsen, oder seiner steinernen Grundlage entweder der höchste Berg (Kaukasus), auf welchem das irdische Asgard gelegen, oder auch jener Bergring zu verstehen, von welchem die Alten glaubten, daß die Erde von ihm umgeben werde. Aber es scheint vielmehr, daß die Jórowellir höher als der Salarstaein (des Saales Stein) gedacht werden, und daß die Zwerge sich aus Steinen in der Tiefe in die Höhe nach Jórowellir gearbeitet haben sollen.

samkeit, großem Scharfsinn und feinem Geschmack. Er vereinigte mit diesen Vorzügen eine liberale Denkungsart. Eine gesunde und vernünftige Moral, in einen einfachen Styl gekleidet, empfahl seine Predigten (Sermons. London 1771. 7 Voll.)[1]). Lehrreiche und höchst interessante Bemerkungen lieferte er über kirchenhistorische Gegenstände in seinen Remarks on ecclesiastical history (London 1751—1773. 5 Voll.[2]) und in den Discourses concerning the Truth of the christian religion. (London 1758.)[3]) In Verbindung mit mehren Gelehrten gab er Miscellaneous Observations on Authors ancient and modern zu London 1731 in zwei Bänden heraus. Dies Werk, in Holland ins Lateinische übertragen, ward fortgesetzt unter dem Titel: Miscellaneae Observationes in auctores veteres et recentiores etc. (Amsterd. 1732—1739. 10 Voll.). In dem von ihm verfaßten Werke: The life of Erasmus (London 1758. 2 Voll. 4.) löste er zwar die eigentliche Aufgabe einer musterhaften Biographie nicht; aber schätzbare Materialien dazu enthält doch jenes, mit umfassender Gelehrsamkeit ausgestattete Werk. Auch als Dichter und Kritiker zeigte sich Jortin von einer beachtenswerthen Seite. Seine Lusus poetici, bereits 1722 zu London gedruckt, zeigten von einer seltenen Eleganz des Styls. Seine einzelnen Kritiken: Remarks on Spencers Poems, on Milton's Paradise lost etc. befinden sich nebst einem Briefe über die Musik der Alten (Letter concerning the music of the ancients) in dem von seinem Sohne herausgegebenen literarischen Nachlaß. Er erschien unter dem Titel: Tracts philological, critical and miscellaneous zu London 1790 in zwei Bänden[4]). (*Heinrich Döring.*)

JÖRTSÖN, eine Insel im schwedischen Flusse Dalelf in Upland, nicht weit von dessen Mündung; eine kleine Meile lang und eine starke Meile breit; da wo Upland und Geserikland grenzen. Hier liegt, im großen Pastorate Tierp, das berühmte Söderfors, eine ansehnliche Eisenmanufactur und Ankerschmiede, angelegt 1676, jetzt Eigenthum der Familie Grill. Unter den ansehnlichen Gebäuden findet man auch ein Witwenhaus für 11 Witwen der Arbeiter, eine schöne Kirche (eingeweiht 1792, statt der 1739 abgebrannten), ein Naturaliencabinet und anmuthige Gartenanlagen. Ein eigener Fabrikarzt (brukslàkare) ist angestellt. Auch besteht eine Schule des wechselseitigen Unterrichts*). (*v. Schubert.*)

JORULLO, Vulkan im mexicanischen Staate Mechoacan auf dem Abhange der Cordillera von Anahuac gelegen und von besonderem Interesse, da seine Entstehung in neue Zeiten fällt, genau beobachtet worden ist und die Spuren damaliger Verwüstung noch so frisch sind, daß dem Physiker und Geologen Gelegenheit zu umfassenden Forschungen bleibt. Alex. von Humboldt besuchte ihn und hat in seinem „Gemälde von Neuspanien" umständliche Berichte über seine Entstehung und sein Verhalten mitgetheilt. Die ganze Umgegend trägt Spuren einer uralten vulkanischen Thätigkeit, doch gibt es keine Nachrichten über Ausbrüche in älteren Zeiten. Im Juni 1759 ließ sich unterirdischer Donner hören, der mit geringen Pausen den Boden zu erschüttern fortfuhr, bis in der Nacht vom 28—29. September ein Landstrich von 2 □Meilen (el Malpays de Jorullo) sich wie eine große Blase erhob, die, in der Mitte 480′ hoch, endlich barst. Ein spaltenartiger Krater bildete sich und warf eine erstaunliche Menge geschmolzener oder glühender Stoffe aus, zugleich aber traten Tausende kleiner Kegel hervor, aus welchen noch jetzt dicke Rauchsäulen emporwirbeln und eine furchtbare Hitze ausströmt. Der Centralvulkan, der eigentliche Jorullo, erlosch um 1760, allein jene kleinen Kegel („hornitos," d. h. Öfen, von den Bewohnern der Umgegend genannt) setzen noch jetzt ihre Thätigkeit fort, wenn auch in etwas verminderter Stärke. Die Berichte neuer Reisender, zumal einiger Engländer, welche 1838 den Jorullo besuchten, stimmen im Wesentlichen ganz mit den Humboldt'schen überein. Die Ebene am Fuße des Vulkans liegt 487 Toisen über dem Meere, die Spitze des erloschenen Centralvulkans, der bereits Pflanzen zu tragen begonnen, hat 667 Toisen Höhe. (*E. Pöppig.*)

JÓRUNN, ohne Zeichen des Nominativs Jórun, ein weiblicher Eigenname im Altnordischen, welcher jedoch bei den Isländern auch jetzt noch gebräuchlich ist. Er wird verschieden abgeleitet: 1) von ar, ár für ör mit einem nicht ohne Beispiel vorgesetzten j, die Arbeitsame, Arbeitliebende; 2) könnte er soviel sein als Örunn (Örunn), die Schnelligkeit Liebende; oder 3) als ör-runn, die schnell Laufende[1]); oder 4) von Jóra, Jara, einer skaldischen Benennung für Schlacht herkommen, bedeutete also die Streit-Liebende, dem Streit Ergebene, Streitsüchtige, und entspräche dem männlichen Namen Jórundr und Jörundr (der den Streit Liebende), einem der vielen Namen Odin's, welcher vormals auch bei Männern gewöhnlich war und bei den Isländern noch jetzt gebräuchlich ist[2]); oder er stammt 5) von jórr, ohne Zeichen des Nominativs jór (Roß), also die Roß oder Rosse Liebende (Philippica), was es nach Finn Magnusen[3]) unbezweifelt bedeutet. Nimmt man aber Jór als Nominativ (wo dann der Genitiv jós, der Accusativ jó u. s. w. lautet), so müßte der Name Jó-rún heißen, entspräche dann Formen wie Gud-rún, Sig-rún, und bedeutete die Vertraute der Rosse, oder die, welche mit Rossen umgeht. Es wäre dann von rún gebildet, welches Mit-

1) Teutsch zu Hanover 1776. 6. Bde. 2) Die ersten Theile dieses Werkes erschienen in einer teutschen Übersetzung zu Bremen 1751. 3) Teutsch von J. A. Ebert unter dem Titel: Dr. Johann Jortin's Abhandlungen über die Wahrheit der christlichen Religion. (Hamburg 1769.) 4) Vgl. Memoirs of the life of *J. Jortin* by *J. Disney*. (London 1792.) Den Britischen Plutarch. 7. Bd. S. 155 fg. Bamberger's Anekdoten von großbritannischen Gelehrten. 1. Bd. S. 25 fg. Sulzer's Allgem. Theorie der schönen Künste. 1. Th. S. 91. 208. 2. Th. S. 555. 557. 3. Th. S. 442. 4. Th. S. 39.

*) Nach Tuneld. 8. Aufl. 1. Bd. 1827.

1) Diese drei Ableitungen hat Gudmund Magnäus zur 16. Strophe des Hrafna-Galdr Othins Note 61 in der großen Ausg. der Edda Sämundar. 1. Th. S. 221. 2) Gudmund Magnäus im Glossar zum 1. Th. der groß. Ausg. der Edda Sämundar. S. 600. 3) Lex. Mytholog. p. 469. 470. Note ****.

schwester, Freundin, Vertraute bedeutet. Aber der Name wird Jórunn gebildet, nach Analogie von Thorunn (d. i. Thor-unn, von Thor und una, lieben, zufrieden mit etwas sein) und ist zu trennen in Jór-unn (Roß-Freundin). Von den Vielen [4]), welche ihn führten, ist zu bemerken:

1) Die mythische Jórunn, wurde nach dem Hrafna-Galdr Othins von den Göttern um Baldur's Schicksal befragt, gab aber nur Thränen zur Antwort, keine Worte [5]). Ob die zweite Orakelfrage bei der Jórunn mit der ersten bei der Nanna für eins zu nehmen, oder davon verschieden sei, ist schwer zu entscheiden; das Lied erzählt nur, daß der Schlafdorn von Osten aus den Elivágar und von kalten Reifriesen gekommen sei, und Jórunn auf keine Frage Antwort geben konnte. Bragi wird als Wächter bei Jórunn zurückgelassen, welche hiernach wol dieselbe mit Ithunn sein könnte [6]). Finn Magnusen gesteht zwar zu, daß der Ithunn (Idunn) der Beiname Jórunn [Roß-Freundin] [7]) vormals habe beigelegt werden können, fürchtet jedoch, daß letzteres blos durch einen Fehler des Abschreibers für das einfache Ithunn (Idunn) in den Text eingedrungen sei. Aber der Dichter braucht Str. 8 Nanna. Die Göttin dieses Namens kann noch nicht darunter verstanden werden, denn Baldur, ihr Gatte, lebte noch, und sie war also nicht vor Schmerz über seinen Tod gestorben und in die Unterwelt gekommen. Daher bemerkt Gudmund zu Str. 8 des Hrafna-Galdr Othins, daß der Dichter für Ithunn Nanna setze, und zu Str. 15, daß er schon „zum dritten" (zweiten) Male den Namen der Ithunn, welcher Str. 6 gebraucht wird, variire. Da der Hrafna-Galdr Othins nicht der einfachen Schreibart der meisten übrigen Eddalieder folgt, auch unter ihnen die meisten Skaldenausdrücke hat, so suchte der Dichter eine Schönheit darin, Ithunn nur einmal zu nennen, und dann sie durch andere Namen zu bezeichnen. Wer den Geist und die Sprache des Hrafna-Galdr Othins erwägt, wird nicht glauben, es werde in ihm gesagt, daß die Götter drei Seherinnen befragt haben. An sich wäre dies freilich wegen der Wichtigkeit der Sache möglich, sodaß in Jórunn eine besondere mythische Seherin anzunehmen sein würde. Dagegen streitet jedoch der Zusammenhang und Gang des Liedes; Jórunn ist vielmehr ein Beiname der Ithunn (Idunn), welcher für die weissagende Göttin wegen der Orakelrosse sehr gut paßt.

2) Jórunn Skaldmaer (Skaldmädchen, d. h. dichtende Jungfrau). Sie verfaßte das Lied Sendibit (Sendebiß, d. h. Sendestück), behandelt darin die Geschichte der Händel und Versöhnung zwischen König Harald dem Haarschönen und seinem Sohne Halfdan dem Schwarzen durch den Beiden befreundeten Skalden Guthormr Sindri und wendet darin den Stabreim oder die Alliteration und zugleich An- oder Linienreim [8]) an. Snorri Sturluson hat es in seinem Geschichtswerke benutzt und daselbst auch die erste Halbstrophe mitgetheilt, welche sich daraus auch in der Olafs Saga Helga und in der großen Olafs Saga Tryggwasonar [9]) findet. Die beste Handschrift der Olafs Saga Helga hat nur die von Snorri Sturluson in der Heimskringla mitgetheilte Halbstrophe, die Handschrift N. 75 c., welche in den Fornmanna-Sögur durch E bezeichnet ist, bietet außerdem noch vier Zeilen, sodaß die Strophe vollständig wird, und außer derselben noch zwei, also im Ganzen drei, Strophen dar [10]). Diese, besonders die beiden letzten, wo erwähnt wird, daß Guthormr Sindri guten Lohn für sein Lied dadurch empfängt, daß er den Streit der Könige abwendet, wären sehr merkwürdig und wichtig, wenn wir nur von ihrer Ächtheit Gewißheit hätten. Denn leicht kann ein Späterer, welcher bedauerte, daß der Geschichtschreiber aus dem Sendibit nur die eine Halbstrophe mitgetheilt hat, nach Angabe des Inhaltes vom Liede die letztere Halbstrophe und die ganzen zwei andern Strophen hinzugefügt haben. Eine Halbstrophe der Jórunn, welche von der Schlacht eines Königs handelt, findet sich in den Okend Heiti in den Skaldskapamál [11]). Sie ist auch im Drottmált mit Linienreim und kann, dem Versmaße nach, zu dem Sendibit gehören. Ist dies der Fall, so enthielt dieses Lied aller Wahrscheinlichkeit nach allerdings mehr, als Snorri Sturluson in der Heimskringla vom Inhalte mittheilt, und konnte zum Theil der Verewigung der Schlachten Harald's des Haarschönen gewidmet gewesen sein. Aber ebenso leicht

4) Der geschichtlichen Jörunn gibt es sehr viele; so sind z. B. im Index Personarum zu Islands Landnámabók (Kopenh. 1774. S. 442) 14 namhaft gemacht. 5) über den Zustand dieser Seherin s. Allg. Enc. 2. Sect. 4. Th. S. 295. 6) Mone, Gesch. d. Heidenthums im nördlichen Europa. 1. Th. S. 444. 7) Es entspreche, bemerkt er (Lex. Mytholog. p. 470), dem bekannten *ἱππία* der Athene.

8) Heimskringla Ausg. von Peringskiöld. 1. Bd. S. 117, große Ausg. 1. Bd. S. 117 und 6. Bd. S. 21, übers. von F. Wachter. 1. Bd. S. 232—235, wo auch die verschiedenen Lesarten berücksichtigt sind. Wenn z. B. nach einer Lesart „Harald der Haarschöne Halfdan's harte Thaten hörte," so stellt die andere die Namen um, sodaß „Halfdan Harald's des Haarschönen harte Thaten hörte." Dadurch wird die Auffassung des Folgenden bestimmt. Nach letzterer Lesart ist also dann in den nächsten Worten: „Aber dem Versucher des Schwerts" Halfdan gemeint. Die letztere Lesart Haraldds ens hárfagra ist handschriftlich, und die erstere Halfdans Verbesserung der Ausleger. Biörn Egilsson findet es wahrscheinlich, daß Jórunn das Gedicht Sendibit („frustum missile") zu Ehren des Königs Harald verfaßt, und seine Schlachten und Heerfahrten aufgezählt habe. Aber das Lied kann ebenso gut zu Gunsten Halfdan's verfaßt worden sein; s. F. Wachter a. a. O. 1. Bd. S. 234. 235. 9) in den Fornmanna-Sögur. 1. Bd. S. 13. 12. Bd. S. 25, wo die Lesart Haraldds en hárfagra berücksichtigt ist, und zu lögdis reyni (dem Versucher des Schwertes) Hálfdáni (dem Halfdan) und zu bragr (Sitte) Haraldds zur Erklärung gesetzt, und also das Lied als ein zu Gunsten Halfdan's gesungenes genommen wird, so auch S. 71. Anders dagegen Biörn Egilsson, Scripta Historica Islandorum. Vol. I. p. 13, sowie auch schon im 6. Bde. der groß. Ausg. der Heimskringla die Ausleger Hálfdans herdibrögd („acria facinora") annehmen; doch läßt sich dieses auch, wie Egilsson thut, in „strenua facinora" mildern. 10) Fornmanna-Sögur. 4. Bd. S. 12. 13. 12. Bd. S. 71. Scripta Islandorum Historica. Vol. IV. p. 12. 13, wo auch Egilsson der handschriftlichen Lesart Haraldds ens hárfagra herdibrögd folgt, aber auch dieses hier mild durch: Haraldi Pulcricomi strenuitatem wiedergibt. 11) Bei Rask, Snorra-Edda ásamt Skaldu. p. 193.

kann die zuletzt erwähnte Halbstrophe aus einem andern Liede stammen. (*Ferdinand Wachter.*)

JORY (De S.), nach Adelung *) ein französischer Schriftsteller in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, dessen Oeuvres mêlées (Amst. 1735. 12.) gedruckt wurden. Die Biographie universelle indessen, das Dictionnaire historique, Ersch im Gelehrten Frankreich erwähnen ihn nicht. (*R.*)

IOS (Ἴος). 1) eine Insel des Ägäischen Meeres, zu den Cykladen gehörig, 700 Stadien von Kreta und gleich weit von Anaphe und Therasia entfernt, südwestlich von Amorgos, 24,000 Schritte von Naros gelegen, ehemals auch Phönice genannt, 25,000 Schritte lang und etwa 13 Meilen im Umfange, mit nicht sehr steilen Küsten und vortrefflichen Häfen, von denen der östliche von Manganari die größten Flotten aufnehmen kann, war von Joniern bewohnt und besonders durch Homer's Grabmal berühmt, der hier gestorben, wie seine Mutter hier geboren sein soll. Späterhin war sie eine römische Colonie. Es lag auf derselben eine Stadt, welche gleichen Namen mit der Insel hatte. Jetzt heißt sie Nio und bildet Piloten, die für die geschicktesten in dem dortigen Meere gehalten werden. Vgl. *Strabo* X. p. 741. *Scylax* p. 21. *Plin.* H. N. IV, 22. *Stephan.* v. ἴος.

(*Peter Friedrich Kanngiesser.*)

2) **Ios**, eine Festung in der lakonischen Provinz Skiritis. (*R.*)

JOSABAD (יוֹזָבָד), Name mehrer biblischen Personen, jedoch geschichtlich meist nicht sehr wichtig. 1) Ein Benjaminit, zu denen gehörig, welche David anhingen im Streite gegen die Partei des in der Schlacht gegen die Philister gebliebenen Saul (1 Chron. 12, 4); 2) Sohn Obed Edom's, einer von den Wächtern der Stiftshütte zur Zeit David's (1 Chron. 26, 4); 3) zwei Kriegshauptleute aus dem Stamme Manasse, ebenfalls Anhänger und Begleiter David's (1 Chron. 12, 20); 4) ein Kriegsoberster unter dem Könige Josaphat von Juda (2 Chron. 17, 18); 5) Sohn des Somer und der Moabitin Simrith, einer der Verschworenen, welche den König Joas von Juda meuchelmörderisch umbrachten und dessen Sohn Amazia auf den Thron setzten (2 Kön. 12, 21. Vgl. 2 Chron. 24, 26); 6) ein Oberster der Leviten unter Hiskia, König von Juda (2 Chron. 31, 13); 7) Sohn des Priesters Jesua, war unter Esra aus dem babylonischen Exil nach Jerusalem zurückgekehrt und gehörte zu denen, welche sich auf Esra's Ermahnung von ihren ausländischen Weibern trennten (Esr. 8, 33. Vgl. 10, 22. Nehem. 11, 16). (*A. G. Hoffmann.*)

Josabath, s. **Joseba**.

JOSAPHAT. A. Biographie. (יְהוֹשָׁפָט, Ἰωσαφὰτ, bei den LXX.) 1) Sohn Asa's, König von Juda und Jerusalem während 25 Jahren, ungefähr 914—890 vor Chr. Die ältere Quelle seiner Geschichte (1 Kön. 22, 41 fg.) schildert seine Regierung als eine den theokratischen Grundsätzen huldigende. In politischer Hinsicht verließ er das von seinen Vorgängern festgehaltene System einer feindlichen Stellung gegen das Reich Israel und machte gemeinschaftliche Sache mit den Königen Ahab und Joram in ihren Feldzügen gegen die Länder östlich vom Jordan. Die damalige Schwäche und theilweise Abhängigkeit der Edomiter gab ihm die Mittel, die Erneuerung der Salomonischen Handelsexpeditionen nach dem Goldlande Ophir zu versuchen, doch so, daß er Israel von allem Antheil daran ausschloß; allein seine Schiffe verunglückten vor dem Auslaufen aus dem Hafen von Eziongeber (s. d. Art. Ahasja). Die jüngere Quelle (2 Chron. 17—20), welche diesen König als einen ihrer Lieblingshelden mit besonderem Lobe erhebt, rühmt seinen Reichthum und sein Ansehen, berichtet, daß er feste Schlösser gebaut, Magazine angelegt, Besatzungen in die Städte gelegt und außer diesem, in gewissem Sinne so zu nennenden stehenden, Heere eine bewaffnete Landwehr von eilfmalhundertundsechzigtausend Mann organisirt habe, eine Angabe, welche auf das Übrige zugleich den Verdacht der Übertreibung, wenn nicht gar der Erdichtung, wirft. Auch nach Innen habe seine schaffende und reformirende Thätigkeit gewirkt; nicht nur die Abgötterei, sondern auch der Höhendienst (im Widerspruch mit 1 Kön. 22, 44 und selbst 2 Chron. 20, 33) sei abgeschafft, das Volk zu Jehova zurückgeführt und Priester und Leviten mit dem Gesetzbuche (über dessen damaliges Nichtvorhandensein s. d. Art. Moses und d. Art. Josia) zur Belehrung der Einwohner in alle Städte gesandt worden. Aus denselben und den Stammhäuptern seien aller Orten Richter bestellt, und, was besonders interessant ist, die bürgerliche Gerichtsbarkeit von der kirchlichen in Bezug auf Beamte und Rechtsfälle geschieden worden (2 Chron. 19, 11). Von selbst bietet sich hier die Muthmaßung dar, die politischen Institutionen dieses Königs seien eines der Elemente gewesen, aus denen im Laufe der Zeit das sogenannte Mosaische Recht erwuchs, wie es später schriftlich aufgezeichnet und geordnet worden ist; nach Maßgabe dieses Verhältnisses wären dann die obigen Berichte leicht zu beurtheilen. Zur Charakteristik dieser letztern mag noch besonders dienen, was von Josaphat's Kriegsthaten in der Chronik erzählt wird. Gegen einen Einfall der Moabiter und Ammoniter *) schützt sich der heerfeste König durch ängstliches Fasten und sieht dann auch die Feinde durch ein Wunder untergehen (Cap. 20). Bei der Belagerung von Ramoth in Gilead, wo sein Bundesgenosse Ahab den Tod fand (Cap. 18, 31), schreit er, als die Feinde auf ihn eindringen, laut auf, was nach dem Zusammenhange mit der darauf folgenden Rettung durch Jehova nur als ein Ausdruck der Furcht erscheinen kann, weswegen auch Josephus (Antiqq. 8, 15) es übergeht. Von der Expedition nach Ophir heißt es hier (Cap. 20, 35), er habe sich dazu mit Israels König Ahasja ver-

*) Fortſ. und Ergänz. zu Jöcher's Gelehrtenlex. 2. Bd. Col. 2321.

*) Trotz der gänzlichen Verschiedenheit der Relation glauben die Kritiker diesen Feldzug mit dem oben unter Joram erwähnten (2 Kön. 3) identificiren zu dürfen (s. Winer im Realwörterb. 2. A. I, 710 fg. Gesenius zum Jesaia I, 502), wobei die Glaubwürdigkeit des Chronisten noch mehr gefährdet wäre, wenn nicht die andere Erzählung ihrerseits des Unglaublichen genug einmischte.

bunden und deswegen sei sie verunglückt. In allen diesen Angaben zeigt sich die asketische und der freiern Entwickelung der Volkskraft abholde Tendenz, welcher zu Gefallen die Geschichte nicht selten von dem Chronisten misbraucht worden ist. Das Leben und die Thaten Josaphat's soll Jehu, Hanani's Sohn (s. d. Art. Jehu) beschrieben haben.

2) Josaphat, der Sohn Ahilud's, Kanzler oder Historiograph David's (2 Sam. 8, 16).

3) Josaphat, der Sohn Pharuch's, Präfect des Districts Issaschar unter Salomo (1 Kön. 4, 17).

4) Josaphat, der Sohn Nimsi's, Vater des israelitischen Königs Jehu (2 Kön. 9, 2). (*Ed. Reuss.*)

B. Geographie. 1) Das Thal Josaphat bei Jerusalem s. unter Jerusalem und Palästina.

2) Ein noch aus den Hussitenzeiten berüchtigtes Thal südlich von dem zu der gräflich Kolowrat-Krakowsky'schen Herrschaft Radenin und Hroby gehörigen Dorfe Borzin im taborer Kreise Böhmens gelegen, mit einem trefflichen Kalksteinbruche, dessen man sich auch bei dem Wasserbaue mit gutem Erfolge bedienen kann.

(*G. F. Schreiner.*)

C. Josaphat (Appellation an das Thal). Der Ausdruck Thal Josaphat (Joel 3, 7. 17) wurde sonst nicht poetisch aufgefaßt, sondern lange Zeit als Eigenname einer bestimmten Localität des heiligen Landes betrachtet [1]). Diese Auffassung der Stelle, daß in jenem Thale Gott dereinst Gericht halten werde, gewann auch Einfluß auf die Justizpflege der damaligen Zeit. Die Justiz, damals noch nicht so unabhängig wie jetzt gestellt, war nicht immer ein Schutz gegen Eingriffe des Landesherrn in dieselbe theils durch Cabinetsjustiz, theils durch Anordnung außerordentlicher Gerichte, deren Beisitzer im Sinne des Hofes zu richten bereit waren, der sie bestellt hatte. Die noch jetzt so vielem Streite unterworfene Lehre über den im äußersten Falle der Ungerechtigkeit in Anspruch genommenen Widerstand des Volkes gegen den Landesherrn war selbst noch weniger als jetzt erörtert. So kann in jener Zeit ein gewisses Haschen nach Hilfe für den, der ein Gegenstand grausamer menschlicher Willkür wurde, nicht in Verwunderung setzen. Blieb einem solchen Unglücklichen am Ende nichts übrig, als sich der Willkür zu unterwerfen im gläubig-religiösen Vertrauen, daß der höchste Richter dereinst seine Unschuld an das Tageslicht fördern werde; so lag es sehr nahe, daß er, nach Erschöpfung aller nicht angenommenen Rechtsmittel, sich endlich auf die einzig ihm übrigbleibende Entscheidung Gottes berief und dies nach der misverstandenen Deutung jener Joel'schen Stelle durch eine Berufung auf Gottes Gericht im Thale Josaphat ausdrückte. So bildete sich durch die damals noch übliche Einmischung religiöser Dogmen in die staatlichen Verhältnisse die appellatio ad vallem Josaphat, provocatio extrema ad tribunal Christi. Der juristische Pedantismus jener Zeit begnügte sich auch nicht mit der bloßen Anrufung Gottes, der bloßen Beziehung auf das gerechte Gericht Gottes, z. B. mit den Worten: „Ich will es Gott befehlen, der wird es wol richten," um dies für eine wahre Appellation an das Thal Josaphat zu erklären [2]), sondern dazu gehörte auch die förmliche Anberaumung eines Termines. Die Gottheit mußte sich gefallen lassen, daß ihr der Tag des Gerichtes von dem Provocanten selbst vorgeschrieben wurde. Sehr richtig definirt daher der Schriftsteller, der zuerst es wagte, umständlich das Unsinnige dieser Provocation im juristischen Sinne darzustellen [3]), dieselbe als „diejenige Provocation, da einer seinen Beleidiger vor Gottes Gericht fodert und ihm die Zeit bestimmet, wenn er daselbst erscheinen, der Klage gewärtigen und sein Urtheil anhören soll." Ja die frömmelnde Einfalt ersann und erzählte eine Menge Legenden, nach denen der durch Gewissensbisse oder zufällig, wirklich oder vorgeblich, grade zu der vom Provocanten bestimmten Zeit erfolgte Tod des ungerechten Richters gleichsam die „Annahme der Appellation" am Richterstuhle Gottes bezeugen sollte (invenimus provocationem ad Judicium et Tribunal *Dei*, hancque appellationem ita receptam ab eodem, ut velut citati ad diem certum ante id comparuisse videantur) [4]). Am bekanntesten ist die Geschichte Ferdinand's IV. von Spanien (geb. 1285), der davon den Zunamen „der Vorgeladene" in der Geschichte führt, weil er (im Jahre 1312, also in seinem 27. Lebensjahre) in der letzten Nacht vor Ablauf derjenigen 30 Tage starb, auf deren letzten er angeblich von Johann und Peter Corvai bei ihrer Hinrichtung, die er wegen beschuldigten Hochverraths verfügte, vor Gottes Gericht geladen worden war [5]). Wir erwähnen nur noch umständlicher der Hinrichtung (1313) eines der vielen auf Philipp's des Schönen von Frankreich (geb. 1268) Befehl aus Habsucht geopferten Tempelherren, eines Neapolitaners, weil man sogar die Worte berichtet, mit welchen dieser gedachten König und den, von Letzterem zum Papste (nachmals in Avignon) beförderten, Clemens V., der die Grausamkeiten gegen den Tempelherrenorden durch dessen Aufhebung herbeiführte, in Burdegal, wo die Hinrichtung geschah, vor Gottes Gericht foderte: „Du grausamer Tyrann Clemens," rief er den beiden seiner Hinrichtung Zuschauenden zu, „da Niemand unter den Sterblichen ist, an welchen ich jetzt appelliren kann, so appellire ich an Christi Richterstuhl, und lade Dich nebst König Philippus, daß Ihr daselbst binnen Jahresfrist erscheinen und meiner

---

1) Andere biblische Stellen, wie Joel 3, 19 und 2 Chron. 20, 26, hätten freilich darauf hinleiten können.

2) *Cortrejus*, Diss. de extrema provocatione ad constantiss. atque innocentissimum tribunal Jesu Christi in causis civilibus atque criminalibus. Von der Fürladung vor Gottes Gericht in Bürger- und Peinlichen Sachen (Jenae 1665.), ein selbst für den damaligen Stand der Wissenschaft sehr schlechtes Werkchen, worin die Sache nicht einmal auf den historischen Gesichtspunkt zurückgeführt, sondern aus angeblichen Principien des Naturrechts zu rechtfertigen versucht wird, Cap. IV. No. 3. *Lauterbachii* collegium theoretico-practicum. P. III. Lib. XLIX. Tit. IV. §. VI.
3) Jäger, Von der Appellation an das Thal Josaphat, in Schott, Juristisches Wochenblatt. (Leipzig 1772.) §. 2. S. 758.
4) *Besoldus*, De appellationibus. (Tubingae 1608.) Cap. II. pag. 50. 5) *Besoldus* l. c. Jäger a. a. O. §. 5. S. 762.

Klage sowol, als des Beweises gewärtigen sollt"[6]). Die Geschichte nennt allerdings das Jahr 1314 als das Todesjahr Beider. Unter den vielen, das Zeichen des Mährchens an der Stirn tragenden Geschichten, gedenken wir noch der derartigen Appellation eines auf Befehl eines Herzogs Rudolf von Österreich (welches?) angeblich von einer Brücke herabgestürzten Ritters, welche Appellation mit Bestimmung einer Jahresfrist auch innerhalb derselben den Tod Rudolf's zur Folge gehabt haben soll[7]). Der sofortige Tod eines westgothischen Richters, Johann Turson, soll, auf gleiche Appellation mit Bestimmung der Zeit: „zu dieser Stunde," zugleich mit dem des Hingerichteten erfolgt[8]), dann der mit dem Zusatze „binnen wenigen Tagen" von einem Abte zu Hervelden auf seinem Sterbebette, wegen Entziehung eines sächsischen Zehenten durch Proceß, vor Gottes Gericht gefoderte Kläger, Bischof Burchard zu Halberstadt, wenige Tage darauf gestorben sein[9]). Klüger machte es freilich der bekannte Hieronymus von Prag, der seine Verdammer, das Concilium Constantiense, erst nach 100 Jahren vor Gottes Gericht foderte. Da waren sie gewiß sämmtlich todt[10]). Man sieht aus alle dem, daß nicht blos die Monarchen, sondern auch Richter und Proceßgegner die waren, gegen welche dieses angebliche Rechtsmittel gerichtet werden konnte. Nur darüber scheint man einig gewesen zu sein, daß seine Heiligkeit eigentlich dessen Gebrauch um Geldes und Gutes willen nicht, sondern blos wegen Vernichtung des Lebens und daher nicht im Civilprocesse, sondern blos im Criminalprocesse gestatte. Deshalb findet man auch Bestrafungen Solcher mit Ketten-, Fustigations- und Geldstrafe, die leichtsinnig und in Civilsachen sich dieser Appellation bedienten[11]). Was aber den Gebrauch derselben bei Verdammung zum Tode anlangt, so wagten selbst ausgezeichnete frühere Rechtslehrer im Sinne jener Zeit nicht, sie direct als verwerflich darzustellen. Sogar der scharfsinnige Lauterbach im Anfange des 18. Jahrhunderts trat (a. a. O.) nicht direct dagegen auf, sondern deutete blos auf die mit dem Zwecke dieser Appellation im Widerspruche stehenden Gebote der Liebe und Verzeihung in unserm Religionscodex[12]) hin. Aber freilich wurden solchen Demonstrationen eine große Menge von Bibelstellen[13]) entgegengesetzt, die, wenngleich sehr viel, doch von dieser Appellation nichts enthalten, und die Beispiele aus der Geschichte wurden übergangen, in denen die Einwendung der Erstern ohne allen Erfolg blieb, z. B. die Berufung Karl's II. von England vor Gottes Gericht von Seiten eines zum Tode verurtheilten Mitschuldigen an der Hinrichtung Karl's I., eine gleiche Berufung Heinrich's III. von Frankreich von Seiten des Papstes Julius III. u. s. w.[14]). Gestattete doch der berühmte Criminalist Koch, über dessen Criminallehrbuch noch zu Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts auf mehren Universitäten Criminalrecht gelesen wurde, in diesem Lehrbuche[15]) für gewisse Fälle eine Revision des Processes auf geschehene Einwendung der fraglichen Appellation. (*Buddeus.*)

JOSAS (Le), kleiner Bezirk in der vormaligen Landschaft Hurepoix, jetzt zum Arrondissement Versailles des französischen Departements der Seine und Oise gehörig. (*Klähn.*)

JOSCELIN VON COURTENAY, Vater und Sohn, Grafen von Edessa. Großem Hause entsprossen (s. d. Art. Courtenay; 14. Bd. S. 414 der I. Sect.), nahm Joscelin II. das Kreuz gleichzeitig mit Stephan, dem Grafen von Blois, und mit Stephan, dem Herzoge von Burgund (1101), und glücklicher, als die meisten seiner Waffenbrüder, entrann er den Unfällen, welche in Paphlagonien das christliche Heer vernichtend trafen. In Jerusalem geborgen, fand er einen warmen Freund an Balduin von Bourg, dessen Mutter, Melisendis, von Joscelin's Mutter, Elisabeth von Montl'héry, die leibliche Schwester war. Balduin, mächtig vor allen Großen des heiligen Landes durch seine nahe Verwandtschaft mit König Balduin I., gab Joscelin zu Lehen seine auf dem westlichen Ufer des Euphrats belegene Festen, als Marasch, Turbessel (Tellbascher), Aintab, Daluk und Ravendan. Im engsten Vereine mit seinem Wohlthäter erscheint bald der Herr von Tellbascher, wie seit jener Belehnung Joscelin genannt wird, als ein Gegner des ritterlichen Tankred; bald ist er bemüht, durch Eroberungen, dem Fürsten von Haleb abgewonnen, seine Herrschaft weiter auszudehnen. Fürchterlich vor vielen andern wurden, von ihm angeführt, den Ungläubigen die Franken von Tellbascher, bis sie mit den Scharen des Grafen von Edessa, Balduin von Bourg, vereinigt, in der Schlacht von Rackah (1104) der Überzahl erlagen. Joscelin gerieth, gleichwie sein Lehensherr, der Graf, in Gefangenschaft, und Beide wurden, mit Fesseln belastet, nach Mosul abgeführt. Nach fünf Jahren einer traurigen Gefangenschaft löste sich Balduin um 100,000 Byzantiner, indem diese aber nicht sogleich baar aufzubringen, blieb Joscelin als Geisel in den Händen der Ungläubigen zurück, und würde noch geraume Zeit geschmachtet haben, ohne Maudud's siegreiche Waffen. Durch solche bedrängt, löste der sarazenische Fürst Dschavali die Bande des zeither in Dschabar verwahrten Joscelin; mit reichen Kleidern ihn beschenkend, foderte der Sarazene allein, daß er den Vetter aufsuche, um die Entrichtung des vertragsmäßigen Lösegeldes zu befördern (1109). Das zu leisten, gelobte Joscelin, und eifrig hat er die Erfüllung seines Versprechens sich angelegen sein lassen, indem er es nicht verschmähte, für die Aufbringung der erfoderlichen Summe die Milde aller christlichen Fürsten und Männer, groß und klein, auch aller christlichen Gemeinden, in Anspruch

6) *Besoldus* l. c. p. 51. Jäger a. a. O. §. 6. 7) *Besoldus* l. c. pag. 50. 8) *Besoldus* l. c. pag. 51. *Cortrejus* l. c. Cap. V. No. 16. 9) Jäger a. a. O. §. 7. S. 764. 10) *Besoldus* l. c. pag. 52. 11) *Cortrejus* l. c. Cap. III., welcher in No. 13 sqq. mehre derartige Bestrafungen aus dem 17. Jahrhundert anführt, namentlich ein solches Erkenntniß der Juristenfacultät zu Leipzig vom Mai 1656. 12) Apgesch. 7, 60. Luc. 23, 34. 13) 1 Mos. 4, 10. 15, 5. 31, 53. 1 Sam. 24, 13. 2 Chron. 24, 22. Judith 7, 13. 2 Makk. 7, 35. 2 Tim. 4, 14. Offenb. Joh. 6, 10. 1 Petr. 2, 23.

14) Jäger-Schott a. a. O. §. 9. 15) *Koch*, Institutiones juris criminalis. (Jenae 1791.) §. 928.

zu nehmen. Die Nothwendigkeit, die eingegangene Verpflichtung zu ehren, hätte dem Grafen von Edessa und seinem Vetter der Sorgen genug bereiten mögen, aber es erwartete sie noch anderweitiger Kummer; die verwaiste Grafschaft Edessa hatte die fünf Jahre lang Tankred mannhaft vertheidigt, jetzt weigerte er sich, in offenem Wortbruche, das ihm anvertraute Pfand dem rechtmäßigen Eigenthümer zurückzugeben. Als nach heftigem Zank der Normann seinen Irrthum erkannte und that, was Pflicht und Ehre ihm geboten, da hätten wol die beiden Vetrern sich zufrieden geben sollen, aber es konnte die verspätete Erfüllung einer Schuldigkeit ihren Unwillen nicht besänftigen. Trotzig warfen sie, das empfangene Unrecht zu vergelten, den Fehdehandschuh dar, und als sie erlagen in dem ersten Treffen, als Balduin in der Burg Dalluk von Tankred belagert ward, da scheute sich Joscelin nicht, christlichen Brüdern entgegen, der Heiden Hilfe anzurufen. Hinüberreitend zu seinem Freunde Dschavali, erhielt er von ihm eine ansehnliche Hilfsmacht. Darauf sprach auch Tankred den Fürsten Rodvan von Haleb, den Feind Dschavali's, um Beistand an, und es stritten bei Tellbascher in der Schlacht Christen gegen Christen, Türken gegen Türken. Da fielen in dem ersten Angriffe von den Antiochenern 500, die Übrigen wankten, doch ermannte sich Tankred und Rodvan, und es blieb ihnen ein vollständiger Sieg. Es traten aber fromme und biedere Männer in das Mittel, und ihren vereinigten Bemühungen gelang es, das Ärgerniß, das der Christen Fehde mit Christen gegeben, durch eine Sühne zu beseitigen, gegen welche Joscelin jedoch nach Kräften sich sträubte. Denn da seine Besitzungen auf dem rechten Ufer des Euphrats lagen, so war durch solche unmittelbare Berührung seine Feindschaft mit dem Staate von Antiochia zumal gesteigert worden. Wenn dem Geschichtschreiber von Haleb, dem Muselmann Kemaleddin, zu trauen, so hätten Balduin und Joscelin die Absicht genährt, das gegebene Ärgerniß durch eine an Dschavali zu verübende Treulosigkeit zu krönen. Im Einverständnisse mit Tankred sollen sie beabsichtigt haben, den Fürsten auf seinem Heimzuge zu überfallen. Darin kam ihnen aber der Türke zuvor; er traf auf Joscelin's Reisige und erschlug sie bis zum letzten Mann (1109). Zwei Jahre später, nach der Einnahme von Tellkarad, legten mehr als 200,000 sarazenische Krieger sich vor Tellbascher, um nach allen Regeln der Kunst die Belagerung dieser festen Burg zu führen. Die erschwerte ihnen mit Löwenmuth Joscelin, und wenig hatten in wiederholten Angriffen, in dem Versuche, der Burg Grundlage, den Felsen, zu untergraben, die Heiden ausgerichtet, als das Misvergnügen des Heeres um eine vergebliche Anstrengung von zwei ganzen Monaten die Fürsten nöthigte, von ihrem Unternehmen abzustehen. So erzählen Albertus Aquensis und Fulcher, denen jedoch Kemaleddin widerspricht. Diesem zufolge hatte Joscelin in heimlicher Zusammenkunft, durch das Versprechen einer baaren Summe, den Kurdenfürsten Ahmedijel gewonnen, und beredete der ungetreue Kurde die Fürsten zum Abzuge von dem auf das Äußerste gebrachten und aller Aussicht auf Hilfe entbehrenden Tellbascher durch Vorzeigung eines Schreibens, worin Rodvan klagte: „ich befinde mich in der höchsten Noth und wünsche nichts sehnlicher, denn ungesäumt Haleb verlassen zu können. Kommt auf das Schnellste." Nach Haleb sich wendend, fand das vereinigte Heer auch dort nur Feinde; es trennten sich, nach zwecklosem Zaudern, die Fürsten, und wurden diejenigen, welche dem linken Euphratufer zueilten, lebhaft von Joscelin verfolgt, als er mit 150 Rittern und 100 Fußknechten ausziehend, von den Säumigen und von der Bedeckung des Proviants Tausende erschlug und das Gepäck großentheils erbeutete. Als hierauf Antiochia selbst bedroht, führte dahin, des Zwistes mit Tankred uneingedenk, der Herr von Tellbascher 100 Helme und 50 Fußknechte, gleichwie auch der Graf von Edessa mit 200 Helmen und 100 Fußknechten sich einfand. Ob sie aber hiermit eine Vasallen- oder eine allgemeine Christenpflicht erfüllten, dieses ist aus des Albertus Aquensis Worten nicht genau zu ermitteln. Am Osterfeste 1110 zum heiligen Grabe nach Jerusalem wallfahrend, wurde Joscelin sofort von den Gesandten des griechischen Kaisers Alexius zu einem Bündnisse wider Tankred eingeladen; sie rechneten für ihren Antrag auf eine verjährte Abneigung, mußten aber bald sich überzeugen, daß der Herr von Tellbascher, so willkommen ihm die kaiserlichen Geschenke, doch im Mindesten nicht gesonnen sei, mit den Griechen gegen Tankred gemeine Sache zu machen. Zu der Schlacht vom 30. Juni 1113, die in schimpflicher Flucht der Christen endigte, hatten weder Balduin von Edessa noch Joscelin gewirkt; erst am dritten Tage konnten sie mit ihren Banderien bei dem zagenden Könige sich einfinden, daß wiederum eine Streitmacht von 16,000 Mann den Heiden entgegenstand. Unzertrennlich waren bis dahin der Graf von Edessa und sein Lehensträger geblieben, und ihre genaue Verbindung hatte sie stets aufrecht erhalten in dem fortwährend ungleichen Strauße mit den Ungläubigen, aber auch diese innige Freundschaft sollte in bittern Haß sich wenden. Es lastete 1116 auf den Gebieten von Edessa drückende Hungersnoth, eine Folge der steten Streifereien der Türken, die allen Anbau untersagten; wiewol nun Joscelin's Herrschaft, durch ihre Lage auf dem rechten Ufer des mächtigen Stromes feindlichen Verheerungen ungleich weniger ausgesetzt, an Lebensmitteln Überfluß besaß, wiewol Joscelin sein ganzes Land von Balduin empfangen, so fiel es ihm nicht ein, mit solchem Überfluß der Dürftigkeit seines Wohlthäters abzuhelfen, im Gegentheil ließ er zu, daß sein Hofgesinde Spott und Hohn trieb mit des Grafen von Edessa Lage. Als einst Boten, von Graf Balduin nach Antiochia an seinen Schwager, den Fürsten Roger, entsendet, auf ihrer Hin- und Herreise von Joscelin freundliche Bewirthung empfingen, da verhöhnte das Gesinde in Tellbascher dieselben Boten wegen der Dürftigkeit ihres Grafen, prahlend dagegen mit Joscelin's unsäglichen Reichthümern, Wein, Öl, Früchten, Gold und Silber, auch mit der großen Zahl seiner Söldner. Ja die frechen Buben äußerten, Balduin möge es wol anzurathen sein, daß er ein Land, dessen Regierung und Beschirmung ihm allzuschwierig falle, gegen eine Ab-

findung in Geld ihrem Herrn zu starker Hand überlasse, um in Frankreich sein Leben in Ruhe und Frieden beschließen zu können. Diese Worte, dem Grafen hinterbracht, entflammten seinen Zorn zum Äußersten, da er in ihnen Joscelin's undankbares Gemüth zu erkennen glaubte. Gleiches mit Gleichem zu vergelten, ersann er eine List. Gefährlich erkrankt und dem Lebensende nahe, hieß es, wünsche der Graf von Edessa noch einmal seinen Vetter zu sehen, und solchem Rufe gehorchte willig Joscelin, da er keine Ahnung hatte von Balduin's feindlicher Stimmung. In einem abgelegenen Gemache der Burg von Edessa dem Kranken vorgestellt, fragte er, nach den ersten freundlichen Begrüßungen, theilnehmend nach dessen Befinden. „Besser befinde ich mich," erwiederte Balduin, „als du wünschen magst." In harten Worten hierauf Joscelin's Undankbarkeit strafend, foderte er von ihm die Rückgabe aller frühern Verleihungen. Dessen weigerte sich Courtenay, und er wurde in Fesseln geschlagen und mit Martern gepeinigt, bis er der Foderung sich fügte (1116). In Bekümmerniß und Traurigkeit wendete er sich vorerst nach Jerusalem. Als er dort seinen Entschluß, in die Heimath zurückzukehren, offenbarte, wollte der König einen so tapfern Ritter nicht ziehen lassen, und belehnte ihn lieber, damit er dem heiligen Lande erhalten werde, mit dem Fürstenthume Tiberias in Galiläa. Solche Gnade zu verbitten, hat Joscelin sich nicht getrauet, vielmehr wie einst das verlorene Land am Euphrat, so nun in Tugend und Tapferkeit das Fürstenthum in Galiläa beschirmt; nicht nur daß er dessen Grenzen erweiterte, er ängstigte auch vornehmlich die Bewohner des stolzen Tyrus durch häufige Verwüstung und Einäscherung ihrer Saaten. Ob er noch zu König Balduin's I. Lebzeiten mit seinem Vetter, mit Balduin von Bourg, sich versöhnte, kann zweifelhaft erscheinen, in jedem Falle aber ist er es gewesen, der der Barone Ungewißheit in der Königswahl (1118) zu Gunsten des Grafen von Edessa entschied. Denn viel mußte ihnen das Zeugniß gelten, von Joscelin, einem Feinde, oder auch nur einem vermeintlichen Feinde, ausgestellt. Mag aber heimliche Verabredung der beiden Vettern, mag Joscelin's Überzeugung von der Tüchtigkeit des Grafen ihn geleitet haben, ausgemacht bleibt, daß er sofort den Lohn seiner Verwendung empfing. Gleich nach Balduin's II. Krönung (2. April 1118) wurde er mit der Grafschaft Edessa, einschließlich der ihm 1116 entrissenen Besitzungen, belehnt, und er scheint daneben, wenigstens bis 1119, die Herrschaft von Tiberias beibehalten zu haben. Zwischen dem Grafen von Edessa und den muselmännischen Beherrschern von Haleb pflegte regelmäßig eine thätigere Feindschaft zu walten, als diejenige, durch welche Christen und Muhammedaner im Allgemeinen geschieden, und gleich im Laufe des Jahres 1118 mußte Joscelin das von dem Atabeg Togthekin aus Damascus denen von Haleb zugeschickte Hilfsvolk zurücktreiben. Darauf belagerte er Ezaz, die einzige noch unbezwungene Burg des Fürstenthums Haleb, von der Tankred selbst unverrichteter Dinge hatte abziehen müssen. Der rasche Fortgang der Belagerung und der durch sie verbreitete Schrecken nöthigte die Einwohner von Haleb, sich an den von ihnen zeither als Feind gehaßten turkomanischen Fürsten von Mardin, an Ilgazi, zu ergeben; aber auch dieser, bestimmt, so fürchterlich den Christen zu werden, konnte den Fall von Ezaz nicht abwenden. Seine Vorschläge und Anerbietungen wies Joscelin zurück, und in der Verzweiflung um die verlorene Burg traten, gegen einen Waffenstillstand, die Muhammedaner die ganze nördliche und westliche Hälfte des Gebietes von Haleb an den Grafen von Edessa ab. In der Schlacht bei Hab (1. Juli 1119) stritt Joscelin, gleich den übrigen Lehensmännern des Fürstenthums Antiochia, unter des Königs oberstem Befehl, und der Waffenstillstand, bis zu dem Lenzmonat 1121 mit Ilgazi abgeschlossen, vermochte keineswegs in seinen fernern Unternehmungen gegen die Heiden ihn zu stören. Unter dem Vorwande, daß ihm wegen eines niedergeworfenen und in Gefangenschaft nach Mambedsch abgeführten Dieners die Genugthuung versagt worden, fiel er zwei Mal (im Januar 1121) sengend und brennend in die Gebiete von Elnokra, Alahasz und Elwadi; von seinen räuberischen Scharen wurden selbst Greise und Kranke der Kleider beraubt und Alle nackt und bloß der Kälte preisgegeben. Um solcher Gewaltthat willen während jenes Waffenstillstandes erhob vor König Balduin der Statthalter von Haleb Klage, und er empfing die Antwort, daß in dergleichen Dingen dem König über Graf Joscelin keine Macht zustehe. Bald dehnte der Graf seine Verwüstungen bis an die Thore von Haleb aus; viele Gefangene und zahlreiche Heerden ließ er forttreiben, und als der König selbst den streifenden Haufen sich angeschlossen, da glaubte Ilgazi um jeden Preis Frieden suchen zu müssen. Den bewilligten endlich die Christen unter der Bedingung, daß Sarmin, Eldschefer, Leilun, überhaupt der ganze nördliche Theil des Fürstenthums, ja selbst die halbe Gemarkung der Stadt Haleb an sie abgetreten werde. So gewissenhaft wurde diese Theilung vollzogen, daß die Mühle Draiba, als ein untheilbarer Gegenstand, der Christen und Muhammedaner gemeinschaftliches Eigenthum blieb. Jedoch die ebenfalls abgetretene Burg Alfareb zu räumen, weigerten sich die Burgmänner, und den Bestimmungen des Vertrags entgegen wurde durch ihre fanatische Hartnäckigkeit die wichtige Feste den Muhammedanern erhalten. Auch anderweitige Verletzung der Friedensbedingnisse ließen die Moslimen sich zu Schulden kommen, und wiederum belagerten 10,000 Turkomanen vom 30. Juli 1122 ab die Feste Sardanah. Die wurde durch ein christliches Heer, bei welchem Joscelin sich eingefunden, entsetzt; es starb Ilgazi an den Folgen der Unmäßigkeit, und seine den Christen allzufürchterliche Macht kam zur Theilung; aber schon vorher (im August 1122) war Joscelin, in Gesellschaft seines Neffen Galeran und 60 anderer Ritter, bei Sarudsch in Gefangenschaft gerathen, als er eben seine neu vermählte zweite Gemahlin, die Schwester des Fürsten Roger von Antiochia, nach Edessa heimführen wollte. Nun wähnte zwar Balak, der Turkomanenfürst, aus solchem Ereignisse große Vortheile zu ziehen, indem er als einzigen Preis für die Freiheit seines Gefangenen die Abtretung der Grafschaft Edessa foderte; aber den

Glauben an die Möglichkeit solcher Abtretung beeilte sich Joscelin ihm zu benehmen: „Unsere Länder," sprach er, „gleichen der einem Kameele aufgebürdeten Last. Wird durch eine Verletzung am Fuße das Thier untüchtig, so legt man seine Last einem andern Kameele auf. Unter gleichen Umständen gehen unsere Länder an andere über." Auf solche Antwort wurden die Gefangenen nach der Burg Chortbert gebracht, der Vertheidigung der Grafschaft Edessa aber unterzog sich auf das Neue König Balduin. Der, eingedenk seiner frühern Thaten und allzusicher in seiner genauen Kenntniß des Landes, unternahm die abenteuerlichsten Streifzüge. Auf einem solchen wurde er bei Urasch von Balak's Reisigen aufgefangen und, bevor seine wenigen Begleiter dies nur hatten wahrnehmen können, in sichere Haft gebracht. Im Kerker zu Chortbert fand er sich mit Joscelin zusammen. Noch lastete um solche unglückliche Begebenheiten tiefe Bestürzung auf dem christlichen Orient, da verbreitete sich (im August 1123) das Gerücht, Joscelin sei dem Kerker entsprungen, der Burg Chortbert habe König Balduin sich bemeistert. Und so verhielt es sich in der That. Das kühne Unternehmen hatten die beiden Gefangenen mit Hilfe einiger entschlossener Armenier ausgeführt, aber gegen den Rath Joscelin's bestand der König darauf, sich in der Burg zu behaupten, während er doch der hierzu nöthigen Mittel entbehrte. In seiner Verblendung ließ er geschehen, daß die an dem Fuße der Burg ansässigen Türken alle Zugänge besetzten, und nur zögernd bewilligte er, daß Joscelin aufbreche, um in den Ländern jenseit des Euphrats Hilfe zu suchen. Der Graf von Edessa, nachdem er geschworen, seinen Bart nicht scheeren zu lassen, die Kleider nicht zu wechseln, keinen Wein zu trinken, er habe denn für des Königs Befreiung ein reisiges Zeug aufgebracht, unternahm in Begleitung dreier Ritter, die feindlichen Posten zu umgehen. Das gelang ihm bei mondheller Nacht unter vielen Schwierigkeiten. Nachdem die erste Gefahr überstanden, schickte er einen seiner Ritter nach der Burg zurück; dem hatte er seinen Ring anvertraut, und das Kleinod sollte dem Könige überliefert werden, als das verabredete Zeichen der glücklich angetretenen Fahrt. Aber es blieben der Hindernisse noch viele zu beseitigen; wegen der aller Orten streifenden Türken durfte Joscelin nur bei Nacht reisen, und um allem Verdachte auszuweichen, hatte er, der schlechte Fußgänger, sich bequemen müssen, demüthig zu Fuße zu gehen. Als endlich der Euphrat erreicht, war weit und breit kein Boot aufzufinden für den des Schwimmens unkundigen Wandersmann. Der aber band sich unter jeden Arm einen aufgeblasenen Schlauch und erreichte also, von seinen zwei Gefährten, geübten Schwimmern, unterstützt, nach mühsamer Anstrengung das jenseitige Ufer. Zum Tode ermüdet, von Hunger und Durst gequält, gönnt er sich unter dem Schatten eines Nußbaumes, an des Stromes Rand, eine erquickende Ruhe; sorgsam versteckten ihn unter Zweigen im Gebüsche die Gefährten, bevor sie ausgingen, dem Hungernden Speise zu suchen. Indem sie in ängstlicher Besorgniß spähend die Ebene durchschnitten, begegnet ihnen, mit Trauben und Datteln beladen, ein armenischer Bauer. Freudig erfassen sie den willkommnen Fund, und ohne Umstände wird der Bauer dem Nußbaume, unter welchem Joscelin verborgen, zugeführt. Gleich bricht aus seinem Verstecke der Hungrige hervor, und ebenso schnell wirft sich auf die Knie der Bauer mit den Worten: „Grüß Euch Gott, Herr Joscelin." — „Ich bin nicht," erwiederte in seiner Bestürzung der bis dahin jeder Entdeckung entgangene Graf, „derjenige, für welchen du mich ansiehst, und welchem, wo er sich auch befindet, Gott beistehen möge." Aber der Armenier ließ sich nicht irren, betheuerte, daß er den Grafen wohl kenne, und daß ohne Gefahr volles Zutrauen ihm geschenkt werden dürfe, wußte davon endlich auch die Reisenden zu überzeugen. Darauf erzählte ihm der Graf von den bestandenen Abenteuern, und mit inniger Theilnahme lauschte der Armenier seinen Worten. Am Schlusse der Erzählung von dem Grafen aufgefodert, als Führer nach Tellbascher ihm zu dienen und fortan daselbst zu wohnen, war im Augenblick entschlossen der Mann. „Einstens," sagte er zu Joscelin, „theiltet Ihr mir, dem Hungrigen, von Eurem Brode mit, Ihr ließet mich, der erste, davon essen und nahmt vorlieb mit dem, was übrig blieb, jetzt ist es an mir, Gleiches mit Gleichem zu vergelten." Zwei Ochsen, eine Eselin, ein Schwein machten des Bauers ganzen Reichthum aus, das Schwein mußte er im Stiche lassen, denn ohne die Aufmerksamkeit der Nachbarn zu erregen, hätte er solches nicht von der Weide zurückrufen können. Das übrige Vieh wurde sogleich in Bewegung gesetzt, die Eselin bestieg der Graf, ihm zur Seite gingen der Bauer, die Frau, zwei Söhne. Die einsamsten Pfade suchte die Karavane, und in der Furcht, irgend die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden zu beschäftigen, wurde jedes Gespräch vermieden. Aber des Bauers jüngstes Kind, ein Mägdlein, das der Brust noch nicht entwöhnt, und das der Graf in seiner verhältnißmäßig bequemen Lage auf der Eselin in seinen Armen trug, schrie und war nicht zu besänftigen: „quia nec altricis lac inerat papillis nec ipse mulcere noverat fescenninis (i. e. cantibus nutriciis)," und wollte in der Besorgniß um dieses verrätherische Geschrei der Graf von seinen Begleitern sich trennen. Aber es rührte ihn des Bauers innige Betrübniß bei Vernehmung dieses Entschlusses, daß er sich gefallen ließ, Freude und Leid mit seinem Führer zu theilen. Sie erreichten Tellbascher, und dessen konnte jetzt zumal Joscelin sich freuen, wenn anders ein Traum, den man dem Fürsten von Mardin zuschreibt, ihm zu Ohren kam. Balak träumte, so erzählen Fulcher und Wilhelm von Tyrus, Joscelin habe ihm die Augen ausgestochen, und als er solches Gesicht seinen Traumdeutern erzählte, gaben diese den Rath, ohne Säumen den Gefangenen tödten zu lassen. Boten wurden ausgesendet, um der Wahrsager Spruch zu vollstrecken, hörten aber, in der Nähe von Chortbert angelangt, von dem, was sich mit der Burg zugetragen und kehrten unverrichteter Dinge heim. In Tellbascher angelangt, verweilte Joscelin nur kurze Zeit, hauptsächlich um die Verheißungen vollkommenen Ersatzes alles dessen, was der Bauer in der Heimath verlassen, zu erfüllen und der Entrichtung einer heiligen Schuld zwei Joch auserlesene

Stiere, Stellvertreter des Ochsenpaares, als Geschenk hinzuzufügen, dann trat er seine Fahrt an durch das Christenland, in der Absicht, alle und jede zu Befreiung des Königs aufzubieten. Von Antiochia begab er sich über Tripolis nach Jerusalem, um an dem heiligen Grabe dem Erlöser seinen Dank darzubringen für die wunderbare Erlösung, auch derselben und seiner Gefangenschaft zu ewigem Gedächtnisse eine eiserne und eine silberne Fessel auf dem Calvarienberge aufzuhängen. Nur drei Tage brachte Joscelin in der heiligen Stadt zu, und schon war, ergriffen von edlem Eifer für des Königs Befreiung, unter Vortragung des wahren Kreuzes, die gesammte Ritterschaft des Reichs ausgezogen. In Tripolis erst konnte Joscelin die Eilenden einholen, aber in Tellbascher schon vernahm man, daß Balak am 14. September 1123 die Burg Chortbert wieder erobert und die wenigen Vertheidiger geschlachtet habe, mit alleiniger Ausnahme des Fürsten, den er nach Harran hatte bringen lassen. Auf diese Nachricht und um nicht vergeblich gewaffnet zu haben, fielen die Pilger verwüstend in das Land von Haleb und entführten Heerden und Menschen, bis sie nach abgelaufener Dienstzeit nach Jerusalem zurückkehrten und an Joscelin allein die Fortsetzung des Kriegs überließen. Es hat auch dieser des ihm geschenkten Vertrauens vollkommen würdig sich erzeigt. Unablässig beunruhigte er den Feind, heute das Land von Haleb verheerend und morgen Turkomanen oder Kurden jenseit des Euphrats bestreitend; wenn in dem Thale von Buzaa keine Beute mehr zu holen war, dann fiel er in die Gebiete von Elnokra und Alahasz ein, um die Heerden aufzutreiben und Karavanen zu plündern. Im November, mithin in den Fasten der Muselmänner, während deren sie gar gern alles Raufen vermeiden, entführte er von der Weide über 500 der Ritterschaft von Haleb zuständige Rosse, sodaß, als sein treuer Waffenbruder, Alain von Atsareb, bald darauf 300 andere Pferde erbeutete, jener mächtigen Stadt kaum mehr als 50 berittene Krieger übrig blieben. Unermüdlich in dem Aufsuchen der Feinde des Christenglaubens, suchte einst Joscelin das Troglodytenland von Dschebbul heim, und ohne Gnade wurden alle die Höhlenbewohner in ihren Löchern durch Rauch erstickt. Selbst nicht die Gräber haben, so klagen die Muhammedaner, diese Wegelagerer verschont, sie durchsucht, und wäre es nur gewesen, um die Leichentücher zu rauben. So übermüthig wurde Joscelin durch den großen, im Januar 1124 über die vereinigte Macht von Balak, Aksonkor und dem Athabeg Togthekin erfochtenen, durch den Entsatz von Ezaz gekrönten Sieg, daß er gleich darauf nach dem unüberwindlichen Mambedsch, Hierapolis, die Hände ausstreckte. Dieser Stadt hatte Balak durch Verrath sich bemächtigt, aber in der Burg behauptete sich Isa, der Bruder des entsetzten Fürsten, und, um sich Beistand gegen den Bluthund Balak zu erwerben, vermaß sich der, diese Burg dem Grafen von Edessa einzuräumen. Gleich war zu den gewaltigsten Anstrengungen Joscelin entschlossen, ein Heer von 10,000 Streitern brachte er unter seinen Vasallen und durch nahmhafte, aus Jerusalem, Antiochia und Tripolis empfangene Unterstützung zusammen, und ohne weitern Zeitverlust trat er den Marsch nach Mambedsch an. Hier aber wartete seiner Balak, und es erfolgte die Schlacht vom 3. April 1124, hartnäckig und blutig, wie je eine des heiligen Krieges, und in welcher namentlich Balak in stürmischer Tapferkeit sich selbst überbot. Mehr als funfzig Mal sahen die erstaunten Muselmänner, wie er in die dichtesten Haufen der Christen brechend, gleich meisterhaft und unermüdlich Lanze und Schwert führend, allerwärts Schrecken und Tod verbreitete, und endlich, ohne irgend eine Verletzung empfangen zu haben, durch seine Tapferkeit den glänzendsten Sieg mit der Zerstreuung des christlichen Heeres erstritt. So erzählen die sarazenischen Chroniken, anders Fulcher und der Erzbischof von Tyrus. Diesen zufolge blieb der Sieg den Christen, und sie erkauften denselben mit dem Verluste von 30 Rittern und 60 Fußknechten, während von den Turkomanen über 3000 Ritter, das Fußvolk ungerechnet, erschlagen wurden. Den Balak erlegte Joscelin mit eigner Hand, ohne jedoch diesen seinen Gegner zu kennen, wie Wilhelm von Tyrus berichtet, während dessen Epitomator, der Thesaurarius Bernardus, zu vollständiger Erfüllung jenes Traumgesichtes hinzufügt, daß der Graf von Edessa mit seinem Kurzschwerte dem abgehauenen Kopfe des Balak die Augen ausschnitt. Nach Fulcher hingegen wäre Balak unter dem Schwerte eines von Joscelin's Knappen gefallen; dieser hätte seinem Gebieter das Haupt des Fürchterlichen überbracht und dafür eine Belohnung von 40 Byzantinern empfangen, gleichwie er die willkommene Botschaft von des Wütherichs Fall, und als deren Beglaubigung den Kopf in der Christen Lager vor Tyrus bringend, von dem Grafen Pontius von Tripolis zum Ritter geschlagen wurde. Hingegen versichern wiederum die Sarazenen, hierin durch des Abulfaradsch Zeugniß unterstützt, daß Balak, die Belagerung der Burg zu Mambedsch fortsetzend, von einem durch den Emir Isa selbst abgeschossenen Pfeil am linken Beine verwundet, den Pfeil aus der Wunde zog, ihn bespie und mit den Worten: „diese Wunde ist allen Muselmännern tödtlich," auf der Stelle verschied (5. Mai 1124). Als am 27. August desselben Jahres durch Vertrag König Balduin seiner Gefangenschaft entledigt wurde, gab Joscelin, als Geisel für des Königs Worttreue, seinen eignen Sohn hin, um nichtsdestoweniger nachmals dem Bündnisse beizutreten, welches, des Eidgelübdes uneingedenk, Balduin mit dem Emir Dobais und mit dessen Beschützer Ebn Salem einging, in der Absicht, der Stadt Haleb sich zu bemächtigen. Schon hatte in deren Angesicht der König sich gelagert, als auch Graf Joscelin und Dobais mit ihren Scharen bei ihm eintrafen, nachdem sie, von Tellbascher ausgehend, das Thal von Buzaa heimgesucht, und besonders in Baumwollen- und Hirsenpflanzungen einen von den Muhammedanern zu 100,000 Byzantinern berechneten Schaden angerichtet hatten. Joscelin schlug seine Zelte in dem der Straße von Ezaz anliegenden Gefilde auf, ohne doch durch seine Anstrengungen einen glücklichen Ausgang der Belagerung herbeiführen zu können. Aber schon im nächsten Jahre nahm er seine Rache; die Ungläubigen belagerten Ezaz, und obwol nicht mehr als 1100 Reisige und 2000 Fußknechte zu-

sammenzubringen waren, schien es doch dem König, dem Grafen Joscelin und Pontius keine übermäßige Verwegenheit, mit dem geringen Haufen ein Heer von 15,000 Reitern anzufallen (21. Mai 1125). Es hat auch ein glänzender Erfolg ihre Entschlossenheit gelohnt; mit einem Verluste von 2000 Mann mußte Aksonkor den Rückzug nach Haleb antreten. Dieses Misgeschick hat indessen den moslimischen Fürsten in dem nächsten Jahre zu verdoppelter Rüstung herausgefodert; während die Christen das Land um Emesa verheerten, überzog er die Umgebung von Rakka und das Gebiet von Elnokra. Da trafen ihn die Boten, von Joscelin ausgesendet, um eine Theilung des Landes zwischen Ezaz und Haleb vorzuschlagen, vorbehaltlich der beiderseitigen, durch Waffengewalt zu erledigenden Ansprüche auf verschiedene andere Gebiete. Den Vorschlag nahm Aksonkor an, ohne doch den Verwüstungen seiner Scharen Einhalt zu thun, hingegen aber ließ er sich äffen durch die von König Balduin und Graf Joscelin auf die Bahn gebrachten Friedensvorschläge. Ohne irgend Ergebnisse aufweisen zu können, gingen im August die beiden einander feindlichen Heere nach Hause, und im November desselben Jahres 1126 wurde Aksonkor zu Mosul in der Moschee von Assassinen erdolcht. Im Jahre 1127 folgte Joscelin mit seinem Banderium dem Könige in das verfehlte Unternehmen auf Damaskus, dann kam er zu heftigem Zwist mit seinem Nachbar, dem königlichen Schwiegersohne Boemund, an welchen kürzlich der Monarch das Fürstenthum Antiochia übertragen hatte. Es erneuerte bei dieser Gelegenheit der Graf von Edessa das schon mehrmals seinen Mitchristen bereitete Ärgerniß, daß er die Moslimen ermunterte, durch verheerende Einfälle das Gebiet von Antiochia heimzusuchen. Um weitern Folgen dieses Zwistes vorzubeugen, eilte König Balduin nach Antiochia; seinen Gründen fügte der dasige Patriarch, Bernard, Bann und Interdict, über Joscelin ausgesprochen, hinzu, und der verstockte, darauf aber reumüthige Sünder bequemte sich, nachdem der Bann von ihm genommen, dem Könige zu einem Unternehmen gegen Haleb zu folgen. Das wurde gestört, entweder durch schwere Krankheit, in welche Joscelin verfiel, oder durch einen verrätherischen, gegen sein Leben gerichteten Anschlag. Seine Köche sollen, geblendet durch Gold der Muselmänner von Haleb, ihn und die sechs betrautesten seiner Rittersmänner vergiftet haben; es soll aber, während die sechs der Gewalt des Giftes unterlagen, durch die Gnade Gottes und die Kunst der Ärzte Joscelin gerettet worden sein. Im Verlaufe der Krankheit kam dieser zu der Erkenntniß des wider den Fürsten von Antiochia begangenen Unrechts, sodaß er für den Fall der Genesung gelobte, des Fürsten Mann zu werden. Es scheint demnach eine durch den Grafen verkannte Lehensbeziehung dem Zwiste Veranlassung gegeben zu haben, und der Zwist ward vollständig abgethan, wie Joscelin, vom Krankenbette erstanden, in des Fürsten Hände den Lehenseid schwur. Schier möchte man diese Nachgiebigkeit des trotzigen Barons der allmälig eintretenden Abnahme seines Geistes zuschreiben, zumal wenn man sie der gleichzeitig von ihm, dem aufstrebenden Eroberer Zenki gegenüber, angenommenen, befremdenden Haltung vergleicht. Als dieser ihm durch die Einnahme von Mosul und Harran seine Absichten auf Haleb zu erkennen gab, da beförderte er, durch einen mit dem Eroberer eingegangenen Waffenstillstand, die Befestigung einer der Christenheit so bedrohlichen Macht. Als in den letzten Augenblicken seines Lebens König Balduin gezwungen war, in Antiochia seine eigne Tochter, die ehrgeizige Elisa, zu bestreiten, da befand sich auch Joscelin in dem königlichen Heere, und während sein Sohn der Fürstin Sache verfocht, wurde dem alten Grafen von Wilhelm von Aversa St. Paul's Thor geöffnet, und hierdurch Elisa genöthigt, zuerst in die Burg sich zurückzuziehen, dann des Vaters Verzeihung zu suchen (1131). Kaum von solchem Zuge heimgekehrt und noch tief gebeugt durch seines königlichen Freundes Ableben, wurde der Graf abermals zum Schlachtfelde gerufen durch die verwegenen Angriffe Zenki's und durch einen Einfall der Turkomanen, die jeden Augenblick bereit, gleich den Heuschrecken der Wüste sich über die Ebenen von Mesopotamien zu ergießen. Die Belagerung eines alten Schlosses der Umgebung von Haleb zu fördern, ließ Joscelin den Hauptthurm untergraben; indem er ungeduldig den Fortgang der Arbeit untersuchte, brach des Thurmes Gewölbe über ihm zusammen, und nur durch ausdauernde Anstrengung konnte er aus dem Schutt und Graus hervorgezogen werden. Schwer verletzt erwartete der alte Frohnkämpe sein baldiges Ende, als ein Bote die Nachricht brachte, daß der türkische Fürst von Iconium das Schloß Cressum belagere. Augenblicklich gebot der Graf seinem Sohne auszuziehen mit den Mannen von Edessa, der belagerten Feste zum Entsatze. Mit den wenigen Streitern dem zahlreichen Heere der Ungläubigen entgegenzutreten, weigerte sich der jüngere Joscelin. Von edlem Unwillen ergriffen, beschloß der alte Mann, in seiner Schwachheit zu vollbringen, was zu unternehmen der Jugend bangte. Dem Banderium, das er so oft zum Siege geführt, wurde er in einer Sänfte vorgetragen; als, in der Nähe von Cressum angelangt, das reisige Zeug zum entscheidenden Angriffe sich bereitete, trat einer der Barone von Edessa, Gottfried le Moine, der auf Kundschaft ausgewesen, vor des Feldherrn Sänfte, zu melden, wie die Ungläubigen die Annäherung des gefürchteten Gegners merkend, auf und davon geritten seien, daß also hiermit die Belagerung zu Ende sei. Da ließ Joscelin die Sänfte auf den Boden setzen, zum Himmel die Hände erhebend, dankte er dem gütigen Schöpfer, daß er noch einmal sich seiner bedient, um die Feinde zu schrecken, und in solchem Dankgebete gab er den Geist auf, „der Übermüthigste unter den Franken und der Teufel unter ihnen," als in welchen Worten der Sarazene Abu Schamah den unüberwindlichen Verfechter des Christenglaubens im Grabe noch zu schmähen vermeint. Die Leiche wurde nach Edessa zurückgebracht und die ganze Bevölkerung strömte ihr entgegen, um aus den Händen der trauernden Krieger die Reste desjenigen zu empfangen, dem als seines Volkes Schild und Stütze die schmerzlichsten Thränen flossen, begleitet jedoch von den Äußerungen eines gerechten Stolzes wegen des letzten wunderbaren Sieges des christlichen Helden.

Die Grafschaft Edessa, in dem Umfange, in welchem Joscelin sie dem Sohne hinterließ, anhebend mit des Taurus östlichem Abhange, dehnte sich in weiten Strecken über beide Ufer des Euphrats aus; sie enthielt mehre blühende Städte und war, durch eine ganze Reihe unbezwinglicher Burgen vertheidigt, stets zwar dem ersten Anfalle der Feinde ausgesetzt, zugleich aber, in den Händen eines tüchtigen Mannes, dem übrigen Syrien das festeste Bollwerk. Leider war des alten Herrn Nachfolger, wie der Vater Joscelin genannt, kein Mann für der Zeiten und des Landes Bedarf. Freigebig zwar, und wohl geübt in ritterlicher Kunst, hatte Joscelin III. frühzeitig der Völlerei und unmäßiger Fleischeslust sich hingegeben, wie denn auch seine körperliche Bildung vollkommen entsprechend den gewöhnlichen Ansichten von der entwürdigten Natur der Fulanen oder syrischen Mestizen war. Stark und untersetzt, aber von niedrigem Wuchse, war der Sohn der Armenierin schwarz von Haut und Haaren, entstellt sein breites Gesicht, durch die große Nase, durch viele Blatternarben und eine Augengeschwulst. Gleich das erste Gefecht, welches er als regierender Graf mit den Ungläubigen bestand, kam ihm theuer zu stehen; von Samar, dem Emir von Haleb, in seinem Lager überfallen, büßte er eine Menge tapferer Leute ein. Nicht zu größerem Fleiße gestimmt, nur entmuthigt scheint ihn zu haben die bittere Erfahrung. Den Ehrenposten von Edessa verließ er, um in der anmuthigen Sicherheit von Turbessel, am Euphrat, ungestört seinen Neigungen sich hingeben zu können; während er in Üppigkeit sich wälzte, die Sorgen der Regierung und die drohende Stellung der Sarazenen vergaß, verfielen die Grenzhäuser in Schutt, erschlafften unter den lässig oder gar nicht besoldeten Kriegern die Bande des Gehorsams und der Zucht, zumal nachdem ihr eigentlicher Führer, des Grafen Vatersbruder, Gottfried Charpalu, in dem Versuche, das belagerte Barin oder Montferrand zu entsetzen (1137), den rühmlichsten Tod, wie er des unerschrockenen Frohnkämpen würdig, gefunden hatte, und ein Bote, von König Fulco entsendet, nach Turbessel die betäubende Nachricht trug: „judicante Deo, cuius judicia justa sunt et vera, pene tota Christianorum acies est collapsa." Wol mußte, in solchen Augenblicken der höchsten Noth, Graf Joscelin der trägen Ruhe entsagen, und seine Lehensmänner aufbietend, zog er hinab nach Montferrand, um, wo nicht die Burg, doch den König zu retten. In des Fürsten von Antiochia Gesellschaft auf der Ebene von Arka angelangt, begegnete er dem König Fulco und dessen Heergenossen. „Es fragten die christlichen Hilfsvölker die abziehenden Franken, wie es ihnen ergangen, und sie erzählten, was sich mit der Übergabe der Burg zugetragen, worauf jene ihnen Vorwürfe machten, indem sie sagten: konntet Ihr denn nicht einen oder zwei Tage länger das Schloß behaupten? Es schwuren aber die andern: wir wußten nichts von Eurem Anzuge, denn seit wir belagert gewesen, bis heute, haben wir keine Nachricht von Euch gehabt, und weil wir nichts von Euch hörten, so meinten wir, Ihr kümmertet Euch nicht um uns, und wir ersparten uns das Vergießen unseres Blutes durch Übergabe der Burg." Nach seiner Hauptstadt zurückeilend, fand sie der Fürst von Antiochia in der Lage, darin er sie verlassen, von einem griechischen Heere, unter des Kaisers Johannes unmittelbaren Befehlen, umschlossen. Durch das obere, von den Griechen unbeachtete, Thor eingelassen, konnte er gleichwol nur kurze Zeit gegen die Überlegenheit von Zahl und Kunst die Mauern vertheidigen. Indem er, der Gewalt weichend, dem griechischen Kaiser den Lehenseid schwur, wurde sein Vasall, der Graf von Edessa, des morgenländischen Reiches Aftervasall, und gleichwie an den Fürsten von Antiochia, so gelangte an Joscelin im März 1138 die Auffoderung, sein Banderium dem kaiserlichen Lager zuzuführen. Beide Fürsten zögerten, denn einem wie dem andern erschien die Abhängigkeit von Constantinopel unerträglich, und daneben empfand Joscelin, in Betracht der reichen Besitzungen, die laut seines Vertrags mit dem Kaiser, der Fürst von Antiochia am obern Orontes erhalten sollte, bittern Neid. Um diesen Neid zu beschwichtigen, verlieh der Kaiser an Joscelin seine erste Eroberung, das feste Buzaa, und nicht länger wollte dieser, wollte Raimund von Antiochia widerspenstig bleiben. Sie trafen beide in den letzten Tagen des Aprils in dem Lager vor Schaisar ein, um Theil zu nehmen an dem am 30. April Abends versuchten Sturme, und wie vor der siegenden Muhammedaner Ausfall Raimund in der Moschee Semnoun sich verbarg, so suchte Joscelin in einem Bethause Zuflucht. In einem zweiten Sturme wurde gleichwol die Stadt genommen, die Burg aber beharrte in ihrem Widerstande, den zu brechen Fürst Raimund und Joscelin wenig bekümmert waren: in Unthätigkeit oder beim Brettspiel verbrachten sie ganze Tage in ihren Zelten. „Viel erzählte man sich von der hierunter verborgenen Tücke des Grafen. Denn er hatte, wie sich nachmals zu voller Klarheit entwickelte, im Verborgenen Haß geschworen dem Fürsten, seinem Herrn, und darum jede, demselben zugedachte, Vergrößerung fürchtend, suchte er, der Schlaukopf, das Gemüth des unerfahrenen Jünglings zu verderben. Sein ganzes Dichten war dahin gerichtet, daß Raimund, mit dem Unwillen des Kaisers sich belastend, der Vergrößerung, die ihm zugesagt gewesen, verlustig gehe." Voll Unwillens wegen der Unthätigkeit der Lateiner, ergriff der Kaiser mit Freuden die erste Gelegenheit, unbeschadet seiner Ehre von der Belagerung ablassen zu können, und als eine solche benutzte er die aus Edessa eingetroffene Meldung, daß eine Horde von mehr denn 50,000 Turkomanen den Euphrat überschritten habe, daß die Stadt selbst, von Feinden umringt, in peinlicher Ungeduld eine aus Samosata angekündigte Zufuhr von Lebensmitteln erwarte, daß jedoch die Bedeckung dieses Convoi, 300 Reiter und 4000 Fußgänger, in einem von Timurtasch, dem Fürsten von Mardin, ihr gelegten Hinterhalte schmerzliche Einbuße erlitten und sofort Timurtasch sich der Burg Casus bemächtigt habe. Der Kaiser nahm die Geschenke des Fürsten von Schaisar und führte, unbekümmert um das Schicksal von Buzaa, das am 9. Oct. 1138 von Zenki wiedergenommen wurde, sein Heer nach Antiochia zurück, angeblich um daselbst einige Tage der Ruhe zu pflegen. Dort einzukehren, hätte gern Joscelin

ihn abgehalten, aber Johannes bestand auf seinem Willen und ritt zur Stadt ein, in einer Weise, als habe er den glänzendsten Triumph zu feiern. Ihm zur Seite gingen Raimund und Joscelin, die Zügel des kaiserlichen Leibrosses führend. Nicht als Gast, als Herr benahm sich Johannes in Stadt und Palast, und die Geschenke, welche er mit verschwenderischer Hand an Raimund und Joscelin, an Ritter- und Bürgerschaft austheilte, waren keineswegs vermögend, die Besorgnisse der lateinischen Fürsten um des Monarchen fernere Absichten zu zertheilen, und es wuchsen diese Besorgnisse, wie mehr und mehr mit Griechen die Stadt sich füllte, ungeachtet das Heer außerhalb der Mauern blieb. Den höchsten Grad erreichte die Bestürzung, als nach einigen Tagen in der Versammlung der lateinischen Barone Kaiser Johannes zu dem Fürsten Raimund, seinem „lieben Sohne," sprach von den uneigennützigen Absichten, die ihn veranlaßt, die mühsame Heidenfahrt nach Syrien anzutreten, und so es also Gottes Wille, ferner zu verfolgen. Hingegen sei es jetzt an der Zeit, daß der Fürst, sein Versprechen erfüllend, die Burg von Antiochia griechischen Völkern zur Bewahrung übergebe, zugleich auch diesen seinen Verbündeten für alle Zeit den ungehinderten Durchzug durch die Stadt versichere, sie sähen in Antiochia den einzigen Waffenplatz, um von dort aus Haleb zu bekriegen, und andere Städte, die den Heiden zu entreißen der Kaiser sich verpflichtet habe. In dumpfem Schweigen vernahm die Versammlung diese Rede, in welcher der Kaiser zwar nur die Erfüllung eines Versprechens foderte, die aber begleitet waren von Umständen, welche abmahnten von jedem Widerspruche, Angesichts der in den Straßen und vor dem Palast sich drängenden Griechen. Zuerst faßte sich Joscelin, welcher, wenn auch dem Fürsten von Antiochia eine Demüthigung gönnend, doch lieber den ohnmächtigen Jüngling, als den Kaiser der Griechen zum Nachbar haben wollte. „Ihr habt gesprochen, sehr gnädiger Herr," so ließ er sich vernehmen, „wie durch den Geist Gottes; es sind auch genugsam den Lateinern Eure wohlwollenden Absichten bekannt. Was Ihr aber, und mit Recht, verlanget, das kann Euch, nach den Satzungen des Lehenrechtes, der Fürst nicht gewähren, ohne vorher den Rath und Willen der Barone des Fürstenthums zu vernehmen. Ihr wollet also zu solcher Berathung ihm Frist vergönnen." Das billige Ansuchen zu gewähren, konnte der Kaiser nicht umhin; die Barone, Joscelin unter ihnen, begaben sich nach ihren Herbergen, der Fürst Raimund aber blieb im Palast zurück, scharf bewacht, wie man erzählte. Für seine Befreiung war bereits Joscelin thätig. Von der Herberge aus verbreitete er unter dem Volke das Gerücht, die versammelten Barone wären festgehalten worden, bis sie Antiochia an den Kaiser verkauft und als des Handels Pfand vorläufig ihm die Burg überantwortet hätten; es sei auch die Absicht, sämmtliche Antiochier, lateinischer Abkunft, zum Auswandern zu nöthigen, wobei sie natürlich Hab und Gut im Stiche lassen müßten. Dergleichen Mittheilung versetzte, wie Joscelin vorhergesehen, das Volk in die wildeste Aufregung; alle Lateiner griffen zu den Waffen, durch alle Straßen wälzte sich der Aufruhr. Angstvolle Besorgniß heuchelnd, warf sich Joscelin zu Roß; dem Palast zueilend, drängte er ungestüm sich in das kaiserliche Gemach, um sich niederzulassen auf sein Knie. Betroffen fragte der Kaiser nach der Veranlassung einer Keckheit, die ihm unangemeldet das Cabinet seines Herrn zu betreten erlaube, und der Graf begann seine Erzählung; wie in wildem Ungestüm vor seiner Herberge das Volk sich zusammengerottet, unter fürchterlichen Drohungen ihm als dem Verräther an Stadt und Bürgerschaft Tod und Verderben geschworen, endlich das Haus erstürmt habe, daß er mit genauer Noth habe entrinnen können. Noch redete Joscelin, als des Volkes Wuthgeschrei dem Kaiser selbst in den Ohren dröhnte, als einzelne Griechen, zitternd und zum Theil mit Wunden bedeckt, in den Palast drangen und Zuflucht suchend erzählten, wie sie in den Straßen von dem grimmigen Volke mishandelt, wie andere, die Widerstand versuchten, ermordet worden seien. Dieses alles verfehlte seine Wirkung nicht. In Furcht und Angst nahm der Kaiser die Foderung der nächstvergangenen Stunde zurück, versprach, am andern Tage eine Stadt zu verlassen, deren Bevölkerung seine Gegenwart anstößig, und bat nur, daß Raimund und der Graf von Edessa sich um die Beruhigung des Volkes verwenden möchten. Die Weisheit, Klugheit und Vorsicht, welche der Kaiser in dieser Entschließung geoffenbart, bis zum Himmel erhebend, stellten die besagten Fürsten ohne viel Mühe das Volk zufrieden. Es verließ auch schon am andern Tage, der Zusage eingedenk, der Kaiser die Stadt; indem er aber von seinem Feldlager aus immer noch den Anstiftern jener Volksbewegung Verderben bereiten konnte, wurden dahin gewandte Unterhändler abgesendet, um in Raimund's und Joscelin's Namen zu betheuern, daß einzig Wahnsinn des Volkes von Antiochia die freventliche Beleidigung der geheiligten Majestät herbeigeführt habe. Ohne den wider Joscelin gefaßten Verdacht zu verbergen, schien der Kaiser durch die Betheuerungen der Abgeordneten befriedigt; er ließ die beiden lateinischen Fürsten in sein Lager zu freundschaftlicher Unterredung einladen, versprach ihnen, künftig mit größerer Macht auszuführen, was er für jetzt nur andeuten können, und trat mit seinem Heere den Marsch nach Cilicien an (1138). Das gemeinschaftliche Interesse hatte den Fürsten und den Grafen zu Widerstand gegen des morgenländischen Kaisers Absichten vereinigt; als der Sturm beschworen, kehrte Joscelin in Betreff von Antiochia zu seiner gewöhnlichen Politik zurück. Bei ihm fand Radulf, der Patriarch, in seinen Streithändeln mit dem Fürsten Schutz (1139), und die Aufnahme, welche er dem Flüchtlinge gewährte, nöthigte dem Fürsten eine Versöhnung ab, die jedoch nachmals, unter der Einwirkung des Cardinallegaten Alberich, zu der Absetzung des Patriarchen führte. Die Furcht erneuerter Unternehmungen der Griechen scheint den Grafen von Edessa dahin gebracht zu haben, daß er einem unabwendbaren Schicksale seinen Schützling überließ; gleichwol vergingen noch zwei volle Jahre, bevor die Griechen ihre angekündigte Heerfahrt antraten. Unter dem Vorwande der Angelegenheiten von Armenien führte der Kaiser in Eilmärschen sein Heer durch Isaurien und Cilicien, und vollkommen unvorbereitet fand

er die lateinischen Fürsten. Joscelin namentlich empfing die erste Botschaft von der Annäherung der Griechen, indem ihre Vorposten sich Angesichts von Turbessel aufstellten. Wehrlos bewilligte er der Gewalt, was zu versagen ihm unmöglich, und als Pfand des gegebenen Wortes überantwortete er dem Kaiser (1142) seine Tochter Isabella. Aber es hatte durch Rede und Gegenrede und Zögern der Graf die Feinde im raschen Vordringen gen Antiochia aufgehalten, mit dem Fürsten und dessen Baronen waren nicht minder Unterhandlungen zu pflegen, und des Kaisers unvorgesehenes Ende befreite mit einem Male die Lateiner aus aller Verlegenheit. Auf das Neue überließ sich Joscelin den Vergnügungen in Turbessel, im mindesten nicht achtend der langsamen, aber unwiderstehlichen Fortschritte, die Zenki in seinen Entwürfen für die Erweiterung der muselmännischen Herrschaft machte. Denn noch zur Zeit enthielt dieser sich, so hart ihm das ankommen mochte, aller ernstlichen Feindseligkeit gegen Edessa. „Großen Schaden erlitten die Muselmänner" (des Abu Schamah Worte), „von den Franken in Roha (Edessa). Diese besaßen von Mardin zum Euphrat, auf dem Wege von Schabechtan, der Burgen viele, wie Saradsch, Bira, Hamlin, Mauser, und bis nach Diarbekr, Mardin, Nesibin, Ras-Ain und Rakka dehnten sie ihre Plünderungen aus. Dieser Zustand war dem Märtyrer (Zenki) sehr empfindlich, der aber einsah, daß sein Ziel, so lange Joscelin in Edessa anwesend wäre, keineswegs erreichbar sein werde. Darum suchte er durch List den Grafen von dannen zu entfernen, und er bestritt, auf Edessa nicht achtend, die muselmännischen Fürsten in Diarbekr. Das gewahrend, hielt Joscelin sich jeden Angriffs von Seiten des Athabegen sicher, und er wendete sich nach seinen Staaten in Syrien, um deren Zustand zu ordnen und die Einkünfte zu untersuchen. Hierauf rückte Zenki unverweilt vor Edessa," nachdem er im Vorbeigehen der Grafschaft Vorwerke gegen Osten, Hamlin, Mauser, Tall-Mauser, weggenommen. Misvergnügt über die vielen Soldverkürzungen, stand die schwache Besatzung in keinem Verhältnisse zu der Mauern weitem Umfange, und nur geringen Beistand konnte sie empfangen von der Bürgerschaft, als die, wenige Lateiner abgerechnet, meist aus armenischen, des Krieges gleich unkundigen und unfähigen Handelsleuten zusammengesetzt war. Vom 16. November 1144 ab bestürmte ein unermeßliches Heer die Mauern, welche zugleich durch seine Minirer Zenki untergraben ließ, während Geschosse, von sieben Rollthürmen herabgeschleudert, den Vertheidigern kaum erlaubten, auf diesen Mauern sich blicken zu lassen. Indem Joscelin eifrigst beschäftigt war, die Mittel eines Entsatzes vorzubereiten, wiewol er von dem Fürsten von Antiochia statt des erbetenen Beistandes nur Ausflüchte, der eignen Blindheit Geständnisse empfangen hatte, da wurde Edessa, unter kaum noch erhörtem Blutvergießen, am 13. December 1144 von den Ungläubigen erstiegen; zwei Tage darnach ergab sich die auf der mittäglichen Felsenspitze belegene Burg, gleichwie die Stadt Sarudsch ohne Schwertschlag fiel, und nachdem, um nicht der Gewalt Zenki's zu erliegen, die Stadt Bira noch in des Jahres Laufe die Herrschaft des Emirs von Mardin anerkannte, hatte die Grafschaft Edessa aufgehört zu sein. Doch als am 14. September 1146 Zenki durch Meuchelmord umkam und sein Sohn Nureddin in der Nähe von Haleb sich beschäftigte, glaubte Joscelin den Augenblick günstig, um sich von seinem Verluste zu erholen. Einverständniß mit den armenischen Söldnern der Besatzung eröffnete ihm die Thore seiner ehemaligen Hauptstadt, ohne ihm jedoch die Burg zu überliefern. Im Gegentheil hätte diese, mit Lebensmitteln und Kriegsbedarf reichlich versehen, einer langwierigen Einschließung trotzen können, da Joscelin weder das zu einer Belagerung nöthige Zeug bei sich führte, noch auch Holz vorfand, zum Bau von Maschinen. Bevor er noch irgend einen Ausweg für solche Verlegenheit hatte finden können, am sechsten Tage von seinem Triumph an gerechnet, war die Stadt bereits von den Geschwadern der Türken umlagert. Zu Vertheidigung nicht gerüstet, sahen die Lateiner keine Möglichkeit eines Rückzuges, er werde denn über der Feinde Leiber hin erstritten. Also ordnen sie sich zu einem Ausfalle, dem freiwillig oder gezwungen die armenischen Einwohner sich anschließen. Während noch in den engen Straßen die Nachhut sich verwickelt, öffnet die Besatzung der Burg den Scharen Nureddin's ein Außenthor, und ein Binnenthor führt sie ein in die Straßen der Stadt, wo sie die abziehenden Christen im Rücken fassen, denen zugleich die türkische Hauptmacht eine undurchdringliche Fronte darbietet. Nach der Stadt zurückzukehren, wird den Lateinern eine Unmöglichkeit; jeden Schritt vorwärts müssen sie durch unglaubliche Anstrengungen erkämpfen. Ist schrecklich in der Verwirrung und Dunkelheit der Nacht das Gefecht, so ist ungleich schrecklicher das Loos der friedlichen Bürger, die ungewaffnet der Heersäule der Lateiner folgen und zu Tausenden von dem Schwerte der Barbaren erlegt, von den anstürmenden Rossen zertreten, oder in dem Gedränge der eigenen Brüder erdrückt werden. „O Wolke des Zorns," wehklagt Abulfaradsch, „Tag ohne Erbarmung, o Nacht des Todes und Morgendämmerung der Hölle, o Tag des Verderbens, der aufging über die unglücklichen Edessener, Söhne der einst beneidenswürdigen Stadt." Endlich wie oben die Sonne sich erhob, um das gräßliche Schauspiel zu beleuchten, haben die lateinischen Ritter, ein Theil des Fußvolkes und der Bürger etwa Tausend eine Gasse sich gebahnt, und allmälig in seinen Gliedern sich ordnend, sucht das ermüdete Häuflein den fernern Rückzug zu bewerkstelligen. Aber schon ziehen zur Verfolgung auf blitzschnellen Rossen neue Geschwader von Türken heran, und ihnen zu entfliehen verzweifelnd werfen Knechte und Edessener sich in das verfallene Schloß Kaukabah, indessen die Ritter und Reisigen allein beharren in dem Unternehmen, den Euphrat zu erreichen. Aber auch von diesen fallen die meisten unter der Hand der türkischen Bogenschützen, viele empfangen die Märtyrerkrone, einzelne retten sich durch schimpfliche und verborgene Flucht. Etwa 1000 Männer erreichten Samosata, unter ihnen „der verruchte Joscelin," wie Abulfaradsch in dem Andenken der 30,000 Gemordeten, der 16,000 in die härteste Dienstbarkeit entführten Edessener zürnt. Nicht lange, und auch

Joscelin, hinauf nach Jerusalem fahrend, wurde von streifenden Sarazenen aufgefangen und in die Mazmorra von Haleb geworfen, wo Kummer und Elend seinem Leben ein Ende machten (1147). Über seinen Sohn, Joscelin IV., vergleiche man den Art. Courtenay. (*v. Stramberg.*)

Jose, s. Joseph.

Jose, s. Cyprinus.

Jose (St.), Departement in Uruguay, s. unter Uruguay.

Jose (De St.), Insel, s. S. Jago de Chile.

JOSE (St.) DE COMANGILLAS, Ort in dem Staate Guanaxuato des mexicanischen Reiches in Amerika, bekannt wegen einer dort befindlichen, aus einer Basaltbreccie hervorbrechenden heißen Quelle, welche 96° 3′ Fahrenheit hat *). (*R.*)

JOSE (S.) DEL PARRAL, ein Hüttenort und Deputation de la Mineria im Staate Chihuahua des Reiches Mexico in Amerika, so benannt von den vielen wilden Reben in seiner Umgebung, mit 5000 Einwohnern. In der Nachbarschaft liegt die reichhaltige Grube Francisco del Oro †). (*R.*)

JOSEBA [1]) oder JOSEBEATH [2]), JOSABATH, JOSABETH, Tochter des Königs Joram von Juda, Schwester des Königs Ahasja und Gattin des Oberpriesters Jojada, rettete ihren jüngern Bruder Joas vor der mord- und herrschsüchtigen Mutter Athalja, welche, um selbst zu regieren, wahrscheinlich zuerst ihren ältesten, regierenden Sohn Ahasja aus dem Wege räumte, dann ihre übrigen Söhne ebenfalls ermordete. Joseba aber verbarg mit ihres Mannes Hilfe sich selbst und Joas fast sieben Jahre lang im Tempel vor den Ränken der Königin, bis der günstige Augenblick gekommen war, Athalja zu stürzen. (*A. G. Hoffmann.*)

JÓSEFFALVA, ein magyarisches, zu dem Kalugierkloster Stahria gehöriges Colonialdorf im czernowitzer Kreise (Bukowina) des Königreichs Galizien, an der moldauischen Grenze gelegen, mit einer eigenen Pfarre und Kirche. Die Einwohner sind Ungarn, welche überhaupt in der Bukowina nur dieses und die Dörfer Loudon-, Hadik-, Andráo-Falva, Fogady-Isten und Isten-Segits bewohnen und im Ganzen gegen 3200 Seelen zählen. (*G. F. Schreiner.*)

JÓSEFHÁZA, ein Marktflecken im nagy-bányaer Gerichtsstuhle (Processus) der szathmárer Gespanschaft, im Kreise jenseit der Theiß Oberungarns, eben zwischen Wäldern gelegen, nur ¾ Stunde nord-nord-ostwärts von dem Markte Aranyos-Megyes entfernt, mit 126 Häusern, 926 walachischen Einwohnern, einer eigenen griechisch-katholischen und einer Pfarre der evangelisch-helvetischen Confession, einer lateinisch- und einer griechisch-katholischen Kirche, einer Schule und einem Steinbruche, welcher gute Mühlsteine liefert. (*G. F. Schreiner.*)

Josefinos, s. unt. Spanien.

JOSEPH. A. Biographie.

I. Biblische Personen.

1) Der Sohn Jacob's und der Rahel, einer der 12 Stammväter des hebräischen Volkes. Er war 17 Jahre alt und hütete die Schafe mit seinen Brüdern, Jacob liebte ihn aber mehr als die andern und darum haßten sie ihn. Auch erzählte er ihnen seine Träume, die ihm große Dinge versprachen, und sie beneideten ihn noch mehr. Einst, da sie weggezogen waren, nach Dothain, sandte ihn der Vater aus, nach ihnen zu sehen. Sie aber gedachten ihn zu tödten, besannen sich jedoch eines andern, warfen ihn in eine leere Grube und verkauften ihn, auf Juda's Rath, an vorüberziehende Ismaeliter, die ihn nach Ägypten führten. Die Brüder aber schickten dem Vater seinen Rock, in Blut getaucht, und ließen ihm sagen, so hätten sie ihn gefunden! Joseph kam als Knecht in das Haus Potiphar's, des Obersten der Schergen Pharao's, der ihn lieb gewann und hoch hielt. Potiphar's Weib aber warf ihre Augen auf Joseph und begehrte sein; er aber scheute sich, Übels zu thun, und wich von ihr. Da verklagte sie ihn bei seinem Herrn und dieser warf ihn ins Gefängniß. Auch hier machte er sich angenehm bei dem Aufseher und legte zweien Mitgefangenen, dem Schenken und dem Bäcker Pharao's, ihre bedeutungsvollen Träume aus. Darnach geschah es, daß auch Pharao einen Traum hatte, den keiner seiner Weisen auslegen konnte, und der Oberste der Schenken gedachte Joseph's und berichtete dem Könige von ihm und Joseph wurde gerufen und legte den Traum aus, und verkündete sieben Jahre der Fruchtbarkeit und sieben Jahre des Hungers, und gab Rath, wie für das Volk in dieser Zeit zu sorgen sei. Pharao aber setzte ihn über das ganze Land und er traf Anstalt, Vorräthe zu sammeln. Auch gab ihm Pharao ein Weib, die Tochter eines Priesters, und er zeugte zwei Söhne. Und die Jahre der Fruchtbarkeit gingen vorbei und es kamen die Jahre des Hungers und auch im Lande Kanaan war Mangel. Da schickte Jacob seine Söhne nach Ägypten, Korn zu kaufen, und als sie kamen, erkannte sie Joseph und redete hart mit ihnen und fragte sie aus, als wären sie fremde Kundschafter. Zuletzt ließ er sie ziehen, mit dem Versprechen, daß sie ihren Bruder Benjamin mitbringen wollten, und einer mußte als Bürge bleiben. Als sie aber nach Hause kamen, fanden sie ihr Geld wieder in ihren Säcken. Mit schwerem Herzen ließ Jacob auch seinen jüngsten Liebling ziehen und sandte Geschenke mit, für den Mann, der das Korn verkaufte. Die Brüder wurden reich bewirthet, als sie aber fortzogen, ließ Joseph ihnen ihr Geld wiederum in die Säcke binden und in Benjamin's Sack seinen silbernen Becher. Unterwegs aber ließ er sie anhalten, als Diebe, des Bechers wegen, und als seine Knechte die Säcke untersuchten, da fand er sich in Benjamin's Sacke. Da zogen sie Alle wieder hin, und Joseph wollte den

---

*) Vollständ. Handb. d. neuest. Erdbeschr. von Gaspari, Hassel u. s. w. 5. Abth. 3. Bd. S. 141. 142. †) a. a. O. S. 206.

1) יהושבע, 2 Kön. 11, 2. 2) יהושבעת, 2 Chron. 22, 11.

bei welchem sich der Becher gefunden, als Knecht behalten, Juda aber, der sich bei dem Vater für ihn verbürgt hatte, bat so flehentlich um seinen Bruder und bot sich selbst für ihn an, daß Joseph sich nicht mehr halten konnte und weinend sich zu erkennen gab. Jetzt aber befahl er ihnen, ihren Vater zu holen und das ganze Haus und alle ihre Habe, und zu ihm nach Ägypten zu ziehen. Dies geschah denn auch, und als sie kamen, stellte er sie dem Könige vor, und dieser gab ihnen das Land Gosen zur Wohnung für sie und ihre Heerden. Joseph aber blieb der Oberste in Ägypten nach dem Könige und kaufte alles Vieh und alles Land um Korn aus den Vorrathskammern, und so mußten die Ägypter dem Pharao zinsen und den Fünften geben, dafür, daß er ihnen Brod und Samen verschafft hatte. Jacob aber segnete die beiden Söhne Joseph's, Manasse und Ephraim, und gab dem jüngern den bessern Segen, und nahm Beide zu seinen Söhnen an, daß sie einst erben sollten mit den Brüdern ihres Vaters. Joseph aber wurde hundert und zehn Jahre alt und beschwor seine Brüder, ihn zu begraben im Lande seiner Väter.

Soweit die Geschichte, wie sie in den hebräischen Büchern erzählt ist (1 Mos. 37—50). Es ist unstreitig unter allen Patriarchensagen die schönste, rührendste, am meisten in der Sphäre reiner Menschlichkeit sich bewegende und dabei an poetischem Gehalte reichste. Ja, im ganzen Alten Testamente wüßten wir keine von gleichem Umfange zu nennen, welche bei einem solchen Reichthume an einzelnen und wechselnden Scenen ein so in sich vollendetes Ganze bildete und bei welcher ein so vollkommen epischer Stoff grade durch die kunstloseste aller Einkleidungen eine so innige Theilnahme, eine so nachhaltige Wirkung erregte. Kein Wunder, daß der Volksmund sich dieser Geschichte bemächtigte und nach dem herrschenden Geschmacke jeder Zeit sie weiter ausführte und bereicherte; aber auch kein Wunder, daß sie durch diese Fortbildung nur verlieren konnte. Schon die Juden in den traditionellen Zusätzen, womit die alttestamentlichen Erzählungen in den chaldäischen Überarbeitungen (Targumim) versetzt sind, und später im Talmud [1]), schmückten auch diese mit ihren meist abenteuerlichen Dichtungen aus. Joseph's hinreißende Schönheit und sein Verhältniß zu dem Weibe des Ägypters waren die vorzüglichsten Punkte, an denen sich ihre Phantasie übte. Vielfach verändert, und überall verunstaltet, war die Sage bereits weit im Morgenlande und selbst über dessen Grenzen hinaus [2]) verbreitet, als Muhammed sich bewogen fand, sie den Arabern als eine Offenbarung, der Wahrheit gemäß, zu erzählen [3]). Ob er sie so vorgefunden, und wie er dazu gekommen, ob durch Juden oder seine Stammgenossen, oder ob er selbst frei gedichtet, kann Niemand sagen. Genug, er erzählt, außer andern abweichenden Umständen, daß Jusuf zufällig von der Karavane in der Grube gefunden worden; daß er eine Neigung zu der Ägypterin gehabt und durch ein göttliches Zeichen im Augenblicke der Gefahr vor der Sünde behütet wurde; daß seine Unschuld durch den klugen Spruch eines Hausverwandten herausgebracht wurde, welcher rieth, nachzusehen, ob sein Rock hinten oder vorn zerrissen sei; daß die Verführerin, deren Geschichte zum Stadtgespräche geworden, die andern Weiber zu sich lud und ihnen Messer in die Hand gab, mit welchen sich dieselben, als nun Jusuf erschien, im sehnsüchtigen Anstaunen seiner Schönheit, selbst verwundeten; daß Jusuf im Kerker den Islam predigte; daß Jacub vor Gram blind geworden, aber wieder sehend wurde, als sein Sohn ihm sein Hemd schickte, es auf die Augen zu legen u. s. w. Abgesehen von der Geschmacklosigkeit der hier angeführten Veränderungen, ist die ganze Erzählung im höchsten Grade prosaisch geworden, unzusammenhängend, dunkel und Vieles, selbst die Erkennungsscene, ganz unmotivirt. Vollends aber ins Ungeheure geht nun, was die Anhänger des Propheten von Mekka, und in ihrem Namen die Erklärer des Koran [4]) weiter über diesen Bericht zu sagen wissen. Sie kennen den Namen der Sterne, die sich vor Jusuf im Traume neigten, den des Ägyptischen Königs Rijan ben Walid; der Ägypter heißt Kitfir, sein Weib Suleicha; Jusuf, eine stille Neigung im Herzen hegend, heirathet sie nach ihres Mannes Tode und findet sie noch Jungfrau. Er redet mit Pharao in 70 Sprachen; derjenige, der durch jenen Rath ihm zur Anerkennung seiner Unschuld verhilft, ist ein Kind in der Wiege, und davon trägt Jusuf den Beinamen El Siddik, der die Wahrheit ans Licht bringt. Alle diese Auswüchse, deren ästhetischer Werth gerichtet ist, beweisen wenigstens das ungetheilte Interesse, mit welchem die uralte Mähr immer wieder hervorgesucht wurde, selbst von dem Volke, welches in sich selbst die unerschöpflichste Quelle zur Befriedigung seiner Erzählerlust besaß. Noch heute lebt Jusuf's Andenken unter den Arabern. Seine Grube zeigt man in der Wüste; sein Name haftet an mehren Riesenwerken des alten Ägyptens. Daß die morgenländischen Dichter sich des Stoffes bemächtigten, ist natürlich; interessant aber ist, daß dieser Stoff nicht sowol als ein geschichtlicher ihnen gedient hat, sondern daß sie willkürlich, die Episode der Liebe zu Suleicha herauslesend, diese als einen gesonderten Gegenstand besangen, und zwar so, daß diese Liebe nur als das Symbol des mystischen Verhältnisses zwischen dem Schöpfer und dem Geschöpfe, die sich in brünstig überschwenglicher Sehnsucht suchen und genießen, behandelt wird. So namentlich der Perser Dschami in seinem berühmten Gedichte Jusuf und Suleicha; auch sein Landsmann Hafiz sang in gleichem Tone von dem „Monde Kanaans" [5]). So wurden den Mystikern im Osten, durch eine wunderseltsame Verkettung ihres der Phantasie anheimgegebenen Looses, Joseph und die von ihm verschmähte Schöne,

1) *Otho*, Lex. rabb. p. 331. *Fabric.* Codex Pseudepr. V. T. I, 760 sqq. Talmud babyl. cod. Joma. c. 3. Allgem. Weltbist. II, 347 fg. 2) *Justin.* hist. l. 36. c. 2. *Artapanus* bei *Euseb.* praep. evang. 9, 23. u. a. bei *Fabric.* l. c. 3) Coran. Sur. XII.

4) Besonders Beidhawi, aus welchem Sale in den Anmerkungen zu seiner englischen Übersetzung des Koran viele Belege mittheilt. 5) Vgl. *Herbelot*, Biblioth. or. u. d. Art. Jousouf ben Jacob. *Maracci*, Nott. ad Alcor. l. c. *Maillet*, Descr. de l'Égypte. p. 211 suiv.

was den Mystikern im Westen, mit ungefähr gleichem Anrechte, Salomo und die umsonst begehrte Hirtin vom Libanon geworden.

Aller dieser theils natürlichen und lieblichen, theils erkünstelten und barocken Poesie gegenüber steht nun die nüchterne Prosa der Kritik, welche sich an dieser Geschichte in den verschiedensten Formen geübt hat. Zuerst wurde sie von Seiten der Gegner der positiven Religion angegriffen, aus dem Gesichtspunkte der Moral und Politik, und Joseph's Einrichtungen in Ägypten, sowie die Übersiedelung seiner Familie mit scharfem Tadel belegt [6]). Dagegen verwahrte sich nicht nur die ältere Theologie, welche den Buchstaben der Mosaischen Erzählung vertheidigte, durch analoge Gründe [7]), sondern auch eine, in der Darstellung der Thatsachen nachgiebigere, Ansicht, durch erbaulich-psychologische Charakterzeichnung [8]), und endlich eine neuaufgekommene, der Poesie wie dem Glauben entfremdete Richtung, welche die Apologetik auf Kosten der Quellen selbst trieb und die Geschichte in spießbürgerliche Proportionen einschrumpfen ließ [9]). Einen ganz andern Weg schlug die Kritik zu Anfange dieses Jahrhunderts ein, als sie den kurz vorher zur Sprache gebrachten Begriff des Mythos auch in consequenter Durchführung auf die Patriarchengeschichte anwendete [10]), und nun die Geschichte Joseph's, mit den ihr voraufgehenden Erzählungen, entweder das Product der freien Dichtung eines Einzelnen sein ließ, welcher sie als eine wichtige Episode in das großartige Epos der Nationalgeschichte Israel's einfügte [11]), oder in ihr einen historischen Kern erkannte, um welchen aber die Zeit und der poetische Geist des Volkes mancherlei mythische Zuthat als Schale angesetzt habe [12]), wobei das Mehr oder Weniger von Jedem anders bestimmt wurde, und namentlich die Spuren übernatürlicher Einwirkung verwischt zu werden pflegten [13]).

Indessen kann sich die Wissenschaft nur bei einer von den beiden folgenden Ansichten beruhigen, welche beide von der gleichen Wahrnehmung ausgehen, daß zwischen der Geschichte der Patriarchen, sowol im Ganzen, als bis in die kleinsten Umstände und Einzelnheiten herab, und der Geschichte der hebräischen Nation, ihren Schicksalen, ihren Verhältnissen zu den Nachbaren, und der Stellung der einzelnen Stämme zu einander, die auffallendste und bewundernswürdigste Ähnlichkeit, ja ein förmlicher Parallelismus unverkennbar ist. Dies kann nicht bloßer Zufall sein. Entweder liegt in diesem Verhältnisse eine tiefe providentielle Ordnung, eine typische und prophetische Beziehung der einen Periode auf die andere, welche zugleich der sicherste Beweis für die hohen Vorrechte dieses Volkes, für die ausgezeichnete Bedeutung seiner Repräsentanten und für die ganz specielle Leitung ist, deren es sich von Anfang bis zu Ende erfreute; dann aber darf auch an keinem Wunder gemäkelt, um keine Zahl gemarktet, kein unbegreifliches, übermenschliches Factum so lange geradebrecht werden, bis es in unsere Vorstellungen passen will und bis wir's mit unserer gemeinen Elle messen können. Die Geschichte ist und bleibt eine heilige, eine Ausnahme, eine Sache des Glaubens, eine Offenbarung. Oder aber die Kritik will sich durchaus nicht mit dem zufrieden geben, was von ihr eine unbedingte Verzichtleistung auf ihre Ansprüche heischt; sie stößt sich am Wunder, sie entdeckt die Grenze der Möglichkeit diesseit der erzählten Begebenheit, sie kommt einem anderweitigen Interesse auf die Spur, aus welchem die Darstellung erwachsen scheint: dann aber darf sie auch nicht willkürlich das Eine stehen, das Andere fallen lassen, darf nicht der Überlieferung das Feierkleid ihres Reichthums ausziehen, um ihr die Lumpen der dürren Chronik umzuwerfen. Die Geschichte muß zur Dichtung werden, aber zu einer Dichtung, deren Verfasser ein ganzes Volk, deren Geburtstag viele Menschenalter sind.

Wer sich zu dieser letztern Ansicht entschlösse, der fände in der Geschichte Joseph's zweierlei. Einmal Andeutungen über die Ansprüche des Stammes Joseph gegenüber den andern Stämmen (1 Mos. 37, 5—11. 42, 9 u. s. w., bes. 48, 22); über die Theilung desselben in zwei große Familien (C. 48, 5); über den verlangten und behaupteten Principat Ephraim's (C. 48, 14—19); über seine angestammte Feindschaft mit Juda, dem Verräther (37, 26), dem, wie Ammon und Moab, der Makel der Blutschande anhängt (C. 38); über die Blutsfreundschaft Joseph's und Benjamin's (C. 43, 29—34); über die engern Beziehungen des Letztern zu Juda (C. 44, 14—34); und überhaupt, wenn auch dunkler, über die einstigen Verhältnisse in Ägypten. Er fände dies alles ebenso, wie es hier von Individuen erzählt ist, von den Massen gethan und gedacht, von der Geschichte verwirklicht, nach einem größern Maßstabe. Zweitens aber, und hauptsächlich, würde sich das dichtende Volk und seine der Mythenschöpfung fähige Zeit mit hellen Farben gemalt haben und die hochpoetischen Anlagen dieser nördlichen Stämme, welchen auch das Deboralied, die Salomonischen Liebesidyllen und die schönern Richtersagen angehören, in ein glänzendes Licht gestellt sein. Mehr noch dürften wir uns an seiner Innigkeit und Gemüthlichkeit erbauen, welche sich allezeit und nach der tiefsten Kränkung zur Verzeihung und zum Wohlthun bereit findet, während andere analoge Mythen einen so harten Sinn an der Nation hervortreten lassen. Diese Andeutungen im Einzelnen zu verfolgen, geben wir dem anheim, dem

6) Besonders von den Engländern Morgan, Shaftesbury u. A. und in den „übrigen noch ungedruckten Werken des wolfenbüttler Fragmentisten." 7) Allg. Welthistorie. 2. Th. Leß, Gesch. der Religion. 1. Th. S. 267 fg. Jerusalem's Betrachtungen. II, 375 fg. Heß, Gesch. der Patriarchen. 2. Th. 8) Niemeyer, Charakteristik der Bibel. Art. Joseph. 9) Bauer, Gesch. der hebr. Nation. 1. Th. S. 181 fg. Schmidt, Bibliothek für Kritik u. Exegese. III, 179. 10) De Wette, Kritik der israelit. Gesch. 1. Th. (1807.) 11) v. Bohlen, Die Genesis, hist.-kritisch erläutert. (1835.) 12) So die meisten Neueren, welche nicht auf den ältern Standpunkt zurückgingen, namentlich Tuch, Commentar über die Genesis. (1838.) 13) Wir übergehen hier die Verhandlungen über die Einheit des Berichts der Genesis über Joseph, welche von Ilgen (Urkunden des ersten B. Mose. 1798), De Wette a. a. O., Gramberg (libri geneseos adumbr. 1828) geleugnet, von Ewald (Compos. der Genesis. 1823), Tuch u. A. vertheidigt worden ist, welcher Letztere nur einzelne, zum Theil freilich verwirrende, Einschiebsel anerkennt. In der That fallen die vermeintlichen Widersprüche so ziemlich hinweg.

sie überhaupt zusagen; die Gründe zur Annahme des Princips können weder in den wundervollen Träumen, noch in den, nicht immer glücklich nachgewiesenen, Verstößen gegen das Costüm liegen[14]), sondern einzig und allein in dem Umstande, daß anderwärts die Nöthigung dazu noch dringender ist und daß auch hier bei aller Natürlichkeit der Erzählung die Individuen und ihre Handlungsweise erst dann vollkommen verständlich werden, wenn sie — keine Individuen mehr sind. (*Ed. Reuss.*)

2) Joseph[1]), der Gatte der Maria, der Mutter Jesu, und nach der rationalistischen Ansicht auch leiblicher Vater des Letzteren. Nach Matth. 1, 16 war er der Sohn eines gewissen Jacob, nach Lucas 1, 23 dagegen eines gewissen Eli, und stammte in gerader männlicher Linie vom Könige David ab, Luc. 2, 4[2]), vgl. mit 1, 27. Matth. 1, 20; was bekanntlich die Evangelisten Matthäus und Lucas auch durch besondere Geschlechtstabellen nachzuweisen suchen (Matth. 1, 1—17. Luc. 3, 23—38), um darauf einen Beweis für die Messianität Jesu zu gründen. Es kann hier nicht der Ort sein, von Neuem die Schwierigkeiten aus einander zu setzen, welche sowol die Genealogie des Matthäus für sich, als auch beide Genealogien in ihrem gegenseitigen Verhältnisse zu einander bieten[3]). Wir können vielmehr als ein von allen unbefangenen Theologen zugestandenes Resultat voraussetzen, daß die zwischen beiden Genealogien obwaltenden Schwierigkeiten sich durch keine Ausgleichungshypothese beseitigen lassen. Auch hat man es nicht mit Unrecht befremdlich befunden, daß bei Joh. 7, 42 einige Gegner Jesu an diesem die Davidische Abstammung und die bethlehemitische Geburt als Creditive der Messianität vermissen, und daß der Evangelist Johannes, der zu Folge seines Verhältnisses zur Maria (Cap. 19, 27) die beste Kunde von der Sache haben konnte, nichts zur Berichtigung jenes Vorwurfes der Gegner Jesu beibringt. Mehre Neuere, namentlich Schultheß[4]), Strauß[5]), De Wette[6]), Weiße[7]), Bruno Bauer[8]), haben daher die Davidische Abkunft Jesu, und somit auch des Joseph, völlig in Abrede gestellt, indem sie der Meinung sind, daß erst, nachdem Jesus den Eindruck als Messias gemacht habe, aus der jüdisch-messianischen Vorstellung von der urchristlichen Gemeinde auch jenes Merkmal der Messianität auf ihn übertragen worden sei. Die Anrede an Jesus, „Sohn David's," wird von diesen Kritikern als bloßer Ehrentitel, für gleichbedeutend mit Messias, genommen. Indessen kann weder die genannte Beschaffenheit der beiden Stammbäume, noch jenes Schweigen des Johannes ein vollgültiges Argument gegen die Davidische Abkunft Joseph's und Jesus' abgeben. Denn das Schweigen des Johannes kann im geistigen Charakter dieses Evangelisten begründet sein, dem es bei seiner Vorstellung von einem übermenschlichen Wesen Jesu auf dessen leibliche Herkunft weniger anzukommen brauchte[9]). Und jedenfalls

14) Nur den einen wollen wir hervorheben, daß die Hirtenfamilie, welche ihr Vieh doch erhalten kann, Korn kauft; daß zu diesem Behufe alle zehn Söhne gehen, daß Jeder nur einen Sack holt und dieses für ein Jahr ausreicht, daß Joseph den Kornhandel unmittelbar selbst betreibt, und daß die Zahlen und Zeitrechnung keiner Liebe und Mühe sich fügen wollen.

1) Literatur zu dem ganzen Artikel: Historia fabri lignarii, arab. et latine ed. *G. Wallin* (Lips. 1722. 4.); neue Recension im Codex apocryph. ed. *Thilo*. Tom. I. p. 1—61 mit Thilo's Prolegomenen p. XV—XXVI. (Vgl. auch über dieses abenteuerliche Apokryphon v. Ammon, Geschichte des Lebens Jesu. 1. Th. [Leipz. 1842.] S. 98 fg.) — Acta Sanctorum. Martii. T. III. p. 4—24. *Tillemont*, Mémoires pour servir à l'histoire ecclesiastique. Ed. II. T. I. (Paris 1701.) p. 73—79. — *Andr. de Soto*, Vida y excellentias del glorioso San Josef. (Bruxelles 1600.) — Des Kapuziners *Anton. Maria Affaitati* Vita di S. Giuseppe. (Mil. 1716.) — *Calmeti* Diss. de St. Joseph S. Virginis marito, in dessen Prolegomena et Dissertationes in omnes et singulos S. S. libros. T. II. (Lucae 1729.) p. 421—427. — *S. Reay*, Narratio de Josepho e sacro codice desumta notisque instructa. (Oxonii 1822.) Andere Schriften, besonders poetische Darstellungen der Sagen von Joseph, zählt Thilo auf im Cod. apocr. p. XVI u. p. 375. 2) *ἐξ οἴκου καὶ πατριᾶς Δαυΐδ. οἶκος* bezeichnet die Familie, *πατριά* aber den Stammzweig, und der Sinn ist mithin, Joseph habe nicht blos zu demselben Stammzweige, wie David, gehört, sondern er sei ein unmittelbarer Nachkomme David's selbst, mithin nicht blos in einer Seitenlinie mit ihm verwandt. 3) Vgl. Strauß, Leben Jesu. 1. Bd. S. 156—180. 211—222. 3. Aufl. (Tübingen 1838.); Er. Friedr. Gelpke, Die Jugendgeschichte des Herrn. (Bern 1841.) S. 91—116.

4) Symbolae ad internam criticen librorum canonic. (Lips. 1833.) Tom. I. p. 64 sq. 5) a. a. O. I. S. 180. 6) Exegetisches Handbuch zu Matth. (Leipz. 1836.) S. 14. 1. Aufl. vgl. mit dessen bibl. Dogmatik. (Berlin 1831.) S. 245. 3. Aufl. 7) Die evangel. Geschichte kritisch u. philosophisch bearbeitet. (Leip. 1838.) 1. Th. S. 167 fg. u. 586 fg. 8) Kritik der evangel. Geschichte der Synoptiker. 1. Bd. (Leipz. 1841.) S. 1—23. — Weiße und Bruno Bauer (a. a. O. S. 7) finden in dem Gespräche Christi mit den Pharisäern bei Matth. 22, 41—46. Marc. 12, 35—37. Luc. 20, 41—44 einen unwiderleglichen Beweis, daß Jesus selbst die Erwartung von der Davidischen Abkunft des Messias als falsche Satzung der Schriftgelehrten bezeichnet habe. Denn einmal war es des Herrn durchaus nicht unwürdig, die Pharisäer einmal von ihrem eigenen Standpunkte aus, dem Standpunkte der leeren Schulspitzfindigkeit, ihre geistige Schwäche zum lebendigen Bewußtsein zu bringen. Oder war ihm, wie immer, der höhere Zweck der Belehrung die Hauptsache, so wollte er den Gegnern bemerklich machen, daß die Messianität nicht durch die leibliche Abkunft von David, sondern durch eine höhere geistige Würde bedingt sei. In beiden Fällen ließ er seine eigene Davidische Herkunft nur dahingestellt sein, ohne sie abzuleugnen. — Auch Ammon in der „Geschichte des Lebens Jesu" schließt, 1. Th. S. 180, seine Erörterung über die Genealogien mit der Bemerkung, „daß die Davidisch-messianische Legitimität Jesu bei dem Zwiespalte der Evangelisten nicht in ein vollkommen klares Licht gestellt worden sei." Bruno Bauer freut sich darüber, daß die Bezeichnung Jesu durch *υἱὸς Δαυΐδ* bei Marcus nur ein Mal, Cap. 10, 47 fg., vorkomme, und findet darin einen Beweis für die größere Ursprünglichkeit dieses Evangeliums. Allein auch in dem umfangreicheren Lucasevangelium findet sich das fragliche Ehrenprädicat nur ein Mal und zwar 18, 38 fg., also grade der Parallelstelle zu Marcus. Selbst Matthäus hat dasselbe im Ganzen nur acht Mal. 9) Man könnte freilich entgegnen, daß ja auch Paulus in der Person Jesu ein übermenschliches und vorweltliches Wesen anerkenne (1 Kor. 8, 6. 10, 4. 15, 47. Röm. 1, 4. Koloss. 1, 15—17. Philipp. 2, 6 fg.), und dennoch die Davidische Herkunft Jesu als Merkmal der Messianität urgire. Indessen ist doch das Paulinische Denken von jener höheren christologischen Vorstellung noch lange nicht so ganz und gar durchdrungen und beherrscht wie das Johanneische. Und muß denn der eine Apostel in der Durchführung einer Vorstellung dieselbe Consequenz beweisen wie der andere? Es kommt hinzu, daß auch Paulus der Davidischen Abstammung Jesu nur an der einen

wird dieses Stillschweigen durch das Zeugniß des **Paulus** [vgl. Röm. 1, 3: *γενομένου ἐκ σπέρματος Δαβὶδ κατὰ σάρκα*, coll. 2 Tim. 2, 8. Apstgsch. 2, 30. Apok. 5, 5. 22, 16] vollständig aufgewogen, indem dieser Apostel, als ehemaliger eifriger Pharisäer, mit dem Einwande der Gegner Jesu wider dessen Davidische Abkunft sicherlich bekannt war, und mithin, wenn er dem Herrn solche Abstammung dennoch vindicirt, jenen Einwand für ungegründet gehalten haben muß. Hierzu kommt, daß nach dem Zeugnisse des Hegesippus, um die Mitte des zweiten Jahrhunderts, eines in unseren Tagen von der negativen Kritik sehr hoch gehaltenen Gewährsmannes, in einem Fragmente bei Eusebius K.-G. III, 19. 20, Abkömmlinge des Judas, eines leiblichen Bruders Jesu, am Hofe des Domitianus, trotz der Lebensgefahr, in welche sie sich durch solches Geständniß brachten, als Nachkommen des Königs David sich bekannten [10]). Bei der Lebendigkeit der messianischen Hoffnung im jüdischen Volke läßt es sich recht wohl denken, wie in der Davidischen Familie eine dunkle Tradition an ihre Herkunft sich erhalten haben konnte, wenn man sie auch nicht mehr durch diplomatische Stammbäume nachzuweisen vermochte, sondern deren Mangel durch Combinationen auszugleichen suchen mußte; und als zwei solche Versuche haben wir die genannten Genealogien der beiden Evangelisten zu betrachten. Auch beweist die Stelle Philipp. 3, 5 ohne Widerrede, daß damals in manchen jüdischen Familien sogar Traditionen von ihren Urstammvätern sich erhalten hatten. Bei der Herabgekommenheit und Dürftigkeit der Davidischen Abkömmlinge kann es aber durchaus nicht befremden, wenn dieselben von Seiten der regierenden jüdischen Dynastien keiner Aufmerksamkeit gewürdigt worden sind.

Nach Matth. 13, 55 und einer Variante bei Marc. 6, 3 betrieb Joseph das Handwerk eines *τέκτων*, mit welchem Ausdrucke man damals einen Verfertiger von Holzarbeiten jeglicher Art bezeichnete, indem dem Joseph von den Verfassern der apokryphischen Evangelien sowol Zimmermanns-, als auch Tischler-, Wagner- und Drechslerarbeiten beigelegt werden; vgl. Hist. Joseph. arab. c. 2, 4 u. 9. Ev. infant. arab. c. 38 sq. Protev. Jac. c. 9 u. 13. Ev. Thomae. cap. 13. Ev. de nativ. Mariae et de infantia Salv. c. 10. coll. *Justin.* Dial. cum Tryph. 88. Damit stimmt auch die älteste kirchliche Tradition überein, wogegen Hilarius, Petrus Chrysologus, Beda, Anselmus u. And. ihn für einen **Schmied** gehalten zu haben scheinen, ganz gegen den Sprachgebrauch, nach welchem *τέκτων* ohne weiteren Beisatz einen Handarbeiter in **Holz** bezeichnet [11]).

Nach der Relation des Matthäus hatte sich Joseph mit der Jungfrau Maria verlobt, entdeckte aber noch vor der Verehelichung, daß sie schwanger war. Als rechtschaffener Mann wollte er sie nicht öffentlicher Schmach aussetzen, und beschloß daher, ohne alles Aufsehen das mit ihr angeknüpfte Verhältniß abzubrechen. Da klärte ihm im Traume ein Engel das Geheimniß der durch unmittelbare göttliche Causalität bewirkten Schwangerschaft seiner Verlobten auf, ihm zugleich die welthistorische Bestimmung ihrer Leibesfrucht verkündigend, und brachte ihn dadurch von der Ausführung seines Entschlusses ab. Doch enthielt sich Joseph bis zur Niederkunft seiner Gattin des ehelichen Umganges mit derselben. Nach der Geburt des heiligen Kindes flüchtete er mit demselben und dessen Mutter nach Ägypten, um den argwöhnischen Nachstellungen des Königs Herodes des Großen zu entgehen. Durch eine neue, im Traume empfangene, Engelserscheinung vom Tode des Tyrannen benachrichtigt, kehrte er in sein Vaterland zurück. Hier erfuhr er, daß bei der Landestheilung die Provinz Judäa dem Archelaus zugefallen sei. Er trug daher gerechtes Bedenken, sich in derselben niederzulassen. Da erhielt er im Traume die göttliche Weisung, nach Galiläa zu entweichen, wo er die Stadt Nazareth zum Wohnorte erwählte; Matth. 1, 18 — Cap. 2. In dieser Erzählung wird augenscheinlich **Bethlehem** als ursprünglicher Wohnort des Joseph vorausgesetzt, Cap. 2, 5 fg. Während nun nach der Erzählung des Matthäus **Joseph** die Hauptperson des Drama bildet, tritt derselbe in dem Berichte des Lucas beinahe ganz zurück, und statt seiner erscheint im Vordergrunde der Scene die **Maria** (Luc. 1, 26—56). Diese erhält nämlich durch den Engel Gabriel die Eröffnung, daß sie von Gott erkoren sei, den verheißenen Messias zu gebären und zwar lediglich mittels Einwirkung seiner unmittelbaren schöpferischen Kraft, ohne Vermittelung eines männlichen Individuums, Cap. 1, 26—35. Als ursprünglicher Wohnsitz des Joseph wird hier ausdrücklich **Nazareth** genannt, Cap. 2, 4. 39. Erst ein vom Kaiser Augustus ausgeschriebener Census veranlaßte ihn, sich mit Maria in seinen Stammort Bethlehem zu begeben, wo diese den Verheißenen gebar, nach dessen Darbringung im Tempel die heilige Familie nach Nazareth zurückkehrte, Cap. 2, 1—38. — Diese Berichte von dem Verhältnisse des Joseph zur Maria sind von den Verfassern der apokryphischen Evangelien aufs Abenteuerlichste erweitert und ausgeschmückt worden. Allen diesen Dichtungen liegt das Bestreben zu Grunde, einmal die beiden differenten kanonischen Berichte auszugleichen und in einander einzuschieben, dann aber auch insbesondere jedem Zweifel an der fortwährenden Jungfräulichkeit der Maria zu begegnen und auch dem leisesten Verdachte vorzubeugen, daß Jesus aus der ehelichen Verbindung Joseph's mit Maria entsprossen sein könne. Nach einstimmiger Relation der Historia Josephi fabri lignarii arab. c. 3, des Protevang. Jacobi c. 3 und des Ev. de nativitate Mariae c. 6 war Maria frühzeitig von ihren Ältern in den Tempel gebracht und nach den beiden letztgenannten Evangelien daselbst von Engeln besucht und gespeist worden. Als sie das 14. (nach Protev. Jac. das 12.) Jahr erreicht hatte, wollten sie nach dem Evang.

Stelle Röm. 1, 3 gedenkt, indem die andere, 2 Tim. 2, 8, einem Briefe von sehr zweifelhafter Authentie angehört.

10) Vgl. **Krabbe**, Vorless. über das Leben Jesu. (Hamb. 1839.) S. 39. **Hase**, Leben Jesu. (Leipz. 1840.) S. 48.

11) Vgl. *Thilo*, Cod. apocr. N. T. I. p. 368 sq. **Strauß** a. a. O. I, S. 355 fg.

de nativ. Mariae c. 7 u. 8 die Priester entlassen, damit sie sich verheirathe. Sie aber weigerte sich und schützte das Gelübde immerwährender Keuschheit vor. Auf göttlichen Befehl wurden nun alle unverehelichten und heirathfähigen, der Davidischen Familie angehörigen Männer (nach Protev. Jac. alle Witwer des Volkes, nach der Hist. Jos. arab. zwölf Greise aus dem Stamme Juda) zusammenberufen. Aus wessen Stabe nach der buchstäblich verstandenen Stelle des Jesaia 11, 1 fg.: egredietur virga de radice Jesse, et flos de radice ejus ascendet, et requiescet super eum spiritus domini, eine Blume hervorsprossen (vgl. 4 Mos. 17) und auf dessen Spitze der heilige Geist in Gestalt einer Taube sich niederlassen werde, der solle die Maria ehelichen. Dieses Zeichen ereignete sich am Stabe des **greisen** Joseph und er gehorchte dem göttlichen Befehle [12]). Noch klarer offenbart sich der oben angegebene Zweck, die jungfräuliche Reinheit der Maria außer Zweifel zu stellen, in der Angabe der Hist. Josephi, daß die 12jährige Maria dem Joseph nur zur **Behütung** übergeben worden sei, während in dem Protev. Jacobi beide Darstellungen in einander fließen. Nach Cap. 8 dieses Apokryphon bestimmt nämlich der Engel des Herrn: an wessen Stabe das Zeichen sich ereignen werde, dessen Weib (*γυνή*) solle die Maria sein. Nachdem nun das Zeichen an dem Stabe des Joseph geschehen ist, wird dieser aufgefodert, die Jungfrau zur Behütung zu sich zu nehmen [*παραλαμβάνειν αὐτὴν εἰς τήρησιν ἑαυτῷ* [13]]). Er aber weigert sich, vorschützend, daß er als alter Mann mit einer so jungen Frau vor den Kindern Israel sich lächerlich machen werde. Von den Priestern jedoch mit dem göttlichen Zorne bedroht, gab er nach und nahm die Maria auf in seine Behausung zur Obhut ihrer jungfräulichen Reinheit [*εἰς τὴν τήρησιν* c. 9; *ἐφύλαξε τὴν παῖδα* c. 14 [14])], und ist nachmals bei der Schatzung in Zweifel, ob er sie als seine Gattin oder als seine Tochter einschreiben lassen solle, indem er im ersten Falle sich lächerlich machen, im zweiten eine Unwahrheit sagen werde [15]) (Cap. 17), wie denn auch im Verlaufe der Erzählung der Ausdruck *γυνή* vermieden und dafür *κόρη*, *παρθένος* oder *παῖς* gebraucht wird, und Joseph, nachdem er die Schwangerschaft der Maria bemerkt hat, Letztere nicht als beleidigter Ehegatte, sondern als von Gott bestellter und ihm verantwortlicher Ehrenwächter zur Rede setzt (Cap. 13). — Was aber den zweiten Punkt betrifft, nämlich die Ausgleichung und Ineinanderschiebung der beiden kanonischen Berichte von den Engelserscheinungen, so sucht das Protev. Jacobi c. 9—16 dieselben in folgender Relation zu vereinen. Nachdem Joseph die Maria in sein Haus aufgenommen hat, begibt er sich auswärts auf Arbeit. Inzwischen empfängt Maria die Verheißung des Engels Gabriel und stattet der Elisabeth den von Lucas erzählten Besuch ab. Im sechsten Monate ihrer Schwangerschaft kehrt Joseph zurück, geräth vor Schrecken über die Entdeckung des Zustandes seiner Pflegebefohlenen außer sich und setzt dieselbe zur Rede. Dieser ist die Offenbarung des Engels gänzlich aus dem Gedächtniß entschwunden, und sie betheuert, die Ursache ihrer Schwangerschaft nicht zu kennen. Schon im Begriffe, die Maria seiner Obhut heimlich zu entlassen, erhält er im Traume durch den Engel den beruhigenden Aufschluß. Joseph und Maria, vom Priester wegen des Geschehenen ins Verhör genommen, betheuern aufs Heiligste ihre Unschuld, und werden, nach dem Gesetze in 4 Mos. 5, 14 fg., Fluchwasser zu trinken genöthigt. Sie bleiben unversehrt, und der Priester erklärt sie für unschuldig. Hierauf erfolgte die Reise nach Bethlehem zur Schatzung. Nach dem Evang. de nativ. Mariae c. 8 sq. dagegen feierte Joseph, nachdem er durch das göttliche Zeichen zum Gemahl der Maria erkoren war, mit derselben seine Verlobung und kehrte darauf in seinen Wohnort Bethlehem zurück, um seine häuslichen Angelegenheiten zu ordnen und die zur Hochzeit nöthigen Anstalten zu treffen. Maria aber begab sich wieder nach Nazareth ins Haus ihrer Ältern. Daselbst empfing sie die Eröffnung des Engels Gabriel. Im vierten Monate ihrer Schwangerschaft kam Joseph wieder zu ihr. Ihren Zustand bemerkend, wollte er sich heimlich von ihr trennen, ward aber durch des Engels Mittheilung eines Besseren belehrt. Er vermählte sich nun mit Maria, aber ohne sie zu berühren, übernahm er nur das Amt eines Ehrenwächters ihrer jungfräulichen Reinheit und Unschuld. — Auch nach den Angaben der Kirchenväter heirathete Joseph die Maria erst als abgelebter Greis, und nicht um ehelichen Umgang mit ihr zu pflegen, sondern um die von ihr gelobte Keuschheit in Obhut zu nehmen [16]).

Diese apokryphischen Legenden bedürfen heutzutage keiner Kritik. Aber auch der historische Charakter der mitgetheilten kanonischen Berichte, insbesondere des Mittelpunktes derselben, der übernatürlichen Empfängniß und jungfräulichen Geburt des Herrn und deren Ankündigung durch Engel, ist seit dem Erwachen der historisch-kritischen Forschung den gerechtesten Bedenklichkeiten ausgesetzt gewesen. Kann auch die **Möglichkeit** eines solchen Wunders nicht in Abrede gestellt werden, so läßt sich doch dessen **Nothwendigkeit** in keiner Weise darthun. Denn der von orthodoxer Seite für die Nothwendigkeit gewöhnlich angeführte Grund, Jesus habe als sündenreiner Erlöser von der Sünde schon durch die Geburt aus dem

12) Nach der Hist. Jos. arab. c. 3 wurde Joseph unter den zwölf Greisen durchs Loos als derjenige bestimmt, welchem die Maria zur Behütung übergeben werden sollte. Die **Art** des Looses wird aber nicht angegeben. — Nach dem Protev. Jac. c. 9 kam die Taube **aus** dem Stabe und setzte sich auf Joseph's Haupt. 13) Die alte lateinische Version dieses Apokryphon hat schon vorher: hujus erit uxor *in custodiam*. 14) Mit dieser Darstellung stimmt auch das, wie es scheint, ungleich später verfaßte Evangelium de nativitate Mariae et de infantia Salvatoris c. 7—8 unter einigen Modificationen überein. 15) Nach der lateinischen Version, die auch hier größere Consequenz beweist, als ihr Original, soll letzteres in beiden Fällen geschehen, indem sie dem Joseph folgende Deliberation in den Mund legt: de hac autem puella quid faciam? Quomodo illam inscribam? Uxorem ipsam inscribam? Atqui *uxor mea non est*: ipsam enim *in conservationem accepi* ex templo Domini. Nonne filiam? sed noverunt omnes filii Israel, quod non est mihi filia.

16) Vgl. *Thilo*, Cod. apocr. I. p. 359 u. 365.

Zusammenhange mit der Sünde heraustreten müssen, beruht auf der falschen Voraussetzung, daß die allgemeine sittliche Mangelhaftigkeit durch die physische Zeugung fortgepflanzt werde. Aber die Richtigkeit dieser Voraussetzung selbst einmal zugegeben, so würde ja der *mütterliche* Antheil an der Sünde geblieben sein. Wollte man nun eine Entfernung dieses Antheiles durch übernatürliche Causalität annehmen, so berichten die Evangelisten hierüber nicht das Geringste, und dann hätte ja ganz auf gleiche Weise auch der männliche Antheil entfernt werden können[17]), und es hätte folglich der übernatürlichen Erzeugung überall nicht bedurft. Dazu kommt, daß sich weder ein Zusammenhang dieser Vorstellung mit irgend einer christlichen Grundidee, noch eine Bedeutung für das religiöse und sittliche Interesse im Allgemeinen nachweisen läßt. Nicht geringer sind die der Vorstellung entgegenstehenden historisch-kritischen Schwierigkeiten. Wir meinen keineswegs die von dem beiderseitigen Verhältnisse der Berichte des Matthäus und Lucas entnommene Bedenklichkeit[18]). Dieselbe erscheint uns nicht so groß, daß sie sich nicht könnte durch allerlei Vermuthungen beseitigen lassen[19]). Sondern die Hauptschwierigkeiten beruhen in Folgendem: Aus Apstgsch. 1, 21—32. 10, 36—41 erhellt nämlich aufs Unwidersprechlichste, daß die mündliche apostolische Tradition mit der Taufe des Johannes anhob und sich folglich nur auf das öffentliche Leben und Wirken Jesu bezog, worauf sich auch die Evangelien des Marcus und Johannes beschränken. Indem also der Inhalt der beiden ersten Capitel des Matthäus und Lucas nicht mit zu der mündlichen Verkündigung der Apostel gehörte, kann er auch nicht auf denselben Grad von Glaubwürdigkeit Anspruch machen, wie die evangelischen Berichte vom öffentlichen Leben des Herrn. Es kommt hinzu, daß Johannes, welcher die Mutter Jesu zu sich genommen hatte (Joh. 19, 27), nirgends auch nur die leiseste Hindeutung auf die übernatürliche Empfängniß des Herrn gibt. Ebenso wenig wird sie sonst im N. T. berührt und die *für* dieselbe geltend gemachten Stellen, Marc. 6, 3. Gal. 4, 4. Röm. 1, 3. Hebr. 7, 3, beweisen nicht das Mindeste. In der Stelle Marc. 6, 3 haben nämlich Einige die Bezeichnung Jesu durch *υἱὸς Μαρίας* urgirt, um so mehr, als Marcus auch sonst des Joseph, als des Vaters Jesu, nirgends gedenke. Allein in dieser Stelle werden ja die gegen den Herrn übelgesinnten Nazarethaner redend eingeführt, in deren Munde der Ausdruck nur zur *Herabsetzung* Jesu dienen und nicht die leiseste Andeutung auf dessen jungfräuliche Geburt enthalten kann. Und wenn, wie wir weiter unten sehen werden, Joseph frühzeitig, wenigstens jedenfalls noch vor dem öffentlichen Auftreten Jesu gestorben war, so lag die Bezeichnung *ὁ υἱὸς Μαρίας* den Übelwollenden am nächsten, um Jesum seiner leiblichen Herkunft nach kenntlicher, und, wenn seine Mutter als *Witwe* in ärmlichen Umständen lebte, verächtlich zu machen. Der Umstand, daß in dem zweiten Evangelium des Joseph nirgends gedacht wird, ist ganz bedeutungslos, da Marcus außer unserer Stelle keine Gelegenheit hierzu hatte, und auch die beiden anderen Synoptiker, mit Ausnahme von Luc. 4, 22 und Matth. 13, 55, in allen Abschnitten, die sie mit Marcus gemeinschaftlich haben, den Joseph unerwähnt lassen[20]). — In der Stelle Gal. 4, 4 ist der Ausdruck „vom Weibe geboren" nichts weiter, als Bezeichnung des rein Menschlichen mit dem Nebenbegriffe der Schwäche und Hinfälligkeit (vgl. Hiob 14, 1. Matth. 11, 11), und es soll damit der Contrast bemerkbar gemacht werden, der zwischen der erhabenen inneren Würde Christi als des Gottessohnes und seiner irdisch hinfälligen Erscheinung als Mensch stattgefunden habe. — Daß in der Stelle Röm. 1, 3 *πνεῦμα ἁγιωσύνης* nicht das den irdischen Ursprung Jesu bedingende, sondern vermöge des Gegensatzes *κατὰ σάρκα* das seine Person constituirende göttliche Princip, die göttliche *Seite* seines Wesens, bezeichne, darüber sind von jeher die namhaftesten Ausleger einverstanden gewesen. — Wollte man endlich Hebr. 7, 3 von Melchisedek in seiner Vergleichung mit Christus prädicirte *ἀπάτωρ* pressen, so würde zugleich aus dem beigesetzten *ἀμήτωρ* folgen, daß Jesus auch keine menschliche *Mutter* gehabt habe, was nicht einmal die Orthodoxen be-

17) Die altprotestantischen Dogmatiker erklärten die übernatürliche Entfernung des mütterlichen Antheiles der Erbsünde durch drei Hypothesen: 1) die der purificatio, nach welcher das vom heiligen Geiste mit Lebenskraft erfüllte weibliche Ei der Maria zuvor von der Erbsünde *gereinigt* wurde; 2) der conservatio, nach welcher dieses Ei seit der Erschaffung der Eva durch alle Generationen hindurch rein *erhalten* worden war; 3) der creatio, nach welcher bei der Conception ein neues Ei *geschaffen* wurde; vgl. *Hase*, Hutt. rediv. p. 228. 5. Aufl. Man begreift nun nicht, warum diese drei Hypothesen auf orthodoxem Standpunkte nicht auch auf das Semen virile des Joseph Anwendung erleiden sollen. 18) Vgl. *Strauß* a. a. O. I. S. 188 fg. *Bruno Bauer*, Kritik der Synoptiker. (Leipz. 1841.) 1. Th. S. 84 fg. 19) Vgl. z. B. *Ebrard*, Wissenschaftl. Kritik der evangel. Geschichte. (Frankf. a. M. 1842.) S. 228 fg.

20) Zwar existirt in Marc. 6, 3 noch die Variante *ὁ τοῦ τέκτονος υἱὸς καὶ Μαρίας*, welche *Fritzsche*, Comm. zu Marc. S. 200, zu vertheidigen sucht. Allein sie findet sich nur in wenigen und noch dazu späteren Codd. und Verss., und ist wahrscheinlich mit Rücksicht auf die Parallelstelle Matth. 13, 55 aus dem Vorurtheile entstanden, daß ein solches Handwerk der göttlichen Hoheit des Erlösers unwürdig sei, während man nicht begreift, wie aus der gewöhnlichen Lesart jene Variante habe entstehen können. Zwar setzte Origenes c. Cels. 6, 36, dessen Zeugniß Fritzsche geltend macht, dem Spotte des Celsus, daß der Stifter des Christenthums ein Zimmermann gewesen sei, die Bemerkung entgegen: *ὅτι οὐδαμοῦ τῶν ἐν ταῖς ἐκκλησίαις φερομένων εὐαγγελίων τέκτων αὐτὸς ὁ Ἰησοῦς ἀναγέγραπται.* Allein entweder kann Origenes unsere Stelle übersehen haben, oder, wenn er in seinem Texte die andere Lesart vorfand, so beweist dies nur den Anstoß, den man schon frühzeitig an der gewöhnlichen Lesart nahm, und der eben durch die Spöttereien der Heiden genährt und erhöht worden sein mochte. Zwar erinnert Fritzsche, daß die Betreibung eines Handwerkes unter den Juden nicht habe zur Verachtung gereichen können, da selbst die Gelehrten ein solches zu erlernen gepflegt hätten. Aber die spöttischen Landsleute Jesu wollen doch offenbar nur sagen, daß sie Jesum bisher *nur* als Zimmermann gekannt hätten, und darum dessen Weisheit ihnen befremdlich sei. Vgl. *Neander*, Leben Jesu. (Hamb. 1837.) S. 46 fg. *Strauß* a. a. O. I. S. 355. — Übrigens führt Jesus bekanntlich im Koran an unzähligen Stellen das Prädicat *Sohn der Maria*, jedenfalls wegen seiner übernatürlichen Erzeugung, die auch jenes Religionsbuch anerkennt; vgl. die 3. u. 19. Sure.

haupten können und wollen. Endlich galt Jesus unter seinen jüdischen Zeitgenossen für einen Sohn Joseph's; sie äußern dies sogar in seiner Gegenwart, ohne daß er sie widerlegt; vgl. Matth. 13, 55. Luc. 4, 22. Joh. 6, 42. Cap. 1, 46. Den Stammregistern bei Matthäus und Lucas liegt die Voraussetzung zu Grunde, daß Jesus ein Sohn Joseph's aus der Ehe mit Maria sei [21]), welcher Ansicht in der ältesten Kirche bekanntlich auch ein Theil der Ebioniten, Cerinth, Karpokrates u. And. waren [22]). Matthäus und Lucas können daher bei ihrer Ansicht von der übernatürlichen Empfängniß Jesu die jedenfalls bereits vorgefundenen Genealogien entweder nur in Inconsequenz, oder weil sie dem genealogischen Interesse judenchristlicher Leser Gnüge leisten wollten, aufgenommen haben. Begreift doch auch Lucas den Joseph mit unter dem Ausdrucke *οἱ γονεῖς αὐτοῦ* Cap. 2, 41 [23]), und läßt die Maria den Joseph als Vater Jesu bezeichnen Cap. 2, 48. „Und gesetzt," bemerkt Röhr [24]) mit Recht, „es wäre zu Jesu Zeit die Geschichte seiner übernatürlichen Geburt im jüdischen Lande bekannt gewesen, wie würden dies seine Widersacher benutzt haben, die Ehre seiner hehren Mutter zu beschmitzen, ihm eine zweideutige Entstehung vorzuwerfen, kurz, mit ihm in demselben Geiste zu verfahren, wie es die späteren jüdischen Rabbinen in ihren bekannten Schmähschriften thun." Es bleibt daher der rationellen Betrachtung nichts Anderes übrig, als Jesum für einen in der Ehe mit Maria erzeugten Sohn Joseph's [25]), die Erzählung von der übernatürlichen Empfängniß Jesu aber für einen reinen (d. h. einen solchen, dem gar nichts Factisches zu Grunde liegt) oder philosophischen Mythus zu halten [26]). Hierin sind auch alle aufgeklärten Theologen einverstanden, so sehr sie auch über den Entstehungsgrund des Mythus verschiedener Ansicht sind. Nach C. F. K. Rosenmüller's [27]) Vorgange fanden Viele, zuletzt noch Strauß [28]) und Ammon [29]), die Quelle des Mythus in der messianisch gedeuteten Stelle Jes. 7, 14. Allein da man im damaligen Judenthume die Vorstellung von einer übernatürlichen Erzeugung des Messias vergebens sucht, so muß sich die urchristliche Ansicht von dieser Eigenschaft des Herrn unabhängig von der Jesaianischen Stelle gebildet, und erst nachdem sie sich gebildet hatte, kann man in dem prophetischen Ausspruche, als vermeintlichem Orakel, einen Stützpunkt für dieselbe gesucht haben. Ebenso wenig läßt sich der Ursprung des Mythus mit Strauß [30]) aus der materialistischen Auffassung des messianischen Ehrenprädicates Sohn Gottes, oder aus der buchstäblichen Deutung des auf den Messias bezogenen göttlichen Ausspruches Psalm 2, 7: „Du bist mein Sohn, heute habe ich dich gezeugt," ableiten, da außer Luc. 1, 35 der Ausdruck *υἱὸς θεοῦ* im N. T. nirgends im physischen Sinne vorkommt, der Ausspruch Ps. 2, 7 aber in der einzigen Stelle, wo er auf Jesum bezogen wird, Hebr. 1, 5, nicht zum Beweise für die physische, sondern für die metaphysische Bedeutung des Namens Sohn Gottes gebraucht wird. Strauß erinnert auch an die jüdische Vorstellung, daß bei Erzeugung frommer Personen der heilige Geist mitwirke. Allein in den betreffenden rabbinischen Stellen ist ausdrücklich von naturgesetzmäßiger Beiwohnung der Eheleute die Rede, bei welcher die Wirksamkeit des göttlichen Geistes nur concurrirt, keineswegs aber den geschlechtlichen Antheil des männlichen Ehetheils ersetzt [31]). Noch weniger läßt sich ein historischer Zusammenhang der biblischen Erzählung mit den in Sinn und Charakter ganz disparaten griechischen und indischen Mythen [32]) von Götter- und Jungfrauensöhnen nachweisen. Dieselben beweisen nur, wie weit im Alterthume die Neigung verbreitet war, ausgezeichnete und um ihr Geschlecht hochverdiente Männer durch übernatürlichen Ursprung zu verherrlichen und darin zugleich die

21) Vgl. Strauß a. a. O. I. S. 211 fg. 22) Vgl. die hierher gehörigen patristischen Stellen bei Ludewig, Historisch-kritische Untersuchungen über die verschiedenen Meinungen von der Abkunft unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi. (Wolfenbüttel 1831.) S. 96 fg. — Unter den apostolischen Vätern kommt nur bei Ignatius ad Ephes. c. 7 (*γενόμενος θεὸς — — ἐκ Μαρίας καὶ ἐκ θεοῦ*) die Vorstellung von der jungfräulichen Geburt der Maria vor. 23) Auch Luc. 2, 33 haben viele alte und gute Auctoritäten statt der gewöhnlichen Lesart *Ἰωσὴφ καὶ ἡ μήτηρ αὐτοῦ* die von Griesbach aufgenommen, für welche sich auch De Wette entscheidet: *ὁ πατὴρ αὐτοῦ καὶ ἡ μήτηρ.* Indessen findet sich V. 43 *Ἰωσὴφ καὶ ἡ μήτηρ αὐτοῦ* ohne Variante, daher man mit größerer Wahrscheinlichkeit annimmt, daß jene Variante aus einer dem Namen *Ἰωσὴφ* beigeschriebenen Glosse *ὁ πατὴρ αὐτοῦ* entstanden ist. Vgl. Meyer, Krit.-exeget. Handb. zu Matth., Marc. u. Luc. S. 254. 24) Briefe über den Rationalismus. S. 234. 25) Vgl. (Ernst Joh. Conr. Walther) Versuch eines schriftmäßigen Beweises, daß Joseph der wahre Vater Jesu sei. (Berlin 1792.) 52 SS. (Eine kurze Inhaltsangabe dieses Schriftchens s. in Bretschneider's Dogmatik. [Leipz. 1838.] 2. Bd. S. 174 fg. Anm. 135. 4. Aufl.) Vgl. dagegen Euchar. Ferd. Chr. Örtel, Antijosephismus. Germanien 1792. *Gebauhr* (praes. *Hasse*), Diss., in qua probatur, Josephum verum ac genuinum Jesu patrem ex scriptura s. non fuisse. (Regiom. 1792. 4.) 26) Vgl. die von Strauß a. a. O. 1. S. 229 angeführte Literatur, wo noch Weiße, Die evangel. Gesch. 1. Th. S. 151 und Gelpke, Die Jugendgeschichte des Herrn. S. 46 fg. beizufügen sind.

27) Über die Geburt des Heilandes von der Jungfrau in Gabler's theol. Journal für auserlesene theol. Literatur. Jahrg. 1806. S. 253 fg. 28) a. a. O. I. S. 233. 29) Leben Jesu. 1. Th. S. 190 fg. Die übrigen für und wider die biblische Vorstellung erschienenen Schriften sind verzeichnet von Ludewig a. a. O. S. 51 fg. Hase, Leben Jesu. S. 48 fg. 3. Aufl. Bretschneider's systemat. Entwickelung aller in der Dogmatik vorkommenden Begriffe. S. 567—570. 4. Aufl. (Leipz. 1841.) 30) a. a. O. I. S. 233. 31) Vgl. Paulus, Exeget. Handbuch. I, a. S. 115. 32) Vgl. Baumgarten-Crusius, Biblische Theologie. S. 397. Neander, Leben Jesu. S. 16. Schon der Verfasser des Koran Sure 19 bewährt eine richtigere Einsicht in den Unterschied zwischen den griechischen Mythen und der biblischen Erzählung, wenn er daselbst bemerkt: Es schicke sich nicht für Gott, einen Sohn gezeugt zu haben; wolle er etwas, so dürfe er nur sagen, es werde, und im Augenblicke sei es da. Am würdigsten ist noch die Vergleichung mit dem übernatürlichen Ursprunge des Platon, den nach einer von Diogenes von Laerte aufbewahrten Sage Apollon mit der Jungfrau Periktione erzeugt haben soll, und welche daher auch von ihrem Gatten Ariston nicht eher berührt wurde, als bis sie den Platon geboren hatte, daher in Bezug auf Letzteren *Hieronym.* adv. Jovinian. I, 26 mit Recht bemerkt: Sapientiae principem non aliter arbitrantur nisi de partu virginis editum.

Quelle ihrer höheren geistigen Gaben und Kräfte zu erklären. Die Quelle des biblischen Mythus ist daher lediglich in der Triebkraft der urchristlichen religiösen Überzeugung zu suchen, daß in der Person Jesu göttliche Lebenselemente zur Erscheinung gekommen seien und gleich von Geburt an eingewohnt haben, wie denn auch von der geläutertsten Vernunftbetrachtung die in Jesu von Nazareth in höchster Potenz wirksame religiöse Genialität und die in ihm waltenden höheren Kräfte, durch die er mit der Gottheit auch in engerer metaphysischer Verwandtschaft stand, als irgend ein Anderer unseres Geschlechtes, als etwas Ursprüngliches, vom Schöpfer selbst zum Zwecke der Erlösung der Menschheit Mitgetheiltes anerkannt werden müssen. Nun galten die Jungfrauen von jeher als Symbole der Reinheit und Unschuld. Daher lag es nahe, Jesum als den Träger göttlicher Lebenselemente und als den Reinen und Sündlosen aus dem Schoße einer Jungfrau hervorgehen zu lassen [33]). Und da Maria durch Pflegung sinnlicher Lust die göttliche Leibesfrucht in ihrem Schoße entweiht haben würde, so wurde die dichtende Sage von selbst zu der Annahme geführt, daß Joseph bis zur Geburt des Herrn sich des ehelichen Umganges mit seiner Gattin enthalten habe; Matth. 1, 25; während diejenige Form der Sage, welcher Lucas folgt, den Joseph zur Maria bis zur Geburt des heiligen Kindes nur in das Verhältniß der Verlobung setzt, Luc. 2, 5.

Durch die Annahme eines Mythus entgeht man zugleich der Nothwendigkeit jener empörenden, ebenso ungeschichtlichen, als der jungfräulichen Unschuld und Ehre der Maria nachtheiligen, zum Glück einer ernstlichen Widerlegung nicht bedürftigen Meinungen von einer natürlichen außerehelichen Schwangerschaft der Maria. Es gehört hierher I) die im Detail sehr verschieden ausgeprägte Verleumdung, daß dieselbe als bereits mit einem Andern Verlobte der sträflichen Umarmung eines gewissen Panthera oder Pandira sich preisgegeben habe [34]). Diese Verleumdung finden wir zuerst bei Celsus bei Origenes contra Celsum I, 28. 32, und dann in fast ununterbrochener Tradition in der jüdischen Polemik wider das Christenthum. Wahrscheinlich bezieht sich darauf auch die jüdische Anklage in den Acten des Pilatus, daß Jesus *ἐκ πορνείας* entsprossen sei [35]), und der im Koran Sure 4 den Juden gemachte Vorwurf, daß sie wider die Maria eine schreckliche Lästerung ausgestoßen hätten. Im Talmud findet sich dieselbe in verschiedenen Gestaltungen; z. B. tract. Sanhedrin c. 7. fol. 67. col. 1. Schabbath c. 12. fol. 104. col. 2, und im Detail ist sie durchgeführt in den beiden wahrscheinlich nicht vor dem 13. Jahrhunderte verfaßten jüdischen Schandschriften סֵפֶר תּוֹלְדוֹת יֵשׁוּ (herausgegeben mit Widerlegung von Wagenseil als Beilage zu s. Tela ignea Satanae. Altd. 1781. 4.) und סֵפֶר תּוֹלְדוֹת יֵשׁוּעַ הַנּוֹצְרִי (herausgeg. von *Jo. Jac. Huldricus*, Tigurinus. Lugd. Bat. 1705. 8. 128 SS.). In den verschiedenen Gestaltungen der Sage führt der Buhle jenen Namen entweder ohne Beisatz, und in diesem Falle schließen sich die Verleumder an den biblischen Bericht in soweit an, als sie den beeinträchtigten Verlobten Joseph nennen. Oder Panthera wird mit Joseph identificirt als יוֹסֵף פַּנְדֵּרָא, und in diesem Falle als Verlobter der Maria ein gewisser Jochanan genannt. Nach der Darstellung des von Huldricus herausgegebenen Buches endlich hatte sie einen Mann, Namens Papus, gehabt, war aber diesem entlaufen und mit Joseph sträflichen Umgang eingegangen. Diese verleumderische Sage mag wol nicht viel jünger sein, als das christliche Dogma von der übernatürlichen Erzeugung Jesu, und letzteres scheint den Feinden des Christenthums den Anknüpfungspunkt für die Anklage dargeboten zu haben. Über den Ursprung des Namens Panthera sind mancherlei Vermuthungen aufgestellt worden. Am ansprechendsten und wahrscheinlichsten ist die von Nitzsch [36]): der Name sei nichts weiter als der griechische Thiername *πανθήρα*, und der Panther, insbesondere der weibliche Panther, habe, wie das lateinische lupa, als Bild habsüchtiger Wollust, geiziger Buhlerei gedient, und man habe demgemäß ursprünglich Jesum als „Sohn der Buhlerin" bezeichnet. Sonach wäre die Verleumdung heidnischen Ursprunges und von da zu den Juden übergegangen. Bald aber hätte sich die Sage, wie das oft der Fall war, über ihre eigene Erfindung getäuscht, und man hätte den Ausdruck Bar oder Ben Panthera für ein wirkliches Patronymicum gehalten, sodaß sich dieselbe Erscheinung darböte, wie in der jüdischen Streitfrage, ob in der Bezeichnung Jesu als Ben Stada (Sohn der Abgewichenen) das Wort Stada Name des Mannes der Mirjam oder der Mirjam selbst sei. Das Auffallendste bei der ganzen Sache war aber, daß der Name Panthera wieder von den christlichen Kirchenvätern ergriffen und in die evangelischen Geschlechtsregister Jesu mit eingereihet wurde, indem Epiphanius (Haer. 78, 7) den Joseph und Kleophas als Söhne des Jacob mit dem Beinamen *Πάνθηρ* bezeichnet, Johannes Damascenus dagegen in seiner *ἔκθεσις τῆς ὀρθ. πίστεως* IV, 14 behauptet, Levi habe den Melchi und Panther, Letzterer den Barpanther und dieser den Joachim, den Vater der Gottesgebärerin, gezeugt [37]). — II) Die Behauptung eines Ungenannten in einem handschriftlichen Aufsatze Meditatio de Josepho Christi parente naturali, welche in den „Unschuldigen

33) So hätten wir denn hier einen von den wenigen Fällen, auf welche das Princip Bruno Bauer's seine Anwendung findet, nach welchem die evangelischen Erzählungen als Verkörperungen urchristlicher Ideen zu betrachten und nicht aus jüdisch-messianischen Begriffen abzuleiten sind. 34) Vgl. außer den oben im Texte zu nennenden Hauptwerken von Wagenseil und Huldricus folgende Schriften: *Schöttgen*, Horae hebraicae. II. p. 693 sqq. Eisenmenger, Entdecktes Judenthum. 1. Bd. S. 105 fg. Paulus, Exeget. Handbuch. I, a. S. 156 fg. *Thilo*, Codex apocr. I. p. 528 sq. Ammon a. a. O. I. S. 131. 147. 35) Vgl. *Thilo* l. c. p. 528.

36) In d. Abhdl.: Über eine Reihe talmudischer und patristischer Täuschungen, welche sich an den misverstandenen Spottnamen בֶּן־פַּנְדִּירָא geknüpft, in Ullmann und Umbreit, Theol. Studien und Kritiken. Jahrg. 1840. 1. Heft. S. 115—120. 37) Das Genauere hierüber s. bei Nitzsch a. a. O. S. 118 fg.

Nachrichten.“ Jahrg. 1711. S. 622—627 zu widerlegen gesucht wird: Jesus sei der leibliche Sohn des Joseph, den derselbe auf Geheiß des Engels Gabriel mit Maria noch vor der Verehelichung gezeugt habe[38]). III) Der Einfall Venturini's[39]): Der wirkliche Vater Jesu sei Joseph von Arimathäa, welcher damals ein schöner und blühender Jüngling, obgleich schon Mitglied des hohen Rathes, selbst von der messianischen Hoffnung schwärmerisch durchdrungen, in der gleichfalls schwärmerischen Maria erst geheimnißvolle Erwartungen entzündet und dann unter günstigen Umständen die religiös-begeisterte Stimmung der Maria benutzt habe, um in ihrer Umarmung den Messias zu erzeugen. Venturini ist frech genug, zur Begründung dieses Einfalls als Analogie eine Erzählung des *Joseph.* Antiqq. XVIII, 3, 4 zu benutzen. Nach derselben hatte sich zu Rom ein vornehmer Wollüstling, der Ritter Decius Mundus, in die schöne und keusche Paulina, die Gattin des edlen Saturninus, verliebt. Diese aber wies alle seine Anerbietungen standhaft zurück. Da bestach er die Isispriester, welche der Paulina die Meinung beibringen mußten, der Gott Anubis wünsche sie im Tempel zu umarmen. Der Betrug gelang, und Decius Mundus war noch dazu so grausam, nach geschehener That sich desselben zu rühmen und so die edle Römerin aus ihrem süßen schwärmerischen Wahne furchtbar aufzuschrecken. — IV) Die von einem Ungenannten in der Schrift: „Die natürliche Geburt Jesu von Nazareth historisch beurkundet durch Flavii Josephi jüdische Alterthümer XVII, 2, 4. Geschrieben von einem Greise im Jahre 1823. (Neustadt an d. Orla 1830. VI u. 150 S.)[40]) mit unerhörter Willkür aus der genannten Stelle des Josephus[41]) herausgesponnene Hypothese: Die Pharisäer, der tyrannischen Herrschaft Herodes' des Großen müde, hätten einen Messias aufzustellen beschlossen und zur Erzeugung desselben einen bildschönen, wollüstigen Jüngling, Namens Carus, ausersehen. Die Hauptleitung des Betruges habe der Priester Zacharias, der Vater Johannis des Täufers, übernommen. Durch einen geheimen Boten sei die Maria in dessen Haus gelockt worden, und daselbst habe man den Carus in der Rolle des Engels Gabriel mit ihr zusammengebracht. Das neuge-

---

38) Durch des Verfassers Gründe wird zwar nicht die eigene Meinung begründet, wol aber das Dogma von der übernatürlichen Erzeugung Jesu widerlegt, und sie treffen in dieser Beziehung größtentheils mit der neuesten Kritik zusammen, daher die Mittheilung der wichtigsten unter denselben nicht uninteressant sein dürfte: 1) Christum ex semine Davidis oriundum dici non posse, si non sit a Josepho procreatus, eo quod illa phrasis semper de mascula stirpe intelligatur. 2) Genealogiam Christi apud Matthaeum et Lucam utrinque a Josepho deduci, nullibi a Maria. 3) Josephum ab evangelistis diserte patrem Christi appellari. 5) Ad verum et naturalem hominem formandum non opus esse miraculosa conceptione. 7) Nihil prophetas, nihil apostolos, nihil ipsum servatorem de articulo illo fidei dixisse. 8) Religionem nostram hoc miraculo carere posse. Der Verfasser sucht seine Ansicht theils durch freie Kritik der evangelischen Berichte zu gewinnen, in welcher Beziehung seine Bemerkung: Matthaeum et Lucam in enarranda hac historia, *ut in aliis non raro, errasse* bona fide, *ex fama* videlicet scribentes; argumento esse ipsorum dissensiones ganz an die neueste Zeit erinnert, theils sucht er sie durch gezwungene Exegese mit dem Texte in Einklang zu bringen. So sucht er z. B. die Notiz in Luc. 3, 23 durch die Bemerkung unschädlich zu machen, *νομίζειν* werde sehr häufig auch von einer richtigen Meinung gebraucht. 39) in seinem berüchtigten Buche: Natürliche Geschichte des großen Propheten von Nazareth. 1. Bd. (1800.) S. 140 fg. Auf dieselbe oder eine ähnliche Blasphemie läuft zuletzt auch die Ansicht des Dr. Paulus hinaus, wie sehr derselbe auch sie ins Dunkel zu hüllen bemüht ist. Er erklärt nämlich das *πνεῦμα ἅγιον* in Luc. 1, 35 von der eigenen Frömmigkeit der Maria, und *δύναμις ὑψίστου* übersetzt er durch gottwohlgefällige Wirksamkeit, nämlich eines männlichen Individuums. In Luc. 1, 28 läßt Paulus nach einigen, jedoch lange nicht ausreichenden, kritischen Zeugnissen das Wort *ἄγγελος* weg, sodaß blos zu übersetzen sei: ein Hereinkommender. Demnach kann die Ansicht des Dr. Paulus kaum eine andere sein, als Maria habe in einem schwärmerischen Wahne, zur Messiasgebärerin ausersehen zu sein (*πνεῦμα ἅγιον*), dem Umgange eines unbekannten Betrügers oder Betrogenen, den sie für den Engel Gabriel gehalten, sich preisgegeben. Ja I, a S. 118 sucht er die Muthmaßung Venturini's noch durch mehre angebliche Anknüpfungspunkte in jüdischen Vorurtheilen zu schärfen. Gleichwol fügt er wieder einlenkend hinzu: „Wer aber einen höheren Standpunkt erreicht hat, wird alle dergleichen Muthmaßungen nur mit dem Wunsche anhören: Möchte doch nie an den Körper Jesu mehr als an seinen Geist gedacht werden!“ Gegen Paulus' Ansicht vgl. Gabler im neuesten theolog. Journal. 7. Bd. 4. Stück. S. 407 fg. Strauß a. a. O. I. S. 225 fg. Mit Unrecht machen Olshausen, Bibl. Commentar. I. S. 47 und Neander a. a. O. S. 9 der mythischen Auffassung den Vorwurf, daß auch sie solche blasphemische Annahmen begünstige, indem, sobald die übernatürliche Erzeugung Christi geleugnet werde, man doch eine geschichtliche Grundlage des Matthäischen Berichtes anzunehmen genöthigt sei, und dies sei dann eine natürliche Schwangerschaft der Maria zum Nachtheile ihres Verlobten. Allein diese Nöthigung leuchtet durchaus nicht ein. Jene Theologen verkennen gänzlich die dramatisirende Art der dichtenden Sage. Diejenige Sage nämlich, welcher Matthäus folgt, hat sich jedenfalls in folgender Weise gebildet: Die übernatürliche Empfängniß Jesu durch eine Jungfrau stand bereits in der Anschauung der urchristlichen Gemeinde fest. Da drängte sich nun der Sagenpoesie ganz natürlich die Frage auf, wie sich Joseph bei Wahrnehmung des leiblichen Zustandes seiner Verlobten verhalten habe. Ein Mistrauen desselben in die Maria und in Folge der Entschluß, das Verhältniß zu ihr abzubrechen, war die natürlichste Annahme. Der Gerechtigkeit, Güte und Weisheit Gottes geziemte es nun, dies Mistrauen zu beseitigen, und die dichtende Sage wählte als Vermittelung das Traumgesicht, welches zugleich geeignet war zur feierlichen Ankündigung der Geburt des Erlösers.

40) Ausführliche Relationen des Inhaltes dieser wunderlichen Schrift findet man im theologischen Literaturblatt der allgem. Kirchenzeitung 1832. Nr. 16—18 u. Leipziger Literaturzeitung. Jahrg. 1832. Nr. 119. 41) In dieser Stelle wird nichts weiter erzählt, als die Pharisäer hätten der Gemahlin des Pheroras, Bruders des Herodes, die baldige Entthronung dieses Königs und seiner Nachkommen geweissagt, worauf die Herrschaft auf Pheroras und seine Nachkommen übergehen werde. Herodes, hiervon in Kenntniß gesetzt, habe die Schuldigsten hinrichten lassen, unter ihnen den Eunuchen Bagoas und den Carus, der alle seine Zeitgenossen an Schönheit übertroffen habe. Bagoas nämlich sei von den Pharisäern durch die Zusicherung gewonnen worden, daß er der Vater und Wohlthäter des nach ihrer Weissagung zukünftigen Königs genannt werde, welcher, Alles in seiner Gewalt habend, ihm die Kraft des Beischlafs und der Erzeugung eigener Kinder verleihen werde. — Es handelte sich mithin, besonders nach dem letzten Theile dieser Notiz, allerdings um die Aufstellung eines Messias, aber die Erwartung desselben wurde ja, nach dem klaren Wortsinne der Stelle, an die Familie des Pheroras, nicht aber an die Person des Carus, geknüpft.

borene Kind, Jesus, sei den Essäern zur Erziehung übergeben worden. Als nach des Archelaus Entfernung die Pharisäer und Synedristen für ihre hierarchischen Bestrebungen wieder freiere Hand bekommen, hätten sie eines Messias nicht mehr bedurft und daher Jesum aufgegeben. Nun erst, nachdem dieser sich selbst überlassen gewesen, sei die besondere Gestalt seines Charakters und Auftrittes möglich geworden, wie er denn schon von den Essäern in ihrem Sinne zum Messias erzogen worden sei. Vgl. hiergegen Korb, Anticarus. (Leipzig 1831.)

Aus Luc. 2, 7 und Matth. 1, 25 (*οὐκ ἐγίνωσκεν αὐτὴν, ἕως οὗ ἔτεκε τὸν υἱὸν αὐτῆς τὸν πρωτότοκον*) geht unzweifelhaft hervor, daß Joseph mit Maria noch mehre Kinder erzeugte. Zwar hat man nicht selten aus nachher zu berührenden dogmatischen Gründen behauptet, Jesus werde hier *πρωτότ.* deshalb genannt, weil Maria vorher noch keine Kinder gehabt habe. Allein, wenn man auch ein Kind bei seiner Geburt das Erstgeborene nennen kann, weil die Möglichkeit vorhanden ist, daß noch Andere nachgeboren werden [42]), so konnte dies doch keinesweges in dem fraglichen Falle von den Evangelisten geschehen, welche zu einer Zeit schrieben, in der es nach jener Annahme längst entschieden war, daß Jesus das einzige Kind seiner Mutter gewesen. Da nun in den Stellen Matth. 12, 46 fg. 13, 55 fg. Marc. 3, 31 fg. 6, 3. (hier und in der Parallelstelle Marc. 13, 55 werden die Brüder mit Namen genannt: Jacobus, Joses, Simon und Judas) Luc. 8, 19. Joh. 2, 12. Apstgsch. 1, 14 ausdrücklich Brüder oder Brüder und Schwestern [43]) Jesu in Verbindung mit seiner Mutter Maria (Matth. 13, 55 auch in Verbindung mit Joseph), anderwärts (Joh. 7, 3. 5. 1 Kor. 9, 5. Gal. 1, 19) Brüder des Herrn schlechthin erwähnt werden, so scheint es beim ersten Blicke die ausgemachteste Sache zu sein, daß man in allen diesen Stellen an nachgeborene leibliche Kinder des Joseph aus der Ehe mit Maria zu denken habe. Gleichwol ist diese Annahme theils durch anderweite historische Data, theils aber auch durch die dogmatische Befangenheit der kirchlichen Theologen dermaßen zweifelhaft geworden, daß die Frage, wer jene Brüder und Schwestern Jesu gewesen, und in welchem verwandtschaftlichen Verhältnisse sie mithin zu Joseph gestanden haben, zu den verwickeltsten, die Urgeschichte des Christenthums betreffenden Untersuchungen gehört und im Verlaufe der Zeit sechs Ansichten hierüber ans Licht getreten sind; nämlich: I) die Brüder und Schwestern des Herrn seien leibliche Kinder Joseph's aus einer früheren Ehe. Dies ist die Ansicht sämmtlicher apokryphischer Evangelien (Protev. Jac. 9. 17. Hist. Josephi arab. 2. Ev. infant. arab. 35 u. 43. Ev. de nativ. Mariae et inf. serv. c. 8 (ed. *Thilo* p. 362), sowie der meisten Kirchenväter [44]), welche in Relation der Namen der vier *ἀδελφοί* mit Matth. 13, 55. Marc. 6, 3 übereinstimmen, während sie desto mehr in Angabe der Namen der Schwestern Jesu, deren die älteren Kirchenschriftsteller zwei, spätere dagegen drei [45]) annehmen, von einander abweichen [46]). Jene angebliche frühere Gattin des Joseph nennen Einige Salome, Andere Escha [47]). Erwägt man aber die oben geschilderte unverhohlene Tendenz der apokryphischen und patristischen Schriftsteller im dogmatischen Interesse für die übernatürliche Zeugung Jesu auch die immerwährende Jungfrauschaft der Maria zu vertheidigen, indem der zu einem so ausgezeichneten Gefäße der göttlichen Allmacht und Gnade ausersehen gewesene Leib durch sinnliche Berührung eines Mannes entweiht worden wäre [48]), so wird man diese Ansicht zwar als dogmatisch consequent und in ihren Prämissen ästhetisch-schön finden, desto gerechteren Verdacht aber gegen deren historische Wahrheit hegen müssen. — Eine bloße Modification der so eben beurtheilten Ansicht, nur künstlicher, complicirter und willkürlicher, ist die neuerdings von Tholuck [49]) als die beste Auskunft zur Schlichtung der Streitfrage bezeichnete Hypothese Theophylakt's [50]): die Brüder und Schwestern Jesu seien Kinder des Joseph aus einer Leviratsehe (5 Mos. 25, 5—10) mit seines Bruders Klopas oder Alphäus Weibe, der Maria, der Schwester der heiligen Jungfrau (Joh. 19, 25), weshalb der Erstgeborene, Jacobus, der nachmalige Apostel, sowol den Beinamen *ὁ τοῦ Ἀλφαίου* und doch zugleich auch *ἀδελφὸς τοῦ κυρίου* habe führen können. Gegen diese Hypothese streiten aber nicht nur die der vorigen Ansicht entgegenstehenden Bedenken, sondern auch diejenigen Gründe, die wir gegen die dritte Meinung geltend zu machen haben werden. Da übrigens die vermeintliche Leviratsgattin Maria zur Zeit des Todes Jesu noch lebte (Joh. 19, 25. Matth. 27, 56. Marc. 15, 40. 47. 16, 1. Luc. 24, 10), so hätte man überdies noch anzunehmen, daß ihre Ehe mit Joseph vor dessen Verlobung mit der Jungfrau Maria wieder aufgelöst worden sei. — Nach der dritten Ansicht werden in allen neutestamentlichen Stellen unter den Brüdern und Schwestern Jesu Geschwisterkinder desselben (*ἀνεψιοί*, consobrini), nämlich Kinder der Maria, der Schwester der heiligen Jungfrau, und des Klopas

42) Die Voraussetzung dieser Möglichkeit liegt auch in der alttestamentlichen Gesetzesvorschrift 2 Mos. 13, 2, auf welche sich daher die Orthodoxen mit Unrecht berufen, zum Beweise jenes angeblichen Gebrauches von *πρωτότοκος*. Gegen die noch unsinnigere Behauptung, daß durch den Satz *οὐκ ἐγίνωσκεν αὐτὴν ἕως οὗ κ. τ. ἑ.* die eheliche Gemeinschaft zwischen Joseph und Maria für alle Zeiten ausgeschlossen werde, vgl. Strauß a. a. O. I. S. 239. 43) Auch in Marc. 3, 32 haben Mill, Matthäi, Griesbach und Lachmann nach vielen kritischen Auctoritäten einen Zusatz *καὶ αἱ ἀδελφαί σου* aufgenommen, aber wol mit entschiedenem Unrecht; vgl. Fritzsche u. Kühnöl z. d. St.

44) Vgl. die Stellen bei Thilo a. a. O. S. 362 fg. Origenes zu Matth. p. 463. T. III., ed. *de la Rue* führt als Quelle dieser Ansicht auch das Evangelium Petri an. 45) Auch der Evangelist Matthäus scheint an mehr denn zwei Schwestern gedacht zu haben, indem er sonst den Nazarethanern nicht wohl die Worte *καὶ αἱ ἀδελφαὶ αὐτοῦ οὐχὶ πᾶσαι πρὸς ὑμᾶς εἰσι;* hätte in den Mund legen können. 46) Vgl. Thilo a. a. O. S. 363. 47) Vgl. Thilo a. a. O. 48) Origenes a. a. O. spricht dies gradezu aus: *οἱ ταῦτα λέγοντες τὸ ἀξίωμα τῆς Μαρίας ἐν παρθενίᾳ τηρεῖν μέχρι τέλους βούλονται, ἵνα μὴ τὸ κριθὲν ἐκεῖνο σῶμα διακονήσασθαι τῷ εἰπόντι λόγῳ· πνεῦμα ἅγιον ἐπελεύσεται ἐπί σε — — γνῷ κοίτης ἀνδρὸς μετὰ τὸ ἐπελθεῖν ἐν αὐτῇ πνεῦμα ἅγιον κ. τ. ἑ.* 49) Commentar zu Joh. 2, 12. 50) Comment. zu Matth. Cap. 13 und zu Galat. 1, 19.

oder Alphäus, nach Hegesippus (bei Euseb. K.-G. III, 11 und IV, 22) eines Bruders des Joseph, verstanden. Diese Ansicht wurde zuerst von Hieronymus [51]), dann von Theodoret [52]), Augustinus [53]) und Anderen vorgetragen, gelangte zu fast allgemeiner Anerkennung in der Kirche des Mittelalters, erhielt sich in diesem Ansehen auch nach der Reformation bei den Katholiken und orthodoxen Protestanten [54]) und fand noch neuerdings an Jessien [55]), Guerike [56]), Olshausen [57]), Kuhn [58]), Schneckenburger [59]) und Anderen namhafte Vertheidiger. Ihren Ursprung verdankt diese Ansicht einem noch weit stärkeren dogmatischen Vorurtheile als die beiden ersten. Die kirchlich dogmatische Strenge begnügte sich nämlich für die Länge nicht mit der beständigen Jungfrauschaft der Maria, sondern vindicirte dieselbe auch, und zwar that dies zuerst Hieronymus [60]), dem Joseph, und sah sich daher genöthigt, die *ἀδελφοὶ τοῦ κυρίου* zu bloßen Vettern herabzusetzen. Doch fehlt es auch nicht an historischen Gründen, um deren willen mehre Neuere für diese Ansicht sich entschieden, während Andere mehr oder minder bewußt durch dogmatische Motive sich zu deren Gunsten bestimmen lassen [61]). Jene historischen Gründe sind aber folgende: Nach dem Tode des älteren Jacobus, des Zebedaiden (Apstgsch. 12, 2), erscheint auf dem Schauplatze der urchristlichen Geschichte fortan nur ein Jacobus und zwar an der Spitze der Gemeinde zu Jerusalem in engster Verbindung mit den Aposteln und als Mann von apostolischem Ansehen und Einflusse (Apstgsch. 12, 17. 15, 13 fg. 21, 18 fg. Galat. 2, 9. 12. 1 Kor. 9, 5. 15, 9). Derselbe führte nicht nur das Ehrenprädicat des Gerechten (nach Hegesippus bei Euseb. K.-G. 2, 23), sondern auch nach Gal. 1, 19. *Joseph.* Antt. 20, 9, 1 und in vielen patristischen Stellen das eines *ἀδελφὸς τοῦ κυρίου*. Nun gedenkt Lucas der Brüder des Herrn nur an zwei Stellen (Evgl. 8, 19. Apstgsch. 1, 14), und zwar ohne sie mit Namen zu nennen. Hätte nun Lucas bei Erwähnung des zweiten Jacobus einen leiblichen Bruder des Herrn von diesem Namen, folglich ein bis dahin von ihm nicht genanntes Individuum gemeint, so erwartet man, daß er ihn, um jeder Verwechselung vorzubeugen, als neues Subject nach der genannten Eigenschaft bezeichne. Da dies nun nicht geschieht, so fühlt man sich versucht, an den zweiten Jacobus zu denken, welcher im Apostelkatalog als Sohn des Alphäus aufgeführt wird. Daß aber Lucas nicht gewußt habe, welcher Jacobus der Gemeinde von Jerusalem vorgestanden, läßt sich nicht denken, da er denselben mit Paulus selbst (*σὺν ἡμῖν* Apstgsch. 21, 18) besucht hatte [62]). Es kommt hinzu: In Matth. 27, 56. Marc. 15, 40. 47. 16, 1. Luc. 24, 10 wird eine Maria als die Mutter eines Jacobus und Joses angeführt. Diese Maria war nach Joh. 19, 25 eine Schwester der Mutter Jesu und, Gattin des Klopas [63]). Klopas und Alphäus aber lassen

51) de vir. illustr. c. 2; contra Helvid. c. 7 u. 13 und zu Matth. 12, 46. — Kuhn in seinem Aufsatze: „Die Brüder Jesu und Jacobus Alphäi" in den von ihm, Locherer, Lüft und Staudenmaier herausgegebenen Jahrbüchern für Theologie und christliche Philosophie. Jahrg. 1834. 1. Heft. S. 41 fg., sucht auch den Origenes zu einem Gewährsmanne für diese Ansicht zu machen. Und allerdings fällt es auf, daß derselbe zu Matth. S. 463 die von uns oben im Texte unter Nr. I) angeführte Ansicht wie eine fremde Meinung anführt: *τοὺς δὲ ἀδελφοὺς Ἰησοῦ φασί τινες εἶναι — — υἱοὺς Ἰωσὴφ ἐκ προτέρας γυναικὸς συνῳκηκυίας αὐτῷ πρὸ τῆς Μαρίας·* Gänzlich verfehlt ist aber das von Kuhn aufgestellte Argument. Da Origenes a. a. O. auf die Paulinische Stelle im Galaterbriefe sich beziehe, wo des Jacobus als Bruders des Herrn gedacht werde (*Ἰάκωβος δέ ἐστιν οὗτος, ὃν λέγει Παῦλος ἰδεῖν ἐν τῇ πρὸς Γαλ. ἐπιστολῇ εἰπών· ἕτερον δὲ τῶν ἀποστόλων κ. τ. λ.*), so müsse er den Jacobus für einen Apostel, mithin für den Sohn des Alphäus und für einen Vetter Jesu gehalten haben, weil ihn Paulus a. a. O. zu den Aposteln rechne. Allein letzteres fragt sich eben und ist diese Frage, wie wir glauben und weiter unten nachweisen werden, zu verneinen. In Homil. 7 ad Luc. dagegen erklärt Origenes die Brüder Jesu gradezu für Söhne Joseph's aus einer andern Ehe als der mit Maria (quod asserunt [sc. haeretici] eam nupsisse post partum, unde approbent non habent. Hi enim *filii, qui Joseph dicebantur, non erant orti de Maria*, neque est ulla scriptura, quae ista commemoret). Dasselbe erklärt er in der von Credner, Einleit. ins N. T. 1. Th. S. 588, mitgetheilten Stelle: *Ζητεῖται παρὰ πολλοῖς περὶ τῶν ἀδελφῶν Ἰησοῦ, πῶς εἶχε τούτους, τῆς Μαρίας μέχρι τελευτῆς παρθένου διαμεινάσης. Ἀδελφοὺς μὲν οὐκ εἶχε φύσει, οὔτε τῆς παρθένου τεκούσης ἕτερον, οὐδὲ αὐτὸς ἐκ τοῦ Ἰωσὴφ τυγχάνων. Νόμῳ τοιγαροῦν ἐχρημάτισαν αὐτοῦ ἀδελφοί, οἷοι Ἰωσὴφ ὄντες ἐκ προτεθνηκυίας γυναικός.* Origenes hat demnach entweder in der ersten Stelle von den daselbst genannten *τινες* sich selbst nicht ausschließen wollen, oder, wenn dies der Fall war, nicht immer dieselbe Ansicht über die Streitfrage gehabt. 52) zu Galat. 1, 19. *Ἀδελφὸς τοῦ κυρίου ἐκαλεῖτο μέν, οὐκ ἦν δὲ φύσει· οὔτε μέν, ὡς τινὲς ὑπειλήφασι, τοῦ Ἰωσὴφ υἱὸς ἐτύγχανεν ὤν, ἐκ προτέρων γάμων γενόμενος, ἀλλὰ τοῦ Κλωπᾶ μὲν ἦν υἱός, τοῦ δὲ κυρίου ἀνεψιός· μητέρα γὰρ εἶχε τὴν ἀδελφὴν τῆς τοῦ κυρίου μητέρος.* 53) Tractat. 28 in Joannem. 54) Vgl. Kuhn a. a. O. S. 69. *Geyer*, De consobrinis J. Chr. (Viteb. 1777. 4.) 55) De authentia epistolae Judae. (Lips. 1821.) p. 36 sqq. 56) Beiträge zur Einleit. ins N. T. (Halle 1828.) S. 156 fg. Dessen historisch-kritische Einleitung ins N. T. (Leipz. 1843.) S. 483 fg. 57) Bibl. Commentar zu Matth. 13, 55 fg. 58) a. a. O. S. 71 fg. 59) Annotatio ad epistolam Jacobi. (Stuttg. 1832.) p. 144 sqq. Dessen Beiträge zur Einleitung ins N. T. (Stuttg. 1832.) S. 214 fg. 60) In den Anmerk. 51 angeführten Stellen.

61) Vgl. z. B. Olshausen, Bibl. Commentar zu Matth. 1, 25 (S. 59 fg.): „Offenbar konnte Joseph nach solchen Erfahrungen [der übernatürlichen Erzeugung Jesu und ihrer wunderhaften Vorausverkündigung] mit Fug und Recht glauben, daß seine Ehe mit Maria einen anderen Zweck habe, als den, Kinder zu erzeugen; — — naturgemäß scheint es doch zu sein, daß die letzte Davididin (?) des Geschlechts, aus dem der Messias geboren ward, nun eben auch mit diesem letzten ewigen Sprößling ihr Geschlecht beschloß." — Dagegen Stier, Andeutungen für gläubiges Schriftverständniß. 1. Samml. S. 406: „Warum sollte Gott eine fromme Ehe nicht gesegnet haben, die er doch durch den Engel auch nach Jesu Empfängniß ausdrücklich als Ehe bestätigt und geboten hatte Matth. 1, 20? Gott will nirgends Schein, also auch hier nicht eine Scheinehe." 62) Vgl. Wieseler, „Über die Brüder des Herrn" u. s. w. in Ullmann und Umbreit theologischen Studien und Kritiken. 1842. 1. Heft. S. 86—89. 63) Diese von jeher allgemein gangbare Annahme von dem verwandtschaftlichen Verhältnisse der beiden Marien hat Wieseler (in d. Abhdl.: „Die Söhne Zebedäi, Vettern des Herrn" in d. theol. Studien u. Kritiken. 1840. 3. Heft. S. 648 fg.) durch eine neue Erklärung der Stelle Joh. 19, 25 zu bestreiten gesucht, welche aber schwerlich Stich hält, wie wir in dieser Encyklopädie 2. Sect. 22. Bd. S. 1 fg. nachgewiesen haben.

sich leicht als verschiedene Gräcisirungen des Namens חַלְפַי fassen, nach den Analogien von חַגַּי, Ἀγγαῖος, פֶּסַח, Φασέκ LXX zu 2 Chron. 30, 1. טֵבֵת, Ταβέκ[64]). Da nun, wie oben bemerkt wurde, nach Hegesippus' Angabe Klopas ein Bruder Joseph's war, so waren Jesus und der Alphäide Jacobus von beiden Ältern Geschwisterkinder. Da ferner in Marc. 15, 40 Jacobus der Sohn der Maria das Epitheton ὁ μικρός erhält, so wird man kaum umhin können, dasselbe als Gegensatz zu dem Zebedaiden, als dem älteren Jacobus, zu fassen. Weiter kommt in Betracht, daß der Verfasser des Briefes Judä im Eingange als ἀδελφὸς Ἰακώβου sich bezeichnet. Zu dieser Selbstbezeichnung hatte er aber nur dann genügenden Grund, wenn dieser Jacobus ein allgemein bekannter Mann war, und als solchen bietet uns die älteste Kirchengeschichte nur jenen berühmten Jacobus, den Vorsteher der Gemeinde zu Jerusalem. Nun aber nennt Lucas Ev. 6, 16 den Apostel Judas Ἰούδας Ἰακώβου. Zwar fehlt der Name dieses Apostels in den Verzeichnissen des Matthäus und Marcus, aber statt dessen nennen diese einen Anderen, Namens Thaddäus oder Lebbäus[65]) [welche beiden Namen wahrscheinlich identisch sind, indem Lebbäus von לֵב das Herz, Thaddäus vom aram. תַּד die Mutterbrust (hebr. שַׁד), dann wahrscheinlich soviel als Herz, gebildet ist, und den Beherzten bezeichnen] und zwar in Verbindung mit dem Alphäiden Jacobus. Dieser Umstand ist in dem Verzeichnisse des Matthäus von besonderer Wichtigkeit, indem dieser Evangelist die Apostel nach Paaren zusammenstellt und kurz vorher zwei Brüderpaare nennt. Man wird sich daher kaum der Vermuthung entschlagen können, daß bei Lucas ἀδελφὸς zu Ἰακώβου zu suppliren sei, wogegen auch von Seiten der Grammatik nichts einzuwenden ist[66]), und daß mithin Judas der eigentliche Name des Apostels, Thaddäus oder Lebbäus dagegen sein Beiname war. Endlich hatte nach Hegesippus bei Euseb. K.-G. 3, 11 und 4, 22 Klopas noch einen Sohn, Namens Symeon, was bekanntlich eine andere Form für Simon ist. Da nun nach Matth. 13, 55 und Marc. 6, 3 die vier Brüder Jesu die Namen Jacobus, Judas, Joses und Simon führten, so könnte man sich veranlaßt fühlen, dieselben mit den Söhnen der Maria, der Mutterschwester Jesu, für identisch und folglich für Vettern Jesu zu halten, indem das Wort ἀδελφὸς wie das hebr. אָח und das lateinische frater bekanntlich auch im weiteren Sinne von Vettern gebraucht wird; vgl. *Xen.* Cyrop. I, 5, 4. *Cic.* ad Attic. I, 5. *Liv.* 35, 10. LXX zu 1 Mos. 13, 8. 29, 15. 1 Chron. 3, 15 fg. Warum dieser weitere und unbestimmte Ausdruck statt des speciellen ἀνεψιοί gebraucht sei, davon lassen sich verschiedene Gründe denken. Es ließe sich mit Schneckenburger annehmen, die Mutter Jesu sei nach dem frühzeitig erfolgten Tode ihres Gatten in das Haus ihrer Schwester gezogen, und so habe man sich gewöhnt, die Söhne des Alphäus, welche von Kindheit an mit Jesus zusammenlebten, als dessen Brüder zu bezeichnen. Oder die judaisirenden Christen, bei denen bekanntlich Vorzüge leiblicher Abstammung soviel galten, hätten jene Vettern Jesu durch die engere Verwandtschaftsbezeichnung besonders zu ehren gemeint. Oder endlich die Bezeichnung des jüngeren Jacobus durch ἀδελφὸς τοῦ κυρίου kann sich im Gegensatze zu ἀδελφὸς Ἰωάννου, dem Epitheton des Zebedaiden Jacobus (Apstgsch. 12, 2), gebildet haben und dann auf die übrigen Söhne des Alphäus übertragen worden sein. Indessen streiten gegen diese Identificirung der Brüder Jesu mit den Söhnen des Alphäus folgende Gründe: 1) werden die Brüder Jesu bei dessen Lebzeiten, und zwar geraume Zeit nach der Auswahl der 12 Apostel (Joh. 6, 70) noch als ungläubig dargestellt, Joh. 7, 5 coll. Marc. 3, 21. Erst nach der Himmelfahrt Jesu erscheinen sie unter den Christen, werden aber alsdann ausdrücklich von den Aposteln unterschieden, Apstgsch. 1, 14. Hätten nun zwei dieser Brüder zu den Aposteln gehört, so hätte in den Stellen Joh. 7, 5. Apstgsch. 1, 14 nicht von „den Brüdern Christi" schlechthin die Rede sein können. Auch würde es befremden, daß in den Apostelkatalogen Jacobus und Judas nicht nach ihrer Eigenschaft als ἀδελφοὶ τοῦ κυρίου genannt werden. 2) Wenn der Alphäide Jacobus nach dem Abschiede Jesu von der Erde zu so bedeutendem Ansehen und Einfluß gelangt wäre, wie dem ἀδελφὸς τοῦ κυρίου dieses Namens beigelegt wird, so müßte es auffallen, daß sich Derselbe in den Evangelien auch nicht ein einziges Mal durch eine besondere Eigenschaft, Rede oder Handlung bemerkbar macht, während es recht wohl denkbar ist und durch das Beispiel des Paulus am klarsten veranschaulicht wird, daß ein früherhin Ungläubiger seit seiner Bekehrung eine bedeutende Kraftfülle im Dienste des göttlichen Reiches entfaltete. 3) Weit entfernt, daß die Stelle Gal. 1, 19 einen Beweis für die Identität des Jacobus, Bruders des Herrn, mit dem Alphäiden dieses Namens enthielte, wird vielmehr in dieser Stelle, sobald man sie richtig versteht, Jacobus von den Aposteln unterschieden. Diejenigen nämlich, welche jene Identität vertheidigen, stellen die Worte ἕτερον δὲ τῶν ἀποστόλων οὐκ εἶδον in Beziehung zum Folgenden εἰ μὴ Ἰάκωβον κ. τ. λ. und nehmen εἰ μή exceptive in der Bedeutung außer, wie 2 Kor. 12, 5 und 1 Kor. 2, 12, sodaß Jacobus als Apostel bezeichnet würde. Allein die Worte ἕτερον τῶν ἀποστόλων können doch offenbar nur auf das Vorhergehende, auf Petrus, sich beziehen. Hätte Paulus ihre Beziehung mit auf das Folgende ausdehnen wollen, so würde er ohne Zweifel εἰ μὴ ἔτι Ἰάκωβον gesagt haben. Das εἰ μὴ kann daher nur rein exclusive in dem Sinne von blos gefaßt werden, wie Matth. 12, 4. Apokr. 21, 27, sodaß Jacobus vom Kreise der Apostel ausgeschlossen wird. Zwar bemerkt Schneckenburger[67]): da Apstgsch. 9, 27 fg. und Gal. 1, 19 von

64) Andere Beispiele s. bei Mayerhoff, Einleitung in die Petrinischen Schriften. (Hamburg 1835.) S. 54 fg.

65) Statt der gewöhnlichen Lesart Λεββαῖος ὁ ἐπικληθεὶς Θαδδαῖος bei Matth. 10, 3 ist höchst wahrscheinlich nur Λεββαῖος zu lesen ohne den Beisatz; vgl. De Wette, Exeget. Handb. zu d. St.

66) Vgl. Winer's neutest. Grammatik. S. 175. 4. Aufl. Dessen bibl. Reallexikon. I. Bd. S. 746.

67) Annot. ad epist. Jacobi. (Stuttg. 1832.) p. 145.

einem und demselben Aufenthalte des Paulus in Jerusalem die Rede sei, und nach ersterer Stelle (ἤγαγε πρὸς τοὺς ἀποστόλους καὶ διηγήσατο αὐτοῖς κ. τ. ἑ. u. V. 28: καὶ ἦν μετ᾽ αὐτῶν) Paulus mit mehr als einem Apostel zusammengetroffen sein müsse: so könne Gal. 1, 19 nur der Alphäide Jacobus gemeint sein. Allein es wird jetzt immer mehr anerkannt, daß die Apostelgeschichte bei ihrem bekannten mangelhaften Charakter nicht zum Regulativ der historischen Erklärung der Paulinischen Briefe dienen kann. Lucas kann sich ja auch hier eine historische Ungenauigkeit haben zu Schulden kommen lassen; aber man hat diese Annahme nicht einmal nöthig, da er den Ausdruck ἀπόστολοι auch im weiteren Sinne gebraucht haben kann, wie Apstgsch. 14, 4. 14. — In der Stelle 1 Kor. 15, 7, auf welche sich die Vertheidiger der in Rede stehenden Ansicht ebenfalls für denselben Zweck berufen haben, sind die Worte τοῖς ἀποστόλοις πᾶσι keineswegs im Gegensatze zu dem einen Jacobus[68]) gesagt, sodaß dieser mit zu den Aposteln gerechnet würde. In diesem Falle hätte es πᾶσι τοῖς ἀποστόλοις heißen müssen. So aber urgirt Paulus nur die Universalität der apostolischen Augenzeugenschaft als solche ohne irgend eine gegensätzliche Beziehung. 4) Der Verfasser des Briefes Judä schließt sich selbst V. 17 ausdrücklich von den Aposteln aus. 5) Hegesippus, welcher als Judenchrist und vermöge seiner Stellung zu den judenchristlichen Parteien die beste Kunde von den verwandtschaftlichen Verhältnissen Christi haben konnte, unterscheidet den Jacobus, Bruder des Herrn, ausdrücklich von den Aposteln, indem er bei Euseb. K.-G. 2, 23 sagt, derselbe habe mit den Aposteln (μετὰ τῶν ἀποστόλων) die Leitung der Kirche übernommen, während er, wenn er ihn mit zu denselben gerechnet hätte, μετὰ τῶν λοιπῶν ἀποστόλων gesagt haben würde. Zwar haben die Vertheidiger der Identität der beiden Jacobus durch Annahme einer Ungenauigkeit des Ausdruckes sich zu helfen gesucht und zu diesem Behufe auf Apstgsch. 5, 29 (— ὁ Πέτρος καὶ οἱ ἀπόστολοι εἶπον) sich berufen. Allein wenn auch mittels der Copula aus einer Gesammtheit ein zu derselben gehöriges Subject besonders herausgehoben und neben dieser Gesammtheit genannt wird, wie in dieser Stelle der Apostelgeschichte, so wird man den gleichen Fall wol schwerlich bei Präpositionen, wie μετὰ, σὺν und dergl. wahrnehmen. Ferner haben Viele, und zuletzt noch Kuhn[69]), ein anderes Fragment des Hegesippus bei Euseb. K.-G. 4, 22, wo es heißt: μετὰ τὸ μαρτυρῆσαι Ἰάκωβον τὸν δίκαιον, ὡς καὶ ὁ κύριος ἐπὶ τῷ αὐτῷ λόγῳ (auf Veranlassung derselben Lehre) πάλιν ὁ ἐκ θείου αὐτοῦ Συμεὼν ὁ τοῦ Κλωπᾶ καθίσταται ἐπίσκοπος, ὃν προέθεντο πάντες ὄντα ἀνεψιὸν τοῦ κυρίου δεύτερον, für ihren Zweck dahin erklärt: Nach dem Märtyrertode des Jacobus sei abermals ein Sohn des väterlichen Oheims[70]) Jesu, Symeon, Sohn des Klopas, als Bischof eingesetzt worden, welchen Alle als zweiten Neffen (im Gegensatze zu seinem Vorgänger im Episkopate als erstem Neffen) des Herrn vorgeschlagen hätten. Diese Erklärung ist aber entschieden irrig. Zwar hat man nicht nöthig, mit Credner das αὐτοῦ auf das Hauptsubject des Satzes, den Jacobus, zu beziehen, welche Construction ohnehin durch eine andere Stelle des Hegesippus bei Euseb. 3, 20 bedenklich gemacht wird, wo derselbe den Symeon ausdrücklich τὸν ἐκ θείου τοῦ κυρίου nennt. Sonach ist die gewöhnliche Auslegung natürlicher, nach welcher Symeon Sohn des väterlichen Oheims Jesu, also des Klopas, genannt wird. Daß aber zu den Worten πάλιν ὁ ἐκ θείου nicht Jacobus, als ebenfallsiger Sohn des Oheimes Jesu als Gegensatz zu denken sei, lehrt schon der Gebrauch des Artikels; solch eine antithetische Beziehung hätte nur durch ἄλλος τις τῶν ἐκ θείου oder dergleichen ausgedrückt werden können. Daher kann πάλιν nicht mit ὁ ἐκ τοῦ θείου, sondern nur mit καθίσταται verbunden werden in dem Sinne: es wird von Neuem als Bischof eingesetzt, nämlich nachdem der erste gestorben war. Δεύτερον aber gehört nicht zu ἀνεψιόν, sondern ist vom Vorhergehenden durch Komma zu trennen, und ἐπίσκοπον dazu zu suppliren, im Gegensatze zu Jacobus als erstem Bischofe[71]).

68) Daß hier der berühmte Jacobus gemeint sei, geht daraus hervor, daß ihn Paulus ohne weiteren Beisatz nennt. Wäre der Sohn des Zebedäus gemeint, so hätte es Paulus nicht unbemerkt lassen können, indem dieser Apostel zur Zeit der Abfassung des ersten Briefes an die Korinther nicht mehr am Leben war. Auch die früheste kirchliche Tradition nahm Jacobus den Gerechten als denjenigen an, welchem die Erscheinung des Auferstandenen zu Theil geworden sei, wie man aus der von Hieronymus de viris illustr. c. 2 angeführten Stelle des Hebräerevangeliums sieht. 69) a. a. O. S. 64; auch Neander in der ersten Auflage seiner Geschichte des apostolischen Zeitalters S. 427 und sogar De Wette, Einleit. ins N. T. S. 303 u. 305. 4. Aufl. (Leipz. 1843.) Doch hat Neander in der dritten Auflage diese Erklärung stillschweigend zurückgenommen.

70) Kuhn a. a. O. will sogar θείας ändern, um es auf die Mutterschwester Jesu zu beziehen. 71) Versteht man unter den Matth. 13, 55. Marc. 6, 3 mit Namen genannten ἀδελφοῖς des Herrn Vettern desselben, so war nach keiner dieser Stellen Symeon der zweite, sondern nach Matthäus der dritte und nach Marcus der vierte Vetter Jesu, wenn nämlich, wie es das Wahrscheinlichste ist, die Reihenfolge der ἀδελφοί in diesen Stellen nach dem Alter gemacht ist. Als einen unter mehren Vettern mit Rücksicht auf Jacobus als schon genannten Vetter hätte Hegesippus den Symeon durch ἄλλον τινα ἀνεψιόν bezeichnen müssen. Wollte man aber mit Neander (Gesch. der Leitung und Pflanzung des Christenthums durch die Apostel. 2. Bd. S. 483. 3. Aufl.) und Schaf (Das Verhältniß des Jacobus, Bruders des Herrn, zu Jacobus Alphäi, aufs Neue exegetisch und historisch untersucht. Berlin 1842.) die genannten Stellen der Evangelien von leiblichen Brüdern verstehen, und gleichwol in der Stelle des Hegesippus in den Worten ὄντα ἀνεψιὸν τοῦ κυρίου δεύτερον einen Gegensatz zu dem Alphäiden Jacobus als ersten Vetter annehmen, ohne aber deshalb Letzteren mit dem Bischofe Jacobus dem Gerechten zu identificiren: so begreift man nicht, warum die Wähler diese zweite Stelle in der Altersfolge zum Motive ihrer Wahl gemacht hätten. Dies hätte nach jüdischem Legitimitätsprincipe doch nur dann der Fall sein können, wenn der Vorgänger im Episkopate erster Neffe des Herrn gewesen wäre. Denn in dem Participialsatze ὄντα ἀνεψιὸν τοῦ κυρίου soll jedenfalls das Motiv von προέθεντο bezeichnet werden, und derselbe ist keineswegs bloße Apposition zu ὄν ohne logische Beziehung; als bloße historische Apposition würden die Worte im Nominativ mit ὁ τοῦ Κλωπᾶ verbunden worden sein. Andere Gründe s. bei Credner in d. Jen. Lit.-Zeit. 1843. Nr. 195. S. 791.

Auch von Eusebius wird Jacobus, der Bruder des Herrn und Bischof von Jerusalem, als Sohn des Joseph bezeichnet[72]) und in mehren Stellen ausdrücklich von den Aposteln unterschieden, oder höchstens als Apostel im weiteren Sinne zu ihnen gerechnet[73]). Endlich unterscheiden auch die apostolischen Constitutionen gedachten Jacobus aufs Unzweideutigste von den Aposteln[74]). 6) Wie viele Gründe sich dem Obigen zufolge auch denken lassen, welche die Bezeichnung der Vettern Jesu durch *ἀδελφοί* hätten veranlassen können, so müßte es doch auffallen, daß weder im Neuen Testamente, noch in den älteren kirchlichen Schriften sich jemals der genauere Ausdruck *ἀνεψιοί* findet, obschon derselbe dem neutestamentlichen Sprachschatze nicht fremd war; vgl. Koloss. 4, 10. — So sieht man sich denn von allen Seiten zu der vierten Ansicht hingedrängt, die wir gleich im Eingange dieser Untersuchung als die natürlichste und am ersten sich darbietende bezeichneten, nach welcher unter *ἀδελφοὶ τοῦ κυρίου* leibliche Brüder verstanden werden. Dieselbe fand schon im christlichen Alterthume ihre Vertreter an dem Arianer Eunomius, den Antidikomarianiten Helvidius, Bonosus, Jovinianus, wie es scheint auch an Tertullianus[75]) und wahrscheinlich allen Denen, welche Jesum für den leiblichen Sohn des Joseph und der Maria hielten, in dem Diesen doch die Annahme am nächsten lag, daß die Ältern Jesu nach dessen Geburt ihre Ehe fortgesetzt hätten[76]). In unserer Zeit aber ist sie von Herder[77]), De Wette[78]), Clemen[79]), Fritzsche[80]), Winer[81]), Rückert[82]), Mayerhoff[83]), Credner[84]), Neander[85]), Blom[86]), Schaf[87]) und Andern vertheidigt worden, und scheint jetzt unter den aufgeklärten und wissenschaftlichen Theologen allgemein herrschend zu werden. Wir haben somit aus dem Vorigen das Resultat gewonnen, daß zwei ganz eng verwandte Familien je vier Söhne hatten, welche die Namen Jacobus, Judas, Simon und Joses führten. Diese Gemeinsamkeit der Namen kann nicht weiter auffallen, einmal da grade die genannten Namen unter den Juden sehr gangbar waren, dann aber bei dem Werthe, den dieses Volk auf die Na-

---

72) Hist. eccles. II, 1: *τότε δῆτα καὶ Ἰάκωβον, τὸν τοῦ κυρίου λεγόμενον ἀδελφόν, ὅτι δὴ καὶ οὗτος τοῦ Ἰωσὴφ ὠνόμαστο παῖς, τοῦ δὲ Χριστοῦ πατὴρ ὁ Ἰωσήφ* [oder statt *οὗτος* bis *πατὴρ ὁ Ἰωσὴφ* nach richtigerer Lesart: *οὗτος υἱὸς ἦν τοῦ Ἰωσήφ*, vgl. Credner, Einleit. ins N. T. 1. Th. S. 585] — — *τοῦτον δὴ οὖν αὐτὸν τὸν Ἰάκωβον, ὃν καὶ δίκαιον ἐπίκλην οἱ πάλαι δι' ἀρετῆς ἐκάλουν προτερήματα, πρῶτον ἱστοροῦσι τῆς ἐν Ἱεροσολύμοις ἐκκλησίας τὸν τῆς ἐπισκοπῆς ἐγχειρισθῆναι θρόνον.* 73) H. E. II, 23: — *Ἰάκωβον τὸν τοῦ κυρίου — — ἀδελφόν, ᾧ πρὸς τῶν ἀποστόλων ὁ τῆς ἐπισκοπῆς τῆς ἐν Ἱεροσολύμοις ἐγκεχείριστο θρόνος.* Vgl. damit VII, 19. Commentar. ad Jes. 17, 5 sq. [bei Credner a. a. O. I. S. 584.]: — — *δέκα καὶ τέσσαρας ποιήσει τοὺς πάντας (ἀποστόλους) ὧν δώδεκα μὲν τοὺς πρώτους ἀποστόλους εἴποις ἂν εἶναι, οὐκ ἐλάττω δὲ αὐτῶν τὴν ἀρετὴν Παῦλον, καὶ αὐτὸν κλητὸν ἀπόστολον, καὶ τὸν Ἰάκωβον γεγονέναι τὸν ἀδελφὸν τοῦ κυρίου, ὃς πρῶτος ἐπίσκοπος τῆς Ἱεροσολύμων ἐκκλησίας ὑπ' αὐτοῦ κατασταθῆναι τοῦ σωτῆρος μνημονεύεται.* 74) Constitt. apost. 2, 55: *ἡμεῖς (οἱ ἀπόστολοι) — — σὺν Ἰακώβῳ, τῷ τοῦ κυρίου ἀδελφῷ, καὶ ἑτέροις ἑβδομήκοντα δύο μαθηταῖς.* 6, 12: *ἡμεῖς οἱ δώδεκα — — ἐπεσκεπτόμεθα ἅμα Ἰακώβῳ, τῷ τοῦ κυρίου ἀδελφῷ.* In 6, 14 werden als diejenigen, welche die katholische Lehre verkündigten, zuerst die 12 Apostel mit Namen, unter ihnen auch Jacobus, des Alphäus Sohn, aufgeführt und dann beigefügt: *Ἰάκωβός τε, ὁ τοῦ κυρίου ἀδελφὸς καὶ Ἱεροσολύμων ἐπίσκοπος, καὶ Παῦλος, ὁ τῶν ἐθνῶν διδάσκαλος.* Vgl. auch 7, 46. 8, 35 und 46. — Gegen die vereinte Kraft solcher Zeugnisse hat die Stelle *Clement.* Homil. 11, 35, wo Jacobus *ὁ λεχθεὶς ἀδελφὸς τοῦ κυρίου* genannt wird, nicht das mindeste Gewicht, selbst dann nicht, wenn hier das Bruderverhältniß des Jacobus zu Jesus in Abrede gestellt würde. Die Vertheidiger der entgegengesetzten Ansicht erklären nämlich die Worte durch „sogenannter Bruder," und meinen, der Verfasser könne den Jacobus weder für einen Stief-, noch für einen leiblichen Bruder gehalten haben. Diese Erklärung ist aber keineswegs nothwendig. Denn wenn man auch Credner's Auskunft in der Jenaischen Lit.-Zeit. 1843. Nr. 195. S. 791, *λεχθέντι* als eine Rückweisung auf den den Clementinen vorgesetzten Brief des Clemens, dessen Überschrift (pattr. apost. I. p. 611) lautet: *Κλήμης Ἰακώβῳ τοῦ κυρίου ἀδελφῷ κ. τ. λ.*, zu nehmen, bedenklich finden sollte, zumal da diese Worte *τοῦ κυρίου ἀδελφῷ* zweifelhafter Authentie sind, so kann ja der Ausdruck auch bedeuten: „welcher den Zunamen führete," wie sonst *λεγόμενος*, nur mit dem Unterschiede, daß in dem Aoriste die Zubenamung als abgeschlossenes historisches Factum einfach referirt wird. Dagegen hat der Alexandrinische Clemens bei *Euseb.* H. E. II, 1 Jacobus den Gerechten für einen der 12 Apostel gehalten, und fast möchte man aus der Zusammenstellung mit Johannes und Petrus (*Ἰακώβῳ τῷ δικαίῳ καὶ Ἰωάννῃ καὶ Πέτρῳ μετὰ τὴν ἀνάστασιν παρέδωκε τὴν γνῶσιν ὁ κύριος· οὗτοι τοῖς λοιποῖς ἀποστόλοις παρέδωκαν.. Δύο δὲ γεγόνασι Ἰάκωβοι· εἷς ὁ δίκαιος — — — ἕτερος δὲ ὁ καρατομηθείς*) vermuthen, er habe ihn mit dem Zebedaiden Jacobus verwechselt, was jedoch wieder zweifelhaft wird durch die von Eusebius unmittelbar vorher citirte Stelle des Clemens: *Πέτρον γάρ φησιν καὶ Ἰάκωβον καὶ Ἰωάννην μετὰ τὴν ἀνάληψιν τοῦ σωτῆρος, ὡς ἂν καὶ ὑπὸ τοῦ κυρίου προτετιμημένους, μὴ ἐπιδικάζεσθαι δόξης, ἀλλὰ Ἰάκωβον τὸν δίκαιον ἐπίσκοπον τῶν Ἱεροσολύμων ἑλέσθαι*, indem man dem Clemens doch schwerlich die Meinung aufbürden kann, Jacobus habe sich selbst mitgewählt, sondern unter dem zuerst erwähnten Jacobus ist der Zebedaide gemeint und sonach hat Clemens Jacobus den Gerechten mit dem Sohne des Alphäus verwechselt. In der syrischen Kirche dagegen unterliegt die Verwechselung des Jacobus des Gerechten mit dem Zebedaiden keinem Zweifel. Vgl. Credner a. a. O. I. S. 586. Dieselbe Verwechselung wurde auch von Hieronymus zu Galat. 1, 17 gerügt.

75) de monogam. c. 8. de carne Christi. c. 7 u. a. St. Vgl. Kuhn a. a. O. S. 5 fg. 76) Vgl. *Suiceri* Thesaur. s. v. *Μαρία* fol. 305. Walch, Geschichte der Ketzereien. 3. Th. S. 577 fg. Kuhn a. a. O. S. 5—25. 77) Briefe zweener Brüder Jesu in unserem Kanon (Lemgo 1775.) und in den sämmtl. Werken. 11. Bd. der stuttg. Ausgabe. 78) Einleit. ins N. T. S. 265 fg. 3. Aufl. und S. 303—306. 4. Aufl. 79) In der Abhdl.: Die Brüder Jesu in Winer's Zeitschrift für wissenschaftl. Theologie. 1829. 3. Heft. S. 352 fg. 80) Comment in Matth. p. 480 sqq. 81) Bibl. Reallexik. 1. Bd. S. 663 fg. 82) Commentar zu Gal. 1, 19. 83) Einleit. in die Petrinischen Schriften. S. 43 fg. 84) Einleit. ins N. T. 1. Th. §. 210—213. und Jen. Lit.-Zeit. 1843. Nr. 195 fg. 85) Geschichte der Leitung und Pflanzung des Christenthumes durch die Apostel. 2. Bd. S. 278—284. 3. Aufl. 86) Diss. de *τοῖς ἀδελφοῖς* et *ταῖς ἀδελφαῖς τοῦ κυρίου.* (Lugd. Batav. 1839.) Unentschiedener ist Strauß a. a. O. I. S. 246, doch mit der Anerkennung, daß man keinen Grund habe zu leugnen, „daß Jesu Mutter ihrem Gatten außer Jesu noch mehre Kinder geboren habe, jüngere und vielleicht auch ältere; Letzteres, weil die Angabe, daß Jesus der erstgeborene Sohn gewesen sei, so gut zur Mythe als neutestamentlicher gehören könnte, wie, daß er der einzige gewesen sei, zu ihr als patristischer." 87) in der Anm. 71 angeführten Schrift.

men legte, allerlei Gründe die beiderseitigen Ältern bewegen konnte, ihren Kindern dieselben Namen zu geben [88]). Wichtiger ist folgendes Bedenken: Paulus sei bekanntlich darum von den Judenchristen verworfen worden, weil er nicht in äußerem und leiblichem Verkehre mit dem Herrn gestanden habe. Man begreife aber nicht, wie dieselben Judenchristen den Jacobus trotz des Mangels derselben apostolischen Eigenschaften, welche sie an Paulus vermißten, über alle Apostel gestellt haben sollten; man begreife nicht, warum Paulus im Briefe an die Galater seinen Gegnern nicht zu Gemüthe führe, wie sie am wenigsten Grund hätten, gegen seine kirchliche Stellung zu eifern, da sie ihrerseits den Jacobus mit so ungemessenem Ansehen bekleideten, der ja ebenfalls kein Apostel sei. Paulus müsse demnach den Jacobus zu den Aposteln gerechnet und folglich für den Sohn des Alphäus gehalten haben [89]). — Allein der Entwickelungsgang der historischen Verhältnisse in jener ersten Zeit des Urchristenthums ist viel zu dunkel, als daß solcherlei Bedenken die Beweiskraft der Gegengründe aufzuwiegen vermöchten. Wir wissen ja nicht, ob Jacobus nicht schon längere Zeit vor dem Abscheiden Jesu dessen Messianität anerkannt, ob er nicht schon zur Zeit seines Unglaubens eine freundlichere Stellung zur Sache Christi eingenommen habe, als dessen übrige Brüder, sodaß die Judenchristen sowol um seiner Persönlichkeit, als auch um seiner leiblichen Verwandtschaft mit dem Herrn willen, sein früheres moralisches Verhältniß zu Christus, sowie den Mangel der Apstgsch. 1, 21—32 genannten, zum Apostolate erforderlichen, Eigenschaften übersehen konnten. Hatte ihn doch der Auferstandene seiner Erscheinung gewürdigt (1 Kor. 15, 7), stand er doch in dieser Beziehung mit dem Apostel Paulus ganz auf einer Linie, und hatte vor diesem noch die Priorität des Glaubens voraus! Und lehrt nicht noch täglich die Erfahrung, daß Viele in der Leitung eines Gemeinwesens factisch einen weit stärkeren Einfluß üben, als Andere, denen der Einfluß rechtlich zusteht? Und wird nicht trotz dem Allen Jacobus von den Aposteln unterschieden? War nicht auch Barnabas ein Mann von apostolischem Ansehen und Einflusse, ohne die Würde eines Apostels im engeren Sinne zu besitzen? Und wagte nicht dieser Barnabas, sich dem auf sein Apostolat so eifersüchtigen Paulus zu widersetzen (Apstgsch. 15, 39)? Daß Lucas in der Apostelgeschichte den Jacobus nicht als neu auftretende Person und nach seiner Eigenschaft als Bruder des Herrn bezeichnet, ist allerdings befremdlich, kann aber doch gegen die für unsere Ansicht sprechenden Gründe in keinen Betracht kommen, da ohnedies es allgemein zugestanden wird, daß absolute Genauigkeit nicht Sache dieses Schriftstellers ist. Auch ist diese Nachlässigkeit ebenso erklärlich und verzeihlich, wenn in dem Kreise, dem Lucas zunächst seine beiden Schriften bestimmte, die verwandtschaftlichen und anderen Verhältnisse des Jacobus allgemein bekannt waren.

Durch die wider die dritte Ansicht unter Nr. 2—6 angeführten Gründe ist zugleich die fünfte, aus der dritten und vierten combinirte, von Pott [90]), Eichhorn [91]), Schott [92]), Meier [93]), Wieseler [94]) und Anderen vorgetragene Hauptansicht widerlegt, nach welcher in den Evangelien und Apstgsch. 1, 14 zwar leibliche Brüder Jesu verstanden werden, dagegen der von Apstgsch. 12 an, sowie in den Paulinischen Briefen und älteren kirchlichen Schriften erwähnte berühmte Bischof, Jacobus der Gerechte, mit dem Alphäiden gleiches Namens identificirt wird. Außerdem lastet auf dieser Ansicht der Vorwurf der Inconsequenz, indem nach ihr der Ausdruck *ἀδελφοὶ τοῦ κυρίου* einmal im engeren, dann wieder im weiteren Sinne gefaßt werden muß [95]). — Endlich die sechste, aus Nr. I und III combinirte, nur von Wenigen, wie Dr. Paulus und Bertholdt, vertretene Ansicht, daß in den Evangelien und Apstgsch. 1, 14 Kinder Joseph's aus einer früheren Ehe gemeint, der berühmte Jacobus aber mit dem Alphäiden identisch sei, findet schon im Obigen sattsam ihre Widerlegung.

Außerdem ist auch Salome, die Mutter der Zebedaiden, in der älteren kirchlichen Tradition bald in engeres, bald in weiteres Verwandtschaftsverhältniß zu Joseph gestellt worden; vgl. den Art. *Johannes der Apostel* S. 1.

88) Doch findet die Gemeinsamkeit aller vier Namen auch nur bei der gewöhnlichen Lesart statt. Dagegen haben in Matth. 13, 55 statt 'Ιωσῆς viele und bedeutende kritische Zeugnisse 'Ιωάννης, andere 'Ιωσήφ, welches letztere Lachmann in den Text aufgenommen hat, wogegen in der Parallelstelle Marc. 6, 3 die Zeugnisse für 'Ιωσῆς überwiegend sind. Dasselbe gilt von den Stellen Marc. 15, 40. Matth. 27, 56. Da nun bei Nennung derjenigen Joseph's, über deren Namen kein Zweifel obwaltet, namentlich des Vaters Jesu, mit Ausnahme der unbedeutenden Varianten in Apstgsch. 1, 23. 4, 36, sich nirgends eine Verschiedenheit der Lesart findet, so möchten jene Abweichungen der Lesart in den genannten Stellen keineswegs in dem bloßen Gleichklang der Namen, oder in einer Verschiedenheit der Form eines und desselben Namens, oder in Abbreviatur, sondern lediglich in abweichender Tradition über das historische Sachverhältniß ihren Ursprung haben. Und da bietet sich als wahrscheinlichste Annahme folgende dar. 'Ιωσήφ war in Matth. 13, 55 ursprüngliche Lesart. Die Variante 'Ιωσῆς dagegen rührt von Abschreibern her, welche die ἀδελφοὶ τοῦ κυρίου als bloße Vettern Christi mit den Söhnen des Alphäus für identisch hielten. Das Schwanken zwischen beiden Namen blieb dann aber auch nicht ohne Einfluß auf die Stellen, wo die Söhne des Alphäus genannt werden, und wo 'Ιωσῆς die ursprüngliche Lesart war, Matth. 13, 55. Marc. 6, 3, welches man in 'Ιωσήφ änderte. Die Lesart 'Ιωάννης endlich verdankt Denen ihren Ursprung, welche die Salome für eine Schwester Joseph's, des Vaters Christi, hielten, und demzufolge deren Söhne, die Zebedaiden, mit den Brüdern des Herrn identificirten. Vgl. Wieseler in d. theol. Studien u. Kritiken 1840. 3. Heft. S. 670. 671 fg. und in derselben Zeitschrift 1842. 1. Heft. S. 75. 89) Vgl. Wieseler in d. theol. Stud. u. Kritiken 1842. 1. Heft. S. 82—84.

90) Prolegg. in Epist. Jacobi. p. 84. 90. 91) Einleitung ins N. T. 3. Th. S. 410 fg. 92) In der Abhdl. über die Brüder Jesu, in Röhr's Magazin für christliche Prediger 3. Bd. (1830.) 1. St. S. 33 fg. 93) In dieser Encyklopädie 2. Sect. 13. Th. S. 23—26. 94) In der öfters angeführten Abhandl. in den theol. Studien und Kritik. 1842. 1. Heft. 95) Doch versteht Wieseler unter dem Gal. 1, 19 genannten Jacobus den leiblichen Bruder Jesu. Auch rührte nach Wieseler's Ansicht die Verwandtschaft Jesu mit den Söhnen des Alphäus nur von mütterlicher, nicht zugleich von väterlicher Seite her, indem [illegible] die gewöhnliche Erklärung von Joh. 19, 25 bestreitet. Vgl. [illegible] Bemerk. in dieser Encykl. 2. Sect. 22. Th. S. 1 fg.

Bleibt es also dabei, daß Joseph nach der Geburt Jesu mit seiner Gattin Maria mehre Kinder erzeugt habe (nach Matth. 13, 55 fg. wenigstens sechs), so kann derselbe bei seiner Verheirathung noch nicht abgelebter Greis gewesen sein, wie ihn die apokryphische Sage im dogmatischen Interesse darstellt[96]). Wir begegnen demselben zum letzten Male auf der Rückkehr von einem Besuche des Paschafestes in Jerusalem, als der zwölfjährige Jesus ohne Wissen seiner Ältern in der heiligen Stadt zurückgeblieben war (Luc. 2, 41—52). Joseph scheint noch vor dem öffentlichen Auftritte Jesu gestorben zu sein, indem von dieser Zeit an nur noch hin und wieder die Mutter und Brüder auf dem Schauplatze der evangelischen Geschichte erscheinen, so z. B. gleich beim Beginn des öffentlichen Lebens Jesu auf der Hochzeit zu Kana. Vom Tode des Joseph besitzen wir eine höchst abenteuerliche und fabelhafte, Christo selbst in den Mund gelegte, Schilderung in der Historia Jos., fabri lignarii, arabica Cap. 12 fg.: Als Joseph vom Engel des Herrn die Kunde von seinem nahen Tode empfangen hatte, ging er nach Jerusalem in den Tempel und bat Gott, er möge den Engel Michael senden, damit er ihm in seiner letzten Noth beistehe. Nach seinem Dahinscheiden aber möge ihn auf dem Wege zum Himmel derjenige Engel begleiten, der ihn während seines Lebens zum Schutze gedient habe; vornehmlich aber möge ihn Gott auf dieser Reise vor dem Zusammentreffen mit schrecklichen Dämonen bewahren; auch möge er ihn am Eingange des Paradieses durch die dortigen Thürsteher nicht zu lange aufhalten, nach dem Eintritte aber ein gnädiges Gericht über ihn ergehen lassen. Nach Nazareth zurückgekehrt, verfiel Joseph in eine schwere Krankheit und richtete an Gott ein wehmüthiges Beichtgebet. Hierauf tritt Jesus zu ihm ein, bei dessen Anblick seine geängstete Seele sich beruhigt. Joseph bittet ihn um Verzeihung alles Dessen, was er ihm zu Leide gethan habe, vorzüglich aber wegen seines ehemaligen Zweifels an der Jungfrauschaft der Maria. Unterdessen tritt die Letztere ein, Joseph wird immer schwächer, und naht sich je länger je mehr seiner Auflösung. Da blickt Jesus auf und sieht von Mittag her den Tod kommen sammt allen höllischen Heerscharen, bei deren Anblicke Joseph in lautes Weinen und Seufzen ausbricht. Jesus richtet daher ein Gebet an Gott, daß Michael und Gabriel sammt den himmlischen Heerscharen die Seele Joseph's abholen und auf ihrer Reise ins Jenseit begleiten möchten. Michael und Gabriel erscheinen auch wirklich, nehmen die Seele in Empfang, hüllen sie in ein leuchtendes Gewand, behüten sie vor den Dämonen und singen Hymnen, bis sie an den himmlischen Wohnungen angelangt sind. Der Leichnam Joseph's aber soll unversehrt bleiben bis zur Aufrichtung des tausendjährigen Reiches. — Nach der kirchlichen Tradition liegt Joseph im Thale Josaphat bei Jerusalem begraben, woselbst sein Grab neben denen anderer biblischer Personen noch heutiges Tages gezeigt wird[97]).

Obgleich Joseph in der katholischen Kirche unter dem Namen eines Patriarchen, Bekenners und sogar Collegen des heiligen Geistes angerufen wird, so hat doch aus nahe liegenden Gründen seine Verehrung niemals einen so hohen Grad erreicht, wie die der Apostel und Märtyrer, geschweige denn der Maria[98]). Seinem Gedächtnisse ist in der römischen Kirche der 19. März, in der griechischen der Sonntag vor Weihnachten, und bei den Kopten und anderen orientalischen Christen der 20. Juli geweiht[99]). Die Zahl seiner Reliquien ist sehr gering. Sein wunderthätiger Verlobungsring wird zu Perugia, in Italien, aufbewahrt; doch eignen sich auch einige belgische und burgundische Klöster die Ehre des Besitzthumes dieses Kleinods zu. Ein Stück des Mantels, in welchen Joseph den neugeborenen Erlöser aufnahm, nebst seinem Stabe wird in der Kirche der heiligen Cäcilia in Rom aufbewahrt. Ein anderes nicht unbeträchtliches Stück dieses Schatzes erhielten die Karmeliter zu Antwerpen vom Cardinal Ginetti zum Geschenk*). Auf kirchlichen Gemälden wird Joseph als abgelebter Greis mit grünendem Stabe dargestellt, letzteres zur Erinnerung an jenes göttliche Orakel, durch welches ihm die Jungfrau Maria als Gattin zuerkannt wurde.

3) **Joseph**, Bruder Jesu, nach einer, wie es scheint, nicht unrichtigen Variante im Matth. 13, 55. Vgl. Art. Joseph, Gatte der Maria, S. 84, besonders Anmerk. 88. S. 85.

4) **Joseph von Arimathäa** oder Rama[1]), einer Stadt in Judäa, ein angesehenes Mitglied des jüdischen Synedriums (*εὐσχήμων βουλευτής*[2]) Marc. 15, 43. coll.

---

96) *J. Fr. Mayer*, Num Josephus tempore nativitatis Christi fuerit senex decrepitus. (Lips. 1672.) — Nach *Epiphan.* Haer. 78, n. 10 war Joseph bei seinem Tode 92, nach der Hist. arab. Jos. lign. dagegen 111 Jahre alt. Nach *Epiph.* haer. 51, 10 war er bei seiner Verheirathung eher älter denn jünger als 80 Jahre, und bei der Rückkehr aus Ägypten 84 Jahre. Nach der Hist. arab. Josephi. c. 4. 10, 14 und 15 war er 90 Jahre alt gewesen, als ihm die heilige Jungfrau zur Behütung übergeben wurde. — Weiße in s. W.: Die evangelische Geschichte u. s. w. 1. Th. S. 214, hat sich nicht gescheut, selbst diesen apokryphischen Zug in seiner Weise allegorisch auszudeuten: Joseph symbolisire das Judenthum. Ergraut und abgelebt, wie es gewesen, habe es den göttlichen Sohn, das Christenthum, nicht eigentlich zu erzeugen, sondern nur den unmittelbar von Oben Erzeugten aufzuerziehen vermocht.

97) Vgl. Robinson, Palästina. 2. Bd. (Halle 1841.) S. 173. 98) *G. H. Götze*, Diss. de cultu Josephi. (Annaeb. 1702.); auch in dessen Melett. Annaeb. (Lubec. 1707.) p. 947 sqq. 99) Acta Sanct. Martii. T. III. p. 7—9.

*) Acta Sanct. l. c. p. 15 sq.

1) Die Monographien: *Broemel*, Diss. de Josepho Arimath. (Viteb. 1683. 4.) und *Björkland* (resp. *Jos. A. Kranck*), Diss. de Josepho ex Arimathia. (Abo 1729.) habe ich nicht zu Gesicht bekommen können. Vgl. außerdem Acta Sanctorum. Martii. T. II. p. 507—510. 2) Daß dieser Ausdruck auf die angegebene Weise und weder mit Erasmus, Michaelis und Anderen von einem Mitgliede des Stadtrathes zu Rama, noch, wie Grotius meinte, des Stadtrathes von Jerusalem, noch mit Lightfoot von einem aus Priestern bestehenden Tempelrathe zu verstehen sei, darüber ist man jetzt mit Recht allgemein einverstanden, indem sich obige Erklärung am natürlichsten aus den Worten *οὗτος οὐκ ἦν συγκατατεθειμένος κ. τ. λ.* bei Luc. 23, 51 darbietet; vgl. Kühnöl zu Matth. 27, 57 und Winer, Bibl. Reallex. I. S. 717.

Luc. 23, 50), ein reicher und dabei rechtschaffener und braver Mann (Matth. 27, 57. Luc. 23, 50), welcher mit Sehnsucht auf das messianische Heil harrete (*προςδεχόμενος τὴν βασιλείαν τοῦ θεοῦ* Marc. 15, 43. Luc. 23, 51). Der Sache Jesu zugethan, wagte er doch aus ängstlicher Rücksicht auf seine Standes- und Amtsgenossen nicht, sich öffentlich für dieselbe zu erklären (Joh. 19, 38). Erst als der Conflict zwischen Jesum und der jüdischen Hierarchie zur Entscheidung kam [3]), überwand er seine rücksichtelnde Schüchternheit und versagte dem Beschlusse und Verfahren des Synedriums wider Jesum seine Stimme (Luc. 23, 51). Und nach dem Tode Jesu faßte er sich ein Herz (*τολμήσας* Marc. 15, 43), ging zu Pilatus und bat ihn um den Leichnam seines göttlichen Meisters, demselben die letzte Ehre in einem vornehmen Begräbniß zu erweisen (Matth. 27, 58 und Parall.). Da wegen der unmittelbaren Nähe des Pascha die Zeit drängte, ließ er nach Joh. 19, 41 fg. den Leichnam in ein neu ausgehauenes Felsengrab eines benachbarten Gartens bringen [4]). Nach Matth. 27, 60 war dieses Grab Joseph's Eigenthum, ohne daß dieser Evangelist von der Dringlichkeit der Zeit etwas bemerkt, um deren willen man den Leichnam in dasselbe gelegt habe. Eine zwar unbedeutende, aber schwer auszugleichende Differenz. Denn die gewöhnliche Behauptung, durch die Johanneische Erzählung werde die Angabe des Matthäus nicht ausgeschlossen, ließe sich nur unter der gezwungenen und willkürlichen Voraussetzung hören, daß Joseph mehre Grabhöhlen besessen habe und ohne die Dringlichkeit der Zeit für Jesum eine andere bestimmt haben würde [5]). So aber scheint die Angabe des Matthäus auf einem falschen Schlusse aus der Benutzung der Grabhöhle durch Joseph sich gebildet zu haben. Nach Johannes war noch Niemand in dieses Grab gelegt worden, und dieser zufällige Umstand mag dem Gefühle der Ehrfurcht des Joseph gegen Jesum willkommen gewesen sein, weil nach alterthümlichen Begriffen eine solche Eigenschaft des Grabes der Heiligkeit des Getödteten am würdigsten erscheinen mußte [6]). Aber Leichtfertigkeit und Übereilung würde es verrathen, wenn man mit Strauß [7]) die Angabe für eine aus diesem Gefühle der Ehrfurcht entstandene Dichtung erklären wollte, da Johannes den Umstand nur ganz im Vorübergehen erwähnt und als Grund vom Verfahren des Joseph lediglich die Dringlichkeit der Zeit angibt. — Nach Johannes 19, 39 gesellte sich zu Joseph Behufs der Bestattung des Leichnams noch ein anderer geheimer Anhänger Jesu, Nicodemus. Derselbe brachte ein Gemisch von Aloe und Myrrhen (d. h. entweder aus beiden Substanzen bereitetes Pulver oder Salbe, in dem die Myrrhe im flüssigen Zustande auch das Hauptingredienz einer kostbaren Salbe bildete und das Aloeholz sehr harzreich war) mit, ungefähr an 100 Pfund, um nach jüdischer Sitte den Leichnam einzubalsamiren. Die große Quantität dieser Aromen wird man minder befremdlich finden, wenn man sowol die Größe der Ehrfurcht dieser Männer, welche es an Liebeserweisen sich nicht leicht genug thun kann, als auch die Verschwendung erwägt, mit welcher damals die Wohlhabenden unter den Juden mit solchen Aromen umzugehen pflegten. Vgl. *Joseph.* Archaeol. XVII. 6, 3. Zu größerem Bedenken berechtigt dagegen die Differenz, welche zwischen Johannes und den beiden mittleren Evangelisten darin stattfindet, daß nach letzteren einige dem Herrn befreundete Frauen der Bestattung desselben mit beiwohnten und nach ausdrücklicher Bemerkung des Lucas auch die Art derselben (*ὡς ἐτέθη*) mit ansahen und gleichwol am Sonntage früh ebenfalls eine Einbalsamirung vornehmen wollten (Marc. 15, 47. 16, 1. Luc. 23, 55 fg. 24, 1), sodaß Marcus und Lucas nichts von der Einbalsamirung durch Joseph und Nikodemus wissen, dem Johannes dagegen die Absicht der Weiber unbekannt ist, während Matthäus von einer Einbalsamirung Jesu überhaupt nichts gewußt zu haben scheint. Die gewöhnlichen Ausgleichungsversuche sind allerdings sehr ungenügend [8]), und wenn das Johanneische Evangelium den autoptischen Bericht enthält, so ist es freilich sehr möglich, daß in dem weiteren Verlaufe der Zeit die Sage sich nicht mit dem *einfachen* Besuche einer oder mehrer Frauen am Grabe begnügte, sondern es diesen Verehrerinnen Jesu für angemessen und geziemend hielt, die Gefühle ihrer Ehrfurcht und Liebe auf die angegebene ausgezeichnetere Weise an den Tag zu legen. Aber auf der andern Seite ist es auch gar nicht undenkbar, daß die Frauen, selbst wenn sie der vollständigen Einbalsamirung während der Grablegung beigewohnt hatten, einem natürlichen Gefühlsdrange folgend, auch von ihrer Seite ein Übriges thun wollten, gleichwie man auch bei uns einer schon aufs Vollständigste geschmückten Leiche eines theueren Angehörigen oder Freundes überflüssige Blumen in ungeordneter Fülle in den Sarg oder ins Grab nachschüttet.

Den Mangel an begründeten Nachrichten über die Lebensverhältnisse des Joseph von Arimathäa hat die kirchliche Tradition durch allerlei Fabeln zu ergänzen gesucht. Nach diesen Sagen gehörte er zu den 70 Jüngern [9]) Jesu und sammelte, während er den Leichnam Jesu zum Begräbniß bereitete, das mit großer Sorgfalt aus dessen noch triefenden Wunden abgestrichene Blut, ingleichen das aus der gestochenen Seite geflossene Wasser in einem kostbaren Gefäße, in einem anderen das Wasser, womit er den Leichnam abgewaschen. Nachmals theilte er diese kostbaren Flüssigkeiten mit Nikodemus, welche endlich im Jahre 1248 durch Vermittlung des Patriarchen von Jerusalem in den Besitz Königs Heinrich III. von England kamen [10]). Vgl. Art. Graal (Heiliger). Nach dem Evangelium Nikodemi gerieth er unmittelbar nach der Bestattung Jesu mit den Synedristen in Wortwechsel, die ihn sogleich in ein Haus ohne Fenster einkerkern, dessen Thür

3) Vgl. Psychologische Bemerkung zu Joh. 19, 38 im (halle'schen) Journal für Prediger. 16. Bd. (1785.) S. 429—431. 4) Über die Localität dieses Grabes vgl. die Artikel Heiliges Grab und Jerusalem. 5) Vgl. Strauß, Leben Jesu. 2. Bd. S. 609 fg. 3. Aufl. 6) Vgl. Winer a. a. O. I. S. 407. Anm. 4. 7) a. a. O. II. S. 609.

8) Vgl. Strauß a. a. O. I. S. 605 fg. 9) Dies war die Relation der syrischen Kirche; vgl. *Assemani*, Bibliotheca orientalis. T. III. P. I. p. 319 sq. 10) Vgl. Acta Sanctorum. Martii. T. II. p. 508.

versiegeln und mit starker Wache besetzen ließen, um sogleich nach Ablauf des Sabbats weiter gegen ihn zu verfahren. Inzwischen deliberirte man, welche Todesart man über ihn verhängen wolle und befahl, ihn dem Synedrium vorzuführen, fand aber, daß er trotz Siegel und Wache verschwunden war. Als man nachmals auf dem benachbarten Gebirge Untersuchung wegen der Himmelfahrt Jesu anstellen ließ, fanden die Abgesandten des Synedriums den Joseph zu Arimathäa. Hierauf bat ihn das Synedrium in einem Schreiben um Verzeihung und veranlaßte ihn zur Rückkehr nach Jerusalem, wo er mit großem Jubel empfangen wurde und weitläufig erzählte, wie ihn in der Nacht nach dem Sabbat Jesus erschienen sei und ihn auf wunderbare Weise aus seiner Haft befreit habe. Auch machte er seine Collegen darauf aufmerksam, daß Jesus nicht allein auferstanden sei, sondern auch Andere auferweckt habe, und veranlaßte sie, sich von der Wahrheit dieser Aussage durch eigne Anschauung zu überzeugen [11]). Nach der Tradition der englischen Kirche soll Joseph über Frankreich nach England gekommen sein und daselbst das Christenthum verkündigt, auch einige Briefe an die englischen Gemeinden hinterlassen haben, auf welchen Umstand auf den Concilien zu Pisa und Kostnitz die englischen Hierarchen einen Vorzug ihrer Landeskirche vor der französischen gründeten, indem letztere erst später durch den heiligen Dionysius gestiftet sei. Denselben Vorzug machte die englische Kirche später auf den Concilien zu Siena und Basel nicht nur gegen Frankreich, sondern auch zugleich gegen Spanien und Schottland geltend [12]).

Als geheimer Lehranhänger Jesu war Joseph von Arimathäa den Freunden der natürlichen Wundererklärung eine zu bequeme Erscheinung, um ihn nicht hie und da eine Rolle hinter den Coulissen spielen zu lassen und dadurch geheimnißvolle Partien der evangelischen Geschichte aufzuklären und ihnen den Nimbus des Wunderhaften zu benehmen. So machte Venturini den Joseph von Arimathäa zum Geliebten der Maria und leiblichen Vater Jesu; vgl. Art. Joseph, Gatte der Maria, S. 79. Am liebsten ließ man dem Joseph die Hand im Spiele haben bei den Wiederbelebungsversuchen, von denen man vermuthete, daß sie an dem getödteten Jesus gemacht worden seien. So hat noch ganz neuerlich Gfrörer [13]) nicht ohne Scharfsinn und Beredsamkeit die Hypothese zu vertheidigen gesucht: Joseph als reicher Mann habe die Macht seines Geldes am römischen Landvoigte, oder wahrscheinlicher an einem der Hauptleute, der die Hinrichtungswache befehligte, zu erproben gesucht, damit Jesus nur zum Scheine, nicht in Wahrheit vom Leben zum Tode gebracht würde. Nur unter dieser Voraussetzung seien manche auffallende Umstände bei der Kreuzigung und Grablegung Jesu erklärlich, namentlich, daß die Soldaten Christo die Beine nicht gebrochen hätten. Sei nämlich derselbe noch am Leben gewesen, so habe der Zweck der Kreuzigung auch bei ihm das Crurifragium erfodert. Im Falle des bereits eingetretenen Todes aber hätte es nichts geschadet, wenn dem Leichname auch die Beine zertrümmert worden wären. Als sodann Joseph von Pilatus den Leichnam erhalten habe, habe er einen wohlgelungenen Versuch der Wiederbelebung gemacht. Die große Masse der Specereien habe Nikodemus vielleicht nur zur Schau getragen, um unter dem Volke den Schein zu verbreiten, er sei mit nichts beschäftigt, als mit dem möglichst glänzenden Begräbniß eines Todten. — Allerdings erscheint das Verfahren der Soldaten auffällig und sonderbar, berechtigt darum aber noch nicht zu dem raschen Schlusse Gfrörer's. Denn augenblickliche Laune und Zufall bestimmen ja die Handlungen der Menschen oft ganz anders, als wir nach den gegründetsten Voraussetzungen zu erwarten berechtigt sind. Und jedenfalls ist es würdiger, unser Unvermögen zu Lüftung des Schleiers, welchen die Vorsehung über die letzten Schicksale des Herrn gezogen hat, offen einzugestehen, als uns in ein Gewebe von Voraussetzungen und Muthmaßungen zu hüllen, durch welche das Decorum der heiligen Geschichte so schwer verletzt wird.

Gedenktag des Joseph von Arimathäa ist in der griechischen Kirche der 31. Juli, in der lateinischen der 17. März [14]).

5) **Joseph Barsabas** (d. i. wahrscheinlich soviel als Sohn des Sabas, analog dem Namen Bartholomäus, d. i. Sohn des Tholmai), mit dem Beinamen „Justus," hatte nach Apstgsch. 1, 21 fg. in ununterbrochener Gemeinschaft mit Jesu während dessen öffentlichen Lebens gestanden und wurde darum als Zeuge der Thaten, Lehren und Schicksale des Herrn neben Matthias zur Wiederbesetzung der durch Judas Ischarioth's Ausgang erledigten Stelle eines Apostels vorgeschlagen. Es wurde zwischen beiden Männern gelooſt, das Loos traf aber den Matthias. Von der syrischen Kirche wurde er, wie alle im N. T. aufgeführten Christen, die nicht Apostel waren, zu den 70 Jüngern gerechnet; vgl. *Assemani* Bibliotheca orient. T. III. P. I. p. 320. Auch soll er nach einer uralten Sage in einem Fragmente des Papias bei Eusebius, Kirchengeschichte 3, 39, den Giftbecher ohne Schaden an Gesundheit und Leben getrunken haben. Aus sehr unzureichenden Gründen hielten Heinrichs zu Apstgsch. 1, 23 und Ullmann in seinen und Umbreit's theol. Studien und Kritiken, Jahrg. 1828, 2. Heft, S. 377 diesen Joseph Barsabas für identisch mit Joses Barnabas, dem bekannten apostolischen Gehilfen des Paulus, wogegen unter anderen besonders die ausführliche Namhaftmachung und Charakterisirung des Barnabas als einer neu auftretenden Person in Apstgsch. 4, 36 spricht. Vgl. besonders Winer's bibl. Reallexikon I. Bd. S. 718.

(*Wilibald Grimm.*)

11) Evgl. Nicodemi. c. XII sqq. 12) Vgl. *Ittig*, Diss. de patribus apostolicis. p. 21—24. Auch noch der protestant. Theolog Plessing (über Golgatha und Christi Grab. Halle 1789. S. 45 fg.) will den Joseph um jeden Preis zu einem Verkündiger des Christenthums machen, und sucht, auf die willkürlichsten Prämissen gestützt, zu erweisen, derselbe habe um des Evangeliums willen alle seine Güter, selbst die Grabhöhle, verkauft. 13) in seiner Schrift: Das Heiligthum und die Wahrheit. (Stuttg. 1838.) S. 234 u. 241—249.

14) Vgl. *Tillemont*, Mémoires pour servir à l'hist. ecclés. Tom, I. p. 81.

II. Teutsche Kaiser.

Joseph I., ältester Sohn Kaisers Leopold I. aus dritter Ehe mit Eleonore Magdalena Theresia von Pfalzneuburg, war den 26. Juli (n. St.) 1678 zu Wien geboren und sieben Jahre lang der weiblichen Pflege überlassen worden; sobald er sein achtes Lebensjahr angetreten hatte, richtete ihm sein Vater einen eignen Hofstaat ein, welcher in der Folge, nachdem der junge Erzherzog die ungarische und römisch-teutsche Königswürde erhalten hatte, bedeutend vermehrt wurde [1]). Zu gleicher Zeit sorgte man auch für seine Erziehung, welche der träge, bigotte Vater ganz der Sorgfalt des Fürsten Karl Dietrich Otto von Salm überließ. Nur die Kaiserin Eleonore bekümmerte sich fleißig um den Sohn, und sah auf strenge Zucht, welche wol die große Lebhaftigkeit Joseph's veranlaßt haben mochte, und ihm darum auch fühlbar gemacht wurde. Daher Einige behaupten, er habe bis zu seines Vaters Tode seiner Mutter deshalb gegrollt; indessen bemerkte man an ihm stets kindlichen Gehorsam gegen sie [2]). Der Fürst von Salm, Oberhofmeister und Lehrer des Erzherzogs, war Ausländer, kenntnißreich, erfahren und aufgeklärt, dabei heftig und derb, worüber er sich große Feindschaften am kaiserlichen Hofe zuzog. Auch der Umstand, daß er die Jesuiten aus dem Lehrkreise des Prinzen ausschloß, setzte ihn vielen Unannehmlichkeiten aus. Noch mehr aber mußte Joseph's erster Lehrer, Franz Ferdinand von Rummel, aus ähnlichen Gründen dulden, und die Jesuiten würden ihn gern entfernt haben, wenn nicht der Prinz selbst sich ihren Ränken standhaft widersetzt hätte. Rummel, ein oberpfälzischer Edelmann von Geschmack und Gelehrsamkeit, hatte die Rechte studirt und war auf einer Reise in Italien von einem Franziskaner überredet worden, gegen den Willen seines Vaters in den geistlichen Stand zu treten. Der Pfalzgraf von Neuburg brachte ihn an den kaiserlichen Hof, und als Lehrer Joseph's erwarb er sich dessen Vertrauen in dem Grade, daß ihn derselbe nachmals bei allen wichtigen Angelegenheiten zu Rathe zog, zum Fürstbischofe von Wien ernannte und ihm auch noch den Cardinalshut verschafft haben würde, wenn er nicht zu früh gestorben wäre. Sein zweiter Lehrer war Wagner von Wagenfels, der ihm in der Geschichte und Politik Unterricht ertheilte. Hierin griff Salm namentlich mit dem reichen Schatze seiner Erfahrungen ein, und scheute sich nicht, auf die Fehler Leopold's I. hinzuweisen, welche ein weiser Regent umgehen müsse. Auch ließ er durch Wagenfels ein Lehrbuch für die Politik entwerfen, welches nur in drei Exemplaren gedruckt wurde und dem Erzherzoge zur Belehrung dienen sollte. In diesem Werkchen wird unter Anderem Haß gegen die Franzosen gelehrt, das Regentenbeispiel Leopold's nur mit Ausnahme gepriesen, dem Einflusse der Geistlichkeit Schranken angewiesen und vor zu großem Zutrauen gegen die Ausländer, namentlich gegen die Italiener, gewarnt [3]). In letzterem Punkte blieb Joseph jedoch ungelehrig; denn er besaß stets große Vorliebe für die Italiener. Gleichzeitig gab man dem Erzherzoge den historischen Bildersaal des Sulzbacher geheimen Rathes von Imhof, in die Hände, welcher, obschon Protestant, dieses berühmt gewordene Geschichtswerk auf Veranlassung des kaiserlichen Hofes geschrieben hatte [4]). Für den Sprach- und mathematischen Unterricht wurde ebenfalls vortrefflich gesorgt, gleichwie für die Unterweisung in der bürgerlichen und Kriegs-Baukunst. In letzterer war der Baron Fischer von Erlach sein Lehrer. Um ihm Eifer und Strebsamkeit anzugewöhnen, so wurden mit ihm zugleich des Fürsten von Salm Sohn, Ludwig Otto, und die jungen Grafen Leopold Donat Trautson von Falckenstein und Leopold Matthias von Lamberg, sein nachheriger Liebling, unterrichtet. Bis zu seinem 18. Jahre hatte sich Joseph schöne Kenntnisse erworben, besonders in Sprachen. Denn außer der teutschen Sprache lernte er noch Lateinisch, das er fertig schrieb, Italienisch (dies sehr umfangreich in allen seinen Dialekten), Spanisch, Böhmisch, Ungarisch, und von den Hofleuten, die sich in Frankreich aufgehalten hatten, auch Französisch, worin ihm nachmals seine Gemahlin, die in Frankreich erzogen worden war, zu Hilfe kam. Von allen übrigen Künsten, welche der wißbegierige Prinz erlernte, waren ihm Musik und Jagd am werthesten. Sein Vater konnte in der Folge nicht unterlassen, ihm einen Jesuiten zum Beichtvater zu geben, und als dieser starb, nahm er den Beichtvater seiner Gemahlin, der auch zur Gesellschaft Jesu gehörte, zum Gewissensrathe, sodaß zur großen Verwunderung der Welt das Fürstenpaar nur einen Beichtvater hatte, Joseph aber gleichwol ein Freund der Jesuiten wurde. Auf diese Weise fiel er in einige Abhängigkeit von der Geistlichkeit zurück, gleichwie sein großer Ahnherr, Karl V., den er sich zum Vorbilde genommen hatte. Dafür quälte sie ihn öfters, besonders empfand er dies von den spanischen und italienischen Priestern, welche unter dem Vorwande, wegen ihrer Anhänglichkeit an das Haus Österreich verfolgt zu werden, in Wien zur Last fielen. Wenn auch hinlänglich unterstützt, wurden Manche von ihnen doch bis zur Unverschämtheit frech, sodaß Joseph ihnen die Wahl eines neuen Berufes ernstlich anrathen oder sie gehen heißen mußte. Es waren nicht unbedeutende Summen, welche er auf diese Müßiggänger, gewöhnlich Audienzbrüder genannt, alljährlich verwendete. Man rieth ihm, ihr Almosen in Pensionen zu verwandeln, wodurch Ersparnisse gemacht worden wären; allein er blieb bei der Gewohnheit, die schon bei seinem Vater üblich war,

---

1) Joseph's vollständiger Name, den er bei der Taufe bekam, ist Joseph Jacob Ignaz Johann Anton Eustach. Aus Verehrung gegen den Schutzheiligen Joseph gab Leopold nicht blos diesem Sohne, sondern auch allen andern Kindern dieser Ehe den Zunamen Joseph oder Josephe. 2) Die Kaiserin, welche niemals unthätig war, übersetzte ein französisches Gebetbuch und vermehrte dasselbe bei seiner Erscheinung durch den Druck mit eignen frommen Betrachtungen unter dem Titel: Geistliches Senffkörnlein.

3) Das Lehrbuch, welches immer geheim gehalten worden ist, führte der Baron von Wagenfels nachmals weiter aus und gab es zu Wien in Folio mit dem Titel: „Ehren-ruff Teutschlands der Teutschen und ihres Reichs" heraus. 4) s. den Art. Imhof (Andr. Lazarus von). 2. Sect. 16. Bd. S. 309.

empfand aber auch die Last, daß sich die Audienzbrüder in seinem Vorzimmer weit zahlreicher einfanden, als zu Leopold's I. Zeiten. Auch gegen seine Diener bewies er Langmuth, dafern sie anerkannt wurde. Die Verdienste belohnte er, ohne sich daran erinnern zu lassen. Man erzählte sich schöne Beispiele davon. Als gerechter Fürst nahm er die schuldlos Bedrückten in Schutz, und als er zur Regierung kam, ließ er das Justizwesen auf einen sichern Stand bringen, und das peinliche Recht in seinen Erblanden erhielt durch seine Verordnungen eine wesentliche Verbesserung. Die eingerissenen Verbrechen in der Verwaltung und die Bestechlichkeit der Beamten konnte er, so streng er auch darüber dachte, nicht völlig unterdrücken, da seine Aufmerksamkeit für die kurze Zeit seiner Regierung zu sehr auf auswärtige Verhältnisse hingelenkt wurde.

Die Kriege, die er von seinem Vater erbte, hinderten ihn, die Provinzen seines weitläufigen Staates kennen zu lernen; sein Vorsatz, sie zu bereisen, blieb unausgeführt. Hingegen wußte er die Eintracht seines Ministeriums zu erhalten, indem er die Vorzüge eines Jeden seiner Rathgeber zu würdigen verstand und Keinen muthwillig oder übereilt verletzte, aber auch keinen Franzosenfreund unter ihnen dulden wollte. So unterblieb die Beförderung des Cardinals von Lamberg, seines Lieblings, zum Premierminister, weil der Prinz Eugen von Savoyen dadurch verletzt worden wäre. Mit diesem berühmten Kriegshelden und dem Prinzen Ludwig von Baden hatte er frühzeitig Umgang gehabt und von ihnen, weil er Lust zu den Waffen besaß, die Kriegführung erlernt. Als er 1702 den Befehl über das Belagerungsheer Landau's übernahm und seinen Auftrag rühmlich vollbrachte, folgte er mit edler Selbstverleugnung den Rathschlägen Ludwig's von Baden und des erfahrenen Generalfeldmarschalls von Thüngen. Er entriß nach kaum anderthalbmonatlichem Bemühen den Franzosen den Platz, der als Meisterstück der Vauban'schen Baukunst für fast unüberwindlich galt; und als sie im folgenden Jahre die Stadt zurückeroberten, erschien Joseph im Herbste 1704 abermals vor ihren Mauern und zwang sie nach zweimonatlicher Belagerung zur Übergabe. Sie trat nun (1706) in der Reihe der Reichsstädte wieder hervor, aus welcher sie von den Franzosen 1661 verdrängt worden war. Der Tod seines Vaters (5. Mai 1705) hielt ihn von fernerer persönlicher Theilnahme am Kriege ab. Bereits am 9. December 1687 ward Joseph zu Presburg als Erbkönig von Ungarn und den 26. Januar 1690 als römisch-teutscher König gekrönt worden. Er brachte nach dem tödtlichen Abgange Leopold's gründlich gebildete und für alles Große und Gute empfängliche Gesinnungen mit auf den Thron. Reifer Verstand, rasche und kräftige Entschlossenheit führten ihn zum Glücke, das beherzten Männern geneigt zu sein pflegt. An die ernsten Geschäfte des Staats war er schon gewöhnt. Seine schlecht besoldeten Heere, die neben den Truppen seiner Bundesgenossen in Italien, Spanien, den Niederlanden und am Rhein kämpften, hatten damals einen höchst schwierigen Stand; in Ungarn dauerte der lästige Krieg fort, erfoderte ein besonderes zahlreiches Heer und war schwierig zu führen, verminderte aber auch des Kaisers Macht bedeutend. Joseph's Gegner, König Ludwig XIV. von Frankreich, wußte dies besser, als die Türken zu benutzen, und wenn auch jener viel billigere Foderungen an die Ungarn stellte, so dauerte dieser Krieg mit kurzen Unterbrechungen, zumal da Österreich jegliche Einmischung fremder Mächte dabei zu umgehen suchte, doch in größter Erbitterung fort, und erst nach Joseph's Tode kam der Friede von Szathmar zu Stande, wozu er die Einleitung noch getroffen hatte.

Härter als sein Vater verfuhr Joseph gegen Baiern. Der Kurfürst dieses Landes, Maximilian Emanuel, hatte im Gange des spanischen Erbfolgekrieges, der noch unter Leopold's I. Herrschaft (1701) mit Frankreich zu Gunsten Erzherzogs Karl von Österreich ausgebrochen war, die erklärten Reichsfeinde, die Franzosen, ins Herz von Teutschland geführt. Seine beharrliche Anhänglichkeit an Frankreich hatte ihn nach und nach in den Verdacht gebracht, daß er nicht nur das Erzhaus Österreich stürzen, sondern auch die Verfassung des teutschen Reiches untergraben und sich durch Ludwig XIV. zu einem Könige über schwäbische und fränkische Länder erheben lassen wollte. Daher suchte schon Leopold sich diesen gefährlichen und verblendeten Nachbar unschädlich zu machen und dessen Länder, welche der Kurfürst seit der höchstädter Schlacht (1704) verlassen mußte, als die seinigen zu betrachten; doch schonte er immer und litt wenigstens die Kurfürstin, welche seine Gnade suchen mußte, mit ihrer Familie in dem Kurstaate, bis sein Sohn durch rasche Maßregeln jeglicher Rücksicht ein Ende machte. Gleich nach seines Vaters Tode sandte Joseph auf die Nachricht von einer Verschwörung zu München unter Gronsfeld ein Heer nach Baiern, davon 5000 Mann München besetzten und die Übrigen im Lande umher vertheilt wurden. Das Land mußte dem Kaiser huldigen. Die Kurfürstin Theresia Kunigunde, die im Februar 1705 die Residenz verlassen und sich nach Venedig zu ihrer Mutter begeben, hatte ihre Kinder dort zurückgelassen und wurde unter fast lauter erdichteten Vorwänden vom Kaiser nachmals gehindert, zu diesen zurückkehren zu können. Die vier ältesten Söhne ließ Joseph nach Klagenfurt in Kärnthen abführen und dort als Grafen von Wittelsbach gut erziehen, die übrigen vier Kinder, darunter eine Prinzessin, blieben in den Händen einer Oberhofmeisterin zurück. Nebenher ließ er das ganze Land entwaffnen, die Zeughäuser ausleeren und deren Vorräthe wie die Kostbarkeiten der kurfürstlichen Residenz nach Österreich bringen. Auch die Festungswerke Münchens, die erst vor vier Jahren erbaut worden waren, ließ er schleifen. Das ganze Land gerieth durch die kaiserlichen Truppen und deren Erpressungen in verzweiflungsvollen Zustand, und andere gewaltsame Maßregeln, die hinzukamen, brachten das Volk zur Empörung, welche bis zum Eingange des Jahres 1706 wieder gedämpft wurde. Mittlerweile wurde der Umstand, daß der Krieg gegen Frankreich ein Reichskrieg war, auf Antrag des Kurfürsten von Mainz gegen die Kurfürsten von Baiern und Cöln von dem Kurfürstencollegium in Berathung gezogen, und den 27. November

1705 die Erklärung gegeben, daß gegen sie nach den Gesetzen, welche die Reichsacht bedingen, gehandelt werden könne. Da nun Joseph ohnehin der Meinung war, daß der Kurfürst von Baiern jenen Aufruhr seiner Unterthanen begünstigt habe, so entschied er sich in voller Aufreizung zum Vollzuge der Reichsacht. Am 29. April 1706 erfolgte bei großem Gepränge auf dem Rittersaale der kaiserlichen Burg zu Wien die Achtserklärung in Gegenwart der fremden Gesandten, der kaiserlichen Minister und eines zahlreichen Adels. In seinem Beisein ließ der Kaiser durch den Reichsvicekanzler die Vergehen der beiden Kurfürsten von Cöln und Baiern gegen S. Majestät und das ganze teutsche Reich, sowie die Gründe ihrer Bestrafung, vorlesen. Sodann las ein Reichshofrath den Achtsbrief wider Maximilian Emanuel ab. Der Kurfürst Joseph Clemens von Cöln, Bruder des Baiernfürsten und ebenso tief in die französischen Händel verwickelt, als dieser, obschon er seinen Kurhut vorzüglich den Bemühungen Österreichs verdankte, wurde zwar auch geächtet, aber aus Rücksicht auf seinen geistlichen Stand nicht für vogelfrei erklärt; indessen verlor er Alles, was er vom Kaiser und Reiche zu Lehen hatte. Seine Lande wurden kaiserlichen Bevollmächtigten zur Verwaltung übergeben. Joseph zerriß hierauf die Lehnbriefe beider Fürsten und trat die Stücke derselben mit Füßen. Die beiden feierlich gekleideten Reichsherolde, die vor den untern Stufen des kaiserlichen Thronhimmels standen, nahmen diese Stücke, zerrissen sie nochmals und warfen sie zum Fenster hinaus; alsdann verkündeten sie die Achtsbriefe auf den öffentlichen Plätzen der Stadt. Mit ähnlichen Feierlichkeiten wurde die Achtserklärung am 11. Mai 1706 zu Regensburg vollzogen[5]). Der Kaiser sah Baiern nunmehr als sein Eigenthum an; doch gab er die Oberpfalz, die böhmischen Lehen und die Kurwürde nebst dem Erztruchseßamte und der Grafschaft Cham (Vortheile, welche bis 1623 das pfalzsimmern'sche Haus besessen hatte) dem Pfalzgrafen Johann Wilhelm bei Rhein, neuburger Linie, und belehnte denselben im Juni 1708 damit bei großen Feierlichkeiten zu Wien. Andere Stücke von Baiern wurden Freunden und bewährten Dienern zur Belohnung gegeben. Dem Herzoge Marlborough übergab Joseph die Herrschaft Mindelheim, und erhob selbige zum Fürstenthume mit Sitz und Stimme im Reichsfürstenrathe. Donauwerth bekam seine ehemalige Reichsunmittelbarkeit wieder, die Reichsstadt Nürnberg erhielt eine kleine Gebietserweiterung von Baiern, ebenso der Herzog Eberhard Ludwig von Würtemberg. Die Landgrafschaft Leuchtenberg wurde dem Grafen Leopold Matthias von Lamberg als Lehen ertheilt und in ein Fürstenthum verwandelt mit Sitz und Stimme im Reichsfürstenrathe, worüber der neue Reichsfürst in Streit mit Mecklenburg-Schwerin gerieth, welches alte Ansprüche auf dieses Gebiet vorwies. Noch andere Stücke erhielten mehre kaiserliche Diener, sodaß das Ganze nach und nach zersplittert und blos ein kleiner Theil jenseit des Inn zwischen Salzburg und Passau den österreichischen Erblanden einverleibt wurde. Die bairische Fürstenfamilie wurde nirgends mehr erwähnt, und Joseph ließ sogar in seiner Burg ihre Bildnisse entfernen, um damit anzuzeigen, daß sie erloschen sei; allein die Fürsten von Baiern waren, wie es die Reichsgesetze ausdrücklich verlangten, weder vorgeladen, noch vernommen worden, und der Kaiser hatte die Reichsfürsten nicht einmal darüber befragt, sondern sich nur mit der Einwilligung der Kurfürsten begnügt. Daher beschwerten sich jene, der Kaiser berief sich auf die Wahlcapitulation, und da diese Entschuldigung nicht genügte, so verlangte er, daß diese abgeändert werden sollte. Dies geschah auch; man wurde aber vor Joseph's Tode über die Abänderung dieser Reichsinstitution nicht einig, während der Fortgang des Kriegs im Grunde doch dabei im Auge gehalten werden mußte, um zu beobachten, welche Wendungen für das Schicksal der beiden geächteten Reichsfürsten dadurch herbeigeführt werden könnten. Gleichen Unwillen erweckte Joseph unter den Reichsständen, als er den 30. Juni 1708 den Herzog von Mantua ebenfalls wegen seiner Anhänglichkeit an Frankreich mit der Reichsacht belegt hatte. Wenige Tage nachher starb zwar der unglückliche Fürst ohne Kinder. Der Kaiser behielt demnach das Land für sich, mit Ausnahme Montferrats, das an Savoyen verschenkt, und Bozzolo's nebst Sabionetta, welche Gebiete für Ansprüche an Guastalla abgegeben wurden. Kleinere Fürsten Italiens, die es mit den Franzosen hielten, wurden ebenfalls geächtet und verjagt.

Was den Krieg gegen Frankreich betrifft, so betrieb ihn Joseph mit größerem Eifer, als sein Vater. Anerkannt klug nannte man es, daß er seinen einsichtsvollen Feldherren freiere Hand ließ, als sie zuvor gehabt hatten. Dies bewies sich auch bald sehr erfolgreich. Eugen's von Savoyen Sieg über die Franzosen bei Turin am 7. September 1706 befreite ganz Italien, sowie Teutschland zwei Jahre früher durch die Niederlage der Franzosen bei Höchstädt frei geworden war. Der Krieg in Italien nahm durch einen Vertrag vom 13. März 1707 zwischen Frankreich und Österreich ein Ende. Die Österreicher besetzten nun im Juli desselben Jahres Neapel und Kaiser Joseph belehnte seinen Bruder Karl III. von Spanien mit Mailand, dem auch im Königreiche Neapel gehuldigt wurde. Sicilien kam auch in die Hände der Österreicher, die Engländer aber eroberten 1708 Sardinien und Eugen siegte mit Marlborough am 11. Juli dieses Jahres bei Oudenaerde über die Franzosen. Ganz Flandern ging für diese verloren und ihren Feinden schien der Eingang ins Herz Frankreichs offen zu stehen. Dies und andere Bedrängnisse zwangen Ludwig XIV. zu Friedensverhandlungen, welche sich jedoch wieder zerschlugen. Am 11. September 1709 verloren seine Generale die äußerst blutige Schlacht bei Malplaquet gegen Eugen und Marlborough. Im März 1710 wurden die Friedensverhandlungen erneuert, worin, wie früher, Joseph auf die Anerkennung der Ansprüche seines Bruders, seines Hauses und

5) Vgl. den Curieusen Bericht, mit was vor Solennitäten Ihro Kayserl. Majestät Josephus I. die beyden Gebrüdere und bißherige Churfürsten von Cölln und Bayern in Wien und Regenspurg in die Acht und Ober-Acht erklähren lassen in 4. 1706, fünf Bogen stark.

des teutschen Reiches drang. Je mehr aber Ludwig XIV. zugab, desto mehr foderten seine Gegner; darum brach er die Unterhandlungen abermals ab. Vermuthlich glaubte Joseph, daß die ihm verbündeten Mächte stets geneigt sein würden, ihre Interessen den seinigen zu opfern; allein bald nach dem Abbruche der Verhandlungen stürzte das längst untergrabene Whigministerium in London zusammen. Dieses Ereigniß stellte zwei Parteien mit unversöhnlichem Hasse einander gegenüber, und da man durch die Kriegsbegebenheiten in Spanien erfuhr, daß Philipp V. zur dortigen Thronentsagung niemals bewegt und Spanien nie erobert werden könne, so trat die Geneigtheit zum Frieden immer entschiedener hervor, welcher aber nur durch Joseph's frühzeitigen Tod erreicht wurde, indem dadurch alle Länder und Ansprüche Österreichs ausschließlich in Karl's III. Hände gebracht wurden, dieser aber sie nicht gegen Philipp V. ausschließlich behaupten konnte.

Im Gange dieses Krieges dienten dem Kaiser und Reiche die Prinzen Ludwig von Baden und Eugen von Savoyen nebst den Grafen von Stahremberg (Heister befehligte in Ungarn) und von Thüngen. Letzterer war ein so großer Franzosenfeind, daß er bei der Taufe seiner Kinder der damals gewöhnlichen Entsagung des Teufels eine ähnliche Entsagung der Franzosen und alles Französischen beifügen wollte. Als der Generallieutenant Ludwig von Baden (1707) starb, bekam nach langen Streitigkeiten den Heerbefehl am Rhein der Markgraf Christian Ernst von Baireuth, grade in einer Zeit, als der Kaiser und seine Bundesgenossen mit der größten Zuversicht auf Waffenglück Plane und Vorsätze zur Erweiterung und Vollendung der allenthalben gemachten Eroberungen gefaßt hatten. Ihr Erfolg aber entsprach den Erwartungen keineswegs, am wenigsten am Rhein, wo der alte Markgraf Christian Ernst wider Willen Vieler commandirte. Eugen hatte ebenfalls widerrathen und den bewährten General von Thüngen vorgeschlagen. Des Markgrafen Eifer konnte den Mangel an Fähigkeiten um so weniger ersetzen, als ihn das Reich schlecht unterstützte, wenn auch Holland und England die säumigen Reichsstände bestürmte, für die Kriegsbedürfnisse gewissenhaft zu sorgen; denn alle Bemühungen schlugen fehl, die Franzosen durchbrachen die Linien, welche Ludwig von Baden sieben Jahre hindurch vertheidigt hatte. Der Markgraf legte aus gekränkter Ehre und auf Verlangen im September 1707 sein Commando nieder, während die Stände des schwäbischen und fränkischen Kreises auf dem Reichstage zu Regensburg drohten, vom Kaiser abzufallen und sich mit Frankreich zu vergleichen, wenn ihrem Elende nicht gesteuert werden würde. Furcht vor Spaltung unter den Reichsständen trieb den Kaiser zu schleunigen Maßregeln, dem Übermuthe der Franzosen mit Nachdruck zu begegnen. Da er aber hierzu die Mitwirkung der Reichsstände nicht erhalten und der Prinz Eugen in Italien noch nicht entbehrt werden konnte, so nahm er den Kurfürsten Georg Ludwig von Hanover in Anspruch, aus seinem Lande ein starkes Corps zu stellen und die oberste Reichsmarschallswürde zu übernehmen. Georg Ludwig übernahm nach langem Zögern (schon vor des Markgrafen Verabschiedung war er dazu aufgefodert worden) mit zugestandenen, aber nicht erfüllten Bedingungen noch im September 1707 die Führung der Reichstruppen, nachdem die Königin Anna von England etliche Tausend Mann sächsischer Hilfstruppen versprochen hatte. Die Franzosen räumten das rechte Rheinufer. Eugen befehligte seit 1708 mit Marlborough in den Niederlanden. Der Kurfürst von Hanover wollte, nachdem er 1708 laute vergebliche Klagen über den erbärmlichen Zustand des Reichsheeres geführt hatte, im folgenden Jahre ins Innere von Frankreich eindringen, wurde aber vom teutschen Reiche zu schwach unterstützt, und so brachte er Nichts zu einer Entscheidung. Im Anfange des Jahres 1710 legte er aus Unmuth den Heerbefehl nieder und der Prinz von Savoyen bekam dieses Amt. Dieser zog die Hauptstärke vom Rhein in die Niederlande, wo, wie in Spanien (in Oberitalien hatte der Krieg auch wieder begonnen) ungleich wichtigere Dinge zur Entscheidung des großen Kampfes vorfielen. Dadurch schienen zwar die Vortheile des Kaisers und seiner Verbündeten bedroht, allein die Hauptgründe der Unfälle waren Mangel an Lebensmitteln und Truppen, welche im folgenden Jahre leicht wieder ersetzt werden konnten. Überdies sprachen für Joseph noch mehre glückliche Umstände, die sein Ansehen und seine Macht vermehrten. Hierzu kann man zunächst seine Aussöhnung mit dem heiligen Stuhle rechnen, gegen welchen er gleich bei seiner Thronbesteigung einen weit festern Ton annahm, als Leopold I.

Schon 1705 ereigneten sich zwischen dem kaiserlichen Gesandten, Grafen von Lamberg, und dem Papste Clemens XI. wegen eines gerichtlich verfolgten römischen Edelmannes, der unter dem Schutze des Ersteren stand, solche Mishelligkeiten, daß jener ohne Abschied Rom verließ und der päpstliche Nuntius aus Wien gewiesen wurde. In ebendemselben Jahre noch übte der Kaiser zum Verdrusse des heiligen Vaters das Recht der ersten Bitten aus, d. h. er brachte eine Person zu geistlichen Pfründen ein Mal in Vorschlag, welches Recht schon die frühern Kaiser ausgeübt hatten. Kaiser Friedrich III. und seine Nachfolger aber hatten hierzu um päpstliche Einwilligung gebeten, Joseph hingegen unterließ es, weil er behauptete, den Kaisern sei jenes Vorrecht durch den westfälischen Frieden ohne Beschränkung ein für alle Male zuerkannt worden. Also übte er sein Recht beim Domcapitel zu Hildesheim im gedachten Jahre aus, wogegen aber Clemens XI. Widerspruch einlegte. Eine dritte Irrung veranlaßte des heiligen Vaters Weigerung, den Erzherzog Karl, Joseph's Bruder, als König von Spanien anzuerkennen, obschon er gleich beim Ausbruche des Kriegs sich neutral erklärt hatte. Gleichwol hielt ihn Joseph — einige Unvorsichtigkeiten des päpstlichen Hofes mögen mitgewirkt haben — für einen offenen Anhänger Ludwig's XIV. Seit der Eroberung Oberitaliens durch die Kaiserlichen im Jahre 1706 kam auch der Kirchenstaat ins Gedränge, und als vollends das Königreich Neapel von ihnen besetzt worden war, spürte man zu Rom desto fühlbarer die widrigen Gesinnungen des Kaisers. Es kam zu einem Federkriege über Rechte und Pflichten, die sich dieser und jener zuschrieben, aber auch einander absprachen. Endlich

wurde Clemens mit Gewalt bedroht, als die Kaiserlichen ins Gebiet Ferrara einrückten, eine andere Heerabtheilung auf Rom losging und ein Geschwader von englischen und holländischen Schiffen die Küsten des Kirchenstaates bewachte. Zwar rüstete sich der Papst und ließ auch acht Thore seiner Residenz zumauern; er mußte aber eine Katastrophe fürchten, wie sie einst Karl von Bourbon über diese Stadt verhängt hatte. Da gab er nach und unterschrieb am 15. Januar 1709 einen Vertrag, kraft dessen er seine Truppen bis auf 5000 Mann abdanken, seiner Verbindung mit Frankreich entsagen und den Erzherzog Karl als König von Spanien und beider Indien anerkennen sollte. Andere streitige Punkte wurden genaueren Untersuchungen anheim gegeben; indessen mußte eine wiederholte Drohung erst angewandt werden, ehe Clemens XI. Karl'n III. in seiner neuen Königswürde anerkannte. Dies geschah den 14. October 1709. Der Lehnstreit wegen Parma's, Piacenza's, Comachio's und Anderes blieben gleichwol unerörtert.

Ein anderer glücklicher Umstand war, daß Joseph zur Zeit, als seine Erblande ganz von Truppen entblößt waren, vom eroberungssüchtigen Könige Karl XII. von Schweden unangetastet blieb, obschon man das Gegentheil zu fürchten guten Grund hatte, weil der Einbruch der Schweden in Sachsen im Herbste 1706 über ganz Teutschland Schrecken verbreitete. Man fürchtete, daß Karl ein Freund Frankreichs, den spanischen Erbfolgekrieg zu Gunsten Philipp's V. entscheiden könnte. Kaiser Joseph mußte allerdings mit der größten Behutsamkeit jeden Vorwand zu Feindseligkeiten vermeiden, ja sich gefallen lassen, in Foderungen dieses Königs, die er unter andern Umständen abgelehnt haben würde, ohne Zögern einzugehen. Hierzu gehört die freie Religionsübung der Schlesier und Zurückgabe aller Kirchen, welche die Protestanten in Schlesien seit dem westfälischen Frieden verloren hatten. Ein Glück für Joseph war, daß Karl XII. sich nun anderwärts zu schaffen machte und dort unterlag. Daher jener die schwedischen Foderungen verletzte und neue Bedrückungen über die Protestanten in Schlesien verbreitete. Nicht minder hartnäckig zeigte er sich gegen die Bemühungen des Königs von Preußen zu Gunsten der Reformirten in gedachter Provinz. Diese Umstände und die bald darauf erfolgte Überwältigung Ungarns setzten den Kaiser in den Stand, seine ganze Macht zur Entscheidung des spanischen Erbfolgekampfes zu verwenden. Er schien allerdings mit seinen Verbündeten zu hoffen, daß ohne weitere Unterhandlungen mit Frankreich der Friede vorgeschrieben und Entschädigungen für die Kriegskosten bewirkt werden könnten. Man war allgemein auf die Entscheidungen des Jahres 1711 gespannt, da starb Joseph zum Glücke seiner Projecte, die er schwerlich durchgeführt haben würde, in seinem 33. Lebensjahre zu Wien an den Kinderblattern am 17. April 1711 und hinterließ den Beinamen des Sieghaften[6]).

Zu den besonders wichtigen Reichssachen, welche Joseph unternahm und beseitigte, gehört außer den bereits erzählten Vorfällen noch die Feststellung der von seinem Vater schon errichteten Kur Hanover. Er brachte die Reichsstände am 30. Juni 1708 durch Beruhigungen zur wirklichen Zustimmung, indem ihnen versichert wurde, daß zur Verhinderung eines Übergewichts, welches die Protestanten im Kurcollegium hätten, wenn die Kurpfalz jemals wieder an einen Fürsten ihrer Religion zurückfiele und Kurhanover dann noch bestände, die Stimmen der katholischen Kurfürsten in diesem Falle um eine vermehrt werden müsse und daß künftig ohne Einwilligung des gesammten Reiches keine neue Kur wieder geschaffen werden sollte. Kurhanover, dem Anfangs das Reichserzpannerherrnamt zugedacht, hierin aber sehr widersprochen worden war, erhielt nun das von Kurpfalz abgegebene Amt eines Reichserzschatzmeisters. Am 3. April 1710 wurde der Kurfürst darin bestätigt und acht Tage nachher von Joseph damit feierlich belehnt. Gleichzeitig (im Jahre 1708) brachte der Kaiser ohne große Schwierigkeiten die von seinen nächsten Vorfahren vernachlässigte Kurwürde von Böhmen wieder zur vorigen Wirksamkeit und Anerkennung, wodurch der katholischen Partei das bisherige Übergewicht erhalten wurde. Das seit mehren Decennien verfallene Reichskammergericht suchte Joseph durch einen Reichstagsbeschluß wieder in Aufnahme zu bringen; viele Schwierigkeiten und Mängel aber hinderten, daß vor Ende Januars 1711 die erste Versammlung dieses Gerichts gehalten werden konnte. Sonst hatte der Kaiser während seiner kurzen Regierung sieben Familien in den Reichsfürstenstand und mehre Andere zur reichsgräflichen Würde erhoben, während die alten Reichsstände von langen Zeiten her so viele eingegangene Vota für die Reichstage hervorbrachten, daß man, bemerkt ein Zeitgenosse, wenn sie alle Anerkennung und Geltung gefunden hätten, die Reichsversammlungen aus Mangel an Raum hätte wieder auf freiem Felde abhalten müssen. So suchte z. B. Kurfürst August von Sachsen vier neue Reichsvota hervor. Ein fühlbares Gebrechen im Reiche war, daß die Kreistage unterblieben, und manche Kreise, so Ober- und Niedersachsen, auch wenn sie ernstlich dazu anermahnt wurden, keine Versammlungen unter sich abhielten; daher sich die Stände nicht zur Kreishilfe verstanden, was laute Klagen gegen sie verursachte. Dagegen wurde einem andern Übelstande abgeholfen: da nämlich seit vielen Jahren die Reichsstädte keine eignen Bevollmächtigten auf den Reichstagen hielten, sondern ihre Anliegen durch den Magistrat zu Regensburg besorgen ließen, so wurde im Jahre 1707, als diese Nachlässigkeit die beiden andern reichsständischen Collegien übel nahmen, bewirkt, daß jede Reichsstadt durch besondere Abgeordnete wieder Theil an den Reichssachen nehmen mußte. Dieser Bestimmung indessen wurde nicht lange Folge geleistet; die Reichsstädte kamen unter den folgenden Kaisern wieder auf die wohlfeile Bequemlichkeit zurück, sich auf den Reichstagen durch etliche regensburger Magistrats-

6) Obschon diese Krankheit als wahr anerkannt ist, so hat man doch gefragt, ob nicht Joseph's Tod ein gewaltsamer gewesen sei, und man hat einen Cavalier deshalb verdächtigt, auf dessen Familienarchiv das Publicum aufmerksam gemacht wurde. Vgl. Wekhrlin's Chronolog. XI, 348.

personen vertreten zu lassen. Die Beschwerden der Reichsstände über den Reichshofrath dauerten indessen ebenso lästig fort, als viele Religionsstreitigkeiten wegen zu großer Weitläufigkeit des Geschäftsganges unerörtert blieben und vorherrschende Unduldsamkeit der friedlichen Ausgleichung den Weg verlegte. Stritt man sich doch nach des Markgrafen von Baden Tode, ob ein Katholik oder Protestant das Reichsheer befehligen sollte. Gleich nachlässig wurde das Münzwesen im Reiche betrieben. Obgleich heilsame Verordnungen gegen den schlechten Zustand der Reichsmünzen bestanden, so wurden sie dennoch hintangesetzt, selbst durch das verführerische Beispiel der Großen. Kaiserliche Commissaire, die sich in den Reichskreisen aufhielten, waren bevollmächtigt, das Münzwesen zu beobachten und allenfalls auch mit versteckter Hilfe den Münzverbrechern aufzulauern und sie alsdann zum Nutzen des kaiserlichen Fiscus einzuziehen. Dergleichen Eingriffe, die sich die kaiserlichen Beamten erlaubten, hatten in der Regel Streitigkeiten zur Folge mit denjenigen Reichsständen, auf deren Gebieten die Gewaltstreiche vollbracht worden waren. Einer der merkwürdigsten Vorfälle dieser Art ereignete sich im Jahre 1709 auf würzburgischem Gebiete. Der Hofjude des dortigen Fürstbischofs war seit geraumer Zeit der Münzverfälschung verdächtig, ohne daß sein Gebieter davon Kenntniß gehabt haben sollte. Der Reichsvicekanzler Graf von Schönborn aber, der darum wußte, ließ den Jaden ohne Vorwissen des Prälaten zu verschiedenen Malen vor sich laden, nahm ihn jedoch bei seiner Ankunft niemals an, sondern kaiserliche Diener hoben ihn im Januar 1709 auf offener Landstraße im Würzburgischen auf und brachten ihn nach Saalfeld zum Reichshofrathe von Obernitz, welcher ihn so lange in Haft behielt, bis er 4000 Reichsthaler baar erlegt und einen Wechselbrief auf 20,000 Reichsthaler zur Bürgschaft ausgestellt hatte. Der Fürstbischof beschwerte sich, sobald er den Hergang erfahren hatte, bei dem Grafen von Schönborn über Verletzung seiner landesherrlichen Gewalt; der Graf warf alle Schuld von sich und schob sie kaiserlichen Dienern zu, die in Joseph's Namen gehandelt hätten. Die Klage kam vor den Kaiser, und obschon die That eine reichsgesetzwidrige genannt wurde, so konnte der Fürstbischof doch nicht erlangen, daß ihm die Frevler ausgeliefert wurden, noch ließ man zu, daß weder er noch der Magistrat zu Frankfurt, wo des Hofjuden eigentlicher Wohnsitz war, das Vergehen desselben untersuchen und bestrafen konnte. Dieser Mangel an genauem Rechtssinne ging Hand in Hand mit der Langsamkeit und Schläfrigkeit der Unterhandlungen auf den Reichstagen und mit dem Ungehorsam der einzelnen Reichsstände gegen die dort gefaßten Beschlüsse. Man brachte im Jahre 1707 nicht einmal die kleine Summe von 200,000 Reichsthalern für das Heer am Rhein zusammen, noch weniger die Million, die für das Jahr 1708 angewiesen worden war. Die Kreiscontingente waren selten vollzählig und unter ihren Führern herrschte gewöhnlich Eifersucht. Die Berathungen der Reichstage wurden lächerlich und die Nation sank in der Achtung vor ganz Europa. Selbst die Bundesgenossen der Teutschen, die Engländer und Holländer, spotteten in öffentlichen Blättern und Schriften über sie, und holländische Bevollmächtigte scheuten sich nicht, die bittersten und derbsten Reden auf den Reichstagen zu führen [7]).

Wie die Fürsten des Reichs mit thörichter und geschmackloser Pracht große Summen zu Festen und Feierlichkeiten verschwendeten und Scharen von Pedanten und Hofleuten an ihren Höfen ernährten, ebenso tadelhaft erwies sich Joseph I. zu Wien. Er liebte die Pracht mehr, als sein Vater; darum kleidete er sich auch kostbarer, als dieser, und führte an seinem Hofe die Manteltracht (Imperiale) nebst einem strengen, steifen Ceremoniel ein, welches die Reichsfürsten verletzend fanden. Seine Leibwache verbesserte und vermehrte er. Schlittenfahrten, die er ganz besonders liebte, wurden mit großer Pracht gehalten. Schon vor seiner Thronbesteigung (1705) hielt er einen zahlreichen Hofstaat, der 115 Kämmerer mit einem Oberstkämmerer und 287 andere Personen verschiedenen Standes zählte und nachmals so stark vermehrt wurde, daß bei seinem Tode zwei Oberstkammerherren und 395 Kammerherren gezählt wurden. Jeder von ihnen hatte 400 Fl. Besoldung, welche jedoch die Meisten von ihnen nicht annahmen, darum nicht zur Last fielen. Dagegen hatte er eine Menge anderer Hofdiener in seiner Haushaltung, welche den Staat verschlingen halfen. Als Joseph im Februar 1699 seine Braut von Roveredo nach Wien abholen ließ, schickte er ihr ein Gefolge von mehr als 200 Personen entgegen, darunter 47 Diener waren, welche für die Küche und den Keller sorgen mußten. Als Joseph im Jahre 1702 zum ersten Male zu Felde ging, hatte er ein Gefolge von 233 Personen bei sich, welche sämmtlich für den Waffendienst unbrauchbar waren und von den Ländern, welche sie berührten, ernährt werden mußten. Dieser Troß bestand aus Leuten von allen Ständen, und es befanden sich darunter Obersthofmeister, Oberstküchenmeister, Kämmerer, Silberkämmerer, Mundschenken, Vorschneider, Truchsesse, Fischmeister, Ziergärtner nebst Gehilfen, Geflügelmaier mit Mägden, Kellerdiener, Kellerbinder, Mundbäcker nebst Jungen, ein Vicemundkoch, 20 Meister- und Unterköche, mehre Kesselreiber, acht ordinari und 13 extraordinari Jungen nebst einer großen Menge Gepäckwagen. Die Königin, welche ihren Gemahl bis Heidelberg begleitete, wo sie bis zur Einnahme Landau's verweilte, hatte 170 Personen in ihrem Gefolge, und die 63 Chaisen und 14 Kaleschen, worin diese Leute gefahren wurden, erfoderten auf jeder Station 192 Wagenpferde und 14 Rennpferde. Zur Ausrüstung dieses Kriegszuges gaben die Stände von Österreich nur 40,000, die von Ungarn 100,000 Fl. außerordentliche Beisteuer her.

---

7) Ein teutscher Publicist jener Zeit sagt von seinem Vaterlande: Teutschland bleibet wol bey seiner Natur und Eigenschaft, welche es bereits vor langer Zeit an sich genommen hat. Es gehet ihm nemlich, wie vielen ungewöhnlich langen Personen, welche zwar starck, aber auch darbey desto ungeschickter seynd, also, daß wenn sie den Kopf bewegen, sie gleichsam zuvor eine Staffeta an die Hände und Füße schicken müssen, um denenselben Nachricht zu geben, daß jener, als das vornehmste Glied an dem Leibe, etwas beschlossen habe, und daß sie dannenhero auch allmählich anstalt machen möchten, ihre Gelencke mit guter Gemächlichkeit zu bewegen.

Das Finanzwesen war schon unter Leopold I. in solchem Zustande, daß die Cassen erschöpft waren und große Zahlungen durch einen Hofjuden gemacht werden mußten. Dies fand Joseph, obschon er nicht immer wirthschaftlich war, kostspielig und beschwerlich; er errichtete demnach, um dem Wucher dieses und anderer Juden zu wehren, im Jahre 1703 eine Bank zu Wien und erneuerte sie zu Ende des Jahres 1705, nachdem sie in Verfall gerathen war, wieder. Gleichwol wirkten Manche, welche bei den Juden mehr Nutzen genossen, als bei der Bank, gegen ihre heilsame Wirksamkeit, und da ihr ohnehin die rechte Einrichtung mangelte, so ging sie nach Joseph's Tode wieder ein. Indessen litt der Kaiser immer auch an nöthigen Mitteln, nöthige Zahlungen konnten zuweilen nur in kleinen Raten gemacht werden, und Prinz Eugen sah sich oft genöthigt, das Brod für seine Soldaten auf eigne Rechnung zu kaufen. Die Bauten betreffend, welche Joseph unternahm, so gehören hierher die Josephsvorstadt zu Wien, die prächtige Josephssäule, ein Theater und die Wiederherstellung der alten Peterskirche ebendaselbst, und das schöne Lustschloß Schönbrunn, welches er indessen nicht vollendete; an Ausführung anderer großer Prachtgebäude hinderten ihn der Krieg und sein frühzeitiger Tod. Dagegen stellte er den 7. December 1705 zur Bildung und Verbreitung des Geschmackes eine Kunstakademie zu Wien, und zu Liegnitz 1708 eine Ritterakademie her.

Im Übrigen war Joseph ein Mann von kräftigem, schönem, majestätischem Äußern, lebhafter Gesichtsfarbe und blonden Haaren. Er besaß einen scharfen Verstand, wußte seinen Zorn meistens zu beherrschen, war ehrgeizig und liebte das Schöne und Anständige. Heitern und sinnreichen Umgang zog er vor und trotz seiner Vergnügungssucht mied er doch die ernsten Geschäfte nicht. Kurz vor seinem Tode übertrug er, da er keinen Sohn hinterließ, die Verwaltung seiner Erblande seiner rüstigen Mutter bis zur Ankunft seines Bruders Karl, welcher als der Sechste seines Namens sein Nachfolger wurde. Der Kaiserin Mutter wurden zur Stütze gegeben die Fürsten Eugen und Trautson, der Kanzler Schönborn, der Graf von Wratislav und der Baron von Seiler. Vermählt war Joseph worden den 15. Februar 1699 zu Modena mit Wilhelmine Amalie, vierter Tochter Herzogs Johann Friedrich von Braunschweig-Hanover (s. d. Art.) durch Procuration und den 24. Februar desselben Jahres durch den päpstlichen Nuntius zu Wien. Dieselbe gebar ihm 1) den 8. December 1699 Marie Josephe, welche den Kurfürsten Friedrich August II. von Sachsen, der auch König von Polen war, am 20. August 1719 heirathete, und starb den 17. November 1757 als Erzfeindin Friedrich's des Großen, Königs von Preußen. 2) Leopold Joseph, den 28. October 1700 geboren, starb den 4. August 1701. 3) Marie Amalie, geboren den 22. October 1701, vermählte sich 1722 am 17. October mit dem Kurfürsten Karl Albrecht von Baiern, der als Kaiser sich Karl VII. nannte, und starb den 11. December 1756. Beide kaiserliche Töchter hatten ihrem Oheime, Karl VI., versprechen müssen, keine Ansprüche auf die Nachfolge in den österreichischen Erblanden erheben zu wollen. Die Kaiserin Wilhelmine Amalie starb 1742 den 10. April. Ihres Gemahls Herz wurde in einer silbernen Kapsel in der kaiserlichen Hofkirche bei den Augustinern, seine Eingeweide in einer Gruft der St. Stephanskirche und sein Leichnam in der kaiserlichen Gruft bei den Capucinern beigesetzt [8]).

Joseph II., ältester Sohn Kaisers Franz I. und Maria Theresia's, war den 13. März 1741 zu Wien geboren worden und hatte in der Taufe den Namen Joseph Benedict August Johann Anton Michael Adam bekommen. Die Geburt dieses merkwürdigen Fürsten fällt fast in die Augenblicke, da König Friedrich II. von Preußen den ersten Sieg über die österreichischen Waffen erfocht. Das Erzhaus und die Wiener vergaßen über die Freude der Geburt eines Thronerben den Schmerz über den Verlust der Schlacht bei Mollwitz. Der Krieg, in welchen Maria Theresia wegen ihrer Erbfolge fast nach allen Seiten hin verwickelt war, drängte sie so in die Enge, daß sie im September 1741 nach Presburg eilte und dort mit ihrem Sohne auf dem Arme in der Ständeversammlung die Ungarn zum Beistande entflammte. Die dankbare Königin ließ nachmals, um den Ungarn ihre Vorliebe zu erkennen zu geben, ihren Prinzen in ungarische Nationaltracht kleiden und ihm Unterricht in ungarischer Sprache ertheilen; auch wurde ein Ungar, der Fürst Bathiany, sein Hofmeister. Franz I., seit dem 4. October 1745 teutscher Kaiser, aber am wiener Hofe mehr Privatmann als Regent und den hervorragenden Eigenschaften seiner Gemahlin stets untergeordnet, hatte keinen freien Einfluß auf die Erziehung seines Sohnes. Maria Theresia ordnete dessen Erziehung nach ihren Einsichten und Vorurtheilen; daher war ihr Hauptzweck, dem Prinzen vornehmlich Gottesfurcht einzuflößen. Die Wahl seines Hofmeisters war nicht glücklich; indessen schadete sie dem jungen Prinzen wenig, da derselbe feurig und rasch, bald seinen eignen Weg einschlug. Christoph von Bartenstein unterrichtete ihn in der Geschichte, im Natur- und Völkerrechte auf eine Weise, die zu selbständiger und unabhängiger Meinung führte und ein sittliches wie rechtliches Gefühl ausbildete. Ganz entgegengesetzte Theorien suchten ihm die beiden Jesuiten Parhammer und Franz beizubringen, welche den Unterricht in der Religion, Logik und Physik besorgten, verleideten ihm aber das Lernen durch ihre widerwärtige Pedanterie. Brequin, Martini, Leporini und Bek unterrichteten ihn in den übrigen Wissenschaften nach einer ungeschickten Methode. Joseph faßte leicht

---

8) Benutzt wurden die Memoria gloriosa Regiae stirpis Habspurgicae (Frankf. u. Leipz. 1706 in 12.), Joseph's des Sieghafften Röm. Kaysers Leben und Thaten (Cölln 1712 in 8. Der Verfasser dieses Werkes ist Joh. Ehrenfried Zschackwitz), Leben und Thaten des glorwürdigsten Kaysers Josephi im Curieusen Bücher-Cabinet, 1. u. 2. Bd., Wagner's Historia Josephi I. etc., (Wien 1745 in Fol.), v. Westenrieder's sämmtliche Werke. 28. Bd. und Schlosser's Geschichte des 18. Jahrhunderts u. s. w. 1. Bd. nebst Milbiller's Geschichte Teutschlands im 18. Jahrhundert. 1. Bd. und Herchenhahn's Geschichte der Regierung Kaiser Joseph's des Ersten. 2 Bde.

und schnell, wollte sich aber nie nach fremden Vorschriften richten und erregte oft die Unzufriedenheit seiner Lehrer. In den angestellten Prüfungen stand er oft hinter seinen beiden Brüdern Karl und Leopold zurück. Joseph's leidenschaftliche Wißbegierde, die ihn nie verließ, bezeugt, daß sich seine pedantischen Lehrer und Quäler in die Fähigkeiten ihres Zöglings nicht finden konnten und daß der zum Selbstdenker geneigte Prinz keinen Schulzwang ertragen wollte. Außerhalb der Lehrstunden erwies sich der Prinz offenherzig, liebenswürdig und heiter, in freier Unterhaltung entfaltete er vielen Witz, überraschenden Scharfsinn, überhaupt die glänzendsten Anlagen. Daher ihm seine Mutter, so sehr sie auch über seinen Ungehorsam klagte, im Ganzen nachsah. In den Leibesübungen erfüllte Joseph die Wünsche seiner Lehrer, und an der Musik fand er soviel Geschmack, daß er ihr lebenslänglich zugethan blieb und mehre Instrumente spielen lernte. Zu Gesellschaftern seiner Jugend gab man ihm mehre guterzogene Edelleute, mit denen er zuweilen kleine französische Schauspiele bei Hofe aufführte. Da er gesund, lebhaft, schalkhaft, frohsinnig und eigenwillig war, so gab er auch zu manchen Jugendstreichen Anlaß, obschon sie hart bestraft wurden. Er war übrigens von mittler Größe und gut gewachsen mit sehr ausdrucksvoller Gesichtsbildung. Nachdem er im Jahre 1757 die Blattern glücklich überstanden hatte, wünschte er, da der siebenjährige Krieg bereits ausgebrochen war, seine Leidenschaft zu den Waffen zu befriedigen. Daun, Loudon und Lascy hatten ihn bereits im Kriegswesen unterrichtet. Seine Mutter hatte auch ihre Zustimmung gegeben, daß er unter Daun fechten sollte; plötzlich aber nahm sie ihr Wort zurück, aus Furcht, der Krieg möchte in dem Prinzen Gleichgültigkeit gegen die Pflichten eines weisen, friedliebenden Regenten vermehren und seinen Trotz verstärken. Joseph gehorchte äußerst ungern und es blieben die Geschichten eines Karl XII. und die Kriege Cäsar's seine Lieblingslectüre. Im Jahre 1761 erhielt er Sitz im Staatsrathe. Am 6. October 1760 verheirathete sich der Erzherzog zu Wien mit Isabella, ältester Tochter Herzogs Philipp von Parma. Sie (geboren am 31. December 1741) übte vielleicht allein einen großen Einfluß auf ihn aus, und verstand seine Hitze zu dämpfen. Diese liebenswürdige Prinzessin starb aber schon am 27. November 1763, nachdem sie Mutter von zwei Töchtern geworden war; die erstere überlebte die Mutter nur sieben Jahre, die andere starb am Tage ihrer Geburt. Joseph liebte diese Gemahlin, obschon sie etwas schwermüthig war, so sehr, daß er sie nie ganz vergessen konnte. Der hubertsburger Friede im Februar 1763 mit Preußen verschaffte dem Erzherzoge die Stimme Friedrich's des Großen zur Würde des römischen Königs. Die Ruhe Teutschlands wurde zur Königswahl benutzt. Joseph begab sich mit seinem Vater nach Frankfurt. Die Wahl fiel den 27. März 1764 auf ihn und am folgenden 3. April wurde er feierlich gekrönt. Nach seiner Rückkehr von Frankfurt bereiste Joseph Ungarn und untersuchte mit besonderer Aufmerksamkeit die dortigen Bergwerke. Eine Zusammenkunft mit der Schwester des Kurfürsten von Baiern, Marie Josephe (geboren den 30. März 1739), jüngster Tochter Kaisers Karl VII., hatte seine eheliche Verbindung mit ihr zur Folge, in der Hoffnung männliche Erben zu bekommen, und, wie seine Verwandten dringend wünschten, einst die Allodialgüter vom Bruder dieser Prinzessin zu erben. Am 22. Januar 1765 vollzog er zu Schönbrunn die erzwungene, feierliche Vermählung mit ihr. Sie besaß weder die innern noch die äußern Vorzüge, welche nur Joseph's Liebe erwerben konnten, und ihre unglückliche Persönlichkeit, die Joseph stets mit Kälte behandelte, wurde durch den Ausbruch von Skorbut noch widerwärtiger, sodaß des Gemahls Gleichgültigkeit in Ekel überging. Indessen löste der Tod dieses unglückliche Band bald auf, Josephe starb, wie ihre Vorgängerin, an den Blattern den 28. Mai 1767. Nie räumte Joseph einem Weibe wieder Macht über sich selbst ein, obschon er den Umgang der Frauen, wie Core behauptet, leidenschaftlich geliebt haben soll; wenigstens verletzte er die Sittlichkeit nie durch bekannt gewordene Anhänglichkeit an Beischläferinnen.

Im Jahre 1765 benutzte Joseph die Reise des kaiserlichen Hofes nach Innsbruck, wo die Vermählung seines Bruders Leopold mit einer spanischen Infantin gefeiert wurde, zu einer Wanderung durch Tyrol bis nach Verona, um seine Kenntnisse der österreichischen Länder zu vermehren. Nach seiner Rückkunft starb ihm der Vater am 18. August in seinen Armen am Schlagflusse. Joseph war tief ergriffen vom Schmerze, noch mehr aber seine Mutter, die in den ersten Augenblicken der Betäubung die Regierung niederlegen und ihr Leben im Kloster beschließen wollte. Dringende Vorstellungen änderten jedoch diesen Plan, obschon sie sich selbst gestand, der Regierung nicht mehr allein vorstehen zu können; darum übergab sie im September 1765 einen Theil der Geschäfte ihrem Sohne Joseph, der seit des Vaters Tode Kaiser von Teutschland geworden war.

Die selbständige Kraft seines Geistes hatte sich bis dahin zu großer Festigkeit entwickelt, und da weder fremdes Beispiel, noch fremde Lehre auf ihn als Knaben schon überwiegenden Einfluß ausübte, so ist kaum zu glauben, daß er in seinen reifen Jahren Neigung zur Nachahmung verrathen habe, und darum erweist sich auch die Beschuldigung, er habe mit kleinlicher Ängstlichkeit Friedrich dem Großen nachgeäfft, als grundlos, wenn sich auch zuweilen der Schein dazu offenbart hat. Er verzichtete seit dem Tode seiner zweiten Gattin auf die Freuden des häuslichen Lebens und lebte nur seinem Volke. Dieses wurde seine Familie, sein Vaterland, sein Haus. Eine ununterbrochene Reihe von Unglücksfällen, die sein Haus und ihn seit seiner Geburt betroffen, hatten seine Seele gestärkt und gereinigt. In Bezug auf das Verständniß seiner Zeit studirte er die geistreichen Schriften der neuen Philosophen, die Friedrich II. bewunderte. Er nahm aus ihnen den Geist der Humanität in sich auf, sympathisirte mit ihren Empfindungen, aber nicht immer mit ihren Meinungen und Ansichten. Seiner menschenfreundlichen Stimmung gemäß handelnd, befestigte er seine Grundsätze und die moralische Richtung seines Willens. Er lernte die Menschheit achten, setzte die Verdienste der Ge-

burt und des Ranges hintenan, er begriff, daß der Herrscher nur des Volks wegen da sei, daß religiöse Duldung, strenge Gerechtigkeit und gewissenhafte Staatswirthschaft unerläßliche Pflichten eines Regenten sein müssen. Bald merkte seine Mutter, wohin er ziele; sie ließ ihm daher nie freie Hand, bewachte alle seine Unternehmungen und gestattete ihm außer dem Kriegswesen, für das sie sich nicht fähig genug glaubte, nur noch einen sehr geringen Wirkungskreis für seine ungestüme Kraft. Gleichwol verschaffte er sich großen Einfluß und wußte seine Mutter mehr und mehr zu gewissen Verbesserungen zu bestimmen. Da er sich aber endlich berechtigt glaubte, seiner Mutter zu widersprechen, was sie nicht gewohnt war, so wies sie ihn hart zurück und entriß ihm zuletzt, in Folge der Eingebungen einer Hofpartei, noch vollends alle freie Wirksamkeit in der Regierung, bis auf die Einzelnheiten in den Militairsachen. In dieser Abhängigkeit lebte er bis zu seiner Mutter Tode, fand aber dessenungeachtet als Thronfolger doch auch seinen Anhang, der ihn in seinem, wenn auch schwachen, Gegenwirken redlich unterstützte. Die Partei der Regentin Mutter und ihre Grundsätze behielten natürlich immer die Oberhand, ja sie wirkte noch in die Zeiten von Joseph's Alleinherrschaft hinein. Ein schädlicher Zwiespalt, der daraus entstand, ließ Manches befürchten; doch Fürst Kaunitz, an der Spitze der vermittelnden Partei, trat unablässig in Unterhandlung, wiewol er im Herzen mehr der Partei des Kaisers, als den Grundsätzen seiner Mutter zugethan war.

Seine Wirksamkeit eröffnete Joseph mit einer Menge nützlicher und wohlthätiger Anordnungen. Zuerst ließ er als Erbe des großen Schatzes von seinem Vater, 22 Millionen Coupons (Staatspapiere, die nach dem siebenjährigen Kriege gemacht worden waren), zum Besten des Staates verbrennen und erwarb sich dadurch die Herzen aller Patrioten. Sodann gab er dem Staate die Domainen zurück, die sein Vater als Eigenthum an sich gebracht hatte. Als Großmeister der Ritterorden nahm er mit dem militairischen Theresienorden einige Veränderungen vor. Um den Zustand der jährlichen Ausgaben genau übersehen zu können, foderte er von allen Hofleuten, Beamten und Pensionairen eine richtige Liste; sodann beredete er seine Mutter, den Hofhalt einzuschränken. Joseph selbst ging mit ermunterndem Beispiele voran: er trank Wasser, schlief auf hartem Lager und vermied allen Prunk [9]). Alle Gallatage, mit Ausschluß des Neujahrstages, wurden abgeschafft. Alle Schleichwege zu Ämtern und Ehrenstellen wurden verboten; ferner verbot er die Hazardspiele und verbesserte die Polizei. Er setzte durch, daß den Ungarn manche Erleichterung verschafft und daß Zauberei wie Wahrsagerei an sich nicht als schwere Strafen behandelt wurden. Die lästigen Abgaben wurden vermindert, das Heirathen erleichtert und den Armen Unterstützung verschafft. Jede Gelegenheit benutzte der Kaiser, um sich herablassend und menschenfreundlich zu beweisen; besonders gewann er beim Volke durch die Einrichtung, daß Jedermann, der seinen Schutz suchte, freien Zutritt zu ihm erhielt [10]). Auf Reisen erwies er sich ebenso. Dieselben unternahm er als Graf von Falkenstein mit geringer Begleitung, aber mit bedeutenden Summen, um der Noth, wo sie ihm begegnete, sogleich abzuhelfen. Dabei schützte er die Gerechtigkeit, bestrafte das Schlechte und bahnte allen seinen Unterthanen den Weg zum Landesherrn. Seine erste Reise (im Jahre 1766) richtete er ins temeswarer Banat, dessen Bewohner sich in einer sehr schlimmen Lage befanden. Hier half er durch neue Anordnungen sogleich dem Elende auf einmal ab. Nebenbei besah er alle Festungswerke, musterte die Truppen, wie er es bereits in Böhmen und Mähren gethan hatte, untersuchte die Manufacturen und den Ackerbau, und erforschte die verschiedenen Standesverhältnisse. Die zweite Reise nach Ungarn unternahm er 1768. Im Übrigen schenkte er dem Handel, dem Ackerbau und dem Militairwesen, sowie der Verschönerung Wiens und den Wohlthätigkeitsanstalten große Aufmerksamkeit. Im Jahre 1769 reiste er nach Italien. Am 15. März fuhr er ganz einfach und unerkannt zu Rom ein, wo eben Papst Clemens XIII. gestorben war. Er erschien auch mit seinem Bruder, dem Großherzoge von Toscana, im Conclave, wo die Cardinäle mit einer neuen Papstwahl beschäftigt waren. Ihnen empfahl er, ohne Vorurtheil und Parteilichkeit, einen würdigen Papst zu wählen und verhehlte sonst seine kräftigen Äußerungen gegen den heiligen Stuhl nicht. Von Rom aus, wo man ihm den Aufenthalt auf alle mögliche Weise angenehm zu machen sich bemüht hatte, begab er sich nach Neapel. Hier und in der Umgegend entging Nichts seinem Scharfblicke. Auf seiner Rückreise besuchte er Florenz und erforschte auch hier Alles, wie in Parma, wohin er einen Ausflug machte, und in Savoyen. In Mailand, wo er sich einige Zeit aufhielt, widmete er sich den Staatsgeschäften. Er übte hier große Strenge an unredlichen Richtern aus. Bald nach seiner Rückkunft zu Wien begab sich Joseph noch im August nach Schlesien, um dem Könige von Preußen einen Besuch zu machen, wie es schon drei Jahre früher, als er von Ungarn und Böhmen aus einen Ausflug an den sächsischen Hof gemacht hatte, die Absicht gewesen, aber von der Kaiserin Mutter verhindert worden war. Auf der Reise nach Neiße zum großen Friedrich begegnete Joseph bei Proßnitz in Mähren einem Ackersmanne, vertrat eine Weile dessen Stelle hinter dem Pfluge und ackerte. Der Fürst von Liechtenstein, der Grundbesitzer jener Gegenden, verewigte das Ereigniß durch ein marmornes Denkmal mit lateinischer Inschrift. Ebenso wurde der Pflug mit einer Inschrift versehen, in Seide eingewickelt und den mährischen Ständen als Andenken geschenkt.

Am 25. August traf Joseph bei Friedrich zu Neiße ein, der diesen Tag als den schönsten seines Lebens an-

9) Seine Toilette, schrieb Einer aus seiner Umgebung im Jahre 1769, ist die eines Soldaten, seine Garderobe die eines Unterlieutenants, seine Erholung Arbeit, sein Leben beständige Bewegung. — Auf Reisen schlief er auf einer Hirschhaut, die über ein Bündel Stroh ausgebreitet wurde, und trotzte allen Beschwerden.

10) Hierüber erschien 1782 ein Schriftchen zu Wien, mit dem Titel: Joseph II. im Controleurgang, oder allerlei Scenen aus der heutigen Regierung, von Ibrahim Goether.

sah, aber dennoch immer der natürlichen Herzlichkeit des Kaisers eine schlau verdeckte, kalte Klugheit entgegensetzte. Beide schlossen während ihres Zusammenseins einen Vertrag mit einander ab, der die Ruhe und Neutralität Teutschlands erhalten sollte, dafern zwischen England und Frankreich Krieg ausbrechen würde. Die folgenden Tage wurden zur Heerschau benutzt. Nach viertägigem Aufenthalte kehrte Joseph in seine Staaten zurück. Eine zweite Zusammenkunft hielten beide Monarchen zu Neustadt in Mähren am 3. September 1770, um zwischen der Pforte und Rußland zu vermitteln. Wie Friedrich zu Neiße, so empfing Joseph den König hier in der Umgebung seiner besten Truppen. Die Hauptgeschäfte besorgte Kaunitz mit dem Könige, ohne daß Joseph besondern Antheil daran genommen zu haben scheint; denn dieser selbst antwortete dem Könige, der ihn um seine Meinung anging, gelegentlich: „die politischen Geschäfte überlasse ich meiner Mutter."

Eine dritte Reise nach Ungarn im Jahre 1770 verschaffte dem Kaiser genauere Kenntniß von diesem fruchtbaren Lande. Und als eine große Theuerung vom Ende genannten Jahres bis zum Eingange 1772 allgemeine Noth über Böhmen, Österreich und Mähren verbreitete, eilte der Kaiser in alle diese Gegenden und half persönlich dem Elende ab. Im Jahre 1772 führte er die militairische Conscription in seinen teutschen Erblanden ein, wo diese Einrichtung große Unzufriedenheit erweckte, obschon man dadurch erst die Kräfte der Provinzen kennen lernte, während man früher darüber im Irrthume gewesen war; Ungarn, Tyrol, die Niederlande und die Lombardei setzten sich gradezu entgegen und blieben deshalb vorläufig davon befreit. Im Jahre 1773 besuchte er Galizien und Lodomerien, Provinzen, die Österreichs Beherrscherin im April desselben Jahres durch die erste Theilung Polens von diesem Königreiche empfangen hatte. Ein anderes merkwürdiges Ereigniß war gleichzeitig die Aufhebung der Jesuiten. In Portugal, Spanien und Frankreich hatte man ihren Orden bereits unterdrückt, als Maria Theresia noch großen Widerstand leistete. Joseph, Kaunitz und fremder Eifer besiegten endlich die Bedenklichkeiten der Kaiserin, und als Clemens XIV. endlich die berühmte Bulle, welche die Gesellschaft der Jesuiten in der ganzen christlichen Welt aufhob, erlassen hatte, ließ Kaiser Joseph seine Freude darüber gegen alle seine Freunde laut werden. In Österreich jedoch fand die Aufhebung der Jesuiten nicht allenthalben den gehofften Beifall. Selbst der Cardinal Migazzi, der den Orden zuvor aus guten Gründen angegriffen hatte, lobte jetzt die Tugenden desselben und tadelte die Strenge gegen denselben. Ein österreichischer Exjesuit behauptete sogar, daß die Aufhebung seines Ordens im Ganzen wider den Wunsch der Nation geschehen sei, in welcher derselbe mehr Freunde als Feinde zähle. Noch in neuerer Zeit hat sich der berühmte, in seinen Grundsätzen lose Gentz mit großer Bitterkeit darüber ausgesprochen.

Außerdem trug Joseph stets Sorge für ein gutgeübtes Heer und für die Verbesserung und Veredelung des Geistes in demselben. Er selbst besuchte alljährlich die großen Übungslager. Gegen die Zweikämpfe verfuhr er mit unerbittlicher Strenge. Dem großen Publicum öffnete er zu Wien den Prater und Augarten, um Hohe und Nieder an einander zu gewöhnen und sich dulden zu lernen; e nahm das teutsche Schauspiel in seinen Schutz und sorgt durch Verbesserung der Theater für Verbreitung des gute Geschmacks und zur Reinigung der teutschen Sprache Gleichzeitig verfügte er Strenge gegen die Zigeuner, gleich wie er großen Antheil an der Abschaffung der Tortu hatte. Ohnehin durch häufige Reisen in die Provinze von Wien entfernt, unternahm er im Sommer 1775 ein zweite Reise zur Erweiterung seiner Länder- und Völkerkunde nach Italien. Viel wichtiger jedoch war die in Jahre 1777 nach Frankreich unternommene Reise. Sei Zweck dabei war wol, die Gesinnungen Frankreichs gena zu erforschen, seine Schwester Marie Antoinette auf Ludwig XVI., dessen Gemahlin sie war, einflußreich z machen und dann sich dessen Freundschaft zu erwerbe zur Erreichung politischer Zwecke, wozu Rußlands Anmaßungen gegen die Türkei vorzüglich Anlaß gaben. Ar 1. April 1777 trat er wiederum als Graf von Falkenstei diese Reise mit einem Gefolge von 24 Personen, darunte die Grafen von Cobenzl und Colloredo, an. Da e weder alle auffallende Vorbereitungen noch feierliche Anstalten zu seinem Empfange und seiner Bequemlichkei duldete, so mußte er sich allen Plagen der Reisende unterziehen und unzählige Anekdoten wurden von diesen bescheidenen Reisezuge des teutschen Kaisers verbreite Nur seine Großmuth und die Huldigungen der Fremde verriethen zuweilen sein strenges Incognito, welches son oftmals Anlaß zu lustigen Auftritten, anständigen Schwänken und spaßhaften Verkennungsscenen gab, zumal d Witz und Laune den Kaiser nie verließen. Indesse machte er doch auch bald nützlichen, bald wohlthätige Gebrauch von seinem Incognito: er half den Bedrängte aus der Noth, befreite Unschuldige aus unverdienter Gefangenschaft und vertrat bei armen Familien Pathenstell bei der Taufe eines Kindes. Daneben versäumte er ni eine Gelegenheit, sich zu unterrichten; er besah Denkmal besuchte die öffentlichen Anstalten, widmete der Kunst un den Wissenschaften große Aufmerksamkeit, und wußte au Allem, was er gesehen und gehört, Nutzen zu ziehen. So reist er denn durch München, Stuttgart, Strasburg, Metz un Rheims nach Paris, wo er den 18. April ankam. Madame Campan, die viel von seinem Aufenthalte zu Pari erzählt, spricht eben nicht günstig von seiner Erscheinun am Hofe zu Versailles. Man fand ihn hier, wo nu gesellige Hoftugenden einen Werth hatten, weniger b wundernswürdig, als sonderbar, während ihm die beste Männer der Nation großes Lob spendeten. Allerding verletzte er die Hofsitten durch seine natürliche Offenhe und gab auch den Hofleuten, so sehr sie Rechnung darau gemacht, bei seiner Abreise keine Geschenke. Die Marquisin du Deffand berichtet über ihn: Er hat hier groß Anerkennung gefunden, allein da er Niemanden auszeichnete, so fangen Jene, welche ausgezeichnet sein wolle an, in seinem Lobe zu erkalten. Indessen verschaffte sich nach glaubwürdigern Berichten große Zuneigung un aufrichtige Verehrung, und alle Stände wetteiferten, ih

davon Beweise zu geben. Verglichen sie ihn mit seinem Schwager, dem Könige Ludwig XVI., so verlor der Letztere gar sehr durch Vorwürfe und Tadel, welche in Joseph's Denk- und Handlungsweise von ihnen nie entdeckt wurden. Joseph besuchte alle Denkmäler, Anstalten und Werkstätten der Künstler in Paris, unterhielt sich freundlich mit den Begegnenden und fürchtete nicht, bei den Franzosen den Ruf eines Krittlers zu erlangen. Die Taubstummenschule des Abtes de l'Epée, welche erst im Aufblühen war und vom Kaiser auch besucht wurde, gab ihm Veranlassung, eine ähnliche Anstalt in Wien zu errichten. Im Übrigen aber fand er die Hauptstadt Frankreichs, worin er sechs Wochen verweilte, nicht nach seinem Geschmacke und den Charakter der Franzosen seinen Foderungen nicht entsprechend. Bei seiner Abreise erwies er sich nur denen großmüthig, denen er in der That Dank schuldig zu sein glaubte. Er besuchte zunächst die Normandie und hernach das südliche Frankreich, um besonders dem französischen Handel und der Industrie seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, indessen versäumte er nicht, die Kriegsübungen, Kriegsschulen, Arsenale und Häfen zu besichtigen. Von Bayonne ging er über die Pyrenäen und besah die Festungen Fuentarabia und San Sebastian mit ihren Häfen. Von da ging er nach Lyon zurück. Und obschon Joseph alle Männer von Verdienst und Gelehrsamkeit in Frankreich ausgezeichnet hatte, so wich er doch, als er durch Ferney reiste, wider Erwarten einem Besuche bei Voltaire aus und beantwortete die Auffoderung mit der Kälte: Ich habe seine Bildsäule schon gesehen. Man erschöpfte sich in Vermuthungen darüber, Voltaire selbst entschuldigte den Kaiser deshalb öffentlich, obschon er das Wahre nicht getroffen hatte. Das Richtige ist: Joseph hatte bei seiner Abreise seiner Mutter versprechen müssen, diesen Gelehrten, dessen Schriften ihr Zartgefühl und ihren religiösen Sinn verletzt hatten, nicht zu besuchen, wenn er ihm nicht durch ein Ungefähr irgendwo begegne. Die Franzosen nahmen Joseph's Verachtung gegen Voltaire so übel, daß sie nun den so oft und feurig gepriesenen „Mark Aurel" durch abgeschmackte Erdichtungen verlästerten. In Bern überraschte er den greisen Dichter Haller mit einem Besuche und in Genf machte er mit Saussure, in Waldshut mit Lavater Bekanntschaft, der in seinen Gesichtszügen einen Mann von seltenen Talenten und vom besten Charakter entdeckte. Am 1. August traf er in Wien wieder ein. Kaum hatte Joseph hier die einheimischen Staatsgeschäfte wieder ergriffen, als der Tod des Kurfürsten Maximilian Joseph von Baiern seiner Thätigkeit eine neue Richtung gab; denn mit diesem Fürsten erlosch der in Baiern herrschende Zweig des Hauses Wittelsbach, und sein nächster Erbe, der Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz, hatte zwar uneheliche Kinder genug, aber keinen Sohn aus rechtmäßiger Ehe. Der arme Herzog Karl von Zweibrücken hatte daher die Aussicht, Beherrscher Baierns und der Rheinlande von Mannheim bis Düsseldorf zu werden. Karl Theodor aber hatte eine besondere Vorliebe zu seinen natürlichen Kindern und setzte den zweibrückener Herzog nach. Kaiser Joseph, der, wie auch Friedrich der Große bestätigt, mit Planen zur Erweiterung seiner Staaten umging, benutzte diesen Umstand, gleichwie den Kurfürsten zu seinen Absichten. Er bot Geld und Grundstücke einem Theile der natürlichen Kinder Karl Theodor's, sobald dieser die hervorgesuchten und noch zu beweisenden Ansprüche Österreichs an einen Theil Baierns anerkennen wolle. Diese Unterhandlungen hatte Joseph noch bei Lebzeiten Maximilian Joseph's angeknüpft und ließ durch Publicisten darthun, daß er ganz Niederbaiern, die Herrschaft Mindelheim, die Grafschaft Leuchtenberg und noch vieles Andere in Anspruch nehme. Dieser Anspruch hatte zum Theil gar keinen Grund, zum Theil fand er sich nur in den böhmischen Lehen oder im teutschen Reichslehnverbande. Da nur Preußen damals zu fürchten war, welches dagegen auftreten würde, von ihm aber nicht geglaubt wurde, daß es ohne fremde Unterstützung Krieg anfangen würde, so schien Joseph's Plan obsiegen zu wollen. Karl Theodor nahm nach Maximilian Joseph's Tode den 30. Dec. 1777 mittels Patente Besitz von der ganzen Erbschaft, sein Minister aber unterzeichnete am 3. Januar 1778 zu Wien einen früher schon abgeschlossenen, geheimen Vertrag, welcher Österreichs Ansprüche öffentlich anerkannte. Sofort besetzten österreichische Truppen die in Anspruch genommenen Gebiete und verlangten die Huldigung. Zwar erhob Zweibrücken dagegen nicht sogleich Widerspruch, wol aber Kursachsen und Mecklenburg-Schwerin: jenes verlangte die ganze Allodialerbschaft des verstorbenen Kurfürsten sammt 13 Millionen, die auf der Oberpfalz lasteten, und dieses, wie früher schon ein Mal, die Landgrafschaft Leuchtenberg. Der König von Preußen, der die Vergrößerung der österreichischen Macht in Teutschland nicht zugeben wollte, trat in Unterhandlungen mit dem kaiserlichen Hofe, wo Maria Theresia den übereilten Schritt ihres Sohnes nicht zum Ausbruche eines Krieges kommen lassen wollte. Zum Vorwande seiner Einmischung machte er die Ansprüche des Herzogs von Zweibrücken, welcher bisher standhaft geblieben, sich den preußischen Beistand gar gern gefallen ließ. Graf von Görz, der Erzieher des Herzogs Karl August von Sachsen-Weimar, trat als preußischer Gesandter am zweibrücker Hofe auf und leitete nun alle Schritte des Herzogs Karl in Wien und auf dem Reichstage zu Regensburg. Joseph machte sich in ganz Baiern und in einem großen Theile Teutschlands verhaßt, und Friedrich II. erklärte nach vielfachen Bemühungen am 28. März 1778, daß er die gerechten Ansprüche des Herzogs von Zweibrücken gegen Österreich mit den Waffen vertheidigen werde, wenn nicht die kaiserlichen Truppen das Land sogleich räumten. Joseph's Mutter aber hinderte den Ausbruch des Kriegs, sie setzte bis in den Herbst hinein die Unterhandlungen fort, that Vorschläge zum Vergleiche, sandte einen Botschafter nach dem andern ab und versuchte noch in dem Augenblicke, wo ihr Sohn mit Friedrich II. schon im Felde lag, ohne sein Mitwissen die Ausgleichung der Sache. Kaunitz und Thugut führten von österreichischer, Finkenstein und Herzberg von preußischer Seite die Unterhandlungen, während der König und der Kaiser mit einander dazwischen Briefwechsel pflogen und Dohm, Görz und Andere einen teutschen Federkrieg in zahlreichen Schriften über diese

Angelegenheit erhoben [11]). Mittlerweile hatte Preußen am 18. Mai den Kurfürsten von Sachsen gewonnen und ihm versprochen, die Allodialfoderungen desselben zu verfechten. Friedrich stand mit seinem Heere an der böhmischen Grenze schlagfertig und ließ auch vom 5. Juli an seine Truppen in Böhmen bis Nachod hin einfallen. Joseph erschwerte die Übereinkunft seiner Mutter mit Friedrich, der nunmehr die Angelegenheit seines Hauses in die ihm fremde einmischte und die Vereinigung der Markgrafschaften Ansbach und Baireuth mit dem Zweige der Erstgeborenen seines Hauses in Anregung brachte. Indessen zögerte er, da er die Kaiserin von Rußland gebrauchen wollte; Joseph zögerte auch, da sein Lehrer in der Kriegskunst, Lascy, nicht zum kühnen Anführer im Felde taugte. Beide Theile wollten nur vertheidigungsweise verfahren und luden durch ihre für die Truppen sehr verderblichen, für die Sache selbst ganz unbedeutenden Unternehmungen im Herbste 1778 und im Eingange des folgenden Jahres den Tadel aller kriegserfahrenen Befehlshaber auf sich, während Jedermann damals diese Bewegungen mit dem Namen Kartoffelkrieg verspottete. Endlich wurden Rußland und Frankreich zur Vermittelung herbeigezogen, es kam am 7., 8. und 10. März 1779 an den betreffenden Orten zum Waffenstillstande und Teschen wurde zum Orte der Friedensverhandlungen ausersehen, nachdem man eigentlich schon, gegen Joseph's Willen, über die Hauptbedingungen einig geworden war; da aber von beiden Parteien noch Verschiedenes in Anspruch genommen wurde, so verzögerte sich der Abschluß des teschener Friedens bis zum 13. Mai 1779, an welchem Tage er unterzeichnet wurde. Joseph war über den Gang dieser Dinge so ärgerlich, daß er mit Übergehung seines Bruders Leopold dessen Sohn Franz zum römisch-teutschen Könige erwählen ließ. Mit seiner Mutter zerfiel er, entfernte sich nachher von ihr und nahm späterhin bis zu ihrem Tode an der Verwesung der Erblande, die sie damals ganz wieder an sich genommen hatte, wenig oder gar keinen Antheil. Er war der Letzte, welcher diesem Friedensschlusse beitrat und schrieb bald nachher einem seiner Freunde: „Zwar genehmigte ich, um die Kaiserin nicht zu betrüben, diesen Frieden und leistete die Garantie hierüber. Ich kann aber mein Betragen hierbei mit jenem von Karl V. in Afrika vergleichen, der nach einem widrigen Feldzuge mit seiner Flotte nach Spanien zurückkehrte; er stieg zwar auch zu Schiffe, war aber der Letzte, der es that. Ich bin wie Einer der venetianischen Generale, der im Kriege ihre Landarmee commandirt und in dieser Rücksicht die Bestallung der Republik erhält. Wenn die Feldzüge vorbei sind, erhält er eine Pension." Der teschener Friede hob die wiener Convention vom 3. Januar 1778 wieder auf und gestand Österreich, das auf 250 Quadratmeilen von Baiern Anspruch machte, nur 34 zu, welche zwischen dem Inn, der Salza und der Donau gelegen, unter dem Namen des Innviertels mit dem Lande ob der Ens vereint wurden.

In seinem Mismuthe unterließ Joseph denn doch nicht, auf bessere Verwahrung der böhmischen Grenzen zu sehen. Seine Reise im Herbste 1779 dahin gab die Veranlassung, daß die Festungen Theresienstadt und Pleß erbaut und daß die Werke von Königsgrätz und Eger verstärkt wurden; alsdann besuchte er das Innviertel, um diese neue Erwerbung kennen zu lernen. Mittlerweile richtete er seine Sorge auf Rußland, um die Kaiserin Katharina von Preußen ab und an sich zu ziehen. In dieser Absicht also reiste er zu Ende Aprils 1780, abermals unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein, von Wien durch Mähren, Galizien und Polen nach Mohilow, wo zwei Tage später auch die Kaiserin von Rußland eintraf. Von hier begaben sich beide in einem Wagen nach Smolensk, wo Katharina vom Kaiser schied, um nach Petersburg zurückzukehren, während Joseph erst Moskau besah, ehe er der Kaiserin nachreiste. Joseph erreichte nach seiner Ankunft zu Petersburg vollkommen seinen Zweck, dem die bald darauf erfolgte Sendung des Prinzen von Preußen nach Rußland nicht entgegenwirken konnte; und nachdem er alles Merkwürdige dort besehen hatte, traf er zu Anfang Augusts wieder in Wien ein, enthielt sich aber der Geschäfte in Betreff der Erblande, bis ihn der Tod seiner Mutter zum alleinigen Regenten erhob. Maria Theresia starb nach einer kurzen Krankheit am 29. November 1780, Regeln der Staatskunst ihrem Sohne zurücklassend, von welchen dieser nachmals oft gestand, daß sie dem Geiste Montesquieu's Ehre gemacht hätten. Zu den Ermahnungen, welche die Sterbende mit matter Zunge dem Sohne gab, gehört auch, daß er niemals von der Religion seiner Väter ablassen sollte. Gleichwol sah man nun in Österreich mit Bangigkeit und Freude dem anbrechenden Tage der Bewegungen entgegen; Europa war gespannt und Friedrich II. rief aus: Voilà une nouvelle ordre des choses! und diese neue Ordnung der Dinge in der österreichischen Monarchie traf auch zu.

Joseph wollte als unumschränkter Herr, zwar beseelt von den stärksten und edelsten Gefühlen der Menschenliebe, doch zu eitel auf seine neuen Schöpfungsideen, mit Verachtung der öffentlichen Meinung, das bunte Gemisch der ihm zugefallenen Länder und Völker in ein Land und in einen Staat mit einerlei gesetzlicher Verfassung, mit einerlei Interesse, Steuern, Hauptsprache, Handlungssysteme und nationeller Denkweise umschaffen. Daher strebte er nach gleichmäßiger Organisation der Landesverfassung in allen Provinzen, nach einer gänzlichen Umänderung des Wesentlichen in der Staatsverwaltung, nach einer vortheilhaften Veränderung der Grenzen des Staates; ferner schien ihm dazu unerläßlich Herstellung eines vollkommenen Rechtszustandes und vollkommene Gleichheit vor dem Gesetze, Sturz der Patronanz und Hebung des wahren Verdienstes, Verminderung der unmäßigen Vorzüge einiger Stände, Freiheit der Presse, Vermehrung und Verbesserung der Unterrichtsanstalten, und in Bezug auf Religion allgemeine Duldung und dabei Einschrän-

---

11) In der allgemeinen teutschen Bibliothek findet man Band 36, 37, 39 und 45 zweihundert und acht und achtzig Schriften verzeichnet und beurtheilt, die über den bairischen Erbfolgestreit und die darüber geführten Verhandlungen sehr umständlich unterrichten können.

kung der geistlichen Macht und des päpstlichen Einflusses, wie Abschaffung der Gebräuche, welche als unnütz, bigott und schädlich erschienen; darum also allgemeine Aufklärung, Bildung und Cultur, Erweckung des Gewerbfleißes, Belebung des Handels und Verbreitung des Nationalwohlstandes, womit noch Beförderung der öffentlichen Bequemlichkeit, Sicherheit und Ordnung zusammenhing, damit dieser große Staat (er zählte damals ungefähr 20 Millionen Menschen) in sich stark und von fremden Staaten völlig unabhängig werde. Aber allen diesen löblichen Vorsätzen thürmten sich in ihrer allzu raschen und zum Theil unüberlegten Ausführung ungeheuere Hindernisse entgegen. Joseph erkannte das Schwere seiner Aufgabe recht wohl, sah den Kampf vorher, der sein Gemüth mit Bangigkeit erfüllte; er war aber kein Neuling in den Regierungsgeschäften mehr, stand in der Blüthe seines Alters, war voll Kraft des Leibes und Stärke des Geistes, wißbegierig, unermüdlich thätig, entschlossen, kühn, ausdauernd, zuversichtlich und mit den nöthigen praktischen Kenntnissen ausgerüstet, die, verbunden mit seiner sorgfältigen theoretischen Bildung, ihm den schweren Beruf erleichterten. Mit dem Wahlspruche: virtute et exemplo und mit tadelnswerther Ungeduld, die von allen Einrichtungen auch sogleich die Wirkungen sehen wollte, ging er an das große Reformationswerk und unterließ die feierlichen Huldigungen, damit die Erblichkeit seiner Regentenrechte völlig anerkannt würde. Da er aber wußte, daß nicht alle seine Einrichtungen überall hin paßten, oder doch Misgunst erwecken dürften, und daß namentlich die widerspenstige Stimmung der Patrioten in Ungarn und den Niederlanden gefährlich werden könnte, so unternahm er im Mai 1781 eine Reise nach Belgien, um dort die Gesinnungen zu erforschen und die Herzen zu gewinnen. Und als er dort diesen Zweck vollkommen erreicht hatte, ging er, nachdem ein Ausflug nach Holland seine Kenntnisse von diesem Lande bereichert hatte, nach Frankreich, um dort durch einen kurzen Aufenthalt die Gemüther mit sich zu versöhnen und friedfertige Gesinnungen zu offenbaren. Er theilte den ganzen Staat in 13 Regierungsbezirke, diese wieder in Kreise, deren Vorsteher, die Kreishauptleute, als Sachwalter des Volks, namentlich zur Beschützung des Landmannes und Bürgers gegen die Gutsbesitzer angestellt waren. Um gewissenhafte und tüchtige Beamte zu haben, führte er Eingangs 1781 in den Civilämtern Conduitenlisten ein, die eine Schilderung von der Fähigkeit, Thätigkeit und Aufführung der Beamten enthielt und alle halbe Jahre von den Chefs an den Kaiser abgeliefert wurden. Er stellte die willkürlichen Jahr- und Gnadengelder ab und führte dafür geregelte Pensionen der Witwen und Waisen ein. Überdies ließ er zu, daß 10 Jahre untadelhaften Dienstes Anspruch auf ein Drittel, 25 Jahre auf die Hälfte und 40 Jahre auf die ganze Summe des Gehaltes als Pension gaben. Er setzte aus einigen Secretairen ein Cabinet zusammen, mit welchem er von früh Morgens bis in die Nacht hinein arbeitete. Alle Sachen bis zu geringer Bedeutung mußten ihm vorgelegt und von ihm entschieden werden. Daher er auch aus Eifer allen Leuten aus den verschiedenen Classen freien Zutritt gestattete, so oft sie ihm persönlich ein Anliegen vorzubringen hatten.

Nachdem er in solcher Weise Anordnungen getroffen, schritt er zu Maßregeln für Verbesserung des Kirchen- und Schulwesens, überhaupt zu umgreifender Verbreitung der Geistescultur [12]). Seine Mutter hatte sich zwar schon bedeutende Verdienste um diese Angelegenheiten erworben, damit die grobe Unwissenheit im Volke zweckgemäß bekämpft und zugleich geläuterte Religionsbegriffe und nützliche Kenntnisse eifrigst verbreitet werden konnten; auch hatte sie die Macht der römischen Jurisdiction in ihren Staaten gründlich angegriffen und deren gänzlichen Sturz vorbereitet; dessenungeachtet aber hatte ihre große Ehrfurcht vor dem Oberhaupte der Kirche immer noch zugelassen, daß eine öffentliche Intoleranz fortbestand und den Unglauben gar sehr beförderte, obschon Joseph als Mitregent dieses schreckliche Übel zu mildern gesucht hatte. Denn die religiöse und sittliche Strenge der Kaiserin Mutter wirkte grade Dem entgegen, was sie beabsichtigen wollte. Sie hegte eine Art von Glaubenspolizei und eine Keuschheitscommission, welche Institute großes Unheil anrichteten und die Kaiserin selbst oft hintergingen. Joseph aber trat nach ihrem Tode selbständig auf, und als vernünftiger Denker begierig, von allen Zuständen Wissenschaft zu haben, setzte diesem Unfuge auf ein Mal Schranken. Zuerst wollte er als unumschränkter Selbstherrscher alle päpstliche Gewalt aus seinen Staaten verbannt wissen. Der römische Hof hatte ihn beim Tode seiner Mutter schwer beleidigt. Es war herkömmlich, daß der Papst in eigner Person dem Andenken eines eben verstorbenen gekrönten Hauptes vom katholischen Glauben eine Todtenfeier hielt. Dies geschah aber für Maria Theresia nicht, weil die Jesuiten, die zu Rom noch großen Einfluß hatten, es durch ihre Ränke dahin gebracht hatten, daß dieser Sitte zuwider gehandelt wurde. Als der Papst auf die Vorstellungen des kaiserlichen Gesandten sich hartnäckig weigerte und zornige Äußerungen hören ließ, schrieb der Kaiser seinem Gesandten zurück: „Mir gilt es gleich, ob dieser Bischof von Rom höflich oder grob ist.“ Joseph schritt, obschon auch dies ohne den eben erzählten Vorfall geschehen sein würde, nun zu den Verordnungen, welche das politische Verhältniß seiner Monarchie zum römischen Stuhle feststellten. Am 26. März 1781 erneuerte er den Hofbefehl von 1767, daß ihm alle päpstliche Breven, Bullen und sonstige Verfügungen vor ihrer Veröffentlichung und Geltung vorgelegt werden und seine Zustimmung erhalten müßten, widrigenfalls dieselben kraftlos verbleiben würden. Hiermit hing das am 2. April 1784 an die inländischen Bischöfe erlassene Verbot zusammen, gedruckte oder geschriebene Anordnungen, Belehrungen und Hirtenbriefe ohne Bewilligung des Landesherrn an ihre Diöcesanen auszufertigen. Endlich erließ er den

---

12) Diese kirchlichen Reformen gründete Joseph namentlich auf die Ansichten des damals berühmt gewordenen Buches: *Justini Febronii* de statu praesenti ecclesiae et legitima potestate Romani pontificis liber singularis etc. Der Verfasser heißt eigentlich Johann Nicolaus von Hontheim (s. d. Art.).

1. October desselben Jahres ein Decret, worin der gefährliche Eid abgeschafft wurde, durch welchen jeder Bischof den Befehlen des Papstes unterworfen wurde. Inzwischen erließ Joseph noch andere Verordnungen, durch welche die Abhängigkeit seiner Landesgeistlichkeit vom römischen Stuhle theils geschwächt, theils aufgehoben wurde. So wurden die Recurse nach Rom in Ehesachen eingeschränkt und endlich alle andere Recurse aufgehoben, dagegen den Consistorien der Landesbischöfe erlaubt, in erster Instanz auch über weltliche bei ihnen vorkommende Gegenstände abzusprechen, ohne doch dadurch die Appellationen bis zur höchsten Hofstelle hinauf abgeschnitten zu haben. Selbst die vom Papste verliehenen Gunstbezeigungen wurden unter die landesherrliche Controle gestellt.

Nebenher schritt Joseph auch zu Reformen der in seinen Staaten bestehenden geistlichen Orden. Zuerst verbot ihnen das Decret vom 24. März 1781 alle Verbindlichkeiten und jeglichen Zusammenhang mit auswärtigen Provinzen, Klöstern und andern Ordenshäusern und Vorstehern gänzlich und auf immer. Sie wurden unter die Aufsicht der einheimischen Erzbischöfe und Bischöfe gestellt. Das verborgene Wirken der Klöster war hiermit der Staatspolizei unterworfen, und die Macht der römischen Ordensgenerale, welche von ihrem Wohnsitze aus jene Institute beherrschten, war sonach vernichtet. Die Klöster der Monarchie zählten ungefähr 2045 bis 2067 einzelne Institute, welche Joseph nun auch zu vermindern und auf eine dem Staate nützliche Weise zu verwenden beschloß. Zunächst ließ er die ausländischen Mönche aus den Klöstern entfernen und untersagte diesen, innerhalb 12 Jahren Novizen aufzunehmen. Sodann ließ er sich ein genaues Verzeichniß des beweglichen und unbeweglichen Vermögens sämmtlicher Kloster- und Weltgeistlichen, Stiftungen und Brüderschaften übergeben und hob auch vorläufig einige Klöster auf, deren Gebäude zu Casernen und Findelhäusern benutzt wurden. Mönche und andere Andächtige sahen darin eine schmähliche, mit dem katholischen Glauben unverträgliche Verhöhnung des Priesterstandes. Ohne sich an den trotzigen Widerstand und die hinterlistige Gegenwehr zu kehren, verfügte Joseph am 20. December 1781, daß alle die geistlichen Orden beiderlei Geschlechts, welche blos ein beschauliches Leben führten und darum zum Besten des Nächsten und der bürgerlichen Gesellschaft nichts Sichtbarliches beitrugen, sogleich aufgehoben werden sollten [13]). Dieses Schicksal traf die sämmtlichen Karthäuser, Kamaldulenser und Eremiten, alle Karmeliterinnen, Clarissinnen, Capucinerinnen und Solche, welche keine Jugend erzogen, keine Schulen hielten und keine Kranken pflegten. Kaiserliche Commissaire zogen das Vermögen und die Einkünfte dieser Orden ein, ihren Angehörigen wurde einstweilen gewisser Unterhalt gegeben, aber auch zugleich freigestellt, entweder, wenn sie nicht zahlreich waren, ohne Jahrgelder in auswärtige Klöster ihres Gelübdes zu gehen, oder aber in andere inländische Orden von nützlichem Berufe einzutreten, oder endlich, wenn ihnen auch dies nicht anstand, in den weltlichen Stand wieder zurückzukehren. Diese Härte wurde bald nachher etwas gemildert durch den Zufluß vorgeschriebener Unterstützung. Joseph hob binnen acht Jahren auf diese Weise, wie Schneller berichtet, 700 Klöster auf und verminderte die Zahl der Ordensleute um 36,000 Personen; es blieben indessen immer noch 1324 Klöster, darunter die reichsten, mit 27,000 Individuen beiderlei Geschlechts. Viele Gebäude und Grundstücke von diesen aufgehobenen Klöstern wurden steuerbar gemacht und an Bürger und Bauern verkauft, die übrigen der Domainenverwaltung unterworfen. Der Erlös davon floß in den sogenannten Religionsfond zur Bestreitung der Kosten für die neu errichteten Pfarreien, deren nicht wenige waren. Für die aufrecht erhaltenen Klöster und Orden sorgte Joseph so, daß ihre Bewohner und Mitglieder dem Staate nunmehr nützlicher wurden, als bisher. Namentlich wurden die Mönche als Lehrer in Normalschulen oder auch als Seelsorger bestellt, und wer von ihnen nicht tauglich dazu befunden wurde, mußte entweder entlassen oder zu Arbeiten der Laienbrüder bestimmt werden. Dem Leben der Ordensbrüder überhaupt wurde durch Abstellung der Misbräuche eine ganz neue Richtung, eine umgeänderte neue Thätigkeit gegeben. Ihren Stiftern setzte Joseph statt der bisherigen Prälaten sogenannte Abbés commandataires vor, die nur das Politische und Ökonomische beaufsichtigten, aber doch landstandfähig waren. Ebenso suchte Joseph den Weltpriesterstand aus seiner Niedrigkeit zu erheben und ihm durch Lehre und Erziehung, durch Einschränkung der Macht zum Bösen zu derjenigen Ehrwürdigkeit wieder zu verhelfen, welche ihm kraft seiner Bestimmung eigentlich gebührt. Außer der Abschaffung der unnützigen Meßpriester, die sich zwecklos umhertrieben, verordnete Joseph noch, daß sich kein österreichischer Unterthan zur Ausbildung seiner theologischen Gelehrsamkeit in das teutsche Collegium zu Rom begeben sollte, welches als Quelle des antirationalen Sektengeistes unter den hohen römischgesinnten Geistlichen angesehen wurde. Der Kaiser stiftete daher 1782 eine Anstalt zu Pavia, welche das römische Collegium ersetzte und dem wahren Zwecke durch genaue Vorschriften entsprach. Sein Zweck war, der Monarchie ihre Bischöfe zu liefern. Nebenbei wurden noch Generalseminarien errichtet zur Ausbildung des niederen Priesterstandes. Dieser trefflichen Einrichtung folgte eine jedoch minder glückliche, nämlich die Concursprüfungen bei Vergebung der Pfarrämter, durch die Verordnung vom 9. Februar 1784. Man behauptet, daß die dazu bestellten Examinatoren wegen ihrer Bestechlichkeit der Chicane und der Parteilichkeit ein weites Feld geöffnet hätten, wo das Verdienst der Gunst weichen mußte; gleichwol soll diese neue Einrichtung besser gewesen sein, als die alte Gesetzlosigkeit und Willkür. Dagegen sah sich die Erhebung des Priesterstandes befördert durch größere Strenge und Wachsamkeit bei Vergebung der Pfründen und durch andere Maßregeln, die denn doch die Unwürdigen vom Stande der

13) Diese Verfügung rief eine Menge Schriften ernsten und satyrischen Inhalts zu Tage; dahin gehören die vertrauten Briefe über die Aufhebung der Klöster, 1782 ohne Druckort; andächtige Gedanken über die Karthäuser, Camaldulenser und Nonnenklöster, von Callan (Wien 1782.); die befreite Nonne, ein Lied zur Aufmunterung. (Freiburg 1782.)

Geistlichkeit zurückhielten. Um der Ungleichheit der religiösen Bildung im Volke abzuhelfen und Niemandem die Lehre zu entziehen, so verordnete Joseph eine neue Pfarreintheilung, wonach alle entlegene Filialkirchen und die Gemeinden, die aus mehr als 700 Seelen bestanden, eigne Pfarrer oder Kaplane erhielten, deren Gehalt aus dem Religionsfond bezogen wurde. Auch die Einkünfte der höhern Geistlichkeit, die bisher sehr ungleich waren, wurden verändert: jeder Erzbischof wurde auf 20,000 und jeder Bischof auf 12,000 Fl. gesetzt, wodurch dem Lande ein Ansehnliches erspart wurde. Überhaupt verwendete Joseph große Aufmerksamkeit auf die Sicherstellung und Ordnung der Einkünfte und des Unterhalts der Seelsorger; daher eine seiner gepriesensten Anstalten die Errichtung der Religionscasse war, welche aus dem Vermögen der 1782 und 1783 aufgehobenen Klöster gebildet wurde. Aus ihr wurden zunächst die ausgetretenen Mönche erhalten und nach ihrem Absterben das Beste der Religion befördert; ferner wurden aus dieser Casse die Kosten zur Einrichtung der Gebäude für die Generalseminarien, für Kirchen und Pfarrwohnungen und viele andere Auslagen bestritten; da deren aber zu viele und diese zum Theil sehr bedeutend waren, so mußten zur Religionscasse noch der Schmuck und die Gelübdeopfer gezogen werden, welche man aus den Abteien, Kirchen und Kapellen nahm, und außerdem wurden noch manche andere ansehnliche Einkünfte von eingezogenen geistlichen Benefizien dazu geschlagen.

Kaiser Joseph ging weiter und dehnte seine kirchlichen Verbesserungen auf das Gebiet aus, wo ihm nach der allgemeinen Meinung keine Eingriffe zustanden; daher er nun auch auf Seiten des Volks Unzufriedenheit und Widerstand erweckte und alle Herzen der Gläubigen verwundete. Das erste Ärgerniß gab seine neue Gottesdienstordnung vom 21. April 1783, die mit großer Weitläufigkeit nicht nur die Stunden, Anzahl und Feierlichkeit der Messen bestimmte, sondern auch über einzelne Altargebräuche, über die Ausstellung der Monstranzen, die Kirchenmusik, die zu betenden Litaneien, die Predigten, über die Ceremonien in der Charwoche und vieles Andere sehr genaue Vorschriften enthielt. Ein zweiter Befehl vom 21. Februar 1786 führte den Gebrauch der Landessprache bei allen gottesdienstlichen Handlungen ein; ein Jahr früher ließ er alle Kirchen von unpassendem Putze und Prunke, von unnöthigen Verzierungen und Altären, von Ablaßtafeln, Gemälden, Standbildern, Lampen und dgl. m. reinigen. Ebenso mußten auch die von Rom aus privilegirten Altäre abgestellt werden. Ferner schaffte er 1782 und 1785 alle Processionen ab, mit Ausnahme des Frohnleichnamsfestes und der allgemeinen Bittgänge; und auch für diese Bittgänge machte er besondere Vorschriften. Außerdem unterdrückte er noch viele andere religiöse und abergläubische Gebräuche, auf welche das Volk bisher einen großen Werth gelegt hatte. Dem Ablaßkrame wirkte er streng entgegen und die Brüderschaften unterdrückte er, weil sie mehr Aberglauben als wahre Religiosität beförderten. Sie waren Vereine frommer Menschen, welche unter dem Schutze der Mönche standen und schon von Maria Theresia als anstößig befunden worden waren. Joseph zog ihr Vermögen zum Religionsfond und führte nur eine einzige Brüderschaft, die der thätigen Liebe des Nächsten, ein, welche die Pflege hilfloser Armen zum Zweck hatte und in Verbindung mit der Armencasse gesetzt wurde.

Mit allen diesen wohlthuenden Vorschriften stand die kaiserliche Anweisung für die Prediger (vom 4. Februar 1783) im Zusammenhange, die Kanzel nur zum Unterrichte des Volkes in den Glaubenswahrheiten und Sittenlehren und zur Unterdrückung schädlicher Vorurtheile, nicht aber zu verdeckten Ausfällen auf Gesetzgebung und Staatseinrichtungen, noch weniger zu Schmähungen gegen die Bekenner anderer christlicher Confessionen zu gebrauchen, wiewol es nebenher den Geistlichen auch zur Pflicht gemacht wurde, die landesherrlichen Verordnungen von der Kanzel herab zu erläutern und ihren Zuhörern auch Verhaltungsregeln bei besonderen Unglücksfällen zu ertheilen. In Einklang hiermit brachte der Kaiser ein Jahr darnach die Einführung des katechetischen Unterrichts in den Kirchen an den Sonntagen, wo Kinder und Erwachsene in Religion und Moral unterwiesen werden mußten, obschon die Reformen des Schulunterrichts etliche Jahre zuvor gemacht worden waren.

Der Kaiser fand nämlich bei seinem Regierungsantritte, erzählt Feßler, einen Haufen unwissender, feiler Beamten, Minister ohne Weisheit, Richter ohne Achtung für Recht und von Vorurtheilen befangen, eine Menge gemeiner Priester ohne Religion, Wissenschaft und Bildung, Soldaten ohne Ehrliebe und Zucht, Bürger ohne Sitten und Gemeingeist. Der Quell dieses Übels lag in der verkümmerten Volksbildung, in der barbarischen Vernachlässigung der Geistescultur. Joseph, dies einsehend, nahm sich daher vor, den Nachwuchs seines Volkes nach einem großen Erziehungsplane überall gleichmäßig zu guten, unterrichteten Bürgern, zu brauchbaren Staatsdienern, Soldaten und Volkslehrern zu bilden. Da er aber zur Erreichung dieses Zweckes ein allgemeines System vorschrieb, welches die ganze Volkserziehung nach streng militairischen Grundsätzen mit eiserner Folgerechtigkeit behandelte, so wurde seine geregelte Schulzucht von den Pädagogen jener Zeit auch sehr getadelt. Man fand aber doch Nothwendigkeit und Klugheit in der Anwendung dieses Systems, wenn es auch nicht allenthalben passend war. Zunächst verbesserte und vermehrte er die Volksschulen, versah sie mit tüchtigen Lehrern, erleichterte den Kindern den Schulbesuch durch Hinwegräumung der Hindernisse, und ließ von Zeit zu Zeit diese Schulen untersuchen. Und es gelang seinen unermüdlichen Bemühungen allerdings, den Werth der Schulen zur allgemeinen Anerkenntniß zu bringen und die Begierde nach Unterricht zu vermehren. Hieran schloß sich seine Sorge für die Gymnasien, wo er verordnete, daß das Studium der lateinischen und griechischen Sprache nicht ganz auf Kosten der übrigen weit wichtigeren Lehrgegenstände betrieben wurde. Die Vorschriften für die Zucht in diesen Mittelschulen waren nach denselben Grundsätzen verfaßt, wie die der Volksschulen; nur wurden dort alle körperliche Züchtigun-

gen abgeschafft. Die Hochschulen indessen unterwarf Joseph keiner weitern Umgestaltung, obschon sie es bedurften, außer daß er hier auch das Schulgeld einführte, wie in allen andern öffentlichen Unterrichtsanstalten, und offenbare Misbräuche wie schädliche Gewohnheiten abstellte. Seine ganze Aufmerksamkeit lenkte sich nur auf den Volksunterricht und auf wesentliche Verbesserung des Studiums der Medicin und Chirurgie. Hierin erwarb sich Joseph große Verdienste. Im Jahre 1786 errichtete er das Josephinum oder die medicinisch-chirurgische Militairakademie zu Wien. Auch die Hebammen nun wurden einer besondern Prüfung unterworfen, und eine strenge Gesundheitspolizei, die bisher sehr vernachlässigt worden war, durch besoldete Kreisärzte eingeführt.

Ehe der Kaiser in seinen Reformen weiter schritt, dachte er daran, den herrschenden Geistesdruck aufzuheben, um den Fortschritten der Aufklärung eine sichere Bahn zu brechen und zugleich die verborgenen Quellen der geheimen Übel in seiner Monarchie, wie die passendsten Mittel zu ihrer Heilung entdecken zu können. Hierzu war ihm die Mitwirkung der denkenden Köpfe von Bildung nöthig, und diese konnte er am sichersten durch Freiheit der Schrift und des Wortes gewinnen. Joseph gestattete eine seiner Zeit angemessene Preßfreiheit, welche schlummernde Kräfte und die betheiligten Gefühle aufregen und die Fortschritte beschleunigen sollte, ohne gewaltsam vernichtend einwirken zu können. Er änderte demnach am 11. Juni 1781 die Censur ab und schrieb ihr gemäßigte Grundsätze vor, wonach nur das Unsittliche, Ungereimte, Alles, was der vernünftigen Aufklärung entgegen war und was die christliche Religion überhaupt oder die katholische insbesondere angriff, streng verboten blieb; periodische Schriften mit einzelnen anstößigen Stellen, wenn sie sonst nur nutzbar waren, sollten geduldet werden, ebenso Alles, was Gelehrsamkeit und Kenntnisse berührte, ja Kritiken, möchten sie treffen, wen sie wollten, sobald sie nur keine Schmähungen waren. Zur Erleichterung und Vereinfachung dieser Verordnung wurde zu Wien nur eine Büchercensur-Hauptcommission für alle Erbländer eingesetzt, welcher alle Bücherrevisionsämter in den verschiedenen Districten untergeordnet waren. Ihren allgemeinen Vorschriften folgten von 1782 an noch verschiedene genauere und einzelne Bestimmungen, um die Absicht, welche der Kaiser dabei hatte, klar an den Tag zu geben, nämlich eine nach humanen Grundsätzen geregelte Geistespolizei herzustellen, welche die Aufklärung befördern, Misbrauch und schlechte Mittel der Gewinnsucht hindern sollte. Nicht minder genau verfuhr er — der complicirte Zustand seiner Staaten und deren unvorbereitete Bildung verlangte es — mit seinen Verordnungen für die Duldung der verschiedenen christlichen Confessionen in seiner Monarchie. Eine vollkommene Gleichstellung der Rechte aller Glaubensbekenntnisse scheint aus zu großen Rücksichten gegen den Katholicismus, der in das innerste Wesen des österreichischen Staatslebens verwebt war, nicht in seinem Plane gelegen zu haben, zumal da er Einheit der Monarchie nur durch Aufrechthaltung der herrschenden Kirche erzielen und erhalten wollte. Er trennte daher die bürgerliche Toleranz von der kirchlichen, und ließ nur jene bestehen, weil diese nach den Dogmen unzulässig erschien. Dadurch wurde der Stolz und Eifer der Katholiken nicht verletzt, den Protestanten aber wurden nur solche Rechte und Vorzüge entzogen, welche der Vernünftige im Grunde nur als unwesentlich und neidlos seinen Gegnern überlassen konnte. Er verordnete daher im März, Juni und October 1781, daß der katholischen Religion blos der Vorzug des öffentlichen Gottesdienstes verblieb, allen Nichtkatholischen (d. h. den Lutheranern, Calvinisten und Griechen) aber die Privatausübung ihres Glaubensbekenntnisses allenthalben gestattet wurde, sonst aber wurden diese jenen in Allem völlig gleichgestellt. Nur in gemischten Ehen verlangte das Gesetz, daß, wenn der Vater katholisch war, die Kinder beiderlei Geschlechts ohne Anfrage in dessen Religion erzogen werden mußten; bei einem protestantischen Vater und einer katholischen Mutter hingegen folgten die Kinder nach ihrem Geschlechte der Religion des Vaters und der Mutter. Da Joseph die Ehe als einen bürgerlichen Vertrag betrachtete, selbe auch möglichst erleichterte und vereinfachte, so entzog er sie der geistlichen Gerichtsbarkeit und verhinderte durch manche weise Anordnungen die Menge der Eheprocesse. Im Übrigen wurden alle Religionsstreitigkeiten und Religionsgespräche an öffentlichen Orten, wie alle Religionszänkereien auf den Kanzeln verboten, gleichwie alle christliche Nebensekten, wie die Deisten in Böhmen, von der öffentlichen Duldung ausgeschlossen blieben und gegen sie mit großer Härte verfahren wurde. Zugleich sorgte Joseph, daß die Schande, in welche die zu Falle gekommenen Jungfrauen geriethen, zum Theil aufgehoben, zum Theil gemildert, sowie auch die Brandmarkung beseitigt wurde, welche uneheliche Kinder traf. Wohlthätig war, aber undankbar wurde aufgenommen seine Sorge für Abstellung der bisherigen Begräbnißplätze. In vielen Kirchen, Klöstern, Spitälern, Städten und Dörfern befanden sich Grüfte und Begräbnißplätze. Der Kaiser verfügte vom 7. Februar 1782 bis 2. April 1785, daß diese Plätze als höchst schädlich für die Gesundheit geschlossen, die Gottesäcker vor die bewohnten Orte verlegt werden und die Leichname in leinene Säcke genähet, mit ungelöschtem Kalk überdeckt und ohne Särge zur Erde bestattet werden sollten; da aber diese Art der Beerdigung großen Widerstand fand und der Kaiser die Zwangsmittel hierzu nicht für rathsam hielt, so stellte er Jedem, der die Vorzüge der neuen Vorschrift nicht einsehen wollte, frei, die Seinigen mit oder ohne Särge begraben zu lassen, wiewol er unerbittlich bei Abschaffung anderer Vorurtheile blieb, welche bisher mit den Leichenbestattungen verbunden waren und besonders gegen die gemeinschaftliche Beerdigung von Leuten gemischten Glaubens gestritten hatten.

Ein anderes Geschäft der rastlosen Thätigkeit Joseph's war die Bestimmung der Unterthanspflichten überhaupt und der Verhältnisse der Unterthanen zu den Behörden, worin bisher eine heillose Verwirrung geherrscht hatte. Zuerst half er der Schutzlosigkeit der Ersteren ab, steuerte dem eingerissenen Unfuge der Winkelschreiber, die den Leuten gegen Geld zu ihren Rechten zu verhelfen suchten,

die Formen der Klagen wurden durch allgemeine Unterschriften geregelt, die Verhältnisse zwischen Unterthanen und Herrschaften genauer bestimmt, sodaß nicht nur das von Übermuth und Willkür bedrückte Volk gegen seine Dränger, sondern auch die Rechte der Herren gegen unbefugte Anmaßungen in Schutz genommen wurden. Zugleich traf man Vorkehrungen gegen den Geist der Widersetzlichkeit. Das Verhalten der Advocaten unterlag einer sorgfältigen Vorschrift, damit die Beschwerdeführungen erleichtert werden sollten, sowie das Strafverfahren eine neue Umänderung erhielt. Gleichfalls wurde der Wucher unterdrückt und die Landescultur befördert; ferner schaffte der Kaiser unverständige Gewohnheiten und Gebräuche, die das Volk drückten, gänzlich ab und erleichterte die Bekanntschaft der Unterthanen mit den Landesgesetzen, welche bisher von geistlichen wie weltlichen Obrigkeiten dem Volke verhehlt worden waren. Die Frohndienstverhältnisse wurden da, wo sie noch sehr drückend waren, erleichtert, soviel es die Umstände gestatteten, die Leibeigenschaft in den slawischen Ländern aufgehoben und statt derselben eine gemäßigte Unterthänigkeit eingeführt. Ein Jahr später (1782) hob Joseph auch die Leibeigenschaft in den österreichischen Vorlanden, in Kärnthen und Krain auf. Da nun durch diesen Schritt neue Begriffe der Dienstverpflichtungen entstanden, so mußte nun auch an eine besondere Ordnung für das Gesinde in den Städten und auf dem Lande gedacht werden: diese gab Joseph im September 1782 und 1787 und im März 1784. Hieran reihte sich die gestattete Erweiterung der Freizügigkeit in den österreichischen Staaten und die Ausdehnung der Gewerbefreiheit.

Minder wohlthätig, vielmehr störend wirkte der Kaiser durch die Ausführung seines Planes ein, einen allgemeinen Steuerfuß in seinen Staaten festzusetzen und dadurch einen durchaus neu geschaffenen Staatsorganismus zu bewirken. Eine große Zahl von vorläufigen Gesetzen ging dieser unglücklichen Maßregel voran und begleitete sie. Hierzu gehörte die 1786 vom Kaiser größtentheils selbst entworfene und ausgearbeitete, ausführliche Belehrung der Gründe und Erhebung des wahren Grundertrages; indessen fanden sich doch Unausführbarkeit und eine leicht zu Ungerechtigkeiten Anlaß gebende Strenge in dieser Verordnung, obschon sie durch eine Menge Erklärungen und Ergänzungen vervollständigt und erläutert worden war, sodaß neue Verfügungen erlassen werden mußten. Nachdem nun mehre Vorbereitungen getroffen worden waren und die bestellte Untersuchungscommission den richtigen Steuerfuß entdeckt zu haben glaubte, so wurde die Grundlage des neuen Steuersystems festgestellt und den 10. Februar 1789 das berühmte Steuerpatent erlassen, dessen merkwürdiges Schicksal dem Kaiser harten Tadel zugezogen hat. Es wurde darin bestimmt, daß der Unterthan von 100 Fl. Grunderwerb im Hauptdurchschnitte wenigstens 17 Fl. 46⅔ Kr. jährliche Steuern entrichten sollte. Eine besondere Last wurde die am 1. November 1788 ausgeschriebene allgemeine Kriegssteuer zur Deckung der Kosten im Kampfe mit den Türken. Von dieser drückenden Last blieben blos das wirkliche Militair, die Livreebedienten und Alle, die nicht über 100 Fl. Einkünfte hatten, gänzlich befreit.

Mit den Bestimmungen der Unterthanenverhältnisse verband Joseph noch die Verfügung vom Jahre 1784 über Äußerlichkeiten und Förmlichkeiten der Unterwürfigkeit im Allgemeinen. Er schaffte die Hof- und Appartementskleider und die üblichen Ehrfurchtsbezeigungen ab, als den Handkuß, die Kniebeugungen vor den Gliedern der kaiserlichen Familie, sowie das Niederknien vor dem Kaiser selbst, weil sich dies nur gegen Gott gezieme. Einige Jahre später erließ er Vorschriften über die Behandlungsweise der Obrigkeiten und über die Pflichten der Unterthanen. Zur Erleichterung des Verkehrs wurden neue Straßen gebaut und die schon bestehenden in gutem Stande erhalten; über das Heimfallsrecht der Güter wurden neue billigere Bestimmungen gegeben und die Erbfolge der begüterten Bauern auf rechtlichere Grundsätze zurückgeführt. Alle Staatsgüter, deren Menge nicht leicht zu übersehen war, wurden solchen Landwirthen, deren Kenntnisse und Eifer für die Aufnahme der Landescultur bewährt waren, gegen billige Bedingungen feil geboten. Um die Bukowina mit Galizien inniger zu vereinigen, wurde dem dasigen Adel eine gleichförmige Verfassung mit dem galizischen gegeben.

Mittlerweile erschien es dem Kaiser nothwendig, das bürgerliche Gesetz vom geistlichen zu trennen, die Begriffe von diesem Rechte auf schärfere und den Fortschritten der Bildung angemessenere Grundlagen zu bringen und darnach die Rechte der Einzelnen unter sich und gegen einander festzustellen; daher gab er, nachdem bereits eine allgemeine Gerichtsordnung und verschiedene Justizverfassungen für die verschiedenen Provinzen nebst einer gemäßigten Sporteltaxe erlassen worden waren, seinem Volke ein neues Civilgesetzbuch, dessen erster Theil, das Personenrecht, vom 1. Mai 1787 an in Kraft trat. Dieses bestimmte die Verhältnisse zwischen Obrigkeiten und Unterthanen, zwischen Ältern und Kindern, Vormündern und Waisen u. dgl. m. Später kamen noch Erläuterungen und Nachträge hinzu, es blieb aber unvollständig und wurde häufig geschmähet, diente jedoch späterhin als Grundlage desjenigen Gesetzbuches, das Franz I. seinem Volke vollendet gab und noch jetzt in Geltung steht. Was das peinliche Recht betrifft, so hatte Maria Theresia ein grausames Gesetzbuch gegeben, und sie milderte dies nur durch Abschaffung der Folter. Joseph II. aber, der einen leidenschaftlichen Haß gegen die Natur des Verbrechens besaß, änderte von 1780 bis 1786 Manches in den Criminalsachen, blieb jedoch immer weniger zur Milde, als zur gewaltsamen, heftig-strengen Gerechtigkeit geneigt. War er auch entschlossen, das peinliche Recht umzugestalten nach den Principien seiner humanen Bestrebungen, so zögerte er gleichwol mit der Ausführung dieses Planes, weil sich sein persönliches Gefühl empört fand. Indessen milderte er allmälig alte Gesetze und brachte an den Platz richterlicher Willkür vorschriftsmäßige Gesetzlichkeit. Endlich entschloß er sich, seinen Erbländern ein neues, auf meist menschenfreundliche Tendenzen zielendes Gesetzbuch über Verbrechen und deren

Bestrafung am 13. Januar 1787 zu geben, das am 1. August des folgenden Jahres in Kraft trat und nachher noch einige Zusätze erhielt. Die Strafen durch Stock-, Karbatschen- und Ruthenstreiche blieben, gleichwie das grausame Schiffziehen, welches indessen nicht so peinlich als die Galeerenstrafe gewesen sein soll. Hiermit wurde ein Theil der peinlichen Halsgerichtsordnung, die seine Mutter gegeben, aufgehoben. Mit dieser Verfügung war eine neue Einrichtung der Criminalgerichte und wesentliche Verbesserung der Gefängnisse, wie überhaupt mildere Behandlung der Verbrecher im Kerker und vor Gericht verbunden. Gleichermaßen schritt Joseph zur Organisation der städtischen Behörden; konnte eine Stadt ihren Magistrat, dafern demselben die freie Justizverwaltung zustand, aus der Gemeindecasse nicht füglich besolden, so mußte sie die Gerichtsbarkeit der landesfürstlichen Obrigkeit überlassen. Nächstdem schuf Joseph die in Verfall gerathene Polizei der Ordnung, Bequemlichkeit, Gesundheit und Sitten um und verlangte durch sie milde Gesetze mit eiserner Strenge beobachtet zu wissen; und obschon er die Freimaurer an sich geringschätzte, so ertheilte er ihnen doch 1785 gesetzliche Duldung und Anerkennung ihrer Verdienste, so lange sie Gutes wirken und unter den Schutz des Staates treten wollten. Er gestattete die Logen blos in den Hauptstädten der Provinzen, wo eine Landesregierung sich befand, und verbot alle Winkel- und Nebenlogen. Ein anderer Theil der neuen Josephinischen Polizeigesetze beschäftigte sich mit Anweisungen der Sträflinge zu nützlichen und öffentlichen Arbeiten, mit Vorschriften für Flüchtlinge aus dem Militairdienste, fremde Werber und Unterhändler, derselbe verbot auch zur Verminderung des Kindermordes die Bestrafung geschwächter Weibspersonen, ertheilte Weisungen über die Untersuchung, Aburtheilung und Bestrafung politischer Verbrecher, die nicht den Criminalrichtern zufielen, über Blutschande, wehrte das muthwillige Betteln und arbeitsscheue Vagabundiren ab und nahm das allgemeine Mitleiden für Arme und Hilfsbedürftige, welche zur Arbeit unfähig waren, in Anspruch. Daher Armenanstalten errichtet wurden. Hiermit hing die Sorge für die öffentliche Wohlthätigkeit, d. h. für Kranken-, Siech-, Gebär-, Waisen-, Findel- und Tollhäuser zusammen, und die Aufsicht der Straßen. Die neue Einrichtung des Hauptspitals und der Waisenverpflegung zu Wien aus kaiserlichen Mitteln wurde zum Muster für alle andere Anstalten dieser Art in den Erbstaaten. Die neuen Paßgesetze waren sehr streng und enthielten bedeutende Verbesserungen. Das Auswandern Einheimischer in fremde Länder wurde von Neuem geregelt und 1784 sogar sehr streng verboten. Einzelne Ausnahmen gestattete nur der Kaiser; hingegen wurde das Einwandern aus der Fremde in die Erbländer, besonders nach Böhmen, Ungarn und Galizien, außerordentlich erleichtert, sofern es fleißige Handwerker und arbeitsame Landleute betraf. Auch die Aufsicht auf Feuer-, Wetter- und Überschwemmungsgefahren erlitt eine wesentliche Umänderung und Verbesserung, gleichwie die allgemeine Gesindeordnung mancherlei Abänderungen und Verbesserungen unterworfen wurde. In Bezug auf Herstellung neuer und auf Verbesserung alter Straßen zur Erleichterung und Verbreitung des Verkehrs, auf bessern und dauerhafteren Bau der Häuser auf dem Lande wie in den Städten that Joseph soviel als thunlich, doch konnte er nicht so Großes ausführen, als nachmals sein Neffe. Indessen war das, was er that, der Anerkennung werth. Der Mauth gab er 1784 ganz neue Vorschriften, um dem freien Verkehre soviel, als möglich, die Hindernisse aus dem Wege zu räumen und die Erbstaaten mit einander desto ungestörter handeln zu lassen. Ein strenges Prohibitivsystem suchte der inländischen Industrie mächtig aufzuhelfen und den Reichthum des Landes durch Vermehrung der Ausfuhr und Verminderung der Einfuhr zu befördern. Nur Tabak wurde Monopol der Regierung, um die Einfuhr dieses Productes aus dem Auslande gänzlich zu vernichten. Gleichwol aber unterstützte Joseph auch den Handel seiner Provinzen mit Cherson, Spanien, Ostindien und Amerika. Ackerbau und Viehzucht wurden auf des Kaisers Geheiß da verbessert, wo sie noch vernachlässigt wurden. Die Manufacturen und die Schiffahrt wurden mannichfach begünstigt, das Zunft- und Innungswesen ganz umgewandelt und von vielen alten Misbräuchen befreit.

Joseph's reformatorischer Sinn beschäftigte sich auch mit Anordnung eines richtigen Münzfußes, mit Verhinderung der Gold- und Silberausfuhr durch die Juden, mit Entfernung falscher, unrichtig ausgeprägter und über den Werth geltender Münzsorten, mit denen seine Erbländer überschwemmt waren. Diese nöthigen Vorkehrungen und Maßregeln schützten das Publicum gegen Nachtheile und erhöhten den Staatscredit. Das Bergwesen erhielt durch ihn eine umgeänderte Gestalt. Das Postwesen wurde von den eingeschlichenen Misbräuchen und Unordnungen gereinigt und zweckmäßig verbessert. Auch auf die Forstwirthschaft lenkte Joseph seine Aufmerksamkeit und half durch gute und strenge Gesetze dem Holzmangel vorbeugen, und die Jagd wurde durch ihn so geregelt, daß sich der daraus für den Landmann erwachsende Schade möglichst verringerte.

Was die sittlich tiefgesunkenen Juden in den österreichischen Staaten anbelangt, so suchte sie Joseph sittlich zu bessern und stufenweise zum Genusse der Freiheiten und Rechte vorzubereiten, der ihnen allerdings auch gebührt. Zuerst schaffte er 1781 den Unterschied ihrer Kleidung ab, wodurch sie sich vor allen Andern kenntlich machten. Ein zweites gleichzeitiges Gesetz verlangte, daß sie sich binnen zwei Jahren in allen Dingen der Landessprache bedienen und ihre Nationalsprache blos beim Gottesdienste, der aber kein öffentlicher sein durfte, gebrauchen sollten. Die Juden bekamen Schulen und deren Aufsicht wurde christlichen Schuldirectoren übertragen. Diejenigen Juden, welche keine Gelegenheit hatten, Schulen ihrer Genossen zu besuchen, durften christliche, niedere und höhere Lehranstalten besuchen und konnten Studentenstipendien beziehen. Gleichzeitig ward ihnen mit einigen Einschränkungen gestattet, alle christliche Gewerbe zu erlernen und zu betreiben, um sie der allgemeinen Achtung mehr und mehr werth und dem Staate nützlicher zu machen. Große Mühe kostete es übrigens, sie unter das neue

Steuersystem zu bringen, da sie immer noch zu jeglicher Defraudation geneigt waren.

Bei der Strenge Joseph's im Staatshaushalte konnte auch die Fürsorge für die Staatsdiener und deren Angehörigen nicht übergangen werden. Es wurde demnach für Pensionen gesorgt und das ungeregelte Wohlthätigkeitssystem seiner Mutter aufgehoben. Das Stempelwesen wurde gänzlich umgeschaffen und der Papierstempel in vier Classen getheilt. Seine Bestimmung wurde entweder aus dem Range der Personen, die eben in vier Classen vertheilt wurden, oder aus dem Werthe des Gegenstandes, den die Urkunde betraf, oder aus der Gattung der Urkunde selbst entnommen. Zugleich (1784) wurde auch ein Spielkarten- und Kalenderstempel eingeführt. Die Freizügigkeit wurde vermehrt und die Abfahrtsgelder wurden theils aufgehoben, theils auf gewisse Procente gestellt, um die Lasten der Auswanderer zu mindern, die in vielen unnützen Plackereien, schädlichen Misbräuchen und Unordnungen bestanden und nunmehr abgestellt wurden. Den Fiskalämtern gab Joseph 1783 eine neue, durchaus veränderte Verfassung; denn er verlangte, daß sie nicht blos das Interesse des Landesherrn vertreten, sondern auch über die Gesetze überhaupt wachen und das Interesse des Inlandes an den Grenzen gegen die Nachbarstaaten mit gegenseitiger rechtlicher Rücksicht wahren sollten. Dadurch erhielt er eine Controle über seine reformatorische Wirksamkeit, welche, wenn sie getreu verwaltet wurde, für die Gesetzgebung von großem Nutzen sein mußte.

Die schwierigste, aber auch undankbarste Arbeit, der sich Kaiser Joseph unterzog, waren wol unbestritten die gewaltigen Veränderungen dieses Monarchen mit den Staatsbeamten. Unter der milden Kaiserin Mutter hatten sich Trägheit im Geschäftsgange, Lauheit der Gerichte und Nachlässigkeit in Vollstreckuug der landesherrlichen Befehle eingeschlichen bei einem Theile von Beamten, denen es an Sitten, Fähigkeiten, Kenntnissen, Vaterlandsliebe und Redlichkeit fehlte. Diesen Gebrechen und Klagen abzuhelfen, schritt Joseph mit Kühnheit und Vertrauen ans Werk. Die Conduitenlisten, die schon bestanden, bestätigte er am 31. Januar 1781 und schärfte die Anfoderungen aufs Genaueste. Die Chefs wurden insgesammt verantwortlich gemacht und durch Instructionen angetrieben, die Geschäfte ohne alle Förmlichkeiten zu leiten und darum zu beschleunigen. Gleichwol konnten seine Verordnungen den tiefgewurzelten und herrschend gewordenen Schlendrian so wenig als den bösen Willen allenthalben unterdrücken. Deshalb fühlte er sich gekränkt und erließ im Jahre 1783 eine weitläufige Ermahnung an die Staatsbeamten, worin er ernsthaft verlangte, daß alle Obere, Vorsteher und Vorsitzer in geistlichen, weltlichen und militairischen Amtsgeschäften sich zunächst mit dem Sinne aller in ihr Fach einschlagenden, von ihm erlassenen Haupt- und Normalbeschlüsse ganz genau bekannt machen, den Sinn derselben klar und deutlich auffassen, deren Vollziehung nicht verschieben und ihre Willensmeinung den Bittstellern auf bescheidene Weise erklären und verständlich machen sollten. Ferner trieb er darin zu wahrer Liebe und warmem Eifer für die Amtsgeschäfte an, warnte vor mechanischer Betreibung derselben, vor Eigennutz, vor Ceremonie, vor kleinlichen Nebenrücksichten, vor Weitschweifigkeit, vor Eifersucht, vor Vorurtheilen, vor Eigenliebe, vor Trägheit und Langsamkeit, und empfahl Genauigkeit, Pünktlichkeit, Wachsamkeit und überhaupt Erfüllung aller Pflichten, die ein tüchtiger, redlicher und gewissenhafter Staatsdiener seinem Berufe und dem allgemeinen Interesse, dem selbst das des Monarchen als Privatmann nachstehe, schuldig sei. Wer von den Beamten aber nicht so denken und handeln wolle, der solle, bemerkt der Kaiser am Schlusse, doch sein Amt niederlegen, zu dem er weder würdig noch tauglich sei, da der Staatsdienst nur Aufopferung seiner selbst und mancher Gemächlichkeiten erfodere [14]). Man nannte diese strenge Ermahnung des Kaisers Tyrannei und Despotismus, welche die Schuldigen noch mehr erbitterte; dennoch machte sie einen gewaltigen und erschütternden Eindruck, der noch lange auf die Trägheit der Beamten erfolgreich nachwirkte. Im Mai 1786 erließ er noch mittels Decretes eine umständliche Weisung an sämmtliche Länderstellen, wodurch alle unnöthige Umständlichkeiten und Schreibereien aufgehoben, aber auch der Wirkungskreis der Behörden und Gerichte bedeutend erweitert wurden. Sehr viel zur Vereinfachung und Beschleunigung der amtlichen Geschäfte trug die fortan begünstigte Verbreitung der teutschen Sprache bei, welche nach Joseph's Sinne seine verschiedenen Völker zu einem Ganzen verbinden sollte. Er selbst, obschon mehrer Sprachen mächtig, wollte nur teutsch und nicht ausländisch angeredet sein. Auch tadelte er die einheimischen Weiber, wenn sie sich in fremde Trachten kleideten. Vom 1. November 1784 führte er die teutsche Sprache in Ungarn ein, wo bisher außer dem corrupten Latein, dessen sich die Gebildeten, Gerichte und Schulen bedienten, noch die magyarische Sprache und mehre slawische Dialekte geredet wurden. Der Nationalstolz der Ungarn ward dadurch sehr beleidigt, obschon er die Landessprache nicht zu vertilgen gesonnen war, sondern nur die Führung der Geschäfte und die Mittheilung bei öffentlichen Vorfällen damit erleichtern wollte; gleichwol wurden diese Eingriffe späterhin als Misgriffe wieder abgestellt und dem Volke seine Landessprache zurückgegeben. Ein Jahr später führte er auch in Galizien die teutsche Sprache zu gleichen Absichten ein. Im Jahre 1786 organisirte er die Kreisämter, seine Schöpfung, von Neuem trefflich und sehr gemeinnützig, ja man darf behaupten zu segensreicher Wirksamkeit.

Was endlich Joseph's Bestrebungen zur Umgestaltung des Heerwesens anlangt, so gab er schon als Mitregent viele Bestimmungen im Dienst- und Exercirreglement und Verpflegungs- und Bewaffnungsangelegenheiten; die größten Verdienste aber hierin erwarb er sich als Alleinherrscher durch eine Gesetzgebung, welche die schädlichen

14) Diese Ermahnung ist auch besonders abgedruckt worden unter dem Titel: Eine Probe der weisen Regierung Joseph's des Zweyten in einem Handbillet an seine Chefs und sämmtliche geistliche und weltliche Obrigkeiten der österreichischen Erblande vor seiner Abreise nach Italien. (Wien 1784 in 8.)

Vorurtheile ausrotten, das soldatische Ansehen und die Kriegerehre erhöhen, den Geist der Krieger verbessern und alle Willkür bei der Rekrutirung entfernen, aber auch die verdienten alten Krieger versorgen und belohnen sollte. Ebenso drang er eifrig auf bessere Organisation der Militairgerichte, wie auf Einrichtung von Militairschulen. Für dies alles erschien eine Reihe von kaiserlichen Verordnungen, und wenn auch die Strafe derjenigen, welche sich durch Selbstverstümmelung zum Militairdienste untauglich machten, sehr streng und hart war, so erreichte der Kaiser doch nicht in Allem seinen Zweck. Misgriffe von seiner Seite sind wol schwerlich abzulehnen. Den meisten Anstoß fand sein neues, grade nicht strenggerechtes Werbbezirkssystem, eine Art von Conscription für alle Erbländer, mit Ausnahme Ungarns und Siebenbürgens. Diese Conscription, welche in verschiedenen Theilen der Monarchie Unruhen erregte, erstreckte sich auch auf Pferde; ausgenommen aber waren von der Militairpflicht eine große Menge Leute, als die Geistlichen, Adeligen, Beamten, Honoratioren und aller Derer Söhne sammt jeder Classe von Unterthanen, welche zum Ackerbau, zu den Gewerben und Fabriken, zum Bergbaue, zu den Salinen, bei der Schiffahrt wie bei den Pulver-, Salpeter- und Eisenwerken u. dgl. m. durchaus nöthig waren. Die Juden blieben bis 1788 vom Militairdienste verschont, dann aber wurden sie auch hinzugezogen, mit Ausnahme ihrer Rabbiner und deren Söhne, welche den Honoratioren gleichgestellt wurden. Was blieb dem Kaiser aber nach so vielen Ausnahmen, welcher den Kastengeist und bevorzugte Verhältnisse augenscheinlich in Schutz nahm, aus dem Kerne seiner Völker für den Soldatenstand, den er übrigens gehoben und ehrgefühlsvoll wissen wollte, noch übrig? Tagelöhner, überflüssige Glieder von Gewerbe treibenden Familien und Landstreicher, von denen jedoch die Verbrecher nicht zugelassen wurden, sowie auch das Unterstecken schlechter Individuen unter das Kriegsvolk *zur Strafe* bedeutend eingeschränkt worden war. Verdienstvoll dagegen war die 1781 eingeführte planmäßige Versorgung der Invaliden und kranken Soldaten, die früher schon getroffene Errichtung von Erziehungshäusern für Soldatenkinder, welche dann in reifern Jahren passend weiter untergebracht wurden. Auch der krüppelhaften Soldatenweiber nahm sich der Kaiser an. Den gesunden Soldaten wurde Gelegenheit gegeben, sich außer der Löhnung noch etwas zu verdienen. Manche Officierclassen bekamen höhern Sold, wogegen zur Ersparniß der verhaßte Chargenverkauf eingeführt wurde. Besonders erwähnenswerth ist die 1786 im Mai errichtete Militairakademie in Wienerisch-Neustadt, in welcher taugliche Officiere für das Heer gebildet wurden.

Alle diese Verbesserungen und Neuerungen erweckten Widersacher, und die gewaltigsten unter ihnen waren die Glieder der hohen Geistlichkeit, welche zumeist dem römischen Hofe ergeben waren. Ihr Haupt, der Cardinal Graf Migazzi, Erzbischof von Wien, der schon zur Zeit der Kaiserin Mutter dem Kaiser in Manchem entgegengewirkt hatte, glaubte, daß durch Joseph's kirchliche Reformen der Papst und die ganze Geistlichkeit ihr Ansehen vor dem Volke verloren hätten. Seit 1781 begann ein offener Krieg zwischen dem Kaiser und Migazzi mit der größten Erbitterung. Der Streit wurde hitziger, als Joseph verordnete, daß kein Bischof mehr als eine Pfründe besitzen sollte. Das Beispiel des Erzbischofs verführte die Bischöfe in den Erbländern zu ähnlichen Widersetzlichkeiten. Ja Ungarn, das unter allen Provinzen am wenigsten Empfänglichkeit für Joseph's Reformen bezeugte, lehnte sich zuerst gegen die kirchlichen Veränderungen auf. Die dortigen Bischöfe hatten den Grafen Bathyany, Cardinal und Erzbischof von Gran, an der Spitze. Der Kaiser hatte die Constitution dieses Landes nicht beschworen, also auch die Vorzüge der Geistlichkeit daselbst nicht anerkennen wollen. Der Kampf blieb indessen dort unentschieden. In den allgemeinen Streit der höhern Geistlichkeit mischte sich auch der Kurfürst von Trier, der aber bald vom Kaiser durch einen lakonischen Brief zur Ruhe gewiesen wurde. Außer diesen Widersachern unter der höhern Geistlichkeit gab es doch auch eifrige Freunde, welche des Kaisers kirchliche Neuerungen unterstützten, so die Bischöfe von Laibach und Königgrätz, und der Erzbischof von Salzburg, welche in ihren Hirtenbriefen an die Untergebenen ihrer Sprengel den Geist der religiösen Duldung aufs Dringendste empfahlen. Der Hirtenbrief des Letztern wurde vom Kaiser in mehren tausend Abdrücken verbreitet. Doch blieben immer Unruhe und Zweifelsucht in den aufgeregten Gemüthern des Volkes und der Priesterschaft. Natürlich aber mußten diese kirchlichen Zerwürfnisse den römischen Hof um so mehr in den Kampf hineinführen, als der Kaiser die kirchliche Oberherrlichkeit des Papstes in seinen Ländern zu stürzen trachtete. Die deshalb ergriffenen Maßregeln Joseph's erregten zu Rom große Bestürzung, und hätten sie überall Nachahmung gefunden, so würde der Papst verarmt sein und seine Macht verloren haben. Nach wiederholten Beschwerden schrieb Pius VI. dem Kaiser ein umständliches Breve, in welchem er ihn mit vieler Beredsamkeit und großem Nachdrucke beschwor, Alles beim Alten zu lassen. Joseph aber antwortete, daß er keines Rathes in Sachen seiner eigenen Staaten und Unterthanen bedürfe. Im Gange des Streites stellte Joseph den später zum Gesetze erhobenen Satz auf, daß die Abstellung der Misbräuche in der Kirchenzucht dem Landesherrn zukäme, was man aber in Rom nicht zugeben wollte, weil dort behauptet wurde, nur die Kirche könne beurtheilen, was ihr und der Religion schädlich und was Misbrauch sei, und des Fürsten Ansehen sei hierin nichtig. Der Kaiser aber hielt die Behauptung fest, daß sich seine Gewalt über Alles in der Kirche erstrecke, was in derselben nicht von göttlicher, sondern nur von menschlicher Erfindung und Einsetzung sei. Als Fürst Kaunitz den Streit mit dem Nuntius abgebrochen hatte, leitete Pius selbst, anstatt zu einem Machtspruche zu schreiten, einen Briefwechsel mit dem Kaiser ein; allein dieser hielt die einmal angenommenen Grundsätze fest. Da faßte der Papst in seiner Bekümmerniß und Verzweiflung den Entschluß, den Kaiser in Wien zu besuchen und persönlich zu bekehren.

Joseph hatte ihm in Voraus alle Aussichten dazu

[illegible]

[illegible] Pius VI. in seinen Breven auf das [illegible] bekräftigt hatte. Gleichwol machte der Papst diesem großen Staatsmanne, da derselbe ihm nicht entgegenkam, einen Besuch, wurde aber unhöflich behandelt. Pius kam nicht zum Ziele, vielmehr errang der Kaiser den Triumph, daß jener selbst ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen mußte. Dessenungeachtet reizten ihn die misvergnügten Bischöfe der Monarchie zu Schritten, die seine Würde aufrecht halten und des Kaisers Wirken Hindernisse in den Weg legen sollten. Ja, man beschuldigte ihn, daß er während seines Aufenthaltes in Wien die Gastfreundschaft zu Umtrieben gemisbraucht habe, wiewol sich hierüber im Ganzen Nichts nachweisen läßt. Am 22. April reiste der Papst von Wien wieder ab, der Kaiser begleitete ihn bis Mariabrunn, wo Beide von einander rührenden Abschied nahmen. Sie hatten sich als redliche Männer lie-

[illegible] Joseph ließ sich nicht abhalten, seinen Hauptplan zu verfolgen, den der Papst [illegible] bei den geringsten Gelegenheiten des Stuhls immer wieder aufgenommen wurde, ohne daß jemals ein Erfolg für den heiligen Stuhl zu hoffen gewesen wäre.

Schon im nächsten Jahre versuchte Rom seine Macht über das teutsche Reich wieder auszubreiten [illegible] den Kaiser beunruhigte. Pius VI. schmälerte durch die Errichtung einer neuen Nuntiatur zu München das geistliche Ansehen der teutschen Prälaten. [illegible]

15) Über die Ankunft und Anwesenheit des Papstes zu Wien erschienen mehre Schriften, so z. B. Über die Ankunft Pius' VI. in Wien, Fragment eines Briefes, herausgegeben von J. von Sonnenfels (Wien 1782); Prophetischer Prolog an das Publicum auf die Ankunft Pius' VI. in Wien von Alois Blumauer (Wien 1782). Darauf folgte dessen Epilog auf die Abreise Pius' VI. von Wien; und Warum kommt Pius VI. nach Wien? Eine patriotische Betrachtung von Rautenstrauch (Wien 1782). Derselbe gab auch im Sinne des kaiserlichen Reformators zu Wien gleichzeitig heraus: Vorstellung an Se. päpstliche Heiligkeit Pius VI. aus dem französ. Manuscr. des Herrn [illegible]

16) Zum Andenken an die Anwesenheit des Papstes Pius VI. zu Wien ließ Joseph zwei Denkmünzen [illegible] aber mit gleichen Inschriften in Gold und Silber prägen.

October 1785 durch eine Verordnung, daß die Nuntien in Teutschland keine Macht zu Gerichtsbarkeiten besäßen und die Bischöfe im vollen Besitze ihrer Rechte bleiben sollten. Die katholischen Reichsfürsten machten diesen Befehl in ihren Ländern bekannt, und die Erzbischöfe von Mainz, Cöln, Trier und Salzburg erkannten in einer Versammlung zu Ems des Kaisers kirchliche Grundsätze unbedenklich an. Der Kurfürst von Mainz ging in seiner Unzufriedenheit soweit, daß er dem Kaiser Vorschläge machte, die den Papst erschrecken mußten; allein Joseph's Mäßigung verlangte hierin weder Demüthigung noch Herabsetzung der päpstlichen Würde. Er begnügte sich Anfangs mit den kirchlichen Reformen in seinen Staaten, bis nach langen Reibungen seine persönlichen Rücksichten gegen den Papst geschwächt waren und er dann endlich dem Betragen der vier Erzbischöfe Teutschlands seine Zustimmung gab und die übrigen Bischöfe aufmuntern ließ, sich jenen anzuschließen. Der Streit dauerte hier fort bis zu Joseph's Tode. Der Kaiser blieb fest auf der einmal betretenen Bahn, ließ seine Grundsätze über Staat und Kirche durch Schriften verbreiten, gestattete, daß in einem Theile seiner Staaten die Sacramente in der Landessprache ausgetheilt wurden, gab dem Toleranzedicte in Ungarn eine größere Ausdehnung und ließ in Constanz eine reformirte Kirche bauen.

In keinem Theile seiner Monarchie wüthete der Streit mit der Kirche ärger, als in den Niederlanden, wo man die Neuerungen Joseph's zugleich aus nationalen Interessen bekämpfte. Mit dem abergläubischen Volke vereinten sich der Erzbischof von Mecheln und der päpstliche Nuntius gegen die kaiserlichen Verfügungen. Der Letztere, ein fanatischer Eiferer, suchte das Volk aufzuwiegeln; allein keine Partei kam zum Ziele, der Kaiser verlor dieses Land, und der Papst, der dort den Aufruhr angeregt hatte, fand sich im Verlaufe der Zeit außer Stand, ihn zu dämpfen. In den übrigen Theilen der Monarchie war der Unwille des gläubigen Volkes über Joseph's Kirchenverbesserungen nicht gering. Der reinsinnliche Kirchendienst, den der Kaiser angegriffen hatte, war mit den herrschenden Religionsbegriffen so innig verwebt, daß die Bekenner des katholischen Glaubens sich äußerst gestört fanden. Viele nannten den Kaiser einen Ketzer, Gottesleugner und Werkzeug des Satans, oder prophezeiheten doch ein schreckliches Unheil von seiner Regierung. In den Gegenden, wo wilder, finsterer Aberglaube wohnte, oder wo unwissende Priester waren, die das Volk nicht aufklären konnten, verkannte man das Heil der Verbesserungen ganz und gar. Hierzu kam, daß sich die Mönche wegen erlittener Unbillen am Kaiser rächen wollten. Kanzel und Beichtstuhl wurden also benutzt, die Gemüther aufzuhetzen. In einigen Provinzen wurde die Unzufriedenheit wirklich so laut und ernsthaft, daß die ganze Wachsamkeit und Strenge der Behörden Mühe hatten, den Ausbruch einer Empörung zu verhindern. Am gefährlichsten zeigte sich die Volksstimmung in Tyrol. Alles das, sowie der Mangel an tüchtigen Weltpriestern, wirkte dem Reformationswerke entgegen, und die Übelstände, welche dieser Priestermangel erzeugte, dauerten bis zu Joseph's Ende ununterbrochen fort, und des Kaisers Anstalten machten nur äußerst langsame Fortschritte. Daher geschah auch, daß die Toleranzedicte desselben von einem großen Theile seiner Völker mit beispiellosem Hasse aufgenommen wurden. Andere misbrauchten die zugestandene Freiheit bis zu willkürlichen Ausschweifungen, sodaß sich Joseph gezwungen sah, seinen menschenfreundlichen Verfügungen viele strenge Weisungen und verständliche Erläuterungen nachfolgen zu lassen; allein bei der vorherrschenden Mehrzahl der Katholiken und der Orthodoxie aller Behörden und Richter war eine gleichmäßige Vollstreckung der kaiserlichen Vorschriften gegen alle Confessionen nicht ausführbar. Sodann gaben die Verfügungen allen im Glauben Wankelmüthigen Anlaß zu muthwilligem Religionswechsel. Ganze Gemeinden fielen vom Glauben ab und stützten sich auf die Toleranzgesetze, um dem absoluten Unglauben ebenfalls Duldung zu verschaffen. Der Kaiser war deshalb bitterm Tadel ausgesetzt, ebenso den Lästerungen der Fanatiker. Der Pöbel erlaubte sich die gröbsten Schmähungen. So wurde er in dem an der neuerbauten evangelischen Kirche zu Wien angehefteten Pasquille Verführer der Braut Christi, Schwächer reiner Jungfrauen, berüchtigter Verächter der heiligen Kirchengesetze und ein Mann von keiner Religion gescholten. Joseph aber verachtete diese Schmähschrift so sehr, daß er sie drucken und zum Besten der protestantischen Armen öffentlich verkaufen ließ. Dabei versäumte er doch nicht, die ernste Bedeutung der frevelhaften Beschuldigung in nachdrücklichen Verordnungen zu rügen und sich für die Erhaltung des katholischen Glaubens kräftig auszusprechen. Gleichwol vermochten diese nachträglichen Erläuterungen und Beschränkungen weder einer unheilvollen Verwirrung noch dem herrschenden Fanatismus, der darin nur neuen Vorwand zu Ungerechtigkeiten fand, gründlich vorzubeugen. Am Schlimmsten kamen die Protestanten dabei weg, weil die Beamten nicht wagten, sie zu sehr in Schutz zu nehmen. Weniger Anstoß veranlaßte die Duldung der Juden.

Großen Widerstand fanden Joseph's Toleranzedicte auch bei Denen, die ehedem der Religion wegen Vorzüge genossen hatten. Sodann unterstützten ihn, wie schon bemerkt, seine Beamten zu wenig, und war er gegen ihre Fahrlässigkeit streng, so verschlimmerte sich die Stimmung um so mehr. Ebenso bot die Aristokratie Alles auf, dem Kaiser allenthalben Hindernisse in den Weg zu legen. Dieselbe fand sich schwer verletzt durch die Gleichstellung ihrer Rechte vor dem Gesetze mit dem geringsten Bürger; am widrigsten zeigte sich der ungarische Adel. Das ganze Königreich war im Herbste 1783 in größter Gährung, und fünf Jahre nachher noch verweigerten die Stände Ungarns die außerordentliche Beisteuer zum Türkenkriege, weil der Kaiser ihre Krone in Wien zurückbehielt, sich nicht krönen lassen wollte, und sie gezwungen wären, Teutsch zu lernen und sich der Militairconscription zu unterwerfen. Jene Kriegssteuer vermehrte auch allenthalben die übele Stimmung der Völker; diese ergriff zuletzt das Heer. Das Ausreißen der Soldaten nahm zu, die Zucht verfiel und konnte selbst durch die strengsten Maßregeln nur theilweise wieder hergestellt werden.

Im Übrigen wurde der Zweck aller kaiserlichen Anstalten auch vielfach misverstanden, und dieser Irrthum brachte großes Ärgerniß und offenbare Widersetzlichkeit hervor. Am heftigsten waren die Unruhen in Siebenbürgen 1784. Zu den auffallendsten unter den falschen Wirkungen, welche Joseph's Aufklärungsversuche hervorbrachten, gehört die Reaction der Presse, die Joseph selbst entfesselt hatte. Ungeschickte Wortführer und unbescheidene Tadler verbreiteten die schädlichsten Meinungen über des Kaisers Plan und Wirken unter das Volk. Ein wiener Buchhändler, Namens Wucherer, machte eine einträgliche Speculation mit Schmähschriften gegen den Kaiser. Neben einheimischen fanatischen Priestern, Exjesuiten, Schmeichlern, Phantasten, Pasquillanten und andern Unsinnigen, fanden sich noch fremde Schwachköpfe und Zungendrescher ein, und überschwemmten das Publicum mit einer großen Menge der abscheulichsten Geistesproducte, sodaß die Tagesliteratur zur verachtungswürdigsten Gemeinheit herabsank [17]). Auch die Kirche und ihre Diener blieben dabei nicht verschont. Freilich war auch der Kaiser an allen diesen Gegenwirkungen in sofern mitschuldig, als es in seinem Charakter lag, seinen redlichen Willen mit schonungsloser Rauheit geltend zu machen; dagegen steht er sehr großartig da, wenn man ihn gegen den unzufriedenen Adel, der ihn wegen seiner strengen Justiz einen Despoten schalt, ebenso unnachsichtig findet, als gegen den Geringsten seiner unzufriedenen Unterthanen. Der Kaiser vertheidigte sich gegen solchen Vorwurf, als er einen vornehmen Grafen, welcher falsche Banknoten gemacht hatte, zum öffentlichen Gassenkehren und zum Schiffzuge hatte verurtheilen lassen, auf folgende Weise: „Laster ist Laster. Wie soll sich ein Solcher seiner Strafe schämen, der sich nicht schämte das Laster zu begehen? Will ein Lasterhafter unter Lasterhaften einen Vorzug haben; ei so strafe man ihn um so härter, weil er der Lasterhafteste, der Abscheulichste ist. Nur der Tugend wartet Belohnung. Würde man Lasterhaften ihrer Person wegen Vorzüge einräumen, und sie nicht ganz die Strafe ihres Lasters fühlen lassen, was würde dann Gerechtigkeit sein? Und hieße das nicht, das Laster in der Person belohnen?" Gleichwol erhob sich das praktische Leben niemals zu diesen Ansichten.

Ebenso großen Widerspruch fand Joseph's Plan der Gleichheit in der Besteuerung. Sie paßte nirgends hin, beleidigte viele Interessen und erweckte Verwirrung und Misverständniß. Überdies wurde das Ausmessungsgeschäft, worauf lediglich die Billigkeit der neuen Einrichtung beruhte, von unkundigen und schlechten Beamten sehr nachlässig betrieben. In Ungarn fand dieses System den härtesten Widerspruch. Sonst aber waren die österreichischen Niederlande diejenigen Erbstaaten, welche dem Kaiser die gefährlichsten Einwendungen auf seine Reformen machten. Joseph sah im Voraus, daß diese Provinz, welche für das Haus Österreich schwer zu behaupten war, zu reformiren ein kühnes Wagstück sei, daher er sich durch Austausch ihrer entledigen wollte; als aber dieser Plan an den Ränken seiner Nebenbuhler scheiterte, beschloß er, die Niederlande mit seinem Reiche zu verschmelzen und ihre Verfassung wie Verwaltung demgemäß zu organisiren. Nun aber hatte Joseph ihnen die großen Freiheiten, welche der utrechter Friede in Schutz genommen, beim Antritte seiner Regierung bestätigt, und diese Verfassung war eine der widerwärtigsten und unsinnigsten von der Welt. Jede Landschaft, sogar manche Städte und kleine Bezirke hatten ihre besondere Verfassung, welche mit einander in keinem Einklange standen. Brabant und Limburg hatten aus den Zeiten Philipp's des Guten von Burgund die bekannte joyeuse Entrée (fröhlicher Einzug) zur Verfassungsurkunde, die sehr starke Bestimmungen enthielt, so unter andern dem Beherrscher den Gehorsam aufzukündigen, wenn dieser ihre Freiheiten angreifen würde. Die Stände aller dieser Landschaften theilten mit dem kaiserlichen Oberstatthalter die Obergewalt. Die Gerichtsbarkeit war dort unpassend, verschiedenartig und zerstückelt. Die Geistlichkeit beherrschte das Volk durch ihre Lehren und ihren Reichthum. Gleichwol begann der Kaiser, nachdem er 1781 jene Provinzen bereist hatte, die Gerichte umzugestalten, die Kirchen, trotz aller Warnungen, zu reformiren und die Nichtkatholiken gesetzlich zuzulassen. Die hohe Geistlichkeit fand sich sehr beleidigt und machte das Volk mistrauisch, was zwar Joseph geringschätzte; allein bald mußte er wenigstens den Fortgang aller seiner politischen Anstalten einstellen lassen und bis zu einer günstigern Zeit verschieben, d. h. bis die Gemüther über diese wichtigen Gegenstände besser unterrichtet sein würden; in kirchlichen Dingen hingegen fuhr er fort zu verbessern. Zu Löwen und Luxemburg wurden theologische Seminarien am 1. Nov. 1786 eröffnet, aber fünf Tage nachher entstand schon ein Aufruhr unter den Studenten, welchen die Einwohner zu Löwen unterstützt haben würden, wenn nicht derselbe mit Macht unterdrückt worden wäre. Der Vorfall wurde mit möglichster Schonung untersucht, ohne die Jugend zum Gehorsam zurückzuführen. Die Meisten von ihnen verließen Löwen. Hingegen wurde der päpstliche Nuntius Zondadari, als Theilhaber dieser Widerspenstigkeit, aus Belgien verwiesen, der Erzbischof von Mecheln nach Wien berufen, der Bischof von Namur in eine Abtei verbannt und mehre Capucinerguardiane außer Landes geschickt. Der Kaiser ließ dem Erzbischofe von Mecheln in Wien alle bestehende neue Einrichtungen zeigen, ihn darüber belehren und sandte ihn dann mit der Weisung nach Hause, dort das Evangelium zu predigen. Allein er bewies nachmals durch sein Betragen, daß er des Kaisers Absichten nicht fördern wollte. Auch die Bischöfe blieben ihm feindselig. In den Civilsachen begann Joseph 1787 von Neuem zu ändern, die uralte Verfassung der Provinzen wurde völlig aufgehoben und Belgien in neun Kreise eingetheilt; jedem dieser Kreise stand nun ein Intendant vor, und jeder Kreis zerfiel in mehre Districte, welche von Commissarien verwaltet wurden. Als die Grundzüge der Verwaltung festgestellt waren, erhoben sich zunächst die Geistlichen, Adeligen, Ad-

---

17) Es erschienen aber auch Schriften, welche des Kaisers Verdienste richtig zu würdigen verstanden. Dahin gehört die Vorlesung von Sonnenfels, herausgegeben von Jos. von Retzer. (Wien 1782.)

vocaten, Procuratoren und Justizbeamten, welche sich durch diese Neuerungen sehr verletzt fanden. Ihre Unzufriedenheit wurde übersehen, Entschädigungen wurden nicht gewährt, und so konnte bei der Unsicherheit des kaiserlichen Statthalters der Ausbruch einer Volksempörung nicht umgangen werden. Denn aus dem verbreiteten Misvergnügen entstand allgemeine Gährung, die schnell zum Ausbruche kam, als man den Kaiser, der so eben in die Krim gereist war, weit entfernt wußte. Ja, man will behaupten, Joseph habe sich das Nachsenden von Depeschen aus den Niederlanden verbeten, um seinen Besuch bei der Kaiserin von Rußland nicht durch unangenehme Nachrichten stören zu lassen.

Unglücklicherweise stand es damals, wenn man den Nachrichten eines Augenzeugen von jenen beklagenswerthen Ereignissen trauen darf, mit der Regierung in den Niederlanden sehr schlecht, die Glieder derselben waren unter sich zerfallen und das Volk verachtete sie. Die Fehltritte der königlichen Statthalterei gibt man einem Emporkömmlinge, Namens Crumpipen, schuld, welcher nicht nur den Kaiser getäuscht, sondern auch durch seine Rathschläge die Statthalterei zu allen ungemessenen Handlungen verleitet haben soll. Es ist hier nicht der Ort, die Sachen umständlich aus einander zu setzen, sondern es verdient nur bemerkt zu werden, daß die Schwäche der Statthalterei der offenbar meuterischen Auflehnung in Brabant nachgab, worauf ein unbedeutender Vorfall von den Misvergnügten benutzt wurde, um zu neuen Anmaßungen und zur Willkür zu schreiten. Der Pöbel zu Brüssel gerieth nach und nach in wilden Frevel, während ein Theil vom Hennegau, ganz Limburg und Luxemburg die größte Zufriedenheit über die Neuerungen äußerten. Von den übrigen Kreisen blieb die Statthalterei bestürmt und am 30. Mai 1787 verlangten die Städte schon, daß alle Neuerungen zurückgenommen und alle verhaßte Personen aus dem Rathe der Statthalterin Christine, Schwester Joseph's, entfernt werden sollten. Die eingeschüchterte Erzherzogin bewilligte Alles, was man verlangte. Dies machte die Unzufriedenen kühner und trotziger. Gab auch Joseph nach seiner Rückkehr aus Cherson am 22. Juni eine beruhigende Erklärung, so wurde insgeheim doch an der Aufwiegelung des Volkes fortgearbeitet, weil die einmal festgefaßten Anschläge in Gefahr standen, vereitelt zu werden. Man war nicht mehr zufrieden, daß Geistliches und Weltliches wieder in seine alten Rechte zurückversetzt worden war, sondern man schien mehr zu verlangen. Mit Mühe willigte man in die Wahl der Deputirten, welche die kaiserliche Bestätigung aller von der Statthalterschaft gegebenen Zugeständnisse einholen sollten. Der Kaiser erwartete diese Abordnung bis zum 15. Juli und erklärte dabei, wenn sie bis dahin nicht erschiene, müßte er die Niederländer für Rebellen halten. Unbekümmert darüber hielten die Stände die Abreise der Erzherzogin Christine und ihres Gemahls, des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen, bis zum 19. Juli von Brüssel nach Wien zurück. Ihnen folgte am nächsten Tage der Minister Belgiojoso, und erst in der Mitte des Augusts erschienen 30 Deputirte beim Kaiser, der sie zwar leutselig empfing, aber auch Truppen in Bereitschaft zum Marsche nach Belgien hielt, von denen jedoch nur ein Regiment nach Luxemburg abging. Von den Deputirten verlangte er inzwischen, daß Alles in den Stand der Dinge vor dem 1. April zurückversetzt werden müsse, dann erst werde er das ihnen Misfällige aus eigener landesherrlicher Gewalt aufheben. Dieselbe Nachricht in größerer Ausdehnung wurde dem Grafen Murray, welcher bis zur Ankunft des Grafen von Trautmannsdorf das Amt eines Generalstatthalters in den Niederlanden versah, vorausgeschickt und von ihm am 28. Aug. den Ständen vorgetragen. Da nun Murray nicht die nöthige Militairmacht hatte, so blieben die Abzeichen der Parteiungen, die Bewaffnungen und alle polizeiwidrige Störungen beim Volke in Kraft, und als der General Murray ernste Schritte dagegen thun wollte, entstanden am 20. October zu Brüssel und Mecheln blutige Auftritte. Murray sah sich gezwungen, den kaiserlichen Befehl zurück zu nehmen und die ganze Verfassung dem Eigensinne des Volkes zu überlassen. Das Volk war nun froh und alles Misvergnügen war plötzlich verschwunden.

Bald darauf kamen der Graf von Trautmannsdorf als bevollmächtigter Minister des Kaisers und der an Murray's Stelle gesetzte commandirende General d'Alton in Brüssel an. Ihnen folgten etliche Monate später, im Vertrauen auf Wiederherstellung der Ruhe, die Erzherzogin Christine und Herzog Albert, ihr Gemahl, welche Beide die Generalstatthalterschaft bildeten. Sie Alle hatten Befehl, die Fehler des Grafen Murray wieder gut zu machen und dessen nachgiebige Bewilligungen umzustoßen. Inzwischen machte die Geistlichkeit wieder Einwendungen, eine Menge Schmähschriften gegen den Kaiser wurde aus Teutschland in die Niederlande gesendet, um das Volk abermals irre zu führen über die guten Absichten seines Beherrschers. In Löwen entstand zuerst noch im December 1787 ein gewaltiger Tumult, der Erzbischof von Mecheln trat mit neuen Foderungen auf und die Studenten zu Löwen verbanden sich mit ihm. Gleichwol blieb der Kaiser in seinen Entschließungen unerschütterlich; allein seine Sache litt durch die Uneinigkeit seiner beiden Stellvertreter, Trautmannsdorf und d'Alton. Jener hatte keine Festigkeit, wurde auf eigene Verantwortung nachgiebig, dieser hingegen hielt sich unerschütterlich an seine Aufträge und scheint sie zuweilen auch wol überschritten zu haben. Darüber entstand zwischen Beiden Eifersucht, welche der guten Sache Hindernisse in den Weg legte. Beide schoben zu ihrer Rechtfertigung späterhin einander die Schuld zu; man darf aber dabei nicht vergessen, daß auch fremder Einfluß auf die Gemüther der Belgier gar sehr mit einwirkte. Den ersten Anstoß gab im Januar 1788 die Wiedereröffnung des Generalseminars zu Löwen, und der Anspruch der dasigen Universität auf die Rechte eines brabantischen Landstandes. Darüber entstanden Widersetzlichkeiten, in deren Folge ein Theil der Universität nach Brüssel verlegt wurde, während die theologische Facultät sammt dem Generalseminar in Löwen blieb. Dennoch dauerten die Streitigkeiten, in welche sich die Stände mischten, ununterbrochen fort, die

Zuhörer verließen die Hörsäle, die widerspenstigen Professoren, deren Zahl die Mehrheit ausmachte, kamen und blieben in Haft. Mitten in diesen Gährungen erklärte Kaiser Joseph, daß sich der Erzbischof von Mecheln, der Bischof von Antwerpen und alle andere dem Generalseminar widerstrebende Bischöfe nach Löwen begeben und dort den theologischen Vorlesungen beiwohnen sollten, um sich entweder von der Rechtgläubigkeit der Lehrer selbst zu überzeugen, oder aber diese, wenn sie Irrlehren vorbrächten, zurechtzuweisen. Der Erzbischof von Mecheln wich diesem Befehle aus und fuhr fort, die Lehren der kaiserlichen Professoren, die er gar nicht kannte, zu verketzern. Er blieb im Streite mit Trautmannsdorf und dem Erzbischofe; mehre Bischöfe traten diesem bei, das Volk kam wieder in Bewegung und ein ungestümer Trotz theilte sich allen Gemüthern mit. Der Kaiser gebot größere Strenge gegen das empörte Volk; allein Trautmannsdorf zögerte und verfehlte dadurch den Zweck der langsam ins Werk gesetzten Maßregeln. Joseph wußte gleichwol durch Verordnungen für Verwaltung, Gerechtigkeit und Steuererhebung bald Ruhe wieder zu verschaffen. Äußere Zufälle jedoch und störende Einwirkungen von Frankreich her, sowie d'Alton's Strenge, brachten neue Gährung hervor und beschleunigten den Ausbruch der Unruhen, wobei Priester und Mönche das ganze Land durchrannten und die Gemüther erhitzten. D'Alton und der Minister Trautmannsdorf blieben auch jetzt wieder in Ergreifung der Maßregeln zur Dämpfung der Revolte uneinigen Sinnes, während die Schritte des Einen wie des Andern zweckwidrig und unzeitig erschienen. Der Aufstand wurde also mit der größten Regelmäßigkeit betrieben. Fremde Mächte wurden von den Rebellen in die Angelegenheiten gezogen, und ihnen wenigstens ein vorläufiger Beifall abgelauscht. Nachdem die Rebellen unter Anführung des Obersten van der Mersch, der die kaiserlichen Dienste verlassen, einige Vortheile errungen hatten über die kaiserlichen Truppen, so nahm auch der landesflüchtige van der Noot, nachdem er in London, im Haag und in Berlin als bevollmächtigter Minister des brabanter Volkes um Beistand nachgesucht hatte, keinen Anstand mehr, in einem Manifeste den Kaiser Joseph aller seiner Rechte auf Brabant verlustig zu erklären. Trautmannsdorf ließ zwar diese Schrift durch die Henker verbrennen und diese Handlung allenthalben bekannt machen; dennoch aber dauerte der Aufruhr fort, und mehre angesehene Städte fielen vom Kaiser gänzlich ab. Ganz Flandern und Hennegau vereinten sich mit Brabant. Am 18. Nov. verließ der Statthalter mit den Seinen die Hauptstadt Brüssel. Zu spät schickte der Kaiser den Grafen Cobenzl mit unumschränkter Vollmacht in die Niederlande; denn Trautmannsdorf hatte durch seine Nachgiebigkeit die Regierung schon zu sehr herabgesetzt. Der General d'Alton mußte am 12. Dec. auch aus Brüssel weichen, und dieses Ereigniß kündigte den unbezweifelten Verlust der Niederlande an. Am folgenden Tage erklärten die Patrioten die Niederlande für unabhängig. Die Stände derselben constituirten sich nun mittels einer neuen Verfassung. Nur Luxemburg wurde für den Kaiser behauptet, und d'Alton fand sammt Trautmannsdorf sonst nirgends persönliche Sicherheit mehr.

Dieses Beispiel der Niederlande wirkte auf die ganze Monarchie verderblich und drohte in Ungarn und andern Provinzen, wo der Geist des Widerspruchs erwachte, Nachahmung zu finden, und es war zu fürchten, daß der dort ausbrechende Widerstand nicht gedämpft werden könnte, wenn nicht Gewaltmittel angewendet werden würden; allein der Staatsschatz war erschöpft, Alles in Gährung und alle Verhältnisse, auch die nach Außen, in Verwirrung, Joseph dazu noch todtkrank und fast ohne Leben mehr. Da brach sein Stolz, als er nicht wollte, daß sich der ganze Staat nach seinem Tode auflöse: er widerrief in Ungarn alle die Anstalten, welche dort den meisten Anstoß gegeben hatten. Ungarn nahm diese Verordnung mit lautem Jubel auf. In Tyrol und Falkenstein wurde nicht nur die Conscription abgestellt, sondern auch alle Neuerungen in Kirchensachen wurden abgeschafft. Indessen blieben hier wie dort immer noch heilsame Folgen von den wohlthuenden Anstalten, welche Joseph äußerlich aufgehoben hatte.

Sonach kann Joseph's Regierung selbst ihren Principien zufolge als eine fehlerhafte getadelt werden; Österreich aber, dieser große Erbstaatenverein, befand sich im lockern, schwankenden Zusammenhange, ohne festes politisches System. Es fehlte ihm an einer festen Stellung, im Innern locker und zum Theil verfallen, voll uneiniger Nationalgemüther, umlauert von ländersüchtigen Nebenbuhlern; es war also den unglücklichsten Zufällen ausgesetzt. Joseph dagegen strebte diesem Staatenbunde ein anerkannt festes Verhältniß zu verschaffen, um Kraft und Reichthum desselben zu erhöhen. Dies mislang. Dienten doch seine Popularität, seine Menschenliebe, seine strenge Gerechtigkeit und seine wahre Frömmigkeit dazu, sein Misgeschick zu vermehren, da alle Leidenschaften und die grellsten Vorurtheile sich mit aller Kraft gegen ihn kehrten. Nicht nur sein großer Plan, sondern auch die Gesinnungen, mit welchen er ihn auszuführen suchte, fanden Anstoß bei seinen Zeitgenossen.

Nicht viel besser erging es dem Kaiser als Oberhaupt des teutschen Reichskörpers, den er, wie schon Gustav Adolf geurtheilt hatte, als ganz verfallen ansah. Hier wollte er einen schnellern, besser organisirten Geschäftsgang und eine durchaus unparteiische Rechtspflege einführen. Joseph betrieb diese Angelegenheit seit seinem Regierungsantritte mit seltenem Eifer und noch nie empfundener Wärme; allein seine Bevollmächtigten geriethen gar bald mit denen der Reichsstände in einen Streit, welcher endlich alle Bemühungen fruchtlos machte. Aus Überdruß und Verachtung wandte nun der Kaiser, nach dem Vorschlage des Fürsten Kaunitz, alle seine Kraft auf die Organisation seiner Erbstaaten und opferte dieser Aufgabe alle andere politische Entwürfe. Dies erregte Neid und Eifersucht, besonders am preußischen Hofe, und Joseph kam, als er den Formen der Reichsverfassung und den Rechten mancher Reichsstände zu nahe trat, in das Gerede, als strebe er nach der Alleinherrschaft in Teutschland, nach dem Umsturze der Reichsverfassung. Friedrich der

Große benutzte diese Sache, um der wachsenden Macht Österreichs in allen ihren Unternehmungen entgegen zu wirken und seinem Einflusse auf Teutschland ein Übergewicht zu verschaffen. Zur Beschönigung seines reichsverfassungswidrigen Strebens nahm er die Beschützung eben der Reichsverfassung gegen das Oberhaupt zum Vorwande. So griff er die alten begründeten Vorrechte der teutschen Kaiser, die Joseph wieder geltend zu machen suchte, an, setzte sie in Zweifel, oder stellte sie in ein verhaßtes Licht. Dahin gehört der Einfluß, welchen Joseph auf die Besetzung katholischer Stifter und Bisthümer im teutschen Reiche auszuüben begann zu Gunsten seines Hauses und seiner Erblande; ferner der Streit über das kaiserliche Recht der Panisbriefe, welches seit Karl IV. vergessen worden war, von Joseph aber im Jahre 1783 wieder hervorgesucht wurde, endlich des Kaisers Streit mit den Hochstiften Passau, Salzburg und Lüttich, weil er keinem fremden Bischofe die Ausübung der Diöcesanrechte in seinen Staaten gestatten wollte, und dadurch manches alte Recht kränkte. Die preußischen Publicisten aber entstellten des Kaisers Bestrebungen bis zur äußersten Gefährlichkeit für das teutsche Reich. Hierzu kam, daß Joseph den alten Plan Leopold's I., Baiern gegen die Niederlande einzutauschen, mit aller Lebhaftigkeit wieder aufnahm. Nachdem er Rußland und Frankreich gewonnen und der Kurfürst Karl Theodor von Baiern seine Einwilligung zum Austausche, der nach den Berechnungen der damaligen Publicisten sehr ungleich und Baiern besonders ungünstig war, gegeben hatte, mußte zunächst der Nachfolger dieses Fürsten, der Herzog Karl von Zweibrücken, gewonnen werden. Der russische Gesandte, Graf von Romanzow, machte ihm im Jan. 1785 den Antrag, daß ohne Zuziehung Preußens und des teutschen Reiches, jedoch unter der Gewährleistung Rußlands und Frankreichs, das Haus Pfalzbaiern dem Hause Österreich ganz Ober- und Niederbaiern, die obere Pfalz, die Landgrafschaft Leuchtenberg und die Herzogthümer Neuburg und Sulzbach abtreten, wogegen jenes unter dem Titel eines Königreichs von Burgund die österreichischen Niederlande mit den Vortheilen, die man sich von Holland verspräche, mit Ausnahme von Luxemburg und Namur, empfangen sollte, und dazu noch eine Summe von drei Millionen Fl. zu beliebiger Anwendung an den Kurfürsten von Baiern und an den Herzog von Zweibrücken gezahlt werden würde. Der Herzog Karl wandte sich sogleich klagend an die Könige von Preußen und Frankreich und an die Kaiserin von Rußland, den Bürgen des teschener Vertrages. Friedrich der Große griff die Sache mit der größten Lebhaftigkeit auf und da seine Vorstellungen bei Katharinen II. keinen Eingang fanden, so brachte er die Sache an die teutschen Fürsten. Zuerst schloß er mit Kursachsen und Hanover den 23. Juli 1785 ein Bündniß, den sogenannten Fürstenbund, in welchen nachher noch viele Reichsmitstände gezogen wurden. Die bairischen Landstände verlangten von ihrem Hofe eine Erklärung über die Gerüchte vom Ländertausche. Dieser erklärte sie für falsch, d. h. leugnete seine Einwilligung in den Tausch ab, und Österreich, das mit Hilfe Rußlands keinen Gewaltstreich beabsichtigte, ließ von seinem Vorhaben ab, obschon die damaligen politischen Zustände die Ausführung des Planes begünstigten. Joseph ließ sogar die Gerüchte vom Austausche öffentlich widerlegen, auf dem Reichstage hingegen feierlich erklären, daß die Unterhandlungen wegen Baierns aufgehoben worden seien, und daß er das Reichssystem in allen seinen Theilen erhalten und den Reichsgrundgesetzen keineswegs entgegen handeln wolle. In Preußen aber glaubte man, daß das Project wieder aufgenommen werden könnte, und so spann Friedrich der Große den Streit weiter aus, als es die Natur der Sache erheischte. Der Fürstenbund, den Friedrich schon längst entworfen und auch ausgeführt hatte, ehe Joseph ihn hintertreiben konnte, zog alle teutsche Reichsstände auf Preußens Seite, bis auf Würtemberg, Oldenburg, Hessen-Darmstadt, Anhalt-Zerbst, Kurcöln, Münster und Trier, die dem Kaiser treu blieben; die übrigen gingen alle in das politische Gewebe Friedrich's ein, wodurch er des Kaisers Ansehen untergraben wollte; angeblich sollte es zur Aufrechthaltung der teutschen Reichsverfassung dienen. Indessen kam man doch bald in ganz Teutschland zu Ansichten, die den Fürstenverein tadelten und ihm theilweise sogar geheime Zwecke unterschoben, während die Folge lehrte, daß er mit Friedrich's II. Tode als zweck- und erfolglos erschien.

Während Joseph in viele Streitigkeiten verwickelt war, mengte er sich, in der Absicht, um den Handel seines Reiches zu heben und die ihm noch anhängenden Fesseln zu lösen, in Händel mit Holland. Diese Fesseln waren der bekannte Barrierenvertrag der vereinten Republik und die Beschränkung der Scheldeschiffahrt. Jene Demüthigung der österreichischen Niederlande wurde 1715 dem Kaiser Karl VI. abgenöthigt und diese Zerstörung des großen Handels war schon 1648 von König Philipp IV. den Generalstaaten zu Gunsten zugestanden worden. Unter Maria Theresia's Regierung waren wegen der Barrieren, da die Bedingungen des sie betreffenden Vertrags nicht alle erfüllt worden waren, Streitigkeiten entstanden, die aber nicht geschlichtet wurden, und als Joseph die Regierung antrat, waren die Barrieren gewissermaßen verschwunden und ihr Zweck war aufgehoben, da von Frankreich her Nichts mehr zu besorgen war, was ihnen doch einst den Ursprung gegeben hatte. Gleichwol bestanden noch einzelne Vertragsbestimmungen fort, welche den österreichischen Unterthanen verderblich und den Holländern nützlich waren. Als sich Joseph selbst 1781 in den Niederlanden von diesen Hindernissen des Wohlstandes in seinen Provinzen persönlich überzeugte, stimmte er mit Kaunitz darin überein, daß selbige gehoben werden müßten. Und als er nach Wien zurückkam, ließ er durch Kaunitz mit aller Kraft die grade damals im Kriege mit England begriffenen Generalstaaten bearbeiten, daß sie in die Räumung aller Barriereplätze willigten. Diese Plätze ließ nun Joseph, mit Ausnahme einiger wenigen, unkluger Weise schleifen. Kaum war nun die Barriere gehoben, so sprach der Kaiser die Ausdehnung der Grenzen seiner Niederlande gegen Holland an, wie sie 1664 bestanden hatten, und welche zurückzufodern bisher versäumt

worden war. Diese und mehre andere Foderungen zielten auf Erwerbung der Freiheit für die Scheldeschiffahrt und auf die Erhebung Antwerpens zum Freihafen. Der Ton, in welchem diese Foderungen gemacht wurden, kündigte ein gewaltsames Verfahren an, und die Republik traf die furchtbarsten Anstalten zur Gegenwehr, ehe noch ein Feind vorhanden war. Joseph hatte damals nur eine kleine Truppenzahl in seinen Niederlanden; allein die Republik war so eifrig, daß ihre Besatzung zu Sas van Gent einst mit großen und kleinen Gewehren auf eine Heerde Schafe feuerte, die sie für anrückende Österreicher hielt. Da Frankreichs friedliche Vermittelung anfänglich kein Gehör fand, Joseph's ungestümer Eifer auch fortwährend beleidigte, so schien der Krieg unvermeidlich zu sein. Die Generalstaaten, endlich im Gedränge, baten Frankreich denn doch um Vermittelung, welche es wegen einer doppelten Gebundenheit nicht füglich ablehnen konnte. Auch Rußland wirkte nachdrücklich auf die Holländer, und so wünschte der Kaiser endlich selbst eine friedliche Ausgleichung des Streites. Er verlangte eine Geldentschädigung für seine Kriegskosten, und diese erhielt er auch. Joseph hatte seine großen, zum Theil absurden, Foderungen an die Republik auf eine Abbitte derselben wegen Beleidigung seiner Flagge und auf die Summe von 9½ Millionen Fl. beschränkt. Die Generalstaaten verstanden sich zwar zur Abbitte, wollten aber nur 5 Mill. Fl. zahlen. Frankreich erklärte nun, da Joseph auf obiger Summe beharrte, daß es den Zuschuß geben wollte, und versicherte sich dabei Vortheile, welche jenes Opfer beiweitem überstiegen. Der Kaiser hingegen zog in Bezug auf die Hauptsache gar keinen Vortheil aus diesen Händeln und mußte sogar geschehen lassen, daß sich Frankreich ein großes Übergewicht bei den Generalstaaten sicherte. Die Sache wurde zu Wien im Juli und zu Fontainebleau im November 1785 beigelegt, zum großen Triumphe Friedrich's II., der nicht aufhörte zu spotten. Das Ansehen Österreichs wurde in Europa verkleinert. Indessen hatte diese Monarchie eine Stütze an Rußland erhalten gegen die Gefahren der preußischen Eifersucht.

Die Freundschaft Rußlands war schon zur Zeit der Mitregentschaft Joseph's erworben worden, theils eben zum mächtigen Gegengewichte gegen Preußen, theils zur Erwerbung wichtiger Handelsvortheile. Katharina II. rechnete dagegen auf Joseph's Beistand, um die Türken desto erfolgreicher bekämpfen zu können, wenn nicht gar sie gänzlich in Europa zu vertilgen und ein griechisch-östliches Kaiserreich gründen zu wollen, wozu auch Voltaire sie auffoderte. Im Laufe ihrer Streitigkeiten mit der Türkei nahm Katharina die Krim unter ihre Oberherrschaft, welches Recht die Türken für sich in Anspruch genommen hatten, und Joseph wurde durch Verletzungen des belgrader Friedens von den Türken beleidigt. Nun erklärte er der Pforte, Rußlands Erwerbung in der Krim anzuerkennen, und verlangte noch Sicherstellung seines Handels auf der Donau. Er drang durch und der Friede schien gesichert; allein Katharinen's Ehrgeiz störte ihn, während er die Störungen der Türken an den Grenzen seines Reiches langmüthig ertrug. Auf ihre Einladung kam Joseph im Frühjahre 1787 mit Katharinen in Cherson zusammen, um den Krieg mit der Pforte zu berathen; die unglücklichen Nachrichten aber, die der Kaiser damals aus den Niederlanden erhielt, brachten den Russen die Meinung bei, den Ausbruch jenes Kampfes zu vermeiden oder doch zu verschieben.

Joseph hatte diese Reise am 11. April 1787 mit dem Generale Kinsky und einem kleinen Gefolge, das Segur, wol irrig, nur auf zwei Bedienten beschränkt, unter strengem Incognito angetreten, sich unterwegs zu Korsun mit dem Könige von Polen besprochen und war den 14. Mai in der von Katharinen erbauten Stadt Cherson angelangt. Hier lebte er meistens in Gesellschaft mit der Kaiserin, oder durchstreifte mit Segur, der sich in Katharinen's Gefolge befand, vertraulich die Umgegend, und den 27. gedachten Monats trat er mit der Kaiserin die Reise durch die Krim an. Am 13. Juni nahm er Abschied von ihr und gelangte den letzten Tag desselben Monats wieder zu Wien an. Die Pforte blieb bei diesem Ereignisse nicht gleichgültig, sondern zog ihre Land- und Seemacht bei Oczakow zusammen. Rußland aber wurde noch durch die Gesinnungen der großen Mächte, besonders Englands, an der Ausführung seines Vorhabens abgehalten, und Joseph mußte den bedenklichen Zuständen in den Niederlanden, wie der gefährlichen Stimmung in Ungarn, wo seine Neuerungen, wie bemerkt, glühenden Haß erweckt hatten, nachgeben und alle kriegerische Entwürfe, so sehr er ihnen auch zugethan war, vermeiden; gleichwol mußte er, wegen Preußens, sich die russische Freundschaft erhalten, sowie ihm und seinen Erbstaaten der Handels- und Schiffahrtsvertrag mit Rußland äußerst günstige Folgen darbot. Überdies lag ihm noch sehr am Herzen, dem Königreiche Ungarn wieder die alte Ausdehnung seiner Grenzen zu verschaffen, die es 1526 an die türkische Macht verloren hatte. In dieser zwiespältigen Lage war er entschlossen, beim Ausbruche des Krieges zwischen Rußland und der Türkei so lange sich ruhig zu verhalten, als seine eigene Sicherheit keine Gefahr laufe. Allein die Türken, von England und Preußen unterstützt, reizten fortan rücksichtslos und unklug, und schlugen auch die französische Vermittelung aus. Am 6. August schon erklärte die Pforte den Russen den Krieg, da diese noch nicht darauf vorbereitet waren. Auch Joseph wurde dabei so beleidigt, daß er seinen Beistand gegen die Pforte den Russen nicht mehr versagen konnte. Der Kaiser stellte eine Hauptarmee an der Donau und Save auf, die er selbst befehligen wollte, fünf andere Heerhaufen deckten die Provinzen, die man in Gefahr glaubte, und die ganze Seeküste wurde in Vertheidigungsstand gesetzt. In Betreff des zusammenwirkenden Kriegsplans setzte er sich mit den Russen in festes Einverständniß. Mit Ablauf des Jahres 1787 war Joseph's Gesammtheer schlagfertig. Dasselbe zählte 245,062 Mann mit 36,725 Pferden und 898 Stück Feldgeschütz.

Während dieser gewaltigen Rüstungen suchte der Kaiser mit ebenso großem Eifer den Frieden zu erhalten; allein die Pforte vereitelte alle dahin zielende Plane.

Am 2. Febr. 1788 erließ Joseph an sie seine Kriegserklärung [18]). Mit großer Kraftentwickelung eröffneten die östreichischen Truppen am 9. Febr. selbständig die Feindseligkeiten an verschiedenen Punkten, während der Kaiser, sein Testament dem Fürsten Kaunitz hinterlassend, den Cordon von der Meeresküste bei Triest an über Kroatien und Slavonien bis an die Donau besichtigte und sich dann vor die Festung Schabacz begab, wo der Feldmarschall Lascy die Belagerung leitete. Der Kaiser wurde mit seinen Grundsätzen, die nur für Friedenswerke passen, ungern im Heerlager gesehen, man wünschte laut Loudon's Gegenwart herbei, der auf seinem Landgute bei Wien lebte und empfindlich war über die geringe Aufmerksamkeit, die er seit der Kaiserin Mutter Tode empfangen hatte. Joseph begann den Feldzug mit einer Mäßigung, Menschlichkeit und Großmuth, die wol seinem Charakter, nicht aber den Geboten der Kriegskunst, worin er sich noch dazu Friedrich den Großen zum Muster nahm, entsprach. Er hatte den Russen Flaggenpatente zur Kaperei gegen die Türken versagt, um den Handel möglichst zu schonen, zu Fiume einige Türken aus der Kriegsgefangenschaft entlassen, empfahl fortwährend die schonendste Behandlung der Gefangenen und geizte mit dem Leben der Seinigen mehr, als mit seinem eigenen. Demnach unterließ er große Angriffe und beschränkte sich auf den Vertheidigungskrieg mit großen Kosten, wobei die Kräfte in Unthätigkeit aufgeopfert wurden. Nur der Heerhaufe unter dem Prinzen von Coburg durfte angriffsweise verfahren.

Schabacz an der Save nahm der Kaiser am 24. April mit Sturm, darauf traf er alle Anstalten zur Belagerung Belgrads; plötzlich aber hob er, vermuthlich aus Rücksicht auf das Zögern der Russen, die Vorbereitungen wieder auf und befestigte Semlin. Jetzt erzeugte die ungesunde Luft in der Sommerhitze unter den Truppen zahlreiche Erkrankungen an Wechselfiebern, zu welchen sich bald die Ruhr gesellte. Zu Ende Juli's lagen 20,000 Östreicher in den Spitälern. Joseph bot alle erdenkliche Mittel auf, um das Leben und die Gesundheit seiner Leute zu erhalten; er bereiste die Spitäler, um sich von der Befolgung der Anordnungen zu überzeugen, die er zur Pflege der Kranken getroffen hatte. Gleichwol starben Tausende seiner Soldaten. Er selbst fing an zu kränkeln, und da er sich nicht schonte, unterlag er zuletzt den Beschwerden des Kriegs und der Last der Arbeiten. Er wurde von einem Faulfieber befallen. Nachdem sich allgemeine Muthlosigkeit verbreitet hatte, ging der Kaiser auf den Wunsch seiner Soldaten und der öffentlichen Stimme ein, den alten Feldmarschall Loudon an die Spitze des Hauptheeres zu stellen. Der Antrag an ihn ward auf eine Weise gestellt, daß er ihn nicht füglich ablehnen konnte. Im August wurde er mit lautem Jubel von der Armee empfangen. Wo er sich zeigte, blickte neues Leben und frischer Muth hindurch. Dessenungeachtet fand sich die östreichische Hauptarmee bald nicht mehr sicher in ihrer Stellung, nachdem die Türken alle wichtige Pässe an der Donau genommen hatten und ihre Gegner im Rücken bedrohen konnten. Diese wollten nun eine neue Stellung bei Karansabes beziehen, wurden aber auf dem Marsche dahin des Nachts durch einen unbedeutenden Vorfall in schreckliche Verwirrung versetzt, sodaß der Kaiser sein Lager bei Lugos aufschlagen mußte. Die Türken folgten ihm beständig auf dem Fuße nach und fast täglich gab es blutige Gefechte bei der Nachhut. Inzwischen ermannten sich die Östreicher wieder, sodaß die Türken am Schlusse des Feldzuges, im Nov. 1788, kein Dorf mehr auf feindlichem Gebiete besaßen, der Kaiser vielmehr wesentliche Vortheile in der Moldau und Walachei, in Serbien, Bosnien und türkisch Kroatien errungen hatte. Sein Verlust an Mannschaft betrug etwa die Hälfte weniger, als die Türken eingebüßt hatten, und von diesen 60,000 Mann war der größere Theil durch Krankheiten hingerafft worden. Die Russen hatten im Gange dieses Feldzuges noch einen zweiten Feind bekommen, die Schweden, welche ihren Kraftaufwand, der gegen die Türkei bestimmt war, nothwendig zertheilte. Andererseits hatte die Kriegssteuer, die Joseph in seinen Staaten ausgeschrieben hatte, in denselben allenthalben großen Unwillen erregt, während die abenteuerliche Sendung des Hauptmanns Philipp Vukassevich ins Gebiet Montenegro nichts weiter erzielte, als den Pascha Mahmud in Albanien so zu beschäftigen, daß die Östreicher in Bosnien ungehindert wirken konnten.

Der Kaiser hatte Anstalten treffen lassen, dem zweiten Feldzuge im Jahre 1789 auch persönlich beizuwohnen, wurde aber durch seine ernsthaft zunehmende Krankheit daran gehindert. Er blieb in Wien zurück, ebenso auch Lascy. Sein Gegner, der Sultan Abdul-Hamid, starb und dessen Nachfolger, Selim III., erklärte sich für den Fortgang des Krieges. Den Oberbefehl der kaiserlichen Heere übernahmen die Feldmarschalle Haddik und Loudon. Jener wurde im Laufe des Feldzuges wegen Altersschwäche und seiner offenen Wunden nach Wien zurückgerufen und dieser bekam nun ganz allein die oberste Leitung der Heerabtheilungen. Loudon hatte am 10. Juli Gradiska (Berbir) erobert und der Prinz von Coburg, in Verbindung mit einem russischen Heerhaufen unter Suwarow, die Türken am 31. desselben Monats bei Fokczan geschlagen. Dieselben erfochten am 22. Sept. einen glänzenden Sieg über den Großvezier bei Martinestie in der Walachei, und noch einige Vortheile wurden von den Östreichern errungen, ehe sie Belgrad eroberten. Dieser wichtige Platz ergab sich am 8. Oct. an Loudon. In Wien feierte man drei Tage lang dieses glückliche Ereigniß und diese Freudenfeste wiederholten sich in der ganzen Monarchie. Loudon erhielt aus der kaiserlichen Schatzkammer den brillantenen Stern des Maria-Theresienordens, der eigentlich nur dem Großmeister zukommt.

Noch einige schöne Waffenthaten wurden verrichtet, ehe der Feldzug geschlossen ward. Auch die Russen waren

18) Daß der Kaiser zu diesem Kriege Hilfsgelder von seiner Schwester, Marie Antoinette, Königin von Frankreich, bezogen habe, ist nach neuern Berichtigungen eine bloße Schmähung der Franzosen.

seit Ende 1788, als sie Oczakow erstürmt hatten, in ihren Unternehmungen glücklich gewesen, hatten Ackierman und Bender genommen und sich in Bessarabien und in der Moldau ausgebreitet, und gegen die Schweden siegreiche Stellung behauptet.

Dieses Kriegsglück der Verbündeten ließ die Pforte für den nächsten Feldzug Alles fürchten; aber die Entscheidung erlebte Joseph nicht. Bevor er im Frühjahre 1788 zur Armee gegangen war, hatten ihn schon mehrmals mancherlei körperliche Unfälle geplagt, die seine starke Leibesbeschaffenheit jedes Mal überwand. Im Lager bei Semlin aber vom Fieber befallen, kam er den 5. Dec. 1788 kränklich nach Wien zurück. Dieser Zustand wechselte mit Besserung und Rückfällen ab, bis sich im Frühjahre 1789 seine Gesundheit völlig untergraben erwies. Er durfte Wien nicht verlassen und bald glaubte er selbst an keine Genesung mehr. Auf Anrathen seiner Ärzte mußte er sich im Mai nach Larenburg begeben. Hier, in Hetzendorf und Schönbrunn, erholte er sich wider Erwarten dergestalt, daß die Ärzte ihren Beistand nicht mehr für nöthig erachteten. Allein im December wurde er wieder kränker, seine Leiden verschlimmerten sich im Januar und Februar 1790, und einer seiner Ärzte erkannte endlich selbst die Krankheit als unheilbares Brustübel. Schon den 14. Febr. ließ er durch den Hofkriegsrathspräsidenten Haddik von der Armee schriftlich Abschied nehmen. Als er vier Tage später den Tod der Gattin seines Neffen, Franz II., erfuhr, rief er bewegt aus: Und ich lebe noch? Herr, dein Wille geschehe! Das kaum geborene Kind der Verblichenen nahm er in seine schwachen Arme und sprach: Liebes Kind, du Ebenbild deiner liebenswürdigen, tugendhaften Mutter [19]). Er nahm schriftlichen und mündlichen Abschied von seiner Familie, von den Staatsmännern und Feldherren, denen er seine Völker und Heere anempfahl und schrieb einen rührenden Brief an die vier vornehmen Frauen, deren Umgang ihn oft erheitert hatte. Sie waren die Fürstin Karl Liechtenstein, die Fürstinnen Kinsky und Klary und die Gräfin Ernst Kaunitz. Am Tage vor seinem Tode hatte er noch bis 10 Uhr Abends mit seinen Secretairen gearbeitet. Am andern Morgen, den 20. Febr. 1790, früh 5 Uhr starb er in den Armen seines Neffen, des Erzherzogs Franz, mit vollem Bewußtsein bis zum letzten Augenblicke. Am 22. desselben Monats Abends wurde der Leichnam in die Familiengruft bei den Capucinern zu Wien gebracht und dort feierlich beigesetzt. Der Verblichene hinterließ, kinderlos, seinem Bruder Leopold II. das in allen Theilen durch Gährung und innere Unruhen zerrissene Erbreich, welches auch gegen Außen, mit den meisten Mächten gespannt, keine Hilfe für seine Bedrängnisse zu erwarten hatte.

Joseph war sich reiner Absichten bewußt, wenn er auch nicht immer politisch klug verfahren war. Von seinen Völkern ward er verkannt und erlebte vor seinem Tode darum noch das Unglück, fast alle seine Entwürfe scheitern zu sehen. Indessen hatte seine zehnjährige Wirksamkeit doch herrliche und unvergängliche Früchte getragen. Alles das, was er vor seinem Tode hatte widerrufen müssen, war im Grunde nur der Form nach zurückgenommen worden, der Geist seiner aufgehobenen Verordnungen konnte nicht allenthalben erstickt werden, und was durch ihn einmal geschaffen worden war, was den Widerspruch der Negationen im innern Staatsleben aushielt und widerstand, das blieb als ehrenwerthes Denkmal seiner rastlosen Regententhätigkeit unerschütterlich. Die Aufhebung der Leibeigenschaft, die vermehrte und verbreitete bürgerliche Ordnung, die Beförderung des Wohlstandes, des Handels und der Industrie — Alles das waren seine Schöpfungen, wirkte belebend auf seine Völker und schon im sechsten Jahre seiner Alleinherrschaft ergab sich, daß sich die Bevölkerung seiner Staaten um ein Viertel vermehrt hatte. Die augenscheinlich großen Fortschritte der einzelnen Provinzen lockten zahlreiche ausländische Familien zur Einwanderung in die österreichischen Erbstaaten, wo ihnen überdies noch das Unterkommen außerordentlich erleichtert wurde. Dies geschah namentlich in Galizien, Ungarn und Böhmen, wohin die Einwanderungen am häufigsten waren.

Die Staatseinkünfte hatten sich unter Joseph so ziemlich um das Doppelte vermehrt, gegen den frühern Stand dieser Dinge. War beim Unterrichtswesen Joseph's Hauptzweck, nur nützliche Bürger und brauchbare Staatsdiener zu bilden, so wurde doch auch der höhere Unterricht nicht vernachlässigt. Es geschah Vieles zur Aufmunterung der höhern Wissenschaften und der Künste. Denn alle Verordnungen des Kaisers, zum Aufschwunge der materiellen Kräfte, gaben in ihren Wirkungen auch dem Steigen der geistigen und moralischen Bildung, die er in aller Weise durch zweckmäßige Einrichtungen zu fördern suchte, nichts nach. Freilich verursachte die Raschheit der Bewegungen auch einen ausartenden Schwindel, der das innere Staatsleben erschütterte, in seinen Wirkungen aber den Vortheilen beiweitem nicht gleich kam, welche das Hauptergebniß von Joseph's Anstrengungen ausmachten. Jenes Übel war nur vorübergehend; moralische Kraft und physische Wohlfahrt blieben nach überstandener Krisis als heilsame Nachwirkung von Joseph's Herrschaft. Österreichs nachherige Stärke ruhte auf der Grundlage, welche Joseph geschaffen hatte. Selbst seine Gegner in den Ansichten konnten die Inschrift auf seinem ehernen Denkmale nicht verweigern: **Josepho secundo, qui Saluti Publicae vixit, non diu, sed totus** [20]).

(*B. Röse.*)

19) Diese Prinzessin war Elisabeth von Würtemberg, deren Heirath mit Erzherzog Franz II. Kaiser Joseph am 6. Jan. 1788 erst gestiftet hatte, um seine Freundschaft mit Rußland fester zu knüpfen.

20) Benutzt wurden Leben und Geschichte Kaiser Joseph des Zweiten in 5 Theilen mit Kpfrn. (Amsterdam ohne Angabe des Jahres); Charakteristik Joseph's II. von Johann Pezzl; Lebens- und Regierungsgeschichte Joseph's des Zweiten und Gemälde seiner Zeit von Groß-Hoffinger (4 Bde.); Recueil de lettres originales de l'Empereur Joseph II. au Général d'Alton (Paris 1790); Joseph der Zweite, eine Skizze. (Leipzig 1786.); Kurze Administrationsanzeige Sr. Maj. Kaiser Joseph's des Zweiten. (Gera 1785.); Joseph der Zweite, geschildert von K. C. Edeln

III. Joseph, Könige.

1) König von Neapel.

Joseph, Bruder des Kaisers Napoleon, s. unter Neapel.

2) König von Portugal.

Joseph, auch **Joseph Emanuel** genannt, ältester, seine Ältern überlebender Sohn und am 6. Juni 1714 zu Lissabon geboren, wird gewöhnlich als der Erste seines Namens im königlichen Hause Braganza bezeichnet, da man seinen Enkel, Joseph Franz Xaver, Prinzen von Brasilien, von welchem am Schlusse dieser Nachrichten die Rede sein wird, Joseph den Zweiten nannte, wiewol derselbe nicht auf den Thron gelangt ist, indem er nach kaum zurückgelegtem 27. Lebensjahre starb. Joseph I. ward von seinem Vater, König Johann V. von Portugal (s. d. Art.), hart, sklavisch und fast kärglich erzogen und aus erbärmlichen Vorurtheilen in Unwissenheit gelassen. Die sanfte Mutter, Maria Anna, eine geborene Erzherzogin von Österreich, konnte, vom harten Eigensinne ihres düstern Gemahls abhängig, nicht günstig auf ihn einwirken, und darum blieb er sogar nach seiner Verheirathung noch auf die Lebensdauer seines Vaters unter dem Drucke, den vermuthlich auch die Mönche und Jesuiten, die am Hofe großen Einfluß hatten, unterstützten. Der Hofmeister des Prinzen war Graf von Unhar und Beichtvater der Jesuit Joseph Moreira, ein Mann ohne Erfahrung und sonderliche Menschenkenntnisse, der seinen Zögling in Furchtsamkeit, Aberglauben und Mistrauen hinhielt, um als dessen Rathgeber stets unentbehrlich zu bleiben. Wurden auch dem Könige von Vernünftigen dringende Vorstellungen gemacht, seinen in Jahren heranreifenden Sohn an den Staatsgeschäften Theil nehmen zu lassen, so wandte er dessen Unfähigkeit dazu ein, und soll sogar vor ihm gewarnt haben, als derselbe einst doch mit seiner Erlaubniß einer Sitzung des Staatsrathes beigewohnt und die dort verhandelten Geheimnisse verplaudert hatte. Auch die langjährige Krankheit des Königs brachte keine günstige Veränderung in die Verhältnisse des Prinzen, weil seine Mutter, wenngleich Regentin geworden, ohne Macht blieb. Der Prinz, welchen die Natur nicht ganz vernachlässigt hatte, lernte inzwischen die Fehler seiner Erziehung selbst einsehen und tadelte sie nicht allein, sondern sprach sich auch empfindlich über die fehlerhafte Staatsverwaltung seines Vaters aus, worüber man ihn noch mehr zurücksetzte. Natürlich fehlte es ihm an Kraft, um sich selbst emporzuarbeiten, und seine Geistesschwäche, Folge seiner schlechten Erziehung, drückte ihn in Abhängigkeit und untergeordnete Stellung zurück, wenn er auch einige Einsicht und Herzensgüte, die ihm eigen waren, blicken ließ. Joseph wurde ein feiger, ausschweifender, wollüstiger Fürst, der bei beschränkten Kenntnissen jegliche Anstrengung scheute und die ernsten Geschäfte gern Andern überließ, jedoch dabei das Glück hatte, in der Folge von einem Minister beherrscht zu werden, welcher durch seine Talente und rastlose Thätigkeit den Staat, soviel es dessen Zerrissenheit und gänzlicher Verfall gestatteten, zu heben und von den übermächtigen Vorurtheilen zu befreien suchte. Man hat daraus irrig geschlossen, daß Joseph selbst das Bessere gewollt und eine gewisse Ruhmsucht besessen habe; in der That aber hat er keinen Antheil weiter an der großes Aufsehen erregenden Staatsverwaltung seines zur Allmacht gelangten Ministers gehabt, als daß er nicht ohne Furcht und Zaghaftigkeit, zum Theil sogar wider Willen, eben Alles billigte und gut hieß, was ihm dieser vortrug oder, zur Unterzeichnung vorlegte. Und dieses Verhalten wurde darum nur ein fühlbares Unglück für den Staat, weil die Grundsätze dieses Ministers nach des Königs Tode sofort wieder als verderblich verworfen und die ehemalige finstere Mönchsherrschaft eingeführt wurde.

Außer am Reiten und an der Jagd brachte man dem Prinzen Joseph noch Geschmack an Kunstwerken (so ließ er in Rom Zeichnungen, Gemälde und Modelle einkaufen) und an Musik bei. Letztere liebte er so sehr, daß er sich bei seiner Thronbesteigung eine treffliche Kapelle einrichten und dazu die besten Künstler herbeirufen ließ. Hierzu ließ er ein kostbares Opernhaus bauen, welches aber vom Erdbeben 1755 zerstört und nachmals nicht wieder aufgebaut wurde, da die Opern auf dem in seinem Schlosse neu eingerichteten Theater aufgeführt zu werden pflegten. Die öffentlichen Schauspiele besuchte Joseph nie. Seine Tochter und Nachfolgerin auf dem Throne schaffte die herrliche Kapelle wieder ab. Hat Joseph, wie hin und wieder behauptet wird, große Leibesstärke besessen und angreifende körperliche Anstrengungen (doch nur auf der Jagd, die er liebte) aushalten können, so mag dies blos mit Einschränkung als wahr angenommen werden können, da er, wie die meisten Prinzen aus dem Hause Braganza, am Erbübel einer Fußgeschwulst litt.

Joseph wurde frühzeitig, im October 1725, mit Maria Anna Victoria (geboren den 31. März 1718), ältester Tochter des Königs Philipp V. von Spanien aus zweiter Ehe mit Elisabeth von Parma, verlobt, sowie gleichzeitig seine Schwester Maria Barbara mit dem Prinzen Ferdinand (VI.) von Asturien. Das zweite feierliche Verlöbniß erfolgte am 3. September 1727 und die Überlieferung beider Bräute am 19. Januar 1729 zu Elvas in Gegenwart ihrer Ältern; doch wurde die Vermählung Joseph's mit der spanischen Infantin deren Jugend wegen bis zum 31. März 1732 verschoben [1]). Diese Prinzessin in zarter Kindheit dem Könige Ludwig XV. von Frankreich zur Gemahlin bestimmt und mehre Jahre lang am dortigen Hofe deshalb erzogen, war kurz vor ihrem zweiten Eheversprüche ihren Ältern wieder zurückgeschickt worden und brachte, durch die schmerzlichen Eindrücke ihrer Mutter angeregt, einen unauslöschlichen Haß gegen Frankreich mit nach Lissabon. Engländer und Franzosen, welche den

Herrn und Graven zur Lippe (Leipz. 1774. Dasselbe Schriftchen erschien 1782 wieder, doch ohne Namen des Verfassers, unter dem Titel: Das Bild Joseph's, ohne Druckort) und Schlosser's Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts bis zum Sturze Napoleon's. 3. Bd.

1) Neue genealogisch-historische Nachrichten. I, 553 fg. u. 626 fg.

damaligen portugiesischen Hof schildern, nennen sie charakterfest, kenntnißreich, klug und witzig, aber auch stolz und eifersüchtig auf ihren Gemahl, welchen sie zärtlich liebte und darum in Wuth gerieth, so oft sie seine Verletzungen der ehelichen Treue vernahm. Sie begleitete ihn stets auf der Jagd, die sie ebenfalls liebte und soll nach Dalrymple sogar nicht geduldet haben, daß sich ihre Hofdamen vor ihm sehen ließen. Joseph fürchtete sich allerdings vor ihr, hielt deshalb seine Liebschaften sehr geheim und machte anfänglich nur seinen vertrauten Kammerdiener Tereira, späterhin noch seinen Minister Pombal zum Mitwisser seiner Abenteuer. Er schlich sich daher nicht nur des Nachts auf geheimer Treppe aus dem Schlosse, sondern bediente sich auch zu diesen heimlichen Ausflügen des Wagens seines Freundes Tereira, der in großer Gunst bei ihm stand und dieselbe nach und nach misbrauchte. Maria Anna, wie Joseph's Gattin oft genannt wird, bekam keinen Einfluß auf die Staatsgeschäfte, haßte aber den mächtig gewordenen Emporkömmling Pombal, weil er ihr wenig Nachsicht schenkte und alle ihre Günstlinge entfernte, die ihm im Wege standen. Sie war übrigens vorsichtig genug, ihren Groll nicht laut werden zu lassen.

Als am 31. Juli 1750 sein Vater starb, bestieg Joseph den portugiesischen Thron. Das Reich, welches er zu beherrschen übernahm, bedurfte eines Erlösers aus den zerrütteten Zuständen, in welche es eine allgewaltige Mönchsherrschaft zur Zeit der Krankheit Johann's V. gestürzt hatte; Joseph aber kannte weder dieselben, noch wußte er sie zu verbessern. Er bedauerte laut seine Verwahrlosung, seinen Mangel an Erfahrung und Geschäftskenntniß, und gerieth in Tiefsinn darüber. Zwei Ministerstellen waren grade erledigt und viele andere Ämter seit längerer Zeit unbesetzt geblieben: auf Peter von Motta lastete allein die Masse der Geschäfte. Diego von Mendoza und Sebastian Joseph von Carvalho und Melo waren schon bei Lebzeiten Johann's V. in Vorschlag gewesen, die erledigten Ministerplätze auszufüllen; sie blieben aber unbesetzt, weil dieser eigensinnige König den letztgenannten Edelmann nicht leiden konnte. Seit 1745 hatte Carvalho in gesandtschaftlichen Verhältnissen zu Wien gelebt, hier wie zuvor in England europäische Cultur und Einrichtung mehrer europäischen Staaten kennen gelernt und dadurch die Überzeugung gewonnen, daß ihnen gegenüber sein Vaterland in Allem sehr zurückstehe. Er hatte sich dort die Achtung Aller, die mit ihm in Berührung gekommen waren, erworben und ging mit großem Lobe im Eingange des Jahres 1750 nach Lissabon zurück, wo die Königin Maria Anna, die Freundin seiner zweiten Gattin, einer geborenen Gräfin von Daun, seine Gönnerin wurde. Als diese nach ihres Gemahls Tode mehr Einfluß auf die Geschäfte bekam, bemühte sie sich, ihren Günstling ins Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zu bringen. Carvalho, der selbst schon längst nach dem Staatsdienste getrachtet hatte, war klug genug, sich noch die Gunst der Jesuiten bei Hofe und besonders Moreira's, des königlichen Beichtvaters, zu verschaffen. Es gelang, er bekam jenes Ministerium, Mendoza das Seewesen und die Colonien, und Motta die übrigen Angelegenheiten des Reichs. Carvalho, ein Mann von großer Einsicht und Kraft, von Muth und unerschütterlicher Beharrlichkeit, lernte bald des Königs Abneigung gegen ernste Beschäftigung, seine Eitelkeit und Schwächen kennen, sowie die Herrschaft, die der Jesuit Moreira über ihn ausübte; darum befestigte er sich in der Gunst des Letzteren bald so stark, daß, als er nach Verlauf der ersten Monate durch seine Ungebundenheit gegen die fremden Gesandten sein Amt plötzlich verloren hatte, in kurzer Zeit wieder zu Gnaden angenommen wurde und zu höherem Ansehen gelangte, als er vormals genossen hatte. In einer Zeit von fünf bis sechs Jahren stieg er, nachdem die Königin Mutter gestorben, der altersschwache Motta vom Amte entfernt und Mendoza gestürzt worden war, zu einer Unentbehrlichkeit und schwindelnden Höhe, wie sie, außer dem Cardinalherzoge von Richelieu in Diensten Ludwig's XIII., nicht leicht ein Minister errungen hat. Carvalho störte den König in seinen unschädlichen Vergnügungen nicht (die Weiber konnten nicht zur Herrschaft gelangen), Joseph hinwiederum ließ den Minister machen, was er wollte, und mußte ihn zuletzt noch bei seiner großen Feigheit als seinen eigenen und seines Landes Retter und Schutzengel anerkennen. Daß der Minister im Besitze einer solchen Gewalt, welche die wichtigsten Staatsämter in sich vereinte, bei der Zahl seiner Feinde, die sich von Jahr zu Jahr vergrößerte, bis man seinen völligen Terrorismus inne wurde und vor demselben verstummte, die Schranken der Mäßigung zuweilen, oder gar oft überschritt, daß er schreiende Gewalt ausübte, und schonungslos zurückstieß, was sich seinen einmal festgestellten Planen widersetzte, das ist leicht begreiflich; bedenken aber muß man auch, daß, wenn er das Land in aller Hinsicht emporbringen und vor seiner unvermeidlichen Auflösung, womit die eingerissene arge Unordnung drohte, verwahren wollte, wie es sein ernster Vorsatz war, er mit fürchterlichen Vorurtheilen, schädlichen Vorrechten und eingewurzelten Misbräuchen zu kämpfen hatte, und daß dieselben nur mit großer Kühnheit und Beharrlichkeit, oft gewiß auch mit schonungsloser Härte und Hitze angegriffen werden mußten, sobald er der Zeit nicht Raum zur Besinnung gewähren konnte oder wollte. Und grade der Umstand, daß er weder Empfänglichkeit, noch Reife des portugiesischen Volkes für seine Alles erschütternden Reformen vorfand, noch selbst Geduld besaß, diesen Zeitpunkt glimpflich vorzubereiten und abzuwarten, macht sein Bestreben tadelhaft und seine Raschheit im Verfahren theils ungerecht, theils grausam. Auch der Mangel an Zusammenhang in seinen Maßregeln und das theilweise Unvollendete in ihrer Ausführung wurde bedauerlich gefunden. Es ist sonach kein Wunder, daß dieser gefürchtete Mann heftig getadelt, ja zuweilen außerordentlich verleumdet, aber auch wieder sehr hoch gehalten wurde. Der Wechsel und die Verschiedenheit menschlicher Gesinnungen, Leidenschaften und Interessen prüft sich an solchen außerordentlichen Talenten von Einfluß am stärksten und ausdruckvollsten, und artet bis zur Ausschweifung aus. In seinem Vaterlande fand er in der fanatischen Priesterschaft, in den

verfinsterten Mönchen, im übermüthigen Adel und theilweise auch unter gewinnsüchtigen Bürgern, seine heftigsten Widersacher; der große Volkshaufe verehrte ihn bald, bald verwünschte er ihn, bis nach seinem Sturze die Rückschritte des neuen Weiber- und Priesterregiments den Klägern die Augen öffneten und alsbald fühlbar wurden, während sich das Ausland jedoch, sobald keine jesuitischen Grundsätze unterlagen, meistens mit Mäßigung im Urtheile über ihn theilte. Freilich ist sein 27jähriges rastloses Wirken aus Mangel an glaubwürdigen Nachrichten bis jetzt noch nicht genug ermittelt, manches Wichtige davon im Dunkel und Widerspruche geblieben, Anderes überschätzt oder entstellt der Öffentlichkeit übergeben worden; und so hat auch sein Verhältniß zum Könige Joseph noch nicht die gebührende Aufmerksamkeit erfahren, wie sich etwa das des gewaltigen Richelieu zu seinem Könige zu erfreuen gehabt hat. Im Voraus aber möchte denn doch der schwachsinnige Joseph, soviel namentlich seine Persönlichkeit angeht, kein Ebenbild von Ludwig XIII. genannt werden können, so wenig sein Minister Pombal mit Richelieu treffend zu vergleichen ist. Wir wissen bis jetzt nur ohne Widerspruch der besten zugänglichen Quellen, daß Joseph's größtes Lob oder größter Tadel darin besteht, seinem Minister so ziemlich allen Willen ungehemmt gelassen zu haben, während dieser die Privatneigungen seines Monarchen unschädlich zu machen und sie da, wo es des Staates Gemeinwohl und Aufnahme betraf, zu beschränken wußte.

Johann's V. unnützige Verschwendungen hatten die Staatscassen erschöpft und dem Lande beträchtliche Schuldenmassen aufgebürdet. Daneben waren die Domainen meistens in die Hände des ungelehrigen und stolzen Adels, der den Thron zu erschüttern drohte und gewohnt war, sich über die heiligsten Gesetze ungestraft hinwegzusetzen, durch unvernünftige Freigebigkeit früherer Könige nach und nach gekommen. Das verfallene Militair- und Seewesen war so sehr in Verachtung gerathen, daß es zu seiner Wiederherstellung im Inlande an sachkundigen Leuten gebrach. Handel, Gewerbe und Ackerbau lagen darnieder und statt emsiger Thätigkeit herrschten armseliger Kleinmuth, schwermüthige Andächtelei, bornirte Heuchelei und verderblicher Aberglaube im Volke, wodurch die letzten Regungen der Gefühle von Kraft und Würde vollends erstickt wurden. Die Engländer spielten in Allem den Meister und saugten das Königreich aus, während Viele fürchteten, sie würden das Königreich ihren Colonien einverleiben. Die Stellen der Beamten waren verkäuflich, diese selbst bestechlich und im Berufe untreu, nachlässig oder verworren. Nach Chatelet's Behauptung fand Joseph, der wie ein Erlöser vom Volke erwartet wurde, bei seiner Thronbesteigung nicht einmal 50,000 Crusaden vor, um eine Verbesserung am Schlosse Salvaterra machen zu können; die Summe mußte geborgt und dann doch Anstalt zur Bezahlung der übrigen Schulden nach und nach getroffen werden [2]). Um aber allen Übeln abzuhelfen, mußte man sie erst kennen lernen. Es erhielt Jedermann Erlaubniß, Klagen, Bitten und Vorstellungen überreichen zu dürfen. Sodann wurde der Misbrauch bei der Verkäuflichkeit der Ämter gemildert, jedoch nicht ganz aufgehoben, der Bestechlichkeit der Staatsdiener wurde vorgebeugt und zur See wurden Anstalten getroffen, daß der Schiffsbau durch Berufung geschickter Ausländer verbessert, die Flotte vermehrt und die Küsten vor den Räubereien der Korsaren geschützt und gesichert, sowie die Handelsschiffe auf ihren Fahrten gedeckt wurden. Die verfallenen Grenzfestungen erhielten nur zum Theil ihre schnelle Wiederherstellung. Um den schädlichen Einfluß der Engländer auf Handel und Wandel zu schwächen, entstanden nach und nach (1754, 1755 und 1759) verschiedene Handelsgesellschaften mit ausgedehnten Gerechtsamen für den Verkehr nach Ostindien, China und Südamerika. Auch der Weinhandel wurde 1756 einer Gesellschaft zu Oporto überlassen und dieselbe bekam noch seit 1761 ausschließlich die Fabrication und den Vertrieb des Branntweins. Alle diese Monopole, vielleicht nur ertheilt, um das Volk erst für den Handel empfänglich und gewerbthätig zu machen, verursachten Beeinträchtigung bei Vielen und erregten Unzufriedenheit, gleichwie die eigensinnige Beschränkung des Kleinhandels im Allgemeinen große Erbitterung. Indessen verlor dieser 1766 seine Fesseln wieder, gleichwie die übrigen Anordnungen in der Folge größere gemeinnützigere Ausdehnung erhalten haben würden und segenbringender geworden wären, wenn der Empfänglichkeit und Geschicklichkeit dazu im Fortschritte der Zeit gleichmäßige und ungehinderte Vorbereitungen und erleichternde Ermunterungen zu Hilfe gekommen wären; allein mit Pombal's Sturze erstarb auch der Geist dieser Anregung wieder. In den Gegenden, wo schlechter Wein wuchs, wurde seit 1764 verordnet, daß die Weingärten in Kornfelder umgewandelt werden mußten. Das Königreich verlor dadurch ein Drittel von seinen Weinstöcken, erhielt zwar bessere Weine, gewann aber nicht soviel Getreide, daß die fremde Einfuhr davon hätte entbehrt werden können. Vielmehr nahm die Regierung den Getreidehandel, als sie denselben in den verderblichen Händen der Wucherer sah, welche den Wechsel der Getreidepreise in ihrer Gewalt hatten, als ein Vorrecht an sich, kaufte und verkaufte nach einem mäßigen, bestimmten Preise, sodaß sich die Portugiesen, wie versichert wird, sehr wohl dabei befunden haben sollen. Ebenso ermunterte sie jegliche Art von Gewerbe, Industrie und Handelsartikel; mit großen Kosten ließ sie viele Manufacturen und Fabriken anlegen, mehre Verfügungen zu deren Gunsten wiederholt veröffentlichen, fremde Handwerker, die sich durch ihre Geschicklichkeit auszeichneten, herbeirufen und die Bahn des Verkehrs auch nach Frankreich, Hamburg, Dänemark, Schweden, Rußland und endlich nach Marocco eröffnen. Allein alle diese Plane und Anordnungen wirkten zwar nachtheilig auf die Speculationen der Engländer und verursachten häufige Klagen und Streitigkeiten mit ihnen,

2) Im Jahre 1754 sollen sich die Staatsschulden in Portugal noch auf fast 19 Mill. Rthlr. belaufen haben, und in Brasilien schuldete die Krone außerdem noch 11,340,000 Livres. Heinze's Europäische Staatskunde. I, 352.

ohne daß sich dadurch die portugiesische Regierung irre machen ließ; sie gelangen aber nur zum Theil, sowie die einheimischen Producte den englischen und französischen Waaren am Gehalte stets nachstanden. Hieran mag nicht blos Trägheit und Unwissenheit der Portugiesen schuld gewesen sein, sondern die ungestümen Maßregeln und vorübergehende Willkür des Ministers und die Organisation seiner ganzen Staatsverwaltung mögen auch Manches wieder verdorben, oder doch gehemmt haben [3]). Sechs Jahre vor des Königs Tode, versichert Chatelet, kamen immer noch volle Schiffsladungen mit englischen Schuhen in Portugal an, obschon der Minister mit einer Art von Fanatismus durch seine Schärgen gegen andere fremde Gewerbserzeugnisse, welche zu Gunsten der inländischen verboten waren, wüthen ließ. Sie rissen den Leuten auf öffentlicher Straße die ausländischen Knöpfe von den Kleidern und zerschnitten ihnen am Leibe die Kleidungsstücke, wenn sie von fremdem Tuche waren. Gleichwol war das im Umlaufe befindliche Geld in der Masse seiner verschiedenen gültigen Sorten lange Zeit in keinem befriedigenden Verhältnisse zu einander, kleine Münze zur Ausgleichung und zum Umwechseln mangelte noch fühlbar im Jahre 1762.

Ebenso halb waren die Wirkungen, welche die gemachten Veränderungen und Beschränkungen der Macht des erschrecklichen Inquisitionsgerichts hervorbrachten. König Joseph hatte zu Anfange Decembers 1750 einem Autodafé beigewohnt, wo vier Juden lebendig verbrannt wurden, und einen solchen Abscheu vor diesen Glaubenshandlungen bekommen, daß er noch vor Ablauf genannten Jahres die Verordnung erließ, die Todesurtheile der Inquisition dürfen in Zukunft nicht eher vollzogen werden, bis sie seine Genehmigung erhalten haben. Gleichwol wurde noch so lange gebrannt, gestäupt und auf die Galeeren geschmiedet, bis Carvalho zu größerer Gewalt gelangt war, und dann erst milderte sich die Zahl der unglücklichen Schlachtopfer. Die Autodafés unterblieben zwar nicht, seit 1761 aber wurde Niemand wieder verbrannt. Von jetzt an wurde dieses finstere Gericht meist nur zu politischen Zwecken unter dem Vorwande heimlicher Ketzerei benutzt, und außerdem noch über die schlechtesten Leute, ärgerliche Priester und Mönche, die aus Unwissenheit in Ketzerei verfielen, über einfältige Juden und zauberische Betrüger Gericht gehalten. Es verschwand ferner der schmähliche Gebrauch, die Namen Derjenigen, welche ehedem von der Inquisition zum Tode verurtheilt worden waren, an öffentliche Plätze anzuschlagen und ihre Nachkommen für unehrlich zu erklären, und 1775 befahl der König, daß nur die Güter der zum Tode Verurtheilten zu des Staates Nutzen eingezogen werden sollten. Unbegreiflich erscheint, daß der Minister im Jahre 1769 diesem Gerichte den Titel Majestät verschaffte.

Der erste Angriff auf den Adel geschah 1753 durch ein mit dem Throneide des Königs im Widerspruche stehendes Gesetz, wonach alle Güter und Herrschaften auf den Azoren, in Afrika, Asien und Amerika, welche von den früheren Königen verdienstvollen oder sonst begünstigten Adeligen geschenkt worden waren, ihren Besitzern entrissen und wieder mit der Krone vereint werden sollten. Für die großen Verluste wurden zur Entschädigung jährliche Gnadengelder und etwa Titel, welche nur zu größerem Aufwande, so sehr auch die Einkünfte der Betheiligten geschmälert waren, verbindlich machten. Da man bei diesem Geschäfte auf allerlei Schwierigkeiten traf und nicht immer auf den Grund der Art der Gütererwerbung kommen konnte, so wurden solche Güter seit 1769 den Prüfungen eines besonderen Gerichtes unterworfen, welches untersuchen mußte, mit welchem Rechte sie von der Krone ehedem getrennt worden waren, und wenn ihre Besitzer die Urkunden zu diesen Rechten nicht aufweisen konnten, so wurden sie ihnen ohne Erbarmen entrissen. Der Präsident dieses Gerichtes war der Erzbischof von Evora, welcher in kurzer Zeit viele Güter an die Krone zurückbrachte. An diese Maßregeln, die man Carvalho auch zuschreibt, reihte sich sein Kampf mit dem Jesuitenorden. Dieser Orden bedrohte den portugiesischen Staat theils durch Reichthümer, die er im Handel erwerben wollte, theils durch den Besitz einer blühenden Colonie in Südamerika auf eine gefährliche Weise. Er hatte bereits am Uruguay sowol da, wo portugiesische, als da, wo spanische Oberhoheit anerkannt wurde, eine selbständige, weltliche Herrschaft erlangt und sich von beiden Höfen die ausschweifendsten Privilegien zu verschaffen gewußt, sodaß weder Spanier noch Portugiesen ohne ihre ausdrückliche Erlaubniß ihre Missionen betreten durften. Daneben drohten diese Jesuiten, trotz der Verbote des heiligen Stuhls zu Rom, auf den Antillen und in den europäischen Seeplätzen durch Speculationen und ausgedehnte Handelsgeschäfte alle große Unternehmungen der Privatleute an sich zu reißen, während von Frankreich her bekannt wurde, daß die Casuistik dieser frommen Väter der Gesellschaft Jesu erlaubte, die Gläubigen zu betrügen. Als nun Johann V. mit den Jesuiten in Südamerika bereits im Streite lag, beredete ihn ein Einwohner zu Rio Janeiro durch den dortigen Statthalter, daß im jesuitischen Paraguay die Berge unermeßliche Schätze verbärgen. Der König, dadurch gelockt, hoffte alsbald, ohne die Sache untersuchen zu lassen, mittels Ländertausches zu den [illegible]sitzungen zu gelangen, und entschloß sich des[illegible], den langen Streit mit Spanien wegen San Sagramento's und des Schleichhandels am Para zu beenden. Er wandte sich an seine vielgeltende Tochter Maria Barbara, Gemahlin Königs Ferdinand VI. von Spanien, und nach vielfachen Ränken, die der unter dem Einflusse der Jesuiten stehende Minister Ensenada verursacht hatte, kam am 13. Januar 1750 der Vertrag zu Stande,

3) Heftigkeit und Gewaltsamkeit namentlich charakterisiren die meisten Anordnungen Carvalho's; daher auch zum Theil das Mislingen ihrer Ausführung. So ließ er z. B. verschiedene Male (1755 und 1768) das herumstreichende und lüderliche Gesindel beiderlei Geschlechts im Mutterlande aufgreifen, zur Ehe zwingen und alsdann zum Anbau wüster Ländereien in die Colonien transportiren. Ein Gleiches geschah mit befreiten Galerensklaven und öffentlichen Lustdirnen. Beide Versuche mislangen.

zu Folge dessen Spanien die Colonie San Sagramento erhielt, und an Portugal in Galizien den Bezirk Tuy und in Amerika sieben Missionen in Paraguay abtrat. Allein die Vollziehung desselben, welche nunmehr in Joseph's Regierungszeit fiel, fand bei der dortigen Bevölkerung so großen Widerstand, daß die Spanier und Portugiesen mit Kriegsgewalt gegen sie einschreiten mußten. Die Widersetzlichkeit der Indianer wurde den Jesuiten mit Recht schuld gegeben, und da die Waffen nichts entschieden, sandte Carvalho im Jahre 1753 seinen Bruder Franz Xaver mit einem beträchtlichen Heere dahin ab und gab ihm insgeheim, obwol der Inhalt der Bulle Benedict's XIV. vom December 1741 (Immensa pastorum) laut dazu berechtigte, noch die Vollmacht, die irdische Herrschaft der Jesuiten zu zerstören. Indessen konnten erst nach der Königin Witwe von Portugal Tode, die eine große Verehrerin dieses Ordens war, die strengen, zum Theil barbarischen Maßregeln angewendet werden. Der Aufstand wurde (1755) blutiger und hartnäckiger und endete erst nach zweijähriger Verübung arger Gräuel mit gänzlicher Überwältigung der Empörer.

Inzwischen ereignete sich am 1. November 1755 das furchtbare Erdbeben, welches ganz Portugal, besonders aber die Hauptstadt des Landes erschütterte. Der größte Theil dieser Stadt stürzte zusammen und begrub eine Menge Einwohner und Schätze unter dem Schutte der Häuser und Paläste. Viele fanden auch ihren Tod in den Fluthen des ausgetretenen Tejo [4]). Den Schmerz und die Verzweiflung vermehrten eine Menge Bösewichter, welche raubten, was die verheerenden Elemente unversehrt gelassen hatten; denn alle Zucht und Ordnung waren bei diesem allgemeinen Unglücke aufgelöst. Der König befand sich an diesem Tage mit seiner Familie grade in Belem und sah von einer Anhöhe herab aus der Entfernung der Schreckensscene mit Bestürzung zu. Sein Palast in der Hauptstadt, voll der kostbarsten Sachen, wurde von der Erde verschlungen und brachte ihm einen Verlust von ungefähr 15 Millionen Livres bei. Acht Tage lang lebte er mit den Seinen in Kutschen und unter Zelten im Garten zu Belem, gab aber trotz des allgemeinen Schreckens ein auffallendes Beispiel der Festigkeit und des Mitleids. Er sorgte gleich Anfangs für die Begrabung der Todten, an welchen sich Niemand vergreifen wollte, ließ Brod, Geld und Breter zu Hütten unter die Unglücklichen, die das Leben gerettet hatten, austheilen, während er selbst in der ersten Noth sich in grobe, sonst nur der ärmeren Volksclasse wegen ihrer Wohlfeilheit verkäuflichen Zeuge kleiden mußte. Doch erhielt er bald vom englischen Hofe kostbare Dinge für seinen Haushalt zum Geschenke. Aus Furcht, irgend ein Mal durch wiederkehrende Erderschütterungen verschüttet zu werden, bezog Joseph je wieder weder ein anderes steinernes Schloß, noch ließ er sich zu Lissabon einen neuen Palast aufbauen, sondern zu Belem wurde, sobald der Vorschlag, die Residenz einstweilen nach Coimbra oder Oporto zu verlegen, entschieden abgelehnt worden war, für ihn und seinen Hofstaat in aller Eile auf einer Anhöhe eine hölzerne, in einem Stockwerke bestehende Baracke errichtet, welche, mit Kalk übertüncht, nach und nach erweitert wurde. Der König und die Seinen bezogen dieses elende Gebäude, von welchem Bourgoing sagt, daß jeder etwas wohlhabende Privatmann in andern Städten Europa's Mühe haben würde, sich darin einzurichten. Diese Wohnung, königlicher Palast genannt, blieb bis 1794, als sie abbrannte, der gewöhnliche Aufenthalt der königlichen Familie. Nur an Ceremonientagen bezog sie auf kurze Zeit ein Gebäude, das einen Theil des Klosters das Necessidades bildete [5]).

Floß auch aus ganz Europa den Hilfsbedürftigen nach und nach Unterstützung zu, so mußten doch alle Klugheit und menschliche Mitleidsgefühle angewendet werden, um vom Anfange herein der drückenden Noth abzuhelfen, die Leiden zu mildern und Zucht und Ordnung wieder herzustellen. Der Minister versagte sich mehre Tage nach einander die Ruhe und zuweilen auch die Speise, war allenthalben zugegen und gewann durch seine Anordnungen, durch seinen Trost und Beistand die Herzen Aller, welche in Gefahr schwebten. Die Verzweiflung war freilich groß und der Schmerz, sich plötzlich aller Bedürfnisse beraubt zu sehen, unbeschreiblich. Leistete auch Carvalho Außerordentliches in diesen traurigen Zuständen — er soll in kurzer Zeit 230 Verfügungen deshalb erlassen haben —, so wußte er doch den durch zügellose Roheit, Raub und Mord eingerissenen Übeln keine andern Maßregeln entgegenzusetzen, als die äußerste Härte. Er ließ daher alle Ausgänge der Stadt und alle Straßen derselben mit Wachen besetzen und ohne Umstände an Jedem, der sich verdächtig erwies, die Todesstrafe augenblicklich vollziehen. Einige Galgen standen rings um die verfallene Stadt, an welchen binnen wenigen Tagen 350 Menschen aufgeknüpft wurden [6]). Diese Härte benutzten treulose Geistliche und Jesuiten, die den Minister bereits unversöhnlich haßten, in Schriften und auf den Kanzeln, um Unruhen und Widerspenstigkeit gegen die guten Anordnungen zu erregen. Dem abergläubischen Volke deuteten sie jenes schreckliche Naturereigniß als eine göttliche Strafe für die Vergehungen des Königs und seiner Minister, und verkündeten noch größere Gefahren voraus. Carvalho ließ die Leichtgläubigen Anfangs in der Güte eines Besseren belehren, und als dies Nichts half, mit militairischer Gewalt gegen sie einschreiten. Daneben traf er Anstalten, daß die verschüttete Stadt an derselben Stelle wieder nach einem regelmäßigen und bequemen,

4) Die Zahl der Umgekommenen schwankt in den Angaben zwischen 15,000 und 70,000 Menschen.

5) In der Fastenzeit bezog der Hof das Schloß Salvaterra; außerdem scheint sich der König oft auch im Palaste von Ajuda aufgehalten zu haben, weil von dort aus viele Staatspapiere datirt worden sind. Ein Engländer behauptet, daß Joseph diese Wohnung auf Carvalho's Vorschlag gewählt habe, um vom Volke nicht zu sehr mit Klagen überlaufen zu werden.

6) Mit Berufung auf Jagemann's teutsche Bearbeitung der italienischen Biographie Pombal's nimmt man gewöhnlich 100 Galgen an, welche rings um die Stadt errichtet worden waren. Es steht dort I, 62 wirklich auch so; allein am Ende des Werkes wird unter den Verbesserungen diese Angabe sehr beschränkt.

[illegible] Menge von ihnen die ganze königliche Familie und Joseph besonders über die Strenge Carvalho's gegen ihre Genossen in Südamerika, wo er sie [illegible] ließ. Insbesondere suchte der im Geruche der Heiligkeit stehende italienische Pater Gabriel Malagrida, der damals schon vermuthlich geistesverwirrt war, den König und die Seinen in die jesuitischen Netze zu ziehen. Carvalho hatte aber schon soviel Macht über Joseph, daß er zeitig Vorkehrungen treffen konnte. Malagrida wurde nach Setubal verwiesen, und die übrigen Jesuiten, welche Beichtväter der königlichen Familie waren, oder sonst Einfluß bei Hofe hatten, wurden von dort entfernt. Die Wegweisung geschah in der Nacht vom 19./20. Septbr. 1757: man brachte die frommen Väter, darunter Moreira, der zu des Ministers Glück wesentlich beigetragen hatte, auf bereit stehenden Wagen eiligst von Belem nach Lissabon und ihre zurückgebliebenen Habseligkeiten wurden ihnen nachgeführt. Andere Geistliche von fügsamerer Gesinnung traten in die Beichtväterstellen bei Hofe ein. Um diesen Aufsehen erregenden Schritt zu rechtfertigen und den ihm verhaßt gewordenen Orden überhaupt anzugreifen, ließ Carvalho eine merkwürdige Schrift, deren Verfasser vermuthlich er selbst ist, mit actenmäßigen Belegen über das Verfahren der Jesuiten in den außereuropäischen Welttheilen und besonders über den mit den Indianern in Paraguay geführten Krieg bekannt machen und 20,000 Exemplare davon überall vertheilen [7]. Sie erregte allenthalben [illegible]

[illegible] zu bringen.

In der Nacht des 3. September 1758 wurde König Joseph zwischen 11 und 12 Uhr bei einer Rückfahrt von Belem, die er öfters um geheime Zeit in Gesellschaft seines Kammerdieners und Vertrauten [illegible] Pereira (? Teixeira), welcher neben ihm im Wagen saß, in größtem Geheim zu seiner Geliebten, der jüngern Marquise Tavora (nicht Johanna, wie Viele meinen) von Tavora zu unternehmen pflegte, am Arme und an der Seite durch zwei Schüsse mit grobem Schrot leicht verwundet [8]. Zwei verdächtige Personen, die sich nicht

7) Die französische Übersetzung davon, durch Pineault besorgt, führt den Titel: Rélation abrégée, concernant la République que les Religieux, nommés Jésuites, des Provinces de Portugal et d'Espagne ont établie dans les Pays et Domaines d'Outremer de ces deux Monarchies etc., traduite de l'original portugais de Don Carvalho, publiée par ordre de la cour de Portugal. (Amsterd. 1758.) Eine deutsche Übersetzung findet sich in Klausing's Sammlung der neuesten Schriften, welche die Jesuiten in Portugal betreffen II, [illegible]

8) Joseph pflog mit mehrern Weibern höhern Standes Liebschaften und von ihnen besuchte er besonders eine Marquise regelmäßig. Um diese Ausschweifungen seiner äußerst eifersüchtigen Gemahlin zu verheimlichen, schlich er sich etwa alle Woche um Mitternacht auf einer verborgenen Treppe aus seinem Cabinete, wo er den Minister Carvalho arbeitend zurückließ, bestieg einen ganz einfachen Wagen und kehrte erst nach 2—3 Stunden zurück. Deshalb ging er nie vor 4 Uhr zu Bette und machte seiner Gemahlin weis, daß er so lange mit Carvalho arbeiten müsse. Pereira, der um dies Alles wußte, pflegte den Unterhändler bei diesen Liebschaf-

weit von einem Kreuzwege im Bereiche der Hauptstadt hatten blicken lassen, hatten ihre Gewehre auf die hintere Wand der zweirädrigen, mit zwei Maulthieren bespannten Kutsche des Monarchen abgefeuert, nachdem ein kurz zuvor von einer dritten Person auf den Kutscher gerichteter Schuß versagt hatte, während dieser erschrocken, doch mit Besonnenheit, sei es aus eignem oder auf seines Herrn Antrieb, seine Thiere abwärts nach dem in der Nähe an der Straße Junqueira gelegenen Hause des Marquis von Anjeja lenkte, von welchem bekannt war, daß er dem Könige getreu anhing. Er wurde aus dem Schlafe geweckt und der Hofchirurg Anton Soarez herbeigeholt, um den Verwundeten zu verbinden. Nach einiger Ruhe konnte derselbe mit Anbruch des Tages, sobald der Weg sicher befunden worden war, nach Belem zurückfahren. Am andern Morgen wurde — Chatelet meint, unwahrscheinlicher Weise, auf Veranlassung der Thäter selbst — auf der Börse und allenthalben mit allen Umständen ungescheut erzählt: der Herzog von Aveiro und die Marquisen von Tavora hätten den König ums Leben bringen wollen. Bei Hofe dagegen, wo dieses Gerücht sehr willkommen war, blieb der Vorfall sorgfältig verschwiegen, und außer Carvalho und Soarez, welcher den König pflegte, hatte drei Monate hindurch Niemand Zutritt zu ihm; ja der Königin war nur selten gestattet, ihn in einem ziemlich verdunkelten und verschlossenen Zimmer zu besuchen, sodaß sie wol mit ihm sprechen, ihn aber nicht sehen konnte. Jede Nacht mußte einer von den drei Staatssecretairen abwechselnd im königlichen Palaste schlafen. Sonst blieb Alles in seinem ungestörten, gewohnten Gange. Die Nachfragen und Beileidsbezeugungen der Fremden und Einheimischen wurden ruhig und gleichgültig beantwortet und ihre Neugierde mit der Ausflucht abgewiesen, Seine Majestät wäre im Zimmer ausgegleitet, oder (nach Andern) über ein Stück Kürbis gefallen und habe sich dadurch beschädigt [9]). Auch der Oberhofmarschall und Herzog von Aveiro und der ältere Marquis von Tavora fragten nach dem Grunde seines Übelbefindens; sie allein sollen mit der Wahrheit berichtet, doch zugleich bedeutet worden sein, der Königin wegen keinen Gebrauch davon zu machen. Allem Vermuthen nach erfuhr sie auch vor Eröffnung des Processes Nichts davon. Indessen ist gewiß, daß sich im gedachten Zeitraume dieser streng gehaltenen Verschwiegenheit Nichts ereignete, Nichts geschah, weder Unruhe in der Stadt, noch auf dem Lande, und die Meuchelmörder verhielten sich ebenfalls ruhig und glaubten ihre Personen gesichert zu wissen. Der Herzog von Aveiro bekam späterhin obenein noch die Erlaubniß, sich auf sein Landschloß Azeitão zu begeben. Als endlich eine gute Anzahl Truppen aus den Provinzen unter falschem Vorgeben nach Lissabon gezogen worden war, schritt der Minister im Namen des Königs, nachdem er in der Stille unvermerkt und rastlos geforscht hatte, am 13. Dcember des Morgens plötzlich zu zahlreichen Verhaftungen, während gleichzeitig ein am 9. desselben Monats datirtes und oberflächlich abgefaßtes Manifest den Hergang des Mordversuches unvollständig unter lockenden Verheißungen mit der Auffoderung veröffentlichte, Jeder, der darum wisse, solle unverweigerlich Anzeige machen [10]). Die Behälter der wilden Thiere zu Belem, die vor dem Erdbeben darin verwahrt worden waren, hatte man nothdürftig in Gefängnisse umgewandelt, und eingesperrt wurden darin, wie die gemeinsten Verbrecher, Leute, die durch fürstliche Weichlichkeit verzärtelt waren; nämlich zu allererst der ältere Marquis von Tavora, Franz d'Assiz, seine beiden Söhne, Ludwig Bernhard und Joseph Maria, seine Schwiegersöhne, der Graf von Atouguia und der Marquis von Alorna nebst Don Manuel de Souza Calhariz; die Marquise Leonore von Tavora aber, des Franz d'Assiz Gattin, wurde mit ihren Töchtern, der Gräfin von Atouguia und der Marquise von Alorna, und vermuthlich auch deren Kinder, gleichwie die Herzogin von Aveiro (Leonore's Schwägerin und Base) nebst ihren beiden Töchtern in verschiedenen Nonnenklöstern eingekerkert und unter strenge Aufsicht gestellt. Die reizende Marquise Therese von Tavora hingegen, Gattin Ludwig Bernhard's, die zugleich ihres Mannes Base, des Grafen Bernhard von Alvor Tochter, des Marquis Franz d'Assiz Schwester, des Herzogs von Aveiro Schwägerin und des Königs Beischläferin war, kam, vermuthlich auf dessen ausdrückliches Geheiß mit ihren beiden Töchtern in anständige milde Haft des Nonnenklosters dos Santos, wo ihr monatlich 30 Moedas zum Unterhalt gereicht und bald soviel Freiheit geschenkt wurde, daß sie sich ohne Aufsicht dort ungehemmt bewegen konnte. Sie lebte 1794 noch und blieb auch nach des Königs Tode versorgt. Ob sie des Verraths an Ältern und Verwandten mit Grund beschuldigt werden kann, läßt sich so bestimmt nicht aussprechen, als es neuerdings geschehen ist, wenngleich ihre Stellung zu den Ihrigen eine bedenkliche gewesen sein mag. Der Sohn des Herzogs von Aveiro und die Söhne des Grafen von Atouguia und des Marquis von Alorna wurden — alle noch sehr jung — der Aufsicht und Pflege der Karthäusermönche und der Väter der Mission anvertraut.

---

ten zu machen. Hin und wieder beschuldigte man ihn auch, daß er mit der Herzogin von Aveiro vertrauten Umgang gepflogen habe; falsch aber ist wenigstens der angebliche Umgang mit einer von ihren Töchtern, da diese noch zu jung waren. Sonst wußten blos Carvalho, Texeira und noch ein Kammerdiener die Zeit dieser nächtlichen Ausflüge.

9) Eine dritte, doch weniger annehmbare Abfertigung ist, der König habe sich durch den unglücklichen Fall seiner Kalesche eine Quetschung zugezogen.

10) Diejenigen, welche die Verhaftungen des Abends geschehen lassen, glauben entweder, so der leichtgläubige Dumouriez und der Herzog von Chatelet, von denen jener 1766 und dieser 1777 in Portugal reisten, daß grade um diese Stunden die Festlichkeiten der Hochzeit von des Ministers Carvalho Tochter mit dem Grafen von Sampaio stattgefunden hätten, oder, wie von Junck, daß großer Ball bei der englischen und teutschen Factorei zu Lissabon gewesen sei. Hier, wie dort, erzählen die Reisenden mit Berufung auf ihre persönlich eingezogenen Nachrichten, sollen die vornehmsten von Adel zugegen gewesen und nach ihrer Heimkehr gefangen genommen worden sein. Sie und noch Andere nehmen an, der ältere Marquis von Tavora sei im königlichen Schlosse verhaftet worden, wohin er gefahren, um sich zu erkundigen, weshalb so harte Maßregeln gegen seine Familie ergriffen würden.

Sonderbarerweise hatte man indessen den Haupturheber des Hochverraths, den Herzog von Aveiro, Schwager des Marquis Franz d'Assiz, vergessen, und darum wurde er erst am folgenden Morgen des 14. Decembers durch eine Reiterabtheilung zu Azeitão aufgehoben und in die Gefängnisse von Belem gebracht. Von seinem Kammerdiener Joseph Polycarp von Azevedo, welcher die Truppen von fern heransprengen sah, zwar gewarnt, glaubte er sich gleichwol in Sicherheit und erlaubte blos seinem bestürzten Diener, die Flucht zu ergreifen[11]). Theils gleichzeitig, theils in der Folge, zuverlässig ohne vorgeschriebenes Zeitmaß, wurden mehre Verwandte, Freunde und Diener beider Familien nebst vielen Andern, die dem Minister besonders gefährlich, oder doch verdächtig erschienen, zu Lissabon und auf dem Lande gefänglich eingezogen, die sieben Häuser der Jesuiten in der Hauptstadt aber schon am 13. December mit Soldaten umstellt und scharfer Bewachung anheim gegeben, sodaß Keiner von ihnen seine Wohnung verlassen durfte und alle ihre Papiere einer genauen Durchsicht unterworfen wurden. Zuletzt nahm man alle im dortigen Hafen befindliche Schiffe, mit Ausnahme von wenigen, auf die Dauer des Processes in Beschlag, während Jedwedem, der sich entfernen wollte, allenthalben ein Paß von nur 24stündiger Gültigkeit verabreicht wurde. Erst am 17. December endete des Königs geheimnißvolle, lästige Gefangenschaft und seine Genesung wurde am selben Tage durch feierlichen Zutritt der Fremden und Einheimischen bei Hofe bekannt gemacht. Auch den durchlöcherten Wagen, worin er verwundet worden war, sah man einige Tage lang zur öffentlichen Schau ausgestellt. Im Übrigen aber durfte sich Niemand seit jenem Vorfalle der königlichen Wohnung ohne ausdrückliche Erlaubniß nahen, und auf dem Platze, wo der Mordanfall geschehen, ließ Joseph eine Kapelle, Memoria genannt, errichten, die am 27. August 1760 eingeweiht wurde.

Fragt man nun, in welch großer Gefahr der König und sein Staat geschwebt, worin ferner der Umfang des begangenen Verbrechens bestanden und ob endlich eine so weit verzweigte Verschwörung, in welche so viele und guten Theils so angesehene Personen verwickelt gewesen sein sollen, dabei wirklich stattgefunden habe, so ist sehr schwer darauf zu antworten, da die darüber vorhandenen Nachrichten eines Theils von Freunden und Feinden des Ministers Carvalho mit Widersprüchen angefüllt sind, oder doch auf schwankenden Vermuthungen beruhen, andern Theils durch die Schuld der Regierung, welche, wie allgemein behauptet wird, den König dabei wegen seiner Liebschaft mit Theresen von Tavora nicht öffentlich bloß stellen wollte, so absichtlich ins Dunkel gestellt worden sind, daß daraus weder der wahre Zusammenhang und Umfang, noch der Zweck der nicht abzuweisenden schleichenden Ränke, die nachher mit beispielloser Härte verfolgt und bestraft wurden, in klares Licht gesetzt werden können[12]). Ein Jeder erzählte und deutete das tief verborgene Geheimniß nach seinem Gefallen und beurtheilte den Hergang der Sache nach der Farbe seiner Gesinnung, bis die Portugiesen erst in unsern Tagen eine Verschwörung gegen des Königs Leben als wirklich erwiesen anzunehmen anfingen.

Diejenigen, welche die Familie Tavora, deren Haupt der Herzog von Aveiro war, gegen die Beschuldigung in Schutz nahmen und das Bestehen einer Verschwörung bestritten, meinten, der Angriff auf den König in jener berüchtigten Nacht wäre ein von Carvalho selbst angestiftetes Spiegelfechten, oder ein bloßes Misverständniß gewesen, indem Jemand in der Absicht, seinen Feind nach leidiger Landessitte, wie die häufigen Mordthaten bei Tag und Nacht in der Hauptstadt damals bewiesen, von einem Hinterhalte her aus dem Wege zu räumen, den rechten Wagen verfehlt hätte. Andere äußerten, der Mordversuch hätte dem Minister selbst gegolten, wieder Andere, das Verbrechen hätte der jüngern Marquise von Tavora den Untergang bereiten sollen, weil ihre Verwandten in ihrem ehebrecherischen Umgange mit dem Könige einen Schandfleck der Familie erkannt und dieses hätten tilgen wollen. Daher auch in jener verhängnißvollen Nacht die Kammerfrau der Marquise schon vermißt und ihr Leichnam nachher an einem entlegenen Orte gefunden worden wäre. Endlich war man auch der Meinung, welche die meisten und scharfsinnigsten Vertheidiger gefunden hat, der Anschlag wäre blos auf den königlichen Kammerdiener Tereira, dessen Wagen sich der König zu seinen ehebrecherischen Ausflügen des Nachts zu bedienen pflegte, abgesehen gewesen. In diesem Falle (alle andere Meinungen bedürfen wegen ihrer Unhaltbarkeit keiner ausführlichen Widerlegung) hätten die Meuchelmörder freilich voraussetzen müssen, daß Tereira allein im Wagen gesessen habe. Allerdings ist auch die, wiewol nicht verbürgte, Sage beigebracht worden, der Kammerdiener habe des Nachts die Kammerfrau Theresen's von Tavora, seine Geliebte, im Wagen besucht, während andere Nachrichten für dieselbe Meinung darzuthun sich bemühen, daß die Meuchelmörder von jener berüchtigten Nacht in dem Wahne gestanden hätten, Tereira pflege die Frau von Tavora zum verabredeten Orte der Zusammenkunft mit dem Könige zu bringen und diesen nachher wieder abzuholen. Allein die Familie Tavora, welcher das Verbrechen schuld gegeben wurde, kannte das Verhältniß des Königs zu Theresen und die dabei eingeführten Gewohnheiten sicher zu genau, als daß sie, wenn sie den Kammerdiener Joseph's wirklich hätte ermorden lassen wollen, ein so auffallendes Versehen in der verfolgten Person hätte be-

---

11) Vergebens wurde ein hoher Preis auf seinen Kopf gesetzt, 10,000 Crusaden für einen Inländer, und noch einmal soviel für einen Ausländer, wenn er ihn ausliefern würde. Gewisse Nachrichten über das fernere Schicksal dieses Flüchtlings sind nicht vorhanden. Späterhin behaupteten zwar öffentliche französische Blätter, daß er im Dec. 1782 zu Lissabon gestorben sei; allein weit wahrscheinlicher ist, daß er einen Monat früher im Spitale zu Sevilla sein Leben endete, ohne sich und seinen Herrn verrathen zu haben, wie auch die brieflichen Nachrichten bei von Murr erzählen.

12) Die Acten zu dem dieses Ereigniß betreffenden Processe wurden mangelhaft aufbewahrt, ja das Protokoll, das den Thatbestand des Mordversuchs festgestellt hat, fehlte schon 1781, und sonst scheinen nur abgetrennte Papiere aus den Proceßacten auf die Nachwelt gekommen zu sein.

gehen können. Man kann also voraussetzen und neuerdings ist's erwiesen worden, daß wenigstens der Herzog von Aveiro, der an jenem Abende die gedungenen Mörder anführte, wohl wußte, der König habe im Wagen gesessen, und war ihm dasselbe auch von Tereira bekannt, so würde es ihm willkommen gewesen sein, wenn dieser ihm verhaßte Gegner zugleich mit gefallen wäre. Ebenso war auch Theresen's Gatten ihr Umgang mit dem Monarchen, der seit 1752 leidenschaftlich in sie verliebt war, schon längst bekannt, gleichwie man von dessen früherem Umgange mit ihrer Schwiegermutter, der Marquise Leonore von Tavora, wußte; allein zur Bestärkung obiger Annahme fügt man noch hinzu, daß sich Tereira vor Allem die Rache nicht nur seines Vorgesetzten, des Herzogs von Aveiro, weil der König die Genugthuung verweigert hätte, durch sein grobes, übermüthiges und widerspenstiges Betragen, sondern auch des Mannes der königlichen Geliebte durch unanständige kränkende Foppereien zugezogen habe. Wenn indessen aber diese Familien keinen andern Grund zur Rache gehabt hätten, als den groben Übermuth dieses Kammerdieners zu bestrafen, so würden sie sich dessen auf einem anderen weit sichereren Wege haben entledigen können, als auf dem, wo er wirklich misglückte. Die Schüsse galten also unbezweifelt dem Könige, und Tereira hatte wol nur wider seinen Willen die That fördern helfen; was man aber dabei eigentlich beabsichtigte, ist nicht historisch erwiesen; das darüber Bekannte enthält blos Vermuthungen und Sagen, während Carvalho in seinen raschen Maßregeln gegen die Angeschuldigten von seinen Muthmaßungen und vorgefaßten Meinungen, sogar wol von seinem Hasse gegen den stolzen Adel zu sehr verblendet gewesen sein mochte und dabei noch die Öffentlichkeit sowol aus despotischem Grundsatze, als aus schonender Rücksicht gegen seinen Herrn streng vermied. Der richterliche Ausspruch, daß eine weitverzweigte Verschwörung gegen König und Staat der Thatsache zum Grunde liege, ward späterhin (1781) aus Mangel an Beweisen umgestoßen, und ein teutscher Gelehrter, von Olfers, welcher 1822 die Revisionsacten dieses Processes zu Lissabon einsah und prüfte, fand als Ergebniß, daß der Herzog von Aveiro und seine beiden gedungenen Diener am misglückten Mordversuche gar keine Mitwisser gehabt, wenn auch ein großer Theil des Adels und der Geistlichkeit einen gänzlichen Umsturz der Staatsverwaltung gern gesehen hätte.

Es ist eine peinliche Verlegenheit für den Forscher, hierin aus Mangel an sichern Beweisen eine feste Ansicht von dem Geschehenen abzugeben und mit sicherer Hand die Fäden des Gewirres zur Klarheit zu ordnen, ohne hintennach mit sich selbst verlegen zu werden. Es ist zwar einzuräumen, daß die Familie Tavora, von welcher doch der Anschlag unbezweifelt ausging, am Könige Joseph schwerlich darum eine Privatrache habe ausüben wollen, weil sein ehebrecherischer Verkehr mit Theresen von Tavora ihre Ehre beschimpfte [13]). Gewiß waren die Begriffe von ehelicher Treue in Portugal nicht so streng, wenigstens unter den Großen nicht; und überdies hatten ja die Tavoras diesem Liebesunfuge Jahre lang ebenso gleichgültig und stillschweigend zugesehen und ihn geduldet, als das vor 1750 unterhaltene Verhältniß des Monarchen mit der Schwiegermutter dieser Frau. Warum hätte die Familie grade erst zu einer Zeit sich zu rächen angeschickt, als die Ausführung davon durch die wachsende Gewalt Carvalho's mislicher als je geworden war? Vielmehr ist zu glauben, daß sie aus dieser Leidenschaft des Königs ihren Nutzen zog, sie darum duldete und zu allernächst wol die steigende, ihr selbst gefährliche, Macht des ihr verhaßten Emporkömmlings zu vernichten, oder doch in Schranken zu erhalten strebte; daher um so fabelhafter erscheint, wenn die Familie Theresen selbst oder des Königs Günstling Tereira habe umbringen wollen und aus Versehen auf des Königs Person getroffen sei. Will man aber in diesem Attentate eine staatsgefährliche Verschwörung suchen und finden, wie es früher schon und besonders neuerdings geschehen ist und die Richter der Angeklagten gefunden zu haben glaubten, so weiß man nicht, wie der Leichtsinn, die Sorglosigkeit und die Gleichgültigkeit der Verschworenen erklärt werden sollen. Alle eilen recht absichtlich in ihr Verderben hinein und stellen sich nach mislungener That wie die gemeinsten Meuchelmörder zu Lissabon an, welche nach vollbrachter Rache sich blos mit ihrem Gewissen vor Gott abzufinden suchen. Nirgends Spuren von Vorkehrung zu ihrer Sicherheit, kein Argwohn, keine Ahnung wegen Nachforschung der Thäter von Seiten des Hofes. Nur ein einziger Mensch, der aber wegen seines geringen Standes für die Sache zu unbedeutend ist, als daß er in Betracht gezogen werden konnte, der gedungene Bediente des Herzogs von Aveiro, ist auf seiner Hut, als die Gefahr naht, und auf seine Sicherheit bedacht. Er flieht, noch dazu mit Erlaubniß und mit einem Pferde seines Gebieters; alle Andere und grade die vornehmsten und wichtigsten Verschworenen bleiben nach der mislungenen That in ihrer verzärtelten Ruhe; sie eilen sogar an den Hof und wollen in ihrer erkünstelten Verstellung warmen Antheil an dem Unfalle ihres verhaßten Gegners nehmen, lassen sich durch des Ministers Schlauheit spöttisch abweisen und daneben noch zu solcher Einfalt einschläfern, daß Einer von ihnen, der ältere Marquis von Tavora, wenn anders diese Thatsache begründet ist, sogar nach Hofe eilt, sobald er von dem Anfange der unerwarteten Verhaftungen Kenntniß erhalten hat, und dort Rechenschaft von den gewaltsamen Maßregeln gegen die Seinen fodern will. Statt eine Antwort zu erhalten, nimmt man ihm die Freiheit; er läßt sich großmüthig verhaften, gleichwie alle seine übrigen Verwandten gutwillig in die scheußlichsten Kerker gehen. Tausende, sagt der acht Jahre nach dem Ereignisse an

13) von Junck, auf dessen Stimme als besonnenen Beobachters Etwas zu geben ist, versichert, daß aus den Liebeshändeln in Portugal gar Nichts gemacht werde. Er lebte einige Jahre nach dem Vorfalle mit dem Grafen von der Lippe dort. Der weniger glaubwürdige Baretti hingegen behauptet im ersten Theile seiner Reisebeschreibung S. 225, daß die Eifersucht der Portugiesen auf ihre Frauen zuweilen zur schrecklichsten Rache anreize. Er war aber zu kurze Zeit in Portugal, als daß er dort genau hätte beobachten können.

Ort und Stelle forschende von Junck, der unter allen frühern Berichterstattern wegen seiner Besonnenheit den meisten Glauben verdient; Unzählige, erzählt von Olfers, welcher, wie schon bemerkt, neuerdings zu Lissabon diese Begebenheit untersuchte, folgten ihrem Beispiele ohne das geringste Widerstreben, und ließen sich in Kerker werfen, deren Schilderung Grausen erregt. Man begreift diese beispiellose Selbstversäumniß bei einer solchen Menschenmasse nicht, zumal wenn erwiesen wäre, daß Aveiro's Wohnung mit Waffen angefüllt gewesen. Nichts von Unruhen in der Hauptstadt, die doch anfänglich von Truppen schwach besetzt war, geschweige in den Provinzen; Nichts sogar von verdächtigen Bewegungen! Unbekümmert um die Folgen, lassen die Verschworenen in ihrem vornehmen Dünkel, als dürfe ihnen kein Haar gekrümmt werden, den schlauen Minister mit rastloser Thätigkeit in größtem Geheim nach den Thätern forschen, bis derselbe auf den Grund der ihm gemachten Anzeigen soviel erkundschaftet zu haben glaubt, daß er unfehlbar zu gerichtlichen Beschuldigungen schreiten könne. Darüber aber verfloß ein volles Vierteljahr, und während dieses Zeitraums blickt keine Überlegung, kein fester Plan, kein Zusammenhang im Benehmen der Verschworenen hervor, die mit ihrer schweren Schuld einem Minister gegenüberstanden, der, wie sie doch wol voraussetzen konnten, ihren an der Person des Monarchen verübten Frevel im Falle des Verrathes auf das Strengste und Heftigste zu ahnden entschlossen war. Zuverlässig konnten sie doch auf Beistand rechnen bei den zahlreichen Jesuiten, bei der noch zahlreicheren Geistlichkeit und bei einem guten Theile des Bürgerstandes, der sich an die neuen und strengen Anordnungen Carvalho's noch nicht gewöhnt hatte [14]). Auch dann, wenn sich unter der Masse von Verdächtigen, die eingekerkert wurden, wirklich nur eilf Schuldige befunden hätten, erscheint ihr bewiesener Gleichmuth lächerlich und stumpfsinnig, da derselbe schwerlich als sicheres Zeichen ihrer Unschuld angenommen werden kann, obschon es von Mehren, selbst auch von Junck, geschehen ist. Die Geschichte ihres Vaterlandes konnte sie darüber belehren, konnte ihnen zeigen, daß eine hohe Stellung durch Geburt oder Würde in Portugal Niemanden, der des Hochverraths verdächtig gewesen, vor grausamer Strafe geschützt hatte. Endlich kann sie nicht einmal der Gedanke, daß des Königs Liebschaft mit einem ihrer Familienglieder sie vertreten und vor peinlicher Verfolgung verwahren werde, entschuldigen. Unter solchen Umständen wird man verführt, zu glauben, jene vornehmen Urheber der That ließen sich überlisten und verriethen sich entweder selbst durch Leichtfertigkeit, oder wurden durch treulose Diener verrathen, wobei leicht möglich war, daß jene schauervolle Nacht noch andere aufmerksame Verräther des Verbrechens vor den Augen der Verschworenen verborgen hatte.

14) Die vorhandene Unzufriedenheit erweist sich schon durch die im August 1756 eingerichtete Untersuchungscommission, welche **immerwährend** beschäftigt sein sollte mit Ausmittelung derjenigen Personen, welche von den Ministern schlecht sprächen, oder Anschläge auf ihr Leben machten.

Wie aber Carvalho zu ihrer Kenntniß gekommen ist, bleibt für jetzt noch ein Räthsel. Der Kutscher des Königs und Tereira, die verhört wurden, hatten in der Dunkelheit der Nacht Niemanden erkennen können. Jedenfalls wurden Anzeigen gemacht, bevor am 13. December die amtliche Auffoderung dazu unter verführerischen Versprechungen erschien. Die Nachrichten, welche von solchen Denuncianten sprechen, stimmen in der Person nicht überein: bald soll die Verschworenen in jener berüchtigten Nacht der Liebhaber eines weiblichen Dienstboten im Hause Aveiro oder Tavora, bald ein Handschuhmacher, der mit einem der gedungenen Bedienten des Herzogs von Aveiro verschwägert gewesen sei, bald ein Bedienter dieses Herrn selbst behorcht und die erste Anzeige gemacht haben. Von Olfers fand in den äußerst mangelhaften Acten zwar auch den Liebhaber einer Dirne im Hause Aveiro als Horcher und Angeber, allein seine Muthmaßungen kamen erst am 15. December zur Kenntniß der Richter und zum Verhöre. Gleichwol schimmert durch den ganzen Gang des Processes die größte Hast und Heftigkeit mit einer Menge von Verstößen gegen Gesetz und Form, und als derselbe schnell beendet worden war, so verbot der König fünf Tage nach dem gefällten Straferkenntnisse in feierlichen Ausdrücken jegliche Revision desselben. Er und sein Minister wollten also weder klares Recht, noch öffentliche Anerkennung. Nur höchste Despotie ließ dieses Verfahren erklären.

Was nun die Personen betrifft, welche als Haupturheber des Complottes gelten und den schmählichsten Tod erlitten, so ist Folgendes über sie beizubringen. Joseph von Mascarenhas, der zugleich Marquis von Gouvéa und mit Franz d'Assiz von Avora jüngerer Schwester Leonore Thomasia verheirathet war, gehörte zu dem ältesten Adel des Königreichs und bekleidete als Familienerbtheil noch das Amt eines königlichen Oberhofmarschalls. Einige theilen ihm auch die Präsidentenschaft in einem Obergerichte zu. Im Jahre 1752 gewann er zu seinen schönen Besitzungen durch einen glücklichen Proceß noch die Titel und Güter der ehemaligen Herzoge von Aveiro, die den natürlichen Sohn Königs **Johann II.** (s. d. Art.), Don Georg, zum Stammvater hatten, aber schon 1665 in männlicher Linie wieder erloschen waren. Ihr Erbe ging in weiblicher Linie auf das Haus Ponce de Leon über und von diesem auf Mascarenhas. Als Herzog von Aveiro genoß Don Joseph von Mascarenhas das Vorrecht, vom Könige Neffe (Sobrinho) genannt zu werden und das königliche Wappen mit dem Beizeichen der Bastarde zu führen; daher seine Tafelservice keinen Verdacht erwecken konnten, wenn sie damit geschmückt waren, obschon einige Nachrichten darüber bedenklich sprechen wollen. Bei der Gebrechlichkeit seines Leibes, bei seiner kriechenden, niederträchtigen, rohen und eiteln Denkungsart war der Herzog durch grenzenlosen Hochmuth, Ehrgeiz, Habsucht und Prahlerei zu allen Lastern fähig geworden und strebte, durch seine Herkunft — schon sein Oheim, der berüchtigte Mönch Gaspard, hatte bei Johann V. Alles vermocht —, durch seine Verbindungen und amtliche Stellungen an großen Einfluß gewöhnt,

denselben zu erweitern und zu befestigen. Zunächst wünschte er seinen Sohn mit einer Prinzessin von Cadaval zu vermählen und trachtete nach mehren Pfründen der einheimischen Ritterorden. Diese und andere ehrgeizige Bestrebungen vereitelten der König und sein Minister; dafür öffnete der Herzog den Jesuiten, die er früher weidlich gehaßt hatte, sein Haus und er beschloß, sich am Könige zu rächen, wie er selbst bekannt, hintennach jedoch wieder widerrufen hat. Die ihm nahe verwandte Familie Tavora, welche sich in ihren strebesüchtigen Wünschen auch verletzt glaubte, wurde in den Plan gezogen, nachdem er sich vorher mit ihr durch den Jesuiten Malagrida ausgesöhnt hatte, dafern die mehrjährige Feindschaft zwischen ihnen, wie einige Nachrichten melden, begründet gewesen war.

Die Familie Tavora, die ihre Abkunft, sagen Einige, von den alten Königen von Leon hat herleiten wollen, war nicht minder mächtig und gefährlich. Von jeher hatte sie die höchsten Würden bekleidet und noch kürzlich war der ältere Marquis Franz d'Assiz aus Ostindien zurückgekommen, wo er als Vicekönig geherrscht hatte. Als General der Reiterei zu Lissabon konnte er seine vorige glanzvolle Stellung nicht vergessen. Seine Frau, die früher beim Könige Alles vermocht hatte, wollte ihm den Herzogstitel verschaffen. Der Monarch oder doch sein Minister hintertrieb es. Sie war eine der schönsten Frauen ihrer Zeit, voll von heftigen Leidenschaften und außerordentlichen Fähigkeiten, und ebenso zu guten als schlechten Handlungen aufgelegt. Ihr Charakter, sagt Chatelet, machte sie furchtbar bei Hofe. Der König, die Königin und Carvalho hatten von ihr zu fürchten. Dabei verbarg sie ihren Stolz und ihre Laster unter einem Schein von Heiligkeit und war eine der größten Verehrerinnen des unsinnigen Schwärmers Malagrida, der wie andere Jesuiten mit ihrer Familie den vertraulichsten Umgang pflog. Schwerlich kommt hier eine Eifersucht auf die Schwiegertochter Therese, welche ihren Haß gegen den König hätte vermehren können, in Betracht, da Leonore damals schon 58 und Therese 35 Jahre zählten; wichtiger dagegen ist ihre unverhehlte Verachtung gegen Carvalho, dessen harte Maßregeln gegen Adel, Geistlichkeit und besonders gegen die mit den Tavoras befreundeten Jesuiten Haß hervorgerufen haben mochten. Misglückte Versuche der Annäherung durch den Minister und dabei erlittene persönliche Verhöhnungen mehrten die Feindschaft. Hierzu kommen die Vorwürfe, die man der alten Marquise machte; sie hatte großen Anhang, galt viel in ihrer Familie, schonte in ihren Gesprächen weder den Hof, noch die Staatsverwaltung, und ihr traulicher Umgang mit den Vätern aus der Gesellschaft Jesu, welche den Königsmord als erlaubt predigten, machte ihren ausgesprochenen Wunsch, der König möge sterben, verdächtig, als sehne sie sich nach einer bessern, ihren Ansichten angemessenen Regierung. Dies wurde ihr zum Verbrechen gemacht, aber nicht ein Mal vorgehalten, da sie, als eine der wichtigsten Personen dieses Complottes, gar nicht verhört worden ist; denn ihre Verurtheilung scheint sich, soweit man bis jetzt nachkommen kann, nur auf Gerüchte und Aussagen der Gefolterten zu gründen.

Mit dieser Familie also, in welcher Leonore das Factotum war, vereinte sich der Herzog von Aveiro; sie hielten Berathungen und schossen auch kleine Summen zur Ausführung ihres unreifen Mordplanes zusammen, wie das Straferkenntniß ihnen schuld gibt. Wie weit aber die Verschwörung verzweigt war und wie hoch sich die Zahl der wirklichen Theilnehmer belief, läßt sich, wie schon oben angedeutet worden ist, nicht gründlich ermitteln, noch weniger aus der großen Menge der Eingekerkerten folgern, sobald man den Charakter des Ministers dabei in Anschlag bringt. Der leichtfertige Dumouriez spricht von 250 Personen, der Herzog von Chatelet, der sonst doch Eigenthümliches beobachtete und erforschte, sagt es ihm nach, und über 150 von ihnen sollen am Abende des Mordversuchs auf dem Wege, wo dem Könige aufgepaßt wurde, an verschiedenen Stellen verborgen gewesen sein. Beide lassen auch 40 Musketenschüsse auf ein Mal auf des Königs Kalesche fallen, während alle andere Berichterstatter nur von zwei Schüssen wissen, und aus den Untersuchungsacten hat von Olfers nur 11 Personen zusammenfinden können, die an jenem Abende auf dem Platze waren, aber auch nur zwei Schüsse thaten. Sollten diese wenigen Personen nach mislungener That sich ebendarum für ganz sicher vor Verrath geglaubt haben? Was sie dabei bezweckten, ist auch nicht erwiesen. Der Sage nach wollten sie des Königs Bruder Peter oder den Herzog von Aveiro auf den königlichen Thron setzen und den verhaßten Carvalho stürzen [15]). Das Wahrscheinlichste dürfte wol sein, der Herzog von Aveiro und die Tavoras wollten durch des Königs Mord den Minister stürzen und ihren geschwächten Einfluß wieder stärken und befestigen. In dieser Absicht bestach der Herzog Einige von seinen Dienern, welche, nachdem sie mehre Nächte allein auf den König gelauert, sich aber nicht zum Schießen hatten entschließen können, am 3. September endlich in Gesellschaft ihres Herrn, der sie zur That antrieb, den Mordversuch wagten. Nach zwei Schüssen, die sie gethan, ritten sie davon, der Herzog hatte sich, sobald er seine Leute an ihre Plätze gewiesen hatte, bereits nach Hause zurückgezogen. So erzählt von Olfers aus den Revisionsacten als ermittelte Thatsache. Andere gute Nachrichten lassen den Herzog den ersten Schuß, der bekanntlich versagte, auf den Kutscher thun, und die Flucht des königlichen Wagens scheint den getroffenen Anstalten der eilf anwesenden Meuchelmörder ganz zuwider gewesen zu sein, da sie nicht alle zum

---

15) Offenbar falsch ist, was die portugiesischen Anekdoten zur Regierungsgeschichte der Könige aus dem Hause Braganza S. 80 fg. erzählen, daß nämlich der Herzog von Aveiro vor den Prinzen von Braganza ein Näherrecht auf den Thron gehabt hätte. Jedenfalls mußte das ganze Haus Braganza erst vernichtet werden, ehe er Ansprüche erheben konnte, da er nicht einmal in gerader Linie von Don Georg abstammte. Dem Herzoge von Aveiro mögen wol solch hohe Gedanken zuzutrauen gewesen sein; ob sie aber nach Wünschen seiner übrigen Verwandten waren, ist eine andere Frage, besonders wenn man festhalten will, daß diese Familie, ausgenommen im Königsmorde, keine Eintracht in der Gesinnung zusammenkettete.

Schießen kamen. Darauf hin und auf die unsicheren erst am 15. December gemachten Anzeigen des Liebhabers der Kammerjungfer im Hause Aveiro, eines 19jährigen Menschen, der in jener Nacht aus seinem Verstecke unter einer Brücke am Garten des Herzogs gehört und gesehen haben wollte, setzten die Richter den Proceß zusammen, schritten fleißig zur Folter und zum Verhöre mehrer Zeugen. Der Richter waren sechs, fünf von ihnen aus dem Ordensgerichte. Sie bildeten unter dem Vorsitze Carvalho's das bekannte Inconfidenzgericht. Nach von Murr war einer von ihnen ein alter schwacher Mann, und den andern fehlte es an ehrlichem Rechtssinne. Die Untersuchungen mit offenbaren Ungerechtigkeiten, mit Übereilung, Heftigkeit und Härte betrieben, waren schwierig, in ihrem Ergebnisse aber verhältnißmäßig sehr gering, wenn man bedenkt, daß nach den Acten zwar fünf Zeugen und zwei Inculpaten nothdürftig gegen die Tavoras aussagten, sechs Zeugen und vier Inculpaten dagegen bei dem höchsten Grade der Folter standhaft leugneten. Um sich nun zu helfen, nahmen die Richter ihre Zuflucht zu gesetzlichen Vermuthungen, die dann für erwiesene Wahrheit galten. Die gefangenen adeligen Frauen kamen nie ins Verhör, und die alte Marquise Leonore, die nebst dem Herzoge, ihrem Schwager, im Straferkenntnisse für das Haupt gehalten wurde, gelangte erst in der Nacht vom 11. und 12. Januar 1759 aus dem Kloster do Grillo, wo sie bisher gesessen hatte, in die Gefängnisse zu Belem, wo sie sofort verdammt wurde. Man sagt, sie habe den angebotenen Rechtsbeistand abgelehnt. Der Rechtsbeistand der übrigen Inculpaten erhielt nur 24 Stunden Zeit zur Abfassung der Vertheidigung für Alle, nachdem man ihm aus den Acten nur lose Papiere mitgetheilt hatte. Und doch hatte der König ausdrücklich befohlen, daß der Proceß genau und wahr nach göttlichen und menschlichen Rechten geführt werden sollte. Trotz der großen Schwierigkeiten und des großen Umfangs, den der Proceß durch die Masse der eingezogenen Personen bekam, wurden die Untersuchungen doch schon am 9. Januar 1759 geschlossen und die Acten wegen der unter den Inculpaten befindlichen Ordensritter an das geistliche Ordensgericht gesendet. Dieses, aus der Mehrzahl der Inconfidenzrichter bestehend, erkannte am folgenden 11., daß die Ritter, ihrer Privilegien verlustig, dem weltlichen Amte überliefert werden sollten. Gleichzeitig erhielt die Inconfidenz auf ihr Verlangen vom Könige die Vollmacht, sowol die gesetzmäßigen Strafen über die Schuldigen zu verhängen, als auch wegen der ungeheuren Verbrechen, die sie begangen, alle die Strafen auf sie anzuwenden, für welche sich der Richter Stimmenmehrheit entscheiden würde. Hierauf wurden am 12. Januar vermuthlich auf äußere Veranlassung von der städtischen Repräsentation zu Lissabon, welche erst vom Stande der Dinge in Kenntniß gesetzt worden war, die Schuldigen aus der Reihe der Unterthanen gestrichen und für Vagabunden erklärt, damit der portugiesische Name durch sie forthin nicht befleckt werde; und sobald der Vertheidiger der Inculpaten angehört, aber nicht beachtet worden war, wurde das weitläufige, 23 Seiten lange Straferkenntniß unterzeichnet. Am folgenden Tage erschien es schon gedruckt, und schnell in verschiedene Sprachen übersetzt, wurde es an die meisten europäischen Höfe geschickt und sonst noch allenthalben verbreitet, erhielt aber mit vollem Rechte sehr verschiedenartige Auslegungen.

Zum Tode wurden verurtheilt der Herzog von Aveiro nebst fünf in seinen Diensten stehenden Personen, der ältere Marquis von Tavora und seine Gattin, ihre beiden Söhne, ihr Schwiegersohn, der Graf Hieronymus von Atouguia und ein Corporal aus der Compagnie Ludwig Bernhard's von Tavora. Der Marquis von Alorna blieb mit Frau und drei Kindern im Kerker bis zum Sturze des Ministers [16]). Ein Gleiches geschah auch mit der Gräfin von Atouguia. Indessen kamen am 13. Januar nur zehn Verbrecher auf das Schafot, da der Stallmeister des Herzogs auf die afrikanische Küste verwiesen und der flüchtige Azevedo im Bilde verbrannt wurde. Jene erschienen sämmtlich mit einem Stricke um den Hals auf dem Blutgerüste vor dem königlichen Schlosse zu Belem. Die alte Marquise erlitt den Todesstreich zuerst, weil sie auf die leichteste Weise hingerichtet wurde, man sagt mit großer Fassung; die Übrigen hatten viele Martern auszustehen, ehe sie starben, wobei sich der Herzog von Aveiro, an den die Reihe zuletzt kam, am elendesten bewiesen haben soll. Nach Vollstreckung des Urtheils wurde das Gerüst sammt den Leichen angezündet, in Asche verwandelt und diese in den Tejo geworfen. Das ganze schauerliche Schauspiel dauerte von früh 7 bis Nachmittags 3 Uhr [17]). Die Güter der Hingerichteten wurden eingezogen, ihre Häuser niedergerissen, die Plätze derselben mit Salz bestreut und ihre Titel, Wappen und Namen auf immer vernichtet. Auch der Name des kleinen Flusses Tavora, der durch die Gebiete der gleichnamigen Familie floß, wurde verändert und erhielt den Namen rio morto,

---

16) Chatelet behauptet, zwei von diesen Kindern, die Töchter, wären Säuglinge gewesen, als sie mit ihren Ältern wären eingesperrt worden. Ist die Geschlechtstafel bei von Olfers richtig, so ist dies eine offenbare Unwahrheit; selbst das jüngste Kind, der Sohn, war zu jener Zeit schon ziemlich fünf Jahre alt. Ebenso unerweislich ist nach derselben Quelle die Behauptung, die Gräfin Atouguia sei schwanger in den Kerker gekommen und habe dort ihre Niederkunft abgehalten. 17) Carvalho soll nach von Murr, der freilich ein Gegner von ihm ist, dieser Tragödie aus seiner Wohnung neben dem königlichen Schlosse zugesehen haben. Ein Mohr, der ebenfalls Zuschauer war, brachte dem Könige ein Vivat und allen Schurken ein Pereat. Des andern Tages fand man ihn todt auf der Straße. Den Verurtheilten war nicht gestattet worden, zum Volke zu reden, obschon es hin und wieder behauptet worden ist. Die Hinrichtung wurde in fünf Kupferstichen dargestellt und diese wurden verkauft. Teutsche Beschreibungen von ihr ohne Werth sind: Das in Portugal wegen den allervermessenst gewagten Königsmord bestiegene Chavot mit 2 Abbildungen und elenden lateinischen Versen. (Frankf. u. Leipz. 1759. 4.) Der portugiesische Hochverrath und Proceß der verurtheilten und hingerichteten Personen, wie ihn der Hof selbst öffentlich bekannt machen lassen. Nebst dem Decret des Cardinal Saldanha. (Frankf. und Leipz. 1759 in 8.). Die französ. Übersetzung davon steht im Mercure historique et politique. Tom. 146, 258 sq. Die umständlich wahrhafte Beschreibung, sowol des grausamen Unternehmens gegen Ihro Maj. den König von Portugall Josephum I. u. s. w. mit Kpfrn. (1759 ohne Druckort. 4.)

Todtenfluß. Noch 1822 sah von Olfers an der Kuppel des Wappensaales im Schlosse zu Cintra die Wappen Aveiro's, Tavora's und Atouguia's ausgeblicht und zu Lissabon eine Schandsäule mit einer dem Verbrechen entsprechenden Inschrift, wie das Straferkenntniß vorgeschrieben hatte. Die meisten andern Gefangenen, welche in diesen Hochverrathsproceß verwickelt waren, blieben bis nach Joseph's Tode zum Theil in den Kerkern zu Belem, woraus sie in der Folge in die großen Staatsgefängnisse zu Junqueira wanderten, zum Theil wurden sie in die überseeischen Besitzungen verwiesen. De Souza Calhariz starb im Kerker.

Wie über alle politische Verbrecher nach Joseph's Tode und Pombal's Sturze neue Richter zu Gerichte saßen, um Carvalho's Verfahren gegen sie nochmals zu untersuchen, so ließ die Königin Maria Franziska vornehmlich auch den Hochverrathsproceß zwei Mal prüfen. Die deshalb verordnete Junta stieß am 23. Mai 1781 das Straferkenntniß, soweit es die Familie Tavora anging, als offenbar ungerecht und falsch um, und verlangte, daß die noch lebenden Glieder derselben, welche gleich nach Joseph's Tode ihre Freiheit wieder erhalten hatten, restituirt werden sollten; allein die Königin Maria Franziska fand Bedenken, die gänzliche Umstoßung jenes Straferkenntnisses öffentlich anzuerkennen, obschon man allenthalben mit großer Zuversicht darauf gewartet hatte. Dieselbe Vorsicht beobachtete ihr Sohn und Nachfolger, König Johann VI., gleichfalls aus unbekannten Gründen, so sehr man sich auch für die Ehrenrettung der Verurtheilten verwendete. Die Familienglieder des Hauses Tavora nahmen nun den Namen ihrer Mutter und Großmutter, die eine Tochter des Herzogs von Cadaval war, Lorena an und wurden auf verschiedene Weise versorgt. Die Herzogin von Aveiro war im Gefängnisse gestorben, und ihr einziger Sohn behielt nur den Familiennamen Mascarenhas nebst einem spärlichen Gnadengehalte, welchen die Königin ihm aussetzte.

Was nun die Jesuiten belangt, welche gleich nach Beendigung des Hochverrathsprocesses der bekannte harte Schlag traf, so ließ der Minister Carvalho in der Nacht vom 11. zum 12. Januar 1759 die Angesehensten von ihnen, welche bisher nebst ihren übrigen Genossen in ihren Ordenshäusern streng bewacht worden waren, in die Kerker zu Belem werfen. Darunter waren der Provinzial und der Generalprocurator des Ordens, die Beichtväter der königlichen Familie und ehemaligen Lehrer der königlichen Kinder, nebst dem heiligen Gabriel Malagrida, einem Mailänder, dem Pater Johann Alexander, einem Irländer, und Pater Johann von Mattos aus Portugal. Die drei letzten sind zwar in den Proceßacten und im Straferkenntnisse vom 12. Januar öfters erwähnt worden, der Beweis zu ihrer Theilnahme an der Verschwörung aber war blos auf Geständnisse gestützt, welche von einigen Zeugen und drei Angeklagten durch die Folter ausgepreßt worden waren. Jedoch wurde ihnen auf den Grund verschiedener Gerüchte noch Manches zum Vorwurfe gemacht, was gewiß wol die begründeten Vorurtheile gegen sie bestärkte. Denn der Minister hätte gern den ganzen Orden mit in die Untersuchung gezogen, da er eben mit ihm im Streite über die Herrschaft lag und es in der That nicht unwahrscheinlich ist, daß die Jesuiten auf den Sturz des Ministers eifrig hingewirkt hatten. Sie konnten ja nach den Vorfällen in Südamerika den Verlust großer Vortheile voraussetzen. Allerdings wollte sie Carvalho mit Beziehung auf den Mordversuch am Könige vor ein dazu eigens bestelltes Gericht ziehen und der Papst hatte auch den Plan genehmigt; allein der Minister stand bald wieder davon ab und überlieferte blos den Pater Malagrida der Inquisition, die ihn als Ketzer und Gotteslästerer am 21. September 1761 öffentlich verbrennen ließ[18]. Der erste Inquisitor gab zur Feier dieses Tages ein prächtiges Fest im Dominikanerkloster.

Gegen alle andere Jesuiten im Lande wurde durchgehends mit Strenge in anderer Weise verfahren — die in Ost- und Westindien waren bereits in Haft und ihrer Güter beraubt worden. Am 19. Januar 1759 verloren sie auch im Mutterlande alle ihre Güter und Habseligkeiten, welche der Staat in Beschlag nahm und meistens zu gemeinnützigen Zwecken verwendete, und am folgenden 5. Februar dazu noch ihre Freiheit. Dem Papste wurde am 20. April eine Denkschrift zugefertigt, in welcher die Gründe entwickelt waren, weshalb sich der König berechtigt glaubte, gegen den ganzen Orden erbittert zu sein und ihn nicht länger in seinem Reiche zu dulden. Clemens XIII. bat wenigstens für die Unschuldigen des Ordens, und der König selbst warnte seinen Minister, ihn mit dem heiligen Stuhle deshalb in einen Streit zu verwickeln, allein dieser ließ im Laufe der Verhandlungen ihn nur wissen, was dieser bigotte Fürst eben wissen sollte. Mit eiserner Festigkeit schritt er auf seiner Bahn fort, ohne sich durch das überall erhobene Geschrei gegen seine Mishandlungen des Ordens irre machen zu lassen. Seine Ansichten über die Gefährlichkeit und Verderblichkeit desselben ließ er drucken und allenthalben verbreiten. Auch wußte er vorher, daß man in Spanien, Frankreich und Neapel bald zu ähnlichen Maßregeln greifen würde; indessen darf man bei seinem Verfahren gegen den verhaßten Orden freilich nicht nach Recht und Gerechtigkeit fragen, wiewol es für Portugal und ganz Europa wohlthuend war, daß seine Kühnheit den Anfang machte, dieses verderbliche Institut zu zerstören und sich, wie seine ärgsten Feinde behaupten, keine Mühe verdrießen ließ, noch Kosten sparte, dasselbe auch in andern europäischen

---

18) Dieser hochbejahrte Greis war früher schon für einfältig und blödsinnig und zuletzt gar für verrückt und für einen Dnanisten gehalten worden. Nach Nachrichten bei von Murr hatte er in portugiesischer Sprache — Manche sagen im Gefängnisse — das Leben der heiligen Anna beschrieben und darin die abgeschmacktesten Dinge behauptet, welche ihm auch die Inquisition zum Vorwurfe machte, als z. B. die heilige Maria habe im Bauche ihrer Mutter Lateinisch gesprochen. Es gab aber schon, nach von Junck, ähnliche lächerliche Schriften von andern Verfassern, als zwei Biographien Christi im Bauche der Jungfrau Maria und ein Leben der Maria im Bauche der heiligen Anna. Malagrida's Proceß wurde gedruckt, und die französische Übersetzung davon: Procès-verbal de condamnation de G. Malagrida, Jesuite, par l'Inquisition de Portugal etc. erschien zu Amsterdam 1762.

Staaten zu vernichten. Am 3. September 1759 endlich erschien auf seinen Betrieb die königliche Verfügung, welche den Jesuitenorden in allen portugiesischen Staaten aufhob und dessen Glieder ohne Ausnahme als Verräther, Rebellen und Feinde des Reiches erklärte. Noch im Herbste desselben Jahres wurden in verschiedenen Transporten über 500 Jesuiten auf Schiffen aus dem Reiche geschafft und zu Civita vecchia ans Land gesetzt, nachdem sie unterwegs lauter Ungemach hatten ausstehen müssen. Ein Gleiches geschah nach und nach mit allen Jesuiten in den Colonien, die bei den langwierigen Überfahrten überdies noch harter Behandlung ausgesetzt waren. Mehr als Hundert von ihnen, meist Vorsteher der Collegien und andere vornehme Häupter des Ordens, blieben in den gräßlichen Kerkern zu Lissabon und Junqueira zurück; 72 derselben erhielten 1767 auf Fürbitte der Kaiserin Maria Theresia ihre Freiheit und wurden im Herbste desselben Jahres ebenfalls nach Civita vecchia gebracht; die Übrigen hingegen, deren Zahl sich nicht genau angeben läßt, erhielten, soviel ihrer (etwa 60) noch am Leben waren, erst nach Pombal's Sturze die Freiheit wieder. Die Inländer wurden alsdann versorgt und die Ausländer mit Schonung nach ihrer Heimath gesendet [19]).

Dieses heftige Verfahren brachte den frommen König Joseph ins größte Gedränge, da er zu Allem doch seine Zustimmung geben mußte, und seine Angst dabei schwächten blos die Vorstellungen seines Ministers, daß er nur Gift und Dolch von den Jesuiten zu befürchten hätte. Daher auch der Streit mit dem heiligen Stuhle seinen ungehemmten Fortgang behielt und die erste passende Gelegenheit zum Bruche mit demselben benutzt wurde. Derselbe erfolgte auch wirklich am 2. Juli 1760, sobald der päpstliche Nuntius Acciajuoli schimpflich aus dem Reiche gewiesen worden war. Die Veranlassung hierzu gab die am 6. Juni gedachten Jahres gefeierte, bis dahin geheim gehaltene Vermählung der Kronprinzessin Maria Franziska mit ihrem Oheime, dem Infanten Peter, der Großprior von Crato war. Alle fremde Gesandten bekamen hiervon Anzeigen, nur der bereits verhaßte Nuntius nicht. Natürlich nahm dieser, als auf seine Beschwerden keine gnügende Antwort erfolgte, keinen Antheil an den Glückwünschen und Freudensbezeugungen, er erleuchtete auch während der Festlichkeiten seinen Palast nicht, sondern ließ sich beim Infanten Peter deshalb entschuldigen. Der Oberkammerherr dieses Prinzen, der die Entschuldigung überbrachte, wurde verhaftet, wie Gegner des Ministers erzählen, der Nuntius selbst aber am 15. Juni unter militairischer Bedeckung schleunigst an die spanische Grenze gebracht und dort seinem Schicksale überlassen [20]). Der Papst erhielt zugleich Nachricht vom Betragen seines Nuntius zu Lissabon, welches verwerflich genannt wurde, mit Angabe der Gründe, weshalb ihm die Vermählung der Königstochter nicht unmittelbar und förmlich hätte angemeldet werden können. Eine päpstliche Erklärung kündigte nun, wie oben schon gesagt, den Bruch an. Der portugiesische Botschafter verließ Rom und nahm seinen Wohnsitz in Toscana, von wo aus er eine Menge Schriften vertheilte, die gegen Rom und die Jesuiten gerichtet waren. Da nun aber kein Bannstrahl erfolgte, so wurde auch der Bruch so streng nicht gehalten und bald traten wieder einiger Verkehr und einzelne Begünstigungen ein, obschon Carvalho fortfuhr, die Macht des heiligen Stuhls zu schwächen, sowol durch kränkende Schriften, die sein Ansehen verkleinerten und schwächten, als auch durch eigenmächtige Schritte gegen Klöster und Weltgeistliche. Die stolze Nachtmahlsbulle von Pius V. wurde unterdrückt, und was Clemens XIII. zur Erhaltung der Jesuiten that und schrieb, öffentlich widerlegt. Erst unter Clemens XIV., welcher für klug hielt, die Eingriffe der portugiesischen Regierung in die kirchlichen Vorrechte zu übersehen, erfolgte die völlige Aussöhnung zwischen beiden Höfen. Seit Ende Juni's 1770 erschien ein Nuntius wieder zu Lissabon, erhielt aber die Vorrechte beiweitem nicht, die ehedem der Stellvertreter des heiligen Vaters dort genossen hatte. Er behielt blos den Rang eines einfachen Gesandten bis zu Carvalho's Sturze.

So war denn die Macht des Papstes, mit welcher derselbe bisher über Portugal geherrscht hatte, gänzlich gebrochen, und Alles, was die Rechte der weltlichen Herrschaft durch sie verletzen konnte, unterdrückt worden. Wenn aber dies Alles zur Aufklärung des verfinsterten Volkes nicht mitwirkte, so lag es in dem Mangel an Geneigtheit und Vorbereitung dazu. Nur gewaltsame und heftige Mittel wurden bei der allgemeinen Verblendung, von welcher auch der Hof nicht frei gesprochen werden kann, angewendet, und diese unterdrückten die segensreichen Wirkungen einer vernünftigen Aufklärung wieder, da der Ungestüm der Maßregeln nur Unfolgsamkeit oder doch halsstarrige Verstellung im Volke erweckte. Indessen war es ein Verdienst der Regierung, daß sie durch Schriften und Verfügungen die Religion von Aberglauben, Fanatismus und pfäffischer Verschrobenheit zu reinigen suchte. In seiner Bekanntmachung, wodurch den Jesuiten der Schulunterricht in Portugal entzogen worden war, deckte Carvalho die Beschaffenheit und den Gehalt ihres Unterrichts wie ihres verderblichen Einflusses auf die Jugend auf. Der Unterricht wurde nun auf ganz neue Grundsätze gebaut und nach einer veränderten Methode betrieben. Durch eine mäßige Erhöhung der Accise ward der Minister in den Stand gesetzt, 837 neue Lehrerstellen an Elementarschulen, woran es in den kleineren Städten gänzlich gemangelt haben soll, zu gründen. Ob oder wie viel er für den Jugendunterricht auf dem Lande gethan hat, wird nicht erzählt. Die Universität zu Coimbra, welche in Verfall gerathen war, wurde von Grund aus reformirt. Der Minister vom Könige besonders dazu durch unbeschränkte Vollmacht ermächtigt, bereitete die Gemüther durch eine Schrift darauf vor. Nach dem Muster guter auswärtiger Anstalten dieser Art schuf er die portugiesische um, damit Fanatismus und Aberglaube desto gründlicher getilgt werden sollten.

19) Am 29. Sept. 1773 wurde in Portugal ein feierliches Dankfest gehalten wegen der allgemeinen Aufhebung der Jesuiten durch den Papst.

20) Vgl. hierüber (Lebret's) Ausführlichen Bericht wegen der Verstoßung des päpstlichen Nuntius, Cardinals Acciajuoli, aus Lissabon. (1761. 4.)

Nur Lehrer, die ihm tüchtig erschienen, wurden auf die Lehrstühle, die ansehnlich vermehrt wurden, gesetzt, und da es im Lande an dergleichen Leuten fehlte, so mußten Ausländer berufen werden. Für Naturgeschichte und Mathematik, welche Wissenschaften bisher gänzlich vernachlässigt worden waren, wurde durch Gründung neuer Lehrerstellen gesorgt. Es wurden ferner Cabinete für Naturgeschichte, Medicin und Chemie und eine Sternwarte errichtet, sowie die Universitätsgebäude erweitert. Die Ferien wurden auf zwei Monate beschränkt und die Studenten, deren Hauptbeschäftigung zuvor Fertigung von Zahnstochern gewesen sein soll und die übermäßig lange Ferien gehalten hatten, wurden zum Fleiß und zur Ordnung angehalten[21]). Am 1. October 1772 erfolgte die feierliche Einweihung der Anstalt. Viel früher war das Jesuiten-Noviziat zu Lissabon in ein Adelscollegium (Ritterakademie), umgeschaffen und den 19. März 1766 eröffnet worden, nachdem sich der König zum unmittelbaren Oberhaupte und Beschützer desselben erklärt hatte. Die Anstalt machte indessen kein Glück, weil der vorurtheilsvolle Adel für Thätigkeit und Geistesbildung geringe Empfänglichkeit bewies; sie ging bald wieder ein und in die Gebäude derselben wurde nachmals die polytechnische Schule verlegt. Eine ähnliche Anstalt für Bürgerliche erstand zu Mafra und eine Handelsschule zu Lissabon, in welcher die Theorie des Handels in ihrem ganzen Umfange gelehrt wurde. Eine Art von Gewerbsschule gründete der Minister ebendaselbst, indem er die armen und verwahrlosten Kinder ohne Umstände, wo man sie fand, aufgreifen und unter Aufsicht im Arsenale einschließen ließ, wo sie acht Jahre hindurch für den Künstler- und Handwerkerstand vorbereitet wurden. Die Leitung des gesammten Unterrichtswesens erhielt ein aufgeklärter und gebildeter Mann, der Kammerherr Thomas von Almeida[22]). Minder löblich, und zwar wegen der einseitigen Ansicht von der Politik, war die Veränderung, welche im April 1768 mit der Censur vorgenommen wurde. Die Inquisition, in deren Händen sie bisher gewesen, verlor sie und sie ging an ein unter dem Namen Regia mensa censoria gegründetes Collegium über, das aus geistlichen und weltlichen Personen bestand. Der Präsident desselben hatte sieben ordentliche und zehn außerordentliche Deputirte neben sich. Sie verboten natürlich lauter Bücher und Zeitschriften, die gegen des Ministers Ansichten und eben nicht sehr durchgebildeten Geschmack waren, wodurch der Aufklärung die vielseitige Richtung, welche wahrhaft fördern konnte, genommen wurde, und die Anstalt blieb demnach so streng, als sie vielleicht noch nie in Portugal gewesen war; denn Carvalho hinderte alle Mittel der Aufklärung, die seinen meist despotischen Grundsätzen entgegen waren. So duldete er keine politische Zeitung, weil er fürchtete, die Portugiesen würden gefährliche Schwätzer werden. Mit Spanien und dem übrigen Auslande litt er nur ein Mal wöchentlich den Postenlauf. Nur er wußte, was außerhalb des Königreichs vorging, seine Portugiesen hingegen blieben darin unwissend. Er beförderte blos andere unschädliche Kenntnisse und philosophische Ideen, und gewiß auch diese nicht in ihrem vollen Umfange[23]). Endlich wurde noch im folgenden Jahre eine königliche Druckerei hergerichtet.

Mit gleicher Strenge und Heftigkeit wurden auch die Klöster reformirt, wenngleich die Verbesserung ihrer Disciplin dabei vernachlässigt blieb. Es scheint blos auf allmälige Aufhebung derselben abgesehen gewesen zu sein. Denn die Aufnahme von Novizen wurde untersagt, um die Bevölkerung der Klöster zu vermindern. Nur einzelnen wenigen Orden wurde späterhin der Zuwachs an Mitgliedern wieder gestattet, sobald der König seine Zustimmung zur Aufnahme gegeben hatte. Sonst aber wurden je zwei Klöster gewöhnlich in eins verschmolzen, und Reisende versichern aus jener Zeit, daß die 600 Klöster im Lande nach und nach auf die Hälfte herabgesetzt worden wären. Den Franziskanern schrieb der Minister Regeln vor, den Augustinern nahm er drei Klöster und versetzte sie sammt ihren Gütern nach Mafra, nachdem er die Minoriten daselbst anderwärts untergebracht hatte. Den Mönchen überhaupt wurde die Freiheit ertheilt, am weltlichen Leben Theil zu nehmen, in der Voraussetzung, daß sie damit keinen Misbrauch zum Nachtheile ihrer öffentlichen Achtung treiben würden. Dies geschah aber nicht, sie überließen sich vielmehr einem ausschweifenden Lebenswandel; indessen wurden nur solche Klosterbrüder streng bestraft, die politisch verdächtig erschienen, oder sich sonst grobe Vergehen hatten zu Schulden kommen lassen. Ebenso mislich blieb die Verbesserung der Nonnenklöster, obgleich auch hier exemplarische Strenge angewendet wurde. Die Aufhebung und Zerstörung mancher Klöster hatte keinen Nutzen weiter, als die Bereicherung der Staatscasse. Würdiger war das Gebot von 1752, daß kein Kloster reiche Mädchen aus Brasilien noch ferner, wie es bisher geschehen war, kommen lassen und sie in der Absicht, sich mit ihrem Erbtheile zu bereichern, zu Nonnen machen sollte. Ausgelassenheit und Ausschweifungen blieben nach wie vor in den Klöstern herrschend und Ausländer, die sie besuchten, können besonders die Liederlichkeit der Nonnen nicht arg genug schildern. Die vielen unnützen Brüderschaften wurden gänzlich aufgehoben und ihre Einkünfte an die Armen vertheilt.

Weit erfolgreicher erzeigte sich die Veränderung mit der Kirche und deren Dienern. Anerkennung verdiente die Beschränkung der geistlichen Gerichtsbarkeit, wie die vielleicht nur zu mäßige Verminderung der überflüssigen Menge von Feiertagen und die Abschaffung vieler nichtssagender kirchlicher Gebräuche, wobei jedoch, wenn sich die Gelegenheit darbot, Zwang angewendet wurde[24]).

21) Umständliche Nachrichten von dieser neuen Schöpfung gibt die kleine teutsche Schrift, welche 1781 zu Stendal unter dem Titel erschien: Etwas Neues aus Portugal.

22) Daß den Dominikanern der Unterricht der portugiesischen Jugend angetragen worden sei, diese sich aber entschuldigt hätten, wie Einige behaupten, mag wol nur für den großen Mangel an Lehrern sprechen; außerdem aber war Carvalho mit ihnen gewiß ebenso unzufrieden, als mit den andern Mönchsorden.

23) Archives littéraires de l'Europe. XI, 160.

24) Hierbei ging der Minister gleichwol nicht so rasch zu Werke, als man

So sah sich ein Oberster, der einst bei dem Marineminister in der Fastenzeit zur Tafel eingeladen war, genöthigt, trotz seiner Gewissensbisse Butter zu essen, wenn er nicht der höchsten Ungnade sich aussetzen wollte. Der Misbrauch der frommen Legate wurde sehr beschränkt und dabei verordnet, daß die Fideicommisse ohne königliche Genehmigung nicht gültig sein sollten. Erleichterung gewährten die Beschränkung der zahlreichen Todtenmessen und die vorgeschriebene Feststellung ihres Preises. Wenn aber die Kosten des prächtigen Patriarchats beschränkt, die Verwaltung seiner Güter der königlichen Kammer übertragen und manche überflüssige Stellen dabei eingezogen wurden, so bleibt dagegen auffallend, daß die schnöde Betrügerei mit der Kreuzbulle erneuert und die damit verknüpfte lächerliche Procession zur Vermehrung der Einnahmen weit prächtiger gehalten wurde, als der Umzug am Frohnleichnamsfeste[25]), während doch die Aufhebung des verderblichen und bisher gemisbrauchten Unterschiedes zwischen alten und neuen Christen echtchristliche Gesinnung verrieth[26]). Die Geistlichen, welche Carvalho das gefährlichste Ungeziefer für den Staat nannte, erlitten durch ihn mancherlei harte Unbillen, wenn sie sich seinen Grundsätzen nicht fügen wollten. Freilich suchten die rachsüchtigen Priester seine Neuerungen zu schmähen und von den Kanzeln herab lächerlich zu machen, während sie sonst noch, so oft sie konnten, heimlich Ränke gegen ihn schmiedeten. Daher mußten sie auch dafür schwer büßen. Einkerkerung war ihr gewöhnliches Loos. Der Bischof von Coimbra, der ihn öffentlich der Ketzerei beschuldigte und die Besorgniß aussprach, daß davon der Hof und das ganze Königreich ergriffen werden würde, verlor sein Amt und kam ins Gefängniß. Mehre andere Geistliche, die seinem Beispiele folgten oder Schlimmeres im Sinne hatten, erlitten dasselbe Schicksal oder Verbannung in die Colonien.

Auch die Gerechtigkeitspflege erhielt bei der Masse von Gesetzen, die erlassen wurden, wesentliche Verbesserungen, namentlich wurde der Gang der Processe vereinfacht und das Recht selbst, oft nur auf willkürliche und persönliche Meinungen und Urtheile gestützt, auf die Ansprüche der strengen Gerechtigkeit wie auf sichere Quellen zurückgeführt, die entweder in den einheimischen Gesetzsammlungen, oder, wenn diese nicht ausreichten, in fremdem Rechte, das dann seine Gültigkeit hier bekam, gesucht wurden. Unter den Verordnungen dieser Art fand ein Gesetz von 1774 großen Beifall, das selbst England beschämte; es entzog die Schuldner der Verfolgung und Haft ihrer Gläubiger und gebot dafür eine billige Maßregel, wonach die begründeten Foderungen der Letztern befriedigt werden konnten. Ebenso schätzenswerth waren die Anordnungen, um den Negersclaven und Indianern ein besseres Loos zu bereiten. Die Indianer in Brasilien erhielten volle Freiheit und ebendiese bekamen auch die Neger insgesammt, welche nach Portugal herübergebracht wurden. Auch die Polizei erhielt Verbesserung und Verschärfung, und die wohlthätigen Folgen davon zeigten sich bald in der Hauptstadt zur Beruhigung derer, welche Sicherheit, Ruhe und Reinlichkeit in den Straßen liebten, woran früher gänzlicher Mangel gewesen war. Alle diese und viele andere Einrichtungen bewirkten indessen nach allen Richtungen hin im Volke großen Haß, heimliche Tücke und Meuterei, während die Faction des Adels gegen das neue Regierungssystem immer noch nicht vollkommen gedämpft war. Angeberei wurde zur bezahlten Tugend, das Volksleben blieb von Schlechtigkeiten überfüllt und die Sittenverbesserung machte keine Fortschritte[27]). Daher auch seit dem Aufstande zu Oporto ein Gesetz bekannt gemacht wurde, welches jeden Widerstand gegen die königlichen Verordnungen für ein Majestätsverbrechen erklärte. Hinrichtungen und Einkerkerungen nahmen sonach kein Ende, die Gefängnisse blieben stets angefüllt und die Zahl der Verbannten, Eingesperrten und Hingerichteten wuchs außerordentlich stark an. Außer der Inquisition wirkte in diesem peinlichen Verfahren noch das berüchtigte Inconfidenzgericht, das seit seiner Gründung zu Ende 1758 in voller Thätigkeit blieb und großes Unheil in Familien, unter Freunden und Verwandten verursachte[28]). Die natürliche Folge von dieser seltenen Härte war, daß sich Carvalho nie ohne Leibwache, die ihm seit Entdeckung jener Verschwörung gegen den Monarchen zugestanden worden war, außerhalb seines Hauses sehen lassen durfte. Auch der zaghafte König, der zwar mit aller erdenklichen Vorsicht in Acht genommen wurde, ließ den Gedanken an neue Mordversuche niemals wieder fahren, sondern seine Furcht steigerte sich von Jahr zu Jahr durch absichtlich genährten und oft gemisbrauchten Argwohn[29]). Ganz grundlos waren jedoch die Besorg-

---

glauben könnte. Er ließ immer noch viele solche unnöthige Feste und Gebräuche, sodaß sich die Ausländer in ihren Reiseberichten äußerst tadelnd darüber aussprechen; ja Gegner Carvalho's haben in von Murr's Journale gradezu behauptet, derselbe habe nicht einen einzigen Festtag abgeschafft.

25) Die Kreuzbulle hatte König Philipp II. von Spanien von Gregor XIV. 1591 bekommeh, angeblich zur Erhaltung der portugiesischen Festungen in Afrika. Er führte sie ein, und seine Nachfolger ließen sie alle drei Jahre erneuern; aus Misbrauch erhielt ihre Kraft eine willkürliche Ausdehnung. Heinze, Europäische Staatskunde. I, 350. 26) Unter neuen Christen verstand man in Portugal die Nachkommen von bekehrten Mauren und Juden, sowie von Ketzern; unter alten aber solche, deren Vorfahren unbescholtene Christen gewesen waren.

27) Seit dem großen Erdbeben 1755 bestand ein Gesetz, das Jedem, der Leute anzeigte, welche von der Regierung oder den Ministerialbeamten schlecht gesprochen hatten, eine ansehnliche Belohnung zusicherte. 28) Zu seiner Entschuldigung wegen dieser Grausamkeit sagte Carvalho dem Herzoge von Chatelet, der ihn in seiner Verbannung zu Pombal besuchte: „War ich grausam, so gebot die Nothwendigkeit, hart zu strafen. Kündigte ich des Königs Befehle an, und man verschmähte es, ihnen zu gehorchen, so mußte man dann zur Gewalt schreiten. Gefängnisse und Kerker waren die einzigen Mittel, dieses verblendete und unwissende Volk zu bändigen.“ Das Hauptgefängniß für die Staatsverbrecher befand sich in der kleinen Festung Junqueira, eine Stunde weit von Lissabon. Eine gute Beschreibung davon liefert nebst belehrenden Nachrichten über die vornehmsten Gefangenen daselbst, folgendes Büchelchen: Des Herrn Marquis Johann von Alorna Beschreibung der Gefängnisse von Junqueira in Portugal u. s. w. Teutsch von Eckart und herausgegeben von Murr. (Nürnberg 1803.) 29) Daß damit öffentlich Misbrauch getrieben wurde, beweist unter An-

nisse keineswegs, zumal da er am 3. December 1769 auf der Jagd bei Villaviçosa, wo er sich von seinem Gefolge abgesondert hatte, von einem abgedankten Artilleristen meuchlerisch angefallen und nur erst durch herbeigeeilte Hilfe aus der augenscheinlichsten Lebensgefahr gerettet wurde. Da artete freilich seine Unruhe in ein so übermäßiges Mistrauen aus, daß er die Zahl der wöchentlichen Audienzen sehr beschränkte, und wenn er deren zu geben genöthigt war, so schloß er sich am Ende des Audienzsaales auf einer erhöhten Stelle ein und hörte seine Unterthanen in gewisser Entfernung durch ein Gitter an oder reichte ihnen auch von da aus die Hand zum Küssen. Diese übertriebene Ängstlichkeit erhielt bald ihren Spott und man pflegte von einer Audienz im Schlosse zu sagen: Laßt uns gehen und den König in seinem Käfig sehen! In der Regel wurden nur Solchen Audienzen zugestanden, welchen es der Minister erlaubt hatte. Es war sonach kein Wunder, wenn reisende Ausländer aussprengten, daß Joseph in den drei letzten Jahren seines Lebens Niemanden mehr vor sich gelassen habe. Gewiß ist, ausländische Söldner dienten zur Bewachung seiner Wohnung und auch in der Hofküche wurde das Personal verändert. Der Infant Peter, der seines Bruders Mistrauen bald wahrgenommen hatte, ging ihm nicht von der Seite, begleitete ihn auf allen Spaziergängen, wohnte mit seiner Familie bei ihm in einem engen Schlosse und suchte ihm jeglichen Argwohn zu entreißen. Dies gelang aber nicht; König Joseph wurde vielmehr selbst gegen seinen Bruder mistrauisch, überraschte ihn oft in seinem Cabinete, in der Absicht, etwa eine verdächtige Person dort anzutreffen, und häufig kehrte er wieder, auch seine Papiere und Bücher zu untersuchen, obschon sich der Infant immer bemüht haben soll, jenen von seiner unveränderlichen Liebe und Treue zu überzeugen. Die natürlichen Brüder des Königs, Anton, Kaspar und Joseph, die als legitimirte Söhne Johann's V. den Namen Braganza führten, waren als Misvergnügte nach und nach vom Hofe entfernt worden [30]). Don Joseph, der Großinquisitor war, weigerte sich einst unter dem Beistande Don Anton's, dem Buche de potestate regia in ecclesiasticos das verlangte Imprimatur zu geben, so standhaft und verletzend, daß Beide sofort in ein entlegenes Gefängniß, welches sie im Karmeliterkloster Bossaco erhielten, verwiesen wurden. Das erledigte Großinquisitoriat bekam ein Bruder des Ministers Carvalho. Don Kaspar, Erzbischof von Braga, war zwar vorsichtiger, wagte aber doch nicht aus dem Bereiche seines Erzstiftes zu treten, da er stets auch Gefangenschaft befürchtete. Ein vierter legitimirter Infant von Braganza, Don Johann, der natürliche Sohn vom Infanten Franz, dem Oheime Joseph's, wurde zeitig aus dem Lande gejagt, wenn er nicht aus Vorsicht freiwillig auf Reisen gegangen war, um seine bedrohte Freiheit zu bewahren. Er nahm zuletzt Dienste in Österreich und kehrte erst nach Pombal's, seines Feindes, Sturze in die Heimath zurück. Die Königin Maria Franziska nahm alle diese Prinzen bei ihrer Thronbesteigung wieder zu Gnaden und Ehren an. Die übrigen rechtmäßigen Verwandten des Königs männlichen Geschlechts waren in den ersten Jahren seiner Regierung gestorben und somit gewiß manchem Ungemache entgangen, das sie sonst erwartet haben würde.

Der furchtsame König blieb gegen seinen gewaltigen Günstling gleichwol nicht unerkenntlich, obschon viele von den Unternehmungen desselben seinen und seiner Familie Beifall nicht fanden. Am 6. Juni 1759 ernannte er den Minister zum Grafen von Deyras, den 17. Sept. 1770 zum Marquis von Pombal und außer manchen leiblichen Vortheilen, die ihm seine Gunst zuwandte, zeichnete er ihn zuletzt noch mit der Ehre aus, daß sein Brustbild von Marmor am Fußgestelle der bronzenen Reiterstatue des Königs angebracht wurde. Diese Bildsäule enthüllten am 6. Juni 1775 der Minister Pombal und sein ältester Sohn feierlich und mit großem Gepränge. Sie steht auf dem großen Handelsplatze zu Lissabon. Joseph sitzt geharnischt zu Pferde und durchbohrt mit einer Lanze den Kopf eines Drachen, womit die Verschwörung gegen sein Leben angedeutet sein soll. Ein hölzernes, stark vergoldetes Geländer umgab das Denkmal. Nach Joseph's Tode wollte der aufgereizte Pöbel Pombal's Medaillon am Standbilde nicht mehr dulden: er warf mit Steinen und Koth darnach und drohte, die ganze Bildsäule umzuwerfen. Man zog schleunigst Wachen davor, und in einer Nacht wurde das Medaillon auf Befehl der Königin wieder herausgehauen und ein anderes hineingebracht, das ein segelndes Schiff, das Wappen der Stadt Lissabon, vorstellte. Auch wurden in der Inschrift die Pombal betreffenden Worte wieder ausgelöscht [31]).

Was die Politik des Königs nach Außen betrifft, so suchte sein Minister das gesunkene Ansehen des portugiesischen Staates wieder zu heben. Mit den nordischen Mächten wurden Handelsverträge abgeschlossen, die aber von den trägen Portugiesen wenig benutzt wurden. Es fehlte ihnen überdies noch, wie dem ganzen Staate, an Mitteln, dem verfallenen Handel einen nachdrücklichen Aufschwung nach allen Richtungen hin zu geben. Gegen England, das Portugal in gewisser Abhängigkeit oder doch in einer Art von schuldiger Verbindlichkeit zu er-

---

dem das ausgestreute Gerücht, der Minister habe die Bande fremder Maulthiertreiber, welche sich 1767 auf portugiesischem Boden blicken ließ, für verkleidete Jesuiten angesehen, die nach dem Leben des Königs trachten wollten.

30) Anton war den 1. Oct. 1713, Kaspar den 8. Oct. 1716 († 1789) und Joseph den 8. Sept. 1720 geboren worden. Der Erste und Letzte lebten noch zu Anfange gegenwärtigen Jahrhunderts.

31) Die Inschrift am Sockel des Standbildes lautet in goldenen Buchstaben: Senatus Populusque Vlyssiponensis Josepho I., Regi Fidelissimo, Augusto, Pio, Patri Patriae, novae urbis aedificatori, in perpetuae gratitudinis monumentum, *adiuvante Marchione Pombalio*, Equestrem hanc statuam, ex aere fusam, erigi curavit. Übrigens wurde auch zum Andenken dieser Bildsäule zur Zeit ihrer Aufstellung eine Medaille geschlagen, welche auf der einen Seite die Reiterstatue mit der Inschrift Magnanimo Restauratori, auf der andern die Stadt Lissabon in einer gekrönten, mit Baukünstlern und Kriegern umgebenen weiblichen Gestalt darstellt und zur Umschrift die Worte hat: Post fata resurgens.

halten wußte, zeigte Pombal zwar bei verschiedenen Gelegenheiten große Kraft, ließ es aber nie mit dieser Seemacht zu einem Bruche kommen. Gegen die Bourbonischen Höfe verrieth er gewöhnlich große Abneigung aus begründeter Vorsicht. Die Spanier waren in ganz Portugal verhaßt. Die Anhänglichkeit der Königin an ihre Geschwister zu Madrid milderte die Erbitterung und erleichterte auch zu Zeiten die wechselseitige Annäherung beider Höfe. In Madrid und zu Paris faßte man den Plan, Portugal in einen Familienverband zu bringen und von England gänzlich zu trennen, besonders als jene beiden Höfe in Krieg mit dieser Seemacht verwickelt waren. Als nun im August 1761 König Karl III. von Spanien sich mit Frankreich durch den bekannten Familienvertrag eng verbunden hatte, beschlossen die Spanier und Franzosen mit Portugal gemeinschaftliche Sache gegen die Engländer zu machen. Der König von Spanien wies in einem Briefe an Joseph die militairische Ohnmacht Portugals nach, und erbot sich zum Beistande gegen England, wenn dieses den Abfall rächen würde. Pombal hielt die Unterhandlungen hin, als aber die französischen und spanischen Botschafter plötzlich mit Drohungen verlangten, der König solle seiner Verbindung mit England entsagen, ihm seine Häfen verschließen und seine Truppen mit den Spaniern und Franzosen vereinen, da erklärte der gereizte Minister, dem man keine lange Bedenkzeit zugestand: eher werde sein König die Dachsteine von seinem Palaste verkaufen, als solche erniedrigende Bedingungen eingehen. Die schnelle Abreise der Gesandten war die Kriegserklärung. Im Mai 1762 rückte wirklich ein spanisches Heer von 40,000 Mann ins portugiesische Gebiet und besetzte die Provinz Tras los Montes. Die Engländer rissen nun, als getreue Bundesgenossen, die Portugiesen aus der größten Verlegenheit.

Bisher war zwar versucht worden, das portugiesische Heer in eine bessere Verfassung zu bringen; allein die pfäffische und mönchische Disciplin, an welche das Volk gewöhnt war, hatte in demselben allen kriegerischen Geist unterdrückt, und die Truppen waren soweit herabgekommen, daß sie Baretti, der sie 1759 sah, in Übereinstimmung mit andern Reisenden, mit einer Bande von Zigeunern, Bettlern oder Räubern vergleichen konnte. Ihr Generalfeldmarschall war der heilige Anton von Padua, der Schutzpatron Portugals. Viele Officierstellen in der Armee waren erledigt geblieben, weil man seit der Verschwörung gegen des Königs Leben für vorsichtig hielt, keine Beförderungen vorzunehmen, wenngleich das Heer keinen Verdacht der Meuterei erweckt hatte. Jetzt aber, da der Krieg mit Spanien ausbrach, mußte das zerlumpte Gesindel zur Vertheidigung des Vaterlandes organisirt werden. England sandte sogleich, als die Gefahr hereinbrach, den alten Lord Tirawley, einen geborenen Irländer und gewesenen Liebling Königs Johann V., nach Lissabon, um die Mittel zu erforschen und zu verabreden, mit welchen dem bedrängten Königreiche geholfen werden könnte. Der Lord, von jeher gegen die Portugiesen nicht ohne Unrecht eingenommen, zerfiel bald mit dem Marquis von Pombal in seinen Berathungen wegen der Kriegsrüstungen und verließ den Hof unter dem Vorwande, die Bäder in Cintra zu gebrauchen. Am 29. Juli 1762 schiffte er sich wieder nach England ein, ohne an den Vertheidigungsanstalten persönlichen Antheil genommen zu haben. Zuvor aber waren 6000 und etliche hundert Mann englische Hilfstruppen gelandet, und zur Oberleitung des Kriegswesens hatte der britische Hof den sehr erfahrenen Grafen Friedrich Wilhelm Ernst von Lippe-Bückeburg, der sich im siebenjährigen Kriege unter den Preußen vorzüglich ausgebildet und ausgezeichnet hatte, empfohlen. Dieser Graf, gewöhnlich Wilhelm von Bückeburg geheißen, kam am 16. Juli gedachten Jahres in Portugal an und bezog für einige Tage in der Nachbarschaft von Belem zu Petrousa ein Haus, das der König Joseph zu seinem Empfange hatte zubereiten lassen. Der heilige Anton mußte nun zurücktreten und einem Ketzer aus Teutschland Platz machen [32]). Graf Wilhelm erhielt die Bestallung eines Generalfeldmarschalls mit 20,000 Crusaden, welchen Gehalt er aber, wie sein treuer Gefährte von Junck versichert, wieder zurücksandte, sondern nur Geschenke von Diamanten und Gold annahm. Der König übergab ihm unbeschränkte Vollmacht in den Kriegsangelegenheiten und ertheilte ihm, wie einem Reichsfürsten, noch den Titel Alteza (Hoheit), was in Portugal, wegen der bekannten Eifersucht auf äußere Ehre, sehr viel sagen will. Der Graf ging nun zum Heere ab, das 16,500 Mann stark, wenn nicht in geringerer Anzahl, bei Tomar und Castelbranco stand. Der den Grafen begleitende Prinz Karl von Mecklenburg-Strelitz erhielt nicht das Artilleriewesen unter seine Leitung, wie früherhin und noch neuerdings behauptet worden ist, sondern ein Dragonerregiment mit dem Titel eines Generalmajors. Das englische Hilfsheer führte der General Loudhon. Der Graf von der Lippe fand die portugiesischen Truppen in dem jammervollsten Zustande, schlecht gekleidet, mit unbrauchbaren Waffen versehen, ohne Sold, Übung, Zucht und Ordnung. Den Officieren fehlte es an Kenntnissen; die Meisten von ihnen, bis zum Hauptmanne und Major hinauf, waren Bediente oder Kutscher bei dem hohen Adel gewesen. Der Graf drang zuerst darauf, daß die Truppen vier Monate rückständigen Sold bekamen und jeden Monat auf die Dauer des Krieges pünktlich befriedigt,

---

32) Dieser Heilige, ein Portugiese von Geburt (s. den Art. über ihn), war unter König Peter II. im Jahre 1706 zum Generalfeldmarschall erhoben worden, grade als Portugal in Krieg mit Spanien und Frankreich verwickelt war und das portugiesische Heer einen tüchtigen Heerführer bedurfte; man konnte keinen finden, da schlug man diesen Heiligen dazu vor, und als seine hölzerne Bildsäule in sehr kurzer Zeit den Kriegsdienst von Unten hinauf in allen Graden verrichtet hatte, erhielt er obige Bestallung mit dem mäßigen Gehalte von 150 Dukaten. Dieses Sümmchen brachten die Könige von Portugal selbst alljährlich in einem rothsammtenen Beutel ihm dar und legten es in seiner Kapelle ehrerbietig nieder. Sein Bild wurde als commandirender Obergeneral der Armee in einer Sänfte vorgetragen, und als eine feindliche Kanonenkugel ihm einst den Kopf weggenommen hatte, riß eine solche Bestürzung im Heere ein, daß die allgemeine Flucht nicht aufgehalten werden konnte. Der Heilige bekam einen neuen Kopf und blieb fortan Generalissimus.

und daß die Officiere, die sich ihres Standes unwürdig betrugen, oder für den Dienst nicht brauchbar waren, fortgejagt wurden. Engländer und andere Fremde wurden an ihre Stellen gesetzt; indessen blieben anfänglich noch genug unwürdige Subjecte im Dienste, weil nicht sogleich andere Tauglichere zur Hand waren, die ihre Stellen hätten einnehmen können. Zur Bespannung der Artillerie mußten, da es an Pferden mangelte, der König, der Patriarch und die Minister ihre Kutschpferde und Knechte aus ihren Ställen hergeben; als aber die Artilleristen schießen sollten, zeigten sie solche Ungeschicklichkeit, daß kein Schuß gethan werden konnte. Engländer wurden herbeigeholt, um den Portugiesen die Bedienung des Geschützes zu lehren. Gleichwol blieb immer große Unordnung in vielen Dingen, so lange die höhern Officierstellen noch mit trägen, vorurtheilsvollen und unwissenden Leuten besetzt waren. Ein Artilleriepark hatte seinen Marsch einst eingestellt, weil ein Knecht desselben krank geworden war. Der Commandant zu Abrantes bekam Prügel vom Adjutanten des Grafen von Bückeburg, weil er das Geschütz dieser Festung nicht zu gebrauchen verstand, und als sich der Graf selbst auch davon überzeugte, erhielt er auf der Stelle seine Entlassung. Bei Anlegung eines großen Magazins wurde Graf Wilhelm von einem portugiesischen Befehlshaber so schlecht unterstützt, daß er sich nicht enthalten konnte, denselben zu prügeln und dazu noch die Treppe hinabzuwerfen. Es fehlte auch an guten Karten und an tüchtigen Ingenieurs, die mit dem Lande genau bekannt waren.

Nachdem sich der Graf von Allem mühsam unterrichtet und in der kurzen Zeit einige Verbesserungen gemacht hatte, wollte er die Belagerung Almeida's durch die Spanier erschweren, oder verhindern, obschon seine Truppen noch nicht fähig waren, jenen unter die Augen geführt zu werden. Am 25. August ging Almeida an die Spanier verloren, nachdem diese von den tapfern Gebirgsbewohnern der Provinz Tras los Montes unter geschickter Leitung englischer Officiere von dort vertrieben worden waren. Die Unwissenheit und Fahrlässigkeit der Spanier aber, und Hunger und Krankheiten derselben, wie die Hitze des Sommers, halfen den Portugiesen den Feldzug erleichtern. Ferner wußte die Geschicklichkeit des Grafen Wilhelm die Spanier, ohne von ihnen angegriffen zu werden, durch Märsche so zu ermüden, daß diese sich Ende Octobers aus dem Lande zurückzogen. Den Grafen unterstützte in diesem kurzen glorreichen Feldzuge der General Bourgoyne aufs Trefflichste, indem er seine Aufträge meisterhaft ausführte. Er überfiel die Spanier mit Erfolg und deckte die Provinz Alemtejo. Außerdem wirkte auch zur Rettung Portugals noch eine englische Flotte mit. Der plötzliche, und man sagt durch Pombal's List, wenn nicht durch Vermittelung der Königin von Portugal geschlossene, Friede vom 10. Febr. 1763 rettete aus aller Verlegenheit, und der Graf von Bückeburg benutzte nun die erhaltene Ruhe, das portugiesische Heer vollends auf preußischen Fuß zu bringen. Er brachte Ehrgefühl unter die Truppen, indem er das Duell gesetzlich einführte und auf pünktliche Zahlung der Löhnung drang, damit die Officiere und Soldaten mehr bezögen und doch einen Nebenverdienst suchen dürften, wie's bisher unter ihnen üblich gewesen war. Er schrieb dem Heere überhaupt neue Gesetze vor, und ließ überall tüchtige, gebildete Leute anwerben, um mit ihnen die Portugiesen einzuüben. Sein Ruf lockte viele ausländische und deutsche Officiere herbei, die bedeutenden Sold bekamen. Auf diese Weise organisirte er 32 Regimenter zu Fuß und 12 zu Pferde, d. i. 32,000 Mann [33], und als er 1764 nach Deutschland seinen Abschied nahm, trat Pombal selbst in seine Würde als Generalissimus ein und ließ den heiligen Antonius nur zum Scheine noch bei seiner Charge, um des Hofes und Volkes Frömmigkeit zu schonen. Zwar verfiel das Kriegswesen wieder, wenngleich der Minister mit seiner gewohnten Strenge gegen Officiere und einzelne Soldaten, ja gegen ganze Regimenter wegen Disciplinarvergehen wüthete [34]; doch blieben immer noch Spuren von den Schöpfungen des Grafen Wilhelm im Heere zurück, auch dann noch, als die Pfaffen und Finsterniß wieder zur Herrschaft gelangt waren.

Jener Friede im Februar 1763 zwischen Spanien und Portugal gab dem letztern Reiche alle die verlorenen Verluste zurück, wozu auch die südamerikanische Colonie del Sacramento gehörte, welche die Spanier beim Ausbruche des Kriegs in Europa erobert hatten, da der Tausch durch den Krieg mit den Jesuiten in Paraguay und ihren Indianern bisher verzögert oder sicherlich doch von Portugal, das man auf die Nachtheile des frühern Vertrags aufmerksam gemacht hatte, verschoben worden war. Gleichwol setzten die Spanier, da sie aus den Eroberungen nicht weichen wollten und sich auf leere Ausflüchte beriefen, die Streitigkeiten mit den Portugiesen dort fort. Verschiedene Versuche zur Beruhigung beider Kronen wurden zwar gemacht; allein da sie Nichts bewirkten, bot der König Joseph durch seinen Minister 1766 dem Hofe zu Madrid, als dort ein Aufruhr ausgebrochen war, seinen Beistand an. Man nahm den guten Willen dankbar an und die Streitigkeiten in Brasilien wurden sechs Jahre lang eingestellt. Mittlerweile wollte Pombal, erzählen Chatelet und Andere, des Königs Enkel, den Prinzen von Beira, mit einer französischen Prinzessin, Elisabeth Philippine, Schwester Ludwig's XVI., vermählen, um die Bourbonischen Höfe mit dem portugiesischen enger an einander zu bringen und der Engländer großen Einfluß, den man schmählich nannte, allmälig zu zerstören; da aber Frankreich verlangte, daß die Prinzessin Maria Franziska von Brasilien zu Gunsten ihres ältesten Sohnes dem Throne entsagen sollte, diese aber nicht dazu zu bewegen war, weil sie von ihrer Mutter, welcher der

33) s. Die Denkwürdigkeiten des Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe von Schmalz (Hanover 1783) und Schlözer's Briefwechsel vom Jahre 1782. 55. Heft. Chatelet spricht auch von einer Landmiliz, 100,000 Mann stark, die seit 1762 wesentliche Verbesserungen erhalten habe. 34) So cassirte er im September 1765 ein ganzes Regiment, die Gemeinen wurden verabschiedet, die vornehmsten Officiere verhaftet und der Oberst erschossen. Im Jahre 1774 nahm er eine neue Reform bei den Truppen vor, die Viele unglücklich machte.

Staatssecretair Seabra da Silva dieses Geheimniß zeitig verrathen hatte, ernsthaft gewarnt worden war, so wurde der Plan vereitelt und der Verräther mußte mit Verhaftung und bald darauf mit der Verbannung nach Angola büßen. Nun brachen 1774 die Feindseligkeiten in Brasilien wieder aus und erreichten einen solchen Grad von Erbitterung, daß auch in Europa der Krieg zwischen beiden Mutterstaaten wieder auszubrechen drohte. Der Marquis von Pombal unternahm 1776 unter dem Beistande des Engländers Maclean gewaltige Rüstungen: die Landmacht wurde zur Stärke von 36,000 Mann Fußvolk und 4000 Reitern, die Flotte auf 12 Linienschiffe mit einer verhältnißmäßigen Anzahl von Fregatten und andern Fahrzeugen gebracht [35]). Inzwischen erkrankte König Joseph gefährlich, kein Bad, keine Veränderung der Luft, kein Versuch der Heilkunst half dem Übel ab. Der Tod des Cardinalpatriarchen Franz von Saldanha, den Joseph liebte, verschlimmerte die Krankheit. Hierzu gesellte sich am 12. November ein Schlagfluß, der ihn der Sprache auf immer beraubte; doch behielt er seine Besinnung und bekümmerte sich noch fortwährend um die Staatsgeschäfte. Zur Mittheilung bediente er sich eines Bleistiftes, mit dem er seinen Willen niederschrieb. Endlich übertrug er am 29. November die Regentschaft seiner Gemahlin Maria Anna Victoria in einem Decrete, das am 4. December bekannt gemacht wurde. Dieser Schritt untergrub Pombal's Macht und bereitete seinen Sturz vor. Die Königin verbot den Ärzten bei Verlust ihres Lebens, dem Marquis den wahren Krankheitszustand ihres Gemahls zu entdecken, vielmehr zu sagen, daß derselbe noch lange leben könne. Dadurch wurden nun des Ministers Bemühungen, den Prinzen von Beira nach des Königs Tode auf den Thron zu bringen, gänzlich vereitelt und der Anfang zu den alten Verkehrtheiten wieder gemacht. Am 4. Februar 1777 rührte den König von Neuem der Schlag, welcher das Übel verschlimmerte. Am 20. Febr. eröffnete er seiner Gattin den Plan, seinen Enkel Joseph Franz Xaver mit seiner jüngsten Tochter Maria Franziska Benedicta zu verheirathen, wozu die päpstliche Dispensation schon in seinen Händen gewesen sein soll. Diese Infantin wird von reisenden Ausländern, welche sie kennen lernten, als schön, wohlerzogen und talentvoll geschildert. Sie war den 25. Juli 1746 geboren und späterhin dem Kaiser Joseph II., als er Witwer geworden, zur Ehe vorgeschlagen, aber nicht angenommen worden. Ihr Neffe, der Prinz von Beira, den 21. August 1761 geboren, wurde nun den 21. Februar 1777, also zwei Tage vor des Königs Tode, mit ihr feierlich vermählt, wenn nicht erst verlobt, da Einige die Hochzeit erst am folgenden 27. April folgen lassen. Am 23. Februar [36]) starb König Joseph ohne großes Bedauern der Seinen und seines Volks. Mit großen Feierlichkeiten ward sein Leichnam in die Gruft der Könige aus dem Hause Braganza, d. h. ins Kloster San Vincente de Fóra, welches den regulirten Chorherren des heiligen Augustin gehörte, gebracht. Seine älteste Tochter Maria Franziska bestieg den Thron und den 4. März erhielt Pombal schon seinen Abschied, damit die alte Verwirrung im Reiche so schnell als möglich und ungehemmt wieder freien Platz gewinnen konnte. Die natürlichen Brüder und Vettern des Verstorbenen kamen zu ihrem vorigen Ansehen, die Kerker wurden geöffnet und die Verbannungsdecrete aufgehoben. Auf diese Weise erhielten ungefähr 800 Menschen ihre Freiheit wieder [37]), da doch eine Commission ermittelt haben wollte, daß 9640 Personen unter Joseph's Regierung theils hingerichtet, theils eingekerkert, theils in die außereuropäischen Besitzungen verwiesen worden waren, von welchen man überhaupt 3970 für ganz unschuldig hielt. Freilich sparte die große Menge von Feinden des Ministers keine Mühe, denselben so verhaßt als möglich zu machen und das Gute, was er gestiftet, zu verunglimpfen. Obschon ganz entgegengesetzte Grundsätze fast in Allem, selbst im Bauplane der Stadt Lissabon, wieder Platz gewonnen hatten und Pombal in scharfe Verhöre genommen wurde, so war es doch schwer, dem alten Löwen beizukommen.

Er hatte Alles mit königlicher Genehmigung beschlossen und vollbracht, und die Reichthümer, die er besaß, waren entweder aus Familienerbschaften oder aus königlicher Freigebigkeit mit vollem Rechte ihm zugeflossen. Mag er auch hier und da seine große Gewalt durch Eigennutz befleckt haben, so bleibt doch unbestritten, daß er den Staatsschatz, der früher immer leer gewesen war, stets angefüllt hatte, und daß derselbe nach Joseph's Tode eine Summe von 48 Millionen Crusaden und die Zehntencasse einen Vorrath von 30 Millionen aufweisen konnte, ungeachtet aus demselben die kostspieligen Kriege in Paraguay und Portugal, die Kosten zur Erlangung des päpstlichen Breves für die Reform der Jesuiten und endlich zur Verjagung dieser Gesellschaft selbst bestritten worden waren, des Baues der öffentlichen Gebäude zu geschweigen, welche nach der Zerstörung durch das furchtbare Erdbeben wieder aufgeführt werden mußten. Möglich ist indessen, daß hierbei die eingezogenen Jesuitengüter und manche ansehnliche Einkünfte aufgehobener Klöster einen nicht geringen Zuschuß hergaben. Ein großes Verdienst war, daß Pombal ein neues Finanzbureau unter seiner Leitung herstellte, strenge Rechnungsbücher einführen ließ, die er mit dem Könige alle Wochen durchsah und berichtigte, das Einnahme- und Ausgabesystem vereinfachte, eine Menge unnützer Beamten (nur nicht 22,000 Schreiber, wie mehrfach versichert wird) abschaffte, unverdiente Pensionen einzog, die Ver-

---

35) Vgl. die Archives littéraires de l'Europe. XI, 158, während andere Nachrichten bei Sprengel die Landmacht zu 56,000 Mann angeben. 36) Dieses Datum haben der italienische Biograph Pombal's und seine beiden Übersetzer, der unbekannte Franzose und der Teutsche, Jagemann nebst von Murr in des Marquis von Alorna weiter vorn angeführten Beschreibung der Gefängnisse zu Junqueira und von Olfers; alle Übrigk, so Viele von ihnen den Todestag des Königs angeben, nehmen den 24. Febr. dafür an und scheinen sich auf die Historia persecutionis S. J. etc. zu berufen.

37) Manche geben die Zahl der Geretteten zu 2000 an, wie Dalrymple; die gewöhnlichere Angabe aber ist 800. Nach den Nachrichten bei von Murr kamen nach Joseph's Tode allein gegen 900 Geistliche und Mönche aus den Gefängnissen wieder zu ihrer vorigen Freiheit.

schwendung der königlichen Domainen hemmte, und sonst, wo er nur konnte, Ersparnisse machte, obschon hier und da drückende Abgaben vermindert wurden. Gleich ersprießlich wirkte die Beschränkung der Gewalt, welche die obersten Beamten in den Colonien ausübten, sowie die Aufhebung des Titels Vicekönig daselbst. Wenn aber der König Joseph sein Hofgesinde Jahre lang nicht bezahlte und darum bei seinem Tode beträchtliche Schulden hinterließ, so lag wol an ihm die Schuld allein, da er so wenig Sinn für Wirthschaftlichkeit hatte; dagegen wendet man noch ein, daß Pombal Scharen von Hofgesinde, welches unter allerlei Vorwänden des Staates Kräfte verschlang, fortgejagt und dadurch neue Ersparnisse gewonnen habe. Ob er aber früherhin die Vermählung der Prinzessin von Brasilien mit dem Herzoge von Cumberland, welcher der Beichtvater Joseph's kräftig entgegengetreten wäre, betrieben habe, wie Einige erzählen, bleibt eine unverbürgte, ja unwahrscheinliche Sage [38]); hingegen vereitelte er die von der Königin durch den Staatssecretair Mendoza beförderte Heirath derselben Infantin mit dem spanischen Infanten Don Ludwig. Man hoffte den König, der abgeneigt war, zu überlisten, Pombal aber warnte ihn vor den schlimmen Folgen, welche dieses Ehebündniß durch Spanien über Portugal hereinziehen würde, und Mendoza wurde 1756 seines Amtes entsetzt, mit Kerker und Verbannung bestraft. Von den ehelichen Kindern Königs Joseph — außereheliche scheint er nicht gezeugt zu haben, da deren nirgends gedacht wird — ist noch beizubringen, daß er durch Maria Anna Victoria, die mehrmals Fehlgeburten ausgestanden hatte, Vater von folgenden vier Töchtern geworden war: 1) Von der ältesten, Maria Franziska Isabelle, die den 17. December 1734 geboren war, ist schon mehrmals die Rede gewesen; sie folgte ihrem Vater auf dem Throne, verlor den 25. Mai 1786 ihren schon längst kränkelnden Gemahl, den Infanten Peter III. (geb. den 5. Juli 1717), der ein stiller, andächtiger und finsterer Fürst war, wurde wahnsinnig und starb den 20. März 1816. Auf die Stiftung dieser Ehe, welche unter uns noch jetzt manchem harten Tadel ausgesetzt ist, wurde ein großes Gewicht gelegt, insofern die Infantin durch sie erst thronfolgefähig geworden, die Reichsgesetze unverletzt geblieben und die Furcht benommen worden war, daß die Prinzessin, mit einem Ausländer, besonders mit einem verhaßten Spanier verheirathet, Unruhen und Blutvergießen im Innern des Reiches hätte erwecken können. 2) Maria Anna Franziska, schlechthin Maria Anna genannt, geboren den 7. October 1736, liebte das Mönchthum, erbaute nach ihres Vaters Tode ein prächtiges Kloster zur heiligen Clara und starb 1811 ledigen Standes in Brasilien. 3) Maria Dorothea Franziska, geboren den 21. September 1739, blieb ledig und starb an einer langwierigen Krankheit am 14. Januar 1771. 4) Maria Franziska Benedicte wurde, wie schon erwähnt, mit ihrem Schwestersohne, dem Prinzen von Beira (nachmals von Brasilien), vermählt, und seit dem 11. September 1788 Witwe blieb sie ledig und starb um's Jahr 1829. Die Königin-Witwe reiste bald nach ihres Gemahls Tode zu ihrem Bruder, dem Könige Karl III. von Spanien, um den zwischen beiden Höfen herrschenden Unfrieden beizulegen. Sie machte sich durch Stolz und Launen, wie Bourgoing, der sie damals persönlich kennen lernte, versichert, eben nicht beliebt, hob aber gleichwol die Schwierigkeiten, die der vollen Aussöhnung entgegenstanden, und kehrte nach Ablaufe eines Jahres vollkommen befriedigt wieder nach Portugal zurück. Sie starb, gleichfalls ohne Theilnahme, den 7. Januar 1781 [39]) zu Lissabon und wurde fast zwei Jahre nach ihrem Tode erst beerdigt und zwar nicht neben ihrem Gemahle, sondern in die Eremitenkirche S. Paulo, wo ein neues Begräbniß errichtet worden war [40]). (*B. Röse.*)

38) Der Marschall von Belle-Isle glaubte daran, wenn er in seinem testament politique (1762) S. 108 sagt: Bekanntlich hat sich der Herzog von Cumberland geschmeichelt, König von Portugal zu werden, wenn er die Prinzessin von Brasilien heirathen würde. Ich zweifle nicht, daß er's durchgesetzt haben würde, wenn sich nicht die jesuitischen Beichtväter der königlichen Familie widersetzt hätten. Die neuen genealogisch-historischen Nachrichten I, 131 lassen diese Kronprinzessin schon seit 1750 dem Infanten Peter III. bestimmt sein.

39) Nach Voigtel; die Königin Mathilde von Dänemark setzt ihren Tod irriger Weise grade um ein Jahr früher, während von Murr in seinem Journale zur Kunstgeschichte XII, 281 den 15. Jan. 1781 dafür angibt. 40) Benutzt wurden noch Jagemann's Leben Sebastian Joseph's von Carvalho und Melo u. s. w. 1782. 2 Bände nebst den Mémoires du Marquis de Pombal. 1784. 4 Bände. (Beide Werke sind Übersetzungen der Vita di Sebast. Giusep. di Carvalho e Melo etc. in 5 Octavbänden, von einem ungenannten giftigen Gegner dieses Ministers.) Hiermit wurde verglichen die Historia persecutionis Societatis Jesu in Lusitania, von einem teutschen Jesuiten, der in Portugal lebte, den 28. Febr. 1759 dort eingesperrt wurde, nach Pombal's Sturze erst seine Freiheit wieder erhielt und dann in seine Heimath zurückging. Diese Schrift findet sich in von Murr's Journal zur Kunstgeschichte und allgemeinen Literatur. VII.—IX. Bd. Außerdem wurden noch die Notizen über Portugal in demselben Journale vom IV.—XIV. Bande zu Rathe gezogen, ferner *Rabbe*, Résumé de l'histoire de Portugal, Seidel's neueste Geschichte von Europa. 1. Bd., von Junck's Einleitung zu seiner portugiesischen Grammatik, Dessen Nachrichten über Pombal und Portugal im historischen Portefeuille 1783. 1. u. 2. Band; Costigan's Skizzen der Sitten und des gesellschaftlichen Lebens in Portugal, aus dem Englischen, 2 Theile; die Briefe über Portugal u. s. w., aus dem Französischen herausgegeben von M. Chr. Sprengel 1782 (das Original erschien 1777 zu London in englischer Sprache); des Herzogs von Chatelet Reise in Portugal, mit Anmerkungen von Bourgoing, Teutsch 1799; Dalrymple, Reisen durch Spanien und Portugal, Teutsch 1778; Murphy's Reisen durch Portugal, Teutsch von Sprengel 1796; Nachrichten vom portugiesischen Hofe u. s. w., aus dem Englischen 1768; die wirkliche Verfassung des Königreichs Portugall im Jahre 1766, aus dem Französischen 1778 (der Verfasser ist der bekannte General Dumouriez; sein Name aber wurde erst 1797 bei der zweiten vermehrten Ausgabe des Originals genannt) und Schlosser's Geschichte des 18. Jahrhunderts u. s. w. 3. Bd. 1. Abth. mit von Olfers, Mordversuch gegen König Joseph von Portugal am 3. Sept. 1758 in den philologischen und historischen Abhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, aus dem Jahre 1838. S. 273—386, und mehren Bänden der Neuen genealogisch-historischen Nachrichten. In Hoff's kurzen Biographien, 3. Theil, findet sich zwar auch eine Lebensbeschreibung Königs Joseph, ihr fehlt aber alles Quellenstudium und die Kritik.

3) König von Spanien.

Joseph, Bruder des Kaisers Napoleon, s. unter Spanien.

IV. Großherzoge, Herzoge, Fürsten, Pfalzgrafen und Prinzen.

1) Joseph Clemens, Herzog zu Baiern, s. Joseph Clemens, Fürstbischof zu Freisingen.

2) Großherzog von Florenz.

Joseph Johann Baptist Ferdinand, s. Ferdinand III., Großherzog von Florenz.

3) Joseph, Landgraf von Hessen-Darmstadt, s. Joseph I., Fürstbischof von Augsburg.

4) Joseph, Prinz von Hildburghausen, s. Joseph, Prinz von Sachsen-Hildburghausen.

5) Fürsten von Hohenzollern-Hechingen.

Joseph Wilhelm I. oder **Joseph Wilhelm Eugen Franz**, ältester Sohn des Grafen Hermann Friedrich aus zweiter Ehe mit Josephe Theresia, einer geborenen Gräfin von Öttingen-Spielberg, war den 12. November 1717 geboren, wurde zuerst zu Freiburg im Breisgau, wo sein Vater als Statthalter den 23. Januar 1733 starb, und sodann in Wien erzogen. Das Beispiel und die Verbindungen seines Vaters und seiner Vettern brachten ihn in österreichischen Kriegsdienst. Zuerst focht er 1738 im kaiserlichen Heere gegen die Türken, hernach im österreichischen Erbfolgekriege, in welchem er sich durch Kühnheit, Geschicklichkeit und unerschrockenen Muth bis zum Generalfeldmarschall und Reichsgeneral emporschwang und Commandeur einer Reiterbrigade wurde. Er hatte sich aber in den Feldzügen so viele Wunden und Narben zugezogen, daß, als ihm nach seines Vetters, des Fürsten Friedrich Ludwig, unbeerbtem Tode den 4. Juni 1750 das Fürstenthum Hechingen dem Erbfolgerechte gemäß zufiel, er für rathsam hielt, den Waffendienst aufzugeben und sich ausschließlich den Regentensorgen zu widmen. Fürst Joseph Wilhelm, wie er sich zu nennen und zu schreiben pflegte, war bis dahin unvermählt geblieben, hatte aber zu Wien Maria Theresia (geboren 1732), die Tochter und reiche Erbin des Fürsten Franz Silvio Fokhard (Folch) von Cardona in Catalonien, von wo diese Familie während des spanischen Successionskrieges ausgewandert war, kennen gelernt und vermählte sich mit ihr am 25. Juni 1750. Die Ehe währte nur etliche Monate; denn Maria Theresia war kaum in Hechingen angelangt, als sie in eine schwere Krankheit verfiel, in deren Folge sie nach Wien zurückgebracht werden mußte und daselbst am 25. September genannten Jahres schon starb. Ihren Gemahl hatte sie zum alleinigen Erben aller ihrer Güter in Spanien und ihres Vermögens in Teutschland eingesetzt. Sonach bekam Joseph Wilhelm die Titel eines Granden von Spanien und Grafen von Castilnovo, welche die Fürsten von Hohenzollern-Hechingen noch heute führen. Mehre jener ihnen auf die bemerkte Weise zugefallenen spanischen Grundstücke blieben ihnen eigenthümlich, nur Cardona nicht, welches an die Herzoge von Medina-Celi verkauft wurde. Fürst Joseph Wilhelm verheirathete sich den 7. Januar 1751 wieder mit Maria Theresia Friederike, Tochter und Erbin des Grafen und Truchsessen Franz Ernst von Waldburg-Zeil-Wurzach (geboren den 26. Januar 1732). Mit ihr erzeugte er mehre Kinder, darunter den Erbprinzen Joseph Hieronymus, die aber alle im Kindesalter starben, bis auf eine Tochter, Maria Antonia Anna Eleonore, die am 10. November 1760 geboren, sich an einen Fürsten von Fürstenberg, dessen Vormund ihr Vater gewesen war, verheirathete und den 25. Juli 1797 starb.

Die Erbschaft von seiner ersten Gattin brachte sein Privatvermögen in einen sehr guten Zustand, sein Ländchen aber hob er in Wohlstand durch sparsame Verwaltung, durch Förderung der Landwirthschaft, indem er die bisher nutzlos gelassenen Weide- und Heideplätze des Landes in Ackerland umschaffen und den Kartoffel- und Kleebau einführen ließ, und durch andere weise Anordnungen, als zum Beispiel durch ausgesetzte Preise, um zur Industrie aufzumuntern. Der siebenjährige Krieg störte diese löblichen Bestrebungen nur sehr wenig, und seit dem hubertsburger Frieden genoß das Ländchen volle Ruhe zur Entwickelung seiner moralischen, intellectuellen und physischen Kräfte, bis der Ausbruch des französischen Revolutionskrieges 1792 verderbliche Störungen brachte. Sobald der Krieg sich über das südliche Teutschland herwälzte, wurde auch Zollern hart mitgenommen, besonders weil sich Fürst Joseph Wilhelm vom Reichsverbande nicht lossagen wollte. Manche Frucht seiner rastlosen Bestrebungen zum Besten des Landes wurde dadurch vernichtet, und wenn die Franzosen auch 1796 wieder zurückgetrieben wurden, so erlebte Joseph Wilhelm doch die Zeiten nicht, wo er die Verluste wieder ersetzt sehen konnte. Er starb zu Hechingen am 9. April 1798, als Inhaber mehrer Orden und im Besitze des Reichserbkämmeramtes, das ihm den 7. December 1750 ertheilt worden war. Zehn Jahre vor seinem Tode hatte er den öffentlichen Rechtsverhältnissen seines schönen Ländchens durch einen Lehensvergleich eine wohlthätige Richtung gegeben und sich daneben noch durch den Bau einer neuen, größeren und schönen Stifts- und Stadtkirche in seiner Residenz ein herrliches Denkmal gesetzt. Seine Witwe zog nach seinem Ableben nach Augsburg und starb dort am 17. Januar 1802. Sie wurde auch daselbst, wie sie gewünscht hatte, auf dem Kirchhofe der ehemaligen regulirten Chorherrenabtei zum heiligen Kreuze beerdigt*). Nachfolger von Joseph Wilhelm wurde dessen Neffe Herrman Friedrich Otto.

Joseph Wilhelm II. oder **Joseph Wilhelm Friedrich**, zweiter Sohn des Prinzen Friedrich Anton von Hohenzollern-Hechingen und der Gräfin Ernestine von Sobeck und Kornitz, war zu Troppau den 20. Mai 1776 geboren, wurde 1803 Abt von Oliva und Fürstbischof von Ermeland seit dem 12. Juli 1818; s. dieses Werkes I. Sect. 37. Bd. S. 245. (*B. Röse.*)

---

*) Vgl. G. Schilling, Geschichte des Hauses Hohenzollern u. s. w. (Leipzig 1843.) S. 245—249 und die Jahrgänge des neuen genealog. Reichs- und Staatshandbuches von 1751 an.

6) Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen.

Joseph Friedrich oder **Joseph Friedrich Ernst**, zweiter Sohn des Fürsten Meinhard II. und dessen Gemahlin Katharina Victoria aus dem gräflichen Hause Montfort, war zu Sigmaringen den 24. Mai 1702 geboren und wurde nach dem frühzeitigen Tode seines ältern Bruders Karl Erbprinz. Während sein Vater dem österreichischen Waffendienste oblag, erzog ihn seine sehr gebildete Mutter daheim, die ihm in Folge der damaligen Kriegsunruhen im Jahre 1707 zur größern Sicherheit von Sigmaringen nach Wien führte, wo er unter ihrer Pflege trefflichen Lehrern anvertraut wurde; und als sein Vater nach hergestelltem Frieden die Familie 1714 nach Hause zurückführte, blieb Joseph noch dort, um seine Studien ungestört fortsetzen zu können. Jener starb aber am 20. October 1716 und Joseph Friedrich kam nun unter die Vormundschaft seiner ausgezeichneten Mutter, bis er selbst 1720 mündig geworden war und die Regierung übernehmen konnte.

Indessen war er kurz zuvor in den österreichischen Kriegsdienst getreten und nahm an den Kriegen Kaisers Karl VI. gegen die Türkei und gegen Frankreich persönlichen Antheil. Er erwarb sich in den Kämpfen die Würde eines Obersten in einem Dragonerregimente, und als Teutschland 1733 wegen der polnischen Thronfolge mit Krieg abermals bedroht wurde, trat er in die teutsche Reichsarmee, wurde General der Reiterei und zuletzt Generalfeldmarschall-Lieutenant des schwäbischen Kreises. Als Kurfürst Karl Albrecht von Baiern 1742 unter dem Namen Karl VII. zum teutschen Kaiser erwählt worden war, ging er in dessen Dienste als erster Geheimerath über und wurde Großcommandeur des bairischen St. Georgenordens, wie auch Generalfeldmarschall-Lieutenant dieses unglücklichen Fürsten. Joseph Friedrich glaubte unter ihm sein Glück zu machen; allein er täuschte sich gar sehr. Mehr Glück und Ruhm wurde ihm zu Theil durch die Verwaltung seines Ländchens. Er residirte in den Jahren der Ruhe abwechselnd zu Sigmaringen und Haigerloch, welchen letzten Ort er besonders liebte, obschon er in ersterem bequemer wohnen konnte, pflegte die Künste und Wissenschaften, verbesserte das Schul- und Kirchenwesen, legte neue Straßen an, richtete mehre Bauten auf und ließ sich überhaupt das Wohl seiner Unterthanen angelegen sein. Zu den Gebäuden, die er aufrichtete, gehören die schöne St. Annenkirche zu Haigerloch, das dortige Jesuiterhospiz, das jedoch aus Mangel an hinreichenden Pfründen zu keinem Flor gelangte, und ein kleines Lustschloß im chinesischen Geschmacke, welches späterhin wieder niedergerissen und das Material davon in Sigmaringen zu andern nöthigen Bauten verwendet wurde. Der siebenjährige Krieg berührte sein Ländchen nur wenig, bald aber nach demselben, am 8. December 1769, starb er zu Haigerloch, einen Sohn, den Erbprinzen Karl Friedrich (s. d. Art.), und eine Tochter, Maria Johanna, hinterlassend *). Diese Kinder hatte Joseph Friedrich mit seiner ersten Gattin, Maria Franziska Ludowika, einer geborenen Gräfin von Öttingen-Spielberg (geboren den 27. Mai 1703) gezeugt. Dieselbe hatte er am 20. April 1722 geheirathet und am 29. November 1737 durch den Tod wieder verloren, bevor er aus dem polnischen Thronfolgekriege zurückgekehrt war. Sodann vermählte er sich am 6. Juli 1738 wieder mit Maria Judith, Tochter des Grafen Georg Franz Anton von Clusen, die zu Anfange des Jahres 1743 starb, ohne Mutter geworden zu sein; ebenso lebte er mit seinem dritten Weibe, Maria Theresia, einer geborenen Gräfin von Waldburg-Trauchburg (geboren den 30. März 1696) in unfruchtbarer Ehe. Er reichte ihr am 22. October 1743 die Hand und wurde durch ihren Tod am 7. Mai 1761 Witwer. Seine einzige Tochter Maria Johanna, geboren am 13. December 1726, ging ins Stift Buchau und starb als dessen Seniorin und Küsterin am 9. April 1793. (*B. Röse.*)

7) Fürsten von Liechtenstein.

a) **Joseph Johann Adam**, zuweilen auch **Joseph Adam** geheißen, dem Gundackar'schen Zweige dieses reichen Fürstenhauses angehörend, war einziger Sohn des Fürsten Anton Florian von Liechtenstein und Eleonore Barbara's, einer geborenen Gräfin von Thun und Erbin der Herrschaft Kunewald. Geboren am 27. Mai 1690 hatte er kaum den ersten Unterricht genossen, als ihn sein Vater, welcher den neuen König Karl III. von Spanien, seinen Zögling, in der Eigenschaft eines Oberhofmeisters nach Barcelona begleitete, mit sich nahm und bis 1709 dort bei sich behielt; dann aber kehrte der Prinz, vermuthlich im Besitze der Würde eines spanischen Granden erster Classe, zu Wasser nach Genua zurück und unternahm von dort aus zu seiner weitern Ausbildung eine Reise durch Teutschland, Holland und England. Seine Vorbildung hatte er unter der Leitung seines in Schulen, auf Reisen und in großen Geschäften gründlich gebildeten Vaters empfangen. Im October 1711 befand er sich bei der Kaiserwahl zu Frankfurt am Main und wurde ein Jahr darnach vom Kaiser Karl VI. zum wirklichen Kämmerer und 1721 zum Ritter des goldnen Vließes befördert, nachdem er kurz zuvor die Majoratsgüter, die Herzogthümer Troppau und Jägerndorf sammt Allem, was sein eben verstorbener Vater besessen, geerbt hatte. Zu dieser Erbschaft gehörte denn auch das neugeschaffene Reichsfürstenthum Liechtenstein, d. h. die reichsunmittelbar gewordenen Herrschaften Vaduz und Schellenberg, für welche er im Jahre 1723 das Glück hatte, Sitz und Stimme auf der weltlichen Fürstenbank in den Reichsversammlungen zu erhalten, von welchem bisher verweigerten Rechte sein Gesandter am 13. August genannten Jahres zu Regensburg zum ersten Male Gebrauch machte. Am 1. September desselben Jahres empfing er vom Kaiser die Lehen über die beiden schlesischen Fürstenthümer Troppau und Jägerndorf, wurde so-

*) Dieses Datum vom Ableben des Fürsten haben Krebel, in seinem Europäischen genealog. Handbuche, Voigtel's Tabellen und Klüber; Schilling hingegen, dessen vorhin genanntes Werk von S. 283—287 hier mitbenutzt wurde, setzt dafür das Jahr 1764.

dann zum wirklichen geheimen Rathe und im folgenden Monat November zum Principalcommissar Karl's VI. auf dem Fürstentage in Schlesien ernannt. In solcher Wirksamkeit, deren er sich mehr mit Bescheidenheit als Prahlerei unterzog, ereilte ihn eine auszehrende Krankheit, an welcher er auf seinem Schlosse zu Feldsberg an der mährischen Grenze am 17. December n. St. 1732 starb. Vermählt hatte er sich zuerst mit Gabriele (geb. 1692), Tochter des Fürsten Johann Adam Andreas von Liechtenstein (s. d. Art.), am 1. (12.?) December 1712, und durch ihren im October 1713 erfolgten Tod Witwer geworden, schritt er am 3. Februar 1716 mit Maria Anna, Tochter des Grafen Maximilian von Thun (geboren den 27. September 1698), zur zweiten Ehe, die in der dritten Woche darnach schon starb, worauf er sich am 3. August 1716 abermals verehelichte mit Maria Anna Katharine, Tochter des Fürsten Franz Albrecht von Öttingen-Spielberg (geboren den 21. September 1693), und als diese am 15. April 1729 gestorben war, wählte er sich am 22. August desselben Jahres die Tochter des Grafen Franz Karl von Kottulinsky, Mariane oder Maria Anna (geboren den 12. December 1707) zur vierten Gattin, die nach seinem Tode, im October 1740 zu einer neuen Ehe mit dem Grafen Ludwig Ferdinand von Schulenburg-Oynhausen schritt. Von seinem dritten Weibe hinterließ er zwei Kinder, nämlich Maria Theresia, geboren am 28. December 1721, die sich am 22. August 1741 mit dem Fürsten Joseph Adam Johann Nepomuk von Fürstenberg vermählte; und Hans Karl, oder Johann Nepomuk Karl (s. d. Art.), der dem Vater auch in der Regierung folgte [1]).

b) Joseph Wenzel Lorenz oder Joseph Wenzel, zuweilen auch Wenzel schlechthin genannt, ein naher Verwandter des vorhergehenden Fürsten und aus der Gundackar'schen Linie entsprossen, war der älteste Sohn des Fürsten Philipp Erasmus von Liechtenstein und Christine Theresia's, einer geborenen Gräfin von Löwenstein-Wertheim. Geboren am 10. August 1696 wurde Joseph Wenzel mit seinem jüngern Bruder Emanuel sorgfältig in den Wissenschaften und besonders für den Staatsdienst herangebildet, weil vom Vater, der schon am 13. Januar 1704 starb, keine große Erbschaft zu nehmen war, und erst 1712 kam er durch den Tod seines sehr reichen Vetters, des Fürsten Johann Adam Andreas von Liechtenstein (s. d. Art.) nicht nur in den Besitz der teutschen Reichsherrschaften Vaduz und Schellenberg, sondern er erbte auch von demselben das zweite oder neue Liechtenstein'sche Majorat, welches aus den böhmischen Herrschaften Turau und Buczowitz bestand, nebst dem Palaste in der Herrenstraße zu Wien, dem fürstlichen Hause zu Brünn, allen Liechtenstein'schen Häusern zu Prag und dem Capitale von 250,000 Fl., welches der Erblasser dem schwäbischen Kreise vorgeschossen hatte.

1) Benutzt wurden Neues Genealogisch-Schematisches Reichs- und Staatshandbuch vor das Jahr 1751 und Krebel's Europäisches genealogisches Handbuch (1776) S. 364 mit Rangft's Genealogischem Archivarius. Tom. I u. II.

Dieses Capital jedoch mußte er sammt den schwäbischen Herrschaften Vaduz und Schellenberg im Jahre 1718 den 12. März mit kaiserlicher Zustimmung an seinen Oheim Anton Florian von Liechtenstein wieder abtreten und erhielt dafür am 19. April desselben Jahres die Hand von dessen Tochter Maria Anna Josephe (geboren 21. October 1699), welche damals Witwe vom Grafen Johann Ernst von Thun war. Sie gebar ihm drei Kinder, die frühzeitig hinwegstarben und denen sie am 20. Januar 1753 ins Grab nachfolgte.

Joseph Wenzel hatte inzwischen seine glänzende Laufbahn in kaiserlichen Diensten begonnen. Er trat zuerst bei dem Cuirassierregimente Locatelli ein und schwang sich bald bis zum Obersten und Befehlshaber desselben hinauf, indem er während des Türkenkriegs von 1716 bis 1718 die Feldzüge in Ungarn mitmachte und bei allen Gelegenheiten dort große Unerschrockenheit zeigte. Im letztgenannten Jahre wurde er kaiserlicher Kämmerer und trat dann nebst seiner Gattin eine Reise nach Italien an, auf der er bis Rom gelangte, und nach seiner Rückkunft bekam er 1725 vom Kaiser die Führung eines Dragonerregiments, welches in Siebenbürgen stand. Daher er sich 1726 dahin begeben mußte. Gleichzeitig erbte er von seinem Oheime, dem Fürsten Hartmann von Liechtenstein, ein Capital von 100,000 Fl. und mit seinem Bruder Emanuel gemeinschaftlich dessen herrlichen Palast zu Wien. Als nach des Königs von Polen Tode das österreichische Heer unter dem Prinzen Ludwig von Würtemberg im Mai 1733 ein Lager bei Oppeln und nachmals bei Großglogau bezog, um die neue Königswahl der Polen zu Gunsten August's III. von Kursachsen zu decken, fand sich Joseph Wenzel mit seinem Regimente ebenfalls dort ein und wurde im September zum Generalfeldwachtmeister ernannt. Als solcher ging er im folgenden Jahre mit dem bereits stumpf gewordenen Helden Eugen von Savoyen gegen die Franzosen an den Rhein, die eben ihren gestörten Einfluß auf Polen zu rächen suchten. Im Februar 1735 rief ihn der Kaiser aus dem Lager, wo kein Ruhm zu erwerben war, zurück, um eine Botschaft nach Berlin zu übernehmen, und als er diese verrichtet hatte, fand er sich im Juni wieder im Heere am Rheinstrome ein. Jetzt erschien er als Generalfeldmarschall-Lieutenant. Bevor er nun mit dem Grafen Johann Palffy ein Lager in Ungarn zur Beobachtung der Türken bezog, wohnte er als Oberhofmeister der Erzherzogin Maria Anna, die nachmals Statthalterin der österreichischen Niederlande wurde, im Februar 1736 den Vermählungsfeierlichkeiten der Erzherzogin Maria Theresia und des Herzogs Franz Stephan von Lothringen, sowie einige Monate später dem Leichenbegängnisse des großen Eugen von Savoyen bei. Nach seiner Rückkehr aus Ungarn wurde der Fürst im Februar 1737 zum wirklichen geheimen Rathe befördert und im Herbste darnach zum Botschafter am königlich französischen Hofe ernannt, wo bereits die Friedensverhandlungen eingeleitet waren. In Begleitung seines Vetters Hans Karl von Liechtenstein, dessen Vormund er war, und des Prinzen Georg von Hessen-Cassel reiste er den 16. November 1737 von Wien nach Versailles ab.

Am 22. März des folgenden Jahres schloß er mit Frankreich einen Vertrag wegen Grenzstreitigkeiten in Luxemburg und half den weitläufigen, doch bald wieder unnütz befundenen Friedensvertrag vom 18. November 1738 befördern, worauf er erst am folgenden 21. December seinen prachtvollen Einzug in Paris öffentlich hielt. Durch großen Aufwand, den er machte, erregte er Erstaunen bei den Franzosen, bei dem Könige Ludwig XV. aber erwarb er sich durch seine geselligen Eigenschaften große Achtung. Dieser sah ihn gern um sich und spielte mit ihm öfters zu hohen Preisen. Einst gewann er ihm die Summe von 1,200,000 Livres auf ein Mal ab, wovon der kleinere Theil auch sofort baar ausgezahlt, der größere aber auf die Rentkammer angewiesen wurde. Inzwischen machte ihn der Kaiser im März 1739 zum General der Reiterei und den 29. November ebendesselben Jahres zum Ritter des goldenen Vließes. Nach Karl's VI. Tode merkte der Fürst, daß Frankreich die Ansprüche des Kurfürsten von Baiern auf die österreichischen Erblande unterstützte, und nahm daher am 23. Januar 1741 seinen Abschied zu Versailles. Er ging im November zur Armee nach Böhmen ab, wo sich die Österreicher zurückziehen mußten und nicht einmal Prag entsetzen konnten. Im folgenden Jahre focht er unter Karl von Lothringen abermals in Böhmen, und als der Großherzog von Toscana den Oberbefehl dort übernommen hatte, ging er mit diesem nach Baiern, welches 1743 völlig unterworfen wurde. Hierauf zog Fürst Joseph Wenzel mit dem Prinzen Karl von Lothringen an den Rheinstrom, und da sie denselben nicht überschreiten konnten, gingen sie nach Baiern in die Winterlager zurück. Im Juni 1744 wurde er General-Land-, Feld- und Haus-Artilleriezeugmeister und überhaupt Chef des Artilleriewesens, gleichwie im Juli 1745 Generalfeldmarschall, Statthalter von Mailand und commandirender General in Italien. Am 29. Sept. in Mantua angekommen, besah er einige Festungen und traf den 15. Oct. beim kaiserlichen Heere ein, das bisher der Graf von der Schulenburg befehligt hatte. Sofort machte er große Veränderungen im Heere, begann seine Schöpfungen im Artilleriewesen, wodurch er sich besonders bei den Österreichern unvergeßlich gemacht hat, und schaffte auch das unnütze Gesindel im Heere ab. Die Weibspersonen wurden entfernt, und tauglichen Männern, welche zurückgehalten wurden, Waffen in die Hände gegeben. Neben ihm befehligte der König von Sardinien gegen die Franzosen und Spanier. Beide aber konnten wegen Überlegenheit des Feindes Nichts ausrichten, sondern mußten sich über den Po nach Crescentino zurückziehen. Je mehr sich bei der ungünstigsten Witterung die Feinde siegreich ausbreiteten und zuletzt noch am 16. Dec. Mailand besetzten, desto weniger konnte Fürst Joseph Wenzel gegen sie thun. Er zog sich ins Novaresische hinter den Tessino zurück, während die Franzosen den König von Sardinien von Maria Theresia eifrigst abzuziehen suchten. Allein diese bestärkte ihn nicht nur in seiner Standhaftigkeit, sondern sandte auch im Februar 1746 dem Fürsten von Liechtenstein ansehnliche Truppenhilfe zu, wodurch dieser in Stand gesetzt war, den Feind aus dem Mailändischen wieder zu vertreiben, und dessen ganze Kraft auf die Vertheidigung Parma's, Piacenza's und Guastalla's zu beschränken, welche Plätze er ebenfalls in Besitz genommen hatte. Joseph Wenzel, nachdem er Mailand wieder besetzt hatte, belagerte und eroberte nun auch Pavia und Parma, rückte siegreich nach Piacenza vor, mußte aber wegen Kränklichkeit den Oberbefehl eine Zeit lang dem Malteserritter und Artilleriegeneral Botta Adorno überlassen, und kehrte, als sich die Franzosen unter dem Marschalle von Maillebois in die hartbedrängte Stadt am 14. Juni geworfen hatten, zur Armee wieder zurück, um dem vereinigten Feinde vor Anbruch des Tages am 16. desselben Monats eine blutige Schlacht zu liefern, die bis zum Einbruche des Abends dauerte. Obschon krank, saß er beständig zu Pferde, behauptete die Wahlstatt, und übergab erst nach errungenem vollständigem Siege dem Marquis von Botta Adorno den Oberbefehl, um seine Gesundheit in Padua wiederherzustellen. Allein in Colorno mußte er liegen bleiben, weil ihn ein hitziges Fieber in sehr bedenklicher Weise befiel. Nachdem er sich wieder erholt hatte, ließ er dem Generale Botta Adorno den Heerbefehl, der sich mit dem Könige von Sardinien vereinte, und kehrte nach Wien zurück, wo ihm die Kaiserin von der Contribution Genua's 100,000 Fl. schenkte, wiewol er keinen Antheil an der Unterwerfung dieser Republik gehabt hatte. Im Jahre 1747 ward er Commandant der Stadt Wien, legte aber diese Stelle bald wieder nieder, und übernahm nach dem Tode des jungen Fürsten Hans Karl von Liechtenstein vor Ablauf des Jahres 1748 die Verwaltung von dessen Besitzungen und Ländern so lange, bis dessen schwangere Gemahlin durch ihre Niederkunft mit einer Tochter den Zweifeln an der großen Erbschaft ein Ende machte. Dies geschah am 13. Juni 1749, und da Hans Karl keine männlichen Erben hinterlassen hatte, nahm Joseph Wenzel von seinen ausgedehnten mittelbaren und unmittelbaren männlichen Lehen sofort Besitz und gelangte auf diese Weise auch zu den Besitzungen und Vortheilen, die er vor 30 Jahren des Erblassers Großvater hatte überlassen müssen. Jetzt nun teutscher Reichsfürst geworden, wollte man ihm doch Sitz und Stimme auf den Reichstagen nicht eingestehen, weil behauptet wurde, dieses Vorrecht sei blos dem Fürsten Anton Florian und dessen männlichen Nachkommen, nicht aber den Seitenverwandten zugestanden worden. Joseph Wenzel wußte aber hierauf seine geerbten Rechte siegreich in einem Circularschreiben an die Reichsstände zu vertheidigen.

Im Jahre 1751 bezog er während des großen ungarischen Landtags ein Heerlager bei Pesth, wo er den Oberbefehl führte, die Truppen fleißig übte und vor der kaiserlichen Familie mehre Waffenübungen ausführte. In seinem Hauptquartiere ließ er dieselbe auf das Herrlichste mit eigenen Kosten bewirthen. Dasselbe geschah auch, nachdem er zuvor das sächsische Lager bei Dresden besehen hatte, im August 1753 im Lustlager bei Thein in Böhmen. Hier namentlich bewies er seine großen Kenntnisse im Artilleriewesen, die nachmals auch Friedrich der Große zu rühmen wußte, und um welcher willen ihm

1758 im Zeughause zu Wien ein schönes Denkmal gesetzt wurde. Nachdem er im October 1752 commandirender General in Ungarn geworden war, wo ihm grade ein Jahr darnach der General Graf Serbelloni substituirt wurde, da er das Obergeneralat der gesammten kaiserlichen Reiterei übernehmen mußte, erhielt er zugleich die Vollmacht, unter dem Beistande einiger Kriegsräthe über alle Vorfälle bei dieser Truppengattung ohne weitere Appellation entscheiden zu können. Indessen trat er dieses Befehlshaberamt im März 1759 an den Prinzen Friedrich von Zweibrücken wieder ab und übernahm im September 1760 den Auftrag, für den Erzherzog Joseph um die Hand der Prinzessin Isabelle von Parma zu werben und durch Procuration die Vermählung zu vollführen. Der Fürst vollzog diesen Auftrag am parmesaner Hofe mit ungemeiner Pracht und führte die Braut alsbald nach Wien. Im Jahre 1763 ging er in geheimen Angelegenheiten seines Hofes abermals nach Italien, um mit den Bourbonischen Höfen wegen der Erbfolge in Toscana und Modena eine Abkunft zu treffen. Maria Theresia hatte früher für ihren Sohn Peter Leopold die Erbprinzessin von Modena zur Gemahlin bestimmt, und da dieser nun von seinem Vater, dem Kaiser Franz I., als Nachfolger in Toscana erklärt wurde, mußte Fürst Joseph Wenzel in Modena den jüngern Sohn des Kaisers, Ferdinand, als künftigen Gemahl der Prinzessin Marie Beatrix von Este substituiren. Gleichzeitig warb er für den künftigen Großherzog von Toscana um die Hand der spanischen Infantin Marie Luise. Nachdem seine Aufträge mit Glück abgethan worden waren, übernahm er die Vollmacht, Namens des Kaisers auf dem kurfürstlichen Collegialtage zu Frankfurt zu erscheinen und die Wahl Erzherzogs Joseph zum römisch-teutschen Könige zu betreiben. Dort erschien er im Febr. 1764 als kaiserlicher Principalcommissar mit unbeschreiblicher Pracht, und reiste nach vollbrachtem Wahlgeschäfte im März mit ebenso geräuschvollem Aufsehen, als er angekommen und empfangen worden war, wieder ab. Joseph Wenzel begab sich auf das Jagdschloß Kranichstein zum Landgrafen von Hessen-Darmstadt, und reiste nach Verlauf eines Tages ohne öffentlichen Charakter wieder nach Frankfurt zurück, um die Krönungsfeierlichkeiten Joseph's II. mit anzusehen. Noch ein Mal trat Joseph Wenzel mit ebenso vielem Aufsehen als Ruhme auf; dies geschah im Juni 1766 bei Thein in Böhmen, wo Kaiser Joseph ein Artillerielager errichten ließ und der Fürst von Liechtenstein dabei die Früchte seiner neuen Schöpfungen einerntete. Im Übrigen lebte er nun zurückgezogen, ganz den friedlichen Geschäften ergeben, zeigte Pracht und Aufwand, wo es darauf ankam, und machte sich dem Kaiserhause in Allem, wozu er gebraucht wurde, durch große Gewandtheit und unbestechliche Treue auf immer verbindlich. Zu bemerken ist, daß er den sonderbaren Einfall Joseph's II., auf seiner Durchreise in Mähren, im August 1769, den Ackerpflug in die Hände zu nehmen und ein Stückchen Landes damit umzuackern, durch ein marmornes Denkmal mit einer passenden lateinischen Inschrift verewigte, und dasselbe am 15. August 1770 an der Stelle, wo die Begebenheit geschehen war, in Gegenwart einer zahlreichen Versammlung unter dem Donner des Geschützes enthüllen ließ. Von seinem neuen Gebieter, dem Kaiser Joseph, bekam er im November 1765 das Großkreuz vom ebengestifteten ungarischen St. Stephansorden, die russische Kaiserin schenkte ihm im folgenden Jahre einen kostbaren Staatswagen mit acht finnländischen Schimmeln und zwei Reitpferden; dafür sandte er ihr vier herrliche Standbilder vom feinsten Alabaster, die Jahreszeiten vorstellend, nebst einem vortrefflichen Gebilde der Göttin Cybele, zum Gegengeschenke. Und vom Könige Friedrich dem Großen bekam er ein Tafelgeschirr vom besten berliner Porzellan, mit der Bemerkung: obschon dieses Geschenk zerbrechlich, so solle doch die Hochschätzung des Gebers gegen den würdigen Empfänger desto dauerhafter sein. Nach und nach kränkelnd geworden, überfiel ihn endlich eine solche Schwäche, daß er am 10. Febr. 1772 zu Wien sein ruhmvolles Leben nach langem Witwerstande im hohen Alter kinderlos beschloß. In seinem Testamente war seiner zahlreichen Dienerschaft auf freigebige Weise gedacht, und zum Erben seiner Fürstenthümer und Majoratsgüter war sein Neffe Franz Joseph von Liechtenstein (nicht Karl Joseph, wie Gebhardi behauptet), ältester Sohn seines 1771 verstorbenen Bruders Emanuel, ausersehen worden. Noch an seinem Todestage schrieb Kaiser Joseph an den Erbnehmer, Fürst Franz Joseph, unter Andern folgende merkwürdige Worte: „Sie, mein Prinz, haben in Ihrem Oheim einen Vater, Wir aber den ergebensten und würdigsten Diener und der Staat einen verdienstvollen Bürger verloren. Lassen Sie mich mein Bedauern zu dem Ihrigen fügen, und da Sie seine Wohlthaten nimmermehr vergessen werden, so lassen Sie mich seine Verdienste verewigen, und unserer Erkenntlichkeit Gerechtigkeit widerfahren, indem ich vor den Augen der ganzen Welt bezeuge, wie hoch man ihn geschätzt, und was man von seinem Neffen erwartet, dessen Verwandte sich an Redlichkeit, Eifer und Muth unveränderlich hervorgethan haben." Das schöne Dragonerregiment, welches dem Verstorbenen gehörte, gab Joseph einem dritten Neffen desselben, dem Prinzen Johann Joseph von Liechtenstein [2]). (*B. Röse.*)

8) Pfalzgraf bei Rhein.

Joseph Karl Emanuel August, Pfalzgraf bei Rhein, Herzog in Baiern von Pfalz-Neuburg zu Sulzbach, zu Jülich, Cleve und Berg Herzog, Fürst zu Mörs, Graf zu Veldenz und Sponheim, der Mark und zu Ravensberg, Herr zu Ravenstein, des österreichischen goldenen Vließes und des kurpfälzischen Hubertsordens Ritter, kaiserl. königl. Heerführer, Feldmarschall Statthalter, war des Pfalzgrafen Herzogs Theodor zu Sulzbach Erstgeborener und Erbfürst. Vgl. d. Art. Johann Christian von der Pfalz, welcher ein Bruder von Joseph Karl war. Der Letztere wurde zu Sulzbach am 2. Nov. 1694 ge-

2) Vgl. die fortgesetzten neuen genealogisch-historischen Nachrichten Tom. XII, 237—255 u. a. m. a. St. nebst Krebel's Europ. genealogischem Handbuche. (1776.) S. 364.

boren, anfänglich an dem Hofe des Pfalzgrafen und Kurfürsten Johann Wilhelm zu Düsseldorf, seit 1708 aber zu Insbruck an dem des Pfalzgrafen und Herzogs Karl Philipp, damaligen kaiserlichen Statthalters in Vorderösterreich, erzogen. Bei der Überzeugung von dem baldigen Erlöschen der Kurreihe Pfalz-Neuburg zu Neuburg gab man sich alle Mühe, aus diesem vermuthlichen Nachfolger im Kurfürstenthume der Pfalz einen großen Fürsten zu bilden. Ausgestattet mit allen Gaben, welche einem Herrscher wohl anstehen, entsprach er auch bald der auf seine Bildung verwendeten Sorge vollkommen. Seine wohlgebildete Gestalt, seine strenge und erhabene Haltung und seine ernsten Gesichtszüge bei anziehender Gefälligkeit im Betragen empfahlen ihn überall. Mit des Kurfürsten Karl Philipp's einziger Tochter, der Fürstin Elisabethe Auguste Sophie, im Jahre 1717 am 2. Mai vermählt, hielt er sich fortwährend an dessen Hoflager zu Insbruck, dann zu Neuburg und Heidelberg, endlich zu Schwetzingen und Mannheim auf, nachdem der Pfalzkursitz dahin verlegt war, und wurde von Karl Philipp nicht nur als wirklich erklärter Kurerbfürst behandelt und geehrt, sondern hatte sich auch der lebhaftesten Zeichen innigster Zärtlichkeit seines Schwiegervaters zu erfreuen, dem er wieder mit der tiefsten Ehrfurcht begegnete. In einigen Feldzügen, welche er unter dem Fürsten Eugen von Savoyen gegen die Türken mitmachte, durch Muth, Tapferkeit und Kenntniß des Krieges, besonders im Jahre 1718 vor Belgrad ausgezeichnet, wurde er vom Kaiser Karl VI. im Jahre 1721 zum Ritter des goldenen Vließes ernannt. Als die verwandten Häuser des Schyrenstammes, die Fürsten von Pfalz und von Baiern, nachdem Jahrhunderte lang zwischen ihnen ein den Kindern von Wittelsbach nachtheiliger Zwist, in Folge von Eifersucht und Eigennutz, obgewaltet hatte, im Jahre 1724 in München zusammentraten, um ihres Gesammthauses Eintracht und Ordnung zu bereden und die folgenreiche Hauseinigung, den sogenannten Hausunionstractat, am 15. Mai unterzeichneten, war auch Joseph Karl gegenwärtig. Sein Lieblingssitz war das eine halbe Meile von Mannheim jenseit des Rheinstromes liegende Städtchen Oggersheim, wo er ein Schloß und dabei eine Lorettokapelle nach dem Vorbilde des heiligen Hauses zu Loretto erbauen ließ. Aber die Eröffnung der Wallfahrt zu dem dasigen Gnadenbilde erlebte er nicht. Diese erfolgte erst im Jahre 1733; eine auch jetzt nicht sehr seltene Gedächtnißmünze von Silber, 1 Zoll im Durchmesser, verherrlicht das Andenken daran. Auch zum Kurfürstenthume der Pfalz gelangte er nicht, ja nicht einmal zur Herrschaft über seine Erblande, denn noch vor dem Kurfürsten Karl Philipp und vor seinem Vater Theodor starb er zu Oggersheim in seinem Schlosse am 18. Juli 1729. Sein Leichnam wurde nach Heidelberg geführt und hier in der Gruft der Karmeliter unter dem Langhause der St. Jacobskirche neben seiner ein Jahr zuvor verblichenen Gemahlin beigesetzt, später nebst dieser in das 1735 unter dem Hochaltare genannter Kirche erbaute pfalzgräfliche Grabgewölbe und endlich 1803 mit allen Särgen dieser Gruft nach München gebracht. Abbildungen desselben, sowie seiner Gemahlin in Brustbild, in Lebensgröße in Öl gemalt, sieht man zu Heidelberg in der öffentlichen Alterthümerhalle des Grafen von Graimberg unter den Nummern 165, 166, 167 und 168. Auch ist sein Bildniß, gezeichnet von Melchior Steudl in München und gestochen von Jacob Andres Friedrich, dem Vater, zu Nürnberg herausgekommen, das ebenfalls in dem „Erklärenden Verzeichnisse" der genannten Alterthümerhalle unter Nr. 918 beschrieben ist. Ferner befinden sich noch einige in Handzeichnung und in Silber getrieben in derselben Halle. Seine Gemahlin, aus Karl Philipp's erster Ehe mit Ludwige Charlotte, geb. Fürstin Radziwil, war am 15. März 1693 zu Brieg in Schlesien geboren, und war liebenswürdig, munter und gegen die Armen wohlthätig. Nachdem sie ihrem Gemahle zwei Söhne und vier Töchter geboren hatte, starb sie in Folge einer am 27. Jan. 1728 erfolgten schweren Niederkunft drei Tage nachher. Von ihren Kindern lebten bei ihrem Tode nur noch drei Pfalzgräfinnen. Die älteste, Maria Elisabetha Augusta Aloysia Innocentia u. s. w., wurde Gemahlin des Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz (s. d. Art.); die andere, Amalie Marie Anne, heirathete Karl Albrecht's Kurfürsten zu Baiern Brudersohn, den Herzog Clemens Franz von Ober- und Niederbaiern, und die jüngste, Franziska Dorothea Christina, den Pfalzgrafen Herzog Friedrich Michael von Zweibrücken-Birkenfeld, durch welchen sie Großmutter Ludwig's, des jetzt herrschenden Königs von Baiern, ist.

(*Thomas Alfried Leger.*)

9) Prinz von Sachsen-Hildburghausen.

Joseph, auch **Joseph Friedrich** und vollständig **Joseph Maria Friedrich Wilhelm Hollandinus** geheißen, ein Enkel des berühmten Herzogs Ernst des Frommen von Sachsen-Gotha und dritter Sohn Herzogs Ernst von Sachsen-Hildburghausen, des Stifters dieser Ernestinischen Nebenlinie, und Sophie Henrietten's von Waldeck, war den 5. Oct. 1702 geboren. Zehn Tage nachdem er das Licht der Welt erblickt hatte, verlor er seine Mutter und nach zurückgelegtem 13. Jahre auch seinen Vater; und da dieser das Recht der Erstgeburt in seinem Hause eingeführt hatte, so war der Prinz auf eine bescheidene Apanage gewiesen, mit welcher er nicht Lust hatte, sich zufrieden zu stellen. Er wählte also nach dem Vorgange seines Vaters, der in niederländischen Diensten gestanden hatte, und nach dem Beispiele seines ältern Bruders, Herzogs Ernst Friedrich I., und seiner übrigen Verwandten die militairische Laufbahn, nachdem er den nöthigsten Unterricht empfangen hatte, sehr frühzeitig, um sich bei damals dargebotenen Gelegenheiten der kriegerischen Verhältnisse ein besseres Loos zu erkämpfen. Schon 1719 trat er in österreichische Kriegsdienste, kam unter die Leitung des theils gepriesenen, theils verschrieenen Reichsgrafen Friedrich Heinrich von Seckendorf, welcher österreichischer General war und in Sicilien focht. Unter diesem tapfern und vom großen Eugen sehr geschätzten Manne verrichtete Prinz Joseph seine ersten Waffenthaten, überstieg bald die ersten Grade des Militairdienstes,

und um sich Erleichterung im Emporkommen zu verschaffen, schwur er im October 1727 den Glauben seiner Väter ab und trat, was man in Wien so gern sah, und an seines Lehrmeisters von Seckendorf standhafter Weigerung so übel genommen wurde, in den Schoß der katholischen Kirche. Im Jahre 1732 sah man ihn bereits an der Spitze des Cuirassirregiments Niklas Palffy. Im folgenden Jahre focht er als kaiserlicher Generalfeldwachtmeister unter Mercy's Oberbefehle in Italien gegen die Franzosen, sorgte für Proviant aus Ungarn, deckte nachmals den Rückzug der Österreicher unter steten Gefechten, und als diese wieder vorgedrungen waren, stand er nach Mercy's Falle unter dem Grafen Joseph von Königseck im Sommer 1734 bis Mitte Septembers an der Secchia den Franzosen gegenüber. Der Prinz verschmähte hier nicht, als Tabaks- und Branntweinhändler verkleidet, ins französische Lager zu gehen, Alles auszukundschaften, und auf seine Entdeckungen hin überfielen die Österreicher am 15. Sept. den Marschall von Broglio zu Quistillo und nahmen den größten Theil des dort liegenden französischen Corps gefangen. Einen Monat später zwang er den furchtsamen Marquis von Maillebois zur Übergabe eines Platzes, vor welchem er hölzerne Kanonen aufgepflanzt hatte. Im Herbste 1735 führte er als Generalfeldmarschall-Lieutenant, mit welcher Würde er zugleich Inhaber eines Fußregiments wurde, den Österreichern einen starken Heerhaufen in Oberitalien zu, setzte über die Etsch und verjagte die Spanier mit Verlust aus ihrem Posten an diesem Flusse und an der Secchia. Dadurch wirkte er zum Abschlusse des Waffenstillstandes vom 16. Nov. mit und half hernach auch zu Verona mit den Franzosen die Grenzscheidungen reguliren. Nach hergestellter Ruhe ging er nach Wien zurück, erwies dem Helden Eugen die letzten Ehren am Grabe und begab sich sodann im Sommer 1736 als Generalfeldzeugmeister zur Armee nach Ungarn, nachdem er die Statthalterschaft zu Comorra, welche ihm ein Jahr zuvor übertragen worden war, wieder abgegeben hatte. Er kam in Kroatien und Illyrien zu stehen, brachte das Grenzvolk der erstgenannten Provinz unter kaiserlichen Gehorsam und war einer der Vornehmsten, welche den Kaiser Karl VI. mit verführerischen Gründen zum unglücklichen Kriege gegen die Türken in den Augenblicken bestimmten, wo dieser seinen Bundesgenossen, den Russen, eine vertragsmäßige Anzahl Krieger gegen dasselbe Volk abschicken wollte. Er werde, so sprachen Joseph von Hildburghausen und seine Gleichgesinnten, bei den erschöpften Kräften dieses Volkes auf leichte Weise wiedergewinnen, was er in Italien hätte aufopfern müssen; der Zeitpunkt sei günstig, werde sobald nicht wiederkehren, müsse also benutzt werden, und mindestens sei an der Eroberung der ganzen Walachei, Bosniens und Dalmatiens nicht zu zweifeln. Der in Wien sehr verhaßte protestantische Reichsgraf von Seckendorf erhielt den Oberbefehl über das 44,000 Mann starke kaiserliche Heer. Davon bekam Prinz Joseph den vierten Theil, mit welchem er im Juli 1737, nach Vorschrift des Hofkriegsraths, in Bosnien eindrang und Banjaluka belagerte; weil ihn aber der Ban von Kroatien, Joseph Esterhazy, welcher über den Heerbefehl des Hildburghäusers in jenen Gegenden neidisch war und sich deshalb zurückgesetzt fühlte, mit seinen 10,000 Kroaten nicht unterstützte, obschon er dazu angewiesen war, sondern sich in einen Streit mit ihm einließ, so wurde er am 4. Aug. mit bedeutendem Verluste über die Save zurückgetrieben. Nicht weniger Zwist und Uneinigkeit gab es bei den übrigen kaiserlichen Heerhaufen, und der ganze Feldzug lief so unglücklich ab, daß man im folgenden Jahre nicht auf Angriffe, sondern daran denken mußte, die Grenzen zu decken, während der Oberfeldherr von Seckendorf, von seinen Feinden, den Pfaffen und dem aufgehetzten Volke zu Wien, als Urheber allen Unglücks, verleumdet, wider des Kaisers Willen verhaftet und vor ein Kriegsgericht gestellt wurde. Prinz Joseph und Herzog Franz von Lothringen, des Kaisers Eidam, welche weit mehr Fehler begangen hatten, schlüpften nicht allein durch, sondern behielten während des Feldzugs 1738 auch ihre ansehnlichen Stellen im neugerüsteten Heere; dasselbe wurde aber so schlecht geführt, daß Königseck und Herzog Franz, welche inzwischen den Oberbefehl bekommen hatten, ihre Posten gezwungen aufgeben mußten. An ihre Stellen traten nun der Hildburghäuser, der zwar ein guter Parteigänger, aber ein schlechter Obergeneral war, und der Graf von Styrum, der sich im spanischen Erbfolgekriege nur durch Fehler und Niederlagen bekannt gemacht hatte; endlich wurden sie im Obercommando von ebenfalls zwei ungeschickten Männern, den Grafen von Wallis und von Neipperg, abgelöst: jener hing vom Kaiser, dieser von dessen Tochter ab, und so brachten diese Helden unter schmählicher Waffenführung den für Österreich ebenso schmachvollen belgrader Frieden am 18. Sept. 1739 zu Stande. Beide Oberfeldherren erlitten dieselbe Haft zur Strafe, die Seckendorf getroffen hatte, während der Hildburghäuser nichtsdestoweniger mit Ehren davon kam. Am 20. April 1739 hatte ihn Karl VI. zum Ritter des goldenen Vließes erhoben und ein Jahr früher (am 15. April 1738) hatte er sich mit kaiserlicher Zustimmung zu Hof, einem acht Meilen von Wien gelegenen Orte, mit des großen Eugen Erbin und Bruderstochter, die irrig zuweilen auch für seine Tochter gehalten wird, Anna Victoria (geb. nach Krebel am 13. Sept. 1683), Tochter des Grafen Ludwig Thomas von Savoyen-Soissons, in der Stille vermählt, mit der Bedingung, ihn zum Universalerben einzusetzen, dafern sie vor ihm mit Tode abgehen würde. Auch lief das Gerücht um, der Kaiser habe seine Ansprüche auf Eugen's Güter in Ungarn zu Gunsten Joseph's von Hildburghausen fallen lassen; allein dieser wurde betrogen und seine glänzende Ehe war in ihrem Erfolge ebenso unglücklich, als beide Gatten einander in Jahren verschieden waren. Sie lebten stets getrennt von einander, und 1752 endlich entfernte sich die Prinzessin von Wien und wählte ihren Aufenthalt zu Turin. Hier starb sie den 10. Oct. 1763.

Während des österreichischen Erbfolgekrieges und des Kampfes mit Preußen in Schlesien übernahm der Hildburghäuser, da ihm Maria Theresia sehr gnädig gesinnt war, das Generalcommando und die Leitung des Militairwesens im Innern Österreichs und sorgte namentlich

für neue Sendungen von Truppenverstärkungen an die Streiterhaufen. Im Jahre 1749 legte er diesen Posten nieder, gelangte aber noch zu den Würden eines wirklichen geheimen Rathes und Generalfeldmarschalls. Und nachdem er mit diesen hohen Titeln ohne glänzendes Verdienst in den Ranglisten des österreichischen Heeres geprangt hatte, wurde er beim Ausbruche des siebenjährigen Krieges durch Vorschub des wiener Hofes zum Obergeneral der teutschen Reichsarmee mit dem Titel eines Reichsgeneralfeldmarschalls befördert. Am 8. Juni 1757 legte er zu Wien in des Kaisers Hände den Eid wegen seines neuen Commando's ab, und trat darauf an die Spitze des elenden Reichsheeres, meist aus gemischten Haufen zusammengesetzt, wozu dieser und jener Bischof etwa 10, dieser und jener Reichsgraf 12 Mann geschickt hatte. Mit Reiterei versah es die Kaiserin. Man betrachtete den großen König Friedrich II. von Preußen als Reichsächter, und jenes zusammengeschobene und schlecht geordnete Gesindel, ohne belebenden Geist, sollte an ihm, unter der Leitung des abenteuerlichen Prinzen von Hildburghausen, eines Feldherrn zur Hofparade und ohne großartigen Sinn (obschon von den Franzosen in dem italienischen Kriege, die aber eben nicht viel besser waren als er, le grand Saxon genannt), gewissermaßen die Strafe vollstrecken. Prinz Joseph vereinte sich daher zu dem Ende mit dem Prinzen von Soubise, welcher an der Spitze eines zuchtlosen französischen Heerhaufens stand und bald nachher noch mit 17,000 Mann unter dem Marschall von Broglio verstärkt wurde. Das verbündete Heer nahm an der Saale bis Merseburg hinab eine vortheilhafte Stellung ein, welche der König von Preußen, als er mit einem um die Hälfte schwächern Schlachthaufen zu Eingange Novembers 1757 einen Angriff zu versuchen herbeigeeilt war, sofort bewog zurückzuweichen. Daraus nahmen seine Gegner Anlaß, ihn als Feigen zu verfolgen, und waren so zuversichtlich auf den glücklichen Erfolg ihrer Einbildung, daß sie beim Hervortreten ins freie Feld sorglos blieben und sich eben angegriffen sahen, als sie im Begriffe waren, selbst den Angriff zu thun. Weder das Reichsheer noch die Franzosen hatten Lust zu fechten und ihre uneinigen Befehlshaber widersprechende Weisungen; darum erhielt Friedrich einen leichten Sieg über sie. Die Niederlage und Flucht der Verbündeten bei Roßbach war allgemein, und durch das panische Schrecken, das sich unter ihnen verbreitete, berüchtigt. Die ganze Reichsarmee wurde, nebst der französischen, völlig zersprengt, ihr Gepäck und Geschütz erobert. Soubise floh nach Hessen, Joseph nach Franken und sammelte zu Erlangen, wo er sein Hauptquartier nahm, die Überbleibsel des erbärmlichen Heeres wieder. Um neuer Schmach zu entgehen, übergab er dem Landgrafen von Fürstenberg einstweilen den Oberbefehl, ging am 19. Jan. 1758 nach Wien und legte sein Reichsobercommando nieder, das nunmehr der Pfalzgraf Friedrich von Zweibrücken übernahm, ihm aber ebenso wenig Ehre als seinem Vorgänger einbrachte.

Der Hildburghäuser trat vom Kriegsschauplatze gänzlich ab und zog sich in den Privatstand nach seiner Heimath zurück. Hier regierte sein Großneffe, Herzog Ernst Friedrich Karl, das hildburghäuser Land in äußerst mislichen Umständen, und die Finanzen desselben waren so zerrüttet, daß der Kaiser im Jahre 1769 eine Debitcommission ernannte, welche dem Prinzen Joseph übertragen wurde, um das Schuldenwesen zu ordnen und zu tilgen. Der Herzog starb 1780, die Zerrüttung war noch nicht gehoben, sein Sohn und Nachfolger, Friedrich, kam unter die Obervormundschaft Joseph Friedrich's, welcher denn auch bis zu seinem Tode die Regierung verwaltete. Während dieser unerfreulichen Geschäfte übertrug ihm der Kaiser am 15. Jan. 1773 aus gleichen Gründen die Debit- und Administrationscommission im Herzogthume Coburg-Saalfeld, welche nach seinem Tode, da er bis dahin die Schuldenmasse noch nicht getilgt hatte, auf Herzog Ernst II. von Sachsen-Gotha überging. Mittlerweile war durch den Tod Herzogs Friedrich III. von Sachsen-Gotha (1772) das Seniorat im Ernestinischen Hause Sachsen erledigt worden und Joseph Friedrich sah sich unter seinen Vettern als der Älteste berechtigt, den Genuß des an diesem Range noch haftenden Vorzugs zu beanspruchen, wie es die gemeinschaftlichen, wiewol nicht durchweg anerkannten, Beschlüsse der ernestinisch-sächsischen Fürsten von 1706 bis 1708 bei Aufhebung des wirklichen Seniorats angeordnet hatten. Dieser einzige Vorzug, der dem Senior unter allen männlichen Gliedern der Ernestinischen Häuser übriggeblieben war, bestand im Genusse der Einkünfte des an der Unstrut gelegenen Amtes Oldisleben, welche jenen Beschlüssen zufolge nun auch einem apanagirten Prinzen zu Theil werden konnten, sobald er alle seine regierenden Vettern im Alter überragte. Joseph Friedrich, der erste unter ihnen, als apanagirter Prinz, welchen dieser Altersvorzug traf, fand mit seinen Ansprüchen gleichwol bei Coburg-Saalfeld und besonders bei Weimar, wo die Herzogin Anna Amalia die Obervormundschaft für ihren ältesten Sohn, Karl August, führte, heftigen Widerspruch. Darum wandte er sich mit einer gelehrten Deductionsschrift „Recht und Receßmäßiger Bericht, daß die Succession in dem Genusse des Amtes Oldisleben denen apanagirten Herzogen der sächsisch-ernestischen Linie allerdings zustehe" an den kaiserlichen Reichshofrath, welcher ihm denn auch durch das Decret vom 21. Jan. 1773 das Senioratamt Oldisleben zusprach. Die Herzogin Witwe von Sachsen-Weimar wünschte darüber genauere Aufklärung zu haben, allein der Reichshofrath wies sie am 7. August desselben Jahres ab und die Erben des verstorbenen Herzogs von Gotha an, dem Prinzen Joseph Friedrich binnen Jahresfrist jene Ergötzlichkeit abzutreten, wozu sie ohnehin durch die Hausverträge verpflichtet waren. Der Hildburghäuser ließ sich in dem Marktflecken Oldisleben huldigen, seine Widersacher schwiegen, und so genoß er diesen kleinen Zuwachs von Einkünften bis an seinen Tod *). Derselbe erfolgte am 4. Jan. 1787. (*B. Röse.*)

*) Über diesen Vorfall schrieb im Jahre 1776 der leipziger Professor Heinr. Gottlieb Francke das Programm in 4.: De ortu et praecipuis mutationibus Senioratus in Serenissima

10) Erbprinz von Sachsen-Meiningen.

Joseph Bernhard, ältester Sohn Herzogs Ernst Ludwig I. von Sachsen-Meiningen und Dorothea Marien's von Sachsen-Gotha. Sein Vater, ein genußsüchtiger und prachtliebender Fürst, der sich in den Kriegen seiner Zeit gegen Frankreich beim teutschen Reiche, wie bei dem Kurfürsten von der Pfalz, bis zum Generalfeldzeugmeister emporgeschwungen hatte, wünschte, daß auch sein Sohn für das Kriegshandwerk erzogen werden sollte. Nachdem also der Knabe den Händen der Frauen entwachsen war, kam er nach zurückgelegtem sechsten Jahre unter die Leitung zweier Lehrer, Friedrich Ernst Schenk's und Ernst Ludw. Schröter's, welcher Letztere späterhin durch einen gewissen Hammerer abgelöst wurde [1]). Unter der Aufsicht des Oberhofpredigers, welcher alljährig eine Prüfung mit dem Prinzen im Beisein der höchsten Beamten anstellte, lehrten diese ihm Latein, Mathematik, Geschichte, Geographie, Genealogie und Heraldik; in der Religion unterwiesen ihn nach einander die Hofdiakonen Krebs und Silchmüller, und sobald sein Geist reifer geworden war, empfing er vom Inspector des Lyceums zu Meiningen, Weinrich, auch noch Unterricht in der Dichtkunst, Beredsamkeit und im teutschen Style. Vor seinem Abgange zur Akademie in Strasburg, der im Juli 1721 erfolgte, nahm Joseph Bernhard zu Coburg, wo er sich eine Zeit lang aufhielt, auch Unterricht in der praktischen Geometrie, Feuerwerkerkunst und überhaupt im Artilleriewesen bei einem dortigen Rathsherrn (Wolrab) und zu Strasburg hörte er unter Leitung seines Hofmeisters Schenk bei den Gebrüdern Böckler die Rechte und Experimentalphysik, bei Reuchlin teutschen Styl und bei Hirtenstein Astronomie. Daneben trieb er noch Französisch, Fechten, Reiten, Tanzen und Musik, und widmete auch der Kriegsbaukunde seine Studien. Der Prinz war überhaupt ein wißbegieriger Jüngling, der vortreffliche Gaben des Kopfes und Herzens entwickelte, sich allgemeine Achtung erwarb und ausgezeichnete Erwartungen erweckte. Er fühlte sich sogar berufen, einst auch als Opponent in einer Disputation öffentlich aufzutreten; doch schon im October 1722 unterbrach er seine Studien durch eine Reise nach Rheims zur Krönung des Königs Ludwig XV. von Frankreich und nach Lothringen. Im folgenden Jahre durchstreifte er Ober- und Unterelsaß und das Gebiet von Basel, und schenkte dabei den Festungen besondere Aufmerksamkeit. Am pfälzischen Hofe zu Schwetzingen, wo er längere Zeit verweilte und wo sein Vater in Ansehen stand, erhielt er vom Kurfürsten Karl Philipp die Würde eines Obersten über das Regiment Sachsen-Meiningen, mit der Versicherung, bei nächster Capitelversammlung auch den Orden des heiligen Hubertus zu erhalten. Nach einem kurzen Aufenthalte zu Hause ging er am 21. Aug. 1723 mit seinem jüngern Bruder Ernst Ludwig II. abermals auf Reisen. Zunächst begab er sich nach Prag, um der Krönung des böhmischen Königs beizuwohnen, Bekanntschaft mit der kaiserlichen Familie zu machen und alsdann die wichtigsten Städte an der Donau zu besehen, von wo er nachmals, sobald dieses geschehen war, durch Tyrol nach Italien wanderte und bis nach Neapel hinab gelangte. Entzückt von der Schönheit der dortigen Natur und den Denkmalen des Alterthums trat er mit Bereicherung seiner Kenntnisse von den italienischen Staatsverfassungen seine Rückreise von Neapel an, wurde aber von einem hitzigen Fieber, mit Seitenstechen verbunden, überfallen und starb zu Rom den 22. März 1724 in seinem noch nicht völlig zurückgelegten 18. Lebensjahre mit allgemeinem Bedauern. Der Leichnam blieb nicht in Rom, wie ein Gerücht aussprach, sondern der Kammerdiener Lozze überbrachte denselben in einem Koffer dem betrübten Vater, welcher ihn in der Schloßkirche zu Meiningen beisetzen ließ. Als dieser Prinz am 27. Mai 1706 geboren wurde, war Ernst Ludwig I. so erfreut über dieses Familienereigniß, daß er gelobte, alljährlich auf seines Sohnes Geburtstag so viele arme Knaben zu kleiden, zu speisen und zu beschenken, als derselbe eben Jahre erreichte, und die Zahl dieser Kinder bis auf zwölf steigen zu lassen. Der Herzog hielt, da der Prinz sein Liebling wurde, das Gelübde bis zum Tode Joseph Bernhard's; die Knaben aber hießen beim Volke die Josephsbrüder [2]). *(B. Röse.)*

V. Joseph, Patriarchen, (geistliche) Kurfürsten, Erzbischöfe und Bischöfe.

A. Joseph, Patriarch von Alexandrien, s. unt. Josephus.

B. Bischöfe von Augsburg.

1) **Joseph I.**, Landgraf von Hessen-Darmstadt, Fürst zu Hirschfeld, Graf zu Katzenellenbogen u. s. w., Fürstbischof von Augsburg, wurde den 23. Jan. 1699 zu Brüssel geboren, widmete sich dem Militairstande, brach aber beide Beine, weswegen er seine Dienstzeichen nach der Genesung in der Kapelle zu Loretto niederlegte und sich dem geistlichen Stande gelobte. In den Jahren 1728 und 1729 erhielt er durch den Bischof Heinrich Vialard von Mantua die verschiedenen Weihen zum Priester, während Papst Benedict XIII. ihm eine

---

ducum Sax. gente Ernestina usitati. Mehres theilt auch Moser in seinem Reichs- und Staats-Handbuche, Jahrg. 1773. S. 211 fg. mit, umständlicher jedoch Weiße im Museum zur sächs. Geschichte. III, 2, 28—69. Vgl. noch von Schultes, Sachsen-Coburg-Saalfeldische Landesgeschichte. III, 61 fg.

1) Jener Schenk, Sohn des bekannten geistlichen Liederdichters Hartmann Schenk, schrieb für seinen fürstlichen Zögling, Joseph Bernhard, ein Werkchen, dessen Titel ich hier wiedergebe, wie ich ihn gefunden: Demonstration mecaniques et geometriques des theoremes du 1. libre de elemens d'Euclide, Par le moyen de figures mobiles et transportables desinées sur du Carton et distinguées de differentes Couleurs avec l'application de cette methode a la Geodesie. Ouvrage nouveau consacre a la Bibliotheque par Fr. Ern. Schenk.

2) Vgl. Europäische Fama. Jahrg. 1724. S. 820 nebst Georg Emmrich's Archive für die herzoglich Sachsen-Meiningischen Lande. 1. Bandes 2. Heft. S. 163—169, das mir in einem, mit handschriftlichen Bemerkungen bereicherten, Exemplare durch die gefällige Vermittelung meines gelehrten Freundes, des Hofpredigers Ackermann zu Meiningen, zu benutzen vergönnt war.

Dompfründe zu Lüttich, die Wahlfähigkeit für das Bisthum Osnabrück und alle andere erz- und bischöfliche Würden, eine Dompfründe zu Augsburg wie zu Cöln verliehen hatte. Durch dessen Nachfolger Papst Clemens XII. erhielt er am 10. Juni 1731 die Coadjutorie der Dompropstei zu Constanz, am 13. August desselben Jahres eine Pension von 6000 Fl. bei der bischöflichen Kammer zu Gent, und am 13. Juni 1733 eine Dompfründe zu Constanz. Unterdessen war er auch infulirter Abt zu Feldwar in Ungarn und Ritter des kurpfälzischen Hubertsordens geworden. Am 17. December 1739 wurde er als Dompropst zu Augsburg und am 18. August 1740 als Fürstbischof gewählt. Vom Papst Benedict XIV. erhielt er am 27. December 1740 ein Wahlfähigkeitsbreve für das Bisthum Lüttich und am 2. Januar 1741 für jenes zu Augsburg die begünstigende Bestätigung, daß er die Dompfründen zu Lüttich, Cöln und Constanz, die Abtstelle zu Feldwar und die Pension von Gent beibehalten dürfe. Diese Gunst des Papstes benutzte er auch 1743 für seine Domherren zum Tragen der Inful und anderer Auszeichnungen an großen Festen, welche bewilligt wurden. Am 17. Mai 1744 erhielt er, bei Gelegenheit der Seligsprechung der Nonne Crescenz Höß von Kaufbeuern, vom Papst Benedict XIV. das Lob, daß er seiner Geistlichkeit nebst der Erlernung der scholastischen Theologie auch Kirchengeschichte und Rechtswissenschaft empfohlen habe. Am 22. Februar 1755 wurde er von demselben ersucht, auf Zurücknahme des Reichstagsbeschlusses, welcher bei dem Übergange des Erbprinzen Friedrich von Hessen-Kassel zur katholischen Confession gefaßt wurde, durch andere katholische Reichsstände zu wirken. Am 25. Februar 1761 erhielt er vom Papste Clemens XIII. die Wahlfähigkeit für das Erzbisthum Cöln und am 1. Juli 1763 für das Bisthum Worms. Im Jahre 1747 erlangte er vom Kaiser Franz I. und im Jahre 1767 vom Kaiser Joseph II. die Bestätigung aller Privilegien seines Bisthums.

Gleich bei seinem Regierungsantritte vollendete er zu Pfaffenhausen das von seinem Vorgänger Alexander Sigmund begonnene Priesterhaus, welches 1768 durch den augsburger Kaufmann J. A. von Obweker mit einem Capitale von 57,400 Fl. unterstützt wurde. Zur Beförderung dieser Anstalt ließ er durch seinen Hoftheologen E. Amort besondere Leitfäden verfassen. Seiner Geistlichkeit machte er viele Vorschriften über Kleidertracht, über Erfüllung ihrer Berufspflichten, über Enthaltung vom Besuch der Wirthshäuser, über öfteres Beichten ꝛc. Doch überschritt sein frömmelnder Geist in mancher Verordnung die Schranken der Billigkeit. Die vieljährigen Irrungen seines Ordinariats mit der Propstei Elwang über geistliche Gerichtsbarkeit schlichtete er am 5. August 1760 durch einen Vergleich, welcher 1769 erneuert und bestätigt wurde. Im Jahre 1763 fühlte er die Abnahme seiner Kräfte und bat den römischen Hof um die Ernennung des Bischofs Clemens Wenzeslaus von Freisingen und Regensburg zum Coadjutor. Im Herbste 1764 wurde er selbst und das Domcapitel vom Kaiser Franz I. und dessen Gemahlin Theresia ersucht, die Wahl zu betreiben, weswegen sie auch am 5. November 1764 vollzogen und 1765 vom Papste Clemens XIII. bestätigt wurde. Er starb im 70. Lebensjahre den 20. August 1768 und wurde in die Domkirche neben dem Kreuzaltare begraben *).

2) Joseph II. Maria Johann Nepomuck, Freiherr von Fraunberg, zuerst Bischof von Augsburg, dann Erzbischof von Bamberg, wurde geboren am 10. October 1768 und starb am 21. Januar 1841. Als Edelknabe hatte er sich am fürstbischöflichen Hofe zu Eichstädt, und als Theolog zu Regensburg gebildet, wo er eine Dompfründe erhielt; als Priester widmete er sich der Seelsorge. Am 30. October 1801 wurde er vom Kurfürsten Max Joseph I. in Baiern als Gesandter zu Rom ernannt, nach der Vereitlung dieser Bestimmung aber im Jahre 1802 mit der obersten Leitung des Schulen- und Studienwesens beauftragt, in welcher Eigenschaft er bis 1808 viel Gutes wirkte. Da der umfassende Geist des Ministers Montgelas nach der Constitution von 1808 der Idee eines Ministers für den Unterricht und Cultus nicht huldigte, sondern eine neue Organisation folgen ließ, so wurde Fraunberg seiner pädagogischen Wirksamkeit entbunden. Den dadurch für ihn eingetretenen Stand der Ruhe benutzte dieser zur allseitigen höhern Ausbildung seines Geistes. Bei der Vollziehung des mit Rom 1817 abgeschlossenen Concordats im September 1821 wurde er zum Bischofe von Augsburg ernannt, im November desselben Jahres durch den päpstlichen Nuntius Franz Serra Cassan eingesegnet und eingesetzt. Bei seiner innigsten Vertrautheit mit dem Zeitgeiste, gemäß seiner vieljährigen Erfahrung, und bei der in ihm vorherrschenden Sanftmuth, traf er so zweckmäßige Maßregeln, daß er fortdauernd in gutem Andenken bleiben wird. Er hatte bald nicht nur die Liebe aller Katholiken, sondern auch die Hochachtung der Protestanten gewonnen. Deswegen wurde er vom Könige Max Joseph I. von Baiern am 4. März 1824 zum Erzbischofe von Bamberg befördert, wo er am 26. Juli seinen feierlichen Einzug hielt. Auch hier wurde er bald der allgemeine Liebling durch seine freundliche Herablassung, Wohlthätigkeit und zeitgemäße Anordnungen, unter welchen die Stiftung von Leseanstalten in jedem Landcapitel und die monatlichen Berathungen der Pfarrer über Gegenstände ihres Berufs, wie seine Würdigung ihrer Aufsätze vorzüglich zu rühmen sind. Allen Candidaten der Theologie, wie der ganzen Geistlichkeit, erleichterte er den Gebrauch seiner Privat-Büchersammlung durch öffentliche Vertheilung eines lithographirten Verzeichnisses derselben. Wären alle Mitglieder seines Domcapitels von gleichem Geiste erfüllt gewesen, so würde dieses sich über alle andere Capitel hoch erhoben haben. Sein Streben, mit der königlichen Regierung jede Irrung zu beseitigen, mag wol manchen streitsüchtigen Geistlichen nicht gefallen haben, aber die unbefangene Nachwelt wird ihn desto mehr segnen. (*Jaeck.*)

---

*) *Steiner*, acta sel. — Braun, Gesch. d. Bisch. v. Augsb. IV, 449, 497, und dessen Domkirche. 141.

C. Erzbischöfe von Bamberg.

1) Joseph, Freiherr von Stubenberg, s. Joseph, Fürstbischof von Eichstädt.

2) Joseph Maria Johann Nepomuck, s. Joseph II., Bischof von Augsburg.

D. Katholici (Patriarchen) der Chaldäer, s. unter Josephus.

E. Fürstbischöfe von Chur.

1) Joseph Mohr, Fürstbischof zu Chur, wurde als Domscholaster daselbst am 27. August 1627 zu dieser Würde befördert, am 10. Septbr. vom Papst Urban VIII. bestätigt und am 16. October durch den päpstlichen Gesandten Alex. Scapius eingesegnet. Er bemühte sich, wie sein Vorgänger, vergebens für die Ausübung der Rechte seines Bisthums. So lange das österreichische Militair ihm zur Seite stand, fand er sein Loos erträglich. Nachdem aber jenes durch französisches unter dem protestantischen Generale von Rohan verdrängt war und der schwedische Einfluß auf die Schweiz auch fühlbar geworden war, verlor er die meisten Ansprüche, und endlich durch die Pest, welche mehre Jahre in jener Gegend hauste, das Leben am 6. August 1635.

2) Joseph Benedict, Freiherr von Rost, Fürstbischof von Chur, war am 7. Februar 1696 in Tyrol geboren, hatte schon geraume Zeit die Stellen des Scholasters, Cantors und Generalvicars an seinem Stifte bekleidet, als er am 13. December 1728 durch einstimmige Wahl zur höchsten Würde gelangte. Die Bündtner wollten sich wieder in die Wahl und Bestätigung des Bischofs, wie der früheren einmischen; allein Joseph Benedict vertraute auf den kräftigen Schutz des Kaisers Karl VI., dessen schweizerischer Gesandte, Freiherr von Risenfels, anwesend war, erklärte sich frei von Bündten und als unmittelbares Glied des römischen Reiches. Mit dem Magistrate gerieth er in einen heftigen Streit durch die Gestattung des Asylrechtes in der Domkirche, wohin ein Dieb sich geflüchtet hatte. Er versah auch zwei Jahre lang die Stelle des österreichischen Gesandten zu Bündten, erbaute das Schloß Fürstenau vom Grunde, verbesserte die Residenz zu Chur und bewährte durch viele Verordnungen seine Einsicht und billige Denkart. Er starb am 12. November 1754 und wurde an die Seite seiner Vorgänger in der Domkirche zu Chur begraben. (*Jaeck.*)

F. Patriarchen von Constantinopel, s. unter Josephus.

G. Fürstbischof von Eichstädt.

Joseph, Freiherr von Stubenberg, erster Erzbischof von Bamberg, letzter Fürstbischof von Eichstädt und erster geistlicher Reichsrath des Königreichs Baiern, war am 8. Februar 1740 geboren. Nach mannichfaltiger Vorbildung begab er sich zum 3½ jährigen Studium der Theologie in das Seminar zu Rom und wurde dort mit der Doctorwürde bekleidet. Geraume Zeit nach seiner Rückkehr wurde er zum infulirten Propst bei St. Johann in Regensburg ernannt, im Jahre 1780 in das Domcapitel zu Eichstädt aufgenommen und am 21. September 1790 auf den fürstbischöflichen Stuhl daselbst erhoben. Die 12 Jahre später eingetretene Veränderung in den teutschen Staaten machte ihn der weltlichen Herrschaft verlustig und beschränkte ihn auf die Ausübung des eigentlichen bischöflichen Amtes. Bei der Vollziehung des im Juni 1817 zwischen Baiern und Rom abgeschlossenen Concordats wurde er, ungeachtet der höchsten Gebrechlichkeit seines Körpers und seines 81 jährigen Alters ersucht, die Verwaltung des neu errichteten Erzbisthums Bamberg zu übernehmen. Er ließ sich auch aus Eitelkeit von zudringlichen Speculanten des bairischen Ministeriums, welche die erzbischöfliche Besoldung von 15,000 Fl. für Bamberg, an seiner Pension von 46,000 Fl. für Eichstädt, zu ersparen irriger Weise wähnten, zur Nachgiebigkeit bewegen, täuschte aber durch spätere hartnäckige Erklärung das Finanzministerium, obschon er sein Bett nicht mehr verlassen und folglich gar nicht nach Bamberg kommen konnte. Nach diesen Umständen war natürlich, daß er nur die Wünsche und Gutachten Anderer, z. B. des Exdominikaners Pius Brunquell zu Bamberg, des zu seiner Hilfe ernannten Weihbischofs (und Nachfolgers) Friedrich Österreicher und des Domcapitulars Jacob Wagner, zur Besorgung der bamberger Diöcesangeschäfte unterzeichnen konnte. Er erreichte das seltene Alter von mehr als 83 Jahren und wurde in die Domkirche zu Eichstädt begraben *). (*Jaeck.*)

H. Bischof und Fürstbischöfe zu Freisingen.

1) Joseph, dritter Bischof von Freisingen, erhielt von einem gewissen Amilo am 12. Februar 749 ein Geschenk für seine Domkirche, nachdem sein Vorgänger Erimbert am 1. Januar dieses Jahres gestorben war. Am 3. Sept. 750 erbat er sich von dem Gutsbesitzer Fagen den öden Platz Erching, legte den Grund zum Kloster Isen, theils aus gekauften, theils aus geschenkten Gütern nächst der Kirche des heiligen Bischofs Zeno aus Verona. Im Jahre 753 weihte er die Kirche Tulpach im Landgerichte Mosburg zur Ehre Johannes des Täufers ein; im Jahre 755 erwarb er für sein Domstift mehre Höfe, Felder, Wiesen, Teiche, Waldungen u. s. w. von den Gutthätern Eparhar und Starcholph. Im December 757 erlangte er von einem gewissen Hamming viele Güter an der Isar, von Theodorich die Bestätigung des früher geschenkten Gutes Dirnzhausen; von Hahold und dessen Sohn Arno die neu gebaute Kirche Pietenbach. Im Jahre 759 weihte er die Kirchen zu Pach und Abens ein und nahm sie in seinen besonderen Schutz. Im Jahre 760 empfing er von einem gewissen Wetting das Gut Ruedlfing und von Fridaperht das Gut Ebrach bei Wasserburg. Im Jahre 763 vollendete er das Kloster Scharnitz nach dem Willen des Herzogs Tassilo. Auch erbaute er die Martinskirche zu Biberbach. Er starb den 17. Januar 764 und wurde zu Isen begraben **).

2) Joseph Clemens, Herzog von Baiern, Erzbischof und Kurfürst von Cöln, Fürstbischof zu Freisingen,

---

*) Vgl. Dr. Brenner's Trauerrede.

**) *Hundii* metrop. Salisburg. I, 70. — *Meichelbeck*, Hist. Frising. I, 47—61.

Sohn des Kurfürsten Ferdinand Maria von Baiern und Bruder des Kurfürsten Maximilian Emanuel, wurde zu München am 5. December 1671 geboren, durch einen Freiherrn von Weichs unterrichtet, und erhielt schon 1683 die erste Tonsur, um am 13. März dieses Jahres als Coadjutor des Fürstbischofs Albrecht Sigmund, seines herzoglichen Vetters, zu Freisingen erwählt zu werden. Nach dessen am 4. Nov. 1684 erfolgtem Tode erhielt er als 14jähriger Knabe am 27. Nov. 1684 dessen Bisthum Freisingen und 1685 auch Regensburg, nach der freien Wahl der beiderseitigen Domstiftsglieder. Papst Innocenz XI. war nicht allein leichtsinnig oder habsüchtig genug, ihn am 6. October jenes Jahres zu bestätigen, sondern auch Kaiser Leopold I. ertheilte ihm am 11. April 1687 die Reichs-Belehnungsurkunde, während dem freisinger Dompropste, Johann Sigmund Zeller, die Verwaltung der beiden Fürstenthümer übertragen war. Im Jahre 1688 wurde Joseph Clemens nach dem Tode des Kurfürsten Maximilian Heinrich von Cöln durch die Begünstigung des Papstes Innocenz XI. und des Kaisers Leopold I., ungeachtet sehr wesentlicher Mängel, dem dortigen Domcapitel als Nachfolger unter der Bedingung aufgedrungen, daß er, sobald er in den ruhigen Besitz des Erzbisthums Cöln gekommen sei, die Bisthümer Freisingen und Regensburg niederlegen müsse. Obschon er durch seine Minderjährigkeit von der geistlichen Amtsführung noch ausgeschlossen war, so erhielt er doch im nämlichen Jahre noch die Verwaltung der gefürsteten Propstei Berchtesgaden und zugleich die kaiserliche Befreiung von dem Altershindernisse, um im Kurfürstenrathe mit Sitz und Stimme erscheinen zu können. Am 24. Januar 1690 war er auch als Kurfürst mit seinem ganzen Hofstaate von 420 Personen und 425 Pferden auf dem Reichstage zu Augsburg, die Wahl von Joseph I. zum römischen Könige in der Sacristei der Abtei Ulrich und Afra zu befördern, und am 26. Januar der Krönung desselben, wie dessen Mutter Eleonora, in der Domkirche beizuwohnen. Am 7. Januar 1692 ertheilte er dem Collegiatstifte Veit zu Freisingen die Gerichtsgewalt der ersten Instanz mit dem Rechte, Hinterlassenschaften der Stiftsherren und Kaplane unter Siegel zu legen; das Collegiatstift erwiederte seine Gefälligkeit durch die Abtretung der ihm früher zugekommenen Sterbemonate für Verleihung der erledigten Pfründen an Edelleute, wie Doctoren des Rechts und der Theologie. Am 8. Januar 1694 wurde er zum Coadjutor des Fürstbischofs Jobst von Hildesheim, und am 20. April desselben Jahres zum Fürstbischofe von Lüttich ernannt; allein beide Würden sind ihm vom Papste Innocenz XII. nur unter der Bedingung genehmigt worden, daß er die beiden Bisthümer Freisingen und Regensburg abtrat. Doch war dieser Verzicht mit keinem reellen Nachtheile verbunden; denn er wußte bei beiden Domcapiteln die kluge Einleitung zu treffen, daß sie sich über die Wahl seiner Nachfolger mehr als 1½ Jahr nicht vereinigen konnten und deswegen im December 1695 ihm die beiden Bisthümer wieder anboten, welche er auch mit den übrigen vereinigte. Doch er erfreute sich nicht des ruhigen Besitzes der vielen erschlichenen Pfründen. Denn während des spanischen Erbfolgekrieges schloß er sich an Frankreich und mußte sich deswegen auch dahin flüchten, nachdem seine Länder von feindlichen Truppen besetzt und er in die Reichsacht erklärt war. Durch die Unterstützung des Königs Ludwig XIV. lebte er jedoch während seines 12jährigen Aufenthaltes zu Valenciennes, Namur und an anderen Plätzen der Niederlande im höchsten Überflusse, und nach dem badischen Frieden wurde er in alle seine Länder und Würden wieder eingesetzt. Im Jahre 1716 entsagte er dem Bisthume Regensburg zum Vortheile seines Vetters Clemens August von Baiern. Die letzten Jahre seines Lebens bemühte er sich, den Handel am Rhein zu befördern. Er starb im 51. Lebensjahre am 12. December 1723 zu Bonn und wurde in die Domkirche zu Cöln begraben *). (*Jaeck.*)

3) **Joseph Konrad**, s. unter Joseph Konrad, Fürstbischof von Regensburg.

I. Patriarchen von Jerusalem, s. unter Josephus.

K. Patriarchen der Maroniten, s. unter Josephus.

L. Erzbischof von Cöln.

Joseph Clemens, Erzbischof von Cöln, s. Joseph Clemens, Fürstbischof von Freisingen.

M. Fürstbischöfe von Passau.

1) **Joseph Dominicus**, Fürstbischof von Passau, Graf von Lamberg, Sohn des Fürsten, geheimen Raths und Landhauptmanns in Oberösterreich, Franz Joseph von Lamberg, wurde am 8. Juli 1680 zu Steier in Österreich geboren. Nach Vollendung des Gymnasialunterrichtes, welchen er bei den Jesuiten zu Linz empfing, reiste er durch Teutschland und Frankreich, und verweilte einige Zeit an den Rechtsschulen zu Besançon und dann zu Siena in Hetrurien. Er begab sich in das Clementinische Collegium zu Rom für die Pflege der Naturlehre und Theologie. Der im Jahre 1700 ernannte Papst Clemens XI. wählte ihn zu seinem Hausprälaten und Referendar beider Unterschriften. Da er durch seinen Oheim, den Cardinal von Lamberg, als Bischof von Passau eine Dompfründe daselbst erlangt hatte, so folgte er 1703 dessen Winke zur Rückkehr und Übernahme des Officialates und Generalvicariates, wie auch der Stelle eines Weihbischofs und Präsidenten des Consistoriums in Österreich unter der Ens, welche er im November jenes Jahres antrat. Am 4. October 1704 wurde er in der Mariakirche zu Passau als Priester geweiht, am 19. October zum Dompropste gewählt, bald auch zum Generalvicar von ganz Steiermark ernannt, am 28. Juni 1706 mit der Dompfründe zu Salzburg versehen und am 8. April 1712 zum Bischofe von Seckau mit fürstlichem Titel befördert. Während dieser achtjährigen Dienstesleistung hatte er sich in jedem Amte so große Achtung erworben, daß er nach dem Tode seines Oheims, des Cardinals,

*) *Moercken*, Conatus chronol. Colon. 175. *J. Mich. Fuchs*, Leben d. Bisch., Erzbisch. u. Kurf. zu Cöln. 55. — *Meichelbeck*, Hist. Frising. II, 415.

schon mit einigen Stimmen seiner Mitbrüder für die Bischofswürde zu Passau 1713 beehrt wurde, aber nicht hinlänglich. Erst nach dem Tode seines Vorgängers Raimund Ferdinand von Rabatta (2. Jan. 1723) und nach hartnäckigem Kampfe des österreichischen und bairischen Hofes für ihre bischöflichen Candidaten gelangte er zum Besitze dieser Würde, welche im März dieses Jahres vom Papste Innocenz XIII. unter der Beschränkung bestätigt wurde, daß er zwar die Dompfründe von Salzburg beibehalten dürfe, dagegen das Bisthum Seckau niederlegen müsse. Sein erster Beschluß für das Wohl des Bisthums war ein scharfes Verbot gegen Dienstgeschenke, wie auch gegen alle aus Begünstigung oder um Geld vorher gewöhnliche Amtsverleihungen der Polizei- und Gerichtsstellen. Bei dem Besuche seines Kirchsprengels erließ er einen ausführlichen lateinischen Hirtenbrief, und verfügte, daß Niemand mehre Meßpfründen besitzen und alle Pfarrstellen durch tüchtige Geistliche besetzt sein sollen. Am 11. Sept. 1723 ließ er sich zu Prag von Kaiser Karl VI. die Reichslehen ertheilen. Im Januar 1724 begab er sich nach Wien zur Unterredung über die künftige Abtretung von 15 Meilen seines Kirchsprengels diesseit der Donau, welche ungeachtet des hartnäckigsten Widerspruches des Domcapitels vom Papste Benedict XIII. gebilligt und genehmigt wurde. Zur Entschädigung wurde das Bisthum Passau der Oberherrlichkeit des Erzbisthums Salzburg entrückt, dem päpstlichen Hofe unmittelbar untergeordnet, auch jedem künftigen Bischofe das Pallium und Kreuz als erzbischöfliche Auszeichnung versprochen, der Bischof Joseph Dominikus sogleich mit demselben beschenkt, die Weihbischofsstelle von Passau, die alte Propstei zu Ilz und die freie Propstei zu Ardagger den Domherren überlassen und dem Domdechanten der Gebrauch der Inful gestattet. Ungeachtet dieser Ehren- und Geldentschädigung des Domcapitels blieb doch die Mehrheit seiner Mitglieder dem Bischofe so gram, daß Papst Benedict XIII. im Mai 1729 durch eine nachdrückliche Bulle zum Gehorsam für den Bischof vergebens auffoderte. Deswegen bestätigte dessen Nachfolger, Papst Clemens XII., die früheren Verfügungen im Jahre 1730 noch ein Mal; erst von diesem Zeitpunkte erhielt sich die Unabhängigkeit des Bisthums Passau von seinem Domcapitel, wie vom Erzbisthume Salzburg. Im Jahre 1731 kaufte Bischof Joseph Dominikus die österreichische Herrschaft Neuburg am Inn nebst Wörnstein unter bedeutendem Zuschusse aus seinem Privatvermögen für das Bisthum Passau, obschon dasselbe im nämlichen Jahre 58,405 Fl. zur Erbauung ungarischer Festungen, nach einer Anordnung des Papstes Benedict XIII., gezahlt hatte. Im Jahre 1732 begründete er aus eigenen Mitteln zwei Domvicarien und 1736 machte er eine Stiftung für vier Adelige zu Linz. Am 10. April 1738 erhielt er von Papst Clemens XII. durch Kaiser Karl VI. in der Hofkapelle zu Wien das Cardinalsbiret. Im December 1739 verfügte er sich nach Rom zum Empfang des Purpurhutes; da er aber erst am 8. Februar 1740, zwei Tage nach dem Tode des Papstes, eintraf, so begab er sich mit den übrigen Cardinälen am 18. Februar in das Conclave, in welchem erst am 17. August Papst Benedict XIV. gewählt wurde. Von diesem erhielt er am 29. August den Cardinalshut, am 16. September die Mundöffnung mit dem Priestertitel des heiligen Peter auf dem goldenen Berge, und kehrte nach Teutschland zurück. Nach dem im Jahre 1740 erfolgten Tode des Kaisers Karl VI. entspann sich ein Krieg zwischen Baiern und Österreich, welcher auch für den passauer Kirchensprengel höchst verderblich war. Dessenungeachtet setzte der Bischof seine Sorgfalt für alle kirchliche Angelegenheiten durch öfteres Herumreisen in jedem Jahre unter größter Anstrengung fort. Viele Bischöfe, Äbte und Pröpste, Kirchen und deren Inhalt wurden von ihm gesegnet. Am 4. Oct. 1753 feierte er sein Jubelfest, und am 30. August 1761 starb er zu Passau und wurde in die große Fürstengruft der Domkirche begraben. Sein letzter Wille bezeugte noch einmal die gute Gesinnung für sein Bisthum und dessen Individuen *).

2) Joseph Maria, Graf von Thun und Hochenstein, Fürstbischof zu Passau, geboren am 24. Mai 1713, wurde 1729 Domherr zu Salzburg und 1731 zu Passau. Er reiste als Auditor Rotae und Minister des Königreichs Ungarn nach Rom, wo er am 24. Februar 1742 im Namen seines Königs der Anerkennung des Kaisers Karl VII. durch den Papst Benedict XIV. schriftlich widersprach. Zur Belohnung für diesen Eifer wurde er gleich hernach von Letzterem selbst zum Bischofe von Gurk bestellt. Nach seiner Rückkehr stiftete er zu Gurk ein Priesterhaus und übergab dessen erste Leitung dem berühmten Kanonisten Gregor Zalbein. Am 19. Novbr. 1761 wurde er durch einhellige Wahl des passauer Domcapitels zum Bischofe befördert. Nachdem er vom Papste Clemens XIII. bestätigt und mit dem Pallium beschenkt war, hielt er am 23. Mai 1762 seinen feierlichen Einzug durch das Burgthor zum Empfang der Huldigung; den kaiserlichen Belehnungsbrief erhielt er erst am 16. März 1763. Während seiner kurzen Regierung suchte er den Eingriffen Baierns in seine geistliche Gerichtsbarkeit Schranken zu setzen, die Volksschulen zu verbessern, die Viehzucht, Fabriken und den Handel zu beleben, den Flachsbau vorzüglich zu befördern, die Bettler und Müßiggänger in Arbeitshäusern zu beschäftigen, mit den geistreichsten Männern seiner Umgebung sich über die Bedürfnisse des Landes zu berathen, ohne es dabei am Eifer eines Seelenhirten fehlen zu lassen. Er starb am 15. Juni 1763 zu Mattikhofen und wurde in die Domkirche zu Passau begraben **).

N. Fürstbischöfe von Regensburg.

1) Joseph Clemens, s. unter Joseph Clemens, Fürstbischof von Freisingen.

2) Joseph Konrad, Freiherr von Schroffenberg, Fürstbischof zu Freisingen und Regensburg, auch Reichs-

*) Buchinger's Gesch. von Passau. 2. Th. S. 439—448. — Lenz, Beschr. v. Passau. I, 268—270. — *Hansizii* Germania s. II, 816—834.

**) Buchinger's Gesch. v. Passau. S. 448. — Godeau, Kircheng. 18. Th. S. 239. — Lenz, Beschr. v. Passau. I, 271—274.

Vicariats-Principalcommissair bei der Reichsversammlung daselbst und Fürstpropst zu Berchtesgaden, geboren am 3. Februar 1743, war einer der edelsten Fürsten, welche den Scepter und Bischofsstab trugen. Ausgerüstet mit einem gefühlvollen, für alles Gute und Edle empfänglichen Herzen, entwickelte er sich durch zweckmäßige Erziehung; die in ihm schlummernden Keime wurden durch die Lehren der Religion aufs Herrlichste befruchtet. Schon schmückten ihn zwei Infuln und zwei Fürstenkronen; schon hatte er sich als Fürstpropst zu Berchtesgaden, welche Würde ihm 1780 geworden, und als Fürstbischof zu Freisingen, zu welcher Stelle er 1790 gelangte, durch seine hohen Tugenden, Geistesgaben und umfassende Kenntnisse in der Staatswirthschaft besondern Ruhm erworben und sich ganz vorzüglich durch eine seltene Herzensgüte ausgezeichnet, als er 1790 in einer von Außen stürmisch bewegten drangsalvollen Zeit auch zur Würde eines Fürstbischofs von Regensburg, nach einer höchst uneinigen Wahl, gelangte und mit Jubel bei seinem Eintritte begrüßt wurde. Er ließ sich nun nichts angelegener sein, als in einem, echt apostolischen Geist athmenden, Hirtenbriefe seinen Klerus zur thätigsten Pflicht, zur Erbauung des Volkes durch einen wahrhaft priesterlichen Sinn und Wandel und zur Verkündigung des Wortes des Herrn mit Salbung im Geiste des Mittlers aufzufodern. Die heimathlos aus Frankreich gekommenen Priester fanden durch ihn eine gastliche, freundliche Zufluchtsstätte in seiner Diöcese, ja selbst an seinem Fürstenhofe, wie der vielseitig gebildete Schriftsteller Franz von Feller, der auch daselbst im Jahre 1802 starb. Als fremde Kriegsvölker sich, wie ein Alles verheerender Strom, auch über Baiern ergossen, wußte er Schutz, Ruhe und Ordnung zu erwirken und die schwersten Lasten zu erleichtern. Ganz besonders hielt er auch die öffentlichen wohlthätigen Institute für Waise, Kranke und die Erziehung der Jugend seiner Sorge werth. Selbst während der Donner des Geschützes erscholl, Regensburg erstürmt und besetzt wurde, durfte der Unterricht in der öffentlichen Schule nicht unterbrochen werden; denn die Jugendbildung lag ihm ganz vorzüglich am Herzen. Eine besondere Sorgfalt widmete er, nachdem die Stadt mit Sturm an die Feinde übergegangen war, der Pflege selbst fremder, im Kampfe für ihr Vaterland verwundeter Krieger. Auch für Berchtesgaden, wo man ihn allgemein nur mit dem Namen **Vater** begrüßte, war er in der That der zärtlichste, liebreichste Vater. Als er die Regierung in diesem Lande übernommen, hatte er mit drückenden Schulden und mit einem gänzlich zerrütteten Haushalte einen harten Kampf zu bestehen; dazu fehlte der einem Lande höchst nöthige Credit. Allein seine thätige Umsicht, seine Kenntnisse in der Verwaltung und seine weise Sparsamkeit bewirkten bald wieder ein neues reges Leben in den ihrem Verderben nahen Zweigen des Staatshaushaltes. Als 1786—87 eine fürchterliche Wasserfluth, welche mehren Menschen das Leben raubte, über die Gebirge von Berchtesgaden sich ergoß und der angerichtete Schade sehr groß war, wußte wieder sein mildes Vaterherz nicht blos zu trösten, sondern auch thätige Hilfe zu leisten, indem er die aus ihren zertrümmerten Wohnungen Geflüchteten gastfreundlich auf dem Lustschlosse Friedensberg aufnahm, der Ausfuhr des Salzes und der Kunstwaaren, der vorzüglichsten Erwerbsquellen des Landes, durch schnelle Wiederherstellung der zerstörten Wege und Brücken eine freie Bahn eröffnete, viel Geld unter die Verunglückten vertheilte, die Felder und Wohnungen wieder in brauchbaren Stand setzte und die Abgaben bedeutend verminderte, wie er schon früher den dritten Theil der gewöhnlichen Güter- und Gewerbesteuer erlassen hatte. Auch ermunterte er zur erhöhten Industrie und ließ kein Mittel unversucht, um dem so gewerbsfleißigen Volke den durch ein kaiserliches Verbot gehemmten Absatz seiner Kunsterzeugnisse nach Österreich wieder zu verschaffen; er steuerte dem allmälig einreißenden Holzmangel durch Anlegung einer Torfstecherei, gründete, um Müßiggang und Dürftigkeit soviel möglich fern zu halten, mehre Baumwollespinnschulen, war für eine bessere Verpflegung der Armen und für einen gründlicheren Unterricht in der Schule besorgt. Da das Kriegsgewitter, alles verheerend, auch seinen stillen Thälern sich genaht, nützte seine Geistesgegenwart dem von Angst erfüllten Lande mehr, als ein bewaffnetes Heer. Die Milde seines Herzens, wie sein einnehmendes und liebreiches Benehmen, entwaffnete und verwandelte den erbitterten, siegreichen Feind in einen Freund. Als Fürstbischof von Regensburg war er ernstlich bemüht, die langen Zwiste mit Baiern auszugleichen und die unter seinem Vorfahren Maximilian Prokos, Grafen von Törring, aus dem neuen Concordate entstandene Mishelligkeit durch freundliches Benehmen mit dem Kurfürsten Karl Theodor beizulegen. Als die Zeitverhältnisse der Säcularisation von 1802 ihn zwangen, seiner Fürstenwürde zu entsagen, nahm man in rührenden Dankadressen von ihm Abschied. Von einem Schlagflusse gerührt, doch seiner Sinne bis zum letzten Athemzuge mächtig, starb der Edle am 4. April 1803 *). (*Durach.*)

VI. Joseph, Geistliche, (christliche) Gelehrte und Mönche.

1) **Joseph a Cannobio**, ein in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu Mailand lebender Capuciner, bemerkenswerth als Geschichtschreiber seines Ordens. Außer dem Leben des Joseph (**Giuseppe**) **da Leonesso** (Mailand 1737.), bereicherte er den Anhang zum dritten Bande der **Annali de' Cappuccini** (das. 1744. Fol.), aus dem Lateinischen übersetzt, mit Zusätzen. Auch machte er eine Rede über die Idee der besten Regierung in einem christlichen Staate bekannt, welche er zu Lucca gehalten hatte (das. 1735. 4.).

2) **Joseph a Capriola**, ein Capuciner im 17. Jahrhundert, beschäftigte sich mit Mechanik. In der Schrift:

*) Hirtenbrief an die Bisthümer Regensburg und Freising (1792. 4.); Tschiderer, Dankrede wegen eines dem Fürsten zugestoßenen Unfalles (Regensburg 1794.); Geschichte der Fürstbischöfe von Regensburg (1795. 4.); Monumenta caritatis erga sacerdotes Gallos (Aug. Vind. 1796.); Ostermayr, Trauerrede auf Joseph Konrad (Regensburg 1803.); Rheinisches Conversationslex. V. Bd. F—G. 59. S.; Gandershofer, Denkwürdigk. der Domkirche in Freising. (1824.)

La Misura del Tempo (Pad. 1663.) ertheilt er Anweisung, Uhren mit Rädern und Wasseruhren ohne Räder zu verfertigen *). (*R.*)

3) Joseph, der bekannte Capucinermönch und Staatsmann unter dem Ministerium Richelieu, auch Joseph von Paris genannt, stammte aus der berühmten französischen Familie Leclerc, welche sich nach ihren ansehnlichen Besitzungen in die Zweige Leclerc de Fleurigny, Leclerc d'Aunay und Leclerc du Tremblay trennte. Die männliche Nachkommenschaft des letzteren Astes soll seit ihrer Erhebung in den Adelsstand unter dem Könige Karl VI. bedeutende Staatsämter bekleidet haben. Zu ihnen gehört nun auch Johann Leclerc, Herr du Tremblay, Botschafter zu Venedig, alsdann Requetpräsident (nicht Parlamentspräsident, wie Einige fälschlich annehmen) zu Paris und zugleich Kanzler bei Franz von Alençon, Prinzen vom Geblüte. Vermählt mit Marie von Lafayette, welche ihren Calvinismus abschwor, zeugte Johann Leclerc mit ihr drei Kinder, Karl, welcher Commandant der Bastille wurde, Marie, die sich mit dem Marquis von Saint-Etienne, französischem Botschafter, verehelichte, und Franz, das älteste Kind, welches unter dem Namen Pater Joseph als das Ebenbild Richelieu's ebenso berühmt, als von Vielen auch verrufen wurde. Er war zu Paris den 4. November 1577 geboren, von fürstlichen Personen aus der Taufe gehoben und von seinen Ältern dem weltlichen Stande bestimmt worden, verrieth aber frühzeitig eine vorherrschende Neigung für alles Geistliche. Franz ahmte zu Hause die kirchlichen Gebräuche nach, die er während des öffentlichen Gottesdienstes hatte verrichten sehen, bewies den Mönchen vorzügliche Anhänglichkeit, und die Leidensgeschichte Christi, die er einst von einem Bedienten hatte vorlesen hören, beschäftigte ihn öfters mit ungewöhnlicher Rührung. Indessen lernte er Alles, wozu ihn die sorgfältige Erziehung seiner Ältern anleitete. Aus den Händen der Frauen kam er, sieben Jahre alt, unter die Aufsicht eines gewandten Lehrers, bis die häuslichen Zerstreuungen ihn nöthigten, das Collège de Boncourt zu beziehen, aus welcher Anstalt ihn aber die große Hungersnoth während der Belagerung der Hauptstadt auf seinen Familiensitz du Tremblay unweit von Versailles trieb. Von hier flüchtete er sich späterhin vor der Rohheit der Krieger nach Meun, wo er, soviel es die Kriegsunruhen gestatteten, den Wissenschaften oblag, bis er nach wiederhergestellter Ruhe in die gelehrten Anstalten zu Paris wieder zurückkehren konnte. Hier studirte er nun die alten und mehre neue Sprachen, Philosophie, Civil- und Kirchenrecht, Mathematik und die schönen Künste mit allem Eifer und erwarb sich in allen diesen Zweigen des Wissens nicht geringe Kenntnisse, ohne die seinem Stande angemessenen ritterlichen Übungen zu vernachlässigen; denn die genußsüchtige Mutter — der Vater starb, als Franz erst zehn Jahre zählte — wollte den Sohn durchaus an ein weltliches, geräuschvolles Leben gewöhnen, wiewol er in seinem 14. Jahre durch eine von ihm selbst ausgearbeitete Abhandlung über das Glück des Mönchslebens seine entschiedene Neigung für den geistlichen Stand verrieth, der er zwar unbedenklich auf seinen bald darauf angetretenen Reisen nach Italien und Teutschland nachhing, jedoch auch alles Merkwürdige und Sehenswerthe in diesen Ländern seiner Aufmerksamkeit würdigte und sich sonach kein gemeines, faules Mönchsleben zum Ziele steckte. Nach seiner Rückkunft ins Vaterland wohnte er mit Auszeichnung der Belagerung von Amiens unter dem Connetabel von Montmorency im Jahre 1597 bei und begab sich darnach zur französischen Botschaft am Hofe Elisabeth's von England, wo der Umgang mit Andersgläubigen in ihm einen gewaltigen Bekehrungseifer erweckte, der seine Verwandten nicht wenig ängstigte. Nach seiner Rückkehr aus London schloß er sich an den Theologen Duval, an den Pater Bérulle, der nachmals Cardinal wurde und an mehre andere Ähnlichgesinnte an, wodurch er seine Mutter mit banger Ahnung erfüllte. Sie suchte aus allen Kräften den festwurzelnden Neigungen des schwärmerischen Sohnes entgegenzuarbeiten, und um ihn für das Weltliche zu erhalten, bemühte sie sich, seine früherhin erwachte, bald aber mit großer Selbstbeherrschung unterdrückte Neigung zur schönen Tochter eines pariser Parlamentspräsidenten wieder zu erwecken. Allein Kämpfe im Innern und Vorwürfe von Außen beschleunigten die bereits heimlich vorbereitete Ausführung seines Vorsatzes, in das Capucinerkloster zu Orleans zu gehen. Nach ausgehaltener Prüfungszeit wurde er am 2. Februar 1599 mit dem Namen Pater Joseph als Ordensglied eingekleidet. Ein Fußfall der Mutter vor Heinrich IV. erwirkte zwar allen möglichen Beistand, den Sohn in die Welt zurückzuführen, dieser aber, dem das Kloster Alles anheim stellte, räumte nicht mehr ein, als in seiner Mutter Nähe ein Kloster seines Gelübdes zu beziehen. Dies geschah denn auch mit großen Feierlichkeiten am 3. Febr. 1600 bei den Capucinern der Saint Honoréstraße zu Paris [1]). Eigne Neigung sowol, als der Vorsteher Wille, bestimmten ihn zum Predigen und Missionswesen, wozu ihn ein zweijähriges Studium der Theologie zu Chartres vorbereitete. Dieser Beruf aber bestärkte in ihm den früher erwachten Bekehrungseifer, wie denn dieser ohnehin auch in seinem Ordensgelübde lag, und erweckte sogar verwandte abenteuerliche Plane. Nachdem Joseph eine Zeit lang mit großem Beifalle in Paris gepredigt hatte, schickte ihn sein Kloster als Guardian nach Bourges, wo er binnen anderthalb Monaten eine Menge junger Leute zum Klosterleben verführte. Und im Jahre 1606 besuchte er in Aufträgen seiner Vorsteher die nordwestlichen Theile Frankreichs, predigte in Le Mans, Angers, Caen, Rennes,

*) Adelung, Forts. u. Ergänz. zu Jöcher's Gelehrtenlex. 2. Bd. Col. 2321 nach *Bern. a Bononia*, Bibl. Capuccinorum.

1) Vgl. über die Jugend Joseph's des Abtes Richard Histoire de la vie du R. Père Joseph. Tom. I. p. 1—20 und Le Véritable Père Joseph Capucin. p. 1—30. Richard nennt den Pater vor dem Eintritte ins Kloster Baron von Mafflée, und der ungenannte Verfasser der ebengenannten zweiten Schrift Marquis du Tremblay. Flassan in seiner Histoire de la diplomatie française. II, 437 erzählt auch, daß Joseph vor seinem Eintritte in den Franziskanerorden unter dem Namen eines Barons von Mafflée gereist und bei Amiens mit gekämpft habe.

Saumur, Chinon, Tours und Poitiers mit Erfolg und dehnte seine Wirksamkeit nach und nach auch auf die Landschaften Aunis, Saintonge und Angoumois aus. Sie alle waren durch die innern Kriege und durch das Übergewicht, welches die Hugenotten dort behaupteten, in Verwirrung gerathen, der Verkehr in denselben für die katholische Geistlichkeit und Klöster gehemmt oder unterbrochen, die katholischen Kirchen und Klöster theils zerstört, theils beraubt, und die Sicherheit überhaupt gefährdet worden. Anfangs mußten sich Joseph's Kühnheit, Gewandtheit und Schlauheit vorsichtiger Weise nur auf die Klostereinrichtungen beschränken. Er gründete zuerst in Saumur, einem Hauptsitze der Protestanten, ein Capucinerkloster, wie es scheint, zur Bildung der Missionare. Die ihrem Untergange nahe gebrachten Nonnenklöster zu Poitiers und Fontevrault richtete er wieder ein und verbesserte ihre Regeln. Durch die Bekanntschaft mit der Äbtissin des letzteren Klosters erwarb er sich die Freundschaft der dort lebenden fürstlichen Witwe, Antoinette von Orleans. Diese wählte ihn zu ihrem Gewissensrathe und Beistande in wichtigen Dingen, weshalb er sich zu Chinon öfters aufhalten mußte. Ihre Angelegenheiten aber und ihre entschiedene Abneigung gegen die Nachfolge in der Würde der abgeschiedenen Äbtissin von Fontevrault führten den jungen Mönch im Jahre 1611 zur persönlichen Bekanntschaft des Bischofs von Luçon (Armand Jean du Plessis, Herrn von Richelieu) und der Königin Witwe, Maria von Medicis. Die verwandten Ansichten, welche Richelieu und Joseph über die Hugenotten hegten, legten gar bald den Grund zu ihrer vertrauten Freundschaft. Noch in demselben Jahre wurde Joseph in Tours zum Definitor und bald nachher in Rom, wohin er in Angelegenheiten seines Ordens reiste, zum Provinzialpater erwählt; eine für seine Jugend außerordentliche Auszeichnung. Dieses Amt mehrte seine Thätigkeit durch das Besuchen der Franziskanerklöster und durch den päpstlichen Auftrag, unter Mitwirkung Antoinetten's von Orleans und des Bischofs von Luçon eine Musteranstalt zur Erweckung eines geregelteren Lebens in den weiblichen Orden zu errichten. Der Zulauf von Frauenzimmern ward bald so groß, daß man an ein neues Gebäude für die Anstalt denken mußte. Der Bischof von Poitiers gestattete auf dem Berge Calvaire, nahe bei genannter Stadt, den Raum dazu, und so führte diese Stiftung am Ende des Jahres 1614 wirklich, wie behauptet wird, die Verbesserung des Ordens der Benedictinerinnen in Frankreich herbei, die sich von nun an zu unsern lieben Frauen von Calvaire (Congrégation de Notre-Dame du Calvaire) nannten [2]). Mitten in solcher Thätigkeit fügte es sich, daß Joseph, vielleicht bei Besichtigung der Klöster in der Landschaft Poitou, nach Saint-Mairent kam, wo der Prinz von Condé, Führer der unzufriedenen Großen, sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, während der König mit seiner jungen spanischen Gemahlin auf der Rückreise von den Pyrenäen nach der Hauptstadt begriffen war. Ungewiß, ob mit oder ohne Beruf, mischte sich der Pater Anfangs in die Verhandlungen zwischen dem Prinzen und dem königlichen Hofe, bis er auf Betrieb des päpstlichen Nuntius Ubaldini zum Congresse in Loudun gesandt wurde, wo er durchsetzte, daß in dem Friedensschlusse vom 6. Mai 1616 der für den Papst und französischen Klerus gefährliche Artikel über das Verhältniß des Königs zur Kirche nicht übergangen, sondern einer neuen Prüfung unterworfen und gemildert wurde [3]). Der Staatsrath von Villeroy schrieb das Verdienst dieses, jedoch theuer erworbenen, Friedens der Gewandtheit Joseph's zu und lehnte nach seiner Rückkunft zu Tours, wo sich der Hof aufhielt, deshalb alle Auszeichnung von sich ab. Soviel mag gewiß sein, daß Joseph's Einfluß dabei (der, wie man sagt, hauptsächlich durch seine Freundschaft mit Condé's Günstlinge erfolgreich wurde) ihm die vorzügliche Aufmerksamkeit und das Vertrauen der königlichen Familie wie des heiligen Vaters verschaffte. Daher nahm ihn auch Luynes 1619 bei der Aussöhnung des Königs Ludwig mit dessen Mutter zu Hilfe, wobei der Pater die Zurückberufung des im April 1618 nach Avignon verwiesenen Bischofs von Luçon zur ersten Bedingung machte. Und als diese erfüllt war, wirkte er mit seines Freundes Beistande auf die Königin Witwe zu Angoulême so geschickt, daß sie sich wenigstens auf kurze Zeit mit dem Könige zu Tours versöhnte [4]). In mancherlei Handlungen de Luynes' frische Nahrung zum geheimen Grolle findend, trat Marie im Sommer 1620 an die Spitze einer Verbindung von Unzufriedenen, welche der Zahl und Bedeutung nach dem Connetabel so gefährlich zu werden schien, daß er Joseph's Gewandtheit zur Beschwörung des Sturmes wiederum zu Hilfe nehmen mußte. Ihm gelang zwar nicht, den Ausbruch des offenen Krieges zu hindern, er rettete aber mit Hilfe seines Freundes, des Bischofs von Luçon, die Stadt Angers durch Wiederanknüpfung der Verhandlungen, zu welchen de Luynes denn auch aus Furcht die Hände bot. Drei Tage nach dem Frieden vom 10. August 1620 erfolgte die abermalige Versöhnung des Königs und seiner Mutter zu Brissac, wobei sich der Capuciner bemühte, zwischen Luçon und Luynes eine dauernde Freundschaft zu stiften, indem er die Heirath Combalet's, der ein Neffe des Connetabel war, mit des Bischofs Nichte, Fräulein von Pontcourlay, vermittelte [5]); allein es gelang ihm nicht, seinem Freunde den Cardinalshut zu verschaffen, weil ihm hierin Luynes' Eifersucht insgeheim in den Weg trat.

Während sich der fromme Pater unter solchen erbärmlichen Ränken dem königlich französischen Hofe genähert hatte, trieben ihn Kühnheit und Ehrgeiz an, sich in den Annalen der katholischen Kirche unsterblich zu machen. Er begnügte sich nicht nur nicht, neue Klöster zu

2) Vgl. *Richard.* I, 60—154 mit le véritable P. Joseph. p. 31—75.

3) Vgl. *Richard.* I, 213—224 und le véritable P. Joseph. p. 111—119 mit v. Raumer's histor. Taschenbuche. I. Jahrg. S. 37. In den Mémoires du Card. de Richelieu wird bei dieser Angelegenheit des Paters nicht gedacht. 4) Vgl. *Richard.* I, 250 sq. mit *Richelieu.* I, 533 sq. 5) *Richard.* I, 273 sq., le véritable P. Joseph. 143 sq. u. *Richelieu.* II, 97 sq.

gründen und alte zu verbessern, sondern er wollte auch der zerrütteten katholischen Kirche im nordwestlichen Frankreich wieder aufhelfen, zur gänzlichen Vertilgung der Hugenotten, die er, sammt allen nichtkatholischen Christen, für Rebellen hielt, eifrig mitwirken, in welcher Beziehung aber er weder bei Luynes noch später bei Richelieu volles Gehör fand, und endlich die christlichen Fürsten und Völker Europa's gegen den Erbfeind der Christenheit in die Waffen bringen. Zunächst lag ihm hierbei die Befreiung Griechenlands und sodann die Eroberung des heiligen Grabes am Herzen. Gleich Peter von Amiens wußte er mit voller Begeisterung den königlichen Hof für diese Plane einzunehmen und begab sich alsdann im Mai 1616 nach Rom, wo er mit großer Auszeichnung und Willfährigkeit empfangen wurde.

Papst Paul V. ertheilte ihm nicht nur für das Kloster- und Missionswesen unbeschränkte Vollmacht, sondern er versprach ihm auch seine Verwendung bei den italienischen Fürsten, bei dem Könige von Polen und dem Kaiser von Teutschland zu Gunsten eines Kreuzzuges gegen die Ungläubigen, und an die Könige von Frankreich und Spanien ließ er für denselben Zweck Breves ausfertigen. Indessen blieb ihm als nächste Folge dieser Reise die Beschäftigung mit Missionen und Klöstern. Zuvörderst weihte er das neue Kloster Calvaire ein und stiftete, oft mit Besiegung vieler Schwierigkeiten, mehre andere Institute derselben Art, wie die Klöster zu Angers und zu Paris im Palaste Luxemburg, zum großen Ärgernisse des Adels, weil dessen Töchter, die der Königin Witwe Hoffräulein waren, zum Ordensgelübde verleitet wurden. Gregor XV. bestätigte in der Bulle vom 21. März 1621 diese Stiftungen, Pater Joseph widmete ihnen fortwährend seine Aufmerksamkeit und gründete dann auch, unter Mitwirkung des Königs, Richelieu's und der Frau von Combalet, zum Vorbilde für sie, ein neues Kloster, Crucifixion genannt, im Marais-du-Temple zu Paris. Man hat diese Anstalt, in welcher eine strenge Auswahl ihrer Mitglieder stattfand, das Meisterwerk von Joseph's Klugheit genannt [6]).

Für das Missionswesen im In- und Auslande hatte ihm der heilige Vater die oberste Leitung übertragen, und vom Ordenscapitel zu Orleans bestätigt, hatte er Poitiers zum Versammlungsplatze der Missionare auserwählt. In Lusignan errichtete er noch vor Ablauf des Jahres 1617 das Kreuz und alsdann ließ er in Poitou, Aunis, Saintonge und Angoumois an der Verbesserung des zerrütteten kirchlichen Zustandes eifrigst arbeiten. Die Ordnung trat nach Verlauf eines Jahres in den dortigen Parochien wieder ein und die Bekehrungsversuche unter den Hugenotten sollen auch erstaunliche Wirkungen zur Folge gehabt haben [7]).

Sprach Joseph auch während seines Aufenthaltes zu Brissac im Sommer 1620 für die gewaltsame Bekämpfung der Hugenotten, so gab er doch nicht den nächsten Anlaß zu dem zweijährigen Religionskriege, der sich aus der Landschaft Bearn über Languedoc verbreitete. Während dieses Kampfes war Joseph mit Predigen, Klöstergründen und Versuchen, einzelne Hugenotten zu bekehren, äußerst beschäftigt. Seine Versuche an Sully und Bouillon scheiterten an deren festem Charakter, allein an des Marschalls von Lesdiguières Übertritte zur katholischen Kirche mag er wol großen Antheil gehabt haben. Seine Berichte an den Papst Gregor XV. hierüber fielen so günstig aus, daß dieser den Muth bekam, einen Verein von 13 Cardinälen und zwei andern Prälaten für die Verbreitung des katholischen Glaubens zu errichten. Dies gab dem Pater Joseph neuen Reiz für die Ausführung seines projectirten Kreuzzuges.

Der Tod des Sultans Achmed I. und die dadurch hervorgerufenen Parteiungen und Unruhen im türkischen Reiche schienen seinen Plan zu begünstigen. Die abgeschickten Missionare sollten die Ungläubigen nicht nur bekehren, sondern auch gegen die neue Regierung aufwiegeln. Frankreich gab seine Einwilligung zum Kreuzzuge, der Cardinal Clesel, des Kaisers Minister, und die Erzherzoge Maximilian und Ferdinand waren vom Papste ebenfalls dazu gewonnen worden; König Siegmund von Polen sehnte sich des eignen Vortheils wegen darnach, und Venedig sammt Savoyen war dem Unternehmen nicht abgeneigt, wurde aber durch die Unruhen in der Nachbarschaft von der Mitwirkung abgehalten. Unter solchen Umständen knüpfte Joseph in Italien, Teutschland und Polen Verbindungen an, in Frankreich begeisterte er den Herzog von Nevers und andere bedeutende Kronvasallen zum brennenden Thatendurste für das heilige Grab [8]). Mit ihrer Hilfe stiftete er die sogenannte christliche Miliz, wies sie an gewisse Gesetze und setzte ihre Stärke vorläufig auf 50,000 Mann, die sich von Abgaben der Geistlichkeit und milden Beiträgen der Fürsten so lange ernähren sollte, bis sie den Boden der Ungläubigen, was ihm binnen zwei Jahren ausführbar schien, betreten haben würden. Er gedachte durch seine Missionare die Moldau und Walachei in Aufruhr zu bringen, die Teutschen und Polen hoffte er zu einem Einbruche über die Donau ins Osmanische Reich zu vermögen, die Franzosen, Spanier und Italiener sollten Morea besetzen, und so träumte er im Voraus, den Sultan und alle seine Paschas, mit dem Stricke um den Hals, schon in Paris zur Schau ausgestellt zu sehen. Die französische Regierung begünstigte sein Streben, und zum Beweise hierfür unterstützte sie seine Reise im Jahre 1618 nach Madrid, wohin er auf die Nachricht aus Rom eilte, daß Alles nur noch auf der Entscheidung der Spanier beruhe. Bei dieser Gelegenheit bekam er vom Papste und Könige von Frankreich den Auftrag, dort die italienischen Angelegenheiten auszugleichen [9]).

---

6) *Richard*, I, 160—193 und le véritable P. Joseph. 79 sq. Der ungenannte Verfasser dieses Werkes stimmt meistens mit Richard so genau überein, daß man sagen kann, er habe jenen ausgeschrieben. 7) *Richard*, I, 231 sq.

8) *Richard*, I, 238—250 u. 257 sq., le véritable P. Joseph a. m. O. und *le Vassor*, Histoire du règne de Louis XIII. Tom. VI. Part. 2. p. 426 sq. 9) *Aubery*, Mémoires pour l'histoire du Cardinalduc de Richelieu. I, 44 und *Flassan*, Histoire de la diplomatie française, II, 437.

Am Tage Allerheiligen 1619 weihete Joseph, als päpstlicher Bevollmächtigter, die christliche Miliz in der Kathedrale zu Nevers feierlich ein, und nahm den anwesenden Kreuzrittern den Eid ab. Eine ähnliche Handlung soll zu Olmütz in Mähren vorgegangen und in Wien soll gleichzeitig ein Verein zu denselben Zwecken zusammengetreten sein. Mittlerweile schrieb Joseph mehre begeisternde Abhandlungen zu Gunsten seines unzeitigen Planes. Schon auf dem Rückwege von Rom, den er am 10. März 1617 zu Fuße, wie alle seine Reisen, angetreten hatte, schrieb er seine Turciade, d. h. einen poetischen Aufruf an alle christliche Fürsten zur Bekämpfung der Ungläubigen, welches Epos Urban VIII. die christliche Äneide nannte und seinen Verfasser in einem Lobgesange mit Begeisterung feierte [10]). Sodann foderte er in einem zweiten, mehr als 200 Verse enthaltenden, Epos den König Ludwig XIII. insbesondere auf, die bedrängten Griechen aus der türkischen Sklaverei zu retten [11]). Ferner entflossen, nach Richard, seiner begeisterten Feder les dispositions à la Guerre contre le Turc; l'interêt des Princes pour cette entreprise, l'instruction pour les Princes; l'état déplorable de la Chrétienté et la manière de la relever; traité de la Milice Chrétienne, et les moyens de l'établir et de la faire subsister. Wenn nun auch die Unruhen, welche in Teutschland und Böhmen ausbrachen, sowie der Krieg in Italien diesem chimärischen Plane in den Weg getreten waren, so hörte Joseph doch nicht auf, ihn (wenn auch nicht zur Bekämpfung des Hauses Habsburg durch die Türken) von Zeit zu Zeit lebhaft zu verfolgen. Im Jahre 1625 verhandelte er diese Sache mit Urban VIII., der die Errichtung der christlichen Miliz nicht nur für gut hielt, sondern sie auch in seinen Schutz nahm, und 1630 besprach er sie zu Memmingen auch mit dem Herzoge von Friedland [12]). Inzwischen sorgte er fortwährend für Sendungen von Missionaren nach der Türkei, ebenso nach Griechenland und auf die Inseln des mittelländischen Meeres, ferner nach Armenien, Palästina, Ägypten, Marocco und nach den nordafrikanischen Küstenländern, worin ihn Ludwig XIII., der sich dadurch geschmeichelt fühlte, willig unterstützte. Die Leitung dieses Geschäftes, für welches einst hundert Capuciner thätig waren, blieb dem Pater bis an sein Lebensende eine Lieblingsarbeit. Im Übrigen hatte ihm die Mühe für den vereitelten Kreuzzug eine ausgebreitete Bekanntschaft erworben, seinen Ruf als Diplomaten begründet und in ihm zugleich den Sinn zur Entwerfung von Kriegsoperationen erweckt, welcher ihm als Beistand Richelieu's in der Folge zu statten kam.

Während Joseph in so verschiedenartiger Weise im nord- und südwestlichen Frankreich thätig war, rief ihn der nunmehr zum Cardinal erhobene Bischof von Luçon im Herbste 1622 zu sich nach Paris und arbeitete mit ihm bis im März des folgenden Jahres; da wurde er ins Ordenscapitel zu Orleans beschieden. Hier wies man ihm, als Provinzialpater, wie früher zu Tours, einen neuen Wirkungskreis an, worin ihn aber ein Feind seines Ruhmes durch Anklagen wegen Ketzerei, die er gegen den eifrigen Pater erhob, und durch Vorwürfe von Irrthümern in seiner Schrift de l'Oraison mentale zu hindern suchte. Der Patergeneral ließ die Beschuldigungen sofort untersuchen und den Pater, sobald er schuldlos befunden worden war, freisprechen. Und als er im folgenden Jahre abermals eine Reise nach Rom zur Generalcapitelversammlung antreten wollte, rief ihn Richelieu, der am 29. April 1624 Staatsminister geworden war, mit dringenden Auffoderungen wiederum zu sich nach S. Germain en Laye [13]), und er arbeitete nun mit diesem ausschließlich in wichtigen Staatsgeschäften bis in März des Jahres 1625, da befahl ihm sein Ordenscapitel zu Orleans, ungesäumt nach Rom zu gehen. Er nahm Aufträge des Cardinalministers mit auf den Weg, um an einem Vergleiche zwischen den Herzogen von Savoyen und Mantua zu arbeiten. Zu Rom zeichnete ihn Papst Urban VIII., der schon als Cardinal Barberini seine Bekanntschaft gemacht hatte, aus, während ihm das Generalcapitel seines Ordens bedeutende Würden übertragen wollte. Joseph schlug sie nicht nur aus, sondern legte auch bald nach seiner Heimkehr in der Capitelversammlung zu Tours alle Geschäfte seines Ordens nieder, damit er desto ungestörter dem Cardinale Richelieu, namentlich in den auswärtigen Angelegenheiten, dienen konnte [14]). Er war acht Jahre älter, als der Minister.

Das wichtigste der Staatsgeschäfte, deren sich der Pater nun unterzog, war die Schwächung der Macht des Herrscherhauses Habsburg, wozu anfänglich die französische Einmischung in die veltliner Angelegenheiten dienen sollte, um die unmittelbare Verbindung der teutschen Besitzungen Österreichs mit den spanischen in Italien zu verhindern. In dieser Sache verhandelte Joseph schon während seines vorhin genannten Aufenthaltes zu Rom, allein mit ebenso wenigem Glücke, als im folgenden Jahre am spanischen Hofe. Dagegen warf er den von du Fargis abgeschlossenen vorschriftswidrigen Vertrag mit Olivarez um und verbesserte durch seine Weisungen an den Botschafter den diplomatischen Fehler, sodaß nun der bekannte monçoner Vertrag (1626) entstand, welcher für Frankreich günstiger ausgefallen wäre, wenn nicht die von

10) *Richard.* I, 154 sq., le véritable P. Joseph. p. 75 sq. u. 119 sq. mit Le Vassor a. a. O. S. 426. 11) *Capefigue*, Richelieu, Mazarin, la fronde etc. IV, 241. 12) Le Vassor ist S. 428 a. a. O. irriger Weise ganz entgegengesetzter Meinung.

13) Das Einladungsschreiben des Cardinals an den Pater steht bei Richard und in le vérit. P. Joseph. Es heißt in demselben: Comme vous êtes le principal Agent dont Dieu s'est servi pour me conduire dans tous les honneurs où je me vois élevé, je me sens obligé de vous en mander les premières nouvelles et de vous apprendre qu'il a plû au Roi me donner *la Charge de son premier Ministre* à la prière de la Reine etc. Voltaire in den Oeuvres complètes. XIX. p. 75 sq. hält dieses Schreiben für unecht; allein in der That wurde der Cardinal erster Minister, wenn auch nur dem Namen nach so lange, bis Vieuville im October desselben Jahres abgesetzt wurde. Das Patent vom 21. Nov. 1629 bei Aubery I. S. 308 fg. kann nicht irreleiten. 14) Richelieu II. S. 287 klagt selbst über seine geringe Kenntniß in den affaires étrangères passées depuis quelques années, les quelles doivent régler les subséquentes.

dem schwachen und genußsüchtigen Gaston, Herzoge von Orleans, Monsieur und Bruder des Königs, genährten und gepflegten Unruhen die Aufmerksamkeit auf den innern Zustand Frankreichs gelenkt hätten. In dieser schwierigen Zeit war Joseph des Cardinals unentbehrlicher Beistand, und war unermüdet in seinem Bemühen, denselben aufrecht zu erhalten und die Verschwörung gegen dessen Leben zu entdecken. Hierbei soll ihm zunächst eine besondere List geholfen haben, indem er einen Pagen in eine Capucinerkutte kleiden, ihn in einem Kloster dieses Ordens zu Paris mit der Lebensweise der Mönche bekannt machen ließ und ihn sodann nach Brüssel schickte, wo, wie er behauptete, am sichersten die Verschwörung entdeckt werden könnte [15]). Daher war er auch in der Sache des Marschalls von Ornano und des Garderobemeisters Grafen von Chalais mit thätig. Den Monsieur half er mit dem Könige aussöhnen und beförderte unter großen Schwierigkeiten dessen Vermählung mit Fräulein von Montpensier. Das andere Hinderniß, welches den Einfluß Frankreichs nach Außen hemmte, war die Empörung der Hugenotten. Nach Richard's und Anderer Zeugnissen wollte Joseph diese Empörer als Ketzer behandelt und vertilgt wissen, allein der Gang der Dinge lehrt, daß dieser Kampf eher ein Krieg gegen Rebellen als gegen Andersgläubige genannt werden kann, sodaß Joseph sich des Cardinals Ansichten unterordnen mußte. Er wurde erst nach Vertreibung der Engländer aus der Insel Ré von dem Cardinale in die Landschaft Poitou berufen. Im October 1627 begab er sich zu Fuße in Richelieu's Hauptquartier vor la Rochelle, welches in einem einsamen, unweit des Meeres gelegenen Hause bestand, wo er bald genug seine Unerschrockenheit und seinen Muth darlegte, als die Belagerten den Cardinal des Nachts überfallen wollten. Die Geschäfte des Paters im Lager bestanden in Predigen, Beichtehören, Bekehrungen, Besuchen der Spitäler, in Vernehmungen der Spione, welche des Nachts vorgenommen und über welche auch sogleich an den Cardinal Bericht erstattet wurde, und in der Theilnahme an den Belagerungsarbeiten. Man erwähnt blos einen von ihm gemachten Vorschlag zur Eroberung der Stadt, welcher unausführbar gefunden wurde, dagegen befolgte man einen andern von ihm, die aus Noth von den Belagerten ausgetriebenen Weiber, Kinder und Greise mit Gewalt der Waffen in die Stadt zurück zu jagen. Solche und andere, einem Mönche ungewohnte und ungeziemende Verrichtungen schärften zeitig den Stachel des Witzes, Spottes und Hohnes, womit Joseph verfolgt wurde. Nach der Einnahme der Stadt (30. Oct. 1628) weihte er die Wohnung der Herzogin von Rohan zum Ordensgebäude der Capuciner ein und gründete darin ein neues Kloster [16]). Man will behaupten, der König habe ihn zum Bischof von la Rochelle erheben lassen wollen, was er ausgeschlagen haben soll; es fragt sich ohnehin, ob Richelieu ihn von seiner Seite entfernen wollte? Denn kaum waren die Rebellen unterjocht, so arbeitete Joseph an dem mantua'schen Erbfolgekriege und begleitete seinen Freund im Januar 1629 nach Italien. Zu Rosse sitzend, wohnte der Mönch, zum Spotte seiner Feinde, der Erstürmung des Passes von Susa bei, und als er hierauf nach Mantua gesandt wurde, besah er abermals zu Pferde, gleich einem Ingenieurofficier, sorgfältig die Werke der Stadt und Citadelle Casales. Des Herzogs von Mantua Unwillen über den susaer Vertrag wußte er dergestalt zu besänftigen, daß er demselben denn doch beitrat [17]). Nach der Rückkehr ins königliche Lager leitete Joseph in Richelieu's Gemeinschaft den Gang der öffentlichen Dinge, bis der vorausgeeilte König ihn nebst dem Cardinale nach Languedoc rief (26. Mai). Joseph wohnte, während der Cardinal kränklich war, der wilden Erstürmung der Stadt Privas bei, und half mit großer Geistesgegenwart mehren hundert Menschen das Leben retten, wiewol ihn seine Feinde der schmählichsten Barbarei beschuldigten. Er blieb nach dem Friedensschlusse zu Alais mit Richelieu im südlichen Frankreich zurück, wo er noch einmal auf seinen frühern Lieblingsplan rücksichtlich der Hugenotten, jedoch in ganz eigner Weise, zurückkam, nämlich die Katholiken und Protestanten Frankreichs mittels einer Versammlung der gewandtesten Theologen beider Glaubensgenossenschaften zu vereinen. Der Versuch, ohnedies äußerst schwierig, wurde durch wichtige politische Dinge verdrängt, und Joseph mußte sich nach seiner Rückkehr in die Hauptstadt mit folgenden genehmigten Beschlüssen beschäftigen: mit der Zerstörung der gegen den Inhalt des Edictes von Nantes erbauten Kirchen, und mit der Entfernung aller ausländischen protestantischen Geistlichen aus Frankreich, wodurch die Hugenotten angesehene Geistliche verloren. Um diese Zeit machte ihm der starrsinnige Sorbonnist Edmund Richer viel zu schaffen. Dieser aufgeklärte Theolog hatte 1611 ein Buch **De ecclesiastica et politica potestate** geschrieben, welches gegen die Jesuiten und die Macht des Papstes gerichtet war, und sofort nicht nur ein gewaltiges Geschrei, sondern auch einen langwierigen, großes Aufsehen erregenden Streit hervorrief [18]). Jahre lang stand der freisinnige Doctor der

---

15) Vgl. Le véritable Père Joseph. p. 198 sq. Richelieu III. erwähnt mehrmals des Paters Geschäftigkeit in Ornano's Angelegenheiten und Anklagen. Übrigens wird in diesem Werke des Paters selten und noch spärlicher in Aubery's beiden Werken über den Cardinal von Richelieu gedacht. 16) Richard. II. S. 1—38, le véritable P. Joseph. p. 207—236 mit den Mémoires *de Pontis*.

17) Vgl. Richard II, 39 fg. und le véritable P. Joseph. p. 251 sq. Sein Erzfeind, der Abt von S. Germain (de Morgues), bespöttelt des Paters bravoure sur l'un des plus beaux chevaux du Cardinal, und le Vassor a. a. O. S. 428 will wissen, daß Joseph während dieses Feldzuges eine große weiße Feldbinde, gleich einem Turban, um seine Capuze getragen habe. 18) Vgl. die Mémoires du Cardinal de Richelieu a. m. O., besonders I, 136 und V, 348 sq. Der Verfasser ist mit Richard II, 64 fg. darin einverstanden, daß Richer's Buch sehr gefährlich gewesen sei. Vielleicht hatte sein Inhalt in der letzten reichsständischen Versammlung 1614 den Antrag des dritten Standes: der König möge als unumschränkter Monarch weder in geistlichen noch in weltlichen Dingen einen Obern über sich dulden, mit Hinweisung auf den Papst veranlaßt. Der Cardinal du Perron, ein leidenschaftlicher Bekämpfer dieses Antrags, war auch ein Gegner jener Schrift von Richer.

Sorbonne deshalb mancherlei Bedrückungen aus, konnte sich aber, wie der Papst es verlangte, zu keinem Widerrufe entschließen, während seine mildernden Erklärungen des anstößigen Buches durchweg verworfen wurden. Er widerstand also auch in den Jahren seines vorgerückten Alters und des Siechthums jeglicher kränkenden Zumuthung, bis endlich der Cardinal Richelieu, wenn auch nicht aus Verehrung gegen den heiligen Stuhl, so doch aus Gegengefälligkeit für Urban VIII., sich entschloß, diese Händel nach des Papstes Wunsche beizulegen. Durch sanfte Behandlung wußte er den Doctor Richer zur Unterschrift einer Erklärung zu bewegen, welche dessen Gegner gewissermaßen günstig für sich erklären konnten; als aber das Gerücht einen wirklichen Widerruf daraus machte, so gab er in voller Entrüstung eine Protestation heraus, mit der Versicherung, daß er nicht nur die Gesinnungen, um welcher willen er soviel gelitten hätte, unerschütterlich festhalten, sondern auch ungeachtet alles Dessen, wozu er genöthigt werden könnte, nie von den Grundsätzen seiner Schrift abweichen werde. Dies verdroß den Kirchenfürsten so sehr, daß er seinem vertrauten Gehilfen Joseph Befehl ertheilte, den widerspenstigen Doctor zu zähmen. Der Capuciner lud, so erzählt Richer's Biograph, Baillet [19]), ihn wiederholt zu Tische zu sich, und als er nach langem Weigern endlich erschien, wurde er nach dem Essen in gebieterischem Tone aufgefodert, seine Schrift zu widerrufen, und als er dies ausschlug, drangen plötzlich einige gedungene, im Verstecke lauernde, Meuchelmörder mit Dolchen auf ihn ein. Der bestürzte Theolog unterschrieb nun ein vorgelegtes Actenstück, das den Widerruf enthielt. Anders, und weit wahrscheinlicher, erzählt Richard [20]) die Beilegung dieses Meinungskampfes, welche von Baillet überdies um zwei Jahre fälschlich weiter hinaus geschoben worden ist. Pater Joseph unterredete sich nämlich in Gemeinschaft des pariser Pfarrers Talon öfters mit Richer über gedachten Punkt so lange, bis dieser vielleicht durch Drohungen erschreckte altersschwache Mann sich zu völliger Sinnesänderung geneigt erklärte. Alsdann entwarf er mit vier Doctoren der Sorbonne die Urkunde der Verdammung gedachter Schrift, und als Richelieu dieselbe gebilligt hatte, legte er sie ihm im Beisein Talon's zur Unterschrift vor. Dies geschah im December 1629 und Joseph erwarb sich hierfür ein Dankschreiben des Papstes.

Hierauf begleitete Joseph am Neujahre 1630 den König und Cardinal abermals nach Italien, wohnte dem Feldzuge daselbst bei, unterhandelte mit Mazarini, und nahm auch an der Eroberung Pinerolo's, am 22. März, Theil [21]); alsdann bereitete er sich für die berühmte Sendung zu dem regensburger Collegialtage vor. Man hätte ihm, dem Eingeweihten in Richelieu's Politik, gern ausschließlich das Geschäft übertragen, wenn des Mönches Gelübde mit der Pracht eines königlichen Vertreters vereinbar und das dürftige Mönchskleid für den Glanz weltlicher Herren anständig gewesen wäre. Also ernannte man den alten erfahrenen, bei den Eidgenossen residirenden, Karl Brulard de Leon zum Botschafter und Joseph zu seinem Gehilfen [22]); dieser aber besaß ausschließlich das ganze Geheimniß der wichtigen Sendung und hatte nach des Cardinals Bagni Zeugnisse auch volle Gewalt, jenen für die öffentliche Erscheinung zu unterweisen, sich selbst aber mit den einzelnen Gliedern der Versammlung in Unterhandlungen einzulassen. Die Unterordnung des Botschafters mag demselben einen innern Groll erzeugt haben, der sich nachmals auch in einer schmählichen Schilderung von Joseph's Wirken zu Regensburg geäußert hat [23]). Joseph reiste am 2. Juli 1630 in Gesellschaft zweier Mönche, seines Schwagers, S. Etienne, und etlicher Anderer von Adel von Grenoble nach Solothurn ab, ließ hier die neue Gesandtschaft für die Schweiz zurück und setzte mit Brulard die Reise weiter fort. In Memmingen wurde er von Waldstein prächtig empfangen und bewirthet; hierauf zog er am 26. Juli in Regensburg ein unter glanzvollen Ehrenbezeigungen des Kaisers und der Kurfürsten [24]). Die Ausgleichung der italienischen Angelegenheiten war allerdings die nächste Veranlassung seiner Erscheinung, wurde aber Anfangs Nebensache, weil er im Sinne Richelieu's unter den anwesenden teutschen Reichsfürsten und deren Abgeordneten vorerst die Ansicht geltend machen wollte, daß Frankreichs Schutz ihnen unentbehrlich und diese Monarchie unter allen europäischen Staaten allein im Stande wäre, der gefährlichen Macht des Hauses Habsburg ein Gegengewicht zu setzen. Demnach versuchte er die Liga vom Kaiser zu trennen, deren Haupt, den Kurfürsten von Baiern, zu einer Übereinkunft mit Frankreich willfährig zu machen, die protestantischen Reichsstände, zum Erstaunen der Katholiken, gegen den Kaiser aufzureizen und der Erscheinung des Schwedenkönigs auf

---

19) *Adrian Baillet*, Vie d'Edmond Richer, docteur de Sorbonne. (Lüttich 1714.) p. 205—407, wonach sich Schröckh im 3. Bande seiner christl. Kirchengesch. seit der Reformation ausschließlich gerichtet hat. Die Erzählung dieser rohen List wurde früher schon durch einen Brief vom 27. April 1633 in Morisot's Sammlung bekannt, und darum auch von Richard in einem Anhange zum zweiten Bande seines mehrmals hier angeführten Werkes S. 1—34 umständlich widerlegt. Er hält sie für eine erdichtete Schmähung, zu der Richer selbst Anlaß gegeben haben soll. 20) Richard. II, 64 fg. Die Verdammungsurkunde nebst ihren Unterschriften S. 70 fg. Der Cardinal Richelieu schreibt im 5. Bande seiner Memoiren die Sinnesänderung Richer's irriger Weise lediglich seinen persönlichen Bemühungen zu.

21) Richelieu. VI. S. 33 fg. u. 41 mit Aubery. II. S. 899 fg. 22) In dem Creditife an den Kaiser (écrit à Grenoble le 29. Juin 1630, signé: Louis, Bouthillier) heißt es: Outre le sieur de Leon Brulard, Conseiller en notre Conseil d'Etat que nous envoions notre Ambassadeur Extraordinaire en cette Assemblée: nous avons resolu d'y faire trouver avec lui de notre part le *Père Joseph l'un de nos Prédicateurs ordinaires*, afin que selon la confiance toute particulière que nous avons en lui, il vous puisse faire connaitre les intentions sinceres que nous avons. Brulard's Zuname de Leon rührt von seinem Priorate in der Bretagne her. 23) Der Botschafter sagt unter andern argen Herzensergießungen: Imbu des maximes de la Politique que la plus rafinée, il s'est uniquement appliqué à surprendre les Princes d'Allemagne, a méprisé toutes les règles de la bienseance et de l'honnêteté etc. s. le Vassor a. a. O. S. 425, Siri. VII, 259. 24) s. Richard. II, 78—110 und le véritable P. Joseph. p. 304—320; Richelieu. VI. S. 281.

teutschem Boden Erleichterung zu verschaffen [25]). Wie viel Joseph auch auf die Abdankung Waldstein's und auf die von den Kurfürsten vereitelte römisch-teutsche Königswahl, wozu er allerdings Auftrag hatte, gewirkt haben mag, läßt sich zwar nicht bezweifeln, aber nicht näher bestimmen, da alle Reichsstände gegen Ferdinand II. und dessen Oberfeldherrn Klage führten. Er hat jenes Ereigniß unbezweifelt unterstützt und den Kaiser zur Nachgiebigkeit beredet [26]). Daher die Sage von Ferdinand's Äußerung: Ein Mönch habe ihn entwaffnet, und dazu noch sechs Kurhüte unter seine Kappe geschoben. Die italienische Sache hingegen wurde von französischer und österreichischer Seite — die Spanier verweigerten ihre Theilnahme — so lange schläfrig betrieben, bis ihr folgende Dinge eine schnelle Wendung gaben. Der bedenkliche Zustand des französischen Heeres in Italien, vorzüglich aber Ludwig's XIII. tödtliche Krankheit zu Lyon und die Ränke der beiden Königinnen in Verbindung mit einer Menge angesehener Familien zum Sturze des Cardinals trieben den Pater und den Botschafter einer Seits, sowie die Bestürzung verbreitende Nachricht von Gustav Adolf's raschen Fortschritten in Pommern und der Entschluß der protestantischen Reichsstände zum bewaffneten Vereine für Selbsthilfe die Kaiserlichen anderer Seits zur Beschleunigung des Friedens. Daher geschah, daß am 13. Oct., gewiß in Verlegenheit Joseph's [was auch seine Mitunterschrift vermuthen läßt [27])], ein Vertrag zwischen Frankreich und Österreich abgeschlossen wurde, welcher allen Einfluß der Franzosen auf die Gegner Österreichs, sowie ihre im mantuanischen Erbfolgekriege errungenen Vortheile vernichtete. Zu seiner Rechtfertigung legte Joseph, da ihm alle Verantwortlichkeit zufiel, der Vertragsurkunde eine Denkschrift an den Cardinal bei. Der Staatssecretair von Chavigny aber sandte bei Ankunft des Couriers zu Lyon die Depeschen uneröffnet zu Richelieu, der sich mit der Königin zu Rouanne aufhielt. Dieser hatte die Depeschen kaum eröffnet, als ihn die Königin zu sich rufen ließ, und um diese nicht warten zu lassen, entfernte er sich, die Papiere auf dem Tische zurücklassend, aus welchen alsbald ein neugieriger Höfling, bei Eröffnung des Packetes anwesend, Joseph's wichtige Schrift behende herauszog. Bei der Rückkehr in sein Zimmer fand der Cardinal blos die Urkunde des Vertrags; er las in demselben die Entwürdigung der französischen Krone, die Vereitelung seiner Plane, und wurde höchlich gegen den Pater erbittert, als er im Friedensinstrumente die zugestandene Verbindlichkeit las, daß Frankreich den gegenwärtigen und künftigen Feinden des Kaisers weder mit Geld und Waffen noch mit Rath Beistand leisten sollte [28]). Joseph, auf dem Rückwege begriffen, erhielt als Übertreter der königlichen Vorschriften die Weisung, sich zur Strafe für seine Übereilung in das Capucinerkloster der S. Honoréstraße zurückzuziehen, und Sieur Brulard wurde, da der Cardinal den Frieden verwarf, durch neue Vollmacht befähigt, seinen begangenen Fehler zu entschuldigen und den Vertrag zu widerrufen. Die Unterhandlungen wurden nun nach Italien verlegt und endeten im Frieden zu Chierasco am 6. April 1631 zum Vortheile Frankreichs [29]). Joseph kam im December zu Paris an und bezog sein Kloster. Sein Bruder konnte den Cardinal nicht eher besänftigen, bis er auf dringendes Bitten seiner Anverwandten eine Abschrift seiner Verantwortung diesem zuschickte, während der Diebstahl ziemlich gleichzeitig entdeckt wurde [30]). Auf diese Weise gelangte der Pater wieder zu Ehren, und um ihn alle Beweise der Achtung und des Vertrauens genießen zu lassen, wies ihm Richelieu auf immer ein Zimmer neben seinen Gemächern zu Ruel, eines in seinen Quartieren der Feldzüge, welchen er in des Paters Begleitung beiwohnte, der König eines im Louvre, zu S. Germain en Laye und zu Fontainebleau an, sodaß es an des Cardinals Gemächer stieß und Beide unbemerkt zu einander gehen konnten. Ferner ertheilte ihm Ludwig XIII. (wenn nicht schon früher) einen bestimmten Jahrgehalt, sodann eine Besoldung den in vier Capucinern bestehenden Geheimschreibern Joseph's, nebst einem sechsspännigen Wagen zu eigenem Gebrauche. Ob solcher unerhörten Gunst glaubte man den Pater und den Cardinal fast in einer Seele zu finden und die Höflinge pflegten, mit Anspielung auf des Letztern Würde, zu sagen: Zwei Köpfe wären unter einem Hute verborgen [31]). Des Paters Kühn-

25) Die katholischen Stände klagten darüber in einem Schreiben: On trouve fort étrange, qu'un moine négocie une assemblée dans la quelle vingt-cinq princes ou villes de la communion protestante doivent à sa sollicitation de former une ligue contre les fidèles. *Capefigue*. VI, 376. 26) s. bei Richelieu VI, 275 fg. die doch nur auf Brulard gerichtete königliche Instruction. Der Verfasser bemerkt (S. 285), daß die Reichsstände Vertrauen zu Joseph gefaßt hätten, und im testament politique du Card. de Richelieu (1709) p. 30 sq. wird ihm allerdings bedeutender Einfluß zugestanden. 27) Dies läßt sich nach Richelieu a. a. O. S. 360 fg. eher vertheidigen, als die Meinung Richard's, Siri's, Nani's und le Vassor's, daß der Cardinal in seiner Angst erst einen geheimen Befehl zum willkürlichen Abschlusse des Friedens abgeschickt, bald darauf, jedoch zu spät, denselben widerrufen habe; denn er siegte erst am 10. Nov. desselben Jahres über die furchtbaren Hofränke. Weiteren Aufschluß gibt die gesandtschaftliche Anweisung vom 26. Oct., in der auch Joseph's Namensunterzeichnung aus dem Grunde getadelt wird, weil er blos ein *assistant* de Conseil comme un docteur gewesen sei; que Mr. Leon aurait mené, lequel ne signe jamais et n'étant point nommé dans les pouvoirs du Roi. Die Ausstände, die Richelieu am Vertrage machte, s. bei Flassan a. a. O. S. 440 fg.

28) Vgl. Richard. II, 110 fg. und le véritable P. Joseph. p. 325 sq. 29) Nach Richard, le vérit. P Joseph und le Vassor; dagegen wird in Richelieu VI, 378 die freiwillige Rückkehr Joseph's zum Cardinale angenommen. Der Verfasser scheint den Pater sehr zu schonen, was besonders im testament politique p. 28 sq. klar hervortritt. Des Paters geistlicher Stand wird als Ursache davon angegeben. Siri weiß Nichts von diesem Vorfalle; Schmidt in seiner neuern Geschichte der Teutschen, VIII, 196, hält denselben mit mehren französischen Geschichtschreibern für ein raffinirtes Gaukelspiel, um den Kaiser zu täuschen. 30) Zugleich, nämlich den 31. Jan. 1631, sandte Joseph eine Denkschrift in das königliche Cabinet, welches den Zustand der teutschen Angelegenheiten, wie er ihn eben gefunden hatte, schilderte, und auf den Nutzen hinwies, den Frankreich daraus ziehen könnte. Man nahm diese Winke auch an. Flassan. II, 443 fg. 31) Vgl. Richard. II, 113 fg., Mémoires de M. le Marquis de Monbrun (1702) p. 305 und Le Vassor a. a. O. S. 452 fg.

heit und Entschlossenheit ersetzten, was dem Cardinalfürsten abging.

Diese innige Verschmelzung der innern und äußern Verhältnisse mußte für die Lebens- und Sinnesart Joseph's nothwendig wichtige Folgen haben. Seine ungestüme Lebhaftigkeit verwandelte sich durch die mannichfaltigsten Berührungen mit dem menschlichen Leben in Geschmeidigkeit, die Härte seiner Ansichten, die Folge der düstern Bußungen seines Mönchsgelübdes, löste sich allmälig in Freundlichkeit und Heiterkeit auf, die pfäffische Demuth und Bescheidenheit wurden von Kühnheit der weltlichen Angelegenheiten und vom Ehrgeize verdrängt, sein unduldsamer Bekehrungseifer wurde durch die diplomatischen Verbindungen mit den auswärtigen Protestanten gemildert, aber der Glanz in den Palästen des Königs und Cardinals ließ ihm doch immer das dürftige Mönchsgewand, welches er abzulegen sich niemals entschließen konnte. Kein Wunder also, wenn dem rastlosen Gehilfen eines bei Vielen verhaßten Ministers Falschheit, Heuchelei, Schmeichelei, Verstellung, Schamlosigkeit und andere unedele Eigenschaften beigemessen wurden, die seine Feinde, hauptsächlich Marien's Söldlinge und die französischen Reformirten, mit grellen Farben schilderten oder lächerlich machten. Einige von ihnen sprachen ihm sogar die adelige Geburt ab und hielten sein Ansehen bei Hofe für Wirkungen der Ränke und des Fanatismus. Kein Wunder, wenn Molière diesen Charakter zur Grundlage seines Tartuffe machte! Dagegen übertrieben Freunde und Schmeichler seine Strenge und Einfachheit in Befolgung des Mönchsgelübdes während seines Zusammenlebens mit dem Cardinale und Könige[32]). Sie sprechen ihm die Bedienung ab, die seine Stellung erfoderte, sowie den Zutritt der Frauen, welchen sein gewaltiger Einfluß unvermeidlich machte (ohne dabei an wirkliche Liebschaften zu denken, die ihm Gegner vorgeworfen haben), und vergleichen seine Wohnung mit einer ärmlichen Mönchscelle, da sie doch für den Aufenthalt mehrer Secretaire und für die Besuche der Prinzen und Prinzessinnen von Geblüte sammt anderen Personen hohen Ranges eingerichtet sein mußte. Sein abgemessenes Leben glich einem von Geschäften überhäuften vornehmen Staatsmanne, welcher jeden Augenblick des Tages gewissenhaft vertheilt hat. Er war täglich mit Instructionen und Briefen, die sich durch große Klarheit und Kürze auszeichnen, für Gesandte und auswärtige Minister beschäftigt, von jeder eingegangenen Depesche an den König bekam er eine Abschrift, der Capuciner, Pater Ange, setzte seine Depeschen in Ziffern, und entzifferte die Eingaben. Um 9 Uhr des Morgens gab er den Gesandten und Staatssecretairen Gehör, arbeitete mit ihnen und führte sie dann zu Richelieu, der sich eben in vielen Sachen ganz auf ihn verließ; daher pflegte er auch öfters von ihm zu sagen: qu'il ne connaissait aucun ministre en Europe, en état de faire la barbe à ce capucin, quoi qu'il y eût une belle prise. Wenn Joseph nicht bei dem Cardinale zu Mittag oder zu Abend aß, was öfters geschah, speiste er auf seinem Zimmer mit dem Pater Ange, seinem Gehilfen; allein die letzten Stunden des Abends brachte er dann regelmäßig bei Richelieu zu, und erlaubte es der Drang der Geschäfte, so ließen Beide geistreiche Höflinge oder andere Leute von vorzüglicher Bildung zur Erholung eintreten. Joseph liebte die geistvollen Menschen nur mit größter Vorsicht; daher man ihn beschuldigte, daß er die vorzüglichsten Schriftsteller durch Geschenke oder Jahrgehalte gewonnen habe[33]). Soviel ist indessen anzunehmen, daß er bei seinem Leben unter den Franzosen blos von Morgues und den Gegnern der Richelieu'schen Politik öffentlich angegriffen und auch nach seinem Tode noch von witzigen Schriftstellern dieser Farbe geschmäht wurde. Joseph war übrigens von Körper groß, schlank und mager, in der Jugend rüstig, später durch die Anstrengungen schwächlich, durch die Blattern und eine platte Nase entstellt, kurzsichtig, mit kleinen Augen, die hinter dickhaarigen Wimpern verborgen waren, aber feurig und lebhaft; sein brennendrothes Haar wußte er, weil es der König nicht leiden konnte, mittels bleierner und stählerner Kämme braun und endlich, durch ein besonderes Geheimniß, weiß zu färben. Sein langer und eckiger Bart erhöhte den Ernst seiner Gesichtszüge, über welche sich niemals ein Lächeln verbreitete[34]). Seine Neigung für die Klöster erhielt sich in sofern lebenslänglich, als er wöchentlich ein Mal, und — erlaubten es die Geschäfte — auch zwei bis drei Male die Capuciner und Nonnen von Calvaire in Paris allein zu Fuße, bisweilen auch in Gefolge vornehmer Hofleute besuchte. Seine Ehrerbietung gegen höhere Kirchenbeamte pflegte Joseph auch im Höhestande seines Rufes niemals aus den Augen zu setzen, und unterschrieb seine Briefe an dieselben mit dem Beisatze Capucin indigne. Ungeachtet seiner Geschäftsthätigkeit lieferte er, nach Richard, alljährlich prosaische oder poetische Geisteserzeugnisse, welche meist auf wichtige Ereignisse Bezug hatten, wie z. B. seine, von Morgues feindselig und grob bekämpften Schriften: Le Coup d'Etat, Defense du Roi et de ses Ministres (unter dem Namen Montagnes) und Avertissement aux Provinces (unter dem Namen Cleonville). Ferner soll er sich mit Erklärungen und Zusätzen der Machiavelli'schen Schriften beschäftigt haben, sowie man ihm auch eine Handschrift in Folio zuschreibt: l'Unité du Ministre et les qualités qu'il doit avoir, welches Werk in den Händen Ludwig's XIII. geblieben sein soll[35]).

32) Wie z. B. Richard II, 265 fg. Ein Spötter macht unter Anderm folgende Verse auf ihn:

Il a des Laquais insolens,
Qui jurent comme ceux des grans —
Il a Suivant et Secretaire,
Il a carosse, il a litière.

33) Vgl. Richard II, 268 und le véritable P. Joseph. p. 518 sq. 34) Vgl. le véritable P. Joseph. p. 585 sq. mit *Capefigue* IV, 243. 35) Der Verfasser des vérit. P. Joseph sah die Handschrift des Werkes. On n'aura pas de peine (erzählt er S. 582 fg.) à reconnaître que le P. Joseph en est l'auteur, et qu'il ne la composé que pour faire plaisir au Cardinal. Die mitgetheilten 15 Überschriften der Abschnitte über die Grundsätze der Staatsverwaltung erinnern unwillkürlich an das Testament politique du Cardinal de Richelieu. P. I. Cap. 8.

Im Übrigen behauptet man, daß er die elende Sekte der Illuminés (s. d. Art.), die sich aus Spanien nach Frankreich geflüchtet hatten, dort während ihres Entstehens (1635) unterdrückt und dabei einen seiner Verwandten nicht geschont habe. Auch mischte er sich fast gleichzeitig, und wie es scheint nur mittelbar, in den bekannten Proceß Urban Grandier's, aber in die damit zusammenhängenden Untersuchungen gegen die angeblich seit 1632 verzauberten Ursulinerinnen zu Loudun durch eine zweimalige persönliche Überzeugung nur vorsichtig, wiewol dieses lächerliche, Aufsehen erregende Gaukelspiel ihn nicht gänzlich vom Aberglauben jener Zeit geheilt hat[36]). In den Angelegenheiten der königlichen Familie, den Ränken der Königinnen Maria und Anna, des Monsieur und der Großen des Reichs sieht man den Pater übereinstimmend mit den Ansichten des Cardinals sprechen und handeln. Man will wissen, Joseph habe des Königs plötzliche Entfernung von Compiegne im Februar 1631, wo man die widerspenstige Königin Mutter in einem der Haft ähnlichen Zustande zurückließ, hauptsächlich befördert und sei nachmals zu Fontainebleau mit dem Cardinal übereingekommen, Marien zu Moulins unter strenge Aufsicht zu setzen; allein der Umstand, daß sie der König ungern sah und daß ihr hochfahrender, herrschsüchtiger Charakter sie im Auslande weniger schädlich machen würde, als in Frankreich, läßt vermuthen, daß die Erleichterung ihrer Flucht (im Juli 1631) von Compiegne nach Brüssel der kostbaren und glänzenden, ohne Zweifel lebenslangen Bewachung auf einem königlichen Schlosse vorgezogen worden sei.

Was des Monsieur Benehmen anlangt, so sah der Pater mit großer Schonung auf ihn und hielt aus Rücksicht auf die lang dauernde Unfruchtbarkeit der Ehe des Königs für nothwendig, ihn nicht aus dem Reiche fliehen zu lassen. Und als derselbe 1631 ins Ausland entwich, sprach Joseph mit Nachdruck für dessen Zurückberufung, sogar wenn sie, behauptet Richard, des Cardinals Tod nach sich gezogen haben würde; denn dies sei ruhmvoller, als sich die Anklage von ganz Frankreich aufbürden zu lassen, daß er des Prinzen Flucht und die Folgen derselben veranlaßt habe. Eine solche Ansicht erklärt auch den Umstand, daß demselben und seinem gleichgesinnten Stammgenossen, dem Grafen von Soissons, im Jahre 1636 der Heerbefehl in der Picardie übertragen wurde: eine Unvorsichtigkeit, welche dem Cardinale beinahe das Leben gekostet hätte[37]). Dagegen war Joseph, wie Richelieu, streng und unerbittlich gegen Orleans' Anhänger. So hielt er z. B. ein streng gerichtliches Verfahren gegen den in der Schlacht bei Castelnaudary gefangenen Herzog von Montmorency für unerläßlich. Was ferner die heimlichen Umtriebe der Königin Anna und ihres Anhangs gegen Richelieu betrifft, so wies der Pater deren verführerische Anträge, in des Cardinals Stelle einzurücken, entschieden zurück und gab dadurch seiner Freundschaft zu diesem einen hohen Werth, wofür der Cardinal nicht unempfindlich blieb. Einen andern Beweis seiner Anhänglichkeit an diesen zeigte er schon 1632, indem er den kranken Cardinal aus der Landschaft Languedoc nach Bordeaux begleitete und dort nicht eher, als bis derselbe genesen war, vom Krankenbette wich. Späterhin schonte Joseph, um der Plane seines Freundes willen, selbst das Fräulein von Lafayette, welche seine Verwandte und des Königs Sprechfreundin war, nicht und half sie zum Klostergelübde verurtheilen.

Die Wirksamkeit Joseph's für das Ministerium Richelieu's endlich betreffend, so ist bei der Verschmelzung der Ansichten beider Männer und bei dem täglichen Austausche ihrer Gedanken schwer zu sagen, wie viel er geleistet habe; daher kommt auch die Dürftigkeit der Nachrichten über Joseph seit seinem innigen Zusammenleben mit dem Cardinalminister. In der Hauptsache mag Richelieu's gewaltiger Geist den Pater übersehen haben, er ertrug aber gern die derbe und rauhe Sprache seines Lieblings, weil dieser ihm durch seine Empfänglichkeit für durchgreifende Maßregeln, durch ausgebreitete Kenntnisse in der Länder- und Völkerkunde, worin ihm alle Staatssecretaire nachstanden, durch bewundernswerthe Geistesgegenwart, durch Stärke des Charakters, wie durch Gediegenheit, Klarheit und Scharfsinn diplomatischer Arbeiten unentbehrlich geworden war[38]). Soviel ist gewiß, daß seine Thätigkeit in den auswärtigen Angelegenheiten vorzüglich gerühmt wird[39]). Joseph leitete außer den italienischen Angelegenheiten noch besonders Charnacé's Unterhandlungen mit dem Könige Gustav Adolf von Schweden, sowie den Verkehr anderer französischer Botschafter (de Lisle's, S. Etienne's, de Lagrange's aux Ormes und Anderer) mit den leipziger Schlußverwandten und den Gliedern der katholischen Liga; ferner suchte er des Schwedenkönigs wachsende Macht durch Planentwürfe in Schranken zu halten, und schrieb auch dem Herzoge von Rohan Befehle vor, nach welchen er im Veltlin den befürchteten Heerzug der Schweden nach Italien (1632) vereiteln sollte. Aber in unsern Tagen darf kaum erwähnt werden, daß Joseph mit Richelieu den Schwedenkönig habe meuchelmorden lassen. Nach dieses Königs Tode tritt Joseph's Wirksamkeit für Teutschland und den Norden bestimmter, als je, hervor. Der eben

---

36) In Bezug auf Joseph s. hierüber Richard II., le véritable P. Joseph und Le Vassor VIII. S. 1. Im Jahre 1694 erschien ein eigenes Buch über diese Hexereien: Histoire des Diables de Loudun. Nach Richard hielt Richelieu diese Teufeleien für eine Posse; ebenso der Abt Quillet. Menage hingegen behauptet, daß die Nonnen von heftigen Winden gequält worden wären; es scheinen aber verkappte Liebschaften gewesen zu sein, die der Kanonikus Grandier, eine liebliche männliche Gestalt von zweideutigem Rufe, erst veranlaßt haben mag. Richelieu VIII, 187 fg. erzählt den Hergang der Dinge äußerst behutsam.

37) Bemerkenswerth ist, daß der Pater am 24. Nov. 1636 über die Verschwörung beider Prinzen schrieb: J'estime que l'affaire de Monsieur et de Mr. le Comte s'accommodera; ce n'est qu'une terreur panique sans aucun fondement.

38) Mehre dieser Vorzüge rühmten schon die französischen Botschafter, Graf von Cezi bei der Pforte und Graf von Avaux in Teutschland. Nani sagt vom Padre Giuseppe, col quale non solo il Richelieu communicava la confidenza, ma pareva c'havesse quasi ripartito l'ingegno.

39) Siri nennt ihn Fabro et propunitore di tutte le negotiationi d'Almagna e del Norte

erst katholisch gewordene Marquis von Feuquières, sein naher Verwandter (s. d. Art. Pas), erschien auf seine Empfehlungen von 1633 bis 1635 als außerordentlicher Botschafter Frankreichs bei Orenstjerna und den Höfen der teutschen protestantischen Reichsstände. Joseph, der diese berühmte Sendung anordnete und leitete, und an welchen in den wichtigsten Fällen ausschließlich Bericht erstattet wurde, ging dabei sehr gründlich zu Werke [40]). Der Marquis nämlich mußte neben seinen gesandtschaftlichen Verrichtungen noch — ein Beweis von damaliger geringer Kenntniß der Franzosen vom Auslande — über Statistik und Geographie der Länder, die er betrat, sowie über Genealogie und Charakter der teutschen Reichsfürsten und über deren vornehmste Rathgeber, mit welchen er in Berührung kam, genaue Erkundigung einziehen. Daher bekam Joseph nach Ablauf von anderthalb Jahren einen richtigen Überblick über die Lage der Protestanten in Teutschland, ohne jedoch die katholische Religion und deren Anhänger dort aus den Augen verloren zu haben [41]). Die Franzosen ließen, nachdem sie Waldstein's Empörung gegen den Kaiser trügerischer Weise aus allen Kräften unterstützt hatten, die schwedische Macht in Südteutschland nicht eher sinken, bis sie sich selbst nach der nördlinger Schlacht nicht mehr behaupten konnte und der Bruch Frankreichs mit dem Hause Habsburg unvermeidlich war. Sie drangen auf das Besatzungsrecht in einer Kette von Festungen längs des Rheins von Breisach bis Coblenz hinab, suchten aber den tapfern Arm solcher protestantischer Fürsten nebenbei zu erkaufen, die im Felde Bedeutung hatten, merklich in der Meinung, ohne sie den Krieg in Teutschland nicht führen zu können. Den Werth ihrer tapfern Dienste ermessend, äußerte Joseph in der Folge zum Obersten von Degenfeld: Nous ne laisserons pas nos étrangers, ils sont ceux, qui nous mainteneront! In diesem Sinne entstand der pariser Vertrag vom 1. November 1634. Derselbe verdrängte die Schweden nach Nordteutschland und zerstörte den uneinigen und verarmten heilbroner Bund, von welchem blos der Landgraf Wilhelm von Hessen-Cassel nebst dem Herzoge Bernhard von Sachsen-Weimar als Vorfechter der Sache und unversöhnliche Gegner Österreichs in Thätigkeit blieben. Den Letzteren, obwol durch den Verlust der nördlinger Schlacht in arges Geschrei gekommen, suchte Frankreich leidenschaftlich für sich zu gewinnen, woran Joseph einen großen Antheil hatte. Derselbe war es auch, welcher diesen Kriegsfürsten späterhin in dem nun einmal eingegangenen Verhältnisse zu Frankreich festzuhalten wußte, früher die geheimen Verhandlungen des Marquis von Feuquières mit den Grafen von Kinsky zur Aufwieglung Waldstein's gegen den Kaiser (1633—34) leitete und nachmals nach Groot's Behauptung die Unruhen der Schotten nährte, sowie gewiß ist, daß er noch wenige Monate vor seinem Tode an der Empörung der Portugiesen gegen Spanien zu Gunsten des Herzogs Johann von Braganza arbeitete, darüber aber mit dem Cardinalfürsten in Spannung gerathen sein soll, weil dieser für die Sendung einen andern Agenten, als den Marquis von Feuquières, bestimmte [42]).

Während der Gefahr Frankreichs, als im Jahre 1635 die Kaiserlichen und Spanier an mehren Orten über den Rhein und die Mosel vordrangen, und während der großen Bestürzung, welche der Einfall der Feinde in die Picardie 1636 verursachte, bewies Joseph, zu Folge mehrer Zeugnisse, größere Besonnenheit, Kühnheit und Entschlossenheit, als der Cardinal [43]). Als er sah, daß König und Volk ihre verdrießliche Stimmung gegen den Cardinal geltend zu machen suchten und dieser in „dem Schreckensmonate von Corbie" allen Muth verloren hatte, war sein innigster Vertrauter, der Capuciner Joseph, der Einzige, welcher mit richtigem Takte jegliche Verlegenheit beseitigte. Zuerst beredete er den Oberintendanten von Bullion, durch die Straßen der Hauptstadt zu reiten und das entrüstete Volk zu gewinnen. Bullion that es, hörte die Schmähungen „der Canaille" ruhig an, besänftigte aber bald durch seine Höflichkeit und Verheißungen die aufbrausenden Gemüther, die nun ihre Drohungen und Flüche auf die Feinde des Landes anwendeten. Tags darauf ahmte Richelieu seinem Beispiele nach, fuhr ohne Wache und Gefolge überall umher und hielt auf allen Plätzen, wo er zusammengerottete Haufen bemerkte. Niemand wagte, die schuldige Ehrerbietung gegen ihn aus den Augen zu setzen, vielmehr freute man sich über seine Standhaftigkeit und die verheißenen Maßregeln zur

---

40) Die Lettres et négociations du Marquis de Feuquières, Ambassadeur extraordinaire du Roi en Allemagne etc., in drei Octavbänden, zeugen davon, sowie die Relation du Voyage que le Sieur de Feuquières a fait en Allemagne, et de l'estat auquel les affaires générales s'y trouvoient, lorsqu'il en est party pour reuenir trouuer Sa Maj. à Nancy, bei Aubery I, 381 fg. Die Mütter des Marquis und des Capuciners waren Schwestern und stammten aus dem Hause Lafayette.

41) Im Mai 1634 schrieb Pater Joseph an Feuquières in Teutschland: Vous ferez tout ce qui se pourra au monde en faveur de la Religion Catholique tant pour Dieu, que pour Sa Majesté et Richelieu.

42) Vgl. *Grotii* Epp. 1122, 1148 und le véritable P. Joseph. p. 564 sq. mit Aubery II, 219 fg. Ganz richtig bemerkt Montglat in seinen Mémoires I, 220 über den Capuciner Joseph: le principal confident du Cardinal de Richelieu, lequel l'avait employé dans de grandes négociations principalement en Allemagne, où il avait fomenté la ligue des princes contre l'Empereur; et la conspiration du Valstein, qui aurait détruit la maison d'Autriche dans l'Empire, si elle n'eut été découverte. Il avait aussi traité de l'entrée du roi de Suède: enfin c'était un fort habile homme, qui avait mis le feu dans toute l'Europe, et tout capucin qu'il était, avait fait son possible pour rendre les luthériens maitres de l'Allemagne. Wie gern er seine Verwandten vorzog, beweist unter Anderm auch der Umstand, daß er den Schwager des Marquis von Feuquières, Arnauld, welcher die französische Besatzung in der Festung Philippsburg befehligte und dieselbe aus Leichtsinn an die Kaiserlichen im Jan. 1635 verlor, aus der Bastille, wohin er zur Strafe abgeführt worden war, bald wieder zu befreien wußte. Feuquières III, 292 und Richelieu VIII, 222.

43) In dieser sehr schwierigen Lage schrieb Joseph am 23. Aug. 1636 an den Cardinal de Lavalette: Depuis six semaines tout nous est allé à rebours, de tous costez, hormis du vostre. La lascheté des trois Gouverneurs de Picardie n'a point d'exemple. Vierzehn Tage früher meldete er demselben: Cet orage n'est pas petit, où il est besoin que chacun imite le courage et l'affection de V. Em.

Rettung der Stadt und des Staates, und Alle, die ihn zuvor geschimpft und geschmäht hatten, fanden sich nun erbaut und bereit, die Waffen zu ergreifen, oder Mittel zur Beförderung der Kriegsplane darzureichen. Nun, sagte der Capuciner bei der Rückkehr des Cardinals, habe ich Euch nicht gesagt, daß Ihr ein begossenes Hähnchen wäret und daß Ihr mit ein klein wenig mehr Muth Euch der Pariser versichern und die Dinge wiederherstellen könntet? Es ist jetzt keine Zeit zu verlieren, benutzt die Anerbietungen der Pariser. Richelieu umarmte dankbar den Capuciner und sorgte nun auch, daß die kräftigsten Maßregeln ergriffen wurden, wobei ihm sein Liebling den eifrigsten Beistand leistete. Die Spanier und Teutschen zogen sich zurück, und bald konnten die Franzosen mit Glück wieder angriffsweise verfahren [44]).

Durch eine solche Bedeutsamkeit seines Einflusses verführt, erlaubte sich Joseph auch Rathschläge über Kriegsplane zu geben, welche von Sachkundigen zuweilen hart widerlegt oder bespöttelt wurden. Hiervon geben der Herzog von Sachsen-Weimar, der joviale Marschall von Gassion, der Cardinal von Lavalette und dessen Bruder, der Herzog von Candale, hinreichende Beweise. Im Ganzen aber zeugt sein Briefwechsel mit dem Cardinale von Lavalette, daß er in schwierigen Lagen der Feldherren große Sorgfalt, scharfe Urtheile und richtige Umsicht gebrauchte; ja er konnte in Fällen, wo es des Staates Vortheil erheischte, den katholischen Geistlichen völlig verleugnen. So rieth er, als man bei Hofe wegen der ersten Vereinigung des eben gedachten Cardinals mit dem Herzoge von Sachsen-Weimar im Juli 1635 die Besorgniß hegte, sie würde des Prälaten Würde verletzen, zur Nachsicht, und fand auch Gehör [45]). Hingegen zog er aus dieses protestantischen Fürsten erster Anwesenheit am französischen Hofe die Lehre, ihn künftig, wenn möglich, von ähnlichen Reisen abzuhalten. Man hat dem Pater vorgeworfen, wie Hugo de Groot, Pufendorf und Andere, daß er die teutschen und schwedischen Angelegenheiten sehr vernachlässigt habe [46]), während die Feinde seines Vaterlandes ihm das Gegentheil Schuld gaben. Indessen ist zu bedenken, daß Frankreich diesen Krieg als politischen und nicht als Religionskampf betrachtet wissen wollte, daß es bisweilen in Geldverlegenheit war und daß es sein Übergewicht zu befestigen, nicht aber die Eroberungssucht seiner Söldlinge zu befördern strebte. Gegen jeden Vertrag mit Österreich und Spanien, der die Bundesgenossen ausschließen sollte, sprach Joseph indessen immerdar und half auch alle dahin zielende Versuche (1637 und 1638) vereiteln.

Daß seine unermüdete Thätigkeit bei Richelieu nicht unbelohnt blieb, bedarf keiner umständlichen Beweise. Die vorzüglichste Anerkennung seiner Verdienste jedoch offenbart sich am deutlichsten in der Bemühung des Königs, ihn, der es selbst wünschte und von Spöttern bereits Eminence grise geheißen wurde, zum Cardinal erheben zu lassen; ob Joseph auch nach dem Erzbisthume Rheims, wie Groot behauptet, und nach der Herzogs- und Pairwürde gestrebt habe, ist zweifelhaft. Hingegen ließ Ludwig XIII., sichern Nachrichten zufolge, am Ende des Jahres 1635 den Pater am heiligen Stuhle für die Cardinalswürde empfehlen, die mit dem Vorwande, Joseph sei ein Ordensgeistlicher, abgeschlagen wurde. Im Sommer des folgenden Jahres wurde der Antrag erneuert und im Weigerungsfalle der heilige Vater mit Wegrufung der königlichen Gesandtschaft bedroht. Urban VIII. schlug einen mildernden Ausweg vor, den die französische Regierung mit Festigkeit verwarf, den Antrag mit starken Ausdrücken wiederholte und ununterbrochen, allem Anscheine nach mit Erfolg, fortsetzte, bis das befürchtete Lebensende Joseph's die Vorsicht gebot, die Gesuche am heiligen Stuhle schleunigst zurückzunehmen [47]). Nämlich im Frühjahre 1638 befiel den Pater zu Compiegne ein Unwohlsein, welches er trotz der ärztlichen Warnungen vernachlässigte und ihm am 11. Mai einen Schlagfluß zuzog. Er soll diesen heftigen Zufall für den Vorboten seines nahen Todes gedeutet und sich deshalb, nach Andern aber aus Furcht vor Nachstellungen nach seinem Leben, Anfangs zu den Capucinern in Senlis, gleich darauf zu den in Paris zurückgezogen und hier mit abwechselnden Besuchen bei den Calvairenonnen die letzten Monate seines Lebens fast ohne Theilnahme an den öffentlichen Geschäften vollbracht haben [48]). Allein nach den bessern Nachrichten Groot's hatte sich Joseph schon zu Ende Mai's allmälig wieder erholt, war im Juni in voller Thätigkeit, unterhandelte mit Schmalch, einem schwedischen Abgeordneten, und mit dem Generalmajor von Erlach, des Herzogs von Weimar Gesandten, versah im August, während Richelieu abwesend war, dessen Stelle und las bei den Nonnen des Calvaireklosters am 5. September, grade in der Geburtsstunde des Dauphin (Ludwig's XIV.), die Messe, als ihm Richelieu die Nachricht von diesem erfreulichen Ereignisse geben ließ [49]). Sonach mag er (ob mit oder ohne Kränklichkeit, läßt sich nicht bestimmen) thätig geblieben sein bis gegen Mitte Decembers, und befand sich eben bei

---

44) Montglat I, 142 fg., Le Vassor VIII, 2, 398, Le véritable P. Joseph 443 und *Grotii* Epp. 634 u. 641. Etwas abweichend erzählt diesen Hergang Capefigue in seinem Richelieu etc. V, 326 sq., und bemerkt zugleich, daß der päpstliche Nuntius Mazarini dem Pater Joseph in seinem Vorschlage beigestimmt habe. 45) Vgl. Aubery I, 500 und Feuquières III, 196 fg. Dieser Sache wegen fertigte Joseph an einem Tage drei Schreiben nach Teutschland aus. 46) Groot sagt in Ep. 1087 sogar von ihm: Is per iniquissimam spem multum nocuit rebus Protestantium.

47) Die Verhandlungen hierüber s. bei Richard II, 215 fg. nach Urkunden. Wichtig ist der Umstand, daß der Courier mit den Depeschen wegen Zurücknahme des Antrages erst zwei Stunden vor Joseph's Tode nach Rom abging. Der Grund war (S. 234): Sa Maj. desire qu'on ne differe point de rendre à S. S. et au dit Sieur Card. Barberin les Lettres de revocation du dit P. Joseph, de peur qu'on ne fût surpris à la Promotion, et que le Cardinal Barberin sçachant l'état auquel il est, ne le fit malicieusement Cardinal pour faire perdre cette place à la France. Richelieu X, 84 äußert sich kurz und beißend über des Papstes standhafte Weigerung. 48) Vgl. Richard II, 274 fg., le vérit. P. Joseph. p. 533 sq., nebst Le Vassor IX, 2, 107 fg. 49) s. *Grotii* Epp. 961, 974, 984 u. 1026. Le véritable P. Joseph. p. 535.

den Nonnen von Calvaire, als er krank wurde. Der Zustand war bedenklich, und Richelieu, zu Ruel davon benachrichtigt, schickte ihm am 14. December seinen Tragsessel in der Absicht, seinen Freund der dumpfen Klosterluft zu entziehen[50]). Joseph folgte, die Abmahnungen seines getreuen Gefährten Ange verschmähend, der wohlmeinenden Auffoderung. Am folgenden Tage arbeitete er wieder, ohne auf die Warnungen zu hören, die ihm Richelieu ertheilte, las die Messe, unterhielt sich mit Richelieu und Bichi, und als er sich Abends nach Tische den Kreuzzug Gottfried's von Bouillon vorlesen ließ, traf ihn abermals ein Schlagfluß. In diesem gelähmten Zustande konnte er Nichts sprechen, als die wichtigen Worte rendre compte! zum sichern Beweise fester Überzeugung von seiner wohlüberlegten, planmäßigen Handlungsweise. Der Zudrang von ausgezeichneten Personen des Staates und Hofes nach seinem Krankenbette war groß; alle ärztliche Hilfe jedoch vergebens. Noch glaubte der Cardinal ihm neue Lebensgeister einhauchen zu können, als er auf die Nachricht, die Festung Breisach capitulire, an sein Krankenlager eilte und ihm zurief: Courage, père Joseph, courage, Brissac est à nous! Allein der Pater starb am 18. December 1638 des Morgens um 11 Uhr im Landhause seines großen Gönners zu Ruel[51]). Mit der Auszeichnung eines Cardinals wurde der Leichnam im Capucinerkloster der Saint-Honoréstraße zu Paris beigesetzt und das Herz desselben den Schwestern von Calvaire in des Cardinals Gallawagen überbracht. Richelieu weinte an der Gruft und betrauerte den Verlust seines innigsten Vertrauten so schmerzlich, daß er wehklagend in die Worte ausbrach: „Ich verliere meinen Trost, meine einzige Hilfe, meine Stütze!" Der König glaubte in ihm seinen getreuesten Unterthanen verloren zu haben. Auch der unruhige und schwache Monsieur spürte bald, daß er eine Stütze an ihm gehabt hatte; die Bundesgenossen Frankreichs hingegen blieben gleichgültig bei seinem Tode, und seine Feinde lästerten von jetzt an sein Andenken[52]). *(B. Röse.)*

4) Joseph de Carabantes, ein spanischer Capuciner, der sich besonders durch die Verbreitung des Evangeliums unter den Wilden Amerika's verdient gemacht hat, im Jahre 1628 in der Provinz Aragonien geboren, widmete sich der Theologie und ging, nachdem er seine Studien beendigt und sich in den Orden der Capuciner hatte aufnehmen lassen, von glühendem Bekehrungseifer entflammt, nach Amerika, wo er sich unter die wildesten Völker wagte und unter unsäglichen Entbehrungen und Leiden stets mit unerschütterlichem Muthe seinen Zweck verfolgte. Später kehrte er nach Spanien zurück und arbeitete daselbst mit nicht geringem Erfolge an der Ausbildung anderer Missionaire. Er starb am 11. April 1694 zu Montforte de Lemos in Galizien, wohin er sich in seinen letzten Lebensjahren zurückgezogen hatte. Nach seinem Tode erzählte man mancherlei Wunder, die er gewirkt haben soll, und nannte ihn den neuen Apostel des Königreichs Galizien. Auch als Schriftsteller erwarb er sich einen Namen. Sein bedeutendstes Werk, die „Platicas dominicales y lecciones doctrinales de las cosas mas essenciales sobre los Evangelios de las Dominicas de toto en anno" (Madr. 1686—87. 2 Voll. 4.), war in Spanien lange sehr beliebt und gelesen. Seine übrigen Schriften, die meistens die Belehrung der Missionaire zum Zwecke haben, sind: „Practica de Missiones, remedio de Peccadores, aplicado en el exercicios de una Mission, fundata en los motivos mas poderosos para reducir a las almas" (Vol. I. Leon. 1674. Vol. II. Madr. 1678. 4.), „Ars ad discendi atque docendi Idiomata pro Missionariis ad conversionem Indorum abeuntibus" (Madr. 16..), „Lexicon sive vocabularium verborum, adverbiorum, conjunctionum et interjectionum, ad meliorem intelligentiam et significationem Indorum" (Madr. 16..) und „Jardin florido del alma, cultivado del christiano, con el exercicio del Rosario, via Crucis y de otras muchas devociones" (Madr. 1677.). Vgl. Diego Gonzales de Quiroga, „La vida, virtudes, predicacion y prodigios del P. J. de Carabantes" (Madr. 1705. 4.). *(Ph. H. Külb.)*

5) Joseph, mit dem Beinamen Fernensis, ein Capuciner, gelangte bis zur Würde eines Generalvicars zu Bologna und seit 1552 zur Stelle eines Generaldefinitors des ganzen Ordens und starb 1556 zu Mailand. Er genoß als Prediger einen sehr bedeutenden Ruf und stiftete das 40stündige Gebet bei dem Abendmahle, worüber er auch eine eigne Schrift verfaßte: Methodus s. instructio celebrandi devote et cum fructu orationem 40 horarum. (Med. 1571 und später wiederholt gedruckt.) Daß einem solchen Manne auch Wunder zugeschrieben wurden, darf nicht auffallen[1]).

6) Joseph a Leonissa, ein Capucinermönch, gestorben im December 1611 zu Rom in seinem 58. Lebensjahre, hatte sich dem Missionsberufe gewidmet und hielt sich für diesen Zweck einige Zeit in Constantinopel auf. Er schrieb: Praeparationes ad bene moriendum (Rom. 1602) und ein mehrmals aufgelegtes Opusculum

---

50) s. Aubery II, 88 fg. mit Richard II, 285 fg. 51) Vgl. le véritable P. Joseph. p. 550 sq. in Übereinstimmung mit Richard und Le Vassor. Mortuus hic est pater Josephus, schreibt der pikante Groot in der Ep. 1087, nihil minus quam quod dicebatur Cappucinus, ideoque Cappucinis odiosus semper non minus quam proceribus plebique. Est tamen nonnihil damni in ejus morte, quia aliquos se pejores reliquit in negotiis. Nach le véritable P. J. p. 556 sq. gab es Politiker, welche behaupteten, der Cardinal Richelieu habe seinen unentbehrlichen Vertrauten vergiftet; allein selbst Le Vassor, ein heftiger Widersacher des Ministers, würdigt diesen Verdacht nicht einmal einer genauen Widerlegung. Bei Groot findet sich keine Spur von diesem Gerüchte und die verdachtlose Eröffnung des Leichnams, die ohne Zustimmung und Theilnahme des Patergenerals nicht geschehen konnte, weist am bestimmtesten jene Beschuldigung zurück. 52) Groot sagt in Ep. 1098: Nobis quidem nihil in eo (Josepho mortuo) periisse arbitror; und in ep. 1093: P. Josephi mortui memoria virulentis multorum scriptis laceratur, et a multis quotidie insultatur ejus tumulo per ignominiam.

1) Adelung, Forts. u. Ergänz. zu Jöcher's Gelehrtenler. 2. Bd. Col. 2322 nach *Bern. a Bononia*, Bibl. Capuccinorum.

de protestationibus frequenter faciendis ab iis, qui ad piam mortem obeundam se praeparant (zuerst Brescia 1610) und wurde vom Papste Clemens XII. kanonisirt [2]). (*R.*)

7) Joseph aus Madrid, zu seiner Zeit, d. h. in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, einer der berühmtesten Kanzelredner, und daher Hofprediger der Könige von Spanien, Karl's II. und Philipp's V. Er gehörte dem Capucinerorden an, und war Provinzial desselben und zugleich Qualificator der Inquisition. f. Adelung, Forts. u. Ergänz. zu Jöcher's Gelehrtenler. II, 2322. (*J. T. L. Danz.*)

8) Joseph Maria, ein bei Mönchen häufig vorkommender Name. Dahin gehört a) Joseph Maria von Ancona, ein Franziskaner, geboren 1689, gestorben zu Rom im Jahre 1744 als Provinzial seines Ordens, machte sich bekannt und verdient durch die Fortsetzung der von Lucas Wadding unter dem Titel Annales minorum s. trium ord. a S. Francisco institutorum unternommenen Geschichte seines Ordens [1]). b) Der Capuciner Joseph Maria a Catanea aus der Provinz Abruzzo, Verfasser von Sacra et Arithmetico-anagrammatica opuscula (Neap. 1710), welche sich auf die Marienfeste, Bedeutsamkeit der Heiligen und verwandte Gegenstände beziehen [2]). c) Ein Mönch desselben Ordens, mit dem Beinamen a Cento, aus der Provinz Bologna, gestorben im Jahre 1682 zu Mirandola, beschäftigte sich mit Astronomie und Arithmetik und gab auch einige darauf bezügliche Schriften in italienischer Sprache heraus [Mantua 1664 und Forli 1667. 4.] [3]). d) Ein anderer Capuciner mit dem Beinamen a Clusio in der Provinz Mailand, verfaßte in den Jahren 1713 fg. mehre Andachtsbücher und genoß ein solches Ansehen, daß ihm sogar Wunder zugeschrieben wurden [4]). e) Der Capuciner Joseph Maria von Florenz, gestorben 1742, Verfasser von Paraphrasen einzelner Psalmen und ähnlicher kleiner praktischer Schriften [5]). f) Joseph Maria a Leuca, Ordensbruder und Zeitgenosse des Vorhergehenden, gehörte zur Provinz Otranto, gelangte zur Würde eines Definitors in seinem Orden, schrieb eine populaire Schrift: Le Massime de ben vivere [Alassa 1730. 4.] [6]). g) Ein Capuciner der Provinz Aragonien, aus Majorka, Zeitgenosse der beiden Vorhergehenden und Verfasser einer praktischen Schrift, welche Palma 1734. 4. erschien [7]). h) Joseph Maria de Novara, hieß eigentlich Bagliotto und stammte aus einer adeligen Familie im Novaresischen, trat 1649 in den Capucinerorden und lieferte erbauliche Lebensbeschreibungen in italienischer Sprache, als des ersten Bischofs Gaudentius von Novara (Ven. 1674 und 1678, auch breve ristretto della vita di S. Gaudenzio. Novara 1687.), des novaresischen Priesters Lorenzo (Mail. 1684), des novaresischen Patriziers Agap. Silone (Nov. 1687); ferner unter dem Namen Tobias Luva Torniensis idyllium divis martyribus Julio et Camillo de Nazariis sacrum. (Mailand 1689 und vermehrt 1701) und einiges Andere praktischen Inhalts [8]). Mit ähnlichen Arbeiten befaßten sich auch die beiden Capuciner Joseph Maria a S. Stephano und a Sarulo, jener aus der Provinz Lyon in der letzten Hälfte des 17., dieser aus der Provinz Lombardei in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts [9]). (*R.*)

9) Joseph a Matre Dei, s. Lainez (Joseph v.).

10) Joseph ab Osseria, ein Capuciner aus der Provinz Valencia, bekannt durch seine Hagiographa Prolegomena, eine Art Einleitung zur Bibel [Valent. 1700. Fol.] [10]). (*R.*)

11) Joseph von Paris, s. Joseph (der Capucinermönch).

12) Joseph de Texera wird als Verfasser des angeblich vom Dominikaner Peter Olim gegen Ende des 16. Jahrhunderts zu Lyon geschriebenen Buches De electionis jure, quod competit viris Portugalensibus in augurandis suis Regibus ac Principibus gehalten [11]). (*R.*)

13) Joseph bar Vahib, Bischof von Maredin, ehe er in den geistlichen Stand trat, Bader Zache und später als Patriarch der Jacobiten in Syrien Ignatius V. (nach anderer Zählung der erste) genannt. Seine Wahl zu der letztern Würde geschah im Jahre 1604 der Griechen (1293 nach Chr. Geb.); mit Übergehung seiner gleichnamigen Vorgänger fing man die Reihe der Patriarchen seines Namens bei ihm wieder von Neuem an, und alle folgenden wählten nach ihm den Namen Ignatius. Er stand der Jacobitischen Kirche 40 Jahre lang vor und starb am 19. April des Jahres 1643 der Griechen (1332 nach Chr. Geb.). Indessen entstand bei seiner Wahl eine Spaltung; denn in Cilicien gaben sich die Jacobiten einen eignen, auch vom armenischen Könige Haithon bestätigten Patriarchen; außerdem wußte der Bischof Constantin von Melitine eine Anzahl von Bischöfen zu gewinnen und für die westlichen Landschaften das Patriarchat an sich zu bringen. Der armenische starb zwar bald, aber der Letztere, welcher sich auch Ignatius nannte, erhielt sich und die Spaltung dauerte bis zum Jahre 1805 der Griechen (1494 nach Chr. Geb.). Die Schriften des rechtmäßigen Patriarchen sind nicht von großem Belange: Ausführliche Erklärung des syrischen Alphabets, ein Buch der Worte (ܕܡ̈ܠܐ) und eine sogenannte Anaphora oder Liturgie, welche noch handschriftlich vorhanden und von Renaudot [12]) in lateinischer Übersetzung bekannt gemacht ist [13]).

(*A. G. Hoffmann.*)

---

2) Adelung a. a. O. nach derselben Quelle.

1) Adelung a. a. O. nach *Mazzuchelli* Scritt. Ital. T. II. p. 688. 2) Adelung a. a. O. nach *Bern. a Bononia* biblioth. Capucc. 3) Adelung a. a. O. Col. 2323. 4) Adelung a. a. O. 5) Adelung a. a. O. 6) a. a. O. 7) a. a. O.

8) Adelung a. a. O. 1. Th. Col. 1341 nach Mazzuch. a. a. O. 9) Vgl. Adelung a. a. O. 2. Th. Col. 2324 nach *Bern. a Bononia*. 10) Adelung a. a. O. nach *Bern. a Bononia*, Biblioth. Cap. 11) Jöcher's Gelehrtenler. 3. Th. Col. 1059 nach *Echard*, De scriptt. ord. Dominicanorum. 12) Liturg. oriental. T. II. p. 528. 13) *Assemani*, Biblioth. orient. Vatic. T. II. p. 381. 382. 464. Vgl. auch Jöcher's Gelehrtenler. 2. Th. Col. 1877.

VII. Ausgezeichnetere Personen jüdischen Glaubens.

a) In der Familie Herodes des Großen kommen vor:

1) **Joseph**, der dritte Sohn des Idumäers Antipater, welcher von den Römern zum Landpfleger von Judäa war gemacht worden, und jüngerer Bruder des Herodes. Er zeichnete sich in den Kriegen des Letztern gegen den hasmonäischen König Antigonus aus, wurde, während sich Herodes in Rom den Königstitel holte, in Masada belagert, später von seinem Bruder entsetzt, zuletzt aber bei Jericho von Antigonus überfallen und mit den römischen Cohorten, die er befehligte, niedergemacht, ums Jahr 38 vor Chr. (*Joseph.* Antiqq. XIV, 7—15. Bell. Jud. I, 17.)

2) **Joseph**, Sohn des Vorigen und Gemahl der Olympias, einer Tochter des Herodes. (*Jos.* Ant. XVIII, 5.)

3) **Joseph**, Oheim des Herodes und Gemahl der Salome, der Schwester dieses Fürsten, war nach *Joseph.* Antiqq. XV, 3 von demselben in Jerusalem gelassen, als er von Antonius zur Verantwortung gezogen wurde, mit dem Befehle, die Königin Mariamne zu tödten, wenn dem Herodes etwas Widerwärtiges begegnen sollte. Die Unvorsichtigkeit des Joseph, welcher seinen Auftrag der Mariamne selbst mittheilte, und die Eifersucht der Salome, wurden die Ursache, daß Herodes bei seiner Heimkehr seinen Schwager, wegen eines vermeintlichen ehebrecherischen Verhältnisses mit Mariamnen, sofort hinrichten ließ und daß diese Letztere später (nach Bell. Jud. I, 22 fin. unmittelbar) ein gleiches Schicksal traf.

b) In den hohenpriesterlichen Familien der Juden kommen vor:

1) **Joseph**, Sohn des Tobia und Neffe des Hohenpriesters Onias II. (*Joseph.* Antiqq. XII, 4), war noch ein Jüngling, als sein Oheim dem Könige Ptolemäus Euergetes den schuldigen Tribut verweigerte und deshalb die Juden in Gefahr kamen. Nach vergeblichen Versuchen, seinen Oheim zu besserer Besinnung zu bringen, gewann er den Ägyptischen Gesandten Athenion und wußte später den König selbst persönlich für sich einzunehmen und die Sache beizulegen. Mittels kühner Speculationen konnte er es wagen, die Einkünfte von Syrien, Phönikien und Judäa um eine viel größere, als die gewöhnliche, Summe zu pachten, und durch kecke und durchgreifende Maßregeln zwang er die schwierige Bevölkerung, ihn als Generalpächter anzuerkennen. Er blieb es 22 Jahre lang und erwarb sich ungeheure Reichthümer. Was Josephus weiter von ihm und seinen Familienverhältnissen erzählt, ist historisch zu unbedeutend, um hier wiederholt zu werden, mag aber ganz geeignet sein, uns einen tiefern Blick thun zu lassen in die politischen und sittlichen Zustände der damaligen Juden, deren bürgerliche Erniedrigung nur ihrer eignen Schlechtigkeit und Niederträchtigkeit gleichkam, und welche bereits den Geist der Geldspeculationen in hohem Grade und auf Kosten aller andern Bildung entwickelt hatten.

2) **Joseph**, Sohn Sacharja's, einer der Waffengefährten Juda's des Makkabäers, wurde zu Jamnia von Gorgias aufs Haupt geschlagen. (*Joseph.* Antiqq. XII, 8.)

3) **Joseph**, Hoherpriester zur Zeit Jesu, bekannter unter dem Namen **Kaiphas** (s. d. Art.).

4) **Joseph**, der Sohn des Cami (oder Camydos) von Herodes, dem Fürsten von Chalcis und Bruder Agrippa I., auf kurze Zeit zum Hohenpriester eingesetzt [J. 48]. (*Joseph.* Ant. XX, 1. 5.)

5) **Joseph Cabi**, Sohn Simon's VI., von Agrippa II. im Jahre 61 auf kurze Zeit zum Hohenpriester eingesetzt; floh während der Belagerung Jerusalems zu den Römern. (*Jos.* Ant. XX. 8. Bell. Jud. VI, 2.) (*Ed. Reuss.*)

c) Jüdische Gelehrte, s. am Ende des Buchstaben I.

JOSEPH. B. Geographie.

a) In Afrika.

1) **Joseph** (St.), ein ehemaliges französisches Fort in Senegambien, am Senegal in Kamera, der östlichen Provinz des Reiches Ghalam. Es war dies die östlichste Niederlassung der Franzosen in Senegambien, die in Folge der am Ende des 17. Jahrhunderts von dem dortigen Compagniedirector Andr. Brue den Senegal aufwärts unternommenen Expeditionen 1702 in dem von den Eingebornen Dramanet geheißenen Orte, 7 Meilen unterhalb des Feluhkatarakts, wo der Senegal seinen sanften Lauf beginnt, angelegt wurde. Nun fuhr jährlich im Juli die Handelsflotte der Franzosen mit 40 Schiffen den Strom aufwärts bis zum Fort St. Joseph, auf welcher Strecke von 190 Meilen sie drei Monate zubrachte, und hielt daselbst einen 14tägigen Markt, zu dem sich maurische Völkerschaften von Norden und Mandingos von Süden und Osten einfanden. Der ungesunden Luft wegen wurde dieses Fort vor etwa 20 Jahren aufgegeben, und an seine Stelle trat, 12 Meilen unterhalb, das Fort Charles.

2) **Joseph** (St.), eine der größern unter den Amiranten- oder Admiranteninseln bei Afrika, ist reich an Schildkröten. (*A. Keber.*)

b) In Amerika.

Joseph (St.), 1) Bai im mexicanischen Meerbusen an der Küste der zu Westflorida gehörigen Grafschaft Washington, und zwar in der hervorspringenden Landstrecke, durch welche das westfloridanische Küstenmeer in zwei große Busen getheilt wird, deren einer sich von der Bai Espiritu-Santo mit einer Küstenlänge von 73 geographischen Meilen bis zum Cap St. Blas, der andere mit 66 geographischen Meilen Küstenentwicklung vom Cap St. Blas bis zum See Pont-Chartrain im Staate Louisiana erstreckt. Sie wird durch eine Landzunge (die Halbinsel St. Joseph) gebildet, welche sich vom Cap St. Blas nördlich erstreckt und ist vor allen Winden gesichert. Ihre Länge beträgt 3, die größte Breite im Innern 1,08, an der Mündung 0,6 geographische Meilen. In letzterer liegt eine sich nördlich bis zur Bai St. Andrew erstreckende Sandbank mit 4⅓ Fuß Wasserstand, durch welche sich der Einfahrtskanal in die Bai 164 Toisen lang und bei einer zur Zeit der Ebbe 16⅔ Fuß betragenden Tiefe erstreckt. Im Innern der Bai beträgt die Wassertiefe dagegen 23⅓ bis 31 Fuß und die Fluth-

höhe 0,86 Fuß. Diese Bai ist wegen ihrer centralen Lage an der westfloridanischen Küste und wegen ihrer großen Sicherheit, worin sie nur der Bai von Pensacola nachsteht, berufen, der Marine der vereinigten Staaten von Nordamerika die wichtigsten Dienste zu leisten. Vor der Bai Espiritu-Santo hat sie den Vorzug größerer Vertheidigungsfähigkeit und des größeren Vorgeschobenseins in das Meer.

2) Ein zum See Michigan mündender Fluß im nordamerikanischen Freistaate Michigan. Er wird gewöhnlich St. Joseph der Seen oder von Michigan genannt, um ihn von einem benachbarten und gleichnamigen Quellflusse des Maumee (zum Eriesee) zu unterscheiden, entspringt im östlichen Theile des Staates Michigan, hat eine westliche Normaldirection, eine Stromentwicklung von 40 geographischen Meilen und mündet in das Südostende des Michigansees. Er hat ein tiefes, im Mittel etwa 300 Fuß breites Bett, in seinem oberen Theile einen langsamen, dann aber einen raschen Lauf zwischen üppigen Wiesen, und ist fast von der Quelle an für große Boote schiffbar. Auf seinem linken Ufer nimmt er einige ansehnliche, größtentheils dem Staate Indiana angehörende Zuflüsse auf, worunter besonders der Elkheart, der Devil's river (Teufelsfluß) sich auszeichnen. Diese seine linken Zuströme entspringen ganz nahe den Quellen der rechten Zuflüsse des Wabash und der linken des Illinois (welche beide zum Stromsysteme des Missisippi gehören) in einer feuchten, mit üppigem Graswuchse prangenden Savane, die sich mit wenigen Unterbrechungen vom Fort Wayne am Maumee bis zu den Quellen des Illinois erstreckt; eine Gegend, wohin Buache den Hauptgebirgsknoten Nordamerika's versetzte, die aber größtentheils so ganz ohne relative Bodenerhebung ist, daß man zur Regenzeit auf Booten von 8 bis 10 Tonnen aus den Zuflüssen des Missisippisystems in die des St. Lorenz überschiffen kann, während man zur Trockenzeit leichte Fahrzeuge über die Tragplätze aus einem Stromsysteme in das andere hinüberträgt. Diese Tragplätze sind zur Anlegung von Kanälen vorgeschlagen worden, und namentlich kann die Verbindung des St. Joseph mit dem Illinois unter Anderem durch den Theakiki, einen secondairen Zufluß des letzteren, über den entsprechenden Trageplatz bewerkstelligt werden.

3) Heißt so der nördliche Quellarm des großen Maumeeflusses, eines der Hauptzuströme des Eriesees in Nordamerika. Er entspringt im Freistaate Michigan, in der Nähe der Quellen des St. Joseph der Seen, und fließt in südwestlicher Richtung durch die nordwestliche Ecke des Staates Ohio in die nordöstliche des Staates Indiana, wo er sich dem Fort Wayne gegenüber mit dem aus SO. kommenden St. Mary vereinigt, um den Maumee zu bilden. Der St. Joseph hat eine Entwicklung von etwa 25 geographischen Meilen, wovon 10 für große Boote schiffbar sind; der St. Mary ist dagegen einen Theil des Jahres 28 geographische Meilen weit für Schiffe von 100 bis 200 Lasten fahrbar, und der Maumee wird dies durch die Vereinigung seiner beiden Quellflüsse für Schiffe von 300 Lasten. Dieser Vereinigungspunkt des St. Joseph und St. Mary ist aber auch noch wichtig wegen seiner Lage am Eingange zu dem etwa 2 geographische Meilen langen Trageplatze zwischen dem Maumee und dem Wabash, auf der gewöhnlichen Verbindungsstraße zwischen dem Eriesee und den nördlichen Gegenden des Staates Indiana, auf welchem Wege ein beträchtlicher Handel stattfindet. Schon früh hatte dieser Punkt daher die Aufmerksamkeit der Regierung der Vereinstaaten auf sich gezogen, welche hier das Fort Wayne, einen der vordersten Posten des westlichen Grenzcordons des Staates Ohio, erbauten, um die Indianer dieser Gegenden zu zügeln und Handelsverbindungen zu begünstigen. Die Umgegend des Forts war von 1791 bis 1794 und von 1812 bis 1815 der Schauplatz blutiger Schlachten mit den Indianern, jetzt aber begünstigt dasselbe das Aufblühen einer Niederlassung (ebenfalls Fort Wayne genannt), welche hierdurch der Hauptort der im Gebiete der Pottowatomis isolirt liegenden, jedoch östlich vom Staate Ohio begrenzten, zum Staate Indiana gehörenden Grafschaft Allen werden konnte, während die Pottowatomis, die Miamis und andere Indianer jetzt nur wegen des Pelzhandels und zum Empfange des jährlichen Einkommens hierher kommen, welches ihnen die Regierung der vereinigten Staaten zahlt.

4) Grafschaft im nordamerikanischen Freistaate Indiana, im nördlichen Theile dieses Staates belegen, aber noch auf keiner Karte enthalten. Nach Hinton zählte sie im Jahre 1830 287 Einwohner. Ihr Hauptort heißt Tarecoopy.

5) Grafschaft im nordamerikanischen Freistaate Michigan, im südwestlichen Theile desselben belegen und von St. Joseph der Seen durchflossen (s. diesen Fluß). Sie gilt für den fruchtbarsten und schönsten Theil des so außerordentlich fruchtbaren Staates und schreitet jetzt schnell in der Cultur vor; 1830 zählte sie erst 1313, jetzt aber wahrscheinlich 5 bis 6000 Einwohner, da die Zahl der Ansiedler fast täglich zunimmt. Aber schon vor etwa 100 Jahren fand von Canada aus eine Colonisirung dieser Gegenden statt; die Überschiffbarkeit der Trageplätze zwischen dem St. Joseph der Seen einerseits und dem Wabash und Illinois andrerseits, zur Regenzeit, überhaupt die Leichtigkeit der Verbindungen zwischen den Stromsystemen des St. Lorenz und des Missisippi, hatte schon die Franzosen als Besitzer von Canada veranlaßt, hier Handelsniederlassungen zu gründen, deren Ruinen man noch heute längs des St. Joseph sieht. Der Hauptort der neuen Grafschaft St. Joseph heißt White Pigeon Prairie.

6) Heißt so eins der vielen Eilande in der langgestreckten Inselreihe, welche längs des Nordgestades des Huronensees in Nordamerika von Osten nach Westen zieht. Sie hat einen Umkreis von 14 geographischen Meilen und wird von Osten gegen Westen von einer Hügelreihe durchzogen, welche den Namen „Hochlande von St. Joseph" trägt und eine relative Höhe von 500 Fuß über dem Spiegel des Huronensees erreicht. Die Insel, deren nordwestliche Spitze unter 46° 18′ nördl. Br. und 84° westl. Länge von Greenwich liegt, gehört zu Obercanada und ist durch den Portlock Harbour, einen großen, mit felsigen Eilanden besetzten und mit waldigen Hügeln um-

fränzten Hafen ausgezeichnet, woselbst die Briten eine Militairstation haben, welche 233 geographische Meilen von Quebek entfernt ist. Die südliche Nachbarinsel von St. Joseph heißt Drummond; sie gehört den nordamerikanischen Freistaaten, welche hier ebenfalls eine Militairstation haben. Der Palletan'skanal, welcher St. Joseph von dem Festlande Obercanada's trennt, ist wegen seiner romantischen Scenerie merkwürdig. (*Klähn.*)

7) Fluß und Kirchspiel auf der westindischen Insel Barbadoes (s. d. Art.).

8) Ein Kirchspiel auf der westindischen Insel Dominica.

9) Joseph (St.) d'Oruna, Fluß und Stadt auf der westindischen Insel Trinidad (s. d. Art.). (*R.*)

c) In Australien.

Joseph (St.), s. Saypan.

d) In Europa.

Joseph (Sanct) in Lersach, ein auf einer kleinen Anhöhe unter Toblach gegen die Heerstraße nach Innichen zu gelegenes altes Kirchlein im Kreise im Pusterthale und an der Eisack der gefürsteten Grafschaft Tyrol, welches Kaiser Maximilian I. durch Christoph Herbst als Gelübde in seinem Kriege mit den Venetianern in Rundform zierlich erbauen ließ und der Kaiser Joseph II. außer Dienst setzte. (*G. F. Schreiner.*)

C. JOSEPH, technologische Bezeichnung, s. unt. Papier.

Joseph Adam, Fürst von Liechtenstein, s. unter Joseph S. 140.

Joseph Benedict, Fürstbischof von Chur, s. S. 149.

Joseph Bernhard, Prinz von Sachsen-Meiningen, s. unter Joseph S. 147.

Joseph Carl Emanuel August, Pfalzgraf, s. S. 143.

Joseph Clemens, Bischof von Freisingen und Regensburg, Kurfürst von Cöln., s. S. 149.

Joseph Conrad, Bischof von Freisingen und Regensburg, s. S. 151.

Joseph Dominicus, Bischof von Passau, s. S. 150.

Joseph Emanuel, König von Portugal, s. S. 118.

Joseph Friedrich, Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen, s. S. 140; Joseph Friedrich, Herzog zu Sachsen (-Hildburghausen), s. S. 144; Joseph Friedrich Ernst, Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen, s. S. 140.

Joseph Johann Adam, Fürst von Liechtenstein, s. S. 140; Joseph Johann Baptist Ferdinand, Großherz. von Florenz, s. Ferdinand III., Großherzog von Florenz.

Joseph Karl Emanuel August, Pfalzgraf, s. S. 143.

Joseph Konrad, Bischof von Freisingen und Regensburg, s. S. 151.

Joseph Maria, Bischof von Passau, s. S. 151; Joseph Maria Friedrich Wilhelm, Prinz von Sachsen-Hildburghausen, s. S. 144; Joseph Maria Johann Nepomuk, Bischof von Augsburg und Erzbischof von Bamberg, s. S. 148.

Joseph Mohr, Bischof zu Chur, s. S. 149.

Joseph Wenzel oder Joseph Wenzel Lorenz, Fürst von Liechtenstein, s. S. 141.

Joseph Wilhelm I. und II. oder Joseph Wilhelm Eugen Franz und Joseph Wilhelm Friedrich, Fürsten von Hohenzollern-Hechingen, s. S. 139.

JOSEPH-BONAPARTEN-BAI ist eine weite Bucht an der Nordwestküste Neuhollands, zum Theil Van Diemensland, zum Theil de Wittsland angehörig, welche sich zwischen Cap Van Diemen auf der Insel Melville (11° 18′ 15″ südl. Br. und 148° 0′ 6″ östl. L.) und Cap Londonderry (13° 44′ südl. Br. und 144° 33′ 26″ östl. L.), mit einer Öffnung gegen das Meer von 65 Meilen, 30 Meilen weit in das Land hinein erstreckt. Die Länge ihrer Küste beträgt 110 bis 120 Meilen. Dieselbe läuft zuerst 45 Meilen weit südsüdwestlich, bei der Clarencestraße vorbei, welche die Joseph-Bonapartenbai mit der Van Diemensbai verbindet, bildet zuerst eine südsüdöstlich ins Land tretende Bai, mit waldigen Ufern, welche bei den Geographen noch keinen Namen führt, dann, zwischen dem Westcap und dem Cap Grose die Bai Paterson, 10 Meilen weiter südlich die Ansonbai, einen guten Ankerplatz, vor welcher die Peroninseln liegen, darauf das Cap Dombey, in dessen Nähe die Barthelemyberge zu merken sind (welche Baudin für Inseln hielt), ferner zwischen Cap Treepoint und dem Cap Hay den sichern Hafen Keats, und endlich das Cap Pearce. Hierauf wendet sie sich südöstlich und bildet eine der Felsenriffe wegen noch gänzlich unerforschte Bucht mit einer etwa 8 Meilen weiten Öffnung. Dann geht sie bis Cap Domett grade westlich, und hat neben sich im Meere, in einer Entfernung von etwa 4 Meilen, eine Kette von Untiefen, Medusenbank genannt. Zwischen Cap Domett und Cap Dussejour biegt in südsüdwestlicher Richtung der schmale Cambridgegolf 16 Meilen weit in das Land, vor dessen Eingang die Insel Lacrosse liegt. Von Cap Dussejour, das noch 24 Meilen von Cap Londonderry entfernt ist, wird die Richtung der Küste wieder nordwestlich. Auf dieser Strecke befinden sich nur unbedeutende Baien und namentlich kein Hafen. Zu bemerkende Punkte sind Cap Lambert, Cap Rulhières und die Insel Lesueur, zwischen letzterem und dem Cap Londonderry. Die Joseph-Bonaparten-Bai ist für die Schiffahrt gefahrlos. Ihre Küste ist bis zum Pearcecap größtentheils bewaldet, von da aber öde und felsig. (Nach Meinicke.) (*A. Keber.*)

Josephia *Salisb.*, s. Dryandra.

JOSEPHINE (Marie Rose Tascher de la Pagerie), des Kaisers Napoleon erste Gemahlin und eine der ausgezeichnetsten Frauen in der Zeit der französischen Revolution und des Kaiserreichs. Ihr Geburtsort war die Stadt St. Pierre auf der Insel Martinique, wo sie als das Kind wohlhabender, altadeliger Ältern am 9. Juni (nach Anderen am 9. Mai) 1763 geboren war und ihre Jugend in den behaglichen Genüssen Westindiens verlebt hatte. Der Charakter der Creolinnen, namentlich ihre anmuthige Nachlässigkeit, sowie überhaupt die reizende Art, sich ihren Umgebungen darzustellen, ist auch während ihres ganzen Lebens und unter allen Wechselfällen desselben unverändert geblieben. Als sie mit ihren Ältern sich nach Frankreich übergesiedelt hatte, trat die junge Creolin, durch ihre Geburt begünstigt und durch ihre anziehende

Gestalt und freundliche Sitte ausgezeichnet, bald in die höchsten Kreise und erwarb sich auch die wohlwollende Berücksichtigung der Königin Maria Antoinette, ohne grade in den eigentlichen Gesellschaftscirkel derselben aufgenommen zu werden. In diesen angenehmen Verhältnissen blieb sie auch nach ihrer Verheirathung mit dem ebenfalls auf Martinique geborenen Vicomte Alexander von Beauharnais, die im Jahre 1780 zu Paris statthatte. Die Ehe war glücklich, denn der Vicomte war ein in jeder Hinsicht ausgezeichneter Mann, gebildet, edel und von wahrhafter Gesinnung für das Beste seines Vaterlandes, dessen Zukunft bereits damals immer drohender zu werden begann. Zwei Kinder waren die Frucht dieser Verbindung, Eugen, der nachmalige Vicekönig von Italien, und Hortensie Eugenie, die spätere Königin von Holland.

Bei dem Ausbruche der Revolution schloß sich Beauharnais der Zahl der gemäßigten Monarchisten an, die mit dem Namen der Constitutionellen bezeichnet wurden und unter denen sich mehre der begabtesten und angesehensten Mitglieder des Klerus und des hohen Adels befanden [1]). Er sprach in der Nationalversammlung stets verständig und freisinnig, in der berühmten Nacht des 4. August 1789 erklärte er sich für die Gleichheit vor Gericht und für die Zulassung aller Bürger zu den Staatsämtern [2]), als Mitglied des Militairausschusses redete er mit Eifer für die Aufrechthaltung der Disciplin und sorgte für die Bewahrung eines ehrenhaften Geistes im Heere. Die Volksgunst aber verscherzte er, als er nach dem blutig unterdrückten Aufstande der Garnison zu Nancy (im August 1790) das energische Verfahren des Generals Bouillé gelobt und vertheidigt hatte, wußte aber doch während seiner Präsidentschaft in der Nationalversammlung (vom 19. Juni bis 3. Juli und vom 31. Juli bis 14. August 1791) sich durch Ruhe und Besonnenheit die Achtung seiner Gegner zu erwerben; namentlich war es sein großes Verdienst am 21. Juni, als die Flucht des Königs Ludwig XVI. und seiner Familie bekannt wurde, eine würdige Mäßigung in der Versammlung zu erhalten. Ebenso benahm er sich auch im Felde, wo er unter Custine bei Soissons tapfer focht und nach dessen Abberufung verbunden mit Houchard rastlose Angriffe machte, um die verbündeten Österreicher und Preußen zur Aufhebung der Belagerung von Mainz zu nöthigen. Die Unternehmung aber mislang und ward ihm späterhin unter der Schreckensregierung, der er schon als ein Altadeliger verhaßt war, zum Vorwurf gemacht, da er überdies wegen seiner freien Äußerung, er wolle nicht mehr da General sein, wo man den Adel aus der Armee stieß, jenen Machthabern unerträglich erschien. Man schleppte ihn also von seinem Landgute zu Ferté-Imbault nach Paris und verurtheilte ihn hier ohne weiteres zum Tode, den er am 23. Juni 1794 mit großer Fassung auf dem Schaffot erlitt. Ein männlich geschriebener Brief empfahl seiner Gemahlin die Sorge für seine Kinder und die Herstellung seiner Ehre.

Diese unglückliche Frau erwartete damals in den Gefängnissen der Conciergerie ein ähnliches Schicksal, wo ihr die französische Sibylle, Demoiselle Le Normand, ihre Wiederverheirathung mit einem berühmten Krieger, der sich zu den höchsten Staatswürden emporschwingen würde, weissagte, aber auch die Möglichkeit einer Ehescheidung [3]). Wichtiger für sie war die Freundschaft, welche sie in diesen Kerkern mit der schönen Frau von Fontenay, der Geliebten Tallien's, schloß, durch den sie auch gleich nach dem neunten Thermidor, als Robespierre gestürzt war, ihre Freiheit erhielt. Aber sie war arm geworden, ihre Güter in fremden Händen, ihr Wohlstand zerrüttet. So folgte sie denn einem alten Freunde Chanvrier in sein Haus in dem Dorfe Croissy und lebte hier mit ihren Kindern von der Arbeit ihrer Hände; Eugen lernte das Tischlerhandwerk, Hortensia klöppelte Spitzen. Diese Einsamkeit dauerte jedoch nicht lange. Barras, einer der Mächtigen jener Zeit, verschaffte bald der Vicomtesse von Beauharnais einen Theil ihrer Güter wieder, und die innigste Dankbarkeit fesselte sie seit jener Zeit an ihn. Die allerdings leichte Moral im damaligen Paris und die große Freiheit in allen geschlechtlichen Dingen, nachdem die Schranken früherer Sitte und Decenz in den Stürmen der Anarchie fast überall eingesunken waren, konnten auch in dem Verhältnisse Barras' und Josephinen's leicht den Anschein einer traulichen Verbindung geben und die Stellung der letzteren zu ihm mit ehrenrührigen Namen brandmarken. Barras war ein Wüstling, dem die schöne Witwe in Trauer unstreitig sehr gefiel, aber daß ebendiese Witwe und Mutter so schnell hätte des ersten Gemahls vergessen können, um sich dem fremden Manne hinzugeben, dies ist mit Josephinen's zartem und gefühlvollem Charakter nicht gut zu vereinigen. Im Herzen ist sie gewiß rein und treu geblieben, wie auch der Schein in einzelnen Augenblicken gegen sie gewesen sein mag. Und allerdings war dies in den glänzenden und verführerischen Abendgesellschaften bei Barras im Schlosse Luxembourg und bei Madame Tallien in Chaillot wol öfters der Fall. Denn Josephine erschien auch hier, und die Huldigungen, welche ihr von so vielen Seiten dargebracht wurden, blieben nicht ohne Eindruck auf das Gemüth einer Frau, die Jahre lang Kummer und Sorge getragen hatte und in der das leichte Blut der Creolin den Lustbarkeiten, Vergnügungen und Zerstreuungen mit großer Heftigkeit entgegenwallte. Josephine war aber auch nach allen Berichten der Zeitgenossen eine reizende, bezaubernde Gestalt, voll Anmuth und Güte, ohne eigentlich eine regelmäßige Schönheit zu sein. Ungewöhnlich graziös in jeder ihrer Bewegungen und dem Auge gefällig durch das höchst anmuthige Sichgehenlassen ihrer Landsmänninnen, zeigte sie dabei in ihrer ganzen Haltung die vornehme

1) Unter den in Wachsmuth's französischer Geschichte I, 106, 155 Genannten steht auch sein Name. 2) *Droz*, Histoire de la révolut. franç. I. p. 409.

3) Historische und geheime Denkwürdigkeiten der Kaiserin Josephine von Demoiselle Le Normand. S. 59. Teutsche Übers. Es kann übrigens dies Buch nur selten und dann mit großer Vorsicht als Quelle gebraucht werden.

Dame aus altem Geschlechte. Ihre Stimme war so bezaubernd, daß der bloße Klang derselben schon entzückte, in ihren dunkelblauen Augen lag ihre ganze Seele, und die Freundlichkeit, mit welcher sie einen Jeden bewillkommnete, erwarb ihr überall Freunde und Verehrer [4]). Ihren Einfluß auf Gohier und Barras aber brauchte sie nur, um Wohlthaten auszuspenden, oder Unglückliche zu retten; man hat ihr nie eine eigennützige Absicht zur Last legen können. Dagegen herrschte sie mit Madame Tallien unumschränkt im Reiche der Mode und des neu auflebenden Luxus, Beide in der besten Eintracht; nur wenn die Letztere in einem Costüme erschien, das eigentlich Nichts verhüllte, so war Josephine bescheidener, jedoch stets neu und geschmackvoll gekleidet [5]). Ihr Vermögen (sie besaß 25,000 Fr. jährliches Einkommen) [6]) setzte sie in den Stand, solche Ausgaben zu bestreiten.

Unter diesen Freuden und Vergnügungen, durch welche man das elegantere Leben in Paris wieder herzustellen nicht ohne guten Erfolg versuchte, entschied sich Josephinen's Lebensschicksal. Der General Napoleon Bonaparte, dessen energischen Maßregeln Barras den Sieg des 13. Vendemiaire über die Sectionen von Paris verdankte, warb um die Witwe Beauharnais, deren zwölfjähriger Sohn Eugen durch seine Thränen und seine Begeisterung den General entzückte, als er ihn um den Degen seines hingerichteten Vaters gebeten hatte [7]). So war die erste Bekanntschaft vermittelt, und da sie Barras auf der einen, und die Frauen Tallien und Recamier auf der andern Seite begünstigten, so fand Bonaparte bald Erhörung, als er seine Hand der Witwe im Februar 1796 antrug. Ihren Kindern einen Vater, sich selbst eine bessere, festere Stellung zu geben, das waren wol Rücksichten, die nach einem, freilich nur zweijährigen, Witwenstande Josephinen bestimmen konnten, das neue Ehebündniß einzugehen. Dem Gemahl brachte sie ein schönes Vermögen zu und die Aussicht, durch sie manche neue Verbindungen knüpfen zu können, wie sie sich der Ehrgeiz nur immer wünschen konnte. Die Heirath geschah am 9. März 1796 vor der bürgerlichen Obrigkeit zu Paris und vor zwei Zeugen, Lemarrois, dem Adjutanten des Generals, und Calmelet, einem Freunde der Familie Bonaparte's; die kirchliche Einsegnung unterblieb als damals nicht nothwendig [8]).

Dies ist der einfache Hergang der Sache. Da aber in Schriften und Memoiren manche unziemliche Nachricht über dieses Ehebündniß verbreitet ist und Barras' Antheil dabei die Folge eines früheren Liebesverständnisses genannt wird, so ist es nicht überflüssig, die Worte eines der zuverlässigsten und am besten unterrichteten Schriftsteller aus der Napoleonischen Zeit, des Staatsraths Thibaudeau, darüber anzuführen. Er sagt: nous n'examinerons point ici si Bonaparte fut nommé général de l'armée d'Italie par l'influence du Barras ou par celle de Carnot; si son mariage fut la condition de sa nomination et pour ainsi dire la dot de Josephine; c'est une question odieuse et indifférente, à laquelle repond assez l'amour de Bonaparte pour sa femme et la réputation militaire qu'il s'était déjà faite. Il fut nommé parceque le Directoire le sentit le plus capable de tirer l'armée de la position ternie où on laissait croupir son courage invincible et son admirable constance [9]).

Wenige Tage nach der Hochzeit reiste Bonaparte von Paris ab, um den Oberbefehl der italienischen Armee zu übernehmen und Josephine blieb allein in Paris zurück. Wie hoch nun auch ihres Gemahls Glücksstern von dieser Zeit an stieg, so blieb Josephine doch ohne Hochmuth und Launen; sie lebte nur für Bonaparte's Glück, Ehre und Ruhm; ihr glühendster Eifer ging dahin, ihm zu dienen, ihm Freunde zu erwerben, Beleidigte zu versöhnen und für Verurtheilte zu bitten, wie denn glaubwürdig bezeugt wird, daß, wenn sie einmal zu bitten angefangen hatte, sie nicht früher aufzuhören pflegte, als bis ihre Bitte erfüllt war [10]). Napoleon aber hielt auch bald nach seiner Verheirathung (und vorzugsweise nach seiner Rückkehr aus Ägypten) Josephinen für den guten Genius seines Lebens, und man kann wol sagen, daß selbst rauschende Feste und glänzende Ehren ihn bis zur Kaiserkrönung nie gegen die sanfte Stimme seiner Gemahlin gleichgültig ließen. Daher läßt sich trotz einiger Mishelligkeiten ihre beiderseitige Ehe eine glückliche Ehe nennen [11]), deren Frieden am meisten die Familie Bonaparte's trübte. Denn trotz Josephinen's großer Herzensgüte sah sie sich von der Mutter ihres Gemahls von Anbeginn ihrer Ehe gehaßt, von den Schwestern angefeindet und mit unwürdigen Ränken umsponnen, um durch irgend eine Unvorsichtigkeit das Herz des Gemahls ihr zu entfremden, das alle der Schwägerin nicht gönnten. Von den Brüdern war nur Ludwig ihr treu und hold, Joseph nährte sogar bei Napoleon schon nach der Rückkehr aus Ägypten den Gedanken an eine Ehescheidung, Lucian

---

4) über ihr Äußeres s. Jacob, Erinnerungen aus dem Leben der Kaiserin Josephine, in der Minerva 1841. April S. 122, außerdem *Meneval*, Napoléon et Marie-Louise. T. I. p. 236. (cöln. Abdr.) In dem erstern Aufsatze hat man sorgfältige Quellensammlung, möglichstes Detail und Kritik zu vereinigen gesucht. 5) *Lairtullier*, Les femmes célèbres de 1789 à 1795 (unter denen aber Josephine keine Stelle gefunden hat). T. I. p. 291—297, und im Allgemeinen über diese Zustände *Thibaudeau*, Mémoires sur la convention et le directoire. T. I. p. 131—136, und Jacob, über die Frauen der französischen Revolution in Raumer's histor. Taschenb. (1840.) S. 258—267. 6) *Meneval*. T. I. p. 142. 7) *Thibaudeau*, Hist. génér. de Nap. Bonap. T. I. p. 130, *Las Cases*, Mémorial. V, 57. 8) Minerva 122 fg. Meneval I, 237 fg. Nach des Letztern Berichtigung (S. 142) ist das in vielen Memoiren bei dieser Gelegenheit erzählte Geschichtchen vom Notar Raguideau nur zur Hälfte wahr, und Bourienne (Mém. VI, 98 sq.) hat das zweite Stück hinzugesetzt. Auffallend genug, daß beide Geheimschreiber Napoleon's sich hier, wie sonst auch, widersprechen.

9) Thibaudeau a. a. O. 130. Mem. der Herzogin von Abrantes. II, 107. Bei der Le Normand (S. 78 fg.) ist nur Geschwätz zu finden. 10) Savary, über die Ermordung des H. von Enghien. S. 33. 11) *Thibaudeau*, Mém. sur le consulat p. 19: en tout c'était un très bon menage. Bonaparte était persuadé que sa femme lui portait bonheur; elle le croyait aussi. Für das Folgende Minerva. 156 fg.

haßte sie, weil sie die für ihres Gatten Feinde erklärte, die ihm die Ideen von Erblichkeit des Thrones und Gründung einer neuen Dynastie zu empfehlen suchten. Das wollten aber eben die Brüder haben, weil sie nur dann glaubten in Ruhe die Schätze genießen zu können, welche sie der Klugheit und Thätigkeit ihres Bruders Napoleon verdankten.

Das Leben Josephinen's ist bis zum Jahre 1809 nicht reich an solchen äußern Ereignissen, wo sie etwa selbst handelnd eingegriffen oder sonst einen großen Einfluß ausgeübt hätte. Die Schilderung muß sich also mehr auf häusliche und gesellige Verhältnisse einlassen, und würde hier etwa die Periode enger ehelicher Vertraulichkeit in den Jahren 1796 bis 1804 von der einer strengen Etikette, nachdem Napoleon Kaiser geworden war, bis zum Eintritt der Ehescheidung zu trennen haben. In der erstern Periode herrschte noch eine liebenswürdige Einfachheit, die sich aber mit der Anmuth, Höflichkeit und Eleganz des alten Frankreichs zu vermischen anfing, vor. Josephine sah in ihrer Stadtwohnung und auf ihrem Landsitze in Malmaison eine Gesellschaft ausgezeichneter Männer und Frauen, Künstler und Gelehrter aus allen Ständen und von allen Parteien um sich, ja selbst Männer und Frauen des alten Adels erschienen immer häufiger bei ihr, je mehr sich die Zustände des neuen Frankreichs befestigten. Sie wußte mit bezaubernder Anmuth und Zuvorkommenheit alle gleichmäßig zu fesseln, allen Reibungen, allen politischen Streitfragen vorzubeugen, und erwarb sich auf diese Weise ein nicht unbedeutendes Verdienst um die Einigung der Gemüther[12]). Verkannte dies auch Napoleon, durch die Einflüsterungen seiner Geschwister misleitet, bei seiner Rückkehr aus Ägypten, und konnte er nur durch die rührenden Bitten der beiden Kinder, Eugen und Hortensia, ausgesöhnt werden, so sah er doch bald seinen Irrthum ein[13]). Er wollte ja als erster Consul mehr Sittlichkeit und Anstand in die Gesellschaft eingeführt wissen, aber beides sollte mit Eleganz und Anmuth der Formen verschwistert sein. Hierbei traf es sich sehr glücklich, daß er seine eigne Gemahlin der Nation zum Muster aufstellen konnte, an der, wie er selbst gesagt hat[14]), man in keinem Augenblicke eine Lage oder Stellung sah, die nicht reizend oder verführerisch gewesen sei; es war ganz unmöglich, sie auf einer Unschicklichkeit zu überraschen oder davon berührt zu werden. Durch ihre Vermittlung wurde vielen Emigranten ihr Vaterland und ihr Vermögen wiedergegeben; ihr gelang es in Malmaison, die Familie Gohier mit Bonaparte zu versöhnen, zwischen ihm und Bernadotte ein besseres Verhältniß zu begründen und die von ihrem Gemahle mit nicht geringer Unhöflichkeit behandelte Schwiegermutter des General Moreau zu begütigen. Weniger erfolgreich aber war ihre Verwendung für den Herzog von Enghien; sie lag nach Bourienne's Bericht[15]) vor dem ersten Consul auf den Knien und bat und flehte, aber er stieß sie mit fast ungekannter Heftigkeit zurück und herrschte ihr zu, daß dies keine Weibersachen wären und daß sie ihn in Frieden lassen solle. Denn damals stiegen immer höher die ehrsüchtigen Plane des ersten Consuls, dessen Ernennung auf Lebenszeit der treuen Josephine bereits den bittersten Schmerz verursacht hatte. Sie allein nämlich war es nach ganz unverdächtigem Zeugnisse[16]) vom ganzen Hofe, die von dem Taumel des Enthusiasmus, der Verblendung und des Götzendienstes, den Lucian Bonaparte, Röderer, Regnault, Talleyrand und Andere damals mit Bonaparte trieben, nicht fortgerissen wurde, die bald mit Heiterkeit, bald mit Ernst die Absichten Bonaparte's zu erschüttern und über seinen wahren Nutzen, sowie über seine falschen Freunde ihn aufzuklären suchte. Selbst die nächtliche Ruhe raubten ihr diese Sorgen. Aber ehe sie es gedacht hatte, trat das gefürchtete Ereigniß ein, und damals äußerte sie sich gegen ihren vertrauten Freund, den Staatsrath Noel, daß sie es jetzt nicht bedauere, ihrem Gemahle keine Kinder gegeben zu haben, weil sie nur für deren Schicksal immerfort würde zittern müssen. „Ich selbst," setzte sie hinzu, „werde mein Schicksal nicht von dem Bonaparte's trennen, wie gefährlich es auch fallen möge, so lange er gegen mich die Rücksichten und die Freundschaft bewahrt, die er mir immer bewiesen hat. Sollte ich aber eine Änderung hierin erleben, dann verlasse ich auch die Tuilerien; ich weiß ja ohnehin, daß man mich gern forthaben möchte und daß Lucian seinem Bruder die übelsten Rathschläge gibt."

In der zweiten Periode (1804—1809) stand der Kaiser Napoleon bereits zu hoch, als daß er der freundlichen Vermittelung widerstreitender Parteien durch Josephine bedurft hätte. Jetzt fürchtete er sogar, daß sie ihren alten aristokratischen Verbindungen zu viel Macht über sich einräumen möchte, er tadelte ihre Hinneigung zu den Cirkeln der Vorstadt St. Germain, wo seine erbittertsten Feinde unter dem alten Adel wohnten, ja es blieb ihm nicht unbekannt, daß schon früher die vertriebenen Bourbons die ehemalige Vicomtesse Beauharnais hatten für ihre Sache günstig zu stimmen gesucht. Daher hielt er streng darauf, daß Josephine nicht mehr Leuten von allen politischen Farben den Zutritt in ihre Gesellschaft gestattete[17]). Vielmehr mußte sie jetzt ganz Kaiserin sein, selbst der trauliche Verkehr mit ihrem Gatten ward sehr beschränkt, denn ein glänzendes Gefolge umgab sie überall, wo sie sich bewegte, und der Kaiser prägte es ihr fortwährend ein, daß die Kaiserin nicht dahin gehen könne, wo sich die Gattin eines Privatmannes aufhält, und daß Josephine seines Beifalls um so sicherer sein würde, wenn sie jeder Vorschrift der Etikette nachkäme[18]). Josephine befolgte

12) *Bouilly*, Mes récapitulations. T. II. p. 108—116 und der Aufsatz: über die Frauen der franz. Revolut. S. 263 fg. 13) M. s. Minerva. 127. 128. 14) Las Cases II, 38 vgl. mit *Thibaudeau*, Mém. 19. 20. 15) Memoir. V, 212. Andere Beweisstellen stehen in der Minerva. 134. 135. Aber nach Meneval (T. II. p. 391) hat Josephine von der bevorstehenden Hinrichtung gar nichts gewußt und also auch nicht Fürbitte einlegen können.
16) *Thibaudeau*, Mém. 242 und für das Folgende vgl. Bourienne V, 69. 17) Abrantes II, 107. Bourienne V, 26. 83 fg. vgl. VI, 126 fg. 18) Briefe Napoleon's an Josephine. I, 125. Die Sammlung ist echt, worüber Buddeus (Blätt. für literar. Unterhaltung. 1833. Nr. 233) nachgesehen werden kann.

mit dem größten Gehorsam alle Befehle ihres Gatten, sie war schon glücklich, wenn sie sich nur in seiner Nähe wußte und zitterte für sein Leben, so oft ihn ein neuer Krieg von ihr entfernte. Denn sie durfte ihn nie auf seinen Zügen begleiten, und wie sehr sie auch in der verführerischsten Weise flehte, wie sie alles aufbot, um sich zu seiner Begleitung stark zu machen, so mußte sie doch zurückbleiben [19]) und blieb allein mit den Qualen einer nicht unbegründeten Eifersucht, die ihr Herz zerriß. In einer Reihe von Briefen und schriftlichen Mittheilungen aus den Jahren 1805, 1806 und 1807 besitzen wir ein innerliches Zeugniß des Verhältnisses des Kaisers zu Josephinen. Sie sind freundlich, vertraulich, fast herablassend geschrieben, und enthalten theils kurze Mittheilungen an die Gattin von seinen Siegen und Schlachten, theils beziehen sie sich auf Ereignisse am Hofe zu Paris, wo Josephine oft getadelt und ihr vorgeworfen wird, daß sie ihm unangenehme Leute in ihren Salons empfangen oder mit ihnen verkehrt habe. Sich so von der Polizei bewacht und umstellt zu sehen, war für Josephinen sehr betrübend, wogegen denn das Gerücht auch ihr Manches zutrug, was geeignet war, den ehelichen Frieden einer Gattin zu stören, die sich ohnehin von Jahr zu Jahr in ihrem Hause weniger fest fühlte.

Ehe wir zu diesem Ereignisse, mit welchem ihr öffentliches Leben beschlossen worden ist, übergehen, verweilen wir noch bei einer Seite in Josephinen's Charakter, die sie dem Tadel ihres Gemahls oft bloßgestellt hat. Das waren ihre übermäßigen Ausgaben und dadurch herbeigeführten Schulden. Kostbare Perlen oder Edelsteine, elegante Waaren, reiche Stoffe hatten für sie den größten Reiz, aber zugleich auch keinen Preis, sie kaufte Alles, jedoch zur Bezahlung fehlte nur zu oft das Geld. Die Toilette war nun einmal für sie eine solche Lebensangelegenheit, daß sie ohne dreimaliges Ankleiden an einem Morgen nicht hätte leben können [20]). Dabei war sie sehr wohlthätig, kein Armer ging ungetröstet von ihr; sie hat unzähligen Nothleidenden beigestanden, unbegüterte Mädchen ausgesteuert, an jedem Neujahrstage dürftige Kinder in großer Anzahl beschenkt und namentlich den Emigranten zu aller Zeit sehr viel Gutes erwiesen. Für solche Dinge reichten ihre Einnahmen nicht aus, zur Deckung der Ausgaben und Verschwendungen mußte also manches sonderbare Mittel ergriffen, manche kleine List ersonnen werden, und zwischen ihr und ihrem Gemahle gab es öfters heftige Auftritte, weil dieser sich zu bezahlen weigerte, bis ihn die Thränen seiner Frau wieder besänftigten.

Ist es nun selbst aus ähnlichen häuslichen Scenen, wie sie uns namentlich Bourienne, Josephinen's treuer Freund, geschildert hat [21]), hinlänglich zu ersehen, daß beide Gatten zusammen eine gute Ehe geführt haben, so war es doch bereits vor dem Jahre 1809 bei Napoleon fester Entschluß geworden, seine Ehe zu trennen, da ihm Josephine keine Kinder gegeben hatte und er eine neue Dynastie in Frankreich gründen wollte. Was er ihr an Liebe und Dankbarkeit schuldig war, hat er gewiß nicht vergessen [22]), aber die Herrschsucht überwog Alles.

Der Gedanke an die Scheidung des Kaisers von Josephinen war seiner Familie niemals fremd gewesen. Bei der ihr bekannten Erbitterung derselben hatte sie gestrebt, durch die Verheirathung ihrer Tochter Hortensia mit Napoleon's Bruder Ludwig (am 3. Januar 1802) sich eine Stütze in der Familie zu verschaffen, aber ohne Erfolg, obgleich Napoleon mit dieser Ehe sehr zufrieden gewesen war. Denn Hortensia liebte ihren Gatten nicht, das erstgeborne Kind dieser Ehe, Ludwig Napoleon, den der Kaiser wie seinen leiblichen Sohn betrachtete, starb plötzlich am 5. Mai 1807 und Josephine sah sich nun ganz verlassen und den bangsten Befürchtungen preisgegeben. Wie schamlos schon früher Lucian Bonaparte die Kinderlosigkeit der Ehe seines Bruders gegen Josephinen gerügt und sie aufgefodert hatte, dem Reiche auf irgend eine Weise einen Erben zu geben, erzählt Thibaudeau, und es ist nach solcher Behandlung wol glaublich, daß Josephine diesen Schwager heftig hassen mußte, sich selbst aber nie zur Unterschiebung eines Kindes hergegeben haben würde, ebenso wenig auch im Jahre 1806 mit Junot in Verbindung getreten sei, um bei Napoleon's etwanigem Ableben ihrem Sohne Eugen den Thron zu verschaffen [23]). Napoleon selbst aber scheute sich immer, den Gedanken der Ehescheidung auszusprechen, bis endlich Fouché wagte, diese zarte Seite zu berühren. Der Kaiser antwortete darauf zwar nur wenige Worte, aber Fouché's Scharfblick errieth sogleich die eigentliche Absicht seines Gebieters, nur hielt er den Zeitpunkt zu einer öffentlichen Erklärung noch nicht geeignet. Als aber Napoleon im Jahre 1809 in Österreich die glänzendsten Siege erfochten und auch die spanischen Angelegenheiten eine bessere Gestalt erhalten hatten, da stellte Fouché ohne amtlichen Auftrag der Kaiserin die Nothwendigkeit vor, in eine Auflösung ihrer Ehe mit Napoleon zu willigen und dadurch das Glück Frankreichs zu befördern. Durch die Frechheit überrascht, entließ Josephine den Minister ohne Antwort und hielt dafür mit ihrer Tochter Rath, worauf denn Beide be-

19) Eine solche Scene ist in der Minerva (147—150) beschrieben. Auch hier hat Thibaudeau wieder ein wahres Wort gesagt: Josephine répondait de tout son coeur à la tendresse de son époux, elle supportait patiemment son humeur, mais elle ne pouvait se resigner à ses infidelités. (Mém. p. 18.)

20) Mem. der Herz. von Abrantes. IV, 250.

21) Mem. III, 177—179. IV, 21—27. 80 fg. VI, 176—179.

22) Elle avait épousé autant sa gloire que sa personne, sagt Meneval, Napoleon's Lobredner, in einer guten Stelle (I, 236).

23) Man sehe hierüber Minerva 158. Anm. Aber Lucian's Worte sind zu charakteristisch, als daß sie hier nicht mitgetheilt werden sollten. En sortant de Bonaparte (Josephine erzählt selbst) Lucien me dit: vous allez aux eaux, et faut y faire un enfant. — Comment pouvez-vous donner un semblable conseil à la femme de votre frère? — Oui, il le faut, puisqu'il ne peut pas vous en faire. Si vous ne le pouvez pas, ou si vous ne le voulez pas, il faut que Bonaparte en fasse à une autre femme et que vous l'adoptiez. C'est dans son interêt, dans le notre et dans le votre. Il faut assurer l'hérédité. — J'aimerais mieux travailler pour gagner ma vie que de consentir à une action si infame. Croyez vous d'ailleurs que la nation consentît à tout cela et à se laisser gouverner par un bâtard? Il faut que vous n'ayez guère de respect pour elle. Vous perdez votre

schlossen, Napoleon's Rückkehr abzuwarten[24]). Sollte sie bei dieser oder bei einer ähnlichen Veranlassung die von ihr berichteten Worte[25]) gebraucht haben: nos destinées nous ont uni et si c'est la volonté de Napoléon de voir ce lien dissous, j'attends de lui même la proposition et ce n'est qu'à lui même que je repondrai, so waren sie wenigstens ihrer ganz würdig. Auch blieb diese Eröffnung nicht lange mehr aus, denn Napoleon kam unstreitig von Schönbrunn mit dem entschiedenen Vorsatze zurück, sich von Josephinen zu trennen.

Die Einleitung dazu ward schon am 26. October 1809 zu Fontainebleau, wo Napoleon seine Gattin sehr unfreundlich behandelte, getroffen. In Paris erklärte er am 30. November den beiden Kindern Josephinen's, daß er sich in die traurige Nothwendigkeit versetzt sähe, sich von ihrer Mutter zu scheiden und die theuersten Neigungen seines Herzens dem Glücke seines Volkes zum Opfer zu bringen. Die ehrfurchtsvollen Einwendungen Eugen's und Hortensia's wartete er nicht ab, sondern beauftragte die letztere, ihre Mutter auf ihr bevorstehendes Schicksal vorzubereiten. Aber Hortensia weigerte sich und so beschloß denn der Kaiser, die Sache auf sich zu nehmen; „es gibt Dinge," sagte er, „die man selbst zu machen verstehen muß." Dies geschah denn noch am Abende desselben 30. Novembers. Napoleon betrug sich dabei mit großer Zartheit, die Rührung und das Andenken der frühern Zeit hätten ihn fast überwältigt, Josephine erlag dem heftigen Schmerze, sie ward bewußtlos vom Kaiser selbst und dem Palastpräfecten Bausset über eine kleine Treppe in ihr Zimmer hinabgetragen. Hierauf wurde von Seiten der pariser Geistlichkeit die kaiserliche Ehe aufgelöst, und ein Senatusconsult erklärte die Ehescheidung des Monarchen. Die Urkunde wurde am 16. December 1809 in Gegenwart Napoleon's der kaiserlichen Familie und der Großwürdenträger des Reichs vorgelesen, Josephine bewährte hierbei große Fassung und Würde, sodaß Keiner der Anwesenden ohne Mitgefühl blieb. Am folgenden Tage reiste sie nach Malmaison ab, der Kaiser verließ gleich nach der Feierlichkeit Paris, nachdem er die Gemahlin noch ein Mal gesprochen hatte, und begab sich nach Trianon, wo er acht Tage in einer an ihm sonst ungewöhnlichen Unthätigkeit hinbrachte[26]). Der erste Schmerz war gewiß wahr und tief, aber bald wendeten sich seine Gedanken der österreichischen Kaisertochter Marie Luise zu, die er am 2. April 1810 in seine Hauptstadt einführte.

Josephinen's öffentliches Leben war jetzt beschlossen. Napoleon hatte sie mit kaiserlicher Freigebigkeit ausgestattet, zwei Schlösser, Malmaison und Navarre, waren ihr als Witthum angewiesen, sie behielt den Rang einer Kaiserin-Königin und bezog eine Einnahme von drei Millionen Franken[27]). Wer sich dem Kaiser gefällig zeigen wollte, mußte auch Malmaison aufsuchen und Josephine'n aufwarten. So lebte sie äußerlich glänzend und angesehen fort, aber im Innern war sie tief betrübt und ertrug ihr Schicksal nur in der festen Überzeugung an Napoleon's fortwährende Liebe. Diese bethätigte sich ihr auch durch öftere, wenn auch nur kurze, Briefe, durch freundlichen Rath und theilnehmende Vorwürfe, daß sie nicht sparsam genug sei, endlich auch durch die herzliche Anzeige von der Geburt des Königs von Rom, die Josephine'n durch einen besondern Courier überbracht wurde[28]). Ebenso erlaubte er auch, daß sie dieses Kind sehen durfte, was aber ohne Wissen der Kaiserin Marie Luise geschehen mußte, die noch immer den Einfluß der einst so geliebten Josephine auf Napoleon mit eifersüchtiger Ängstlichkeit betrachtete.

Josephine hatte in stiller und geachteter Zurückgezogenheit gelebt, als der Marsch der Verbündeten auf Paris (im März 1814) sie nöthigte, Malmaison zu verlassen und sich nach dem entfernten Navarre zu flüchten. Aber nach wenigen Tagen stellten sie der Kaiser von Rußland und der König von Preußen unter ihren besondern Schutz, namentlich zeigte sich ihr der Erstere sehr günstig, auch die Bourbons nahmen sich ihrer an und sie sollte in den nächsten Tagen am Hofe Ludwig's XVIII. erscheinen. Solche Aufmerksamkeiten schmeichelten die tief gekränkte Frau, und es war ihr nicht zu verdenken, wenn sie dieselbe mit Freundlichkeit erwiederte, denn bei der damaligen Entfesselung aller Leidenschaften in Frankreich war ja ihre Lage und ihr Besitzthum, als das einer so warmen Freundin des gestürzten Kaisers, von mehr als einer Seite gefährdet. Hat ihr Napoleon dies Benehmen später übel ausgelegt und hat er, wie erzählt wird[29]), der Königin Hortensia nach seiner Zurückkunft von Elba heftige Vorwürfe über das Betragen ihrer Mutter gemacht, so zeigt dies nur wieder, daß er in eigner Selbstsucht befangen, die Verhältnisse und Zustände Anderer niemals hat hinlänglich erwägen wollen.

Indessen dauerte dies Glück nur kurze Zeit. Ein katarrhalisches Übel, von dem damals in Paris Viele heimgesucht wurden, überfiel auch Josephine'n. Anfangs zwar nur gelind, aber bald ward es zur ausgebildeten Halsentzündung, gegen welche die ersten Ärzte von Paris ihre Kunst erschöpften. Sie starb am 29. Mai 1814 zu Malmaison in den Armen ihrer beiden Kinder und umgeben von einer treuen Dienerschaft. Ihre Leiche ward in dem benachbarten Dorfe Ruel beigesetzt, wo auch am 20. Oct. 1837 ihre Tochter Hortensia an ihrer Seite beerdigt worden ist.

---

frère. Lucien persista et se retira. (Mém. p. 271.) Ebenso bei Bourienne V, 12 fg.

24) Fouché's Mem. I, 332—338. Savary's Mem. III, 190—192. Lavalette's Mem. II, 38—40 und Meneval I, 222 fg. 25) In den Memoiren eines teutschen Staatsmannes (Grafen Schlitz) aus den Jahren 1788—1810. S. 236. Sonst enthält dies Buch auf S. 207 fg. und S. 234—237 fast nur Klatschgeschichten über Josephinen, deren Feind aber der Verfasser nicht ist. 26) Das ausführliche Detail über diese Vorgänge ist in der Minerva S. 162—170 aus den gedruckten Nachrichten zusammengestellt, wozu noch einzelne interessante Notizen bei Meneval I, 233—240 gegeben sind.

27) Meneval 281. 28) Ebendas. 307. 325. Minerva 172 und Fabre de l'Aude's mündliche Mittheilungen in Lewald's Europa. (1842.) 3. Bd. S. 497—509. 29) Mem. der Herz. von Abrantes (zweite Folge). II, 91.

„Dieser Tod," sagt ein damals in Paris anwesender Teutscher [30]), „wurde von vielen Franzosen aufrichtig bedauert. Man überdachte den Eindruck, den die Nachricht auf Napoleon machen mußte. Viele wollten die Nemesis erkennen, die ihm sage, es sei mit seinem Glücke vorbei und die ihn furchtbarer Reue überliefere, Andere wollten darin eine rächende Strafe für Josephinen sehen, weil diese den Feinden ihres Gemahls sich befreunden wollte." Das letzte Parteiurtheil hat längst die besonnenere Nachwelt unterdrückt und sich über Josephinen's Grabe zum Lobe dieser milden und liebenswürdigen Fürstin vereinigt.

Von ihren beiden Kindern starb Hortensia in der angegebenen Zeit, nach einem unruhigen Leben voll ehrgeiziger, hochfliegender Plane, durch welche sie die Napoleon'sche Größe und den Umsturz der damaligen Regierung in Frankreich herbeiführen zu können wähnte. Eugen, der Vicekönig von Italien, ertrug dagegen den Gedanken an eine thatenreiche Vergangenheit mit Fassung und Ergebenheit, endigte sein schönes Leben als Herzog von Leuchtenberg zu München am 21. Febr. 1824 und ist der Stammvater eines in frischer Kraft blühenden Fürstengeschlechtes geworden. *(K. G. Jacob.)*

Josephine (Inselgruppe), s. Flindersland.

Josephinengolf oder Golf de St. Vincent, s. Vincent (St.).

Josephinenstrasse, s. Josephinische Strasse.

JOSEPHINENTHAL, eine zur gräflich Clam-Gallas'schen Herrschaft Reichenberg gehörige Ortschaft im nördlichsten Theile des bunzlauer Kreises Böhmens, zur Gemeinde Christianstadt conscribirt, nächst dem gewerbreichen Städtchen Reichenberg gelegen, mit einer Branntweinbrennerei, einer Schönfärberei und einer englischen Mange. *(G. F. Schreiner.)*

Josephiner, Josephisten, s. Waldenser.

JOSEPHINIA. Diese Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der 14. Linné'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Pedalinen (Sesameen), hat Ventenat nach der ersten Gemahlin Napoleon's, der Kaiserin Josephine, so benannt. Char. Der Kelch fünftheilig; die Corolle mit kurzer Röhre, weitem Rachen und fünflappigem, offenstehendem, fast zweilippigem Saume: der mittlere Lappen der Unterlippe ist verlängert; vier Staubfäden und das Rudiment eines fünften stehen in der Corollenröhre; der Griffel ist einfach, mit vierspaltiger Narbe; die stachelige Steinfrucht vier- bis achtfächerig, mit einsamigen Fächern. Die beiden bekannten Arten sind neuholländische, schönblühende Kräuter. 1) J. Imperatricis *Vent.* (Jard. de la Malmais. p. et t. 103), mit ästigem, feinbehaartem, gegen drei Fuß hohem Stengel, großen, elliptisch-lanzettförmigen, zugespitzten, unten feinbehaarten Blättern, einzeln in den Blattachseln stehenden Blüthen und vier- oder fünffächerigen Steinfrüchten; die Kelche sind dunkelbraun, die Blumen gelb mit rothen Flecken. 2) J. grandiflora *R. Brown* (Prodrom. fl. Nov. Holl. p. 520) mit unbehaartem [Sten]gel, lanzettförmigen, langzugespitzten Blättern und [...] fächerigen Früchten. *(A. Spren[gel.])*

JOSEPHINISCHE STRASSE (die), ein [Stra]ßenzug, welcher Karlstadt mit Zengg verbindet un[d] an die sogenannte Karolina oder Karlsstraße, die Karlstadt nach Fiume führt und an die viel schöner[e] großartigere Maria-Luisenstraße anschließt, welche di[e] Verbindung, wie die Karolina, nur auf eine viel [bequ]mere Weise bewerkstelligt, ist nur 15⅞ Meilen [...] aber beiweitem besser als die karolinische Straße. [Sie] wurde von Kaiser Joseph II. in den siebenziger J[ahren] mit einem Aufwande von 388,000 Fl. erbauet. [Sie] zieht über Generalski-Stoll, Josephsthal, Jezeran[e], Xutaloqua durch das sluiner, oguliner und ottochaner [Re]giment, geht bei Modruß über die große Kapella, unweit Zengg über den Berg Vratnik. Sie ist [...] nicht minder beschwerlich, aber kürzer und weniger [...] als die Karolina und führt auch durch besser bebaut[e Ge]genden, welche nicht Mangel an Wasser leiden, hat [...] nur doppelte Wagenbreite. Sie hat 14 gem[auerte] Brücken, worunter sich die 24 Klafter lange, au[s ge]hauenen Quadersteinen erbaute und mit Bildsäule[n ge]zierte Brücke bei Thorun am meisten auszeichnet. [Ob]gleich diese Straße auch über bedeutende Berge füh[rt,] kommen doch Frachtwagen auf ihr sehr gut fort, [das] landesübliche Fuhrwerk ist aber die Taliga, ein [...] mit vier hohen Rädern ohne alles Eisen; sie werde[n mit] 3—4 Pferden in einer Reihe bespannt. So sehr [...] auch noch immer dafür sorgt, diese Straße in gute[m Zu]stande zu erhalten, so hat doch Erwerb, den die [...] beim Gütertransporte auf Saumpferden und Fracht[...] (Kyria) bezogen, seit Erbauung der prächtigen [...]straße bedeutend abgenommen. Bei Xutaloqua geh[t von] ihr die dalmatiner Poststraße ab, welche durch das [otto]chaner und lucaner Regimentsgebiet nach Dalmatien [...] *(G. F. Schre[iner.])*

JOSEPHO (A Sancto), bei einigen Mönchs[orden,] namentlich den Karmelitern und Piaristen, beliebter [...] von welchen bemerkenswerth sind:

1) Angelus [1]), geboren 1636 zu Toulouse in F[rank]reich, hieß vor seinem Eintritte in den Barfüße[r...] Joseph de la Brosse, kam zur Osterzeit des Jahres [...] aus seiner Heimath nach Rom, erlernte daselbst di[e ara]bische Sprache unter der Leitung des Niederländer[s Cö]lestin a Sancta Ludovina, eines leiblichen Bruder[s von] dem berühmten Orientalisten Jac. Golius, und [...] zum Missionar in den Orient bestimmt. Zu End[e des] Jahres 1663 begab er sich daher mit drei andern [...]nern gleichen Berufes nach Malta, gelangte im Mai [...] nach Smyrna, suchte sich bereits hier die dort ge[...] Sprachen (die griechische, türkische, persische und [...]nische) unmittelbar aus dem Leben anzueignen, legt[e ...]

---

30) Varnhagen von Ense in seinen Denkwürdigkeiten III, 225. Zweite Ausg.

1) Vgl. über ihn besonders das Vorwort zu seinem per[sischen] Wörterbuche; Jöcher's Gelehrtenlex. 1. Bd. Col. 1401 u. [...] Col. 1977 nach *Martial. a S. Joanne Baptista*, Bibl. scr[...] Carmelit.

chon dort eine Wörtersammlung an und benutzte
uf seiner Weiterreise beim Sprechen der orientalischen
ien. Im November 1664 traf er zu Ispahan ein
arf sich in dem dortigen katholischen Kloster unter
ortugiesischen Mönche Balthazar mit so großem
uf das Persische, daß er es schon nach wenigen
en wagen konnte, ohne einen Dolmetscher auszu-
mit den Eingeborenen zu verkehren und diejenigen
n Persien und Arabien zu besuchen, wo die katho-
Kirche Geistliche stationirt hatte. Auch persische
steller wurden, wie er wenigstens behauptet, von
el gelesen und der Beschluß gefaßt, zum Besten
Missionare ein italienisch-persisches Wörterbuch
nenzustellen. Auch in Bassora, wo er später, bis
1678, lebte, wurde dieser Plan festgehalten und
Verk fast ganz vollendet. Durch Mesopotamien und
reiste er 1678 nach Tripolis, besuchte dann Cy-
Rhodus und andere Inseln des Mittelmeeres, kam
Konstantinopel, schiffte sich im März 1679 nach
ein, gelangte aber erst im August nach Venedig
te dann nach Rom. Der Wunsch, sein Wörter-
rucken zu lassen, galt zunächst für unausführbar,
elt er ihn fest. Nach einem kurzen Besuche der
th wandte er sich im August 1680 nach Paris, wo
in Unternehmen sehr billigte, aber die damit ver-
en Schwierigkeiten zu groß fand. Inzwischen war
Prälector der orientalischen Sprachen zu Rom
nt, aber der Ordensvorstand übertrug ihm die Stelle
Generalvisitators der Missionen in Holland, zu wel-
Ende er nach Brüssel gehen mußte. Da seine
flichten ihm die Beaufsichtigung des Druckes seiner
nicht wohl gestatteten, so waren die Aussichten für
sehr trübe. Aber sein Eifer und Muth überwan-
e Schwierigkeiten. Als Missionar zu Amsterdam
er die arabischen Typen aus dem Elzevir'schen
sse um sehr billigen Preis, half beim Setzen und
e die Correctur, und selbst die Gefahr, seine Ge-
it gänzlich einzubüßen, oder doch das Gesicht zu
n, vermochte nicht, ihn abzuschrecken. Von seiner
n Wirksamkeit ist noch zu erwähnen, daß er auch
gland für Verbreitung des katholischen Glaubens
ten suchte. Er starb am 29. Dec. 1697 zu Per-
als Provincial seines Ordens. Sein Gazophy-
n linguae Persicae reseratum (Amstel. 1684.
dieses „sein Schmerzenskind," wie er es nennt, ist
r einfach angelegtes Lexikon des Persischen. Es ist
talienische zu Grunde gelegt; neben den alphabe-
eordneten Worten dieser Sprache steht die lateinische
anzösische Übersetzung und dann folgen die entspre-
n persischen Ausdrücke dafür. Deshalb zerfällt jede
in vier Spalten. Durch zwei Register, ein latei-
und ein französisches, wird es möglich, auch sogleich
des Wort in diesen beiden Sprachen die persische
hnung aufzufinden. Übrigens kommen auch viele
Sarten vor, besonders solche Gegenstände betreffend,
den Missionarien von Wichtigkeit oder besonderem
sse zu sein schienen. Der berühmte französische
be Chardin hatte den Verfasser im Orient kennen
gelernt und gibt ihm das Zeugniß (abgedruckt vor dem
Gazophylacium), daß er das Persische mit Eleganz ge-
sprochen, und wünschte, daß er auch ein Werk über die
Sitten, Industrie Persiens u. s. w. abfassen möchte, wo-
zu es indessen nicht kam. Ein sehr dürftiger Abriß einer
persischen Sprachlehre geht der lexikalischen Arbeit voraus.
In der Pronunciation findet sich manches Ungewöhnliche
und Ungenaue; auch ist die Orthographie des Persischen
im Wörterbuche oft fehlerhaft. Überhaupt war das von
Castellus in seinem Lexicon heptaglotton (Lond. 1669)
schon vor dem des Angelus a St. Josepho bekannt ge-
machte persische Wörterbuch in jedem Betracht viel bes-
ser [2]). Sehr hart erklärt sich Thom. Hyde in der Castigatio in Angelum a Sto. Joseph, alias dictum De
la Brosse, Carmelitam discalceatum [3]) über die Ar-
beit des Karmeliters. Freilich war dieser ausgezeichnete
Orientalist dadurch gereizt, daß sich Angelus in der 1681
zu Paris in kl. 8. erschienenen Pharmacopoea persica
ex idiomate Persico in latinum conversa über die
londoner Polyglottenbibel ein sehr strenges, noch dazu
nicht gehörig begründetes Urtheil erlaubt hatte, bei wel-
chem nationelle und confessionelle Antipathien nicht ohne
Einfluß gewesen war. Eine darauf bezügliche schriftliche
Mittheilung Hyde's hatte Angelus nicht beantwortet und
später, bei einer persönlichen Zusammenkunft Beider zu
Oxford, vermochte er nicht, seine Ausstellungen gegen die
Polyglotte zu rechtfertigen [4]). Hyde behauptet übrigens,
daß nicht Angelus die persische Pharmakopöe, wie er an-
gebe, ins Lateinische übersetzt habe, sondern der Mönch
Matthäus. (*A. G. Hoffmann.*)

2) Augustin Thomas, ein angesehener Mathema-
tiker und Maschinenbauer, war 1646 zu Auspitz in Mäh-
ren geboren, trat in den Mönchsorden der Piaristen und
lehrte in demselben, wie es scheint, besonders zu Wien
Mathematik. Sein Todesjahr ist nicht bekannt; Leibnitz,
mit dem er in Briefwechsel stand, sagt nur, daß er „am
Himmelfahrtstage zu Horn in Österreich" gestorben sei.
Gedruckt sind von ihm: Metamorphosis geometrica
proportionum vinculis expedita (Wildberg 1690. 4.)
und eine Anzahl lateinischer Briefe an den Grafen Ferd.
Ernst v. Herberstein (Prag 1713. 8.)*). (*R.*)

3) Cherubin, ein Karmeliter, hat sich durch die
Bibliotheca Criticae sacrae circa omnes fere sacrorum librorum difficultates berühmt gemacht. Die Ab-
fassung dieses Werkes war ihm vom Orden übertragen
worden, weil er für den dazu geschicktesten unter den
Karmelitern seiner Zeit gehalten wurde. Der Orden
wollte der Welt zeigen, daß er auch im Fache der Er-
klärung der heiligen Schrift etwas Tüchtiges zu leisten
im Stande sei. Cherubin übernahm die Arbeit sub poena

---

2) Vgl. auch *Jenisch*, De fatis lingg. oriental. p. CVII vor der 2. Ausgabe von *Mesg. Meninski*, Lexicon Arabico-Persico-Turcicum. 3) Im Syntagma dissertt., herausgeg. von G. Sharpe. Vol. I. p. 292 sq. 4) Vgl. auch Th. Hyde, Brief an Wetstein vom 26. Aug. 1688 im Syntagma dissertatt. Vol. II. p. 473.

*) Vgl. *Vogt*, Acta litter. Bohem. T. I. p. 444. Hirsching, Historisch-literarisches Handb. 3. Bd. 2. Abth. S. 130.

peccati und lieferte vier Foliobände von 18 Alphabeten und 19 Bogen. Der erste und zweite Theil wurde 1704 zu Löwen gedruckt; der dritte und vierte 1705 und 1706 zu Brüssel. Das Ganze war dem Papste dedicirt. Man findet darin 17 Dissertationen. In der ersten wird zum Studium der Bibel ermahnt, dabei ausdrücklich versichert, daß sie nicht zu dunkel sei, auch in der alten Kirche das Lesen derselben selbst den Katechumenen erlaubt gewesen sei. Darauf wird untersucht, was zur exegetischen Theologie gehört. Die folgenden Abhandlungen beziehen sich auf jüdische Alterthümer, als: von der Stiftshütte; von den Götzenhöhen; vom Tempel zu Jerusalem und dem Dienst; von den Opfern; von den Festen; von Urim und Thummim u. s. w.; von den Sekten, dem Talmud u. s. w.; von der jüdischen Exegese; von der Cabbala, den Synagogen, Synedrien und Rechtsangelegenheiten; von den Bibelübersetzungen, wo vorzüglich die französischen und italienischen berücksichtigt werden. Die Frage, ob die Bibel in die Muttersprache übersetzt werden solle, wird unbestimmt erörtert, dennoch ausdrücklich gesagt, im Widerspruche gegen die erste Dissertation, daß das Lesen der Bibel durchaus nicht Allen nachgelassen werden dürfe. Besonders ist der Abschnitt de Bibliis polyglottis zu beachten. Die letzte Abhandlung handelt de suppositis scriptis Patrum. Zu diesen vier Bänden wurden noch zwei andere, nicht minder große und noch wichtigere, versprochen, worin erst im Allgemeinen von den Schwierigkeiten der Erklärung der heiligen Schrift, dann im Einzelnen die Erklärung jedes einzelnen Buches verhandelt werden sollte. Sie sind aber nicht erschienen. Joh. Georg Walch (Bibliotheca theologica selecta. Vol. IV. p. 199) urtheilt ganz richtig: Exhibentur res variae, diligenter quidem, sed non tali, quale adhiberi debebat, judicio collectae; und die „Unschuldigen Nachrichten von alten und neuen theologischen Sachen" vom Jahre 1707 S. 631 weisen auf die ungünstige Behandlung protestantischer Theologen hin: „Gebhardus, Pfeifferus und andere unserer Theologen werden hier oft citirt, aber auch sehr hart tractirt." (*G. W. Fink.*)

4) Franciscus, aus Tarragona in Aragonien, geboren um das Jahr 1560, hieß vor seinem Eintritte in den Dominikanerorden Blancas; nachdem er zu Piedrochita die schönen Künste gelehrt und zu Yepes als Prediger gewirkt hatte, begab er sich als Missionair auf die Philippinischen Inseln und starb 1614 auf der Rückreise nach Spanien, von wo er sich Gehilfen holen wollte. Er hat mehre religiöse Schriftchen in tagalischer Sprache verfaßt, auch eine Grammatik dieser Sprache geschrieben unter dem Titel: Arte per aprender la lengua tagala und für die dortigen Eingeborenen eine Anweisung zur Erlernung des Spanischen: Arte para aprender los Indios tagalos la lengua Espannola*). (*R.*)

5) Paullinus, s. im Art. Piaristen.

6) Thomas Aquinas, ein französischer Karmelitermönch, lebte zu Paris in der Mitte des 17. Jahrhunderts, gab ein schon unter Karl dem Kahlen von einem unbekannten Verfasser geschriebenes Gedicht „De origine atque primordiis gentis Francorum" mit Anmerkungen heraus und schrieb selbst eine Dissertatio de nomine, situ etc. episcopatus Arisitensis; Dissert. de patriarchatu carmelitico Eliae prophetae. (*R.*)

*) Vgl. Jöcher's Gelehrtenlex. 1. Bd. Col. 1119. 1120 nach *Antonii* Biblioth. hispan. u. *Echard*, De scriptoribus ordin. dominicanorum.

JOSEPHOVA, auch JOSEPOVA, ein großes, von Raitzen und Walachen bewohntes Dorf im Banate, und zwar im kanisaer Gerichtsstuhle (Processus) der torontaler Gespanschaft, im Kreise jenseit der Theiß Niederungarns, am linken Theißufer in sumpfiger und fieberhafter Gegend gelegen, ¼ Stunde von Kanisa entfernt, mit 196 Häusern, 1423 Einwohnern, einer eigenen Pfarre und Kirche der nicht unirten Griechen, und einer Schule. (*G. F. Schreiner.*)

JOSEPHSBERG, 1) ein Bergsitz und ehemaliges Kloster Hieronymitanermönche im Landgerichte Meran, im Kreise an der Etsch der gefürsteten Grafschaft Tyrol, in dunkler, frischer Waldung auf dem Berge ob Forst gelegen, welches im Jahre 1695 aus frommen Beiträgen gegründet, vom Kaiser Joseph II. aber aufgehoben wurde, mit einer schönen Kirche, in der man mehre vorzügliche Gemälde, besonders zwei von Glantschnig, bewundert; einer Quelle, deren Wasser im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts auch als Bad gebraucht worden ist, hübschen Gartenanlagen und einem benachbarten Brunnen, der an Schwefel sehr reich sein soll. Auf der hochliegenden Waldflur, Quadrat genannt, bricht ein weißer Marmor, der jetzt schon sehr stark benutzt wird. Von hier führt ein Felsensteig über das Gebirge nach der Töll (Teloniana), wo eine Brücke, unter der die Etsch durch eine fürchterliche Felsenenge, die dem Auge viel Malerisches zeigt, hindurchbraust, einen sehr romantischen Punkt bildet. Unweit dieser Brücke hat man ein höchst merkwürdiges Denkmal eines römischen Straßenzuges aufgefunden.

2) Ein Berg, 504 wiener Klaftern über der Meeresfläche erhaben, ehemals Saurüssel genannt, allen Jenen, die von Osten her nach dem Gnadenorte Mariazell wallfahrten, wohl bekannt, auf der dahin von St. Pölten und Wien führenden Straße im V. O. W. W. des Erzherzogthums Österreich gelegen, mit einem Orte gleiches Namens, der aus einigen wenigen Häusern, 60 an der Zahl, besteht und 470 Seelen zählt, die meist arme Holzknechte sind und weit und breit herum in der schönen Gebirgslandschaft zerstreut wohnen. Eine zu dem Cistercienserstifte Lilienfeld gehörige katholische Localie, eine Kirche und Schule (Dekanat Wilhelmsburg, Bisth. St. Pölten), ein Wirthshaus und ein herrlicher Quell lebendigen Wassers, das den müden Pilgern zur stärkenden Labung dient, nehmen das engumschriebene Plateau des St. Josephsberges ein, dessen Name durch ganz Österreich bekannt und dem der Ötscher mit seinen Urwäldern und seiner herrlichen Gebirgsscenerie unmittelbar benachbart ist [1]). Im Jahre 1840 wurde eine sehr schöne Kunst-

1) Über die höchst interessanten Lebensverhältnisse der dortigen Gegend, besonders jener der Holzknechte, s. die historische und topographische Darstellung der Pfarren, Stifter, Klöster, milden Stif-

straße nach der steilen Höhe dieses Berges von dem Prälaten zu Lilienfeld angelegt [2]).

3) Ein teutsches, zur Herrschaft Medenice gehöriges, Coloniedorf im samborer Kreise Galiziens.
(*G. F. Schreiner.*)

Josephsblume, s. Tragopogon pratensis.

JOSEPHSBURG (die), eine Felsenfestung, welche sich über das Städtchen Kufstein (unterinn- und wippthaler Kreis der gefürsteten Grafschaft Tyrol) erhebt, aber von mehren nahen Höhen beherrscht wird und zu der aus dem Städtchen nur ein einziger, aus einer bedeckten Wendeltreppe bestehender, Zugang hinaufführt. Sie führte früher den Namen Geroldseck und erhielt von Kaiser Joseph II., vergrößert zum Theil, diese Benennung. Die meisten Werke derselben sind in Felsen gehauen, deren verschiedene Absätze die Batterien tragen. Das Schloß, welches durch zwei Aufzüge mit der nöthigen Munition u. s. w. versehen wird, zeigt fünf mit Casematten und Batterien versehene und unter einander verbundene Thürme, darunter hat der sogenannte Kaiserthurm 14′ dicke Mauern und bestreicht aus seiner oberen Batterie einen der jenseitigen dominirenden Hügel. Vom Schlosse ist die Stadt durch eine Mauer, von drei Thürmen flankirt, und einen Graben getrennt, welchen eine unterirdische Leitung aus dem mittendorfer Bache unter Wasser setzt. Die oberen Stockwerke des Hauptgebäudes werden von Staatsgefangenen, die übrigen Theile von gemeinen Verbrechern bewohnt. Unbeschreiblich reizend ist die Aussicht, welche man von Oben genießt. (*G. F. Schreiner.*)

JOSEPHSCHLAG, ein zur Herrschaft Gmünd gehöriges Dorf im V. O. M. B. Niederösterreichs, in waldiger Gegend, westlich von der Stadt Gmünd gelegen, mit 38 Häusern, 237 Einwohnern, starker Kattunweberei, einem herrschaftlichen Thiergarten, großen Waldungen und ausgedehnten Moosgründen, die sich von diesem Dorfe nordwestwärts bis gegen die böhmische Grenze hin erstrecken. (*G. F. Schreiner.*)

JOSEPHSDORF, 1) früher Schablia, Zsablja oder Xablya genannt, ein sehr großes Dorf im csaikisten Districte des peterwardeiner Generalats der slavonischen Militairgrenze, in der großen oder unteren ungarischen Ebene zwischen der Donau und Theiß, in der Nähe ausgedehnter Sümpfe gelegen, 2¼ Meilen von Peterwardein entfernt, von der aus dieser Festung nach Becskerek führenden Straße durchschnitten, mit 584 Häusern, 3042 ungarischen und raitzischen Einwohnern (2581 nicht unirten Griechen, 442 Katholiken, 19 Reformirten), einer eigenen katholischen und einer Pfarre der nicht unirten Griechen, einer katholischen und einer griechischen Kirche, einer Schule und stark besuchten Wochen- und Jahrmärkten.

tungen und Denkmäler im Erzherzogthume Österreich. I. Abth. 6. Bd. (Wien 1825.) S. 264 fg.

2) In der Nähe dieses Berges ist der Lassingfall, der schönste Fall des Landes unter der Ens, zu sehen.

2) Ein auf der Höhe des Josephsberges (ehemals Schweinsberg), der zweiten westlichen Spitze des Kohlenberges, gelegenes, nach 1782 aus dem aufgehobenen Kamaldulenserkloster entstandenes Dorf im V. U. W. W. Niederösterreichs, 2 Stunden von Wien entfernt, mit 27 Häusern, 57 Einwohnern, einer katholischen Filialkirche der Pfarre zu Heiligenstadt, einem herrschaftlichen (fürstlich Liechtenst.) Gebäude und einer Schäferei, einem Gasthofe, in dem man noch die Stube zeigt, in der Mozart seine Zauberflöte gesetzt hat, einer Försterei und der Grabstätte des berühmten geistreichen Fürsten und Feldmarschalls Karl Jos. de Ligne († 13. Dec. 1814). Man genießt hier eine der herrlichsten Fernsichten über Wien, das Marchfeld, bis nach Ungarn und in die steyrischen Gebirge. (*G. F. Schreiner.*)

Josephsehe, s. unt. Ehe (1. Sect. 31. Th. S. 341).

JOSEPHSHÖHE, eine schöne Anlage, welche im Jahre 1835 der 1839 gestorbene regierende Graf Joseph zu Stolberg auf dem in seiner Grafschaft Stolberg befindlichen Auerberge (s. 1. Sect. 6. Th. S. 285) erbauen ließ. Sie besteht in einem Thurme in der Form eines Kreuzes und einigen Gebäuden dabei, zum Aufenthalte von Reisenden. Sie ist von Stolberg 2 Stunden entfernt. Von dem Thurme genießt man eine überaus weite Aussicht auf den ganzen Unterharz, in die goldene Aue, nach dem thüringer Walde und nördlich nach Magdeburg und Wolfenbüttel, sowie westlich sich das ganze Brockengebirge zeigt. Der Reichthum der Aussicht führt jährlich eine große Menge von Fremden hierher, und Keiner, der den Harz bereist, versäumt es, diesen überaus schönen Punkt desselben zu besuchen. (*F. Gottschalck.*)

JOSEPHSKANAL heißt einer der zahlreichen Kanäle des Nils in Ägypten; er befindet sich auf der westlichen Seite des Stromes, wird genährt von dem westlichen Arme desselben und gehört den Provinzen Dschizeh und Bahireh an. Der See Möris (jetzt Birket Karun) empfing durch ihn sein Wasser [1]). Unter dem Namen Bahr Joseph (Josephsfluß) schildert ihn Pococke [2]) als etwa 100 englische Ruthen (an einer andern Stelle 50 Fuß) breit, fand an seinem westlich und östlich liegenden Ufer Klippen von 30—40 Fuß Höhe. Auf dem Wege zu den großen Pyramiden stößt man auf denselben. Neuere Bestimmungen geben ihm eine Länge von 36 Lieues und eine Breite von 100—140 Metres. (*A. G. Hoffmann.*)

JOSEPHSLUST, im Fürstenthume Hohenzollern-Sigmaringen, Jagdschloß mit einem Parke, 1 Stunde von Sigmaringen. (*Klemm.*)

JOSEPHSORDEN, Orden des heiligen Joseph. Es gibt zwei verschiedene Orden dieses Namens. Den ersten und ältern stiftete der teutsche Kaiser Joseph II. am 6. Nov. 1768 „zur Ehre und Zierde" der damaligen kaiserlichen und des heiligen römischen Reichs Burg,

1) Pococke, Beschreibung des Morgenlandes, übers. von Breyer. I. Th. S. 98. vgl. auch S. 92. 2) a. a. O. S. 92.

Friedberg bei Frankfurt am Main, wo er ihn durch seinen Commissarius, den Grafen Neipperg, am 20. Juli 1769 feierlich einsetzen ließ. Großmeister war der teutsche Kaiser; Großprior und steter Verweser des Großmeisterthums, welcher auch die Aufnahme der Ritter, nach Vorschrift der Statuten, besorgte, der Burggraf von Friedberg; zwölf Baumeister und Regimentsburgmänner waren Commandeurs und die Meister der gemeinen Burgmänner Ritter dieses Ordens. Das Ordenszeichen war ein goldenes, achtspitziges Kreuz mit weißem Rande, auf welchem der doppelte teutsche Reichsadler, das alte Burgwappen, ruhte. Auf des Adlers Brust stand auf goldenem Grunde: St. Joseph mit der Umschrift: Virtutis avitae aemuli (Nacheiferer altväterlicher Tugend). Die Kehrseite des Kreuzes ist blau, am Rande weiß. Im Mittelschilde standen die Worte mit goldenen Buchstaben: Imperatoris auspiciis lege imperii conservamur. (Unter des Kaisers Schutz erhalten uns die Reichsgesetze.) Der Großprior und die Commandeurs trugen dieses Ordenszeichen an einem hellblauen Bande mit schwarzer Einfassung, von der rechten Schulter nach der linken Hüfte und zugleich auf der linken Brust einen der Vorderseite des Ordens ähnlichen Stern. Die übrigen Glieder trugen dasselbe Kreuz, doch kleiner, an einem schmalen Bande um den Hals und ohne Bruststern. Mit der Auflösung der Verhältnisse des Stiftes endete die Dauer des Ordens; die Mitglieder trugen ihn bis an ihren Tod.

Ein zweiter Orden des heiligen Joseph (Ordine del merito sotto il titulo di S. Giuseppe) verdankt sein Dasein dem 1824 gestorbenen Großherzoge von Toscana, Ferdinand III., Sohn des teutschen Kaisers Franz I. Im lüneviller Frieden vom 9. Febr. 1801, wo er sein Großherzogthum Toscana verlor, erhielt er zwar dafür das zu einem Kurfürstenthume erhobene Erzbisthum Salzburg, das Bisthum Eichstädt, Propstei Berchtolsgaden nebst Theilen des Bisthums Passau, mußte aber auch alles dieses, in Folge des presburger Friedens vom 26. Dec. 1805, wieder, und gegen das Fürstenthum, bisheriges Stift, Würzburg, abtreten. Als Großherzog von Würzburg stiftete er am 19. März 1807 in Würzburg den Orden des heiligen Joseph. Als er im Jahre 1814 wieder zum Besitze von Toscana gelangte und Würzburg zurückgab, nahm er diesen Orden mit dahin, erneuerte ihn drei Jahre später förmlich, erklärte ihn für einen großherzoglich toscanischen Orden, den Regenten des Hauses für den jedesmaligen Großmeister desselben, und wies ihm den Platz nach dem ältern toscanischen Orden des heiligen Stephan an. Als ein Verdienstorden im weitesten Umfange des Wortes wird er Civil- und Militairdienern, Geistlichen, wie auch Auswärtigen verliehen; hierbei jedoch in der Regel darauf Rücksicht genommen, daß der Empfänger der katholischen Kirche angehöre. Ohne die Auswärtigen ist die Zahl der ersten Classe — der Großkreuze — auf 20 bestimmt, welche aber Alle aus angesehenen Familien sein müssen. Von der zweiten Classe — den Commandeurs — sollen 30 sein, welche, sind sie bürgerlich, durch die Verleihung des Ordens den erblichen Adel erhalten, wogegen die dritte Classe — die Ritter —, deren Zahl nicht über 60 steigen darf, den Adel für ihre Person erhalten. Das Ordenszeichen*) ist ein Oval, aus welchem sechs weiß emaillirte Doppelstrahlen, mit Knöpfchen auf den Spitzen, ausgehen. In der Mitte steht der heilige Joseph, von den Worten Ubique similis, auf rothem Grunde, umgeben. Eine Krone deckt das Kreuz. In der Mitte der Kehrseite stehen die Buchstaben: S. J. F. 1807. (Sancto Josepho Ferdinandus.) An einem rothen Bande mit weißer Einfassung wird es von der ersten Classe von der rechten Schulter zur linken Hüfte getragen und dabei auf der linken Brust ein silberner Stern, welcher wie die Vorderseite des Ordenszeichens gestaltet ist. Bei Geistlichen dieser Classe hängt es an einem schmalern Bande um den Hals. So trägt es auch die zweite Classe, aber ohne Stern; die dritte links im Knopfloche. Bei festlichen Veranlassungen hängt das Ordenszeichen an einer goldenen Kette, die aus verschiedenen Gliedern von Rosen und aus Kugeln hervorstrahlenden Flammen besteht.

(*F. Gottschalck.*)

Josephspriester oder Gesellschaft der Mission des heiligen Joseph, s. unt. Cretenet (Jac.).

JOSEPHS RIVER (St.), kleiner Fluß auf Barbadoes im gleichnamigen Kirchspiele. (*R.*)

Josephsschwestern, s. unt. Hospitaliter (2. Sect. 11. Th. S. 180.).

Josephsstab, s. Narcisse.

Josephsstift, s. Narcisse.

JOSEPHSTADT, 1) eine kaiserl. königl. Festung und königl. Freistadt im westlichen Theile des königgrätzer Kreises des Königreichs Böhmen, auf einer mäßigen Anhöhe, am linken Ufer der Elbe, in die sich innerhalb der Festungswerke die Mettau ergießt, gelegen, 15 Postmeilen ostnordostwärts von Prag entfernt, sehr schön gebaut, von geraden Straßen durchschnitten, trefflich gepflastert, mit 68 Häusern, worunter 15 ärarische Militairgebäude, 1704 Civileinwohnern, welche meist teutsch sprechen, drei mit Zugbrücken versehenen Thoren und einigen Nebenpforten (Ausfällen), einer katholischen Stadtpfarre, welcher der militairische Garnisonskaplan vorsteht, einer im Jahre 1805 neuerbauten, schönen katholischen Kirche, einer Spitalskapelle, die einen eigenen Spitalskaplan hat, einer Schule, einem geräumigen Gottesacker, drei entfernter gelegenen Pulvermagazinen, einer mit einer Wasserleitung verbundenen Ärarialmühle, einem eigenen regulirten Magistrat vierter Classe, einem Krankenhause, einer Reiterkaserne, einem Zeug- und einem Erziehungshause, Militairmagazinen, einem Schlachthause, einem von Linden umgebenen großen Marktplatze, auf dem das Commandantenhaus steht, den sogenannten Mayer'schen Anlagen (einem sehr angenehmen, nach Art eines englischen Gartens mit exotischen Gesträuchen und Bäumen bepflanzten

*) In Gottschalck's Almanach der Ritterorden auf 1818 befindet sich eine illuminirte Abbildung des Ordenszeichens.

weiten Raume), die den Bewohnern zum Belustigungsorte dienen. Josephstadt ist der Sitz eines kaiserl. königl. Festungs- und eines Garnisons-Artillerie-Districtscommando's, einer kaiserl. königl. Fortifications-Localdirection, eines Fortificationsbauamtes und einer kaiserl. königl. Garnisonsspitals-Apotheke. Die Festung und die Stadt wurden von Kaiser Joseph II. vom Jahre 1781 bis 1787 auf der Stätte des Dorfes Pleß erbaut, dessen Namen sie Anfangs behielt, bis ihr Kaiser Franz I., dem Erbauer zu Ehren, ihren gegenwärtigen Namen gab. Es werden hier vier Jahr- und Viehmärkte, und regelmäßig auch stark besuchte Wochenmärkte gehalten.
(*G. F. Schreiner.*)

2) s. Jöhstadt.

JOSEPHSTHAL, 1) eine freiherrlich von Malowtzische Glashütte, auf der Herrschaft Waldheim im pilsener Kreise Böhmens, im Böhmerwaldgebirge, mit einer Glasschleiferei, welche, sowie die benachbarte Neufürstenhütte, Fenster- und Spiegelglas, auch Spiegel erzeugt.

2) Ein zur gräflich Desfours-Waldirode'schen Herrschaft Morchenstern gehöriges Dorf im bunzlauer Kreise Böhmens am Kamenitzbache gelegen, mit 71 Häusern, 483 teutschen Einwohnern, einer Schule, einer Compositions-, Glasperlen- und Lustersteinfabrik, 10 Glasschleifmühlen, mehren Glas- und Perlenarbeitern, einer Mühle und vier Wirthshäusern.

3) Ein zur gräflich von Mirbach'schen Allodialherrschaft Kosmanos gehöriges Dorf im bunzlauer Kreise Böhmens am linken Ufer der Iser gelegen, nach Kosmanos (Dekanat Jungbunzlau, Bisthum Leitmeritz) eingepfarrt, mit 14 Häusern, 124 czechischen Einwohnern und einer zur kosmanoser Kattunfabrik gehörigen Bleiche, Färberei und Walke.

4) Ein zur gräflich Stadion-Thannhausen'schen Herrschaft Chlumetz gehöriges Colonialdorf im budweiser Kreise des Königreichs Böhmen, mit einem obrigkeitlichen Eisen-Schmelz- und Hammerwerke, welches Guß- und Schmiedeeisen hervorbringt.

5) Ein zur Herrschaft Litschau gehöriges, neu angelegtes Dorf im V. O. M. B. des Erzherzogthums Österreich unter der Ens, in waldreicher Gegend, nahe an der böhmischen Grenze gelegen, mit einer neu errichteten Glashütte, welche im Jahre 1834 mit 12 Arbeitern einen Schmelzofen betrieb und sowol Tafel-, als auch Schleif- und Kreideglas verfertigte.

6) Eine zur Herrschaft, zum Districtscommissariate und zur Pfarre Schwertberg (Bisthum Linz) gehörige Ortschaft im Mühlkreise, und zwar ganz im Nordwesten desselben, im Böhmerwalde, gelegen, merkwürdig, weil daselbst seit einigen Jahren eine Draht- und Nadelfabrik im Betriebe steht.

7) Ein Dorf im Cantone Nr. III. des oguliner Grenzregimentsgebietes im karlstädter Generalate der kroatischen Militairgrenze, an der sogenannten Josephinischen Straße gelegen, sechs Meilen von Karlstadt entfernt, mit 200 Häusern, 1146 katholischen Einwohnern, einer eigenen katholischen Pfarre, einer Kirche, Schule und einem kaiserlichen Magazine.
(*G. F. Schreiner.*)

Josephsweizen, s. Triticum compositum.

JOSEPHUS. I. Biblische Personen, s. Joseph.

II. Kaiser, Könige, Großherzoge, Herzoge, Fürsten, Pfalzgrafen, Landgrafen und Prinzen, s. Joseph.

III. Patriarchen, (geistliche) Kurfürsten, Erzbischöfe, Bischöfe und andere Geistliche, Gelehrte, Mönche.

A. Patriarchen.

a) Patriarch von Alexandrien.

Josephus (Jusaf), Jacobitischer Patriarch in Alexandrien zur Zeit des rechtgläubigen Patriarchen Christophorus, welcher 805—836 nach Chr. Geb. diese Stelle bekleidete, und Nachfolger von Simon (Simeon), welcher nur kurze Zeit der Jacobitischen Kirche vorgestanden hatte. Wie gewöhnlich war die Wahl nach Simon's Tode zwiespältig, bis man sich darüber vereinigte, Joseph, damals Vorsteher des Klosters des heil. Makarius im Thale Habib, auf den Patriarchenstuhl zu erheben. Der moslimische Befehlshaber zu Alexandrien wollte aber die Ordination nur zulassen, wenn er die Summe empfinge, welche ein gewisser Isaak, früherer Bewerber um diese Würde, ihm versprochen gehabt. Joseph war geboren im obern Menuf, unter dem Syncellus des Patriarchen Marcus gebildet und hatte das Griechische erlernt, ehe er sich dem Mönchsleben widmete. Als Patriarch suchte er ausgebrochene Widersetzlichkeiten gegen die Muhammedanische Herrschaft unter seinen Glaubensgenossen zu dämpfen, nahm sich der kirchlichen Angelegenheiten thätig an, so auch in Nubien und Äthiopien und dem nördlichen Afrika. Von den moslimischen Machthabern hatte er viel Ungemach zu ertragen. Die Verbindung mit dem Jacobitischen Patriarchat in Antiochien hielt er aufrecht und starb am 20. Oct. 859, nachdem er fast 19 Jahre lang Patriarch gewesen war *).
(*A. G. Hoffmann.*)

b) Katholicus und Patriarchen der Chaldäer oder Nestorianer.

1) Katholicus der Chaldäer.

Josephus, ein geschickter Arzt, gebildet im griechischen Reiche, lebte längere Zeit zu Nisibis in einem Kloster, heilte den persischen König Chosru Anuschirwan von einer Krankheit und wurde, da man ihn für einen frommen Mann hielt, auf die Empfehlung des genannten

*) Vgl. *Le Quien*, Oriens Christianus. T. II. col. 466. 467. *Takieddini Makrizii* Hist. Coptor. christian. ed. ab *H. J. Wetzer*. p. 105. *Assemani* Biblioth. orient. Vat. T. II. p. 347.

Königs, nach dem Tode des Patriarchen Mar Aba im Jahre 863 der Griechen oder 552 nach Chr. Geb., zum Oberhaupte der Nestorianer erwählt. Veranlaßt durch Ansuchen der ihm untergebenen Geistlichkeit stellte er im zweiten Jahre seiner Verwaltung die Kanones der Nestorianischen Kirche, 23 [nicht 22, wie Amru in seiner kurzen Geschichte der Nestorianischen Patriarchen angibt [1])] an der Zahl, in einem Werke zusammen, damit sich Jeder desto leichter darnach richten könnte; sie sind wiederholt in dem Nomocanon des Metropoliten Elias von Damaskus [2]). Seit dem dritten Jahre seines Patriarchats bewies sich Josephus äußerst hart und gewaltthätig gegen seine Untergebenen, vertrieb Bischöfe von ihren Sitzen und mishandelte die Priester. Einige der erstern wußten sich indessen gegen seinen Willen durch die Gunst des Hofes in ihrer Stellung zu erhalten. Eine vom versammelten Klerus ihm zugefertigte Beschwerde über sein Verfahren bewirkte keine Änderung, auch nach Aufhebung der Kirchengemeinschaft mit ihm unterstand er sich, zu ordiniren und andere Functionen vorzunehmen. Endlich sah man sich genöthigt, dem Könige die Angelegenheit vorzulegen und erhielt von diesem die Erlaubniß, den Lästigen abzusetzen. Man wagte aber doch nicht, aus Rücksicht auf den König, vor Josephus' Tode eine neue Wahl vorzunehmen, sodaß nach der im dritten Jahre seines Patriarchats verhängten Absetzung noch 12 Jahre vergingen, bis ihm in Ezechiel (878 der Griechen) ein Nachfolger gegeben wurde. Sonach gilt er auch für diese Zeit noch als Patriarch der Nestorianer. Es werden ihm auch einige Briefe und ein Verzeichniß der Bischöfe zu Seleucia zugeschrieben [3]).

2) (Unirte) Patriarchen der Chaldäer.

Josephus I., Bischof von Amida (Karamit, Diarbekr), wurde von Papst Innocenz XI. im Jahre 1681 zum Patriarchen der Chaldäer geweiht, legte aber 1695 freiwillig seine Stelle nieder und begab sich nach Rom, wo er im Jahre 1706 starb [4]). Sein Nachfolger

Josephus II., geboren 1667 im Gebiete von Mosul, war von ihm im Jahre 1691 als Bischof von Amida, 1695 zum Patriarchen ordinirt, wurde vom Papste Innocenz XII. im Jahre 1696 als Patriarch bestätigt und mit dem Pallium beschenkt und starb 1713 nach langjähriger Verwaltung. Er zeigte viel Eifer für Literatur und Gelehrsamkeit, besuchte daher selbst nach seiner Erhebung zum Patriarchen die Muhammedanische Schule, um das Arabische zu erlernen, und legte sich auf die darin vorgetragenen Lehrgegenstände, namentlich auf Philosophie und Physik. Auch verfaßte er mehre Schriften, besonders übersetzte er aus dem Arabischen ins Syrische [5]).

Josephus III., früher Bischof von Marda unter dem Namen Timotheus, wurde von Papst Clemens XI. im Jahre 1714 bestätigt und verwaltete seine Diöcese noch im Jahre 1725 [6]). (*A. G. Hoffmann.*)

c) Patriarchen von Constantinopel.

Josephus I., Patriarch von Constantinopel, wurde nach der Entfernung des Germanos zu Ende des Jahres 1267 gewählt und zu Anfange des folgenden Jahres ordinirt. Er war Abt des Klosters Galesium und früher unter der Hofgeistlichkeit, welchem Umstande man seine Leutseligkeit und seine mit großer Frömmigkeit verbundene Lebenslust zuschrieb. Milde scheint ein Hauptvorzug seines Charakters gewesen zu sein, denn er benützte das Wohlwollen des Kaisers fast nur zu edlen Zwecken, befreite viele Gefangene und half den Unglücklichen, wo er nur immer konnte. Den Kaiser Michael Paläologus sprach er im Jahre 1268 von dem Banne, den er durch die Blendung des rechtmäßigen Thronerben auf sich geladen hatte, los, suchte ihn aber auf alle Weise von dem Gedanken, die Vereinigung der griechischen und römischen Kirche herzustellen, abzubringen. Er erklärte sogar, daß er lieber seiner Würde entsagen, als in eine Vereinigung willigen werde. Als der Kaiser aber dennoch zu diesem Zwecke eine Gesandtschaft auf das Concilium zu Lyon (1274) schickte, ging der Patriarch bis zur Entscheidung der Angelegenheit in das Kloster Peribleptes, nachdem er vorher mit dem Kaiser die Übereinkunft getroffen hatte, daß er bei einem günstigen Erfolge der Sendung abdanken wolle, bei einer ungünstigen Wendung aber seine Würde behalten solle. Während seines Aufenthaltes in dem Kloster führte er fortwährend den Titel Patriarch und bezog ohne alle Schmälerung seine Einkünfte; als aber die Vereinigung zu Stande kam, mußte er seiner Würde entsagen und Johannes XI., Beccus, der im Ernste für die Einigkeit beider Kirchen gestimmt war, trat an seine Stelle. Nach der Abdankung desselben (1282) wurde Josephus, bereits ein hinfälliger Greis, zum zweiten Mal auf den patriarchalischen Stuhl gesetzt. Er versammelte sogleich die Geistlichkeit und ließ alle Beschlüsse, die in Bezug auf die Vereinigung der beiden Kirchen gefaßt worden waren, für nichtig erklären. Die Gegenpartei fing aber bereits an, sich wieder kräftig zu regen und Einfluß zu gewinnen, als Josephus zu Anfange des März im folgenden Jahre (1283) starb [*]).

Josephus II., vorher Metropolitan von Ephesus, wurde im Jahre 1416 erwählt und zeigte sich als einen ruhigen, friedliebenden Mann. Er bemühte sich ernstlich für die Vereinigung der griechischen und römischen Kirche und kam zu diesem Zwecke mit dem Kaiser Johannes Paläologus auf die Kirchenversammlung zu Florenz, wo er am 9. Juni 1439 starb. (*Ph. H. Külb.*)

---

1) Bei J. S. Assemani in der Biblioth. orient. Vat. T. III. P. I. p. 432. Nach dem Synodikon waren ihrer 23; vgl. *Assemani* l. c. p. 435. 2) l. c. p. 514. 3) Vgl. überhaupt *Assemani* l. c. T. II. p. 413. T. III. P. I. p. 432—435. 514. 615. *Le Quien*, Oriens christianus. T. II. col. 1118. 4) *Assemani* l. c. T. II. p. 457. T. III. P. I. p. 623 und *Le Quien* l. c. col. 1162. 5) *Assemani* l. c. T. II. p. 457. 458. T. III. P. I. p. 603—608. 623. *Le Quien* l. c.

6) *Assemani* l. c. T. II. p. 458. T. III. P. I. p. 623 und *Le Quien* l. c.

*) Vgl. *Georg. Pachymer.* De Michaele Palaeologo. l. IV. c. 24. 25. l. V. c. 15—17. 22—29. de Andron. Pal. l. I. c. 5—7. 12. 13.

Josephus III., oder **Joasaph I.** (*Ἰωάσαφ*), mit dem Beinamen Kokas oder Kokkas (*Κόκας*, *Κόκκας*), nach des Malarus Angabe aber Kusas (*Κούσας*), bekleidete die Würde eines Patriarchen von Constantinopel um das Jahr 1460, nachdem die Türken diese Stadt schon zur Haupt- und Residenzstadt ihres Reichs gemacht hatten und die Christen unter dem harten Drucke derselben lebten. Er war der Nachfolger des Patriarchen Isidorus, welcher nach Gennadius' Abdankung gewählt worden war [1]). Er bewies sich in seinem Amte als einen friedliebenden, zugleich aber furchtlosen und strengen Mann, welcher selbst Beschimpfung und den Verlust seiner hohen Stelle mit Gleichmuth ertrug. Sein Klerus machte ihm durch unaufhörliche Zänkerei soviel zu schaffen, daß er sich unmuthig in einen Brunnen stürzte; er wurde indessen wieder herausgezogen und gerettet [2]). Als er aber einem der ersten Beamten des vormaligen trapezuntischen Reiches, welcher mit einem türkischen Pascha verwandt war, die nachgesuchte Ehescheidung von seiner rechtmäßigen Frau verweigerte, weil jener die Trennung nur wünschte, um sich mit der schönen Witwe eines vornehmen Griechen verheirathen zu können, befahl der über seine Verweigerung erzürnte Pascha dem Patriarchen den Bart abzuscheeren. Da er dessenungeachtet bei seiner Weigerung beharrte, wurde er seines Amtes entsetzt und ein gewisser Marcus Xylocarabes zu seinem Nachfolger ernannt [3]). Was ferner aus ihm wurde, ist unbekannt. Der von Mart. Crusius [4]) mitgetheilte Brief eines Patriarchen Josaph ist nicht von ihm [5]), sondern von Joasaph II. [6]).

Josephus IV. oder **Joasaph II.**, aus Krapsa (*Κράψα*), einem Flecken in der Landschaft Joannina, wurde im Jahre 1555 Nachfolger von Dionysius II. im Patriarchate von Constantinopel [7]). Die erhaltenen Nachrichten über ihn sind sehr widersprechend. Nach Malarus nämlich, dessen Angaben Martin Crusius [8]) mittheilt, erscheint er als ein stolzer, ehrgeiziger Mann, machte sich vieler Vergehungen schuldig, lebte mit dem ihm untergebenen Klerus in Streit und wurde hauptsächlich seiner Simonie wegen im Jahre 1564 abgesetzt, worauf seine Stelle Metrophanes erhielt [9]). In einem noch erhaltenen Briefe [10]) appellirt er an die Entscheidung sämmtlicher Patriarchen, Metropoliten und Erzbischöfe, und bezeichnet das gegen ihn beobachtete Verfahren als ungerecht. Einen zweiten Brief, welchen Mart. Crusius [11]) mittheilt, schrieb er noch vor seiner Erhebung zum Patriarchen, von Constantinopel aus nach Adrianopel, wo er die Stelle eines Erzbischofs bekleidete, und verhandelte darin allerlei kleine Angelegenheiten, sogar ökonomische [12]), zeigt sich aber dabei als sehr umsichtig. Ganz anders urtheilt über ihn Theodosius Zygomalas [13]), indem er Malarus' Darstellung ausdrücklich als unwahr bezeichnet und seine Absetzung lediglich von dem Zusammenwirken seiner Feinde ableitet. Seine große Gewandtheit zeigte sich schon darin, daß er das damals bereits herkömmliche Geschenk an den Sultan (das sogenannte *πεσκέσιον*) von 3000 Dukaten (*φλωρία*) auf zwei Drittheile herabzudrücken verstand. Die Umgebung des Patriarcheums zu Constantinopel säuberte er schon wenige Tage nach seiner Erhebung, indem er die dort befindlichen Buden hinwegschaffen und dagegen eine tüchtige Mauer um dasselbe aufführen ließ, sodaß es nun einer schönen befestigten Burg glich. Auch bauete er zwei schöne Paläste innerhalb des so eingehegten Raumes, auch eine Küche und eine Mühle, schaffte prachtvolle Gewänder und heilige Gefäße für die Hauptkirche an und zeigte in allen Stücken große Thätigkeit. Eine von ihm zusammenberufene Synode sollte seine Gegner zur Ruhe bringen, setzte ihn aber ab. Das Absetzungsdecret, von vielen hohen Geistlichen unterzeichnet, hat Mart. Crusius bekannt gemacht [14]). Er ging hierauf in seine frühere Stelle nach Adrianopel zurück [15]). Bemerkenswerth ist noch, daß Phil. Melanchthon im Jahre 1559 einen griechischen Brief an diesen Patriarchen schrieb, um die verbreiteten Verleumdungen gegen die evangelische Kirche zu widerlegen. Abgedruckt ist er schon 1566 zu Basel zusammen mit Mart. Crusius' griechischen Gedichten und Reden [16]).

(*A. G. Hoffmann.*)

d) Patriarchen der Jacobiten.

1) Patriarch der Jacobiten (Kopten) in Ägypten, s. Josephus, Patriarch von Alexandrien.

2) Patriarch der Jacobiten in Syrien.

Josephus, Jacobitischer Patriarch zu Antiochien in Syrien, wurde aus dem Kloster Guba im Jahre 790 nach Chr. Geb. auf den Patriarchenstuhl erhoben als Nachfolger des Georgius, starb aber bereits 792, sodaß seine Wirksamkeit nicht bedeutend sein konnte [1]).

3) Maphrian (Primas) der Jacobiten im Orient, s. unter Maphrian.

e) Patriarchen von Jerusalem.

Josephus I. wird in Eusebius' Chronicon als 14. Patriarch von Jerusalem genannt und soll kurz vor

1) *Mart. Crusii* Turco-Graeciae (Bas. 1584. Fol.) L. I. p. 17. L. II. p. 120. 2) l. c. L. II. p. 121. 3) l. c. p. 122 sq. 4) l. c. L. IV. p. 290. 5) Wie z. B. in Zedler's Universaller. 14. Bd. col. 1148 angenommen wird. 6) Vgl. auch Spondanus zum J. 1461. *Phil. Cyprii* Chronic. eccles. graec. p. 345 sq. *Le Quien*, Oriens christ. T. I. col. 314. 315. 7) *Onuphr. Panvinii* Chronicon ecclesiast. (Colon. 1568. Fol.) p. 142. 8) Turco-Graeciae L. II. p. 169—178. 9) Vgl. auch *Onuphr. Panv.* l. c. p. 143. 10) Bei *Mart. Crusius* l. c. L. IV. p. 290 sq. 11) l. c. L. IV. p. 335 sq.

12) Fabricius in Bibl. Graec. L. VI. cap. 5. §. 28. p. 683. 684. Vol. VIII. p. 94 ed. *Harless*, erwähnt beide Briefe ebenfalls. 13) De Constantinop. cladibus. p. 96. Vgl. auch *Mart. Crusii* annotatt. in hist. eccles. l. c. p. 204. 14) l. c. L. II. p. 170 sq. 15) Vgl. überhaupt Mart. Crusius a. a. O. *Phil. Cyprius*, Chron. eccles. graec. p. 345 sq. *Le Quien*, Oriens christ. T. I. col. 324. Spondanus zum J. 1461. 16) Vgl. *Mart. Crus.* l. c. p. 204.

1) *Assemani* Biblioth. orient. Vat. T. II. p. 325. 341 und 479. Vgl. auch *Le Quien*, Oriens christ. T. II. col. 1370,

der Empörung der Juden gegen Kaiser Hadrian gelebt haben. Nachrichten von seiner Wirksamkeit fehlen ganz [2]).

Josephus II., angeblich 78. Patriarch von Jerusalem, wird als Philosoph und Arzt bezeichnet und seine Thätigkeit für kirchliches Leben in Zeiten der Verfolgung, sowie seine Freigebigkeit, gerühmt [3]).

f) Patriarchen der Maroniten.

Josephus I., Zeitgenosse der Kreuzzüge und Maronitischer Patriarch zu Januh im Gebiete von Byblis, schloß sich nach Eroberung des heiligen Landes durch Gottfried von Bouillon an die abendländische Kirche an, schrieb an Papst Paschalis II. und wurde von demselben im Jahre 1100 mit freundlicher Antwort und angemessenen Geschenken geehrt. Um das Jahr 1111 kam der Monothelet Thomas, Metropolit von Kefartab, ins Gebirge Libanon, um seiner Ansicht dort Anhänger zu gewinnen, wurde aber von dem Patriarchen lebhaft bekämpft. Der Letztere scheint noch um das Jahr 1119 gelebt zu haben [4]).

Josephus II., mit dem Beinamen Risius, Patriarch seit Ende des Jahres 1596 bis 1608, nach einer Angabe Enkel seines Vorgängers Sergius, nach einer andern dagegen dessen Bruder, ist besonders deshalb bemerkenswerth, weil er zuerst, nämlich im Jahre 1606, die Kalenderverbesserung des Papstes Gregor XIII. bei den Maroniten einführte [5]).

Josephus III., mit dem Beinamen Accurensis, Sohn eines Bischofs, war 1626 Bischof von Sidon und gründete als solcher ein Kloster zu Haras in der Landschaft Chosroene, gelangte 1644 zur Patriarchenwürde und starb 1647 im 74. Lebensjahre. Als Schriftsteller machte er sich durch eine syrisch geschriebene Grammatik der syrischen Sprache bekannt (Rom 1647.), welche für die Maroniten bestimmt war und daher eine arabische Übersetzung des Syrischen darbietet, wie denn die Vorrede ganz arabisch ist [6]). Auch in Gedichten versuchte er sich in arabischer Sprache, und schrieb über die Kalenderverbesserung [7]).

Josephus IV., mit dem Beinamen Chasen, wurde im Jahre 1733 zum Patriarchen der Maroniten erwählt, hauptsächlich durch den Einfluß der weltlichen Machthaber der Landschaft Kesruan, wo die hohe Geistlichkeit in einem Kloster sich über die Wahl nicht hatte vereinigen können. Geboren war er zu Aosta in der Landschaft Kesruan, über welche seine Familie schon über zwei Jahrhunderte lang die Herrschaft behauptet hatte. In frühern Lebensjahren war er verheirathet gewesen, trat aber nach dem Tode seiner Gattin in den Mönchsstand und wurde darauf Bischof. In Leitung der weltlichen Angelegenheiten zeigte er große Gewandtheit [8]). (*A. G. Hoffmann.*)

B. (Geistliche) Kurfürsten, Erzbischöfe und Bischöfe, s. unter Joseph.

C. Geistliche, Gelehrte, Mönche.

1) **Josephus**, ein christlicher Priester in Ägypten, von dessen Lebensverhältnissen man weiter nichts weiß, als daß er am Ende des 14. und zu Anfange des 15. Jahrhunderts Vorsteher der katholischen Kirche der Jungfrau Maria in Alexandrien war. Sein Name würde in der Geschichte nicht genannt werden, wenn er nicht die Beschlüsse der von den Griechen angenommenen Concilien ins Arabische übersetzt hätte. Eine Handschrift dieser Übersetzung befindet sich in der Bodlejanischen Bibliothek, und man wünschte lange ihre Bekanntmachung, weil man aus der arabischen Paraphrase Aufschluß über manche dunkle Stelle des griechischen Originals hoffte. Als Wilhelm Beveridge (in seinem Synodicon. Oxon. 1672. F. Tom. I.) eine lateinische Übersetzung der Beschlüsse der vier ersten allgemeinen Concilien zur Probe mittheilte, sah man sich in seinen Erwartungen getäuscht, denn der Sinn des Originals ist oft verfehlt, die Sprache der Paraphrase unrein, der Styl breit und nicht selten dunkel. Übrigens dient sie doch hier und da zur Erklärung und Hardouin nahm deshalb das bekannt gewordene Stück nach Beveridge's lateinischer Übersetzung in seine Conciliensammlung auf. Wegen seiner arabischen Übersetzung der in der griechischen Kirche recipirten Kirchenverordnungen heißt dieser Priester auch Josephus Arabicus. (*Ph. H. Külb.*)

2) **Josephus Alexandrinus** war der Archidiakonus des Patriarchen Michael's I. von Alexandrien, welcher als dessen Legat auf der achten Constantinopolitanischen Kirchenversammlung im Jahre 869, von der neunten Sitzung an, gegenwärtig war, und dessen Ansichten und Urtheile mit denen der päpstlichen Legaten im Ganzen und in der Hauptsache übereinstimmten. Er gehörte daher auch zu denen, die ihre Zufriedenheit mit den Verhandlungen des Concils erklärten. (*J. T. L. Danz.*)

3) **Josephus Arabicus**, s. Josephus, Priester in Ägypten.

4) **Josephus Bryennius**, ein griechischer Mönch zu Constantinopel und zu seiner Zeit der berühmteste geistliche Redner seines Landes, lebte in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts und stand bei dem Kaiser Manuel Paläologos, dem Patriarchen und der hohen Geistlichkeit in so großem Ansehen, daß er öfter in kirchlichen Angelegenheiten an andere Höfe geschickt wurde und auch der Unterredung mit dem päpstlichen Gesandten im Jahre 1423 wegen der Vereinigung der griechischen und römischen

---

nach welchem Josephus jedoch schon 789 Patriarch geworden und 791 gestorben sein soll.

2) Vgl. auch *Le Quien* l. c. T. III. col. 143 sq. 3) *Le Quien* l. c. T. III. col. 473. 4) *Le Quien*, Oriens christ. T. III. col. 54. 55, besonders nach *Faust. Nairon*, Evoplia fidei cath. p. 67 sq. und dissert. de nomine, origine et relig. Maronit. p. 69 sq. 5) *Le Quien* l. c. T. III. col. 68. *Assemani* Bibl. orient. Vat. T. I. p. 553. 554. 6) Vgl. *Hoffmann*, Grammat. Syriac. p. 50. 7) *Assemani* l. c. T. I. p. 553 und *Le Quien* l. c. T. III. col. 71.

8) *Le Quien* l. c. T. III. col. 76.

Kirche, welche ihm sehr am Herzen lag, beiwohnte. Das Jahr seines Todes ist ungewiß, doch fällt es zuverlässig zwischen die Jahre 1431 und 1438. Bruchstücke seiner Reden und Abhandlungen flocht Leo Allatius in seine Werke ein [1]), auch kannte man eine lateinische Übersetzung seiner Lobrede auf den heiligen Apostel Bartholomäus [2]); über sein rednerisches Verdienst konnte man aber nicht urtheilen, weil nichts Vollständiges im Original vorlag. Endlich besorgte der Diakon Eugenios Bulgaris auf Kosten des Fürsten Ghikas von der Walachei eine Sammlung aller Werke des Josephus, deren er habhaft werden konnte. Die Ausgabe, welche den Titel führt: Ἰωσὴφ Μονάχου τοῦ Βρυεννίου τὰ εὑρεθέντα, δι' ἐπιμελείας Εὐγενίου Διακόνου τοῦ Βουλγάρεως ἤδη τὸ πρῶτον τύποις ἐκδοθέντα (Lips. 1768. 2 Voll.), ist für Griechenland gedruckt und scheint in andern Ländern sehr selten und fast unbekannt zu sein. Sie enthält in Allem 47 Schriften (Reden über die Dreieinigkeit, vom Glauben u. s. w., Gespräche vom Ausgange des heiligen Geistes, eine Ermahnungsrede über die Vereinigung der griechischen und römischen Kirche u. s. w.), es scheinen aber deren noch mehre in Handschriften verborgen zu liegen. Die gedruckten zeichnen sich im Allgemeinen durch eine im 15. Jahrhundert höchst seltene Reinheit der Sprache, gesunde Moral, Einfachheit und Anmuth aus; an Übertreibungen, sophistischen Trugschlüssen, ermüdender Breite und falschem Witze fehlt es jedoch, wie schon der Geist jener Zeit nicht anders erwarten läßt, auch nicht.
(*Ph. H. Külb.*)

5) **Josephus Byzantinus**, s. Genesius (Joseph).

6) **Josephus a Carabantes**, s. Joseph a Carabantes.

7) **Josephus Castiliensis**, s. Joseph Gekatilia in den Nachträgen zu I.

8) **Josephus Castus**, s. Crocus (*Corn.*).

9) **Josephus Christianus** nennt man, zum Unterschiede von dem jüdischen Geschichtschreiber gleiches Namens, den Verfasser eines, auf der cambridger Bibliothek handschriftlich befindlichen, in griechischer Sprache abgefaßten und aus fünf Büchern und 167 Capiteln bestehenden Werkes, mit dem Titel Ὑπομνηστικόν, worin allerlei Zweifel und Einwürfe gegen das Christenthum und die im Orient bestehende katholische Kirchenlehre aufgestellt und beantwortet werden. Über das Leben und die Schicksale dieses Schriftstellers ist uns soviel wie Nichts bekannt. Aus dem Umstande, daß er mit der Irrlehre des Makedonius und den Ketzern der Anthropomorphiten sein Werk beschließt, der Nestorianischen Ketzerei aber, die seit dem Jahre 428 die morgenländische Kirche in Aufruhr brachte, mit keiner Sylbe Erwähnung thut, hat man geschlossen, daß derselbe zu Anfange des fünften Jahrhunderts gelebt und vielleicht ums Jahr 420 sein Werk beendigt habe. (*J. T. L. Danz.*)

Da dieser Josephus an einer Stelle seines Werkes die Chronik des Hippolytus Thebanus, welcher zu Ende des 11. Jahrhunderts lebte, anführt, so muß er jedenfalls weit jünger sein, als Cave [1]) glaubt, der ihn in das fünfte Jahrhundert setzt und, weil er ihn einmal für alt halten will, die erwähnte Stelle für eingeschoben erklärt, ohne seine Behauptung durch irgend einen Beweis stützen zu können. Joh. Alb. Fabricius hat den Inhalt und eine Probe des noch nicht gedruckten Gedenkbuchs gegeben [2]), welche beweist, daß es fast nur ein Auszug aus dem größeren Werke des Epiphanius über die Ketzereien ist und seine Bekanntmachung nicht sehr verlangen läßt.
(*Ph. H. Külb.*)

10) **Josephus**, genannt **Confessor** oder Ὁμολογητής, Erzbischof von Thessalonich, lebte zu Anfange des neunten Jahrhunderts und war ein Bruder des bekannten Abtes Theodor Studites *); Andere stellen dieses ohne allen Grund gradezu in Abrede und behaupten sonach, Josephus Confessor werde wol manchmal, aber sehr unrichtig, Studites genannt. Beide Brüder wurden im Jahre 808 von dem Kaiser Nicephorus, weil sie den Beschlüssen des Patriarchen widerstrebten, mit der Verbannung bestraft, aber von dem Kaiser Michael Kuropalates wieder zurückgerufen (811) und mit dem Patriarchen ausgesöhnt. Der Bilderstreit erregte damals große Unruhen in der Kirche; Josephus Confessor gehörte zu den Vertheidigern der Bilderverehrung, wie aus seiner Rede von dem heiligen Kreuze: „Λόγος εἰς τὸν τίμιον καὶ ζωοποιὸν Σταυρὸν" (griechisch und lateinisch herausgegeben von Jac. Gretser in seinem in mehren Auflagen verbreiteten Werke: De cruce Christi; auch in H. Savile's Ausgabe der Werke des Chrysostomus [Etonae 1613. F. Vol. V. p. 819], dem sie hier fälschlich zugeschrieben wird) hervorgeht. Die Rede ist übrigens unbedeutend. Einen Brief des Josephus Confessor an den Mönch Simeon findet man in lateinischer Übersetzung in den Annalen des Baronius (ad ann. 808. §. 22). Seine Rede auf Palmensonntag (anfangend: „Χθὲς ἡμῖν τὴν κοινὴν ἀνάστασιν Λαζάρου"), sowie seine Kirchenhymnen, wenn überhaupt diese letzteren ihm und nicht einem jüngeren Josephus angehören, sind noch nicht gedruckt †). Das Jahr seines Todes ist unbekannt. (*Ph. H. Külb.*)

11) **Josephus Crocus**, s. Crocus (*Cornel.*).

12) **Josephus Diaconus**, zu Antiochien in Syrien, welcher nebst mehren Andern in einer Christenverfolgung, noch unter den heidnischen Kaisern, als Märtyrer gestorben ist. Er ist darum zu bemerken, weil er oft mit mehren andern Josephis verwechselt worden ist, die im neunten Jahrhundert sich einen Namen im Bilderstreite und als Hymnographen gemacht haben.
(*J. T. L. Danz.*)

13) **Josephus Fernensis**, s. Joseph Fernensis.

---

1) Vgl. *Fabricii* Bibl. gr. lib. V. c. 45. (Tom. X. p. 525.)
2) In *Surii* Act. SS. 24. Aug.

1) Script. ecclesiast. hist. literaria. Tom. II. ad ann. 420.
2) Bibliotheca gr. T. VII. p. 476—478. T. X. p. 110—121.

*) *Cedreni* hist. ed. Paris. p. 409. †) *C. Oudin*, De scriptor. eccles. comment. Tom. II. p. 24—26.

14) **Josephus**, wahrscheinlich ein geborener Gallier, woher sein Beiname **Gallus**, war ein Schüler und Zögling der Erzbischöfe Amalrich von Tours und Paulus von Rouen, welcher Letztere ihn auch zum Presbyter ordinirte. Später wurde er Kanzler des aquitanischen Reichs, und von Karl dem Kahlen zum Lehrer seines Sohnes, Ludwig's des Stammlers, ausersehen; auch wurde ihm von demselben das Ministerium sacri palatii Cancellariorum anvertraut. Seine Legende von der Translation der heiligen Rangobert und Zeno, Bischofs und Diakoni von Bayeux, befindet sich in *Dacherii* Spicileg. XII, 600 sqq. (*J. T. L. Danz.*)

15) **Josephus Genesios**, s. Genesius (Joh.).

16) **Josephus Gorionides** (Josephus, filius Gorionis, יוסף בן גוריון), auch Josippus und Josiphon (יוסיפון) genannt, ein jüdischer Geschichtschreiber, über dessen Lebenszeit man viel gestritten hat. Die meisten Juden und auch einige christliche Literarhistoriker (wie Seb. Münster und J. Fr. Breithaupt) halten diesen Josephus, Gorion's Sohn, für eine und dieselbe Person mit dem bekannten Historiker Flavius Josephus, wozu der Erstere, welcher selbst als der Letztere gelten möchte, durch lügenhafte Behauptungen Veranlassung gab. Erwägt man aber, daß die jüdische Geschichte des Josephus Gorionides von keinem Schriftsteller, der älter als das 10. Jahrhundert ist, erwähnt wird, daß darin Quellen, die jünger als Flavius Josephus sind, angeführt werden, daß darin Namen von Völkern, Ländern und Städten vorkommen, welche jünger als das siebente und achte Jahrhundert sind [1]), und daß die Art und Weise der Darstellung überhaupt von dem Geiste des Alterthums sehr abweicht, so kann man unmöglich der Behauptung der jüdischen Gelehrten, daß dieses Machwerk echt sei, beistimmen. Josephus, Gorion's Sohn (mag dies nun sein wirklicher oder ein angenommener Name sein), scheint nach den annehmbarsten Gründen im neunten Jahrhunderte gelebt zu haben und zwar in Frankreich, denn er bedient sich in der Geographie gewöhnlich der in Frankreich üblichen Namen. Sein Werk, welches in sechs Bücher zerfällt und den Titel „Jüdische Geschichte" führt, ist zwar in gutem, wenn auch hier und da mit neueren Wörtern gemischtem Hebräisch geschrieben, bietet aber dem Geschichtsforscher keinen neuen Stoff, denn es kann nur als ein schlechter, mit einigen Albernheiten aus neueren Schriftstellern verbrämter Auszug aus Flavius Josephus gelten. Es ist übrigens sehr häufig gedruckt, sowol vollständig, als auch in einem Auszuge, der R. Abraham Levita Ben-Dior (c. 1161) zugeschrieben wird [2]). Die erste Ausgabe [3]) des vollständigen Textes gab Abrah. Konath, Constantinop. 270 (1510). 4., welche mehrmals wieder abgedruckt wurde (Venet. 304. [1544] 4. Cracov. 355. [1595] 4. Francof. ad M. 450. [1690] 12.). Neuere gute Ausgaben mit lateinischer Übersetzung lieferten J. Gagnier (Oxon. 1706. 4.) und J. F. Breithaupt (Gothae 1710. 4.). Der Auszug erschien schon früher zu Mantua ohne Angabe des Jahres (vor 1480) Fol. und ist (wenngleich mit einigen Änderungen) am besten von Seb. Münster mit einer lateinischen Übersetzung herausgegeben (Basil. 1541. Fol.). Münster besorgte auch einen Auszug des größeren Werkes. (Wormat. 1529. 8. Basil. 1559. 8.) Das unbedeutende Werk stand früher in so hohem Ansehen, daß es in mehre neuere Sprachen übersetzt wurde, in die teutsche von H. Schwynzer (o. O. 1530. 4.), in die jüdisch-teutsche von Menachem Mann (Amst. 505. [1742. 8.]) und in die englische [Lond. 1662. 8.] [5]). (*Ph. H. Külb.*)

17) **Josephus der Hymnendichter** (*ὑμνόγραφος*), ein sehr frommer Mann, den die Kirche als Heiligen verehrt, lebte im neunten Jahrhundert und stammte aus Sicilien. Als diese Insel von den Barbaren Afrika's verheert wurde, flüchtete er sich mit seiner Mutter nach dem Peloponnes und ging von da nach Thessalonich, wo er sich in seinem 15. Jahre in ein Kloster aufnehmen ließ. Nachdem er später die Priesterweihe erhalten hatte, begab er sich nach Constantinopel, wo er im Kloster der heiligen Sergius und Bacchus ruhig den Übungen der Frömmigkeit oblag, bis unter der Regierung des Kaisers Leo, des Armeniers, eine heftige Verfolgung gegen die Bilderverehrer ausbrach. Josephus wurde um diese Zeit mit Gregorius Decapolita nach Rom geschickt, um dem Papste die Noth der Gläubigen im Orient darzustellen. Auf dem Wege fiel er aber Seeräubern in die Hände, welche ihn nach Creta brachten und in einen Kerker warfen. Nach seiner (wie die Legende erzählt) wunderbaren Befreiung hielt er sich wieder in Constantinopel auf; sein Eifer für die Bilderverehrung zog ihm jedoch bald viele Verfolgungen zu und der Kaiser Theophilus verwies ihn nach dem Chersones; er wurde aber bald zurückberufen und von dem Patriarchen Ignatius zum Skeuophylax (Aufseher über die heiligen Gefäße) an der Sophienkirche ernannt, welche Stelle er auch unter Photius, dem Nachfolger des Ignatius, bekleidete. Er starb um das Jahr 883. Wir besitzen eine Darstellung seines Lebens und Wirkens von seinem Freunde, dem Diakon Johannes (griechisch und lateinisch in den Act. SS. Antverp. Aprilis. Tom. I. p. 269—276. Append. p. XXXIII—XLII.). Man verwechselt ihn oft mit einem andern Josephus, genannt Confessor (s. d. Art.), welcher ebenfalls Hymnen geschrieben haben soll. Seine Hymnen sind nur in lateinischer Übersetzung von Hyppolit. Maracci unter dem Titel: „Mariale S. Josephi Hymnographi" (Rom. 1662.) herausgegeben. Man kann sie zum Theil vorzüglich gelungen nennen und die Bekanntmachung des Originals wäre sehr zu wünschen. (*Ph. H. Külb.*)

18) **Josephus**, Verfasser des Hypomnesticon, s. Josephus Christianus.

19) **Josephus Iscanus, Devonius**, s. Iscanus.

---

1) So wird l. III. c. 15 von der Berberei, l. V. c. I. 4 von den Franken gesprochen. Vgl. auch l. I. c. I. 2) Vgl. l. I. c. I. 3. l. VI. c. 64. 88. 3) s. *J. Gagnier*, Praef. ad Josipp. p. VII. 4) Eine angeblich frühere Ausgabe (Constantinop. 1490. F.) existirt nicht.

5) Vgl. *Wolfii* Bibl. hebr. Tom. I. p. 508—523 und *C. Oudin*, De script. eccles. T. II. p. 1032—1062.

20) Josephus (Flavius), der jüdische Geschichtschreiber, s. am Ende des Buchstaben I.

21) Josephus aus Madrid, s. Joseph aus Madrid.

22) Josephus Maria von Ancona, s. Joseph Maria von Ancona.

23) Josephus Maria a Cento, s. Joseph Maria a Cento.

24) Josephus a Matre Dei, s. Lainez (Joseph).

25) Josephus, Bischof zu Modon auf Morea, lebte um die Mitte des 15. Jahrhunderts und hielt sich, obgleich von Geburt ein Grieche, zur lateinischen Kirche. Ob er sich auf dem Concilium von Florenz befand, ist ungewiß. Viele Schriftsteller behaupten dies zwar, bei den Unterschriften des Conciliums findet sich aber sein Name nicht. Vielleicht entstand der Irrthum dadurch, daß er eine auf diese Kirchenversammlung bezügliche Schrift ausarbeitete. Als sich der Patriarch von Constantinopel mit seinem Gefolge nach Florenz begab, befand sich Josephus zu Modon und empfing die Reisenden, welche hier rasteten, auf sehr ehrenvolle Weise [1]). Das Jahr seines Todes ist ungewiß. Seine Vertheidigung der Ansichten des florentinischen Conciliums gegen die Angriffe des Bischofs von Ephesus, Marcus Eugenicus („*Ἀπολογία εἰς τὸ γραμμάτιον κῦρ Μάρκου τοῦ Εὐγενίκου μητροπολίτου Ἐφέσου, ἐν ᾧ ἐκτίθεται τὴν ἑαυτοῦ δόξαν, ἣν εἶχε περὶ τῆς ἐν Φλωρεντίᾳ ἁγίας καὶ ἱερᾶς συνόδου*“), findet sich nebst der lateinischen Übersetzung des Johannes Matthäus Caryophilus in den Conciliensammlungen, und ist nicht minder langweilig, als die übrigen Machwerke, welche diesen unfruchtbaren, endlosen Streit betreffen. In dieser Schrift spricht Josephus von einer andern Apologie der fünf Hauptlehrsätze der lateinischen Kirche gegen die griechische („*Ὑπὲρ εἰρήνης καὶ βοηθείας τῇ πατρίδι, παράκλησις πρὸς τὴν ἀνατολικὴν σύνοδον ἐν Φλωρεντίᾳ*“), welche er verfaßt habe. Eine solche Apologie ist nun auch gedruckt (griechisch und lateinisch in den Acten des Conciliums zu Florenz, Rom. 1577. F., lateinisch Diling. 1581. 8. und neugriechisch mit lateinischer Übersetzung, Rom. 1628. 4.), aber unter dem Namen des bekannten griechischen Theologen Gennadius (s. d. Art.), weshalb sie auch diesem gewöhnlich zugeschrieben wird. Die Behauptung, daß sie nicht ihm, sondern Josephus angehöre [2]), wird Jedem, der da weiß, von wie vielen Theologen derselbe Gegenstand, und zwar unter denselben Titeln, ausgebeutet wurde, zu voreilig erscheinen. Die Schrift des Josephus kann ja noch ungedruckt sein, was übrigens für die Wissenschaft durchaus kein Verlust ist. Leo Allatius [3]) hält diesen Josephus auch für eine und dieselbe Person mit dem Archipresbyter Joannes Plusiadenus, der eine Schrift über den Streit zwischen der griechischen und römischen Kirche und über das Concilium von Florenz („*Περὶ τῆς διαφορᾶς τῆς οὔσης μέσον Γραικῶν καὶ Λατίνων· ἔτι τε καὶ περὶ τῆς ἱερᾶς καὶ ἁγίας Συνόδου ἐν Φλωρεντίᾳ*“) verfaßte (griechisch und lateinisch in des Leo Allatius Graecia orthodoxa. Tom. I. p. 583—654), weil er eine Handschrift der Vertheidigung des Josephus gegen Marcus Eugenicus sah, welche den Namen des Joannes Plusiadenus an der Spitze trug, und weil in einer andern Handschrift mehre Fastenreden in neugriechischer Sprache unter dem Namen eines Josephus Plusiadenus, Bischofs von Modon, vorkommen. (*Ph. H. Külb.*)

26) Josephus von Paris, s. Joseph der Capucinermönch.

27) Josephus Presbyter, lebte zu Anfange des neunten Jahrhunderts in Constantinopel und machte sich dadurch einen Namen, daß er, wider den Willen des Patriarchen Tarasius, die unerlaubte Ehe des Kaisers Constantinus mit der Theodora eingesegnet hatte. Er wurde deshalb seines Amtes entsetzt, in der Folge aber, als sich der Kaiser Nicephorus seiner annahm, von dem Nachfolger des Tarasius wieder eingesetzt. (*J. T. L. Danz.*)

28) Josephus de Siguenza, ein Spanier, aus Siguenza gebürtig, lebte zur Zeit der Reformation, war Mönch vom Orden der Hieronymiten in seinem Vaterlande, schrieb die Geschichte seines Ordens (Historia de la Orden de San Geronimo. 2 Voll. Fol.) und außerdem noch kleine theologische Schriften, z. B. einen Commentar über: Jesus Christus heri et hodie; de sensibus Scripturae regulisque ad eandem intelligendam etc., Sermones etc., welche Schriften Nicolaus, Bischof von Leon, 1650 herausgab. (*R.*)

Josepin (Giuseppino), s. Cesari (Giuseppe).

Josepova, s. Josephova.

Josgu, Fürstenthum in Japan, s. Ijo.

JOSIA (יֹאשִׁיָּהוּ, *Ἰωσίας* bei den LXX), der Sohn Amon's, gelangte schon im achten Lebensjahre auf den Thron von Jerusalem und regierte 31 Jahre, ungefähr von 640 bis 610 vor Chr. (2 Kön. 22, 23. 2 Chron. 34, 35). Zu seiner Zeit war Juda tief herabgekommen, theils durch feindliche Gewalt, theils durch Gesetzlosigkeit und Verwilderung im Innern, und aus den Schriften der gleichzeitigen Propheten, Zephanja, besonders aber Jeremia, läßt sich nur ein düsteres Gemälde des damaligen Zustandes entwerfen. Die theokratische Partei, welche entweder die Vormundschaft über den jungen König geführt hatte, oder sonst zu dem lang entbehrten Einflusse auf den Gang der Dinge gelangt war, versuchte zwar mittels durchgreifender Reformen das Volk zu heben, oder doch vor dem Untergange zu bewahren, aber selbst ihre beredtesten Sprecher gaben sich nur selten und zaghaft der Hoffnung des Gelingens hin. Diese Reformen knüpften sich an die im 18. Jahre [1]) seiner Regierung erfolgte Auffindung des Gesetzbuches, eine Begebenheit, deren Verständniß und Beurtheilung Schlüssel und Maßstab für die Geschichte der ganzen hebräischen Literatur werden dürfte. Der doppelte, durchaus übereinstimmende, Bericht der Quellen geht dahin, daß der Priester Hilkia dem königlichen Schreiber Saphan, bei einer anderweitigen

---

1) *Sylv. Sguropuli* Hist. Concil. Flor. Sect. IV. c. 4. 2) *C. Oudin*, Comment. de script. eccles. Tom. III. p. 2423. 3) De consensu utriusque ecclesiae. l. III. c. 3.

1) 2 Chron. 34, 3 läßt sie ausdrücklich schon sechs Jahre früher beginnen.

Veranlassung, ein Buch einhändigte, welches er behauptete gefunden zu haben, und welches er für „das Gesetzbuch“ (ספר התורה) erklärte. Saphan las es sofort dem Könige vor, welcher in schmerzlicher Überraschung sein Gewand zerriß und die Prophetin Hulda um Bescheid fragen ließ. Das ganze Volk wurde hierauf mit dem Buche bekannt gemacht, auf die darin enthaltenen Satzungen verpflichtet, und der König legte Hand an, Alles denselben gemäß einzurichten.

Hier begegnen uns zwei wichtige Fragen: Was hat es mit diesem Finden des Gesetzes für eine Bewandtniß? und was enthielt das gefundene Buch? In älterer Zeit ging man flüchtig über diese Fragen hinaus und begnügte sich im Allgemeinen, auf die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit einer Vernachlässigung des Mosaischen Gesetzes unter antitheokratischen Regierungen hinzuweisen, im Besondern aber in dem gefundenen Exemplare das Autograph Mosis zu erkennen. Beides aber hält vor der Kritik nicht Stich. Gegen letzteres streitet das Schweigen des Textes, der Verlauf der Geschichte, wo nicht blos das Exemplar, sondern der Inhalt als neu erscheint, die Unwahrscheinlichkeit der Erhaltung eines so alten Buches und die ebenso große der Vernachlässigung desselben von Seiten treuer Priester, wenigstens während der 18 Jahre Josia's, endlich selbst die Möglichkeit für den Schreiber Saphan, es so ohne Weiteres zu lesen, wenn es schon 1000 Jahre alt war. Selbst die Auskunft, es sei nur ein besonders merkwürdiges Exemplar gewesen, begegnet nur einem Theile dieser Einwürfe und vermehrt die Schwierigkeit auf der andern Seite, weil man nun noch weniger begreift, wie denn die äußerliche Merkwürdigkeit eines einzelnen Exemplars eine solche Bestürzung und solche Kraftanstrengung wecken konnte! Man kommt daher immer wieder auf die Frage, wie sich das Vergessen des Inhalts des Gesetzes von Seiten der Priester und Leviten, deren Existenz daran geknüpft war, überhaupt denken lasse. Daß ungünstige politische und moralische Verhältnisse das Gesetz zurückdrängten, seine Vertreter niederhielten, ist wohl begreiflich, aber nicht, wie nach Veränderung jener Verhältnisse nicht augenblicklich auch diejenigen, welche dem Gesetze anhingen und selbst aus Interesse anhängen mußten, es wieder geltend gemacht haben sollten! Dazu bedurfte es ja nicht erst eines Buches; die Überlieferung reichte vollkommen aus; die Priester oder Propheten brauchten nur zu reden, und Josia war bereit zu gehorchen. Dies fühlte der Chronist und läßt deswegen auch die Reform vor dem Funde anfangen, allein dies reicht nicht aus! Erst aus dem Buche lernt die jüdische Welt, daß sie ein Passah halten soll, wie seit Josua nie gehalten worden[2]); erst aus dem Buche, daß auch der Höhendienst verboten sei, welchen selbst der fromme Josaphat unverfänglich gefunden, der doch auch das Gesetz hatte predigen lassen. Das hätten doch die Priester vor dem Funde wissen und darum auch sagen müssen. Die Geschichte, wie sie gewöhnlich aufgefaßt und erklärt wird, ist unbegreiflich, denn nach dieser Erklärung müßten die Priester gesagt haben: Wir besaßen einst ein Gesetzbuch, wissen aber nicht, was darin stand; wer aber möchte sich eine solche Wendung gefallen lassen? Sie ist unhistorisch, geschmacklos und wunderlich.

Die Kritik schließt aus diesen nur kurz entwickelten Gründen, daß das Gesetzbuch vor dieser Zeit nicht so existirt habe[3]); es fragt sich nur, in welchem Umfange es damals zum Vorschein kam. Hier gehen die Meinungen aus einander. Die Einen sehen darin das Deuteronomium, folglich den Schluß der ganzen Mosaischen Gesetzsammlung, und glauben so ein Datum für die letzte Redaction des ganzen Pentateuchs zu finden; die Andern wollen nur den Anfang dieser großen Arbeit hier entdecken, und suchen daher Stücke der ersten Bücher Mosis in dem Funde nachzuweisen. In beiden Ansichten scheint ein Theil der Wahrheit enthalten zu sein. Was wir in der Relation von dem Inhalte des Buches erfahren, weist wirklich auf das Deuteronomium. Hier finden sich C. 28 die Flüche und Drohungen, vor denen der König erschrickt; hier sind alle Arten des Götzendienstes verboten, C. 5. 7, ferner auch Zauberei und Todtenbeschwörung C. 18; endlich ist hier auch das Passah angeordnet C. 16. Soweit bleibt also die erste Ansicht gerechtfertigt, daneben aber die Möglichkeit offen, daß entweder die Gesetzsammlung mehr als einmal vollständig ausgegeben, oder aber mit ebendiesem Theile erst der Anfang gemacht worden war; denn der dritte Fall, daß andere Theile bereits vorhergegangen wären, ist durch die obigen Gründe schon ausgeschlossen. Fragen wir nun die nächstfolgenden Schriftsteller um ihre Bekanntschaft mit dem Mosaischen Gesetze, so kommen wir zu den überraschendsten Entdeckungen. Jeremias, der Zeitgenosse Josia's, kennt das geschriebene Gesetz Jehova's, doch ohne bei dessen Erwähnung Mosis Namen zu nennen. Erweislich aber fällt keine seiner Reden, worin es genannt wäre, vor das 18. Jahr des Josia, und das Merkwürdigste ist, daß überall, wo bestimmte, einzelne Gesetze berührt werden, diese sich grade im Deuteronomium finden. Vgl. Jer. 3, 1 über Ehescheidung mit Deut. 24. Jer. 34, 13 über Freilassung der Knechte mit Deut. 15. Besonders aber Jer. 7, 22 fg., wo Jehova erklärt, er habe keine Gesetze über Brandopfer und Schlachtopfer gegeben, mit dem ganzen Deuteronomium, wo wirklich nicht ein solches Gesetz vorkommt, während die andern Bücher davon voll sind[4]) und grade diese Ceremonien mit nichten als Nebendinge behandeln. Auch finden sich die Schlußworte der Stelle des Jeremias grade häufig im Deuteronomium 7, 6. 14, 2. 26, 18. Dazu kommt noch die auffallende Ähnlichkeit zwischen der Sprache dieses Buches und der des Jeremias,

---

2) Sollte sich dies auf die Pracht beziehen, nicht aber auf Form und Bedeutung, so würden beide Quellen den Salomonischen Cultus nicht vergessen haben. Und in der That kommt in der ganzen hebräischen Geschichte, von der Richter Zeit an bis hierher, kein Passah vor.

3) Der Beweis, daß die sogenannten Mosaischen Gesetze überhaupt in der Periode der Richter und Könige nicht bekannt waren, kann noch viel weitläufiger geführt werden, gehört aber mehr in die Untersuchungen über den Pentateuch überhaupt.

4) Im Deuteronomium werden allerdings Opfer erwähnt, aber als etwas Bestehendes, Gebräuchliches; keine Regeln für den Ritus werden gegeben.

welche schon zu einer Zeit erkannt war, wo man noch gar keine Ahnung von der kritischen Wichtigkeit dieser Entdeckung hatte und die jetzt zum allgemeinen Bewußtsein gebracht ist [5]). Der Zeitgenosse von Jeremias, Ezechiel, gibt nur wenige Ausbeute; das Gesetz wird nur in einigen Stellen (22, 26. 44, 24) namentlich aufgeführt, und da dieser Prophet nicht in Jerusalem lebte, so begreift sich dieses Stillschweigen um so leichter. Ganz besonders wichtig ist aber, daß, während Jeremias (und Deuteronomium) zwischen Priestern und Leviten nicht unterscheidet, Ezechiel C. 44 weissagend die Leviten vom Heiligthume ausschließt und zu diesem nur eine priesterliche Familie zuläßt, grade sowie es wirklich in den andern Mosaischen Büchern verordnet ist. Endlich bestätigt auch das Buch Josua (s. d. Art.) diese Entdeckung auf eine glänzende Weise. Andere aus der Vergleichung der einzelnen Bücher entnommene Beweise für die Priorität des Deuteronomiums übergehen wir hier der Kürze wegen [6]).

Aus dem Bisherigen muß die Kritik schließen, daß ein geschriebenes Gesetz, wenigstens in sofern es einen Theil unseres jetzigen Pentateuchs bildete, vor Josia nicht vorhanden war. Zwar finden sich unter mehren frühern Königen Spuren von förmlicher Promulgation von Gesetzen, die aber wahrscheinlich als bloße mündliche Proclamationen anzusehen sind. Erst unter Josia faßten die Leiter des Volkes den Entschluß, die theils von den Vätern überlieferten, theils von ihnen selbst den Bedürfnissen des Augenblicks angepaßten Gesetze, welche den Typus der ursprünglichen Mosaischen Ideen von der Einheit Gottes und der Theokratie, oder den Charakter der späteren aus den Mosaischen Ideen entwickelten Gesetze beibehielten, geschrieben der Nation vorzulegen. Die Auflösung des Staats, welche ganz unvermeidlich war, mahnte dringend dieses Mittel als das einzige an, die Nation vor dem Untergange zu bewahren, denn ohne Sicherstellung der Mosaischen Ideen wäre sie spurlos in den andern Völkern aufgelöst worden. Diese erste schriftliche Gesetzgebung begriff, was wir jetzt Deut. 4, 44 — Cap. 28 lesen, wozu später noch ein Prolog (1, 1—4, 40) und ein Epilog (C. 29. 30) kam. Über die Sache selbst kann man verschieden urtheilen, nur hüte man sich, dieselbe aus dem Gesichtspunkte moderner Begriffe von literarischem Eigenthume zu richten und zu übersehen, daß alle theokratische Gesetzgebung bei den Hebräern vor und nach Josia, eine fortlaufende Entwickelung von Begriffen und Gebräuchen war, deren Ursprung in dem Dunkel einer heiligen Vorzeit verschwand, also nie schlechthin eine Innovation genannt werden durfte.

Die Reform Josia's erstreckte sich selbst auf diejenigen Landestheile, welche einst zum Reiche Israel gehört hatten. Allein das gesunkene Ansehen des Prophetenthums und der Königswürde hinderten den Erfolg ebenso sehr, wie die politischen Parteiungen, welche die letzten Kräfte des Staats aufzehrten. Es hätte auch mehr als menschliche Klugheit dazu gehört, die Selbständigkeit dieses kleinen, wehrlosen Reichs zu bewahren in dem zerstörenden Conflicte zweier benachbarten Großmächte, welche eben damals, aus der Gährung eines innern Kampfes emporgewachsen, die entfesselten Kräfte nach Außen wirken zu lassen strebten. Ägypter und Chaldäer standen sich gegenüber, Juda mußte Partei nehmen: der Geist ließ die Propheten den Sieger zum Voraus wissen und Josia zog dem König Necho entgegen, als dieser in Asien einfiel, um den Chaldäer in seinen Grenzen aufzusuchen. Aber die von Jeremias (C. 46 fg.) so glänzend besungene Niederlage der Ägypter erfolgte erst später, und Josia fiel in dem ungleichen Kampfe, welchen er denselben in der Ebene von Megiddo zwischen dem Karmel und Thabor lieferte (611 oder 609 vor Chr.). Jeremias dichtete Klagelieder auf den vielbeweinten, edeln Fürsten, und selbst ins Ausland drang, wenn auch entstellt, die Kunde von der Schlacht [7]). (*Ed. Reuss.*)

5) Gesenius, Gesch. der hebr. Sprache und Schrift. S. 32. v. Bohlen, Die Genesis. Einl. S. 167. 6) George, Die jüdischen Feste. S. 13—69.

7) *Herodot.* II, 159 läßt durch Necho die Syrer ἐν Μαγδόλῳ schlagen und diesen die Stadt Κάδυτις (Gaza? nach Andern Jerusalem) einnehmen; s. die Lit. bei Winer, Realw. I, 642. 2. Aufl.

JOSIAS. I. Herzog von Sachsen-Coburg, s. Franz Josias, Herzog von Sachsen-Coburg.

II. Grafen von Waldeck.

Josias I., Stammvater aller jetzt noch lebenden Fürsten und Grafen von Waldeck, war der dritte Sohn des Grafen Wolrad II. von Waldeck und Anastasia Güntherinen's von Schwarzburg. Geboren zu Eisenberg den 8. (?10.) März 1554, empfing er am Hofe des Kurfürsten August von Sachsen seine Erziehung, wo er vermuthlich auch seine nachmalige Gattin Maria, Tochter des Grafen Albert von Barby, kennen lernte, die er im Jahre 1582 ehelichte. Josias folgte seinem Vater am 15. April 1578 in der Regierung, so beschränkt auch dieser Wirkungskreis in Beziehung auf seinen geringen Antheil an der Grafschaft damals war (erst seinen beiden Söhnen fiel die ganze Grafschaft durch Erbschaft zu), bekam 1585 einen unglücklichen Vormundschaftsstreit wegen des unmündigen Sohnes vom eben verstorbenen Grafen Günther von Waldeck, worin er den abweisenden Bestimmungen Hessens nachgeben mußte, und starb, als eifriger Anhänger der Lutherischen Eintrachtsformel, am 6. Aug. 1588 auf dem Schlosse zu Eisenberg. Seine Witwe (geb. 1563) vermählte sich 1592 wieder mit dem Grafen Georg von Erbach, starb am 19. Dec. 1619 zu Waldeck im zweiten Witwenstande und wurde neben ihrem ersten Gemahle zu Korbach begraben. Die Kinder, welche sie demselben geboren hatte, sind außer einer Tochter, Maria Anastasia, die am 5. März 1585 in früher Kindheit starb, 1) **Christian**, hin und wieder auch Christian Ludwig geheißen, geb. den 24. Dec. 1585, der seine Bildung am landgräflichen Hofe zu Cassel, auf der Universität zu Strasburg und auf Reisen in Frankreich

empfing, sich mit Elisabeth von Nassau-Siegen verehelichte und in Folge der mit seinem jüngern Bruder unternommenen Landestheilung die gräfliche Linie Waldeck-Eisenberg gründete; 2) Juliane, geboren 1587, vermählte sich mit dem Grafen Ludwig von Erbach und starb am 28. Febr. 1622. 3) Wolrad IV., geboren 1588, studirte zu Strasburg und bereiste Frankreich. Er ward nachmals der Gründer der gräflichen Linie Waldeck-Wildungen, nachdem er Anna von Baden zum Weibe genommen hatte, und brachte die Grafschaft Kuylenburg und mehre andere niederländische Herrschaften an sein Haus, welches 1692 wieder ausstarb, sich zuvor aber den Reichsfürstenstand erworben hatte [1]).

Josias II., Großenkel des vorhergehenden Grafen und zweiter Sohn Philipp's VII. von Waldeck-Eisenberg und Anna Katharinen's von Sayn-Witgenstein. Geboren den 3. Juli 1636, kam er nach dem Tode seines Vaters (1645) unter die Vormundschaft seiner Mutter und Verwandten, die ihm und seinem ältern Bruder, Christian Ludwig, eine treffliche Erziehung geben ließen. Nachdem er 1649 mit seinem Vetter, dem nachmals kriegserfahrenen Feldherrn Georg Friedrich von Waldeck-Wildungen den nürnberger Congreß besucht hatte, suchte er sich mit seinem vorhingedachten Bruder durch einen zweijährigen Aufenthalt in Holland, wohin sie sich im October 1650 begaben, weitere Ausbildung zu verschaffen; sodann besuchten Beide im Mai 1653 den Reichstag zu Regensburg, wo sie bei Kaiser Ferdinand III. eine freundliche Aufnahme fanden und bereicherten hierauf ihre Kenntnisse noch durch Reisen in Italien und Frankreich. Sobald Josias nun seine ersten Waffendienste bei dem großen Kurfürsten von Brandenburg und dem Könige von Schweden im polnischen Kriege mit Auszeichnung verrichtet hatte, erschien er in den Kämpfen Kaisers Leopold I. mit den Türken als kaiserlicher Generalmajor und that sich durch unermüdliche Thätigkeit und Wachsamkeit hervor. Seine Anstrengungen bei der Belagerung Kanisa's im Frühjahre 1664 warfen ihn eine Zeit lang aufs Krankenlager. Im September 1668 wurde er in die Dienste der Herzoge von Braunschweig-Lüneburg gezogen, die ihn zum Befehlshaber (General) über ein für die Republik Venedig bestimmtes Hilfscorps von 2400 Mann bestellten. Diese kleine Schar war vertragsmäßig zur Rettung der Insel Candia aus der Gewalt der Türken bestimmt worden und die Brüder-Herzoge, Georg Wilhelm, Johann Friedrich und Ernst August von Lüneburg, begleiteten sie in den ersten Monaten des Jahres 1669 bis Verona, wo sie sich vom beschwerlichen Marsche erholte. Hierauf wurde ihr in der Umgegend von Venedig gute Pflege gegeben und auf einer der Laguneninseln musterte sie Graf Josias den 12. März im Beisein von Abgeordneten der Republik. Erfreut über die auserlesenen, gut ausgerüsteten Kriegsleute, voll Kampflust, welche 18 Ingenieurs mit sich führten, verehrte die Signoria dem Grafen eine goldene Kette von 1000 Kronen an Werthe, jedem Obersten, deren zwei waren, einen ähnlichen Schmuck von 200 Kronen, jedem der 16 Hauptleute ein Kleinod, 100 Kronen werth, und ebenso bekamen die Lieutenants und Fähndriche verhältnißmäßige Geschenke, die Gemeinen aber den doppelten Monatssold. Am 14. desselben Monats verabschiedete sich Josias beim Senate, schiffte sich mit seiner Mannschaft ein und landete, nach mehren ausgestandenen Gefahren auf der See, am 14. April in Candia. Hier trat er unter den Oberbefehl des Generalcapitains Morosini und kämpfte mit rastloser Thätigkeit ruhmvoll gegen die Türken, bis er Eingangs Juli eine gefährliche Schußwunde in den Schenkel bekam, an welcher er am 29. Juli 1669 starb. Sein verlassenes Häuflein stritt noch bis zum Verluste der Insel an die Osmanen tapfer und zog dann nach Hause. Josias hatte sich 1659 mit Wilhelmine Christine von Nassau-Siegen (gest. 21. Jan. 1700) vermählt und mit ihr sieben Kinder gezeugt, von welchen nur eine Tochter, Charlotte Johanna, am Leben geblieben war, die sich in der Folge mit Herzog Johann Ernst von Sachsen-Saalfeld verheirathete. S. den Art. Johann Ernst VIII. von Sachsen Ernestinischer Linie [2]).

Josias III., Stifter der noch blühenden gräflichen Linie zu Bergheim, die sich gegenwärtig von Waldeck-Pyrmont nennt, ist der jüngere Sohn des regierenden Grafen Christian Ludwig aus zweiter Ehe mit Johanna von Nassau-Idstein und geboren den 20. Aug. 1696. Er trat nach empfangener Ausbildung in französische Waffendienste und brachte es darin bis zum Brigadier. Dieses Verhältniß gab er 1736 auf und nahm kaiserliche Dienste an, worin er als Befehlshaber eines Dragonerregiments bezeichnet wird. Späterhin trat er in den Privatstand zurück und errichtete seinen Wohnsitz zu Bergheim, wo er den 2. Febr. 1763 an einem hitzigen Brustfieber starb. Im Jahre 1745 führte er nach Moser einen Proceß mit dem Fürsten von Waldeck, wegen Verletzung des Erstgeburtsrechts, beim Reichshofrathe; indessen wurde er für sich und seine Nachkommen mit einer gewissen Apanage und den waldeck'schen Orten Bergheim, Melba und Königshagen, die mit Gerichtsbarkeit und andern obrigkeitlichen Gerechtsamen in paragirenden Bestimmungen versehen wurden, ausgestattet, und hatte sich im Jahre 1757 einen, auch auf seine männlichen Nachkommen übergegangenen, Antheil an der damals reichsunmittelbar gewesenen Grafschaft Limpurg-Gaildorf durch seine Gat-

1) Vgl. das Chronicon Waldeccense in *Hahnii* collectio monumentor. veter. I, 847 sq., David Chyträus, Chronik von Sachsen. S. 497 und von Rommel's Geschichte von Hessen. VII, 196 fg., wo, wie bei Moser, den Linien Eisenberg und Wildungen die wahren Stammväter nachgewiesen werden, während noch in neuerer Zeit von einigen Statistikern Widersprüche deshalb gemacht worden sind.

2) *Hahnii* collectio monumentor. veter. I, 874, das Theatr. Europ. IX, 1155 sq., X, 2, 130—141, wo auch ein Brustbild des Grafen Josias zu sehen ist, und Pfeffinger's Historie des Hauses Braunschweig-Lüneburg. III, 40 fg. Der Rector Joh. Christoph Rumetsch zu Speier schrieb und gab 1676 eine gekünstelte und mit vielen gelehrten Anmerkungen versehene Lobschrift auf Josias II. unter dem Titel heraus: Sanguine purpuratus in Candia Germaniae Candor, sive beatae memoriae Cippus illustrissimo Comiti ac Domino D. Josiae Waldeccensi et Piermontano etc. Fol.

ten, welche hier mitregierend war, erwähnen. Diese Gattin, Dorothea Louise Wilhelmine, geborene Gräfin von [illegible] (geb. am 27. Jan. 1696 und gest. den 6. [illegible] 1726, nicht 1774) hatte er am 27. Jan. 1725 geheirathet und mit ihr [illegible] Kinder gezeugt [3]), darunter Georg Friedrich Ludwig, der Folgende(?), und

Josias IV., welcher dem obengenannten kinderlosen Bruder am 4. April 1771 in der paragirten Grafschaft folgte. Dieser Josias (Wilhelm Leopold; fälschlich Josias Wilhelm Leopold geheißen) war den 16. Oct. 1733 geboren, trat zeitig in kursächsische Militairdienste und vertauschte dieselben 1756 mit den französischen, welche er 1762 als Oberst wieder aufgab. Er starb den 4. Juni 1788, nachdem er sich erst am 5. März 1772 mit Christine Wilhelmine von Isenburg-Büdingen (geb. 24. Juni 1756) vermählt und mit ihr fünf Söhne und eine Tochter gezeugt hatte. Die Witwe erlebte ein hohes Alter und starb ziemlich gleichzeitig mit ihrem ältesten Sohne, dem Grafen

Josias V. (Wilhelm Friedrich Christian Karl). Geboren den 13. Mai 1774, wuchs er unter mütterlicher Vormundschaft auf, nahm dann preußische Waffendienste, die er als Hauptmann 1797 wieder aufgab, und wurde späterhin Oberst und Chef des fürstlich waldeck'schen Contingents. Graf Josias von Waldeck und Pyrmont, oder von Waldeck-Bergheim, vermählte sich am 10. Jan. 1802 mit Wilhelmine Karoline Luise von Löwenstein-Wertheim-Freudenberg (geb. 23. April 1774) und folgte derselben, da sie im Jahre 1818 kinderlos gestorben war, den 9. Juni 1829 in die Gruft nach. Sein Nachfolger in der Grafschaft wurde sein jüngerer Bruder Karl. (*B. Röse.*)

JOSIDA oder **JOSJIDA**, Hauptstadt des Fürstenthums Mikawa in der Landschaft Tokaydo *) auf der japanischen Insel Niphon. Sie liegt auf einer Anhöhe, deren Fuß ein Fluß bespült, der sich einige Meilen unterhalb in den Ocean mündet, und begreift nach Kämpfer (II. pag. 251) in einer langen und einigen Nebenstraßen etwa 1000, in ihren beiden längs der Landstraße (von Miako nach Jeddo) erbauten Vorstädten aber noch andere 350 Häuser. Kämpfer brauchte eine Stunde, um sie zu durchziehen. An der Nordostseite der Stadt liegt ein Schloß, das auf drei Seiten mit Graben und Wällen, auf der vierten aber durch den vorbeifließenden Fluß befestigt ist, dessen hohe, weiße und zierliche Mauern aber ohne Wehr- und Schießthüren sind, da es nur zu einem temporairen Aufenthalte der durchreisenden Großen bestimmt ist. Kämpfer sagt ferner, daß man in Josida viele Schmiedearbeit verfertige, allein Klaproth bezeichnet diese Stadt als einen der Hauptmärkte des japanischen Gewerbfleißes. (*Klühn.*)

JOSIMATH, Dorf in dem vorderindischen Districte Gurwal und in der gleichnamigen Provinz, Präsidentschaft Bengalen. Es liegt unter 30° 34' nördl. Br. und 97° 12' östl. L. an der Vereinigung des Dauli und Vishnu, zählt noch nicht 300 Häuser, hat aber einen berühmten Tempel, des Nara Singh, und dient dem Oberpriester von Bhadrinath jährlich sechs Monate lang zur Residenz. (*G. M. S. Fischer.*)

Josippon, s. Josephus Gorionides.

Josjida, s. Josida.

JOSLENUS oder **JOSLAN VON VIERZY**, ein ebenso tugendhafter als gewandter Staatsmann des 12. Jahrhunderts, hatte sich der Theologie gewidmet und sowol in dieser als auch in andern Wissenschaften ausgezeichnete Kenntnisse erworben. Nach Beendigung seiner Studien ward er Erzdiakon zu Bourges und dann Lehrer der Theologie zu Paris. Sein Ruhm verbreitete sich schnell und veranlaßte seine Ernennung zum Bischof von Soissons. Ludwig VII. berief ihn in seinen Staatsrath, in welchem er durch seine strenge Rechtlichkeit und sein richtiges Urtheil viel vermochte. Auf den Concilien zu Troyes (1127) und zu Paris (1142) erwarb er sich durch seine Handlungsweise allgemeinen Beifall. Er starb im Jahre 1152. Seine Frömmigkeit wird von seinen Zeitgenossen, die ihm besonders die Stiftung zahlreicher Klöster als hohes Verdienst anrechnen, sehr gepriesen. Das einzige Werk, welches bis jetzt von ihm bekannt geworden ist, die Expositio symboli et orationis dominicae (in E. Martene's und U. Durand's „Veterum scriptorum et monumentorum amplissima collectio" Tom. IX. p. 1101—1120) enthält nur Gewöhnliches. (*Ph. H. Külb.*)

JOSLOWITZ, mährisch **JAROSLAWICE**, 1) eine große, dem Grafen Wilhelm von Hompesch-Bollheim gehörige Allodialherrschaft im znaymer Kreise des Markgrafthums Mähren, mit einem eigenen Wirthschafts- und Justizamte, einem Flächeninhalte von 23,108 Jochen 744 □Kl. eines meist ebenen Bodens, 10,307 katholischen Einwohnern teutscher Zunge, welche in 4 Märkten, 9 Dörfern und 1533 Häusern wohnen und vom Acker- und Weinbaue, von einigen Gewerben und vom Taglohne leben. Das Gebiet der Herrschaft, auf dem sich nur hier und da einige unbedeutende Hügel von aufgeschwemmter Erde erheben, wird von der Taja, von dem Jaispitzerbache und dem Deinisch bewässert, und umfaßt an landwirthschaftlich benutzter Bodenfläche 2072 J. 408 □Kl. obrigkeitliche und 15,078 J. 315 □Kl. unterthänige Äcker; 111 J. 800⅔ □Kl. obrigkeitl. und 2430 J. 1172⅔ □Kl. unterth. Weingärten; 407 J. 308⅔ □Kl. obrigkeitl. und 1240 J. 354 □Kl. unterth. Hutweiden; 921 J. 1221⅔ □Kl. obrigkeitl. und 720 J. 1051 □Kl. unterth. Wiesen; 713 J. 1502 □Kl. obrigkeitl. Waldungen, endlich 2 J. 1121⅔ obrigkeitl. und 113 J. 312⅔ □Kl. unterth. Gärten. Der tragbare Boden besteht in seiner oberen Schicht aus fruchtbarer Dammerde, die auf Lehm oder Sand aufgelagert ist, alle Getreidearten des gemäßigten europäischen Erdstrichs, Hülsenfrüchte, Hirse und Gemüse, die gemeineren Obstsorten und Wein hervorbringt und reich an Wald ist. Der Viehstand umfaßt 940 Pferde, 2181 Rinder, 5782 Schafe, 2187 Stück Borstenvieh und 37

---

3) Vgl. Fortgesetzte und neue genealog. Nachrichten, Jahrg. 1763, S. 805, wo der Verfasser den Grafen Josias III. 1699 geboren werden läßt, so auch die Voigtel'schen Geschlechtstafeln; Krebel, Klüber und Andere haben das oben im Texte stehende Jahr.

*) Nach Robert's Karte in der Landschaft Jetsegen.

Ziegen. An Weinen werden jährlich gegen 18,000 Eimer erzeugt und zum Theil nach Österreich verhandelt. Zwei Handelsstraßen durchschneiden das Territorium. Übrigens befinden sich auf dieser Herrschaft noch 6 Pfarren, 3 Localien, 11 Trivialschulen, 8 Armenanstalten, 1 Meierhof, 3 Schäfereien, 6 Wundärzte und 5 Hebammen.

2) Ein zur Herrschaft gleiches Namens gehöriger Marktflecken und Amtsort, in der Nähe der österreichischen Grenze, im Thale unweit vom rechten Ufer der Taja und unfern von der Einmündung der Pulka in jene, 2 Meilen ostwärts von der Kreisstadt entfernt, mit 182 Häusern, 1257 Einwohnern, einer eigenen katholischen Pfarre, welche zum erdberger Dekanate des brünner Bisthums gehört, unter obrigkeitlichem Patronate steht und 1297 Pfarrkinder zählt, einer dem heiligen Abte Egydius geweihten, in den Jahren 1790 und 1791 erbauten Kirche, einer Schule, einem großen, im Jahre 1730 in einem edlen Style und länglichen Vierecke erbauten herrschaftlichen Schlosse, welches auf einer Anhöhe über dem Orte liegt, eine öffentliche Kapelle und einen eigenen Schloßkaplan hat und von einem Lust- und Fasanengarten umgeben ist; einem obrigkeitlichen Meierhofe, einer Branntweinbrennerei, einem Gasthause, einer Armenanstalt und zwei Jahrmärkten. Bereits im Jahre 1255 war hier eine Burg, 1325 eine Pfarre und seit dem 15. Jahrhunderte stand nächst dem Orte eine Feste. Die Herrschaft Joslowitz wurde im Jahre 1790 für 890,000 Fl. und 2000 Dukaten Schlüsselgeld, im Jahre 1801 um 958,478 Fl. und im Jahre 1808 um 1,400,000 Fl. verkauft. (*G. F. Schreiner.*)

Josomirgott, s. Heinrich, Herzog von Österreich (2. Sect. 4. Th. S. 343.).

JOSQUIN DES PRÈS oder **Desprèz**, auch **Giosquino del Prato** und **Jodocus Pratensis** genannt, gehört unter die merkwürdigen Männer, deren Herkunft, Geburts- und Todesjahr, trotz ihrer Berühmtheit, so wenig gewiß ist, daß sich Niederländer, Teutsche, Franzosen und Italiener um die Ehre stritten, ihn den Ihrigen zu nennen. Der fleißige, aber auch nicht selten oberflächliche und schnellgläubige Burney hielt ihn, seiner vorgefaßten Meinung wegen, es sei Italien das erste Hauptland harmonischer Gesänge, für einen Toscaner aus der Stadt Prato, weil Josquin auch a Prato genannt wurde. Forkel entscheidet nicht, möchte ihn jedoch gern als einen Teutschen gelten lassen. Die verschiedenen Ansichten findet man in Gerber's neuem Lex. der Tonkünstler; auch werden daselbst die noch vorhandenen Werke dieses größten Contrapunktisten seiner Zeit angeführt. Perne in der Revue musicale. 1827. No. 36 lieferte auch eine Untersuchung über Josquin, welche Fétis mit Bemerkungen begleitete. Die hauptsächlichsten Ergebnisse waren: Josquin, geboren zu Cambray in Burgund um 1440, kam als Knabe an die Collegiatkirche zu St. Quentin in der Picardie als Sänger; nach der Mutation der Stimme sei er um 1455 in Ockenheim's Schule gegangen, um den Contrapunkt zu erlernen, worauf er wieder als Lehrer nach St. Quentin gekommen und so lange dort geblieben sei, bis er unter Sixtus IV. (regierte von 1471 bis 1484) an die päpstliche Kapelle berufen wurde. Von Rom kehrte er, ungewiß wann? nach Cambray zurück, wo er verweilte, bis ihn Ludwig XII. von Frankreich als ersten Sänger an seine Kapelle rief, nach allen geschichtlichen Umständen zu schließen 1498; auch erhielt Josquin schon 1499 vom Könige eine Pfründe zu Condé im Hennegau, wo er 1501 gestorben und daselbst am Hochaltare begraben sein soll. Dagegen hatte Fétis Hennegau als Heimath und wahrscheinlich die Stadt Condé als Geburtsort nachzuweisen gesucht. Schon in der gekrönten Preisschrift R. G. Kiesewetter's: „Über die Verdienste der Niederländer um die Tonkunst" (Amsterdam 1829. 4.) wurde S. 89 sehr richtig bemerkt, daß der König von Frankreich über die Pfründen zu Condé nicht verfügen konnte, und daß auch der Gewährsmann, Aubert Misé, nicht sage, daß Josquin diese Pfründe der Gnade des Königs zu verdanken habe. Es wird daher für viel glaublicher gehalten, was auch von frühern Geschichtsforschern ausdrücklich gesagt wird, Josquin sei in die Dienste Kaisers Maximilian I. getreten, dessen Kapellmeister er von Lucas Lossius genannt wird, welcher Titel auch auf einigen seiner gedruckten Werke zu lesen ist. Nach des Sivertius Athen. Belg. befand sich Josquin's Bild auf einem Epitaph zu Brüssel in der St. Gudulakirche, was auch Forkel anführt im 2. Theile seiner Geschichte der Musik S. 556. Weder in diesem noch in einem andern von Gerard Avidius verfaßten Gedichte ist das Todesjahr angegeben, noch gesagt, daß er dort begraben liege. Daß Josquin's Todesjahr in obiger Darstellung Perne's zu früh angegeben wurde, erhellt daraus, daß Josquin ein Trauergedicht auf den noch 1512 lebenden Ockenheim componirte. Die neueste Untersuchung von Kiesewetter steht in der Leipz. allgem. musikal. Zeitung 1835 Nr. 24, worin den Gewährsmännern der genannten frühern Forscher mit Gründen widersprochen wird. Nach einem alten handschriftlichen Codex der Bibliothek zu St. Gallen, welcher in den 1530ger Jahren abgeschlossen sein muß, wird eine Überschrift kund gemacht: Jodocus Pratensis, vulgo Josquin du Près, Belga Veromanduus omnium princeps. Es wird gezeigt, das französische Vermandois sei ein kleiner District der Picardie, der eigentlichen, von der Somme durchströmt; der Hauptort, St. Quentin, gehörte zu Burgund, was 1477 an Maximilian I. kam und nach mancherlei Kämpfen an Frankreich 1559 abgetreten wurde. Die alte Augusta Veromanduorum wurde schon im fünften Jahrhundert von den Vandalen zerstört; sie lebte in St. Quentin (Quintonopolis) wieder auf. In der Nähe liegt noch ein kleiner Ort Vermand. Hier ist also der Geburtsort des Musikers zu suchen, und also weder in Cambray noch in Condé. Da nun Quentin von Gregor von Tours wirklich Oppidum Veromanduorum genannt wird, Josquin auch seine Jugend dort verlebte, so ist St. Quentin am wahrscheinlichsten seine Geburtsstadt. Er stammte also aus der eigentlichen Picardie und war ein Niederländer. Dagegen ist sein Todesjahr noch nicht ermittelt. Obwol seine Nänien erst 1545 bei Tileman Susato in Antwerpen gedruckt wurden, muß er dennoch früher gestorben sein. Wenn übrigens unter den Liedercomponisten in Italien ein Josquin (Giosquino) d'Ascanio genannt

wird, so mag dies nach Kiesewetter's Urtheil der Leichtfertigkeit der Arbeiten wegen weit eher ein Pseudonymus als dieser Josquin sein, dessen contrapunktische Sätze stets meisterlich und für damals musterhaft waren und als solche anerkannt wurden. Forkel, Burney, Hawkins und nach ihnen Kiesewetter liefern mancherlei Compositionen von ihm, und Gerber zählt viele seiner gedruckten und in Manuscripten vorhandenen Werke auf. Josquin's Schüler sind bedeutend *). (*G. W. Fink.*)

JOSSA. I. Erdbeschreibung.

1) Ein kleines Flüßchen, das im Hinterspessart des bairischen Landgerichts Orb, in Unterfranken und Aschaffenburg, beim Dorfe Villach, entspringt, Anfangs gegen Ost, dann gegen Norden zu fließt, bei Marienjossa in das kurhessische Gebiet übertritt, hier einen kleinen Teich bildet, dann eine östliche und südliche Richtung nimmt und, durch den Distelbach und Orbig verstärkt, bei Obersinn in die Sinn sich ergießt. Es nährt viele Forellen, Krebse, liefert Perlenmuscheln, setzt viele Mühlen in Bewegung und wird häufig zum Holzflößen benutzt. Das Thal, welches von der Jossa gebildet wird, heißt Jossagrund, und gewährt seinen Bewohnern einen guten Viehstand. Die hohen Waldungen, welche diesen Grund begrenzen, und theils zum bairischen, theils zum kurhessischen Gebiete gehören, nähren hohes Wild, Auer-, Birk- und Haselhühner, und verschaffen den Anwohnern nützliche Holzgeschäfte. (*Eisenmann.*)

2) Ein in den Vorbergen des Vogelsberges, bei den Dörfern Willofs und Wernyes, in dem großherzoglich hessischen Bezirke Alsfeld entspringender Bach, nimmt seinen Lauf nördlich, geht durch Grabenau und fällt bei Niederjossa in Kurhessen in die Fulda. Der alte Name dieses Baches war Jazapha oder Jazzaha, und wird in einer Grenzbeschreibung von 1011 als die äußerste Grenzlinie von Buchonien oder des westlichen Grabfeldes angegeben. (*G. Landau* u. *Wagner.*)

II. Genealogie.

Das vom Flüßchen Jossa, welches an des Spessarts nördlichem Abhange, am Fuße des orber Reisigs, unweit Füllbach, entspringend, nach einem Laufe von vier Meilen sich unterhalb der Joßmühle, unweit Alten-Gronau, in die Sinn ergießt, durchströmte Thal, der Joßgrund, war meist Eigenthum der Herren von Jossa, oder, nach der Schreibart des Mittelalters, Jazza, Jazzahe, die, als Dynasten niedern Ranges, bald dem hohen, bald dem niedern Adel sich anschlossen. Giso von Jazza wird unter den Zeugen einer Urkunde der Abten Burkard von Fulden 1176, Gerhard von Jazza 1229, Gyso de Jaza, Herbipolensis archidiaconus, 1241, genannt, und ist dieser vielleicht eine Person mit G. de Jaza, 1239. Ein Sohn vielleicht Gerhard's, scheint mit einer der Erbtöchter Konrad's von Tannenberg verheirathet gewesen zu sein, und finden wir daher dessen Söhne, Reinhard, Giso, Konrad und Gerhard von Jossa, in dem gemeinschaftlichen Besitze mehrer Tannenberg'schen Güter in der Bergstraße. Von diesen Brüdern werden Reinhard, Giso und Konrad bei Gelegenheit eines Rechtsstreites mit dem Capitel zu Aschaffenburg, dessen Gegenstand ein Hof zu Kälberau, im Freigericht, genannt, und entschieden die Austräge, Dinstag nach Marien Magdalenen 1300, zu Gunsten des Stiftes, „Sepedictis fratribus de Jazabe perpetuum silentium imponentes." Schwerlich wird lange diese Verhandlung Reinhard überlebt haben, und es nahmen die ihn beerbenden Brüder eine Theilung vor, sodaß Konrad seine Erbportion meist im Joßgrunde empfing, während die übrigen Güter, in der Bergstraße namentlich, das Eigenthum von Giso und Gerhard wurden. Diese Theilung scheint zu der 1313 vervollständigten Veräußerung der Stammherrschaft Veranlassung gegeben zu haben, nach welcher weder von Konrad, noch von dessen Nachkommenschaft die Rede ist. Gerhard und Giso von Jossa, die Inhaber der Güter in der Bergstraße, fanden es schwierig, sich in derselben Besitze zu behaupten, zumal das Schloß Tannenberg, den Antheil derer von Bickenbach ausgenommen, mit einer andern Tannenberg'schen Erbtochter an die Schenken von Erbach gelangt war; um die unsichere Herrschaft zu befestigen, bauten die Brüder auf einem Berge ob des Dorfes Jugenheim eine Burg und nannten sie Darberg. Indem aber zu diesem Baue die kaiserliche Ermächtigung fehlte und deshalb die von Jossa Widerspruch und Fehde von Seiten der Reichsbürger zu Oppenheim besorgten, indem überhaupt in jenen kriegerischen Zeiten der Bau einer Burg eine an die Nachbarn gerichtete Herausfoderung war, suchten die Brüder einen mächtigen Schutzherrn, und sie trugen am 4. Aug. 1312 den Darberg dem Erzbischofe Peter von Mainz zu Lehen auf, verschrieben auch dem Erzstifte zu ewigen Tagen das Öffnungsrecht, um gegen alle und jede, ausgenommen Ulrich I. und Gottfried II. von Bickenbach, Erkinger von Frankenstein, Konrad, den Schenken von Erbach, und den Ritter Eberhard Ruckelin und deren Kinder, sich der Burg bedienen zu können; bedingten endlich für den Fall, daß sie zu einer Veräußerung sich entschließen würden, denen von Bickenbach und Frankenstein, subsidiarisch dem Erzstifte Mainz, das Verkaufsrecht. Giso von Jossa hinterließ aus seiner Ehe mit der 1312 und 1346 genannten Hedwig, den einzigen Sohn Giso, der 1356 seine Hälfte an Darberg an den Schenken von Erbach, und 1357 seine fuldischen Lehen an Ulrich von Hanau verkaufte. Gerhard, des ältern Giso Bruder, starb vor 1335, aus seiner Ehe mit Lukardis, einer Tochter des Schenken Eberhard von Erbach, drei Kinder, Gerlach, Reinhard und Elisabeth, hinterlassend. Elisabeth von Jossa bewilligt 1337, in Gemeinschaft ihres Gemahls, Albrecht's von Buchenau, daß ihre Mutter Lukardis an ihren Bruder Konrad, den Schenken von Erbach, um 500 Pfd. Heller das ihr auf die Güter zu Darberg, Jugenheim und Dietersklingen verschriebene Witthum ver-

*) Man vergleiche noch über ihn, was Baini in seinem Werke über Palestrina und seine Zeit, vorzüglich S. 160 der teutschen Übersetzung, von ihm sagt. Es werden auch in Rom noch viele Handschriften von ihm aufbewahrt, z. B. mehr als 70 Messen und eine große Sammlung Motetten.

kaufe. Der Elisabeth Brüder, Gerlach und Reinhard von Jossa, mit Schulden beschwert, konnten gleich wenig der Veräußerungen sich enthalten. Am 19. Juni 1335 verkauften sie, mit Frau Lukarden Willen, an Schenk Konrad von Erbach ein Fuder Wein, jährlich aus den Gefällen der ihnen zur Hälfte zustehenden Burg Darberg und des Dorfes Jugenheim zu entrichten. Darauf, 1336, gab ihnen und Frau Lukarden Abt Heinrich von Fuld 100 Pfd. Heller als Burglehen in Saalmünster. Endlich haben sie, etwa 1337, was ihnen an Darberg und Jugenheim eigen, an den Schenken von Erbach verkauft. Zum letzten Mal wird Gerlach 1339 genannt, und er mag, eben wie sein Bruder, unbeweibt verstorben sein. Des Geschlechtes geschieht nirgends weiter Erwähnung. Die Stammherrschaft war eine mainzische Amtsvoigtei geworden, von einem Amtsvoigte und Amtsvoigteischreiber regiert, und dem Amte und der Amtshalterei Orb untergeordnet. Diese Amtsvoigtei dehnte sich 1785 über 7 Ortschaften aus: Burgjossa, Amtssitz, von 25, Aalsberg von 15, Deutelbach von 4, Hausen von 3, Mernes von 58, Oberndorf von 57, Pfaffenhausen von 45 Häusern. Außerhalb der Grenzen der Voigtei haben die von Jossa noch Marienjossa, das nachmals dem hanauschen Amte Schlüchtern zugetheilte reformirte Kirchdorf, unterhalb Mernes, dann das fuldische Saalmünster besessen, und an Stadt und Schloß Hain zur Dreieich, an dem Dorfe Götzenhain, an den Mansen in Arheiligen und an dem Lichtforste wenigstens Ansprüche geltend zu machen gesucht, weil Philipp der Ältere von Falkenstein, indem er die fraglichen Güter der Abtei Fulda zu Lehen aufträgt, zugleich hinsichtlich solcher Ansprüche die Währschaft übernimmt, 8. Mai 1318. (*v. Stramberg.*)

Josse, Markgraf von Mähren, s. Jodocus.

JOSSE (Pierre), ein ausgezeichneter französischer Pharmaceut, geboren zu Paris 1745, war ein Schüler von Rouelle und De Laborie, bereicherte und vervollkommnete seine Wissenschaft durch mancherlei interessante und nützliche Entdeckungen; namentlich gelang es ihm, das Opium von nachtheiligen Bestandtheilen zu befreien und dadurch als Arzneimittel brauchbarer zu machen, wurde 1779 Mitglied des pharmaceutischen Collegiums, 1784 aushelfender Professor der Chemie an demselben, endlich 1797 Vorsteher dieser Anstalt und starb 1799 *). (*R.*)

JÖSSE, ein Härad (Kreis) in der westschwedischen Provinz Wärmeland, im Jahre 1815 mit 18,594 Einwohnern in drei Pastoraten (Arvika, Kjöla und Brunskog) und 11 Kirchspielen, die eine Propstei bilden. Das Volk von Jösse ist von schönem, kräftigem Wuchse, rasch, munter, arbeitsam, mäßig, uneigennützig, aufrichtig, immer froh und zufrieden und gottesfürchtig; hier und da hat der letzte norwegische Krieg die Sitten verschlimmert. Die Einwohner nähren sich von Ackerbau, Kohlenbrennen und Hüttenwerken; doch besteht der frühere Wohlstand nicht mehr. Die Einwohner haben viele Eigenthümlichkeiten, auch eine besondere geschmackvolle Tracht. In Gunnarskog wohnen auch etwa 200 Finnen seit alter Zeit; sie treiben Viehzucht, reden Finnisch und Schwedisch, wohnen meist in Pörten, haben finnische Badestuben und sind in hohem Grade gottesfürchtig und, in Armuth, gastfrei. (*v. Schubert.*)

JOSSELIN, kleine Stadt und Cantonshauptort im Arrondissement Ploërmel des französischen Departements Morbihan. Sie liegt am Oust und dem Kanale von Nantes nach Brest, besteht aus zwei Theilen: St. Nicolas de Josselin und St. Martin de Josselin und zählt 2695 Einwohner, welche Fabriken von grobem Tuche unterhalten. Über der Stadt erhebt sich ein altes Schloß und in der Nähe quillt eine Mineralquelle hervor und befindet sich die Feenhöhle (pertuis des fées), ein Felsengewölbe von 20 Fuß Tiefe. (*Klähn.*)

Josselin de Courtenay, Graf von Edessa, s. Joscelin.

JOSSELINUS BRACKELONDE oder Brackelunde oder Braclandus, ein zu St. Edmundsbury in England im Anfange des 13. Jahrhunderts lebender Benedictiner, hauptsächlich bekannt durch ein Chronicon monasterii Buriensis *). (*R.*)

JOSSETEN-NOODE (St.), Commune in der Provinz Südbrabant des Königreichs Belgien, an der Woluwe (Zufluß der Dyle, der bei Boitsford entspringt und unterhalb Vilvorde sich ergießt) mit bedeutenden Hammer- und Hüttenwerken und gutem Gartenbaue. (*Benicken.*)

JOSSIGNY (Gausiniacum), Dorf im Canton Lagny und Arrondissement Meaux des französischen Departements Seine und Marne. Es liegt eine Lieue südlich von Lagny, an der Quelle des Crochet, in 399,47 par. F. absoluter Höhe und zählt mit den zur Gemeinde gehörigen Ortschaften (einem Weiler, einem Vorwerke und zwei Schlössern) 550 Einwohner. Nach der Meinung einiger Schriftsteller wurde der Ort von Chlodowig der heiligen Genoveva geschenkt; gewiß ist, daß er schon vor 1170 den Chorherren der Kirche St. Genoveva zu Paris gehörte. Hierher zog sich Levasseur im Jahre 1608 aus Furcht vor der Pest zurück und componirte hier eine Sammlung von Gedichten unter dem Namen „Le boccage de Jossigny,“ worin er in schlechten Versen die Schönheiten des Ortes pries. Zur Gemeinde gehört das Schloß Belle-Assise, welches seinen Namen der dominirenden Lage auf einem Hügel in 432 par. F. absoluter Höhe verdankt, von dem man einer vortrefflichen Aussicht genießt, und das Vorwerk Mauny, mit einer alten Kapelle, welche schon im Jahre 1407 existirte. (*Klähn.*)

Jossinia *Commers.*, s. Myrtus.

Jossius oder **Joice**, s. Thomas Anglicus.

---

*) Biogr. univers. Tom. XXII. p. 37. 38. (Art. von Cadet-Gassicourt.)

*) Jöcher's Gelehrtenlex. I. Bd. Col. 1324 nach *Oudin*, De scriptor. eccles. *Vossius*, De histor. latin. *Balaeus*, De scriptor. Britanniae und *Pitseus*, De scriptor. Angliae.

JOST. A. Biographie.

I. Grafen von Hohenzollern.

1) Jost Niclas I., auch Jodocus oder Jobst Niclas, Justus und ganz irrig, vermuthlich durch Nachschreiben der Druckfehler, Joseph Niclas genannt, war, nach den neuesten Forschungen des Geschichtschreibers Schilling von Hohenzollern, ältester Sohn des Grafen Eitelfritz IV. von Zollern und Ursula's von Ratzün, anderen gewöhnlichen, doch unerwiesenen Nachrichten zufolge, so bei Pregitzer und Johler, hatte er den unglücklichen Grafen Friedrich VII. von Zollern und die ebengenannte Ursula, die sein Weib gewesen sein soll, zu seinen Ältern. Dieser verschwenderische Graf Friedrich VII., der Öttinger genannt, und der ältere Bruder von Eitelfritz, Jost Niclas' wirklichem Vater, war nach der Zerstörung seines Stammschlosses Zollern im Jahre 1423 in würtembergische Gefangenschaft gerathen und nach seiner Befreiung seines Landes beraubt, auf einer Pilgerfahrt nach dem heiligen Grabe gestorben. Drei Jahre nach seinem Tode erhielt Eitelfritz (1429), welcher dem Hause Österreich treffliche Dienste geleistet hatte, die zollernsche Grafschaft zurück, mit Verlust einiger Dörfer, welche die Grafen von Würtemberg behielten, und mit einem erblichen Dienst- und Lehnverhältnisse, zu welchem er sich diesen Grafen gegen Empfang eines Jahrgeldes verbindlich machen mußte. Das Land war zerrüttet und verschuldet. Eitelfritz IV. starb schon 1439 den 21. Sept. und hinterließ die ganze Grafschaft seinem bereits herangereiften Sohne Jost Nicolaus I., welcher in Folge eines dauerhaften Friedens, welchen er sich zu erhalten wußte, durch Förderung des Wohlstandes und durch weise Wirthschaftlichkeit nicht nur dem verfallenen Lande bald wieder aufhalf, sondern dasselbe auch bedeutend vergrößerte. Schon 1470 schien er dem benachbarten Würtemberg ein gefährlicher Vasall geworden zu sein, obschon er das gute Vernehmen mit dieser Grafschaft nicht unterbrach, sondern den Vertrag gewissenhaft beobachtete, welchen er am Sonntage Lätare 1456 mit dem Grafen Ulrich dem Vielgeliebten von Würtemberg abgeschlossen hatte. Im Jahre 1465 gelangte er in den ausschließlichen Besitz des sehr einträglichen Fischfanges im Federsee bei Buchau, und als die benachbarten Städte und Dörfer sich dagegen auflehnen wollten, verschaffte er sich vom Kaiser Friedrich III. einen besondern Schirm- und Gewaltsbrief, kraft dessen ihn alle schwäbische Reichsstände und selbst seine Vettern von Brandenburg bei jedem Vorfalle im Genusse dieses erworbenen Rechtes beschützen sollten. Derselbe Kaiser ermächtigte auch ihn und seine Nachkommenschaft, eigne Münzen zu prägen und im ganzen Umfange seiner Grafschaft, selbst in künftigen Erwerbungen, Bergwerke anzulegen. Im Jahre 1467 brachte er, als die Grafschaft Haigerloch, durch das Aussterben des hohenbergischen Hauses im Mannesstamme, an Österreich zurückgefallen war, alle Gefälle und Gerechtsame der dazu gehörenden Dörfer Rangendingen und Steinhofen an sich; nicht lange darnach erwarb er sich die volle Belehnung mit dieser ganzen Grafschaft und gab dafür die von seiner Mutter geerbte, in Graubündten gelegene Herrschaft Ratzün, deren bedeutende Schulden er erst bezahlt hatte, an Österreich zurück. Im Jahre 1473 brachte er durch einen Tauschvergleich mit Eberhard von Würtemberg die Güter Jungingen, Starzla, Killer, Hausen und Burladingen nebst allen Gefällen des Killerthales, welche bis dahin noch an Würtemberg verpfändet gewesen waren, an sein Haus. Gleichzeitig erkaufte er das Dorf Willmandingen und das Schloß Hohlstein sammt den Dörfern Stetten und Hörschweg (? Hörschwang) und den Hof zu Erpfingen, wovon nachmals ein Theil an Würtemberg abgetreten wurde, da Jost Niclas das Geld zu diesem Kaufe geliehen hatte und die Rückstände der Kaufsumme dem Darleiher in Gütern ersetzt werden mußten. Hierauf kaufte er die Herrschaft Wehrstein, welche aus dem gleichnamigen Schlosse und den Dörfern Impfingen, Bischingen und Bethera (Petra) bestand, späterhin durch Heirath an Österreich kam, und erst kurz vor Grafen Karl I. an Hohenzollern zurückfiel. Im Jahre 1487 endlich brachte er mittels Vertrags, den er mit den ihm verschwägerten Schenken von Limpurg abschloß, noch einen ansehnlichen Theil von der Hinterlassenschaft des Grafen Sigmund von Hohenberg an sein Haus. Durch dieses Wachsthum seiner Besitzungen neidisch geworden, pflegten seine Nachbarn ihn nur den zollernschen Natterer zu nennen, sowie wegen seines Einflusses auf den schwäbischen Kreis „Jost im Barte."

Allerdings stand der Graf in hohem Ansehen sowol wegen seiner Milde, Gerechtigkeitsliebe und Gefälligkeit, als auch wegen seines rastlosen Bemühens für Erhaltung des Friedens in seinem Lande wie in der Nachbarschaft in jenen unruhigen Zeiten. Ebendiese Eigenschaften erwarben ihm häufig das Schiedsrichteramt zwischen streitenden Parteien; z. B. nahm er sich 1471 des Grafen Wernher von Zimbern gegen Eberhard von Würtemberg an, und 1479 schlichtete er den Streit zwischen Baden und Würtemberg, hinsichtlich des Zolles in Eßlingen. Kaiser Friedrich III. übergab ihm 1486, nachdem sein Sohn Friedrich, welcher würtembergischer Rath und Domdechant zu Strasburg war, bei zwiespältiger Wahl durch mächtigen äußern Einfluß zum Bischofe von Augsburg erkoren worden war, die Verwaltung dieses Hochstiftes, weil von Baiern her dieser Wahl wegen Unruhen zu befürchten waren.

Im Übrigen verschönerte Jost Niclas die Stadt Hechingen durch Bauten und stiftete sich bei seinen Nachkommen ein unvergeßliches Andenken durch den Wiederaufbau des alten zerstörten Stammschlosses Zollern. Diesen Bau begann er gleich nach seinem Regierungsantritte (nach Pregitzer schon 1430), wurde aber aus Eifersucht der Nachbarn, die eine furchtbare Stütze der zollernschen Grafen darin erblickten, daran sehr gehindert, bis er bei Verwandten und Freunden Hilfe suchte und erhielt. Es erschienen, nach Pregitzer, die Erzherzoge von Österreich, die Markgrafen Albrecht von Brandenburg und Karl von Baden, Herzog Philipp III. von Burgund und andere vornehme Gehilfen. Sie legten goldene und silberne Münzen in den Grundstein, ein Graf von Fürstenberg trug den Mörtel herbei und ein Herr von Brandis rührte „den

Zeug," und während man mit silbernen Hämmern und Kellen, welche Jost mit den Wappen aller dieser Herren hatte bezeichnen und fertigen lassen und im 17. Jahrhunderte noch vorhanden waren, also schaffte, drohte man zugleich mit Eisen und Schwert Allen, besonders den Reichsstädten, die es wagen würden, den Aufbau fürder anzufeinden. Trotz der vielen Schwierigkeiten, mit welchen der Graf dabei zu kämpfen hatte, war der Bau doch im Frühjahre 1454 vollendet und im Herbste desselben Jahres bezog Jost die feste Burg auf derselben Stelle, wo seine Väter gewaltet hatten, zum ersten Male. Sie blieb nun für alle seine Nachkommen Wohnung und Residenz, bis sich diese in drei Linien spalteten und geeignete Wohnplätze errichteten.

Graf Jost war, nach dem Beispiele seines Vaters, frühzeitig in kaiserliche Dienste getreten und hatte sich in vielen verwickelten Fällen unter Friedrich III. durch feste Ergebenheit, Klugheit, Muth und Erfahrung ausgezeichnet, wodurch er seinen Söhnen eine glückliche Zukunft eröffnete, wie sie noch nie zu hoffen gewesen war. Dieselben traten auch Alle, außer dem Bischofe Friedrich von Augsburg, in österreichische Dienste, in welchen sie ihr Leben opferten bis auf den ältesten, Eitelfritz V., welcher dem Vater in der Regierung folgte. Jost Niclas starb den 9. Febr. 1488, nachdem er das Jahr zuvor noch dem Reichstage zu Nürnberg beigewohnt hatte, und wurde im Kloster Gnadenthal beigesetzt, während der Bischof Friedrich zu Augsburg in allen Klöstern und Pfarreien seines Stiftes feierliche Exequien halten ließ. Seine Gattin Elisabeth (nicht Agnes, wie Crusius annimmt), eine geborene Gräfin von Werdenberg, soll gleichzeitig mit Tode abgegangen sein. Die Kinder ihrer Ehe waren fünf Söhne, von denen die drei jüngsten vor den Ältern gestorben waren, und eine Tochter. Letztere, Helene, vermählte sich mit dem Erbtruchseß Johann dem Jüngern von Waldburg, welcher Hauptmann des schwäbischen Bundes war und 1511 starb. Von den Söhnen war Eitelfritz V., oder IV. bei Denen, welche seinen Großvater nicht mitzählen, der älteste und Erbe der ganzen Grafschaft Zollern. Der zweite, Bischof Friedrich von Augsburg, am Hofe Kaisers Friedrich III. erzogen, führte mit Hilfe seines ältesten Bruders die vom Vater schon beabsichtigte, doch unterlassene Gründung eines Chorstiftes in der Marienkirche zu Hechingen aus. Derselbe that sonst noch Vieles zum Besten des zollernschen Landes: er verschönerte und vergrößerte Hechingen, erweiterte die Schlösser zu Burladingen und Dillingen, und verwendete große Summen auf den völligen Ausbau des neuen Stammschlosses auf dem Zollerberge. Er starb im Rufe eines gelehrten und menschenfreundlichen Prälaten am 8. März 1505 in seinem 55. Jahre. Eitelfritz der Jüngere stand in niederländischen Diensten bei Maximilian I. (nach Crusius war er Admiral) und fiel in der Schlacht bei Dendermonde; Albrecht Friedrich und Friedrich Johann, zwei ausgezeichnete Kriegsoberste, fochten, ebenfalls in Maximilian's Diensten, im Kriege gegen Herzog Karl den Kühnen von Burgund und fielen 1483 bei der Belagerung Utrechts. Ihre Leichname wurden nicht in Antwerpen, wie Crusius behauptet, sondern in der Domkapelle zu Altdorf beerdigt. Ein sechster Sohn des biedern Grafen Jost Niclas, der des Vaters Namen getragen haben soll, mag, dafern er wirklich gelebt hat, in früher Jugend gestorben sein [1]).

2) **Jost Niclas II.**, von Johler irrig Joseph Nicolaus genannt, war ein Großenkel des vorhergehenden Grafen und ältester Sohn Joachim's von Zollern und Anastasia's von Rüffeln (? Stoffeln). Frühzeitig dem Waffendienste bestimmt und ohne Aussicht auf die Nachfolge in Zollern, trat er in kaiserliche Dienste, und als sein Vetter, Graf Christoph Friedrich, 1536 unbeerbt aus der Welt gegangen war, bekam er die Regierung der zollernschen Grafschaft, weil sein Vater Joachim, der rechtmäßige Nachfolger, schon zu alt und lebensmüde geworden war. Kaiser Karl V. bestätigte ihn am 18. März 1538 in der Hauptmannschaft der Grafschaft Hohenberg. Zwei Jahre darnach sandte er der Stadt Rottweil 100 Knechte zu Fuß auf ihre Kosten zum Beistande gegen Wied Stoffel von Landenberg, und im April 1542 ertheilte ihm der römisch-teutsche König Ferdinand I. die Vollmacht, auf der Tagfahrt zu Baden in der Schweiz mit den Eidgenossen wegen des Beistandes gegen die Türken zu unterhandeln. Nicht lange darnach bedrohte ihn der Vorfall, daß er auf der Jagd einen Würtemberger in der Meinung, er wäre ein Wilddieb, erlegt hatte, mit der Feindschaft Herzogs Ulrich, welcher er nur dadurch entgehen konnte, daß er sich mit einer Anzahl gutgerüsteter Reiter dem schmalkalder Bunde anschloß. Der Graf zog sich aber durch diesen Ausweg die Ungnade Karl's V. zu, welcher, sobald er Jost's Sinnesänderung erfahren, ihm am 5. Mai 1547 die Hauptmannschaft in Hohenberg entriß. Indessen trat sein Bruder, Eitelfritz VI., der mit dem Kaiser auferzogen worden war, nebst dem Bischofe Otto von Augsburg als Vermittler auf, und Beide brachten am 31. März 1548 in Augsburg die Versöhnung zu Stande, nachdem sich Karl von der Unschuld des Grafen hatte überzeugen lassen. Statt der Hauptmannschaft Hohenberg, die Jost denn doch einbüßen mußte, gab ihm der Kaiser andern Ersatz. So erhielt er, als bewährter tapferer Krieger, den 28. Mai 1552 von ihm ein Reiterregiment, mit welchem er noch am Schlusse desselben Jahres der Belagerung von Metz beiwohnte; alsdann ließ der Kaiser mit ihm wegen rückständigen Soldes unterhandeln und ertheilte ihm auch, da die Grafen von Werdenberg, welche Sigmaringen besessen hatten, und die Familie von Böhringen ausgestorben waren, die Belehnung mit diesen erledigten Herrschaften. Im Mai 1542 hatte der Graf dem Hause Weisingen die in der haigerlocher Grafschaft gelegenen Dörfer Großelfingen und Stetten für 18,500 Fl. abgekauft. Er starb übrigens am 10. Juni 1558 und hinterließ von seiner Gattin Anna, einer Geborenen von

1) Vgl. M. Crusius, Schwäbische Chronik. 2. Bd. Pregitzer, Teutscher Regierungs- und Ehrenspiegel. Johler, Geschichte, Land- und Ortskunde von Hohenzollern und G. Schilling, Geschichte des Hauses Hohenzollern.

Zimbern zu Möskirch und Wildenstein, eine Tochter, Namens Johanna, die sich im Nov. 1544 mit dem Erbtruchseß Jacob von Waldburg verheirathete. Da Jost keine Söhne hatte, fiel die Grafschaft an seinen jüngern Bruder Eitelfritz VI. (V.), der von Pregitzer fälschlich sein (damals schon verstorbener) Oheim genannt wird [2]).

(*B. Röse.*)

II. Jost, Markgraf von Mähren, s. Jodocus.

B. Geographie.

Jost (Set.), ein Kirchdorf des oldenburgschen Amtes Tettens im nördlichsten Theile der vormaligen Herrschaft Jever mit 75 Häusern und 350 Einwohnern, die zum Theil von Fischerei leben.

(*Rüder.*)

Josthal, s. **Vierthäler.**

JÖSTER, Jöstcher, Goschen, Gosken, Göschen sind gleichbedeutende Bezeichnungen

1) von einer kleinen, vor dem dreißigjährigen Kriege am Niederrhein und in Niedersachsen, besonders aber im Hanöverschen gangbaren Scheidemünze aus schlechtem Silber. Wahrscheinlich ist sie zuerst von der damaligen freien Reichsstadt Goslar ausgegangen und hat nach dieser für die Benennung „Goslarsche Pfennige" den Namen Goschen u. s. w. auf ähnliche Weise erhalten, wie die aus derselben Gegend herrührenden halben Mariengroschen von der auf selbigen befindlichen Abbildung des heiligen Matthias den Namen Mattir oder Matthiser empfangen haben. — Obige Scheidemünzen hatten nicht allenthalben gleichen Werth: denn ein Stück derselben galt im Osnabrückschen $5\frac{1}{4}$ Pfennige, in Braunschweig 6 Pfennige, im ehemaligen Cölnschen, wo sie Jöstcher oder Göstcher hießen, $1\frac{1}{4}$ clevesche Stüber oder $1\frac{2}{3}$ Albus oder 20 Heller. Von der Stadt Hameln gibt es Stücke von I, II und III Gosken, welche folgendes Gepräge haben:

1) In einem granulirten Kranze die Aufschrift: **I GOSKEN**, einseitig und ohne Jahr. Dann

Av. In einem Perlenkranze die Stiftskirche mit zwei Thürmen, als Wappen der Stadt Hameln.

Rv. In einem Perlenkranze ein römisches I, und als Umschrift um diese Werthzahl: **GOSKEN 1620.**

2) Av. Ganz wie die zuletzt beschriebene Münze.

Rv. Ebenso, nur als Werthzahl eine römische II.

(Diese Münze ist noch einmal so groß wie die unter 1) beschriebene.)

Eine ähnliche Münze von demselben Jahre hat auf beiden Seiten des Stadtwappens in zwei Zeilen die getheilte Jahrzahl 1620, welche außerdem auf dem Reverse, wie bei der zuletzt erwähnten, nochmals vorkommt.

3) Av. Ganz wie bei der unter 2) bezeichneten Münze.

Rv. Ebenso, nur mit der Werthzahl III.

Im Übrigen scheinen alle vorstehend beschriebenen Münzen nicht die geringste Spur von Silber zu haben und aus reinem Kupfer zu bestehen.

2) Ist es eine in Niedersachsen und dem ehemaligen westfälischen Kreise übliche Rechnungsmünze, deren 48 auf den Thaler gehen, und welche nur durch die neuesten Münzveränderungen mehr und mehr außer Gebrauch gekommen sein mag. Der Werth derselben schwankte in den betreffenden Ländern zwischen $4\frac{4}{5}$ bis zu $6\frac{2}{7}$ Pfennigen, wie aus Folgendem hervorgeht:

1) Nach dem 25 Fl.-Fuß, Pistolen zu $6\frac{1}{4}$ Thlr., gehen auf die cölnische Mark fein, Gold 11,830, Silber 800. Der Werth in Pistolen zu 5 Thlrn. ist daher $4\frac{4}{5}$ Pf.

2) Nach dem 24 Fl.-Fuß, die Pistole zu 6 Thlrn., gehen auf die cölnische Mark fein, Gold $11{,}356\frac{4}{5}$, Silber 768. Der Werth in Pistolen à 5 Thlr. daher 5 Pf.

3) Nach dem preußischen Courantfuß, Pistole zu $5\frac{1}{4}$ Thlr., gehen auf die cölnische Mark fein, Gold $9937\frac{1}{3}$, Silber 672. Der Werth in Pistolen 5 Thlr. ist daher $5\frac{5}{7}$ Pf.

4) Nach dem Conventions-20 Fl.-Fuß, pass. Pistole 5 Thlr., gehen auf die cölnische Mark fein, Gold 9464, Silber 640. Der Werth ist daher 6 Pf.

5) Nach dem (vor einiger Zeit aufgehobenen) hanöverschen Cassenfuße, Pistole $4\frac{2}{3}$ Thlr., gehen auf die cölnische Mark fein, Gold $8833\frac{1}{16}$, Silber $597\frac{1}{3}$, sodaß der Werth in Pistolen zu 5 Thlrn. $6\frac{2}{7}$ Pf. beträgt.

(*K. Püssler.*)

JOSUA (יְהוֹשֻׁעַ, abgekürzt früher הוֹשֵׁעַ, später יֵשׁוּעַ, daher *Ἰησοῦς* bei den LXX und sämmtlichen Hellenisten), Eigenname mehrer in der jüdischen Geschichte vorkommender Männer.

1) **Josua**, der Sohn Nun (*Ἰησοῦς Ναυῆ* LXX) aus dem Stamme Ephraim, nach Mose und David der gefeiertste Held der alten Hebräer, der Eroberer Kanaans und Gründer der israelitischen Herrschaft in diesem Lande. Sein Name erscheint schon bei mehren Gelegenheiten in dem Mosaischen Berichte von dem Zuge durch die Wüste, mit dem Lobe der Tapferkeit und klugen Gewandtheit beim Auskundschaften des Landes (2 Mos. 17. 4 Mos. 20). Da er selbst noch in Ägypten gewesen, so war er bei Mose's Tode wol der älteste Mann im Volke und wurde von dem greisen Propheten und Gesetzgeber zu seinem Nachfolger ernannt (4 Mos. 27. 5 Mos. 3). Er führte sofort das Volk über den Jordan, bemächtigte sich zuerst der festen Stadt Jericho, und dehnte seine Züge und Eroberungen zunächst nach Süden, später auch nach Norden aus, bald die einzelnen Häuptlinge und ihre Burgen, bald große verbündete Heere der Ureinwohner bewältigend. Als die Eroberung, und zwar auf die blutigste Weise, vollendet war und alles Land von Ägypten und der arabischen Wüste bis hinauf in die Thäler des Libanon Israels Obmacht anerkannte, vertheilte er es unter die einzelnen Stämme. Wie lange Josua an der Spitze des Volkes stand, erzählt die Geschichte mit keinem Worte. Die neuern Chronologen schwanken zwischen 17 und 25 Jahren. Sein Tod erfolgte sonach (vgl. 1 Kön. 6, 1) um

2) Pregitzer a. a. O. S. 114 und Schilling a. a. O. S. 200 fg.

das Jahr 1440 vor Chr. Er erreichte ein Alter von 110 Jahren.

Die Geschichte Josua's ist erzählt in dem Buche, welches seinen Namen trägt und welches in der Sammlung der heiligen Schriften der Hebräer unmittelbar auf die Mosaischen Bücher folgt. Der Pragmatismus der darin gegebenen, im Obigen nur mit zwei Worten ausgezogenen, Erzählung ist ein durchaus religiöser und hat den doppelten Zweck im Auge, zu zeigen einmal, daß die den Patriarchen gewordene Verheißung des Besitzes Kanaans für ihre Nachkommen auf eine entsprechende Weise, d. h. unter offenbarer Mitwirkung der göttlichen Macht, in Erfüllung gegangen, sodann, daß Josua in allen Stücken der treue Fortsetzer des Werkes Mosis war und nicht nur im Geiste seines Vorgängers, sondern nach dessen ausdrücklichen Befehlen handelte. Zum ersten gehört einerseits der wunderbare Verlauf der Begebenheiten, z. B. der trocknen Fußes bewerkstelligte Durchgang durch den Jordan, zur gewöhnlichen Zeit seines höhern Wasserstandes, der Fall der Mauern Jericho's vor dem Posaunenschalle aus den Umgebungen der Bundeslade, der Stillstand der Sonne zur Vollendung eines Sieges u. s. w., überhaupt aber die ganze Reihe der von den Einwohnern erlittenen totalen Niederlagen bei der eingestandenen Feigheit der Hebräer; andererseits der religiöse Charakter des Zuges, welcher das Ganze als einen Einzug Jehova's in sein auserwähltes Eigenthum erscheinen läßt. Zum andern rechnen wir, was von der Ausdehnung der Eroberung, von der Verloosung des Landes, von der Vernichtung der Kanaaniter und von der Stellung Josua's, als Handhaber der Mosaischen Gesetze, berichtet wird. Die Glaubwürdigkeit dieser Berichte hängt nicht von der Möglichkeit ab, sie auf Verhältnisse gewöhnlicher Erfahrung zurückzuführen, die Wunder natürlich zu erklären und die Thaten Josua's mit dem Maßstabe moderner Kriegskunst zu messen, als wozu sämmtliche bisherige Versuche verunglückt sind; wol aber hängt sie ab von dem Resultate der kritischen Untersuchungen über das B u c h J o s u a (s. d. Art.) und wofern sich beweisen läßt, daß dasselbe weder seiner Abfassung noch seinen Quellen nach auf Gleichzeitigkeit mit den Begebenheiten, die es erzählt, Anspruch machen kann, wird die Geschichte als eine solche erscheinen, welche im Lichte der verschönernden und concentrirenden Sage ihre Gestalt bekommen hat, in welcher sie vorliegt. Namentlich würde sich dann erklären, wie auf Rechnung des e i n e n Namens Siege und Eroberungen kommen konnten, welche nach authentischen Berichten (in den BB. der Richter und Samuel's) einer spätern Zeit angehören; wie die angebliche Vertheilung des Landes einen Besitz voraussetzt, der in der That nie wirklich existirt hat; wie trotz der vorgegebenen Ausrottung der Aborigines und der Zerstörung ihrer Städte, diese Städte und ihre Bewohner noch Jahrhunderte lang einen oft siegreichen Kampf mit den Israeliten bestehen konnten u. s. w.

Die Erzählung des Buches Josua ist im Ganzen wiederholt, mit geringfügigen Änderungen im Colorit von *Josephus*, Antiqq. V, 1. Was spätere Juden und Kirchenväter über den Helden gefabelt haben, verlohnt sich nicht der Mühe zu wiederholen *).

2) Josua, der Sohn Jozadak's, Hoherpriester der ersten unter Serubabel aus dem Exil zurückkehrenden Colonie, welche den von den Chaldäern zerstörten Tempel wieder aufbaute. (Esra C. 1—5. Zach. 3, 1. Hagg. 1. *Joseph.* Antiqq. XI, 3 sq.) Die Wichtigkeit dieses in den genannten Quellen kaum genannten Mannes steigt, wenn man bedenkt, daß die in den alten Zeiten so selten gehandhabte, so oft gestörte Mosaische Cultordnung, die später so streng gehalten wurde, grade um jene Zeit sich zu befestigen anfing; mehr noch, wenn man mit vielen Neuern anzunehmen sich bewogen findet, daß sie eben damals erst sich eigentlich ausbildete. (*Ed. Reuss.*)

JOSUA (das Buch), eins der historischen Bücher des alten Testaments, hat seinen Namen von dem Helden (s. d. Art.), dessen Thaten es erzählt. Es knüpft die Geschichte unmittelbar an den Bericht über Mosis Tod an und meldet sofort die Aufträge, die Josua (dessen Erhebung zu Mosis Nachfolger als bekannt vorausgesetzt wird) von Gott zum Behuf der Eroberung Kanaans erhalten. Die einzelnen Auftritte dieser letztern füllen den ersten Theil des Buches (C. I—XII), welcher mit einer Recapitulation der erfochtenen Siege schließt und die erzählten Begebenheiten, obgleich ohne bestimmte Zeitangabe, auf einen sehr kurzen Zeitraum im Anfange der Regierung Josua's zusammenzudrängen scheint. Darauf folgt ein blos geographischer Abschnitt (C. XIII—XXI), worin die Besitzungen der einzelnen Stämme der Reihe nach, theils durch genaue Bestimmung der Grenzen, theils durch Aufzählung der dazu gehörigen Städte verzeichnet und geschieden werden. C. XXII nimmt den historischen Faden wieder auf, indem es den Heimzug derjenigen Stämme erzählt, welche, jenseit des Jordans wohnend, die Feldzüge in Kanaan für ihre Brüder mitgemacht hatten. Der Schluß (C. XXIII. XXIV) enthält Ermahnungen und Abschiedsworte Josua's an das Volk und Nachricht von seinem Tode.

Die Urtheile über das Alter und den Verfasser dieses Buches sind schon in der ältern Zeit sehr verschieden ausgefallen. Die einfachste, durch den Titel begünstigte, durch die Analogie mit den Mosaischen Büchern unterstützte, vielleicht auch älteste Ansicht war, daß Josua selbst der Verfasser sei, wobei man dann blos die letzten Zeilen, worin sein Tod gemeldet wird, einer andern Hand, etwa dem Hohepriester Eleasar oder dessen Sohne Pinechas, zuschreiben dürfte [1]). Auch hat diese Ansicht immer ihre Freunde behalten, und die etwa auftauchenden Zweifel konnten durch die weitere Annahme beschwichtigt werden, daß bei einer spätern Gelegenheit hin und wieder Nachträge, Berücksichtigungen jüngerer Zustände u. s. w. ein-

---

*) s. *Othonis* Lexicon rabbin. s. h. v. *Fabricii* Codex Pseudepigr. V. T. I, 871 sq. *Carpzov*, Introd. I, 148. *Hottinger*, Smegma orient. p. 408 sq.

1) Talmud, Baba bathra c. 1. Fol. 14. *Sixtus Senensis*, Biblioth. Sancta. l. 1. *Huet*, Demonstr. evang. prop. 4. *Hottinger*, Thes. philol. l. 2. c. 1 und viele Andere.

geschoben seien [2]). Doch fanden sich auch Manche, welche eben von diesen einzelnen Spuren einer jüngern Zeit ausgingen und darnach das Alter des ganzen Buches bestimmen wollten [3]), wodurch man ziemlich willkürlich bald auf die Zeit der Richter, bald auf die der Könige [4]), bald auf eine noch spätere [5]) geführt wurde, indem man ohne sichere historische Kritik und ohne feste Totalanschauung der hebräischen Literaturgeschichte von dem ersten, dem besten Winke sich führen ließ. Wer dabei das Bedürfniß fühlte, einen berühmten Namen zu finden, auf welchen das Buch zurückgeführt werden könnte, blieb entweder bei Eleasar [6]) stehen, oder rieth auf Samuel [7]), oder ging selbst bis zu Esra [8]) herab, dessen Wirken für die hebräische Literatur durchaus sagenhaft erscheint, sich aber um so eher zum allgemeinen Anknüpfungspunkte für alle herrenlose Schriften eignete. Jedenfalls ließ man diese angenommenen spätern Verfasser aus ältern Quellen schöpfen, und zwar aus eigenhändigen Aufsätzen Josua's [9]), oder aus Archiven [10]). Überhaupt aber hatten diese Untersuchungen kein höheres Interesse, und man konnte daher diese Fragen füglich dahin gestellt sein lassen [11]), da nach der damaligen theologischen Überzeugung der Werth des Buches und dessen Glaubwürdigkeit nicht von der Beantwortung derselben abhing, in sofern für diese schon dessen Einverleibung in den Kanon bürgte und somit der heilige Geist doch der eigentliche Verfasser und die nächste Quelle war.

Anders gestaltete sich die Lage der Sachen, als man im vorigen Jahrhundert anfing von jenen dogmatischen Grundsätzen abzusehen und die biblischen Geschichtsbücher nach ihrem Inhalte allein zu prüfen und zu beurtheilen. Seit dieser Zeit ist neben der Frage nach dem Verfasser und seiner Zeit auch noch die andere von der Zusammensetzung („Composition") des Buches in den Vordergrund getreten, und darnach sind die Meinungen noch vielfacher aus einander gegangen. Während nämlich die Einen die ältere Ansicht festhielten, daß das Buch ein zusammenhängendes, in Plan und Ausführung in sich geschlossenes und abgerundetes Ganze bildet, welches Josua entweder selbst so geschrieben [12]), oder welches höchstens einzelne Interpolationen erfahren, oder endlich welches, obgleich auf gleichzeitige Quellen gestützt, einer spätern Zeit seinen Ursprung verdankt [13]), suchten Andere jenen Zusammenhang in Abrede zu stellen. Entweder glaubten sie, verschiedene Quellen entdeckt zu haben, aus welchen das Buch als eine (nach Mehren unkritische) Compilation erwachsen sei [14]), oder sie zerlegten es in einzelne Bestandtheile, welche ohne weitere Überarbeitung nur neben einander gestellt wären [15]), oder sie sprachen von mehren Fragmenten, welche da und dort von dem Verfasser aufgenommen, oder sonst in das Buch hineingekommen wären [16]), und setzten es, nach seiner jetzigen Gestalt, bald an den Schluß der Richterperiode [17]), bald unter die ersten Könige [18]), bald, wenigstens kurz, vor dem Exil [19]), bald in dasselbe [20]), bald endlich noch später an [21]). Die Gründe der Zerlegung und der Bestimmung des Alters waren dabei bald von dem sprachlichen Charakter, bald von dem Mangel an Zusammenhang, bald von entdeckten Widersprüchen, bald von den Wundererzählungen, bald von einzelnen, oben schon berührten Hinweisungen auf jüngere Verhältnisse und Zustände hergenommen.

Aus diesem Chaos widersprechender Ansichten, welche fast geeignet wären, den Forscher an der Möglichkeit, das Wahre zu ermitteln, verzweifeln zu lassen, werden wir zuerst den, nach dem jetzigen Stande der Untersuchung, wol unbestrittenen Satz herausnehmen, daß das Buch Josua, sowie es vorliegt, in unleugbarer Verwandtschaft mit dem Pentateuch steht, also, daß das Urtheil über diesen, in Hinsicht auf Alter und Entstehung, auch für jene Schrift entscheiden wird. Dieselben Gründe, welche gegen die Mosaische Abfassung des Pentateuchs geltend gemacht worden sind, treffen auch das Buch Josua, und dieselben Gegengründe, womit man sie zu bekämpfen pflegt, sind auch für dieses anwendbar. In sofern nun nicht nur das theologische Interesse, sondern auch das zur Kritik oder Vertheidigung dienliche Material, bei dem Pentateuch viel bedeutender ist, als bei dem Buche Josua, wegen des Umfanges, der Mannichfaltigkeit des Inhaltes und des historischen Einflusses des erstern, so wird die Untersuchung über das Buch Josua immer eine untergeordnete bleiben, d. h. eine solche, die nicht erledigt werden kann, ohne Rücksicht auf die den Pentateuch betreffende, die aber auch sofort erledigt sein wird, sobald einmal und wenn je die größere und wichtigere Frage zum Abschluß gebracht werden kann. Es muß daher hier genügen, wenn wir die Streitpunkte näher bezeichnen und beleuchten.

Den wichtigsten Beitrag zur Erforschung der Wahrheit glauben wir enthalten in der für die Wissenschaft neuen Entdeckung, daß die Beziehung des Buches Josua

---

2) ***Fr. Spanheim***, Hist. eccl. V. T. Opp. P. I. p. 339 u. A. 3) Synopsis Scr. S. in Opp. ***Athanasii*** T. II. p. 73. ***Theodoret***, Quaestt. in Jos. 14. ***Hobbes***, Leviathan. c. 33 u. A. 4) ***Franc. Junius*** ad Jos. 11, 21. 5) s. Note 8. 6) ***Calvin*** und ***Lud. Lavater***, Comment. in l. Jos. 7) ***Abarbenel***, ***Alph. Tostatus***, Quaestt. in Jos. ***Abr. Calovius*** in Bibl. illustratis. 8) ***And. Masius*** (***Dumas***), Josuae imp. historia illustrata. (Antw. 1574. Fol.) Zum Theil auch Grotius in den Annott. in V. T. ***Spinoza***, Tract. hist. politicus. c. 8. 9) ***Heidegger***, Enchiridion. l. 1. c. 7. ***Clericus***, De Scriptoribus ll. histor. in s. Comment. vor Josua. 10) ***Rich. Simon***, Hist. Crit. du V. T. L. 1. ch. 1. 11) ***Du Pin***, Prolegg. l. 1. ch. 3. ***Walther***, Officina bibl. etc. ***Carpzov***, Introd. I. p. 154. 12) König, Authentie des Buches Josua. (Meurs 1836.) 13) Hävernick, Einl. ins A. T. II, 1. S. 22 fg.

14) Eichhorn, Einl. III, 382 fg. ***Rosenmüller***, Scholia in Jos. p. XI. ***Paulus***, Conservatorium. II, 158 sq. 15) ***C. H. van Herwerden***, De libro Josuae. (Gron. 1826.) 16) Bertholdt, Einl. III, 851 fg. Meyer, über die Bestandtheile und die Ökonomie des Buches Jos. in Bertholdt's Journ. III, 337 fg. De Wette, Einl. §. 166 fg. Maurer, Commentar über das Buch Jos. (Stuttg. 1831.) 17) Jahn, Einl. II, 1. S. 167. Dereser, Hävernick. 18) Eichhorn, Einl. ins A. T. III, 396. Bertholdt S. 865. Exeg. Handb. des A. T. St. 3. 19) ***Rosenmüller*** l. c. ***de Wette*** l. c. 20) Nachtigal in Henke's Magazin. IV, 1. 21) Hasse, Aussichten zu künftigen Aufklärungen über das A. T. S. 84 fg. Gramberg, Relig. Ideen des A. T.

auf den Pentateuch, in gesetzlicher Rücksicht sowol als in historischer, sich zunächst auf das Deuteronomium beschränkt und auf denjenigen (letzten) Theil des Buches Numeri, welcher mit jenem das gleiche Local für die gesetzgebende Thätigkeit Mosis gemein hat. Die sämmtlichen Mosaischen Gesetze, welche das Buch Josua namentlich citirt, sind in jenen Theilen des Pentateuchs enthalten: (VIII, 31 in Deut. 27, 4. XI, 12. 15. 20 in Deut. 13, 17. 20, 16. XIII, 8 in Deut. 3, 16. XIII, 33 in Deut. 10, 9. XIV, 2 in Num. 33, 54. XIV, 5 in Num. 34, 13. XIV, 6 in Num. 14, 24. XVII, 4 in Num. 27, 7. XX, 2 in Num. 35, 12. XXI, 2 in Num. 35, 2. XXII, 2 in Num. 32, 20.) Auch andere nicht ausdrücklich auf Mosen zurückgeführte Gesetze gründen sich auf jene Theile: (VI, 18 auf Deut. 13, 17. 20, 16. VIII, 29 auf Deut. 21, 23. XXI, 41 auf Num. 35, 7. XXII, 16 auf Deut. 12, 13.) Die angeführten Mosaischen Verheißungen finden sich ebendaselbst: (I, 3 in Deut. 11, 24. I, 5. 6 in Deut. 31, 6—8. 23. XXIII, 14. 15 in Deut. 28.) Die Erinnerungen an die Mosaische Geschichte bieten die nämliche Erscheinung dar: (I, 13. IV, 12. Vgl. Deut. 3, 18. Num. 32. II, 10. IX, 10. XII, 6. Vgl. Deut. 2, 3. Num. 21. III, 1. Vgl. Num. 25, 1. V, 6. Vgl. Num. 14, 23. XIII, 12. Vgl. Deut. 3, 11. XIII, 21. Vgl. Num. 31, 8. XIV, 7. Vgl. Num. 13, 7. XIX, 51. Vgl. Num. 34, 17. XXII, 17. Vgl. Num. 25. XXIV, 9. Vgl. Num. 22. 23.) Überall ist keine Spur von irgend einem andern Theile des Gesetzbuches; denn die Genesis kommt hier nicht in Betracht. Ja, das Interessanteste ist, daß die sprachliche Verwandtschaft, welche verschiedene Gelehrte zwischen dem Buche Josua und dem Pentateuch nachgewiesen haben [22]) und wozu die Beispiele sich beträchtlich vermehren ließen, grade wiederum, und ohne daß man es nur bemerkt oder verfolgt hätte, einen engern Zusammenhang dieses Buches mit den genannten Theilen der Mosaischen Schriften verrathen: (Vgl. besonders I, 7. XXIII, 6 mit Deut. 5, 32. 28, 14. II, 11 mit Deut. 4, 39. IX, 23 mit Deut. 29, 10. XXII, 5 mit Deut. 8, 6. 13, 4. 5. XXIII, 3 mit Deut. 1, 30. 3, 22. XXIV, 12 mit Deut. 7, 20 u. viele a. m.) Daraus folgt nun für die allgemeinere Verhandlung die Vereinfachung, daß sich das Alter des Buches Josua nach dem Alter des Deuteronomiums bestimmen wird; für diejenigen also, welche das letztere vom übrigen Pentateuch trennen und für dasselbe die Epoche glauben gefunden zu haben, die Nöthigung, jenes erstere ungefähr in dieselbe Zeit, doch etwas jünger, zu setzen, weil die Annahme eines gleichen Verfassers für jene beiden Werke unstatthaft ist. Weiter aber folgt dann daraus, was noch nicht beachtet worden, daß das Buch der Zeit nach zwischen die von ihm citirten Theile des Pentateuchs und die nicht citirten (also die vom Sinai datirten) mitten hineinfällt, somit, wenn das Deuteronomium vielleicht in die Zeit des Königs Josia gehören sollte (s. d. Art.), frühestens in das Exil gesetzt werden dürfte, während die andern Bücher noch jünger wären.

Diesen Folgerungen entgehen nur Diejenigen, welche die vollkommene Einheit des Pentateuchs behaupten. Diese müssen dann die Beschränkung der Citationen im Buche Josua dem Zufalle anheimgeben, da sich dieselbe nicht ableugnen läßt. Und so ist die Frage von dem Alter des Buches Josua einfach abhängig gemacht von der Frage nach der Einheit des Pentateuchs, ohne daß man nöthig hätte, das unfruchtbare Hin- und Herstreiten über einzelne, eine jüngere Epoche verrathende Ausdrücke und Notizen im Buche Josua fortzusetzen, in Bezug auf welche die Apologetik nicht eben noch zum Nachgeben gezwungen worden ist.

Damit aber das eine oder das andere Resultat vollkommen fest stehe, ist dann ferner der Beweis zu führen, daß das Buch Josua, wie es vorliegt, nicht eine schlechte Compilation aus allerlei willkürlich vorausgesetzten Quellen oder sogenannten Fragmenten sei, bei welchen sich eine kritische Geschichte der hebräischen Literatur gar nichts zu denken weiß; sondern ein zusammenhängendes, geordnetes Ganze, ein aus einem Guß geschriebenes Buch, an welches man nur nicht den Maßstab unserer philosophischen und tiefpolitischen Historiographie legen muß. Dieser Beweis ist zu führen, theils negativ durch die Beseitigung alles Dessen, was man von unnützen Wiederholungen, parallel laufenden und doch nicht zusammenstimmenden Doppelberichten, von Widersprüchen zwischen einzelnen Stellen u. s. w. gesagt hat, eine Aufgabe, die nicht so schwierig ist; theils aber und vorzüglich positiv, besonders durch Erforschung des Plans und Zwecks des Buches. Letzterer ist mit nichten der eines bei den Facten unbetheiligten Berichterstatters. Die Erzählung von der Einnahme Kanaans ist ihm an und für sich nicht das Wichtigste, wol aber der theokratische Charakter dieser Eroberung und die ganz im theokratischen Sinne geschehene Benutzung derselben. Sowie der Pentateuch (oder resp. das Deuteronomium) die officielle Gesetzgebung enthält, dieselbe aber historisirend, nicht rein decretirend, einführt, so will das Buch Josua die officielle Geographie, einen wichtigen Nachtrag zu jener mittheilen, führt sie aber auf gleiche Weise ein, weil dazu (wenn auch nur als frommer Wunsch) die gänzliche Entfernung der kanaanitischen Stämme und der unbestrittene Besitz aller ihrer Grenzen gehörte. Diesem seinem Zwecke nach muß das Buch Josua enthalten und erzählen nicht nur Alles, was von Mosis Tode an für die Eroberung des gelobten Landes geschah, bis zu deren Vollendung, sondern auch die Beschreibung von der Vertheilung des erworbenen Gebietes an die verschiedenen Stämme oder Classen von Betheiligten. Es ist also nur der Form nach ein Geschichtsbuch, in der That ein Codex und bewegt sich daher nicht sowol innerhalb gewisser Grenzen der Zeit, als vielmehr des Raums. Diese Tendenz spricht der Verfasser selbst klar aus, wenn er (24, 25 fg.) erzählt, daß Josua seine Reden und Anordnungen, und somit ganz gewiß auch die Vertheilung des Landes, in „das Gesetzbuch" geschrieben habe, grade wie gleiches von Mose (Deut. 31) erzählt

22) z. B. Eichhorn, Einl. III, 368. *König* l. c. p. 110.

wird; welche beide Stellen überdies deutlich zeigen, daß im Sinne der Concipienten jenes Gesetzbuch und diese ihre respectiven Bücher nicht zu verwechseln seien[23]).

Diese von uns behauptete Einheit und Ganzheit des Buches Josua schließt nicht die Benutzung von Quellen aus. Doch denken wir uns unter solchen nicht, wie viele Neuere, fliegende Blätter, sogenannte Fragmente, worauf bald dieser bald jener Vers oder Theil eines Capitels geschrieben gewesen wäre, was eine ganz abenteuerliche Vorstellung ist; die Hauptquelle des Verfassers war vielmehr einerseits der geographische Thatbestand seiner Zeit, welche diese auch gewesen sein mag, und andererseits die theokratische Idee von der idealen und normalen Begrenzung des Landes, welche historisch nie verwirklicht war; grade wie ja auch die Gesetze des Pentateuchs, wenigstens bis zum Exil, nie vollständig beobachtet wurden. Weiter aber mündliche Berichte (mehr authentische oder mehr sagenhafte, an alterthümliche Denkmale geknüpfte, je nachdem es gelingen wird, dem Buche ein höheres oder jüngeres Alter zu vindiciren) von den Scenen der Eroberung, endlich auch schriftliche Quellen, wie Deuteronomium, ein Theil von Numeri, das Buch der Richter, besonders Cap. 1 und Heldenlieder (Jos. 10, 12 fg.).

Beides, Zweck und Beschaffenheit der Quellen, bedingt auch den Charakter der Erzählung. Dieselbe ist vielfach aprioristisch, indem es dem Verfasser viel wichtiger war, zu sagen, wie es sein sollte, als wie es wirklich war. Darum wird es bei der Vertheilung des Landes den Stämmen ausdrücklich anheimgegeben, die Eroberung fortzusetzen, während doch anderwärts dieselbe als vollendet erscheinen konnte (C. 13, 1 fg. 23, 5 vgl. mit 11, 16—23. 12, 7 fg.) und darum ist Josua persönlich der historische Mittelpunkt für alle Eroberungen geworden, sie mochten nun wirklich unter seiner Leitung oder erst nach ihm, oder auch gar nie gemacht worden sein, was man nur sehr einseitig mit dem Namen von Anachronismen bezeichnet hat, sofern man das Buch rein als Geschichtswerk betrachtete (X, 36 fg. XI, 16 fg. XII, 9 fg. passim. u. a. m. vgl. mit Richt. C. 1). Aber auch in anderer Hinsicht ist die Erzählung ideal gehalten. Wir wollen nicht von den Wundern sprechen, von welchen wenigstens das eine (Jos. 10, 12 fg.) anerkanntermaßen aus Misverstand einer Dichterstelle entstanden ist; allein wir müssen aufmerksam machen auf eine Menge kleiner Züge, welche die Geschichte in befremdlichem Lichte erscheinen lassen, z. B. V, 2. 3. 9. 12. VII, 5. 6. 16. VIII, 18 fg. 32 u. s. w., vor allem aber auf die Vorstellung, daß das ganze Volk, mehre Millionen Seelen stark, Jahre lang mitten in einer durch Feuer und Schwert verheerten Gegend, in einem Lager gehaust habe, während die Eroberung vor sich ging, und daß es daselbst ruhig wartete, bis das ganze Land gemessen, katastrirt und verloost war, und zwar von 21 Männern, in Gegenwart von Tausenden noch unbesiegter und in ihren Burgen unbesiegbarer Feinde! Überall durchaus dieselben Erscheinungen wie im Pentateuch, für uns eine bestimmte Nöthigung, beide Werke, selbst ihren Quellen nach, von der Berührung mit der Epoche, wo die Begebenheiten statthatten, zu trennen, wo sich dann die Schwierigkeiten von selbst heben und selbst für anscheinende Räthsel eine ungezwungene Lösung finden läßt.

Das Buch Josua gehört wesentlich mit seinem Inhalte in den Ideenkreis der Theokraten von Jerusalem, sei es, wie wir dafür halten, daß es ihnen sein Dasein verdankt; sei es, nach der Hypothese von der Echtheit der Mosaischen Bücher, daß es nur bei ihnen Eingang fand: das Heiligthum stand ruhig zu Silo unter Josua, und der Ephraimitische Held dachte nicht daran, es seinem Stamme zu entziehen, aber sein Geschichtschreiber eröffnet die Aussicht, daß Jehova einen andern Ort sich wählen würde. (IX, 27. vgl. 1 Kön. 9, 21.) Indessen war, wie gesagt, Josua selbst aus Ephraim, und Ephraim, früher der Freiheit verlustig und den Jsaiden abhold, bewahrte treu das Andenken an den Mann, der es einst an die Spitze der Nation gestellt hatte. Spät, und als alle Geschichte längst von Fabeln getrübt war, erwachte unter den Ephraimiten, die jetzt Samaritaner hießen, die Lust, ihn auch durch die Schrift zu verherrlichen. Zur Quelle hatten sie das Judäische Buch, das viel ältere, und ihre Überlieferungen. So entstand das Buch Josua der Samaritaner, vielleicht im dritten Jahrhundert nach Christi Geburt, vielleicht aber auch viel später noch. Denn das verkümmerte Volk hat es längst verloren und ein einziges Exemplar in arabischer Sprache, mit samaritanischer Schrift, angeblich eine Übersetzung aus dem Hebräischen, besaß Joseph Scaliger und schenkte es der Universitätsbibliothek zu Leyden[24]). Golius und J. H. Hottinger nahmen Abschriften davon und machten es durch Inhaltsanzeigen und Auszüge bekannt[25]). Es ist in 47 Capitel getheilt, wovon die 24 ersten mit den letzten des Buches Numeri und dem Buche Josua parallel laufen, indem sie dieselbe Geschichte, aber mit bedeutenden Abweichungen und Vermehrungen, erzählen. C. 25 bis 36 enthalten weitere Nachrichten von Kriegen Josua's mit auswärtigen Königen. Cap. 37 bis 42 geben Auszüge aus der Richter-Geschichte bis auf Eli, unvollständig und parteiisch geschrieben. Das Übrige gibt Abgerissenes von Bachtnezar (Nebukadnezar) und Alexander, und das Buch endigt mit Sagen aus dem jüdischen Kriege Hadrian's. Bei dem Verluste des Originals, im Fall ein solches je existirt hat, ist es schwer zu sagen, ob das Buch ursprünglich ein

23) Auf die Ansicht J. J. Stähelin's (in den Theol. Stud. und Kritik. von Ullmann u. Umbreit. 1835. 2. Hft. S. 461 fg. vgl. seine Kritischen Beiträge über den Pentateuch, die Bücher Josua, Richter, Samuel's und der Könige. [Berl. 1843.]), daß der Pentateuch mit andern historischen Büchern des A. T., namentlich dem Buche Josua, einen Verfasser gehabt, welcher die sogenannte Elohimsurkunde und daneben mit einer gewissen Selbständigkeit benutzt habe, was ihm selbst entweder aus der Tradition oder sonst woher bekannt war, läßt sich natürlich hier nicht speciell eingehen.

24) *Scaliger*, De emendatione tempp. l. VII. p. 669. Catalog. Mss. bibl. Leid. p. 282. 25) *Reland*, De Samaritanis, disc. misc. T. II. p. 16. *Hottinger*, Exercitt. antimorin. (Tig. 1644. 4.) passim. *Ej.* Smegma Or. p. 437. 476. *Ej.* Hist. orient. passim. *Ej.* Enneas disp. I.

Ganzes bildete, oder ob die letzten Abschnitte spätere, vielleicht sogar mehre besondere, Zusätze sind. Wir sind geneigt, der erstern Meinung beizutreten, müssen aber ebenso sehr die Ansicht bestreiten, daß in dieser Schrift echte Documente („Fragmente!") Josua's benutzt seien, wodurch dieselbe zum Theil „reiner und glaubwürdiger" würde, als unser Josua [26]), als jene andere, nach welcher die Samaritaner, ein ursprünglich ganz heidnisches Volk und mit nichten Söhne des Zehnstämmereichs, jenes Buch geschrieben hätten, um sich den Namen Israeliten zu erwerben [27]).

Mit diesem Buche Josua ist nicht zu verwechseln eine andere samaritanische Chronik, welche Huntington von Nablûs mitgebracht hat und die zu Oxford aufbewahrt wird. Sie ist im 16. Jahrhundert geschrieben und bis auf diese Epoche fortgesetzt [28]). Ihr Verfasser heißt Abulfatah. (*Ed. Reuss.*)

JOSVAFEÖ, auch **JÓLSAFEÖ**, **JOSSAFEÖ** genannt, ein mehren adeligen Besitzern gehöriges großes Dorf in der tornaer Gespanschaft, im Kreise diesseit der Theiß Oberungarns, am josaföer Bache, in gebirgiger Gegend gelegen, mit 113 Häusern, 910 magyarischen Einwohnern, von denen 802 Calvinisten, 69 Katholiken und 39 Juden sind, einer eigenen Pfarre der evangelischen Kirche helvetischer Confession, einem Bethause derselben, einer Schule und vier Mahlmühlen. Der josaföer Bach, welcher sich in den Bodvafluß ergießt, nimmt den aus der Agtelekerhöhle kommenden Bach auf, der mit so vielen Kalktheilchen geschwängert ist, daß er auch die in ihm lebenden Krebse mit einer dicken Steinrinde überzieht. (*G. F. Schreiner.*)

JOSZ, ungarisch **JÁSZÓ**, ein bedeutender Markt im cserháter Gerichtsstuhle (Processus) der abaujvarer Gespanschaft im Kreise diesseit der Theiß Oberungarns, am linken Ufer des Bodvaflusses, in gebirgiger Gegend gelegen, 1½ Stunde von Unter-Metzenseifen entfernt, mit 204 Häusern, 1581 magyarischen Einwohnern, die sämmtlich Katholiken sind, einer eigenen katholischen Pfarre (Bisthum Kaschau), einer Prämonstratenserabtei, einer prachtvollen, an Marmorstatuen und modernem Marmorschmuck überreichen Kirche, die zu den schönsten in Ungarn gehört, eine herrliche Orgel besitzt und auch an Vergoldungen reich ist, und dem schönen Stiftsgebäude, in dem sich eine ansehnliche Bibliothek und Urkundensammlung, ein großer und herrlicher Park mit einer Orangerie und in der Nähe ein Thiergarten, Eisengruben, reiche Marmorbrüche, Papiermühlen sich befinden. Die Einwohner bringen Töpferwaaren und Zischmen in den Handel. (*G. F. Schreiner.*)

JÓSZA, ein mehren adeligen Familien gehöriges Dorf im szobranczer Gerichtsstuhle (Processus) der unghwárer Gespanschaft, im Kreise diesseit der Theiß Oberungarns, am Fuße des Gebirges gelegen, vom Szokolybache durchflossen, 2 Meilen von dem Markte Nagy-Mihály entfernt, mit 92 Häusern, 537 slawischen Einwohnern, die, mit Ausnahme von 23 Juden, sämmtlich Katholiken sind, einer eigenen katholischen Pfarre (Bisthum Szathmár), einer katholischen Kirche, ausgedehnten Waldungen und zwei Mahlmühlen. (*G. F. Schreiner.*)

JOSZÁS, ein Kammeraldorf im boros-jenöer Gerichtsstuhle (Processus, Bezirke) der arader Gespanschaft, im Kreise jenseit der Theiß Oberungarns, in gebirgiger Gegend am rechten Ufer des weißen Körösflusses gelegen, nur ¾ Meile von der siebenbürgischen Grenze entfernt, mit 72 Häusern, 502 walachischen Einwohnern, die sich fast sämmtlich zur morgenländisch-griechischen Kirche bekennen, einer eigenen Pfarre und Kirche der nicht unirten Griechen. (*G. F. Schreiner.*)

Jota, 1) Gramm., s. J. 2) Zool., s. Unca jota, *Ochsenh.*

Jotae, s. Asiotae.

JOTABE. Eine aus dem Procopius (Pers. I, 19) bekannte Insel des arabischen Meerbusens, die nach der Angabe desselben Schriftstellers 1500 Stadien von der Stadt Ailas (von den Griechen Elana, auch sonst Ailana oder Aila genannt) entfernt war, also in dem nördlichsten Theile dieses Meerbusens lag. (*S. Ch. Schirlitz.*)

Jotaismus, Jotaisten, s. unt. Griechische Sprache.

JOTAPATA, Stadt im untern Galiläa, südöstlich von Sepphoris, nordwestlich von Itabyrion, auf einem Felsen belegen, wurde im jüdischen Kriege von Josephus befestigt, aber von Vespasian erobert. (Joseph., Jüd. Krieg. 2, 20. 3, 7. 11. 21. 23.) (*F. G. Crome.*)

JOTAPE. Eine von Plinius (V, 27) und Ptolemäus (V, 8) erwähnte Stadt in der Cilicia Trachea oder Aspera unweit Selinus, angeblich jetzt Castel Lombardo. (*S. Ch. Schirlitz.*)

Joten (Jötun), s. Jötnar.

JOTHAM (יוֹתָם, Ἰωάθαμ bei den LXX), Sohn Usija's, folgte seinem Vater auf dem Throne zu Jerusalem und regierte 16 Jahre (ungefähr 759—743 vor Christo), nachdem er schon vorher einige Zeit seines Vaters Stelle vertreten hatte (2 Kön. 15, 5. 32—38. 2 Chron. 27, 1 fg.). Er sah noch die letzten Jahre der Blüthe seines kleinen Reiches, welches die mehr als 50jährige Regierung seines ruhmgekrönten Vorgängers sehr gehoben hatte, und that das Seinige, um diese Blüthe zu erhalten, durch Anlegung von Städten und Schlössern, sowie durch die Befestigung der Residenz; auch soll er glückliche Kriege gegen die Nachbarn geführt haben. Aber vor seinem Ende noch wurde die in ihren entferntern, mehr noch als in ihren nächsten Folgen für Juda so verderbliche Allianz zwischen Samarien und Damaskus geschlossen (s. d. Art. Ahas) und eine Reihe entweder schlechter oder schwacher Regenten führte den Verfall des Reiches sofort herbei. Jotham starb im 41. Jahre seines Lebens, der Jehovacultus blühte unter

---

26) Bertholdt, Einl. III, 870. 27) Hengstenberg, Beiträge zur Einl. 2. Th. S. 1 fg. Hävernick, Einl. II, 1. S. 64. 28) s. Eichhorn's Repertorium. IX, 54. Paulus, Neues Repert. I, 117. Acta erudit. (Lips. 1691.) p. 167 sqq.

ihm in seiner freiern Form (2 Kön. 15, 35) und, klüger als sein Vater, hütete er sich, die Priester in ihren damaligen Vorrechten zu stören (2 Chron. 27, 2. vgl. 26, 16 fg.). Wegen der chronologischen Schwierigkeit in 2 Kön. 15, 27. 30. 32 verweisen wir auf die Anmerkung im Art. Joram. *(Ed. Reuss.)*

JÖTNAR (in der Einzahl Jautun, Jötunn [1]), Jotun), Riesen, spielen in der nordischen Mythologie eine sehr wichtige Rolle, indem sie, wie in der indischen Mythologie, die Welt der Dämonen oder bösen Geister bilden. Sowie noch jetzt im Glauben der Indier die Riesen ihre Wirksamkeit nicht verloren haben, so wird sie auch in der nordischen Sage als noch nicht erloschen betrachtet; sie bekämpfen vielmehr die Götter und die Menschen, so lange die gegenwärtige Welt dauert, und sind nur von der neuen, wiedergeborenen, ausgeschlossen, weil da alles Übel aufhört. Die Jötnar sind jetzt nur zum Theil gefesselt und brechen am Ende der jetzigen Welt sämmtlich hervor, um Götter und Menschen des Lebens zu berauben, verlieren es dabei aber selbst, ohne, wie jene, wieder geboren zu werden. Die Jötnar haben also eine weit größere Bedeutsamkeit, als die Titanen und Giganten der Griechen, welche nur in der ältesten Zeit thätig erschienen, hingegen mit der Homerischen Götterwelt nicht im Kampfe, sondern bereits in den Tartarus gestürzt und gefesselt sind. Während so die griechische Mythologie in der spätern Zeit ihrer Götterwelt fast nur noch zwei Welten, die der Götter und die der Menschen, hat, und die Riesenwelt in den Hintergrund gestellt ist, stellt die Mythologie der Nordmannen die drei Welten noch in ihrer vollsten Wirksamkeit neben einander. Die wichtigsten Momente von den Riesen, wie sie in der nordischen Sage hervortreten, lassen sich mit der teutschen Mythologie in Beziehung bringen, soweit dies nach den erhaltenen Bruchstücken möglich ist.

Das älteste Wesen, Ymir oder Örgelmir [2]), entsteht aus Gifttropfen, wie Bure, Großvater der Asen, Odin, Wili und We, aus Salzsteinen. Die Asen werden mit der Tochter eines Jötunn oder Riesen von Bör, Bure's Sohne, erzeugt. Überhaupt steht die Götter- und Riesenwelt zwar im Gegensatze, aber er ist nicht festgehalten. Vgl. d. Art. **Dualismus.** Bör's Söhne erschlugen Örgelmir und ertränkten in seinem Blute das ganze Hrimthursengeschlecht bis auf seinen Enkel Bergelmir. Vgl. d. Art. **Örgelmir** und **Hrimthurs.** Diese Angabe der Grimnismál erläutert der Verfasser der Gylfaginning in der jüngeren Edda auf diese Weise. Längs den Küsten des tiefen Meeres (Weltmeers), welches außerhalb der runden Erde ist, gaben Bör's Söhne den Geschlechtern der Jötnar die Länder zu bewohnen; aber innerhalb auf der Erde bauten sie rings um die Welt eine Festung (Midgard) gegen ihren Angriff [3]). Als Baumaterial dienten ihnen die Augenbrauen des Jötunn Ymir. Das Roth in dem Regenbogen (auf der Brücke Bifröst, welche die Götter von der Erde zum Himmel machten) ist brennendes Feuer. Die Hrimthursar und Bergrisar würden hinauf auf den Himmel gehen, wenn Jeder über diese Brücke kommen könnte. Darum sitzt der in Himinbiörg bei Bifraust wohnende Heimdallr als Wärter (Wächter) der Götter an des Himmels Ende, die Brücke vor den Bergriesen zu behüten. Ein Schmied (Baumeister), ein sein Geschlecht verhehlender Jötunn, kam in den ersten Zeiten Asgard's, als jedoch Midgard hergestellt und Walhaull erbaut war, zu den Asen, und erbot sich, ihnen in drei halben Jahren eine so feste Burg zu bauen, daß die Bergrisar [4]) und Hrimthursar [5]) sie nicht einnehmen könnten, wenn sie auch Midgard überschritten hätten. Zum Lohne dafür verlangte er Freya'n nebst der Sonne und dem Monde. Die Asen gingen den Vertrag ein, unter der Bedingung, daß er in einem Winter mit der Arbeit fertig werde und keinen Gehilfen habe. Er verlangte daher nur, sich seines Pferdes Swadilfari bedienen zu dürfen. Der Vertrag wurde mit Zeugen und vielen Eiden bekräftigt, weil der Jötunn seinen Aufenthalt bei den Asen ohne ausdrückliche Zusicherung des Friedens für unsicher erachtete, wenn Thor heim käme, der damals nach Austrwegr (in die Ostgegend) gereist war, Tröll [6]) zu erschlagen. Der verkappte Riese baute die Burg, führte in der Nacht Steinmassen von erstaunenswerther Größe herbei, und die Festung ward so stark, daß Niemand sie angreifen konnte. Nur noch drei Tage vom Winter blieben übrig, und der Baumeister war fast bis

---

1) Der größte Kenner der germanischen Sprachen, Jac. Grimm (Deutsche Mythologie S. 296), bemerkt zwar, daß das Wort iötunn, pl. iötnar, nicht jötunn, jötnar laute, die Isländer und Dänen haben jedoch letztere Schreibart. Die älteste Form ist iotunn, iötunn, iötnar, wie sie sich in der großen Ausgabe der Lieder-Edda findet, aber nur dann, wenn der Stabreim mit dem Worte gebildet wird, in welchem Falle der erste Laut desselben für einen Vocal gilt. Ebenso verhält es sich ja mit iörd, welches, abgesehen von dem Stabreim, bei den Isländern jörd geschrieben wird. Gleiches Verfahren beobachten sie bei jötunn und Jötnar. In der von Rask herausgegebenen Snorra-Edda, in dem von ihm jedoch nicht selbst besorgten Register, S. 378, ist I und J getrennt, und Jórd, Jötnar u. s. w. findet sich unter J, wiewol im Texte meistens iötunn auch in der Prosa steht. 2) Vgl. 3. Sect. 5. Th. S. 183–188.

3) Midgard (mit dem Zeichen des Nominativs Midgardr) bedeutet eine in der Mitte liegende Verschanzung, Verzäunung. Da im Gothischen, im Althochteutschen, im Alt- und Angelsächsischen sich dieselbe Benennung für die von den Menschen bewohnte Erde (nur in mundartlich etwas veränderten Formen, s. Jac. Grimm, Deutsche Mytholog. S. 458) wiederfindet, so läßt sich schließen, daß die Sage von der Verschanzung der Erde durch die Götter für die Menschen gegen die Riesen, den gesammten Germanen gemeinsam war. 4) Bergfelsen-Riesen. 5) Vgl. jüngere Edda (Snorra-Edda. Ausg. von Rask. S. 18). Nach der Wöluspá zu schließen, war die Veranlassung zu dem Baue der Wanenkrieg, wo die äußerste Mauer der Burg der Asen zerbrochen worden war, vorausgesetzt, daß die 21. Strophe mit der 23. Zusammenhang hat. Diese lautet: „Da (oder dann) gingen die Herrscher alle auf die Hochstühle, die sehr heiligen Götter, und beriethen sich darüber, welche die ganze Luft hätten mit Betruge (Schaden, Blut, hier für Dunkel) gemischt, oder dem Geschlechte des Jötunn's Od's Mädchen (Weib, nämlich Freia) gegeben.“ In einer andern Recension der Wöluspá ist aber die Reihenfolge der Strophen nicht so (s. Additamentum Continens Carminis Wölu-spá in der gr. Ausg. der Edda-Sámundar. 3. Bd. S. 199) und der Vertrag mit dem Jötunn erscheint nicht als Folge jenes Krieges. 6) Böse, zaubermächtige Wesen, besonders Riesenweiber.

zur Burgthüre gekommen. Die Asen wurden unruhig darüber, daß Freya nach Jötunheimar verheirathet und Sonne und Mond vom Himmel hinweggenommen und dem Jötunn gegeben werden solle, und bedrohten Loki mit dem Tode, wenn er nicht den Handel mit dem Baumeister rückgängig mache. Dieser nahm die Gestalt einer Stute an und verlockte den Hengst Swadilfari, ihm nachzurennen; so wurde der Baumeister von der Arbeit abgehalten. Als er sah, daß sein Bau zur bestimmten Zeit nicht fertig werden würde, gerieth er in Riesenwuth. Die Asen hielten daher ihre Eide nicht und riefen Thor, welcher sogleich erschien und mit seinem Hammer Miölnir auf den ersten Schlag ihm seine Hirnschale zerschmetterte, und ihn unter Niflhel hinabsandte. Nach der Sage von Loki's Wette mit dem Zwerge Brok (in den Skaldskaparmál 35. S. 130. 131) urtheilten Odin, Thor und Freyr, daß der Hammer von allen Kostbarkeiten die beste und die zuverlässigste Wehr gegen die Hrimthursar sei. Von ihm heißt es in der Gylfaginning Cap. 21[7]), es empfänden ihn die Hrimthursar und Bergrisar, wenn er emporgehoben werde, und das sei nicht zu verwundern, denn er habe ihren Vätern und Blutsfreunden manchen Schädel zerschlagen. Als der Riese Thrymr Thor's Hammer gestohlen hatte, erklärte daher Loki: daß die Jötnar sogleich Asgard bewohnen würden, wenn er nicht wieder heimgeschafft würde[8]). Thor sagt im Harbarz-lioth Str. 22: „Ich war im Osten und erschlug der Riesen[9]) unheilskundige Bräute (Weiber), als sie zum Bergfelsen gingen. Groß würde das Geschlecht der Jötnar sein, wenn Alle lebten, nichts von Menschen (kein Mensch) würde unter[10]) Midgard (sein).“ Daher heißt Thor Midgardsveor (Midgard's Vertheidiger), Jötnadólgr (Feind der Jötnar), Jötna-ótti (Schrecken der Jötnar), Mellodólgr[11]) (Feind des Riesenweibes), Thurs-rádbani[12]), (der verrätherische Tödter des Thurs oder der Thursar[13])). Rádbani (Tödter mittels Verraths) wird Thor in der Hymisquida aller Wahrscheinlichkeit nach darum genannt, weil er sich bei manchen Gelegenheiten nicht als Thor zu erkennen gab, wenn er sich zu Riesen begab und sie erschlug; so als er zu Hymir und als er zu Thrymr ging. Unter allen Göttern ist Thor der unversöhnlichste[14]) Gegner der Riesenwesen. In der Einleitung zur Ägisdrecka, wo die zu Ägir's Schmause gekommenen Götter und Göttinnen aufgezählt werden, heißt es von Thor: „er kam nicht, denn er war in Austrwegr.“ Seine Gemahlin war bei dem Mahle, er selbst wußte davon, da er zum Trinkgelage von Hymir den großen Kessel herbeigeschafft hatte[15]). Auch als Hrungnir zum Trinkgelage von den Asen eingeladen wird, ist er nicht zugegen[16]), und als er, gerufen, erscheint, ist der Jötunn gefährdet. Mittels des Miölnirs (Zermalmers) oder Donnerhammers werden Hrungnir und andere Riesen von ihm erlegt. Dem Riesen Geirröd, welcher Loki gefangen hielt, schwur dieser, um sein Leben zu retten, daß er Thor ohne seinen Hammer und Kraftgürtel und Eisenhandschuhe nach Geirrödsgardar schaffen wolle. Auf der Reise kehrte Thor bei einer Gygur (einem Riesenweibe), Gridr, der Mutter Widar's des Schweigsamen, ein. Sie sagte ihm, daß Geirrödr ein hundeweiser[17]) und schwer zu behandelnder Jötunn sei, und lieh ihrem Gaste ihren

7) Snorra-Edda, Ausg. von Rask, S. 26. 8) Thryms-Quida Str. 19 große Ausg. der Edda Sámundar. 1. Bd. S. 190. 9) Wenn wir Jötna als Genitiv der Mehrzahl nehmen, und mit brúthir baulvísar verbinden. Ist Jötna vom Dichter als Accusativ der Mehrzahl gebraucht, so heißt die Stelle: ich erschlug Riesen, unheilweise (des Bösen kundige, Böses zu thun kundige) Bräute (Weiber). 10) undir (unter) steht wol mit Rücksicht auf die Verschanzung Midgard's; unter Midgard heißt soviel, als hinter Midgard, wie wir sagen: hinter den Mauern einer Festung. 11) Eywind Skallaspillir bei Snorri Sturluson Weltkreis (Heimskringla) übersetzt von F. Wachter. 2. Bd. S. 115. 12) Hymisquida Str. 19. S. 130. 13) Thurs (Mehrzahl Thursar), Benennung für Riese, vielleicht ursprünglich für eine besondere Art Riesen, und dann dichterisch für Riesen überhaupt gebraucht, kommt nicht so häufig vor wie Jötnar, welches, wenn die Thursar eine besondere Art bilden sollen, auch diese mit umfaßt. Denn so z. B. heißt es in der Thrymsquida Str. 22 S. 191: Da sprach das Thrymr der Thursen Herr (Thursa drottin): Steht auf Jötnar! und macht die Bänke zurecht u. s. w. Vgl. in Str. 31 S. 197: er (Thor) erschlug zuerst der Thursen Herrn (Thursa drottinn) und lähmte das ganze Geschlecht des Jötunn (aett iötuns), und Str. 32 S. 139: die Schwester der Jötnar (iötna systor, Nominativ systir).

14) Vgl. Wöluspá Str. 24 S. 26. Nur ausnahmsweise erscheint Thor in Beziehung auf die Riesen anders, so z. B. im Betreff Örwandil's (s. 3. Sect. 6. Th. S. 222). Auch erzählt er selber in den Harbarzlioth Str. 28 S. 104 einen Kampf mit Swarang's Söhnen, wobei sie gezwungen gewesen, ihn „eher“ (zuerst) um Frieden zu bitten. Es scheint, als habe er die Bitte derselben gewährt, obgleich Swarangr in der Skalda unter den (bei Rask S. 211) Benennungen der Riesen vorkommt, wonach dieser also als solcher anzusehen ist. 15) Doch ließe sich auch annehmen, man dachte Thor sei deshalb nicht als Gast dabei, weil sonst Loki die dabei geschehene Lästerung der Götter nicht gewagt haben würde. Als die Götter dem Riesen Ägir ein Gastmahl in Asgard gaben, war auch Thor zugegen, weil der Dichter den Zweck hat, daß, da die 12 Asen Richter sein sollten und als solche die Hochsitze einnahmen, keiner derselben leer bliebe (Bragarádur, bei Rask S. 76). 16) Er war in die Ostgegend gezogen, zaubermächtige böse Wesen zu erschlagen (Skaldskaparmál 17 bei Rask S. 106. 107). 17) hundwiss (caninae sagacitatis), weise wie Hund, oder hundertfachweise, wie hund (centum) in hundmargr (permultus) und in hundgamall (steinalt) zur Verstärkung dient. Vgl. Jac. Grimm's deutsche Mythol. S. 304. Jedoch ist die erstere Erklärung wegen des dann in der Bezeichnung liegenden üblen Nebenbegriffs als Epitheton für verhaßte Wesen angemessener. So sagt Helgi zu Hrimgerdur, die zum Ersatz- oder Bußgelde dafür, daß er ihren Vater, den Jötunn Hati, erschlagen, seine Liebe genießen will, in der Helgaquida Haddingiaskata Str. 25 (bei F. Wachter, Forum der Kritik S. 102): „Lothinn heißt der, der dich haben (heirathen) soll, leidig (verhaßt) bist du dem Menschengeschlechte. In Tholley wohnt dieser Thurs, ein hundeweiser Riese (hund-wiss iötunn), der Klippenbewohner (Hraun-búar) schlimmster. Das ist ein deiner würdiger Mann.“ Hund-wiss („multifaria sive etiam canina sagacitate praeditus,“ wie es Finn Magnusen in der gr. Ausg. der Edda 2. Bd. S. 679, 3. Bd. S. 488 gibt) wird Hymir in der Hymisquida Str. 5 S. 122 genannt, sowie auch Geirrödr nach den Skaldskaparmál (18. Str. S. 113) ein iötunn hundwiss ok illr vidhreignar (bösen Umgangs, böse zum Umgang, übel mit ihm Verkehr zu haben) war. Als Thor den Jötunn Hrungnir bei dem Trinkgelage der Götter in Walhaull findet, fragt er: wer das gebiete oder veranlasse, daß hundweise Riesen (iötnar hundwisir) dort trinken sollen; s. Skaldskaparmál Str. 17. S. 108. In der Saga Gautreks Cap. 3. S. 15 heißt es von Starkadr Aludrengr: er war ein hundweiser Riese (hundwis jötunn).

Kraftgürtel, ihre Eisenhandschuhe und ihren Stab Gridarvölr. Als Thor durch den allergrößten Strom Wimur waten will, wächst das Wasser so hoch, daß es um seine Schultern schlägt. Thor sieht in eine Bergkluft hinauf und wird gewahr, daß Gjalp, Geirröd's Tochter, dort zu beiden Seiten des Flusses steht und sein Anwachsen verursacht. Er (Thor) wirft sie mit einem großen Steine und sagt: bei der Ader (Quelle) muß man den Fluß stemmen (hemmen). In Geirröd's Gastgebäude hebt sich der Stuhl, auf welchem Thor sitzt, gegen das Dach. Er stemmt den Gridurstab gegen die Decke, drückt den Stuhl nieder und zerbricht den Töchtern Geirröd's, Gjalp und Grip, welche unter dem Stuhle sind, den Rücken. Geirrödr wirft mit einer Zange einen glühenden Eisenspieß nach Thor. Dieser ergreift ihn mit den Eisenhandschuhen und schwingt ihn in die Luft. Geirröd springt hinter eine eiserne Säule, um auszuweichen. Thor wirft den Spieß so, daß er durch die Säule, durch Geirröd, durch die Wand und draußen in die Erde fährt. Das gewaltigste Riesenungeheuer, der Jörmungandr, wird von Thor mittels eines Ochsenkopfes geangelt und aus dem Meere emporgezogen [18]). Vorsichtiger ist Utgardaloki und rettet sich mittels seiner Zauberkünste. Als Thor nach Jötunheimar reist, täuscht er ihn und läßt ihn mit dem Hammer drei tiefe Thäler in einen Felsen schlagen, während er wähnt auf des Schlafenden Haupt die Schläge zu richten, und läßt ihn die Midgardschlange emporheben, während er glaubt, es sei eine Katze, aus dem Trinkhorne trinken, welches mit dem andern Ende draußen im Meere ist, und mit der Elli (dem Alter) ringen, während Thor glaubt, ein altes Weib zur Gegnerin zu haben. Als Utgardaloki ihn über die Täuschung aufklärt, schwingt er den Hammer, sieht aber Utgardaloki nicht mehr; er gedenkt die Burg desselben zu zerbrechen, wird sie aber nicht mehr gewahr, sondern ein weites und schönes Gefilde [19]).

Während Thor, als Vertheidiger Asgard's und Midgard's [20]), sich des Donnerhammers gegen die Jötnar bedient, gebraucht Odin meistens [21]) andere Waffen gegen sie. Harbardr (Odin) in den Harbarz-lioth Str. 19 singt: „Viele Liebesbetrügereien hatte ich mit Nachtreiterinnen [22]) da, als ich sie durch Betrug von ihren Männern abzog. Ich glaubte, daß Hlebardr ein harter (tapferer) Jötunn sei, er gab mir einen Gambantein [23]), doch betrog ich ihn um seinen Verstand." Durch List, Trug und Zauberkunst setzte sich auch Odin in den Besitz des Methes, welcher Weisheit und Dichtergabe verleiht [24]). Dieser Meth heißt iötna-miödhr (Riesenmeth), Suttúnga-miödhr [Meth Suttungi's oder der Suttungen] [25]), und faudhurgiölld iötna [26]) [Vatervergeltung der Riesen, d. h. die Buße, welche Suttungr dafür, daß die Zwerge Fialar und Galar den Jötunn Gillingr, Suttung's Vater, welcher nicht zu schwimmen verstand, ums Leben gebracht hatten, erhielt, und welche eben in dem Methe bestand] [27]).

Sowie die Jötnar für ein älteres Geschlecht galten, als die Götter, so dachte man sich auch jene ursprünglich weiser oder mehrwissend, was wol mit der Voraussetzung des höheren Alters derselben zusammenhängt. Der Urriese Örgelmir, sein Enkel Bergelmir, werden daher durch inn fródi iotunn (der weise Riese) von Wafthrudnir [28]) bezeichnet. Dies ist freilich selbst ein Jötunn, aber auch Gagnrádr (Odin) nennt ihn ebenso und selbst wiederholt alswither [29]) iotunn (allwissender, Alles wissender Riese). Auch weiß er alle Fragen, die Odin über die Schöpfung und andere Gegenstände der Sage an ihn richtet, auf das Beste zu beantworten, und verliert die Wette und das Haupt nur dadurch, daß ihm unbekannt ist, was Odin selbst dem Sohne ins Ohr sagte, bevor er auf den Scheiterhaufen stieg [30]). Zwar bemerkt ihm Wafthrudnir schließlich: „Du bist immer das weiseste Wesen;" aber er ist es doch nur dadurch, daß er sich der Weisheitsmittel der Jötnar bemächtigt, indem er ihnen jenen Weisheit verleihenden Meth nahm. Doch waren die Jötnar schon vor der Zeit der Entstehung des Dichtermethes Weise. Es ist also anzunehmen, daß man sie sich als die ursprünglichen oder wenigstens als die älteren Orakelmächte dachte. Auch befragten die Jötnar noch zur Zeit, als der Ase Baldur heftige Träume hatte, die Orakel, spár framvisar (vaticinia futuri praescia). Die Frettir (Orakel) sagten, daß der einzig beliebteste [31]) Verwandte Ullur's dem Tode nahe (feigr) wäre. Framwisar (eigentlich Vorwärtsweise) werden auch die in die Zukunft

---

18) s. den Art. Jörmungandr und über die Händel, welche Thor bei dieser Gelegenheit mit dem Jötunn Hymir hat, s. 2. Sect. 12. Th. S. 434—436. 19) Gylfaginning 45—47. a. a. O. S. 50—63. 20) veriandi Asgardhz, Midhgardz und dólgr (Feind) ok bani (Tödter) iötna ok tröllquenna (der Riesen und Riesenweiber) sind Bezeichnungen (Kenningar) Thor's, sowie auch speciell vegandi Hrúngnis, Geirröthar, Thrivalda (Erschlager Hrungnir's, Geirrödr's, Thriwaldi's). Vgl. Skaldskaparmál 3. bei Rask S. 101. 21) Nicht durchaus, denn er kämpft im Goldhelm und schönen Panzer mit dem Spieße Gungnir gegen das Riesenungeheuer Fenris-úlfr am Ende dieser Welt. Gylfaginning 51. a. a. O. S. 78—83. 22) Myrkrithor'n, Reiterinnen im Dunkeln, heißen die Riesenweiber, welche den Anblick des Lichtes nicht ertragen und durch dasselbe versteinert wurden, wie z. B. Hrimgerthur (Hrimgerd), s. das 1. Helgilied bei F. Wachter, Forum der Kritik. 1. Bds. 2. Abth. S. 100—103. 23) tein (mit dem Zeichen des Nominativs teinn) bedeutet schmaler Stab, Ruthe; Gamban ist dunkel; doch bedeutet Gambanteinn, wenn wir es hier im Zusammenhange nehmen und mit Skinnisför 32, wo es auch vorkommt, vergleichen, aller Wahrscheinlichkeit nach Zauberruthe.

24) Im Art. Othin (3. Sect. 7. Th. S. 309. 310) ist mitgetheilt, wie Odin den Riesen Suttung um den Trank betrog, und Letztern aus den Welten der Riesen nach Asgard brachte. 25) Suttúnga ist nämlich der Genitiv von Suttúngar (Mehrzahl von der Einzahl) Suttúngr (so hieß der den Meth besitzende Riese), oder soll Suttúnga-miödr Suttung's Meth bedeuten, müssen wir in Suttúnga-miöthr für Suttúngr die Form Suttúngi nehmen, welches Beides sich dann wie Surtalogi zu Surtr verhielte. 26) Es heißt „der Riesen" (in der Mehrzahl), weil die Buße für Unterlassung der Blutrache nicht blos Suttung'n allein, sondern dem Gilling'schen Hause überhaupt zukam. 27) Bragarádur bei Rask S. 84—87. Skaldskaparmál 3. S. 98. 28) Wafthrudnismál Str. 33 S. 19. Str. 35 S. 20. 29) Mit dem Artikel: inn alswinni iotunn (der allwissende Riese). Am häufigsten heißen die Riesen hunde- (oder hundertfach-) weise. 30) s. Othin. 3. Sect. 7. Th. S. 306. 307. 31) Von der Theilnahme der Jötnar an Baldur's Schicksal weiter unten mehr.

schauenden Bergriesentöchter, Fenja und Menja, im Grótasaungr [32]) genannt. In Mimir's [33]) Brunnen, welcher sich unter der Wurzel der Esche Yggdrasil befindet, die zu den Hrimthursarn geht [34]), ist Weisheit und Vernunft verborgen [35]). Mimir, der Besitzer des Brunnens, ist voll Weisheit, denn er trinkt jeden Morgen daraus. Um einmal einen Trunk daraus zu erhalten, setzte Odin sein Auge zum Pfande [36]). Steht der letzte große Kampf der Riesen mit den Göttern durch den Anzug der erstern bevor, redet Odin Mimir's Haupt [37]) an, wie die Wöluspá 42 sagt, oder nimmt, wie die Gylfaginning 51 S. 75 bemerkt, Odin, der zum Mimirsbrunnen reitet, Rath für sich und sein Gefolge.

Mit dem Umstande, daß die Jötnar, als die Älteren, in der Weissagungskunde stärker sind, als die Götter, hängt auch zusammen, daß von jenen die Schicksalsbestimmung der Götter und Menschen abhängt. So werden nach den Wafthrudnismál 48. 49. S. 30 die Hamingior derjenigen, die in der Welt sind, bei den Jötnar geboren und erzogen, und fliegen von da über das Meer und die Dörfer (bewohnten Orte). Hamingior bedeutet Glückseligkeiten, Glücksbestimmerinnen, Schutzgeister und sind Mädchen. Die Asen spielten nach der Wöluspá Str. 8 im Anfange der Zeiten Würfel auf der Hauswiese [38]), waren heiter, hatten keinen Mangel an Gelde, bis drei sehr übermächtige Thursenmädchen aus „Jotonheimar" (den Welten der Jötnar) kamen [39]). Von diesen stammen also nicht blos die Bestimmerinnen des Schicksals der Götter, sondern hier werden die Riesenungeheuer geboren, welche es vollziehen. Mit der Gygur (der Riesin) Angurboda in Jötunheimar zeugte Loki drei Kinder, den Fenris-ulfr, den Jörmungandr (die Midgardschlange) und Hel. Da die Götter wußten, daß die drei Geschwister in Jötunheimar erzogen wurden und erforschten, daß ihnen von diesen Geschwistern großes Übel und Unheil entstehen würde, so sandte Allfaudr (Allvater) Götter hin, die Kinder zu ergreifen und zu ihm zu bringen, und warf die Schlange in die tiefe, alle Länder umfließende See und Hel nach Niflheimr, und gab ihr die Herrschaft über neun Welten [40]). Zu ihr kommen alle vor Alter und Krankheit gestorbenen Menschen, für deren Bewirthung sie den elendesten Haushalt hat, sodaß sie als Riesenwesen den Gegensatz zu Odin macht, welcher Denen, die zu ihm nach Walhaull kommen, eine Fülle von Trank und Speise gewährt. Den Wolf erzogen die Asen bei sich daheim, und Tyr wagte allein, ihm Speise zu geben. Da aber die Götter sahen, wie sehr er jeden Tag wuchs, und alle Weissagungen versicherten, er werde ihnen Schaden bringen, so entschlossen sie sich, ihn zu fesseln, was aber erst das dritte Mal gelingt, durch eine von Zwergen verfertigte Zauberfessel. Ungeachtet die Asen Böses von ihm zu erwarten hatten und die Weissagungen versicherten, daß er für Odin Ursache des Todes werden würde, erschlugen sie ihn doch nicht, um nicht ihre Heiligthümer und Friedensstätten durch sein Blut zu beschmutzen [41]). Besondere Beachtung verdienen vor allen die Riesenungeheuer, welche die Sonne verfolgen und sie und den Mond verderben. In den Grimnismál singt Grimnir (Odin) Str. 39 (S. 58): „Skaull (Sköll) heißt der Wolf, welcher der hellaussehenden Gottheit (der Sonne) zum Meere folgt. Aber der andere Hati [42]), er ist Hrodwitnir's [43]) Sohn, der soll vor der heitern Braut des Himmels (gehen)." Die Gylfaginning 12 erläutert dieses auf folgende Weise: „Gangleri sprach: Die Sól (Sonne) fährt schnell und beinahe so, als wenn sie erschreckt sei, und sie könnte doch den Gang nicht mehr beschleunigen, wenn sie ihren Tödter (oder Tod) fürchtete. Da antwortet Har: Nicht ist das zu verwundern, daß sie emsig fährt; nahe geht der, der sie verfolgt, und sie hat keinen Ausweg, außer denn hinwegzurennen. Da sprach Gangleri: Wer ist der, der ihr dieses Ungemach macht? Har sagt: Das sind zwei Wölfe, und der, der ihr nachfährt, heißt Sköll. Ihn fürchtet sie, und er wird sie fassen; aber der, der Hati Hrodwitnir's Sohn heißt, der läuft vor ihr, und er will das Tüngl (den Mond) fassen, und so wird es werden. Da sprach Gangleri: Welches ist das Geschlecht dieser Wölfe? Har sagt: Eine Gygur (Riesin) wohnt im Osten von Midgard in demjenigen Walde, welcher Járnwidhr (Eisenwald) heißt. In diesem Walde wohnen diejenigen Traulkonur [44]), welche Járnwidhiur (Eisenwälderinnen) heißen. Die alte Gygur gebiert viele Jötnar, und alle in Wolfsgestalt, und von daher sind diese Wölfe gekommen, und so wird gesagt, daß von diesem Geschlechte der eine der mächtigste wird, welcher Mánagarmr [45]) ge-

32) In den Skaldskaparmál bei Rask S. 147—150. 33) Mimir findet sich unter den Benennungen der Riesen in den Skaldskaparmál 75. S. 209. 34) Drei Wurzeln breiten sich auf drei Seiten unter der Esche Yggdrasil aus, Hel wohnt unter der einen, unter der andern die Hrimthursar, unter der dritten die menschlichen (d. h. eigentlich wahren) Menschen. Grimnismál Str. 31. S. 55. 35) Gylfaginning 15. S. 17 sagt **spekdh** (Weisheit) und **mannwit** (Menschenwitz, Verstand) der Hrafna-Galdr Othin's 15. S. 211: **vissa vera** (Kenntniß der Wesen oder Menschen). 36) Wöluspá Str. 26. Gylfaginning 15. S. 17. 37) Dieses gibt auch nach der Ynglinga-Saga, wo Odin und Mimir zu Menschen gemacht werden, dem Ersteren viele Nachrichten über Ereignisse aus andern Welten und über verborgene Dinge überhaupt, mittels der Zauberei, die Odin mit dem Haupte des erschlagenen weisen Mimir vorgenommen hat; s. Snorri Sturluson's Weltkreis (Heimskringla), übers. von F. Wachter. 1. Bd. S. 46. S. 22. 23. 38) tun, eingezäunter Platz. 39) Vgl. mit dieser Stelle der Wöluspá Str. 8. S. 27 die Gylfaginning Cap. 14. S. 15. Letztere berichtet, daß das goldene Zeitalter durch die Ankunft der Weiber aus Jötunheimar verderbt worden. Der Verfasser der Gylfaginning leitet die Benennung gullaldr (Gold-Alter) von der Menge des Goldes ab, welche die Götter hatten.

40) Diese Angabe von Hel's Herrschaft über neun Welten scheint aus den Wafthrudnismál 43 genommen; denn es heißt dort, daß die **Halir** (Menschen) aus Hel hinweg in die neun Welten unterhalb Niflhel sterben. Besonders hervorzuheben ist noch, daß Thor dem Jötunn, welcher nach Asgard gekommen war und die Rolle des Baumeisters spielte, in Jötunheimar zu wohnen nicht verstattete, sondern ihm den Schädel zerschmetterte und ihn unter Niflhel hinabsandte. 41) Gylfaginning 34. S. 32 36. Hyndluliódh Str. 36. S. 339. Ägisdreka Einleitung S. 148. 149. Str. 38. 39. S. 167. 42) Hasser oder Verhaßter. 43) Ausrottungswolf, Wolf der Verwüstung. 44) Trölkonur, zaubermächtige Riesenweiber. 45) Mani's (des Mondes) Garmr, d. h. das wilde Thier oder der Hund, der den Mond verdirbt oder

nannt wird. Er füllt sich mit dem Leben aller Menschen, die sterben, verschlingt das Túngl (den Mond) und bespritzt mit dem Blute den Himmel und die ganze Luft. Hiervon verliert die Sonne ihren Schein, und die Winde sind dann unruhig und sausen von hierher und dorther." In der Wöluspá lesen wir: „Östlich saß[46]) die Alte im Eisenwalde (á Járnwidhi) und gebar[47]) dort Fenrir's Geschlechter. Es wird von diesen allen ein Gewisser des Túngl's Verschlinger (eigentlich Kauer) in Tröllsgestalt[48]). Er füllt sich mit dem Leben feiger (d. h. zum Tode bestimmter, sterbender) Menschen, röthet der Götter Sitze mit rothem Blute. Schwarz wird der Sonnenschein in den Sommern nachher; die Wetter alle veränderlich." In den Grimnismál Str. 46. 47 wird auf Gangrad's (Odin's) Frage: „Von woher kommt eine Sonne an den glatten[49]) Himmel dann, wenn diese Fenrir verderbt hat?" von Wafthrudnir geantwortet: „Eine Tochter gebiert Alfraudull (die Elfenröthern, d. h. die Sonne), bevor sie Fenrir verdirbt; es wird dann, wenn die Götter sterben, das Mädchen der Mutter Wege reiten." Unter Fenrir ist hier entweder das Riesenungeheuer in Wolfsgestalt, Loki's und Angurboda's Sohn, zu verstehen; er richtet die Sonne zu Grunde, bevor er mit Odin kämpft, diesen verschlingt und dafür von Widar des Lebens beraubt wird. Oder Fenrir steht hier für wolfsgestaltiges Riesenungeheuer überhaupt; denn Fenrir konnte dichterisch für Wolf und besonders für ein dem Fenrir verwandtes Wesen gebraucht werden. Auf letztere Weise hat es der die Stelle aus den Grimnismál in der Gylfaginning Cap. 53. S. 77 anführende Verfasser der Gylfaginning Cap. 51. S. 71 aufgefaßt; denn erst nachdem er bemerkt hat, daß der eine Wolf die Sonne verschlinge und der andere den Mond fasse, und nachdem er von dem Verschwinden der Sterne vom Himmel und dem Beben der Erde, welches das Zerbrechen und Zerreißen aller Fesseln verursacht, gehandelt hat, bemerkt er: „Da wird der Fenrisulfr los," und versteht also unter den beiden vorher erwähnten Wölfen Sköll und Hati. In den Worten der Wöluspá Str. 40: „Es bellt Garmr sehr vor Gnipahellir. Die Fessel (Kette) wird reißen, aber (und) Fréki rennen," ist wol dasselbe Riesenwesen unter zwei Ausdrücken gemeint, und zwar der Fenrisulfr, von welchem es auch in der Gylfaginning 34 S. 56, nachdem seine Fesselung erzählt ist, heißt, daß er grimmig heule. Neuere verstehen jedoch unter Garmr den Riesenhund dieses Namens, von welchem die Gylfaginning Str. 45 S. 73[50]) handelt und die Grimnismál Str. 48 den vorzüglichsten der Hunde nennen, und unter Fréki den Fenrisulfr, weil Fréki (der sich Hinzudrängende) dichterische Benennung für Wolf ist, besonders weil einer der Wölfe Odin's so heißt. Eine andere wichtige Stelle über das Freiwerden der gefesselten Riesenungeheuer bei bevorstehendem Ende dieser Welt und zur Vollziehung des Unterganges derselben ist die in der Wöluspá Str. 63: „Es seufzt der alte Baum (das Weltgebäude), aber (und) der Jotunn kommt los." Hierzu findet man bemerkt: Jotunn sei hier als allgemeines Appellativ des Ungeheuren, des alten Feindes, das ganze verstoßene Geschlecht, in der Tiefe und an der Welt Enden wohnend, zum Kampf nun stürzend um verlorenen Besitz, selbst dem Verderben verfallen, an seiner Klugheit irre gegangen[51]) u. s. w. Andere[52]) verstehen wahrscheinlicher unter dem Jötunn Loki; denn Str. 32 der Wöluspá wird gesagt, daß der treulose Körper Loki's unter Hwera-lund (dem Hain der Heilquellen) gebunden liege. Nach der Gylfaginning 33 S. 32 wird zwar Loki unter die Asen gezählt, und nach den Skaldskaparmál 16 S. 106 sind zwei seiner Umschreibungen hinn bundni ás (der gebundene Ase) und hinn slaegi ás (der arglistige Ase). Aber die Gylfaginning 16 S. 106 nennt seinen Vater Fárbauti ausdrücklich einen Jötunn. Solche Abkunft mußte der Götha-dólgr (der Götter Feind), der Raegiandi ok Vaelandi gothauna (der Verleumder und Betrüger der Götter), der Baulwa-smidhr (der Schmied oder Künstler der Übel), der Ráthbani Balldurs (der Urheber von Baldur's Tode durch seine Verrätherei), wie er auch heißt, nothwendig haben. Daß der zwar Böse von Gemüth, aber Schöne von Ansehen[53]), unter die Asen gekommen, erklärt sein Name Loki, welches mit Logi verwandt ist, sodaß er als das personificirte Feuer betrachtet werden kann, welches, ungeachtet von Riesenabkunft, wegen seiner Wohlthätigkeit unter die Götter auf-

---

verschlingt. Mani (Mond) und Túngl (Mond) können mythologisch so unterschieden werden, daß jener der Mondführer und dieses der Mondkörper ist, aber Beide zugleich kommen durch das Riesenungeheuer um.

46) Nach der Lesart, welche das Additamentum cont. Apr. Carm. Völuspá in d. groß. Ausg. d. E. S. 3. Th. S. 200, und Gylfaginning S. 13 hat, wohnt. 47) Foeddi (gebar, erzog); nach der Lesart des Additam. a. a. O. u. d. Gylfaginning faedhir (gebiert, erzieht). 48) í trölls hami. Das Wort hamr (induviae, forma) wird in der nordischen Mythologie gebraucht, wenn ein Wesen statt seiner gewöhnlichen eine andere Gestalt, z. B. ein Jötunn Adlergestalt, annimmt. So heißt es in den Bragarädur S. 82 von Thiassi: tekr hann arnarhaminn, er nimmt das Adlerhemde (Adlerhülle) durch Zauberkunst an. Tröllshamr bedeutet die Hülle und mittels derselben die Gestalt eines bösen, zaubermächtigen Wesens, und wird in der Stelle der Wöluspá 36. S. 43 speciell die Wolfsgestalt darunter verstanden, weil sie die gewöhnlichste Zauberhülle der Riesenungeheuer ist und es ausdrücklich heißt, daß der Mondesverschlinger zu den Fenriskindir'n gehört. kind (Mehrzahl kindir) bedeutet Geschlecht und Kind. Der Tiúngls-tiúgari ist also Nachkomme des Fenrir. 49) Oder schlichten, ebenen (sletta), nach anderer Lesart swasa (süßen, d. h. heiteren), nach einer dritten svala (kühlen).

50) Wo der Verfasser der Gylfaginning Cap. 51 sagt, daß der Hund Garmr losgeworden sei, der vor Gnipahelli gebunden. 51) Stubach, Sämund's Edda des Weisen S. 20. 52) So der Verfasser der 72. Anmerk. zur Wöluspá in der gr. Ausg. der Edda Sämundar. 3. Th. S. 47. Ettmüller (Vauluspá S. 32) bemerkt: „Der Jote ist entweder Loki oder sein Sohn Fenrir." In letzterem Falle dürfen wir aber freilich unter dem Freki in der Str. 40 dann nicht den Wolf Fenrir verstehen, sondern müssen Garmr und Freki als ein Wesen, unter zwei Benennungen, auffassen, was dem Zusammenhange und aller Wahrscheinlichkeit nach die ursprüngliche Meinung des Dichters war. Nur bleibt zweifelhaft, ob er unter Garmr ein besonderes, von dem Fenrisúlfr verschiedenes, Wesen verstand, wie der Verfasser der Gylfaginning thut, oder ob er den Fenrir, hier in Str. 40, dichterisch Garmur nennt. 53) Gylfaginning 33. S. 32.

[illegible]

[illegible] kommt Mudspelli, Muspelli zwei Mal in der Bedeutung von Feuer vor (s. Jac. Grimm, Deutsche Mythologie S. [illegible]). Loki als Steurer von dem Schiffe, das Muspell's Völker führt, paßt also sehr gut mit diesen zusammen. Der Kiel kommt nach Völuspá Str. 74 von Osten her (austan), was man nicht mit Legis (Fundgruben 2. Bd. S. 31) verwandle in: „von Süden," mit der Bemerkung: „von Osten" heißt es weniger richtig im Texte, denn Surtr kommt ja „sunnan" (von Süden). Der Verfasser der Gylfaginning 4. S. 5 hat die Sache dadurch verwirrt, daß er unter dem Sudheimr (Südwelt) der Wafthrudnismál Str. 31 den Muspellsheimr verstanden und diesen für Sudheimr gesetzt hat. Daraus aber, daß Loki (das unterirdische Feuer) das Schiff, das die Völker Muspell's über das Meer trägt, nach Völuspá Str. 45 steuert, geht hervor, daß Muspell einer andern Feuerwelt angehört als Surtr.

62) Fifl wird hier durch „monstrum, daemon infestus" erklärt, gewöhnlich bedeutet es einen thörichten oder tollen Menschen, und man leitet von ihm das dänische und norwegische Fioll, Fiolle ab; s. Finn Magnusen, Gloss. z. 3. Th. der groß. Ausg. der Edda Sämundar S. 220. 63) Loki's, des Sohnes des Jötunn Farbauti, Brüder sind nach der Gylfaginning 33. S. 34 und den Skaldskaparmál 16. S. 106 Byleistr (oder Byleiptr) und Helblindi (Helblinder), welcher Letzterer in der 45. Str. der Völuspá gemeint sein muß, wenn nämlich nicht, was wahrscheinlicher ist, Loki in derselben zwei Mal genannt wird, nämlich ein Mal mit seinem Namen selbst, und dann weiter unten umschrieben. Doch muß auch Helblindi ein bedeutungsvoller Jötunn gewesen sein, und wird in der 76. Anmerkung zur Völuspá 45. in d. gr. Ausg. der Edda Sämundar S. 48 unter Byleip's Bruder verstanden und durch „Mortis vel oceani daemon" erklärt, nämlich Todesdämon ist er wegen der in seinem Namen vorkommenden Todtengöttin Hel, welches auch Tod überhaupt bedeutet. 64) Oder auch der Valtivar, je nachdem wir Valtiva für den Genitiv der Einzahl oder der Mehrzahl nehmen: Valtivi heißt ein Gott der Wahlstatt, der in der Schlacht Fallenden, oder auch der Gott, welcher Wal (Erschlagene) veranlaßt, also Schlachtgott, was hier Surtr ist, da er in den großen Kampf gegen die Götter und Einheriar zieht. 65) thadan (inde); der Verfasser der Gylfaginning 51. S. 70 nimmt es wol hier nicht als Adverbium loci, sondern temporis, also in der Bedeutung: von da an, letzteres besonders deshalb, weil die Muspells-synir (Muspells-Söhne) über Bifraust reiten, um gegen die Götter zu kämpfen. Auch schon Cap. 13. S. 14 sagt er, daß die von der Erde zum Himmel führende Brücke Bifraust, so stark sie auch ist, dann brechen werde, wenn die Muspells-Verwandte ziehen, über sie zu reiten.

sowol vor als nach ihm ist brennendes Feuer. Sein Schwert ist sehr gut, und von ihm scheint (blitzt) es glänzender, als von der Sonne. Aber wenn sie über Bifraust reiten, bricht sie. Muspells-Söhne, oder Verwandte (megir), dringen vor auf das Gerichtsfeld Wigridhr[66]). Dorthin kommt dann auch der Fenrisulfr und der Midhgardhz-ormr, dorthin ist dann auch Loki gekommen und Hrymr, und mit ihm alle Hrimthursar, aber Loki'n folgen alle Heliar-sinnar (Gefährten oder Genossen der Hel)[67]); die Muspell's-Söhne haben eine sehr glänzende Schlachtordnung für sich. So der Verfasser der Gylfaginning, welcher zwar die Strophen der Wöluspá mittheilt, aber ihnen nicht genau gefolgt ist; denn nach ihm erscheinen Surtr und Muspell's-Söhne zusammen, während nach der Wöluspá die Muspell's-Völker auf dem von Loki gesteuerten Schiffe sich befinden, welches von Osten her fährt und Surtr von Süden heranzieht. Drei Arten Riesenwesen finden wir also hier. Hrymr ist von hrim (Ruß, Reif) gebildet, und da sich die Hrimthursar (Reif-[68]) Riesen) bei ihm befinden, so erscheint er offenbar als Repräsentant der Kälte, welche auch überdies im Fimbulwetr[69]), welcher vor Ragnarök vorhergeht, eine Rolle spielt. Da der Ursprung der Welt von dem reifkalten Ymir ausging, so ist es natürlich, daß auch bei der Auflösung derselben die Kälte wieder als ungebunden erscheint, und gegen die Götter und Menschen kämpft. Ebenso muß die Hitze bei Wiederauflösung der Welt als ungebunden erscheinen. Hrymr, könnte man denken, müsse aus Norden kommen, aber er kommt aus Osten (d. h. Nordosten), weil hier die Jötunheimar gedacht wurden. Deshalb kommen auch Loki und Muspell's-Söhne von dort. Sie erscheinen auf einem und demselben Schiffe und bilden also eine und dieselbe Art Feuerriesen. Die zweite Art Feuerriesen macht Surtr aus, welcher von Süden kommt, also als Repräsentant concentrirter oder gesteigerter Süd- und Mittagshitze erscheint, oder wenigstens als ein Feuer, das man als von einer andern Seite, als Loki und Muspell's-Völker, heranziehend dachte. Zur Berichtigung der Meinung, Surtr sei ein Allvater oder der höchste Gott vor Odin, als dem zweiten Allvater[70]), dient der wichtige Umstand, daß Surtr unter den Benennungen der Jötnar[71]) aufgeführt ist. Auch nach dem Verfasser der Landnamabok[72]) war Surtr ein Jötunn. Er erzählt von Thorwalldr Holbarki, dem vierten Sohne Thord's, wie er sich hinauf zur Felsenhöhle Surtr's[73]) begeben und die Drápa[74]) darbrachte, welche er auf den Jötunn in der Felshöhle[75]) gemacht hatte[76]). Auf Island wird ein Mineral vegetabilischen Ursprungs, das bitumen lignum fossile Surtarbrandur (Surt's Brand) genannt. Wäre diese Benennung nicht erst in Island entstanden, sondern dorthin mit verpflanzt, und stände an Alter nicht gegen den Verfasser der Wöluspá zurück, so dürfte Surtr nicht als reiner Gegensatz zu Loki genommen werden, in sofern Ersterer dann auch mit dem unterirdischen Feuer einen Zusammenhang hätte und keineswegs blos das Feuer der Südwelt darstellen würde.

Sowie, um der beliebten Dreiheit willen, Odin, Wali und We den Urriesen Ymir erschlagen, so müssen dafür am Ende dieser Welt die Götter durch drei Riesenhäuptlinge: Hrymr nebst den Hrimthursar'n, Loki nebst Muspell's Völkern und Surtr umkommen, also durch einen Repräsentanten der Kälte und zweien des Feuers. Wenn

---

66) Wafthrudnismál Str. 18: „Wigridhir heißt das Feld, wo sich zur Schlacht finden Surtr und die süßen Götter; hundert Rasten ist nach jeder Seite dieses Feld bestimmt (abgesteckt).“ Nach dem Vorbilde des Zweikampfes wurden nämlich im nordischen und germanischen Alterthume überhaupt die Felder der Schlachten, zu welchen man sich herausfoderte, durch Haselpfähle abgesteckt, wie Gerichtsstätten. Vgl. z. B. Snorri Sturluson's Weltkreis, übers. von F. Wachter. 2. Bd. S. 65. Allgem. Encykl. d. W. u. K. 1. Sect. 32. Th. S. 372. 67) Es können darunter nur die an Krankheit und vor Alter gestorbenen Menschen und die erschlagenen Jötnar gemeint sein, welche nun aus den neun Unterwelten zum Kampfe gegen die Götter und Einheriar heranziehen; Hel als Riesenwesen bildet so den Gegensatz zu Odin, und seine Genossen zu denen des Letzteren. Von der großen Zahl der Einheriar, welche aus den Thüren der Walhaull ziehen, um wider den Wolf zu kämpfen, handelt die 23. Str. der Grimnismál; vgl. die Gylfaginning 38. S. 41. 42, wo bemerkt wird, daß die große Zahl der Einheriar doch noch klein erscheinen wird, wenn der Wolf kommt. Dieser ist Fenrir, der Bruder Hel's, deren Genossen ihr Vater Loki gegen die Götter und Einheriar in den Kampf führt (Gylfaginning 51. S. 72). 68) Daß Hrim in dem Worte nicht Ruß, sondern Reif bedeute, geht daraus hervor, daß Ymir im Wafthrudnismál 21. S. 13 hinn hrímkaldi iotunn (der reifkalte Riese), und in der Ägisdrecka Str. 50. 51. S. 172 Loki's Sohn hrímkaldi mögr (Sohn) genannt wird. Dieses könnte dem zu widersprechen scheinen, daß Loki am einfachsten als unterirdisches Feuer gedeutet wird, aber auch feuerspeiende Berge, wenn sie ruhen, sind ja wegen ihrer Höhe, oder rücksichtlich ihrer nördlichen Lage, mit Eis und Schnee bedeckt. 69) Wafthrudnismál Str. 44. Im Fimbulwetr weht es Schnee aus allen Himmelsgegenden; großer Frost ist da und scharfe Winde, Genuß der Sonne fehlt (d. h. sie wirkt nicht). Drei solche Winter kommen zusammen und keine Sommer dazwischen (Gylfaginning 51. S. 71). Windswalr (Windkalter), der Vater des gewöhnlichen Wetr's (Winters, Grimnismál Str. 27 S. 17. Gylfaginning 18. S. 23) ist schon ein Jötunn (Jötna-heiti, in den Skaldskaparmál S. 210); was für ein furchtbares Riesenwesen muß erst der Fimbulwetr sein?

70) Finn Magnusen, Lex. Mytholog. p. 174. 729. Doch ist der Irrthum schon alt, schon im upsaler Coder der Snorra-Edda (bei Rask S. 75) ist Surtr als Herrscher von Gimli angenommen, aber in einer erst durch christlichen Einfluß veranlaßten Stelle, welche den Inhalt einer später in die Wöluspá (Str. 57) eingeschobenen Strophe wiedergibt und von da in die jüngere Edda, in die Gylfaginning S. 4, 21, 75 gekommen ist. 71) In den Denkversen in der Skaldskaparmál 75. S. 209. 72) Islands Landnámabók. 3. Th. Cap. 10. (Kopenhagener Ausg. von 1774.) S. 220. 73) Es ist dieses der berühmte Surtshellir (und Surtar hellir), eine Felsenhöhle, welche von einer durch unterirdisches Feuer ausgebrannten und in Lava verwandelten Gegend umgeben ist. 74) s. Allgem. Encykl. d. W. u. K. 1. Sect. 25. Th. S. 344—346. 3. Sect. 8. Th. S. 287—289. 75) um iötunin í hellinom. 76) Hieraus darf man nicht mit Finn Magnusen schließen, daß Surtr kein wirklicher Jötunn, sondern ein Ase sei, und nur deshalb ein Jötunn genannt werde, weil er älter als die Asen war. Der Dichter fand sich wahrscheinlich durch den prächtigen Anblick, welchen das Innere des Surtshellirs gewährt (s. *Henderson*, Iceland. [Edinburg 1818.] T. II. p. 196), bewogen, dem Erbauer und Bewohner dieses wunderbaren Werkes seine Bewunderung auszudrücken, und ihn zugleich mild zu stimmen, daß er ihm, wenn er die Höhle besuche, kein Leid zufügen und die Umgegend mit neuen vulkanischen Ausbrüchen verschonen möge.

der Verfasser der Gylfaginning 51 S. 78, indem er der Wöluspá nicht genau folgt, Muspell's Söhnen eine besondere Schlachtordnung beilegt, so geschieht dieses doch wol aus keinem andern Grunde, als weil die Riesenungeheuer der Südwelt, wohin er nicht nur, wie die Wöluspá den Surtr, sondern (Cap. 4. S. 4. 5. Cap. 5. S. 56) auch Muspell's Welt versetzt, zwar zu gleicher Zeit mit den Ungeheuern der Ostwelt[77]), genauer Nordost- und Nordwelt überhaupt[78]), die Götter und Einheriar bekriegen, aber als entgegengesetzte Wesen nicht zusammenkommen können, weil sie sonst einander nicht mehr helfen, sondern einander selbst bekämpfen würden, da Hitze und Kälte in ewigem Streite sind und sich ausschließen. Zwar ist eigentlich die Kälte an sich, da sie blos ein Mangel an Wärme ist, nichts. Doch so ganz abstract[79]) faßten die alten Nordmannen die Sache nicht auf, sie hielten die Kälte nicht blos für etwas Negatives und mußten ihr daher ihren Repräsentanten unter den Reifriesen geben und diesen zum Häuptlinge der Hrymr machen. Doch werden in dem Kampfe der Riesen gegen die Götter und Einheriar keine Thaten von Hrymr gemeldet, sondern nur von folgenden: Surtr fällt Freyrn[80]), der Hund Garmr kämpft gegen Tyr und Beide tödten einander[81]). Der Fenris-úlfr verschlingt Odin und wird dafür von Widar des Lebens beraubt, die Midgardschlange verliert es durch Thor, dieser aber kommt durch ihr Gift um[82]). Loki kämpft wider Heimdall und der Eine tödtet den Andern[83]). Demnächst wirft Surtr Feuer über die Erde und verbrennt die ganze Welt[84]). Wenn Surtr's Flamme verloschen ist[85]), erscheinen zwar Asen und ein neues Menschengeschlecht wieder, aber keine Jötnar.

Dies sind die Hauptmomente der Sage vom Verhältnisse der Jötnar zu den Göttern und von ihrer Wirksamkeit seit Ursprung dieser Welt bis zu ihrem Untergange, wo sie aufhört. Dazu noch folgende Specialitäten. Wenn Skirnir (in der För Skirnis Str. 34) in dem über Gerdur gesprochenen Fluche sagt: „Hören (sollen es) die Jötnar! hören die Hrimthursar! die Söhne Suttungi's[86]) (oder der Suttungar), selbst die As-lithar" (die Genossen der Asen!), so kann es scheinen, als sei Jötnar von Hrimthursar und Synir Suttunga verschieden, und hätte nicht den Sinn von Riesen überhaupt. Der Dichter nennt nur erst Riesen im Allgemeinen, und setzt dann, um der Stelle noch mehr Gewicht zu geben, noch eine besondere, und zwar die wichtigste, Art derselben hinzu, und nennt wiederum von dieser Art (den Hrimthursar) noch einen besonderen Zweig, nämlich die Synir Suttunga. Unter den As-lithar versteht man die Licht-Elfen (Elfen besserer Natur), oder auch die Einheriar. Aber es können auch darunter noch Riesen gemeint sein, nämlich solche, welche mit den Asen in friedlichem Verkehre stehen und daher gleichsam ihre Genossen sind, wie die unter die Götter aufgenommene Skadi, die Tochter des Jötunn Thiassi, wie Ägir (mit anderm Namen Gymir), welcher bei den Asen zu Gaste war und dieselben dann wieder bewirthete. Dies geht recht wohl an; denn Skadi, welche die Berge bewohnt und jagt, ist zugleich den Menschen feindlich (als Symbol des Gefährlichen der Bergeinöden) und freundlich (durch Ertrag der Jagd, welchen die Berge geben), und Ägir, das Meer, ist verderblich und wohlthätig für die Menschen. Selbst die Riesenwesen, welche sich in einer Beziehung wohlthätig erweisen, werden zu Zeugen des Fluches genommen, in dem Sinne, daß sie gegen die damit Belegten nur schädlich sein sollen. Gerdur, Tochter eines in Jötunheimar wohnenden Jötunn, Namens Gymir[87]), war schön, von ihren Armen leuchtete Luft und Wasser, sodaß Freyr sich in sie verliebte und um sie werben ließ[88]); sie machte also ihrer lich-

---

77) Weil man sich die Welt der Schrecken im Osten (Nordosten) dachte, fließt auch der Strom Slithr von dort her. Von dem Dorn, welcher jede Nacht alle Völker auf Midgard in Schlaf senkt, heißt es im Hrafna-galdr Othins Str. 13. S. 219: Von Osten aus Eliwagar (dem eiskalten Wagen) kommt der Dorn von Antrieb (d. h. durch Wurf) des reifkalten Riesen (Thurs hrímkalda). Nach der Hymisquida Str. 5. S. 122 wohnt der Jötunn, der hundeweise Hymir, im Osten der Eliwagar an des Himmels Ende. Nach Snorri Sturluson in den Skaldskaparmál 17. S. 110. 111 wadet Thor von Norden her über die Eliwagar und trägt in einem Korbe auf seinem Rücken Aurwandil'n (Örwandil) von Norden her aus Jötunheimar. Nach der Herwarar-Saga Cap. 1. S. 412 (sp. Bearb. S. 513) reiset Starkadhr von dem entgegengesetzten Standpunkte aus nach Norden über die Eliwagar. 78) Vgl. die Gylfaginning Cap. 4. S. 4, 5, wo Niflheimr den Gegensatz zu dem in der Südhälfte (des Weltalls) liegenden Muspellzheimr macht, und den Art. Jötunheimr. 79) Doch denkend genug, indem sie den Urriesen einen reifkalten sein lassen, auch die Nacht zur Mutter des Tages machen, also jene (den Mangel des Lichtes) als älter als das Licht annehmen. Von dem Jötunn Nörwi oder Narfi s. nachher. 80) Wöluspá Str. 48. S. 49. Gylfaginning 51. S. 73. 81) Zu bemerken ist jedoch, daß die Wöluspá den Kampf Garmr's mit Tyr nicht kennt, sondern blos die Gylfaginning 51. S. 73. Hieraus ist zu schließen, daß unter dem Garmr in der Str. 40. S. 45, wie wir oben bemerkt haben, der Fenris-úlfr zu verstehen sei, weil dieser nur kämpfend auftritt, nämlich Str. 48 mit Odin. Auch ist Tyr nur nach der jüngeren Edda ein Sohn Odin's, nach der Hymisquida hingegen ein Sohn des Jötunn Hymir (s. 1. Sect. 28. Th. S. 103. 2. Sect. 12. Th. S. 435). Wahrscheinlich kannte der Verfasser der Wöluspá Tyr'n noch gar nicht als Gott. Daß Tyr allein dem Fenrir Speise gab, davon war vielleicht auch nach der ursprünglichen Sage nicht die Ursache, welche der Verfasser der Gylfaginning 34. S. 33 angibt, daß er nämlich allein die Kühnheit gehabt habe, zu dem Wolfe zu gehen, sondern er that es wol deshalb, weil Beide aus Riesengeschlecht stammten, also Verwandte waren.

82) Wöluspá Str. 48—50. Gylfaginning 51. S. 73. 83) Die Gylfaginning hat blos die letztern S. 51, nicht auch die erstern. 84) Wöluspá Str. 43. S. 47. Str. 51. S. 51. 85) Wafthrudnismál Str. 50. S. 31. 86) Suttunga kann nämlich Genitiv der Einzahl sein von Suttungi, welches dann für die gewöhnliche Namensform Nominativ Suttungr, Genitiv Suttungs gebraucht wird, oder Suttunga ist der Genitiv der Mehrzahl und bedeutet der Suttungar. 87) För Skirnis Einleitung S. 67. Str. 6. Prosa S. 73. Str. 11. 12. Str. 40. S. 87. Vgl. die Hindlu-lioth Str. 28. S. 334, wonach Gerdur, Gymir's Tochter, vom Geschlechte der Jötnar war. Gerdur's Mutter, Aurbodha, war, nach Gylfaginning 37. S. 39, vom Geschlecht der Felsenbergriesen (Bergrisar). 88) Skirnisför S. 67—88. Gylfaginning 36. S. 39—41. Freyr mußte seinem Diener Skirnir, welcher die Reise nach Jötunheimar machte, das Zauberschwert geben, welches sich gegen das Geschlecht der Jötnar von selbst schwingt (Skirnisför Str. 8. S. 72), weil sich gegen die Zaubermächtigen nur mittels

ten[89]) Erscheinung wegen eine Ausnahme von anderen Riesenwesen; denn Nótt (Nacht), Tochter des in Jötunheimar wohnenden Jötun Nörwi oder Narfi, war schwarz und dunkel, wie ihre Abkunft es mit sich brachte. Ihr letzter Gemahl, Dellingr[90]), war vom Asengeschlechte, und ihr Sohn Dagr (Tag) war licht und schön, seiner Abkunft von väterlicher Seite zufolge[91]). Die Riesen waren nächtliche Wesen; daher sagt der Verfasser des Hrafna-galdr Othins, nachdem er, Str. 24, den Anbruch des Tages beschrieben, Str. 25, daß in die nördliche Roßthûr der Jörmungrund (des allgemeinen Grundes) unter der äußersten Wurzel des vorzüglichsten Baumes, der Esche Yggdrasil, zu Bette gingen die Gygiur und Thursar, die nahen Zwerge und die Döck-Alfar (Schwarz-Elfen). Diese nächtlichen Wesen wurden daher, wenn sie sich von Strahlen des Tages betreffen ließen, in Stein verwandelt; so die Riesentochter Hrimgerdur[92]) und der Zwerg Alwis[93]). Hel ist halb blau [d. h. schwarz[94])] und halb von Haut- (d. h. gewöhnlicher oder menschlicher) Farbe[95]). Die Flögd (das Riesenweib) oder die Tröllkona, Namens Forat (Verderben), welche Ketill Hängr, als er nach Skrofar (aller Wahrscheinlichkeit nach dem jetzigen Eiland Skroven in Westfjorden in Norwegen) kam, auf dem Vorgebirge sah, war nach der Saga Ketils Hängs Cap. 5. S. 127 schwarz wie Pech. Die Gygur, vor deren Felsenhöhle vorüber Brynhilldur ging, als sie den Helweg (Weg in die Unterwelt) ritt, war nach dem Söguthattr af Norna-Gesti Cap. 9. S. 333 schwarz von Antlitz. Der Jötunn Hymir wird in der Hymisquida Str. 20. S. 131 durch áttrunn apa, Sprößling oder Verwandter der Affen, umschrieben. Während bei den Slawen und Indiern selbst Götter vielhäuptig gedacht und dargestellt werden, sind es bei den Nordmannen nur die Jötnar. Nach einer der Lesarten[96]) der 33. Str. der Wafthrudnismál zeugte der Jötunn Örgelmir einen sechshäuptigen Sohn. Nach der Hymisquida Str. 7 hatte die Ältermutter (Amma) Tyr's, des Sohnes des Jötunn Hymir, neunhundert (d. h. neun großhundert, also 1080) Häupter, und nach Str. 35 sieht Thor aus den Höhlen mit Hymir vielhäuptiges Volk ziehen. Unter den Verwünschungen, welche Skirner gegen Gerdur in Str. 31 der Skirnisför ausspricht, ist auch die: Mit einem dreihäuptigen Thurs sollst du ewig leben oder mannlos sein. Im mittelhochteutschen Wachtelmähre[97]) findet man einen „drîhouptigen Tursen." Odin's Pferd Sleipnir, gezeugt vom Hengst Swadilfari des Jötunn, der sich als Baumeister den Asen verdungen hatte, und geboren von Loki, welcher Stutengestalt annahm, hat acht Füße[98]). Starkadhr, ein Abkömmling von Thussar (Thursar), und ihnen gleich an Stärke und Natur, hatte acht Hände und kämpfte zugleich, nach der Herwarar-Saga[99]), mit vier Schwertern. Nach der Überlieferung aber bei Saxo Grammaticus[1]) hatte der von Giganten erzeugte Starcatherus sechs Hände, von welchen der Gott Thor ihm vier abriß, um seiner Gestalt das Riesenhafte zu nehmen und sie der menschlichen ähnlich zu machen. Im Rosengartenliede auf Gibich's Frage: Wer den Riesen Schreitan bestehen werde? antwortet Hildebrand: Den besteht Hrimr, der hat vier Elbogen[2]). Vielhäuptigkeit und Vielarmigkeit der Riesen ist bei den Nordmannen und Germanen überhaupt vorausgesetzt, wahrscheinlich weil sie die Ge-

---

gleicher Waffen kämpfen ließ. Selbst Thor's Hammer Miölnir war ein Zauberhammer, da er geworfen, doch niemals verloren ging, sondern zur Hand zurückkehrte. Skaldskaparmál 35. S. 132.

89) Wegen ihres Leuchtens wird sie von Finn Magnusen als Symbol des Nordlichts genommen. 90) Morgendämmerung. 91) Gylfaginning 10. S. 11. 92) s. das 1. Helgilied bei F. Wachter, Forum der Kritik. 1. Bds. 2. Abth. S. 103. 93) Alwis-mál Str. 35. S. 274. In diesem Lehrgedichte über dichterische Bezeichnung der in den Gesängen am häufigsten erwähnten Gegenstände wird vorausgesetzt, daß die Menschen, welchen die gewöhnliche prosaische Benennung zugeschrieben wird, die Götter, die Wanir, die Jötnar, die Alfen und die Zwerge andere Worte dafür haben. Zwar legt der Stabreim einen gewissen Zwang dabei auf, doch sieht der Dichter auch hierbei soviel als möglich auf das Charakteristische der Wesen. Die Jötnar nennen die Erde Igrön (Grünlich), den Himmel Uppheimr (Emporwelt), den Mond Skyndir (Eiler), die Sonne Eygló (immer Glühende, wol deshalb, weil sie im hohen Norden in der Mitte des Sommers nicht untergeht), die Wolken Urwan (Erwartung von Nässe, Anzeige von baldigem Regen), den Wind Aepir (Schreier), die Windstille Oflyr (obere Laulichkeit, oder ringsverbreitete Wärme, oder Überlaulichkeit, Schwüle, weil nämlich die Riesen des Windes und Sturmes gewohnt sind und die den Gewittern vorhergehende Windstille von Schwüle begleitet ist), das Meer Alheimr (Aalwelt), das Feuer Frekr (Begieriger oder Heftiger), den Wald Eldi (Nahrung, Brennstoff, Zunder), die Nacht Oliós (Unlicht) nach der Lesart in den Skaldskaparmál 63: Osorg (ohne Sorge), die Saat Aeti (Essen), das Bier Laugr (Lögr, Nässe), und Suttung's Söhne nennen es Sumbl (Schlürfbares). Letztere sind deshalb von den Jötnar nicht verschieden, sondern sie werden nur des Stabreims wegen in Beziehung auf Sumbl erwähnt, wie Str. 18 die Asen und die Upregin (oberen Mächte), welche eben nichts anderes als jene sind, und Str. 30 die Goth (Götter) und die Ginregin (ausgezeichneten Mächte, welches ebenfalls die Götter sind). 94) Vgl. Bláland (Blauland, Mohrenland) und Blámenn (Blaumänner, Mohren) bei Snorri Sturluson, Weltkreis (Heimskringla) übersetzt von F. Wachter. 1. Bd. S. 12, wo in Anmerk. 13 auch bláfialldr, Beiwort des Raben, erläutert wird. Vgl. auch Geografisk Register zu den Oldnordiske Sagaer. 12. Bd. S. 54. 95) Gylfaginning 34. S. 33.

96) s. 3. Sect. 5. Th. S. 183. 97) Bei Maßmann, Denkm. S. 109. Vgl. Jac. Grimm, Deutsche Mytholog. S. 223, welcher auch die Vielhäuptigkeit an den slawischen und indischen Göttern nachweist. Aus welchem Grunde die Germanen wol nie ihren Göttern Vielhäuptigkeit und Vielarmigkeit beigelegt haben, entwickelt F. Wachter in der Allgem. Lit.-Zeit. Aug. 1836. S. 570. 98) Getspeki Heidreks Konúngs in der Herwarar-Saga Cap. 15 in den Fornaldar Sögur Nordrlanda. 1. Bd. S. 486. Gylfaginning 42. S. 47. 99) Cap. 1. S. 412, spätere Bearbeitung S. 513.

1) Hist. Dan. Lib. VI. Ausg. von Stephanius S. 103. 2) Der große Rosengarten bei v. d. Hagen und Primisser, Heldenbuch S. 13. Auch nach der alten Übersicht des Sagenkreises des Heldenbuches (frankfurter Ausg. von 1560. S. 185), sowie nach der Wilkina-Saga (s. Wilh. Grimm, Deutsche Heldensage. S. 257) hat Heime vier Elbogen. Hieraus ist zu schließen, daß Heime nach der ursprünglichen Sage nicht zu den Helden, sondern den Riesen gehörte. Freilich wurden auch Helden in der ihnen feindseligen Sage den Riesen angenähert; so Sigfrid in den Rosengartenliedern, wo er mit zwölf Schwertern fechtend dargestellt wird. Vgl. F. Wachter in der Allgem. Lit.-Zeit. Aug. 1836. Nr. 149. S. 570. 571.

birge[3]) als Riesen betrachteten, welche nicht selten mehre Spitzen und Zweige haben. Die Bergrisar (Bergfelsenriesen) kommen oft neben den Reifriesen vor, und Heimdallr behütet an des Himmels Ende, wo sich die Berge mit dem Himmel zu vereinigen scheinen, die von der Erde zu dem Himmel gehende Brücke Bifraust vor jenen[4]). Sie sind Personificationen der Gebirge und der Schrecken der Bergeinöden. In der Herwarar-Saga Cap. 1 heißt es von dem Manne Arngrimr, daß er Risi (Riese) und Bergbúi (Bergbewohner) war, aus Ymisland Ama, Ymir's Tochter, heirathete und Beider Sohn, Hergrimr Halftröll (Halbtröll), bald bei den Bergrisar'n, bald bei den Menschen sich befand, Stärke wie die Jötnar besaß, ein gewaltiger Zauberer und großer Berserkr war, auch aus Jötunheimar Ögn Alfasprengi heirathete. Unter den Benennungen der Jötnar[5]) findet sich Dofri. Nach dem Thattr Halfdanar Swarta Cap. 5. S. 172 war des Tröll Dofri Heimath in oder auf dem Gebirge (i fjalli), welches nach ihm genannt ist. Man dachte sich also, wie man den Namen Dofrafiall (Dofri's[6]) Berg) und Dofrafiöll (Dofri's Gebirg), jetzt Dovrefjeld, auffaßte, jenes Gebirge Norwegens, welches den Reisenden so viele Schwierigkeiten darbot, als von einem Riesen (bösen Dämon) bewohnt und beherrscht. Während man wol die Wohnung der Hrimthursar in dem äußersten Norden oder dem kältesten Lande, dem kältesten Theile von Jötunheimar, annahm, und von ihnen wahrscheinlich glaubte, daß sie nur in der strengsten Jahreszeit Midgard oder die von den Menschen bewohnten Länder besuchten und beim Antritt wärmerer Witterung in ihre Heimath zurückkehrten, meinte man von den Bergrisar'n, daß sie nicht blos in Jötunheimar wohnten, sondern auch auf einzelnen Punkten der von Menschen bewohnten Erde, nämlich in den Gebirgseinöden, die für Menschen unbewohnbar waren. Bergbúi, Felsenbewohner[7]), Bergbewohner, bedeutet einen Jötunn oder Riesen[8]). Thor, der Feind der Jötnar, wird in der Hymisquida Str. 17. S. 429 und in dem von Thiodolf von Hwin verfaßten Liede Haustlaung[9]) durch Briótr Berg-dana, Brecher der Berg-danir (Bergfelsenherren[10]), d. h. Riesen) bezeichnet. Durch Flódrifs-danir (der Fluthrippe, d. h. des Steines oder des Felsen Herren) umschreibt Eilifr Gudhrunarson in der Thórsdrápa Str. 12[11]) die Riesen. Hraun-búi (Hraunbewohner) wird in der Hymisquida Str. 28 der Vater[12]) Thialfi's und Röska's genannt; hraun bedeutet einen rauhen Ort, speciell eine verbrannte Klippenstrecke, Lava, und Hraun-walir (Hraunwale, Walfische steht für Ungeheuer) heißen in der Hymisquida Str. 36 die Jötnar. Der große hohle Stein, in welchen von einem Zwerge der König Swegdir gelockt wurde, wird von Thiodolf dem Hwinischen in dem Ynglinga-tál jötun-bygdr (von Riesen gebaut oder bewohnt) genannt[13]). In den Skaldskaparmál 32. S. 128 wird Gold durch munntal oc rödd oc ordh jötna (Mundzahl, Mundsprache, Rede und Worte der Jötnar) umschrieben. Über den Ursprung dieser sonderbaren Bezeichnung berichtet Bragi in den Bragarädur 53. S. 83, daß Aulwaldi's Söhne, Thiassi, Idi und Gangr, das von ihm hinterlassene Gold so theilten, daß Jeder seinen Mund voll nahm und Alle dies gleich viel Mal thaten. In den Bjarkamál en fornu[14]) heißt das Gold daher auch Idhja glismál (Idi's Glanzreden) und Thjassa thingskil (Thiassi's Thing- [d. h. Gerichts- oder Volksversammlungs-] Gründe, d. h. Reden), und in den Skaldskaparmál 38. S. 135 umschreibt Bragi das Gold durch Rede Ali's des Unterknoten der Meere, und Snorri Sturluson bemerkt dazu, hier heiße Stein beim Dichter der Meere Untergeschwulst, Unterknoten, Unterkugel, unten befindlicher Knoten oder Kugel; Riese werde Ali des Steins und Gold Rede des Riesen genannt. Ali ist Name eines Asen, und steht für Gott oder Herrscher, und Riese wird also durch Gott (Beherrscher) des Steins umschrieben. Wahrscheinlicher ist es, daß ein aus der Natur hergenommener Grund jenen

3) Man vgl. die urkundlich apex Hunnorum genannte Hundskoppe (also eigentlich Hunskoppe, d. h. Koppe des Hünen), die nordwestliche Spitze des Jenzig über dem Thalsteine unweit Jena's, die bei Blankenburg an der Schwarza sich erhebende Hünenkoppe, nach der Sage der Wohnsitz einer Riesin mit ihrer Tochter, die als Spielzeug einen Bauer mit seinem Pfluge und zwei Ochsen in die Schürze gesteckt, also wol ursprünglich Hüninkoppe, d. h. Koppe der Hüninn (Riesin), den Hundsrücken (Tractus Hunnorum), das Gebirgsland zwischen dem Rheine, der Mosel und der Nahe, urkundlich Hundesruck und Hunesruck, als Rücken des Hunen (Riesen). Vielleicht hat der ähnliche Klang von Hun und Hund auch veranlaßt, daß man den Jötnar das Beiwort hund-wiss (weise wie Hund) mit gewisser Stetigkeit und Vorliebe als Anspielung auf Hun gegeben hat. 4) Gylfaginning Cap. 27. S. 30. 5) in den Denkversen in der Skaldskaparmál 75. S. 210–242. 6) Doch kann Dofra in Dofrafiall der Genitiv der Mehrzahl von Dofrar (jetzt Dovre oder Dofre, s. Geografisk Register zu den Oldnordiske Sagaer 12. Bd. S. 73 und Stada-Register z. d. Fornmanna-Sögur 2. Bd. S. 275) genannt sein, da Dofrar, Döfrar berühmt war, weil Einar Skalaglamm (bei Snorri Sturluson, Weltkreis [Heimskringla] übers. von F. Wachter. 2. Bd. S. 220) den Jarl Hakon den Mächtigen, den damaligen Herrscher von Norwegen, durch Döfra-dróttinn (Herr von Döfrar) umschreibt. Doch auch Döfrar oder Dofrar erscheint in der Sage als Sitz eines Riesen, nämlich der König über Heidmörk, Rolfr in Berg geheißen, war der Sohn des Jötuns Swadi aus Norden von Dofrar (nordhan af Dofrum); s. Frá Fornjoti ok hans Aettmönnum in den Fornaldar Sögur Nordrlanda. 2. Bd. S. 4. Fundinn Noregr ebendaselbst S. 20.

7) Das altnordische Berg ist nicht ganz unser Berg, sondern bedeutet saxum, rupes; unser Berg heißt fiall und die Mehrzahl fiöll, Gebirg. 8) *Biörn Haldorson*, Lex. Island.-Lat.-Dan. p. 72: „Bergbúi, m. 1) saxicola, monticola, en Bjergboer, Fjäldboer; 2) pholas crispatus, en Skjälfisk (Schuppenfisch) paa Klipperne i Söen; 3) Gigas, genius saxicola, Bjergtrold, Bjergmand." 9) in den Skaldskaparmál S. 112. 10) Oder Bergfelsen-Dänen, wo dann Danir (Dänen) dichterisch für Volk oder Geschlecht überhaupt steht. Da aber die Engländer Dan (Herr), welches nicht, wie man annimmt, aus dem Lateinischen Dominus gebildet und nicht das spanische Don zu sein braucht, sondern ein ursprünglich germanisches Wort sein kann, noch jetzt haben, dem Angelsächsischen aber und dem Altnordischen viele Worte gemeinschaftlich sind, so könnte man auch Dan als letzterer Sprache zugehörig voraussetzen. 11) In den Skaldskaparmál S. 114. 12) Er war also ein Jötunn, dagegen in der Gylfaginning, wo manches Ältere gemildert ist, Cap. 44. S. 49, ein Búandi (colonus). 13) s. Snorri Sturluson's Weltkreis (Heimskringla) übersetzt von F. Wachter. 1. Bd. S. 42. 43. 14) in Skaldskaparmál 44. S. 154, in den Fornaldar Sögur Nordrlanda. 1. Bd. S. 111.

Ausdruck veranlaßte und nicht jene Sage. Vielleicht wirkte dazu der Umstand, daß gewisse Flüsse, welche aus Felsengebirgen, die man sich als Jötnar dachte, Gold mit sich führten; dichterisch konnte man sagen: Gold ist die Sprache der Jötnar, weil es aus dem Munde derselben (den Öffnungen der Berge) kam. Das Gold heißt dichterisch auch Ägir's (des Meeres) Feuer [15]), Ägir's Licht, Ägir's Glanz, Ran's oder der Ägirs-Töchter Glanz; die Entstehung des ersten Namens erzählt die Skaldskaparmál 33. S. 129. Der Ausdruck Feuer der Gewässer oder des Flusses [16]) ist aber wol nicht von der Sage abzuleiten [17]), daß Ägir (d. h. das Meer) bei einem Mahle Gold in die Halle tragen ließ, und sich dessen als Licht bediente, sondern vielleicht, weil es im Wasser leuchtet, oder weil es im Alterthume nicht durch Bergbau, sondern blos durch Loslösen der Flüsse gewonnen wurde. Da sich die alten Nordmannen die Erde belebt dachten, und zwar aus dem Körper des Jötunn Ymir geschaffen, so heißt sie auch Ymir's Fleisch, die See Ymir's Blut und der Himmel Ymir's oder des Riesen Schädel [18]). Wasser konnte man auch durch Speichel des Wolfs Fenrir [19]) umschreiben, weil dieser dem an große Steine Gefesselten aus dem mittels eines Schwertes aufgesperrten Munde entfließt; dies ist der Fluß Won. In einem Verse von Hallarstein heißt die See abschüssige Wiese des Ebers Widblindi's, das ist nach Snorri Sturluson (in den Skaldskaparmál 45. S. 56) der Aufenthaltsort der Walfische, und Widblindi ein Riese, welcher sie aus dem Meere zog. Auch der Jötunn Hymir angelt Walfische [20]), lebt aber nicht blos von Waidwerk [21]), sondern besitzt auch eine Rinderheerde [22]). Auch andere Jötnar besitzen Hausthiere. Daher heißt nach den Skaldskaparmál 16. S. 106 Loki auch Dieb des Bockes der Jötnar. Als er auf seiner Reise nach Thor's Hammer nach Jötunheimar [23]) kommt, sitzt Thrymr, der Thursenherr, auf einem Hügel [24]), schnürt seinen Hunden [25]) die goldenen Halsbänder, und macht seinen Rossen die Mähnen glatt [26]). Als Thrymr befiehlt, daß Anstalten zur Hochzeit mit Freya gemacht würden, gingen zum Hofe goldgehörnte [27]) Kühe, ganz schwarze [28]) Ochsen, dem Jötunn zum Vergnügen. Er rühmt, daß er viel Kostbarkeiten und Halsbänder besitze [29]).

Die Sehnsucht der Jötnar, besonders nach Freya und auch nach andern Göttinnen, ist schon oben berührt. Auch noch für menschliche Frauen empfinden sie Neigung. Hrimgerdr sagt von ihrem Vater Hati, daß er viele Frauen geraubt, bevor ihn Helgi tödtete [30]). Auch die weiblichen Riesenwesen streben nach den Helden und Göttern. So verlangt Hrimgerdr von Helgi, zur Sühne dafür, daß er ihren Vater erschlagen, solle er eine Nacht bei ihr zubringen, erhält aber zur Antwort, daß der Riese Lothin ein würdigerer Mann für sie sei [31]). Gewisse Riesen stehen in einem höheren Range, als andere. Als die Tochter des von den Asen erschlagenen Jötunn Thiassi ihren Vater rächen will, wird der Vergleich getroffen, sie solle sich von den Asen einen Mann wählen dürfen, aber von ihm blos die Füße sehen. Sie wählt Niördr von Noatun, welchen sie für Baldur [32]) gehalten hatte. Nach der Bragarádur 56. S. 82. 83. warf Odin auch zur Genugthuung für Skadi Thiassi's Augen an den Himmel und machte zwei Sterne daraus [33]). Thor

---

15) So umschreibt Glumr Geirason in der Gráfellbardrápa (in Snorri Sturluson's Weltkreis [Heimskringla] übers. von F. Wachter. 2. Bd. S. 187) Gold durch saewar bál (Scheiterhaufen, Feuer, Flamme der See). 16) Wie z. B. Eywindr Skaldaspillir (in Snorri Sturluson's Weltkr. übers. von F. Wachter. 2. Bd. S. 116) das Gold durch álfrauthull elfar (Elfenrötherin [Sonne]), den Elf (des Stromes) umschreibt. 17) Der Verfasser der Bragarádur und der Skaldskaparmál, welcher wußte, daß so viele dichterische Bezeichnungen als Anspielungen auf die Riesen- und Göttersage gebraucht wurden, ging zu weit, wenn er den Ursprung aller dichterischen Bezeichnungen, bei denen es sich nur immer thun ließ, aus den Riesen-, Götter- und Heldensagen ableitete. 18) Skaldskaparmál Cap. 23—25, bei Rask S. 122—124. 19) s. bei Resenius in der unpaginirten Ausgabe der Edda Nr. 6. 20) Hymisquida Str. 21. S. 132. Str. 26. 27. S. 135. 21) a. a. O. Str. 9. 22) a. a. O. Str. 17—19. S. 129—131. 23) Thrymsquida Str. 4 u. 5. S. 184. 24) Nämlich wie ein menschlicher Herrscher, s. Snorri Sturluson's Weltkreis (Heimskringla), übers. von F. Wachter. 2. Bd. S. 31. 25) Als Skyrnir nach Jötunheimar nach Gymis-gardar geritten, waren dort tolle Hunde vor die Thüre der hölzernen Umzäunung von Gerdur's Wohnung gebunden. Vgl. die Bemerkung in ungebundener Rede zu der För Skirnis S. 73. 74. Strophe 9 fragt Skyrnir den auf dem Hügel sitzenden Hirten (Hüter): Wie kann ich zum Gespräche mit dem jungen Mädchen vor Gymir's Hunden kommen?

26) Thrymsquida Str. 5. S. 184. Als Odin behauptet, seinem Hengste Sleipnir komme in Jötunheimar kein Pferd gleich, rühmt Hrungnir, der seine, Gullfari, sei großfüßiger. Skaldskaparmál 17. S. 107. Des Jötunns Hengst, Swadilfari, schleppte erstaunenswerthe Steinmassen. Gylfaginning 42. S. 45. 46. 27) Kühe, deren Hörner mit Gold verziert waren. Dies geschah besonders bei Opferthieren; s. die Helga-Quida en fyrsta bei F. Wachter, Forum der Kritik. 1. Bds. 1. Abth. S. 97. 28) So wird auch in der Hymisquida Str. 18 der Stier in Hymir's Heerde, dem Thor das Haupt abbrach, geschildert. Jötun-uxi, Jötun-oxi (Riesenochse) heißt übrigens auch eine Art schwarzer Raubkäfer, nämlich staphylinus pubescens niger. *Biörn Haldorson*, Lex. Isl. Dan. Lat. Vol. I. p. 434. G. Pauli im 1. Th. der groß. Ausg. der Edda Sámundar S. 192 sagt, daß er ihn als Knabe nicht selten, aber nicht ohne einen gewissen Schauder gesehen, und meint, die Benennung komme von gewissen, goldenen Kreisen gleichenden Flecken desselben her. 29) Thrymsquida Str. 28. S. 191. 192. 30) Helga-quida Haddingiaskata bei F. Wachter, Forum der Kritik. 1. Bds. 2. Abth. S. 100. 31) a. a. O. S. 102. 32) Obgleich ein Ase, wird dieser doch von den Riesen geliebt, denn zu seiner Leichenfeier kamen nicht blos Götter, sondern auch viele Hrimthursar und Bergrisar. Da die Götter Baldur's Schiff, das größte aller Schiffe, auf welchem sie seine Leiche verbrennen wollen, nicht von der Stelle bringen können, wird nach Jötunheimar zur Gygur Hyrroki gesandt, welche das Schiff fortschob. 33) Der Verfasser der Grimnismál setzt, wie aus dem Zusammenhange sich schließen läßt, Thiassi's Wohnstätte an den Himmel. Nach dem Verfasser der Gylfaginning 23. S. 97 war Thrymheimr ein Gebirge; er erzählt dann weiter, wie Niördr von Noatun das Leben an der See und Skadi das auf dem Gebirge liebt. Vgl. F. Wachter, Forum der Kritik. 2. Bds. 1. Abth. S. 90. Die Riesen haben auch verschiedene Neigungen. Während Ägir das Meer selbst ist, hat Skadi, Tochter des Jötunn Thiassi, Misfallen an dem Leben an der See und zieht das an dem Gebirge vor.

bildete nach den Skaldskaparmál 17. S. 111 aus der Zehe des Jötunn Örwandil (s. d. Art.) einen Stern, der Örwandilstá (Örwandil's Zehe) heißt, und bezeichnet in den Harbarz-lioth Str. 18. S. 99 dies als eins seiner größten Werke. Von Thiassi's Ansehen, vermöge dessen er den Göttern näher stand als andere Riesen, zeugt auch die Grimnismál Str. 11; denn darnach wohnte er in Thrym-Heimr (Donnerwelt). Nach Eywindr Skaldaspillir[34]) zeugte Odin mit der Jarnwidia (Eisenwälderin) Skadi[35]), als er mit ihr in Mannheimar (den Welten der Menschen) wohnte, viele Söhne, namentlich Säming'en, bis zu welchem Jarl Hakon der Mächtige das Geschlecht seiner Vorväter hinaufführte. Daher nennt Kormarkr[36]) Ögmundarson dessen Vater, den Jarl Sigurdr, Abkömmling Thiassi's, in der Sigurdardrápa, einem Gedichte zu Ehren des Jarl Sigurd, ungeachtet die Jötnar verhaßte Wesen waren, weil Odin mit Thiassi's Tochter in Verbindung gelebt haben sollte. Heimdallr wurde an der Erde Saum von neun Riesenmädchen: Gjálp, Greip, Elgia, Angeyia, Ulfrún, Aurgiafa, Sindur, Atla und Järnsaxa nach den Hyndlu-lioth Str. 23. 24. S. 337. 338 geboren. Sogar Thor, der unversöhnlichste Feind der Jötnar und Gygiur[37]), zeugte mit der Riesin Jarnsaxa einen Sohn, Namens Magni[38]), welcher mit Modi nach dem Untergange der jetzigen Welt seinen Hammer haben wird, sodaß in jener zweiten bessern Welt einer Riesin Sohn, einer Gygur, fortleben wird. Dasselbe geschieht mit Widar dem Schweigsamen, dem Sohne der Riesin Gridur[39]) und Odin's[40]). Sie genießen dies Loos aber wahrscheinlich nur als Söhne von Göttern.

Die Jötnar erscheinen auf der Oberwelt nicht wieder, und werden sie ja wieder geboren, so geschieht es immer tiefer unter Nifihel hinab, also immer entfernter von den neuen Sitzen der Götter und Menschen. Die Wiedergeburt, wenigstens für diese Welt, haben die Jötnar mit den Göttern und Menschen gemein. Gewaltsamer Tod bringt sie aber nicht nach Walhaull. So wird der Riese, welcher nach Asgard als Baumeister gekommen war, und dem Thor den Schädel zerschmettert, unter Nifihel hinabgesandt[41]). Vom Jötunn Geirrördr heißt es in der Thorsdrápa[42]), er sei von Elifr Gudrunarson der Hel geopfert. Zu Folge der Wafthrudnismál Str. 43 sterben aus Hel die Halir nach Nifihel. Die Wiedergeburt derer, welche nach oder zu Hel kamen, mit Ausnahme Baldur's, nahm also die Richtung abwärts. Doch muß man sich für diese Welt auch Jötnar nach oberwärts wiedergeboren gedacht haben, nach den Erzählungen der Saga Gautreks Konungs Cap. 3 und 7[43]). Der achthändige Riese Starkadr Aludrengr nahm aus Alfheimar (den Welten der Elfen) Alfhild, die Tochter des Königs Alfr, wurde dafür durch Thor getödtet, aber Alfhild gebar einen Sohn, Storwirkr, welcher schön von Ansehen, aber schwarz von Haar, auch größer und stärker als andere Menschen war. Mit Önnr, Tochter des Jarl Forki von Hálogaland, erzeugte er Starkadr, welcher schon in seinem zwölften Jahre einen Bart hatte. Diesen nannte man einen wiedergeborenen Riesen. In einigen ihm zugeschriebenen Strophen sagt er, daß man an ihm eine Riesenmaske (jötun-kuml) mit acht Händen[44]) zu sehen glaubte, daß die Recken ihn wegen seiner Häßlichkeit, wegen seines langen Schnabels, seines wolfsgrauen Haares und dergleichen mehr, verlacht hätten.

Die Riesen dachte man sich in der Regel häßlich. Eine bemerkenswerthe Ausnahme davon macht besonders Swasudhr, dessen Name von swas (süß, angenehm) gebildet ist, während er in den Skaldskaparmál Str. 75. S. 2 doch unter die Riesen gerechnet wird. In den Wafthrudnismál heißt er Vater des Sommers[45]), ebenso in der Gylfaginning 19. S. 23, welche noch hinzufügt, daß er saellifr (glücklich lebend, dem Vergnügen ergeben, oder es Andern gewährend) sei. Da die Elemente nach nordischer Vorstellung Riesen sind, so lag es nahe, auch dem Sommer einen Jötunn zum Vater zu geben, aber einen von milderer Gemüthsbeschaffenheit als der Winter. Daß man die Elemente entweder als Jötnar oder als Wirkungen und Erzeugnisse gewisser Riesen ansah, läßt sich leicht beweisen. Thiodolf von Hwin[46]) umschreibt das Rauschen des Meeres durch Gymir's Lieder und das Feuer durch Verwandte der See und durch Sohn Fornjot's. In den Skaldskaparmál Cap. 27. S. 126 werden unter den Umschreibungen des Windes aufgeführt Sohn Fornjot's, Bruder Ägir's (der See, des Meeres) und des Feuers; ebenso heißen in Swein's Nordhrsetudrápa die Winde Fornjot's Söhne. Vgl. auch Skaldskaparmál Cap. 28. S. 126 u. Cap. 75. S. 209.

In der kleinen Schrift Frá Fornjóti ok hans aett mönnum[47]) und im Fundinn Noregr[48]) wird zwar versucht, die Riesensage auf Geschichte der Menschen zu-

34) s. dessen Verse in Snorri Sturluson's Weltkreis (Heimskringla) übers. von F. Wachter. 1. Bd. S. 29. 30. 35) Sie wird saewar-beins öndr-dis genannt, d. h. Göttin, welche auf dem Felsen wohnt, auf Schneeschlittschuhen läuft. 36) s. dessen Strophe in Snorri Sturluson's Weltkreis a. a. O. 2. Bd. S. 40—42. 37) In der Einzahl Gygur, Riesenweib; von Jötunn wird keine Femininalform gebildet. 38) Skaldskaparmál 17. S. 110. Odin macht es Thor'n zum Vorwurfe, daß er Hrungnir's gutes Pferd Gullfaxi an Magni, den Sohn der Riesin, und nicht ihm, seinem Vater, gegeben habe. Ebendas. Cap. 21. S. 119 wird Sif unter Anderm eifersüchtige Mitbeischläferin Jarnsaxa's genannt, und 75. S. 210 steht Jarnsaxa unter den Traullquenna Benennungen. 39) Skaldskaparmál Cap. 18. S. 113 und Cap. 75. S. 110, wo Widar unter den Riesennamen vorkommt, aber S. 211 auch unter denen der Asen. Gylfaginning 83. S. 76. 40) Wöluspá Str. 49. Grimnismál Str. 17. Ägisdrecka ungeb. Rede S. 149. 155. 41) Gylfaginning 42. S. 47. 42) Str. 19 in den Skaldskaparmál S. 118.

43) In den Fornaldar Sögur Nordrlanda. 3. Bd. S. 15. 36. 37. 44) Der ältere von Thursen abstammende Starkadr Storwidsson, welcher acht Hände hatte, tödtete Hergrim (s. Hervarar Saga Cap. 1. S. 412). Nach der Saga Gautreks Konungs Cap. 7. S. 37 glaubte man nun, daß der Hergrimstödter in seinem Enkel Starkadr Storwerksson wiedergeboren sei. 45) über den Vater des Winters und den des Sommers s. auch Skaldskaparmál Cap. 29 u. 30. S. 127. 46) Im Ynglinga-tál in Snorri Sturluson's Weltkreis (Heimskringla) übers. von F. Wachter. 1. Bd. S. 47. 117. 47) In den Fornaldar Sögur Nordrlanda. 2. Bd. S. 2. 48) a. a. O. S. 17.

rückzuführen, ohne jedoch den Charakter derselben ganz zu verwischen. Fornjotr hatte drei Söhne, Hlèrr oder Ägir, Logi (Feuer) und Kári (Wind). Der Letztere herrschte über die Winde, Logi über das Feuer, Hlèrr über die See. Kári war Vater Jökul's [49]) (des Eisberges, Gletschers), des Vaters vom Könige Snár (Schnee) dem Alten. König Snár's Kinder waren Thorri, Fönn (dicht zusammengeschlagener Schnee), Drifa (Schneeflockensturm) und Mjöll (Schnee, weich wie Mehl). Thorri führte das Opfer in der Mitte des Winters ein, davon ist der Thorramánadhr (Thorri's Monat) benannt [50]). Seine Tochter Gói verschwand, deshalb opferte er den Monat darauf; daher kommt der Monat Gói [Góa [51])]. Die Gaungu-Hrólfs-Saga sagt Cap. 2 [52]): Es ist die Meinung eines Theiles der Menschen, die Mutter Grim's werde eine See-Gygur (sjógygr) gewesen sein, denn er konnte sowol auf der See als in dem Binnengewässer reisen, wenn er wollte, er ward deshalb Ägir genannt. Nach Wafthrudnismál Str. 37. S. 21 kommt der Wind von den Schwingen des Jötunn Hráswelgr's [Leichenverschlinger [53])], welcher an des Himmels Ende in Adlergestalt sitzt, über alle Menschen. Der Verfasser der Gylfaginning 18. S. 22, welchem die Grimnismál zur Quelle und zum Belege dienen, sagt von diesem Adler: Wenn er sich zum Fluge ausbreitet, entstehen die Winde ihm unter den Schwingen. Nach den Skaldskaparmál 70. S. 206 ist Geist (huginn) durch Wind der Zaubergeistweiber (windr tröllquenna) zu umschreiben, sodaß man jede dabei nennen kann, welche man will, als Wind der Gridhur [54]) oder leitender (d. i. günstiger) Wind des Jötunn [55]).

Als Namen der Riesen kommen in den Denkversen in den Skaldskaparmál Cap. 75. S. 209—211 folgende vor: Ymir, Gángr, Mimir, Ithi, Thjassi, Hrúngnir, Hrimnir, Hraudhnir, Grimnir, Hwedhrúngr, Hafli (Seemann), Hripstodhr, Gymir, Hardhwerkr, Hrökqwir, Hástigi, Hráswelgr, Herkir, Hrimgrimnir, Hymir, Hrimthurs, Hwalr [56]), Thrigeitir, Thrymr, Thrudhgelmir, Thistilbarthe, Geirröthr, Fyrnir, Galarr, Thriwaldi, Fjölwerkr, Geitir, Fleggr, Blapthwari, Fornjótr, Sprettingr, Fjalarr, Stigandi, Somr, Swasudhr, Swarángr, Skrati [57]), Surtr, Störwerkr, Sákals-múli, Skorir, Skrymir, Sterkir, Salfángr, Auskrudhr, Swartr [58]), Andudhr, Stúmi, Alswartr, Aurnir, Amr, Skalli [59]), Kauthr [60]), Alfarinn, Windswalr, Widarr, Wafthrudnir, Eldr, Aurgelmir, Ägir, Rángbaeinn, Windr, Widhblinndi, Wingnir, Leifi, Beinwidhr, Björgólfr, Brandúngi, Dumr, Bergelmir, Dofri, Midhjüngr, Nati, Sokmimir, Eimgeitir, Wer, Imi, Hringwölnir, Widdi, Widhgripr, Wanndill, Gyllir, Grimnir, Glaumarr, Glámr, Sám-endill, Waurnir, Hardhgreipr, Wagn-haufthi, Kyrmir, Suttúngr, Kallgrani, Jötunn, Ogladhnir, Aurgrimnir, Grimlingr, Gusir, Ofóte, Hlóe, Gánglati, Helregin, Hrossthjöfr, Durnir, Hundalir, Baugi, Hraudhúngr, Fenrir, Hróarr, Mithi. Die Benennungen der Zaubergeistweiber (traullquenna-heiti) sind in den Denkversen in den Skaldskaparmál Cap. 75. S. 210. 211 diese: Gridhr, Gnissa, Gryla [61]), Bryja, Glumra, Geitla, Grima, Bakrauf, Grottintanna, Gjölp, Hyrrockin, Hengikepta, Gneip, Gnepja, Geysa, Hala, Horn, Hrýga, Hardhgreip, Forat, Hrýgtha, Hwethra, Haulga-brúdhr, Hrimgerthr, Hára, Herkja, Fála, Imd, Jarnsaxa, Ima, Fjölwör, Njaurn, Iwidhja, Ámgerthr, Simul, Siwör, Skrikja, Sweipin-Falda, Auflugbartha, Járn-glumra, Imgerthr, áma [62]), Járnwidhja, Margerdhr, Atla, Eisur-fala, Leikn [63]), Munnharpa, Leirwör, Ljóta, Lothin-fingra, Kráka, Wardhrún, Kjallandi, Wigglaudh, Thurbaurdh, Rygur, Rifin-gaufla. Zu den Benennungen der Axt gehörten (nach S. 215) auch Namen der Riesinnen, als gýgr, fála, wigglaudh u. s. w., weil sie große Beschädigung bewirken kann; vollständig hieß sie daher Tröllkona hlifa [64]), Zaubergeistweib (d. h. Beschädigerin) der Schirmwaffen, speciell der Schilde. Eywindr Skaldaspillir in den Hákonarmál (in Snorri Sturluson's Weltkreis, übersetzt von F. Wachter. 2. Bd. S. 100) nennt die Streitaxt sár-gymir (Wunden-Gýmir, Versehrungs-Gýmir); Gýmir, ein Riesenname, steht für Riese überhaupt. Charakteristisch ist ebenfalls die in den Skaldskaparmál Cap. 54. S. 175 angeführte Antwort einer Riesin auf Bragi's des Alten Frage, wer sie sei. Sie erklärt, man nenne sie Traull (böses, zaubermächtiges Wesen), Mond des Sitzes von Hrungnir [65]) (d. h. des Riesenlandes), Herbeizieherin des Vermögens des Riesen,

49) Nach dem Fundinn Noregr Frosti's (des Frostes). 50) Der Monat Thorri, in welchem das Thorrablót (Thorri's Opferfest), auch Midswetrar-blót (Opferfest im Mitt-Winter, Mitte des Winters) genannt, stattfand, fällt nach unserer jetzigen Monatsrechnung in die Zeit vom 22. Jan. bis 20. Febr.; s. *Finn Magnusen*, Specimen Calendarii gentilis p. 1059. 51) Fällt in die Zeit vom 21. Febr. bis 22. März; s. a. a. O. S. 1065—1070. 52) In den Fornaldar Sögur Nordrlanda. 3. Bd. S. 241. 53) Vgl. auch Jac. Grimm, Deutsche Rechtsalterthümer. S. 39. 54) Name einer Riesin, der Mutter Widar's des Schweigsamen, zu welcher Thor auf seiner Reise zu dem Jötunn Geirrödr kam. 55) s. Kormarkssaga. (Hafniae 1832.) S. 12—14. 56) Walfisch, wahrscheinlich weil man glaubte, die Riesen nähmen auch die Gestalt von Walfischen an. Dichterisch heißen sie auch hraunhwalir (Walfische der Lava), wenn sie in felsigen Einöden wohnen. 57) Schrecken, Schreckbild, böser Geist, und speciell ein Jötunn (Riese); s. *Biörn Haldorson*, Lex. Island. Dan. p. 278.

58) Bezieht sich wol auf die dunkle Farbe, welche den Riesenwesen beigelegt wird. Bei Umwandlung der Riesensage in Menschensage fand man bedeutungsvoll, daß die Völker finnischen Stammes sich von den Germanen durch dunklere Hautfarbe unterschieden. Von Ögmundr, welchen der König Harekr von Bjarmaland mit einer in einem Wasserfalle gefangenen Riesin zeugte, und welcher in Finnmark die Zauberkünste erlernt hatte, heißt es in der Örwar-Saga Cap. 19. S. 291, in Beziehung auf die Zeit, wo er nach Bjarmaland heimkehrte: nicht hatte er bei den Finnen sein Aussehen verbessert; denn er war beides, schwarz (swartr) und blau (blár), aber (und) sein Haar herabhängend und schwarz u. s. w. 59) Kahler Mensch. 60) Kater; Zaubergeister nehmen nicht selten Katzengestalt an. 61) Gespenst. 62) Ältermütter. 63) Hallfredr Wandrádaskald (in Snorri Sturluson's Weltkreis [Heimskringla], übers. von F. Wachter. 2. Bd. S. 236) umschreibt Wolf durch Leikn's Hengst, und Heerde von Wölfen durch Stutenhengstheerde der Abendreiterin. 64) s. die Kenningar in der unpaginirten Resenischen Ausg. der Edda unter der Rubrik Aux heiti (Axt heißt) Nr. 28. 65) In den Sólar-lioth Str. 51 wird der Mond Sonne der Gygur genannt.

der Sonne Unglück (d. i. Gewitter), freundliche Begleiterin der Wala (Weissagerin), Wächterin des Leichen-Meerbusens, Verschlingerin der Halbkugel des Himmels.

Weil die Riesen bösartig sind, gilt es auch als starker Fluch, Jemanden ihnen überliefert zu wünschen. Daher stellt Wingi, Gesandter des arglistigen Atli, in seinem zu Verdeckung des Verraths ausgesprochenen Schwure sie mit dem Galgen zusammen[66]). In den Harbarz-lioth Str. 58. S. 116 sagt Harbarthr (Odin) zu Thor: Fahr (gehe) nun dahin, wo dich ganz die Gramir haben (mögen)! Nach dem Formáli til Grimnismála S. 37 spricht Geirrödr, als er, seinen Bruder zu verderben, das Schiff abstößt: Fahr du nun dahin, wo dich die Smyl haben (mögen)! Smyl und Gramir sind nur besondere Ausdrücke für Jötnar und bedeuten böse Geister.

In ihrem Benehmen sind sich Götter und Riesen oft sehr gleich. Wie von Thor, als er unter Blitz und Donner gegen Hrungnir zum Kampfe eilt, gesagt wird, daß er in Asen-(Götter-)wuth gewesen, so heißt es von seinem Gegner, als dieser Othin verfolgte: Hrungnir war in so großer Riesenwuth, daß er, ohne es zu merken, bis über Asgrindur (Asen-Gatter) fortgestürmt war[67]). Vermuthlich wurde diese durch Zaubermittel bewirkt oder wenigstens gesteigert, sodaß sie (der iötunmodhr) mit dem Berserksgáugr[68]) genau verwandt ist. Am Ende dieser Welt wälzt sich der Jörmungandr in Riesenwuth[69]). Von den Bergriesentöchtern Menja und Fenja heißt es im Gróttasaungr, daß sie beim Mahlen in Riesenwuth sind und durch ihre übermäßige Kraft die Mühle in Stücken brechen[70]). Nach der Gylfaginning Cap. 42. S. 47 bringt sich der Baumeister, dessen Plan Loki vereitelt hatte, in Riesenwuth, oder sie überfällt ihn, und die Asen sahen eben daran, daß er ein Bergriese war.

Als Zeugniß für die vormalige Wirksamkeit der Riesen im Dänenlande betrachtet Saxo Grammaticus[71]) die an Grabhügel und Höhlen der Alten angefügten Felsen von ausgezeichneter Größe; denn nur durch Riesenkraft könnten Steine von solchem Umfange auf die Scheitel gewisser hoher Berge gebracht sein. Noch jetzt werden in Dänemark die durch menschliche Arbeit aufgeworfenen Hügel, besonders Grabhügel mit Todtenkammern, Jaettestuer (Riesenstuben), Troldestuer (Unholdenstuben), Jynovne (Jün- oder Hünenöfen) genannt, und mehre zusammenliegende heißen Troldraekke [Zauberwesen- oder Unholdenreihe[72])]. Auch andere Arbeiten, als Bauten, schrieb man den Riesen zu. So kommt im Beowulfliede[73]) eald sweord eotenisc ecgum thyhtig alt eotenisches (d. h. von Riesen gemachtes) an den Scheiden tüchtiges Schwert vor, und weiter unten wird es der Giganten Werk[74]) genannt.

Die Angelsachsen gebrauchen für Riese nicht blos das dem nordischen jötunn entsprechende eoton, eoten, wovon eotonisc (von Riesen herrührend), sondern auch ent[75]) (Mehrzahl entas, Genitiv der Mehrzahl enta). Von ent findet sich im Beowulflied Z. 5955 entisc helm. In altteutschen Glossen kommt vor antiquos *eintisce*, was wieder auf das Riesengeschlecht, als das ältere, hinweist[76]); ent könnte durch Buchstabenversetzung aus eoton, eoten entstanden sein. Das altnordische Jötunn lautet im Schwedischen Jätte [weiblich Jätinna[77])]. Jaette (weiblich Jaettinde), auf der dänischen Insel Mön Jöde, erhielt nach dem alten Aberglauben bei der Ernte die letzte Hafergarbe mit den Worten: das ist für den Jöde von Upsala, das soll er haben julabends[78]) für sein Pferd[79]). Unter dem Jöden von Upsala ist wahrscheinlich Odin gemeint; da sich der Glaube an ihn nicht vertilgen ließ, so wandelten die Bekehrer ihn in einen Riesen um[80]). Auf Island wird aus gleichem Grunde Odin in der Bedeutung von Teufel gebraucht. In dem auf der Insel Mön gelegenen Walde Grünewald jagt nach dem Volkswahne der Grönjette jede Nacht zu Pferde, das Haupt unter dem linken Arme, einen Spieß in der Rechten, eine Meute Hunde um sich herum. Zur Erntezeit legen ihm die Bauern ein Gebund Hafer für sein Pferd hin, daß er nicht bei Nacht ihre Saaten zertrete[81]). Mit Hilfe des altenglischen etin, ettin, dem schottischen

66) Vgl. Atlamál Str. 31. S. 435. 436 und Wölsúnga Saga Cap. 35. S. 214. 67) Skaldskaparmál 17. S. 107. 109. 68) s. über diesen Snorri Sturluson's Weltkreis (Heimskringla), übers. von F. Wachter. 1. Bd. S. 22. 190. 69) Wöluspá 44. S. 47. 70) s. das Nähere in den Grottasaungr in den Skaldskaparmál 42. S. 250. Über die Kraft zorniger Riesen kommt auch in den teutschen Sagen Manches vor. So tritt nach dem Liede vom Kön. Rother Z. 942, 943 (bei v. d. Hagen und Büsching. 1. Bd. S. 10) Asprian der Riese in die Erde bis an das Bein. Der zornige Riese Widolf mit der Stange stampft nach der Wilkina-Saga (60. Cap.), als er von den beiden andern Riesen festgehalten wird, mit beiden Füßen bis an die Knöchel in die Erde. Mehres andere s. bei Jac. Grimm, Deutsche Myth. S. 304. 71) Hist. Dan. Praef. Ausg. von Stephanius. S. 4.

72) Vgl. Leitfaden zur Nordischen Alterthumskunde, herausgeg. von d. königl. Gesellsch. f. Nord. Alterthumsk. (Kopenh. 1837.) S. 28. Gewisse runde topfförmige Löcher, die man in Bergen findet, sind nach dem norwegischen Volksglauben von Riesen gebildet. Sie werden jättegryter (Riesentöpfe), troldgryter (Zauberwesentöpfe) genannt. (Jac. Grimm, Deutsche Mythol. S. 321 nach Hallagar 38 b.) Da jene Löcher aber auch S. Oles gryter (des heil. Olaf's Töpfe) heißen, so könnte auch wol an jenen Öffnungen ursprünglich Göttern geopfert worden sein, aus welchen man beim Sturze des Heidenthums Riesen oder böse Geister machte, mit denen der heilige Olafr gekämpft habe. 73) Ausg. von Thorkelin S. 118. 202. 74) Giganta geweork steht hier des Stabreimes wegen, denn für diesen Begriff wird anderwärts Z. 3356 enta geweorc, Z. 5431 enta aergeweorc, Z. 5554 eald enta geweorc gebraucht. 75) Älfred im Orosius S. 48 übersetzt Hercules gigas durch Ercol ent. 76) Zu ent wird auch enterisch und enzerisch (ungeheuer, seltsam), der Enzenberg (Riesenberg) und die persönlichen Eigennamen Enzawip und Enzemann gezogen; s. Jac. Grimm, Deutsche Myth. S. 301. 77) Das Altnordische mußte in diesem Falle für das Femininum ein besonderes Wort: Gygur, Tröllkona, Flögd gebrauchen; so bedeutet Irpa eine schwarzbraune Riesin, eine Wölfin und eine schwarzbraune Stute. 78) Am Abend der Wintersonnenwende in der Heidenzeit, Weihnachtsabend in der Christenzeit. 79) In dem schaumburgischen Schnitterliede wird Wodan Häven-Hüne (Himmelsriese) genannt; s. das Lied bei Finn Magnusen, Lex. Mytholog. p. 643, bei Jac. Grimm, Deutsche Mythol. S. 105. 80) Thiele, Danske Folksaga. 1. Th. S. 192. 81) Vgl. Jac. Grimm a. a. O. S. 529. 530.

ettyn, eyttyn (Riese) und dem niedersächsischen eteninne (Riesin) leitet Jac. Grimm, welcher aus dem urkundlichen Ortsnamen Etanasfeld, Etenesfeld, ein altsächsisches etan, eten folgert, den Namen Jötunn von essen ab[82]). Allerdings vermögen die Jötnar im Essen und Trinken viel. So schnappt der Riese Thiassi von einem Ochsen auf ein Mahl beide Schenkel und beide Buge hinweg[83]), und Hrungnir leerte bei einem Trinkgelage der Asen jede der Schalen aus, aus welchen Thor zu trinken gewohnt war[84]). Die Riesen gaben in dieser Beziehung dem Gotte Thor[85]) nichts nach, aber sie waren ärmer an Glücksgütern als die Asen. Vielleicht bezieht sich auf ihre Sehnsucht nach den Genüssen der Asen in der 1. Str. des Hrafna-Galdr Othins die Äußerung threyia Thursar (die Thursen verlangen, erwarten ungeduldig). Zugleich wird dort angedeutet, daß sie ihre Begierden nicht beherrschen können. Man findet Jötunn teutsch durch: „der Jote," und Jötnar durch: „die Joten" wiedergegeben[86]). Aber den König Domalldi von Schweden umschreibt Thiodolfr von Hwin[87]) durch Jótadólgr (Feind der Joten, d. h. Jütländer), und die Umschreibung von Thor, dem Feinde der Riesen, lautet Jötnadólgr. Jotunn (nach der ältesten Form), jötunn (nach der späteren) ist aller Wahrscheinlichkeit nach zusammengesetzt aus iot, später jöt und unn ohne Zeichen des Nominativs un von uni (ich bin vergnügt, zufrieden, bin günstig, liebe); der Dativ iotni, jötni (dem Riesen) ist zusammengezogen aus iotuni, jötuni, sowie die Form der Mehrzahl iotnar, jötnar aus iotunar, jötunar. Das Wort bedeutet also nicht die Joten selbst, sondern solche, welche den Joten günstig sind; da aber Jotnar, Jötnar den Gegensatz von God (Götter) bildet, so müssen darunter die Götter der Joten verstanden worden sein. In den Wafthrudnismál Str. 42. S. 25 u. 26 werden die Runen der Riesen und Götter neben einander erwähnt für Wissenschaft überhaupt. Jotnar, Jötnar, sind also vermuthlich die Götter der Ureinwohner Skandinaviens[88]). Die einwandernden Gothen mußten sie natürlich zu Riesen machen, weil sie sich die Götter ihrer Gegner mit ihren eigenen Göttern im Kampfe begriffen denken mußten. Als die Joten in specieller Bedeutung, nämlich die auf Jütland wohnenden, germanisirt waren, standen von den Ureinwohnern in Skandinavien blos noch die Finnen, worunter auch die des Zaubers kundigsten Lappen mit begriffen wurden, in Beziehung auf Götterdienst und in Feindseligkeit gegen die Eroberer selbständig den Germanen gegenüber. Von der späteren Gleichstellung der Jötnar und der Finnen in den nordischen Sagen, sowie über das im Beowulfliede beobachtete Verfahren, die den Dänen feindlichen Joten und Friesen zu Eotenes (Riesen) zu machen[89]), s. d. Art. Jötunheimr. Der Haß gegen die Riesen spricht sich auch noch darin aus, daß jötunn in abgeleiteter Bedeutung ein krebsartiges Geschwür im Isländischen[90]) bedeutet. (*Ferdinand Wachter.*)

JÖTUNHEIMR, in älterer Form Jotunheimr (Riesenwelt), häufiger in der Mehrzahl Jötunheimar, in älterer Form Jotonheimar. In den Denkmälern der frühesten Zeit wird es rein mythisch aufgefaßt, als eine der drei Welten neben Asgardr, welches die Götter, und Midgardr, welches die Menschen bewohnen. Später, als man die Sage von den Göttern, Riesen und Helden in wirkliche Geschichte der Menschen umzuwandeln suchte, erhielt auch Jötunheimar seinen Platz in der Mittelfeste (Midgardr) oder der von den Menschen bewohnten Welt, besonders dadurch, daß man gewisse Völker zu Riesen machte.

Auch in der heidnischen Zeit können die Grenzen von Jötunheimar nicht ganz bestimmt gewesen sein, weil man in gewissen Völkern Midgards wegen ihrer Zauberkunde Jötnar annehmen zu müssen vermeinte. Vor der Schöpfung dieser Erde und des Himmels gehörte alles dazu, jedoch wurde der Name für diese Zeit nicht gebraucht, sondern erst als Gegensatz zu Asgardr und Midgardr. Allfaudhr (Odin) war damals bei den Hrimthursarn[1]) (Reifriesen). Als Bör's Söhne, Odin, Wili und We, aus dem Haupte, Leibe und Blute des von ihnen erschlagenen Urriesen Himmel, Erde und See geschaffen hatten, und da man sich seit der Zeit dieses angeblichen Ereignisses das Weltgebäude unter dem Bilde des größten über das Ganze sich verbreitenden Baumes, der Esche Yggdrasil, dachte, erschienen die Wohnsitze der Hrimthursar unter folgendem Verhältnisse nach der Grimnismál Str. 30—32. S. 55. Unter einer der drei Wurzeln, welche nach drei

---

82) s. das Nähere a. a. O. S. 296. 297. 83) Bragarädur 56. S. 80. 84) Skaldskaparmál 17. S. 107. 85) Thrymsquida 24. S. 193. Als Personification des elektrischen Feuers ist er, ungeachtet seines Streites mit den Riesen, doch auch mit ihnen verwandt, da ein Theil derselben als Repräsentanten der Elemente und ihrer Wirkungen galten. 86) So z. B. von den Brüdern Grimm, Lieder der alten Edda. 1. Bd. S. 39; von Mone, Gesch. d. Heidenthums im nördl. Europa. 1. Th. S. 310. 379; von Studach, Sämund's Edda des Weisen. 1. Abth. S. 20; von Legis, Fundgruben des alten Nordens. 2. Bd. S. 69; von Ettmüller, Vaulufpá S. 32. Richtiger überträgt es dagegen Finn Magnusen (im 2. Th. d. groß. Ausg. der Edda Sämundar S. 39. 41) durch „Jotunni" und im 3. Bde. S. 481 durch Jotunes, auch, wiewol nicht so gut, durch Jotni. 87) In Snorri Sturluson's Weltkreis (Heimskringla), übers. von F. Wachter. 1. Bd. S. 49. 88) Die späteren Jütländer können nicht mit Sicherheit zum Maßstabe genommen werden, da sie zwar Abkömmlinge der alten Joten (Jütländer), aber vielleicht erst germanisirt sind.

89) Nilsson (die Urbewohner Schwedens) nimmt einen mit den Eskimos oder Lappen verwandten Stamm als erste Bewohner des Landes an, welcher in den Eddasagen den Namen Zwerge führe. Die darauf folgenden Jetten oder Riesen seien dagegen ein keltischer Stamm mit druidischer Religion gewesen, welcher lange Skandinaviens südliche und westliche Küsten bewohnt habe. Aber nach den Sagen der Edda sind die Riesen älter als die Götter, welche nach Nilsson Gothen, die er als dritte Bewohner setzt, sein sollen, und die Zwerge jünger als die Götter. Daß Kelten vor den Germanen, und vor den Kelten Finnen Skandinavien bewohnten, ist wahrscheinlich, aber aus den Eddasagen von den Jötnar geht dieses nicht hervor, sondern läßt sich nur aus dem, was die Rigmál, welche die Jötnar gar nicht erwähnen, über die drei Menschengeschlechter sagen, und aus andern Umständen schließen. 90) *Biörn Haldorson*, Lex. Isl. Lat. Dan. Vol. I. p. 434.

1) Gylfaginning Cap. 4 in der Raskischen Ausg. der Snorra-Edda S. 4.

Seiten unter der Esche hingehen, wohnt Hel, unter der andern die Hrimthursar, unter der dritten die Menschen (menzkir menn, die menschlichen, d. h. wahrhaften eigentlichen Menschen). Damit stimmt in der Hauptsache die Gylfaginning Cap. 15. S. 17 überein. Nach ihr ist von den drei Wurzeln, welche den Baum emporhalten, eine bei den Asen, die andere bei den Hrimthursarn, dort, wo vordem Ginnúngagap war, und die dritte steht über NifIheim; unter dieser ist Hwergelmir, aber Nidhauggr nagt unten daran. Unter der Wurzel, welche sich zu den Hrimthursar'n wendet, befindet sich der Mimisbrunn (Mimir's Brunnen) u. s. w. Im Hrafnagaldr Odhins Str. 25. S. 231 heißt es, nach der Beschreibung des Tagesanbruchs, daß in die nördliche Roßthür der Jörmungrund (des allgemeinen Grundes) unter der äußersten Wurzel des vorzüglichsten Baumes die Gygiur und Thursar, die nahen Zwerge und Döck-Alfar (Schwarzelfen) schlafen gingen. Zur Bestimmung der Lage des Riesenlandes hilft auch Gylfaginning Cap. 8. S. 9, ungeachtet der Name Jötunheimar vermieden wird. Hier heißt es: „Die Erde ist außen rund und draußen herum liegt die tiefe See und längst dem Seestrande gaben sie (Bör's Söhne) die Länder zum Bewohnen den Riesengeschlechtern; aber inwendig auf der Erde machten sie eine Festung gegen den Unfrieden der Jötnar. Sie nahmen dazu die Augenbrauen Ymir's und nannten die Feste Midgardr." Jötunheimar wird zuerst bei der Sage in der Wöluspá Str. 8. S. 27 genannt, wornach drei übermächtige Thursenmädchen (Thursameyiar) von dort zu den Asen kamen und Mangel an Gold bei ihnen bewirken. Verderbniß des goldenen Zeitalters leitet auch die Gylfaginning Cap. 14. S. 15 von dem Erscheinen aus Jötunheimar kommender Weiber ab. Zum letzten Male dagegen erwähnt die Sage nach der Wöluspá 46. Str. S. 18 Jötunheimars bei dem Ende dieser Welt. Es rauscht ganz „Jotunheimr" (allr Jotunheimr). Für den ganzen Zeitraum der ersten Welt behält es seine Bedeutung, da nur einzelne Riesen gefesselt werden und die übrigen im Kampfe mit den Göttern und Menschen fallen. Thor erschlägt zwar viele Jötnar, vertilgt aber doch nicht das ganze Geschlecht, sondern schwächt es nur. So ist auch die vorletzte (31.) Str. der Thrymsquida aufzufassen. Nach ihr erschlägt Thor, nachdem er seinen Hammer durch List wieder erhalten hat, zuerst Thrymr'n, den Herrn der Thursar, und schwächte das ganze Geschlecht des Jötunns [2]). Er erschlug die alte Schwester der Jötnar (iötna-systir), die das Brautgut verlangt hatte u. s. w. Bei der Reise Thor's, welche diesen Ausgang hatte, wird Jötunheimar mehrmals erwähnt, und zwar so, daß seine Lage und Beschaffenheit daraus klar wird. Namentlich ergibt sich aus Str. 4 und 9 der Thrymsquida, daß man es an Asgardar angrenzend, aber letzteres höher gelegen dachte, und daß die Alfar (Lichtelfen) nicht Bewohner von Jötunheimar sind, während doch die Dök-Alfar mit den Riesen zusammengestellt werden. (Vgl. Thrymsquida Str. 6 u. 7. S. 184 fg., die För Skirnis Str. 17. S. 76 u. 79.) Loki erhielt von Thrym'en die Nachricht, daß dieser Hlorridi's (Thor's) Hammer neun Rasten unter der Erde verborgen hat, und daß ihn Niemand zurückerhalten solle, wenn er ihm nicht Freya'n zur Frau bringe. Da flog Loki, das Federhemde tönte, bis er hinaus kam aus Jötunheimar und hinein kam nach Asagardar (den Grenzen der Asen).

Aus der jüngeren Edda und Stellen in der Skalda ist deutlich, daß Jötunheimar nur der Aufenthaltsort der lebenden Riesen war. Denn Gylfaginning Cap. 41. S. 47 wird erzählt, daß dem Jötunn, welcher sich als Baumeister den Asen verdingt hatte, Thor nicht verstattete in Jötunheimar zu wohnen, sondern ihm mit dem Hammer Miöllnir den Schädel zertrümmerte und ihn unter Niflhel hinabsandte. Für Bestimmung der Weltgegend, wo man sich den Wohnort der Riesen dachte, ist die Erzählung von Loki's Reise nach der verschwundenen Idun wichtig. Er erklärt den Asen, er wolle in Jötunheimar darnach suchen, und fliegt nach Norden (nordhr), gelangt auch eines Tages zu dem Jötunn Thiassi, welcher auf die See gerudert war, während Idun daheim geblieben [3]). Thor sagte zu Groa, daß er von Norden her über die Eliwagar gewadet war, und im Korbe auf seinem Rücken Aurwandil'n (Örwandil'n) von Norden her (nordhan) aus Jötunheimar getragen habe [4]). Als König Gylfi von Schweden einem fahrenden (herumziehenden) Weibe, Gefion, zum Lohne für den ihm verschafften Zeitvertreib [5]), soviel Land versprochen, als vier Ochsen in einem Tage und in einer Nacht umreißen könnten, nahm sie vier Ochsen von Norden her (nordhan) aus Jötunheimar [6]). Nach andern Stellen wird es aber wahrscheinlich, daß unter Norden genauer Nordosten gemeint ist. Denn anderwärts steht in ähnlicher Verbindung Osten. Nach der Wöluspá Str. 36. S. 43 saß in dieser Weltgegend [austr, östlich [7]) die Alte im Jarnwidh (Eisenwald) und gebar dort Fenrir's Geschlechter, nach Str. 44 und 45 (S. 48) fährt Hrymr von dort her und der Kiel, auf welchem Muspell's Söhne über das Meer kommen werden. Thor zieht wiederholt nach Austrwegr [8]) (in die Ostgegend) oder ostwärts [9]), und erschlägt dort die unheilkundigen Bräute der Jötnar [10]) oder die Tröll [11]) (die bösen zauber-

2) Dieses Wort wird nämlich wol am besten auf Thrym bezogen, sodaß dessen Geschlecht vernichtet erscheint; doch findet sich in der gr. Ausg. der Edda Sámundar Str. 31 die Deutung von allen Riesen überhaupt.

3) Bragarädur Cap. 56. S. 81. 4) Skaldskaparmál Cap. 17. S. 111. Thiodholfr hinn Hwinwerski i Haustlaung in den Skaldskaparmál Cap. 22. S. 120. 5) Wahrscheinlich bestand diese Ergötzung im Vortrage von Liedern, Sagen und Geschichten. Vgl. Snorri Sturluson in der Vorrede zur Heimskringla übers. von F. Wachter. 1. Bd. S. 4. 6) Gylfaginning Cap. 1. S. 1. Vgl. Snorri Sturluson's Weltkreis a. a. O. S. 18. 7) austr bedeutet östlich, ostwärts, nach Osten hin, und dann im Osten; für austr der Wöluspá hat die Gylfaginning Cap. 12. S. 15 firir austan Midgardh, d. h. vor dem östlichen (dem östlichen Theile von) Midgard, d. h. im Osten von Midgard. 8) Ägisdrecka Eingang in ungebundener Rede S. 149. Gylfaginning Cap. 41. S. 46. Skaldskaparmál Cap. 17. S. 107, wo Austrwegar (die Ostgegenden) vorkommt. 9) Harbarz-lioth Str. 22. S. 101. 10) a. a. O. Str. 22. S. 101. 11) Gylfaginning Cap. 41. S. 46. Skaldskaparmál Cap. 17. S. 107.

mächtigen Wesen). Von Ökuthor erzählt die Gylfaginning, daß er nach Osten (austr) nach Jötunheimar, bis zum Meere und dann hinaus über jenes tiefe Meer sich begab [12]). Man verstehe dies nicht so, als werde Jötunheimar diesseit des Meeres gedacht, sondern der Sinn ist, er kam zunächst bis ans Meer.

Von Odin und Freyr's Diener Skirnir wird theils ausdrücklich bemerkt, theils läßt es sich aus dem Zusammenhange abnehmen, daß sie nach Jötunheimar zu Pferde gelangen, wie die Walkyrien; mit ihnen können sie durch Luft und Wasser reiten [13]). Die Jötnar waren auch im Besitz von Rossen. Als Odin, nach den Skaldskaparmál Cap. 17. S. 107, auf seinem Hengste Sleipnir im Riesenlande zu dem Jötunn Hrungnir kam und sich überzeugt erklärte, daß kein gleichgutes Pferd in Jötunheimar sei, stellt der Riese sein Roß Gullfari weit über dasselbe. Bei einem Trinkgelage der Asen berühmt sich derselbe Riese, Walhaull hinwegzunehmen und nach Jötunheimar zu bringen, Asgard zu versenken und alle Götter zu erschlagen, außer Freya und Sif, welche er mit sich führen wolle. In seinem Lande mußte es also an Walhaull und an den reizenden Göttinnen fehlen. Bei dieser Veranlassung fodert Hrungnir auch Thor auf, sich mit ihm an der Grenze der Länder [14]), auf Griótunagardar [15]), zu schlagen. Jene Grenze ist die von Jötunheimar und Asgardr (Asgardar oder Godhthiód, welches in der Wöluspá Str. 28. S. 38 Göttervolk oder Götterland, und in der Helreid Bynhildar Str. 7. S. 263, sowie in der Grudunar-hwaut Str. 8. S. 529. Str. 15. S. 532 Gothenvolk, Gothenland bedeutet).

Die Jötnar waren in den Augen der germanischen Skandinavier Götter der Ureinwohner des Nordens, die Jótar (Joten) und die Gód (Götter) Götter der Gautar (Gothen). Wie man später, bei geschichtlicher Auffassung der Sage, für Asaland und Godhthiód eine Stätte auf der Erde suchte, so auch für Jötunheimar. Bei dem zuletzt genannten scheint sich die ältere Vorstellung ganz allmälig und nicht so auffallend umgewandelt zu haben, wie bei Asgardr [16]).

Übrigens dachte man auch Riesenwesen außerhalb Jötunheimar wohnend, obwol dieses als ihr Hauptsitz galt. Die Worte der Wöluspá Str. 23. S. 35: „oder dem Geschlecht des Jötunns Od's Mädchen gegeben?" sind in der Gylfaginning Cap. 42. S. 46 ausgedrückt durch „Freya'n nach Jötunheimar zu verheirathen," und Cap. 10. S. 11 heißt es: „Nörwi oder Narfi hieß ein Jötunn, der in Jötunheimar wohnte." Der Verfasser setzt also wol voraus, daß es auch außerhalb Jötunheimar noch Jötnar gegeben habe, wenn man die Äußerung nicht, wovon sich selbst in der Gylfaginning Spuren finden, von der spätern Umdeutung der Sage in Geschichte herleiten muß. Wollte man Cap. 49 der Gylfaginning S. 66 die Worte: „nach Jötunheimar" für spätern oder unnöthigen Zusatz halten, so stehen doch andere Denkmäler der nordischen Mythologie, z. B. die Helga-Quida Haddingia-skata, dem entgegen. Denn was diese von Helgi's Erschlagen des Mädchen raubenden, auf einem Bergfelsen sitzenden Riesen Hati und von dessen Tochter Hrimgerdur sagt, welche Hlaudwir's Söhne in dem Meere ertränkte, während ihre Mutter vor Helgi's Schiffen lag und seine Recken der Ran geben wollte, ist, nach dem Übrigen zu schließen, nicht in Jötunheimar vorgegangen. Lothinn, der dreihauptige Thurs, der schlimmste unter den Bewohnern der Felseinöden, hält sich in Thollev [17]), wahrscheinlich dem heutigen Dollsöe, einer Insel des nördlichen Norwegens, auf. Man könnte geneigt sein, anzunehmen, daß Hrimgerdur und andere Riesenwesen nur des Nachts nach Midgard gekommen und bei Tagesanbruch wieder nach Jötunheimar geflohen. Aber wegen des in Thollev wohnenden Jötunn ist man zu dem Schlusse berechtigt, daß überhaupt Riesen für sie passende Örtlichkeiten in Midgard bewohnten, wie denn auch der Jötunn Surtr in Surtshellir (Surt's Felsenhöhle) auf Island seinen Sitz hat [18]). Dieser Glaube aber, daß die Riesen auch außerhalb Jötunheimar ihre Wohnsitze hätten, mußte besonders damals, als man in dieser Sage geschichtlichen Gehalt suchte, verwirrend auf die Ansicht von Jötunheimars Lage einwirken. Es bestimmte sich die Meinung besonders dadurch, daß eine gewisse Ferne des Schauplatzes angenommen werden mußte. So hätte kein dänischer Dichter wagen können, was der angelsächsische Verfasser des Beowulfliedes sich erlaubte, daß er den Dänen gegenüber die Joten auf Jotland (Jütland), deren Name bei Älfred Jutan und in der angelsächsischen Chronik Jotas lautet, zu Eotenas (Riesen, d. h. bösen Dämonen) und Thyrsas (bösen, riesenhaften Geistern) macht. Aber freilich sind es nicht mehr Eotenas und Thyrsas von echter Art. Von Kain stammen nach ihm alle Eotenas und Ylfe (Elfen) und Orkneas (Ungeheuer), solche „Gigantas" (angelsächsische Form für Gigantes), welche lange Zeit wider Gott stritten [19]). Selbst die Friesen macht der Dichter jenes Liedes zu Eotenas und ihrem König gibt er den Namen Finn [20]); denn die Finnen galten als die gewaltigsten Zauberer [21]) und glichen darin den geisterhaften Jötnar von allen Menschen am meisten. Von den beiden Finnen, bei welchen Gunnhilldur, die Tochter Özor Toti's von

12) Statt fór út (reiste hinaus), hat der upsaler Codex der jüngeren Edda swam (schwamm). 13) s. die Helgilieder bei F. Wachter, Forum der Kritik. 1. Bds. 2. Abth. S. 98. 99. 109. über das Luft und Wasser durchrennende Pferd Gna's s. Gylfaginning Cap. 35. S. 38. 14) Nämlich von dem von der Godhthiod bewohnten Asgard und von Jötunheimar. 15) Griótuna, der Genitiv vom Sing. Griótuni (Steine liebender) oder dessen Plur. Griótunar; also heißt Griótuna-gardar die umzäunten Grenzen der Steine Liebenden. Über die Sage s. Skaldskaparmál Cap. 17. S. 107—109. 16) s. Snorri Sturluson's Weltkreis, übers. von F. Wachter. 1. Bd. S. 13: Im „Osten (von der) Tanaquisl in Asia, war (das Land) genannt Asa-Land (Asenland) oder Asaheimr (Asenwelt); aber die Hauptburg, welche in dem Lande war, nannten sie Asgardr." Der Name Asia enthält den Grund, warum man Asgardr grade hierher setzte.

17) s. das 1. Helgilied bei F. Wachter, Forum der Kritik. 1. Bds. 2. Abth. S. 99—102. 18) Islands Landnamabók. Kopenh. Ausg. von 1774. S. 220. 19) Beowoflied. Ausg. von Thorkelin. S. 10. 34. 20) a. a. O. S. 83—88. 21) Vgl. Allg. Encykl. 3. Sect. 4. Th. S. 369 die Nachweisungen über die Zauberkunst dieses Volkes.

Halogoland, die Kunst zu erlernen, sich in Finnmörk[22]) aufhält, sagt die Schülerin, sie sind so weise[23]), daß sie die Spur verfolgen, wie Hunde, beides auf aufgethautem und auf hartem Schnee. Dies erinnert an die beliebte Bezeichnung der Riesen „hundeweise." Ferner berichtet sie von denselben Finnen: „wenn sie zornig werden, dreht sich die Erde vor ihren Blicken um; aber wenn etwas Lebendiges vor ihre Blicke kommt, fällt es todt nieder[24])." Vor den Blicken des Jötunn Hymir zerspringt die Säule[25]) und dergleichen mehr. Finnmörk galt als Sitz der Lehrer der Zauberei[26]). Doch trieben sie einzelne Finnen auch unter den Nordmannen selbst, besonders am Jolenabend, dem damaligen Anfang des Jahres, wo sich die Geister regten, und die Zauberkundigen werden bei solchen Gelegenheiten Jötnar und Tröll genannt. In der Überschrift des 25. Cap. der Harallds Saga ens Hárfagra wird Swasi iötunn (Riese) genannt, im Texte aber Finne, sowie seine Tochter Snaefridur, Finnin[27]). In der Saga Halfdanar Swarta Cap. 8 heißt der, welcher Halfdan zum Wahrsagen zwingen will, blos ein Finne[28]). In dem später verfaßten Thattr Halfdanar Swarta Cap. 5 und 6 hat er den Namen Döfri Tröll erhalten, wird aber daneben auch blos Finnrinn[29]) (d. h. der Finne) bezeichnet. Je ferner die Zeit des Heidenthums den Schriftstellern lag, desto weniger betrachteten sie die Jötnar im Sinne desselben, dachten also dabei nicht an eine Welt selbständiger Dämonen, sondern mehr an zaubermächtige Menschen. Ebendeshalb mußte man sich Jötunheimar näher und beschränkter denken, als in früheren Zeiten angenommen war. Besonders suchte man es in den Gegenden, wo Völkerschaften des großen finnischen Stammes wohnten, weil man dieselben gern zu Jötnar machte, im Gegensatze zu den Schweden, Gautar (Gothen), Nordmannen und Dänen. Überhaupt dichtete man fremden Völkern die Verehrung böser Wesen an und hielt sich dabei nicht einmal blos an die Völkerschaften finnischen Stammes, sodaß die Kormarks-Saga Cap. 27 einen durch Blutopfer verehrten Riesen der Schotten [blótrisi skota[30])] erwähnt, mit welchem Kormakr kämpft; doch dieses gehört mehr unter die Ausnahmen. Als Wohnsitze zaubermächtiger Wesen dachte man hauptsächlich den Osten. So erklärt Saxo Grammaticus[31]) von Starkadr als etwas Ausgemachtes, daß er in derjenigen Gegend, welche Schweden im Osten umgibt, und die Ehsten und andere Völkerschaften inne hätten, seinen Ursprung genommen habe. Er umschreibt hier offenbar den Sinn des altnordischen Austwegr (Ostweg, Ostseite, Ostgegend), wohin Thor häufig zieht, um Tröll zu erschlagen. Dem Riesen Schrutan sind nach dem großen Rosengartenliede[32]) und der alten Übersicht des Sagenkreises des Heldenbuches[33]) die Preußen bis an das Meer unterthan. In der Hyndlulioth Str. 31. S. 336 lesen wir: „Es sind die Wölur (Weissagerinnen) alle von Witholfr, die Witkar alle von Wilmeithr, die Seith-berendr (Seid-Tragenden) von Swarthaufdi, die Jötnar alle von Ymir gekommen; Swarthaufdi (Schwarzhauptig) steht für den Stammvater der Seid-Tragenden, d. h. derjenigen, welche die wirksamste, aber auch verhaßteste Art Zauberei trieben[34]), und zeigt, daß man sich ihn weder von germanischer Abkunft noch als ein Lichtwesen dachte, sondern als zaubermächtigen Menschen, oder als bösen Geist oder Dämon.

Den Übergang von der ursprünglichen Sage über Jötunheimar, als Welten der bösen Geister (Dämonen), zur Auffassung als Geschichte bildet die Sage von Thor's Reise nach Geirröthargarthar, wiewol sie noch dem Sagenthume angehört. In den beiden auf sie bezüglichen Versen, welche Thor'n in den Skaldskaparmál Cap. 18. S. 114. 115 in den Mund gelegt werden, steht Jötnagarthar (befestigte Grenzen oder befestigter Sitz der Jötnar) entweder für das gewöhnlichere Jötunheimar, oder bezieht sich speciell auf den Sitz Geirröd's und seines Geschlechtes. Den Fluß Wimur, welchen Thor durchwaten will, um nach Jötnagarthar zu kommen, erklärt Snorri Sturluson (in der Skaldskaparmál Cap. 18. S. 114) für den größten aller Ströme, und Neuere[35]) vermuthen darunter den Wym in Rußland, sodaß also die Sage ihn sehr vergrößert haben müßte. In der Thórsdrápa[36]), in welcher Eilifr Gudrunarson Thor's Reise zu Geirröd besungen hat, werden die Vorgebirge der Iwa genannt; darunter versteht man den sibirischen Strom Obi (Ob). In derselben Strophe (12) der genannten Thórsdrápa S. 117 wird Swithjódh als das Land genannt, in welchem die Vorgebirge der Iwa liegen. Unter Swithjódh ist nicht Schweden in der eigentlichen Bedeutung gemeint, sondern das „große oder kalte," welches nach Snorri Sturluson in der Heimskringla[37]) vom Norden zum schwarzen Meere geht. In Swithjódh sind nach derselben Autorität auch wunderbare Völker vielerlei Art und viele Sprachen, Riesen, Zwerge, auch schwarze Männer[38]) (Blámenn), wunderbar große Thiere und

22) Finnmark; die Nordmannen begriffen unter den Finnen auch die Lappen, einen Zweig des großen finnischen Stammes. 23) s. über diesen Ausdruck F. Wachter zu Snorri Sturluson's Weltkreis. 1. Bd. S. 222. 24) Mehr über die Zaubermacht dieser beiden Finnen s. bei Snorri Sturluson a. a. O. 1. Bd. S. 222—224. 25) Hymisquida Str. 12. groß. Ausg. der Edda Sämundar. 1. Bd. S. 127. 26) s. Snorri Sturluson a. a. O. 1. Bd. S. 222. Örwar-Odds Saga Cap. 19 in den Fornaldar Sögur Nordrlanda. 2. Bd. S. 241. 27) über Beide s. Snorri Sturluson's Weltkreis, übers. v. F. Wachter. 1. Bd. S. 204. Der Riese, welcher nach der schonischen Sage die Kirche zu Lund baute und von dem heiligen Laurentius in Stein verwandelt ward, hieß Finn; s. *Finn Magnusen*, Lex. Mytholog. p. 352. 28) s. Snorri Sturluson bei F. Wachter. 1. Bd. S. 147. 29) Thattr Halfdanar Swarta in den Fornmanna-Sögur. 30) „gigas Scotorum sacrificiis cultus," s. Kormaks Saga sive Kormami Oegmundi filii Vita (potius fabula). Ex manuscriptis Legati Magnaeani cum interpretatione e. c. (Hafniae 1832.) p. 242. 243.

31) Histor. Dan. Lib. V. Ausg. von Stephanius. S. 103. 32) Bei v. d. Hagen und Primisser Z. 1064. S. 13. 33) Frankfurter Ausg. von 1560. Bl. 185. S. 1. Sp. 1. 34) s. Snorri Sturluson's Weltkreis (Heimskringla), übers. von F. Wachter. 1. Bd. S. 23. 24. 46. 227. 228. 35) *Finn Magnusen*, Lex. Mytholog. p. 492. 36) Str. 12 in den Skaldskaparmál S. 117. 37) übers. von F. Wachter. 1. Bd. S. 12. 38) Blámenn, eigentlich Blaue Männer; man dachte sich auch in Großschweden schwarze Menschen, weil den Riesen schwarzes Aussehen beigelegt wurde. Vgl. d. Art. Jötnar.

Drachen. Durch Swithjódh geht ferner nach ihm der Fluß Tanais. Gewöhnlich, so die Thórsdrápa, setzte man Jötunheimar auf die nördliche Seite Großschwedens. Nach dem ursprünglichen Geiste und Sinne der Riesensage unternehmen blos übernatürliche Wesen, Götter und ihre Diener, die gefährliche Reise dorthin. Es kämpfen auch die höheren menschlichern Naturen, die Helden, siegreich gegen Riesen. Der Held Helgi erschlägt den Riesen Hati, und der Held Sigurd beraubt Fafnir, den Riesen in Schlangengestalt, des Lebens, aber nicht in Jötunheimar.

Wenn bei Saxo Grammaticus Odin und Thor als Menschen auftreten, welche sich durch ihre Zauberkünste Göttlichkeit angemaßt haben, so erscheint in den Reisen nach Jötunheimar Thor nicht einmal mehr als dieser, sondern an seiner Stelle ein Mensch Namens Thorkell. Der 46. Dänenkönig Gorm, Harald's Sohn, hatte nämlich von Geruth's Sitzen, den Geirröthargarthar und den dort aufgehäuften Schätzen durch die Tyllenser [39]) vernommen und, so gefahrvoll die Reise dahin auch geschildert wurde, sie doch unter Thorkell's Leitung unternommen. Als sie nach Halogia [40]) kamen, wurden sie vom günstigen Winde verlassen und einige Zeit auf dem Meere herumgetrieben und gelangen endlich an ein Land, wo Thorkell ihnen verbietet, die am Strande weidenden Rinderheerden zu schlachten, weil sonst die Schutzgeister des Ortes [41]) ihnen die Macht hinwegzugehen nehmen würden. Die vom Hunger Bedrängten schlachten dennoch von den Rinderheerden und sehen in der Nacht die Schiffe von Ungeheuern umlagert, bis jedes derselben zur Sühne einen Menschen aussetzt. Mit günstigem Winde kommen sie in das jenseitige Biarmien [42]) (Permien). Diese Gegend ist, nach der Beschreibung von Saxo Grammaticus, beständiger Kälte unterworfen und von sehr hohem Schnee bedeckt, ist gegen die Wirkung der Sommerhitze unempfindlich, hat Überfluß an unwegsamen Wäldern, bringt keine Früchte, ist aber reich an anderwärts ungewöhnlichen wilden Thieren. Die Flüsse sind zahlreich und rauschen, wegen der in ihrem Bette befindlichen großen Steine, hoch aufschäumend. Dort läßt Thorkell die Schiffe an das Ufer ziehen und versichert, daß man fast am Ziele der Reise sei. Ein Mann von ungewöhnlicher Größe, Gudmund, Geruth's Bruder, nimmt die Gelandeten gastfreundlich auf; aber Thorkell räth heimlich nichts von den fremden Speisen zu genießen, warnt auch vor dem Genusse der Reize der Töchter Gudmund's. Vier Dänen, die ihm nicht folgen, verlieren ihre Erinnerung. Nachdem Gudmund sich überzeugt hat, daß der König Gorm und seine Leute auf ihrer Hut sind vor seinen Fallstricken, läßt er sie auf das jenseitige Ufer des Flusses hinüberfahren. Hier erblicken sie eine schwarze, einer rauchenden Wolke ähnliche Stadt, deren Thore Hunde von ausgezeichneter Grimmigkeit bewachen. Sie steigen mittels Leitern hinüber in die Stadt, finden dort häßliche Gespenster und alles scheußlich, und kommen in das Zimmer, in welchem Geruth seinen Königssitz gehabt hatte, bevor ihn, wie Thorkell erzählt, Gott Thor erschlug [43]). In diesem letztern Zuge schimmert noch die alte Sage durch. Thorkell unternimmt aber auch nach Saxo Grammaticus, wie Thor in der ursprünglichen Sage, eine Reise zu Ugarthilocus, Utgarthaloki, Loki von Utgarthar [44]). Aller Wahrscheinlichkeit nach bezieht sich auch auf das Riesenland die von Saxo Grammaticus (Praef. p. 4) gegebene Beschreibung einer nördlich von Norwegen befindlichen unbekannten Gegend, welche der menschlichen Cultur entbehre, aber reich an Völkern monströser Neuheit sei.

Obgleich dieser Schriftsteller die isländischen Sagen für seine Zwecke sehr entstellt, so behielt er doch die Voraussetzung der entfernten Lage Jötunheimars bei. Aber die Verfasser der späteren Sögur nähern es Skandinavien immer mehr, einige versetzen es selbst dahin. Die Saga Thorsteins Wikingssonar Cap. 1 [45]) schließt sich in der Erzählung von König Logi noch am meisten an die ältere Vorstellung an. Seine Gattin Glödh, heißt es, die Tochter Grim's aus Grimsgardhar, sei aus Jötunheimar gewesen, welches damals im Norden in Eliwagar befindlich angegeben worden. Nach der Gaungu-Hrólfs-Saga Cap. 3. S. 248 lagen Thordhr Hlèseyjarskalli und die Seinigen stets im Streite mit denen von Oben aus der Jötunheimabygdh [46]) von Aluborg; der Kampf geschah auch durch Zauberlieder wie durch Schlachten [47]). Nach Cap. 14 derselben Saga S. 273 ziehen Sirkwir und Brynjolfr mit Grimr Ägir von Gardariki [48]) hinauf nach Jötunheimar, und nach Cap. 19 (S. 291) kommen sie sogleich im Frühlinge von dort und bringen dem Könige Eirekr (von Gestrekaland oder Gardariki) viele seltene Kostbarkeiten. Nach Cap. 30. S. 322 konnte Röndolfr, Halbbruder des aus Gardariki stammenden Jarls Imi, Tröll oder ein böses, des Zaubers kundiges Wesen genannt werden wegen seines Wuchses und seiner Stärke; sein Geschlecht von mütterlicher Seite war von Aluborg in Jötunheimar; er vermochte seine Gestalt zu verwan-

---

39) Saxo Grammaticus nennt so die Isländer, wie aus der Praef. seines Werkes p. 2 hervorgeht; aber Gorm, Vater von Gotrik, einem Zeitgenossen des Frankenkönigs Karl, konnte von diesen noch nichts erfahren, da es damals noch keine solchen gab. 40) Jetzt Helgeland, die nördlichste Landschaft zwischen Nummedalen und Finnmarken; hier hört für die Reisenden der günstige Wind auf, weil dort das Zauberland angeht. 41) Saxo Grammaticus (Lib. VIII. Ausg. von Stephanius. S. 161) sagt: Dii loci praesides, in der Sprache der Nordmannen Landwaettir (genii terrae tutelares); s. Snorri Sturluson's Weltkreis (Heimskringla). 1. Bd. S. 247. 248. 42) Biarmaland, worin Saxo Grammaticus Jötunheimar findet, wird hier in größerer Ausdehnung, besonders nach Osten zu, vorausgesetzt, als sie das heutige Permien hat. Vgl. Geografisk Register zu den Oldnordiske Sagaer. 12. Bd. S. 53.

43) Vgl. den Art. Jötnar. 44) Über Veranlassung und Zweck von Thorkell's Reise zu Ugarthilocus (Utgarthaloki), s. Saxo Grammat. (Lib. VIII. p. 164 – 166) Allg. Enc. 3. Sect. 4. Th. S. 368 und den Art. Utgardaloki, Utgarthaloki. 45) In den Fornaldar Sögur Nordrlanda. 2. Bd. S. 383. 46) bygdh bedeutet einen bewohnten Ort, Jötunheima ist der Genitiv von Jötunheimar, der bewohnte Ort der Riesenwelten heißt Aluborg. 47) Gaungu-Hrólfs-Saga Cap. 3 in den Fornaldar Sögur Nordrlanda. 3. Bd. S. 248. 48) Rußland.

deln und bellte wie ein Tröll, sobald er zornig wurde u. s. w.[49]). In dem Berichte über den Zug des Königs Hrolfr von Dänemark (Cap. 38. S. 362) nach Holmgardhar wird bemerkt, daß das eine Drittheil Gardharikis Känugardhar genannt werde, das nämlich, welches längs der Jötunheimar und Holmgardhariki scheidenden Bergstrecke liege. Dort sei auch Ermland und mehre andere kleinere Reiche. Die Herwarar-Saga[50]) erzählt, vor der Ankunft der Türken und Asiamenn[51]) (Menschen von Asien) in den Nordländern, hätten Riesen und Halbriesen die Nordhälfte der Erde bewohnt; es finde dort eine große Vermischung der Völker statt, Riesen nähmen sich Weiber aus der Menschenwelt, und andere verheiratheten dahin ihre Töchter. Dieselbe Saga nennt Godhmundr als einen mächtigen König in Jötunheimar, im Bezirk Gläsiswellir[52]), welcher ebenso wie alle seine Leute viele Menschenalter lebte, weshalb die Heiden dorthin Odáins-akr[53]) gesetzt hätten. In der Saga af Thorsteini Bäarmagni Cap. 5[54]) bezeichnet Godhmundr Risaland (Land der Riesen) als ihm unterworfen, das zunächst liegende Jötunheimar dagegen vom Könige Geirraudhr beherrscht, welchem er schatzpflichtig sei. Von seinem Vater Ulfhèdhin Trausti sagt er, daß er wie alle in Gläsiswellir Wohnenden Godhmundr genannt worden, und auf der Reise nach Geirraudhargardhar, um dem Könige den Tribut einzuhändigen, gestorben sei, erklärt auch, übel damit zufrieden zu sein, den Jötnar zu dienen. Ein großer, tiefer und reißender Fluß, Hemra, welchen nur seine und seiner Genossen Pferde durchwaten könnten, scheide sein Land. Er wurde vom König Geirraudhr gut empfangen, bei welchem sich der Jarl Agdhi befand. Dieser herrschte über den Bezirk (herad) Grundir[55]), zwischen Risaland und Jötunheimar, hatte seinen Sitz zu Gnipaland, war zauberkundig und seine Leute Trölln ähnlicher als Menschen[56]). Nach Cap. 6. S. 185 empfängt Godhmundr am Morgen darauf die Entscheidung, er solle Risaland zu Lehn haben und schwört, keinem andern Könige zu dienen, noch Gehorsam zu leisten, so lange König Geirraudhr lebe. Im 8. Cap. derselben Saga (S. 191) hofft er, nach dem Tode desselben ganz Jötunheimar zu besitzen. Risaland erscheint also hier als Theil von Jötunheimar, und als ein tributpflichtiger von diesem Oberreiche abhängiger Staat. Ebenso ist nach der Samsonar Saga fagra beides nicht gleichbedeutend, Gudmund's Herrschaft in Gläsiswellir setzt sie ostwärts von Risaland, und dieses wiederum liegt nach ihr nordöstlich von der Ostsee, und von dort zwischen Nord und Nordost stellt sie Jötunheimar, wo Geister und Unholde wohnen, und von dort nach den Einöden von Grönland[57]) hin erstrecke sich das Land Swalbarthi[58]). Ob in andern Sögur ein anderer Sprachgebrauch herrsche, bleibt zweifelhaft[59]). So in der Herwarar-Saga Cap. 11. S. 452, nach welcher König Heidhrekr nach Risaland zu dem Könige Höfundr auf Gläsiswellir kommt; er gelangte allerdings auch zugleich nach Jötunheimar, weil nach Cap. 1. S. 411 Gläsiswellir ein Herad (Bezirk) in Jötunheimar war, aber Cap. 11. S. 452 kann auch blos dieses Herad Risaland genannt sein. In der Örvar-Odds-Saga ist von Risaland mehrmals die Rede, ohne daß Jötunheimar daneben genannt wird. Cap. 18. S. 282 und in den übrigen Stellen[60]) dieser Saga, wo Risaland vorkommt, kann es für Jötunheimar überhaupt stehen. Doch scheint sie unter risi etwas Specielleres als unter jötun anzunehmen; denn Anfangs Cap. 18. S. 232. 233 heißt dieselbe Person ein großer Jötunn, welche sich selbst später als einen Riesen von Riesenland bezeichnet[61]). Als Eigill und Asmundr zu Schiffe nach Jötunheimar gekommen waren, lebten sie in einem Walde von Thieren und Vögeln, welche sie schossen, gelangten in ein Felsenthal mit vielen Ziegen und fetten Böcken, nahmen einen der letztern, wurden aber von einer Stimme wegen ihrer Kühnheit zur Rede gestellt, da der Bock der Königin Arinnefja gehöre[62]). Diese war Tochter des Jötunn Öskraudr aus Jötunheimar und der Königin Kúla; als die jüngste von 18 Töchtern sollte sie den übrigen folgen. Sie verspricht Thor'n den Bock zu geben, welchen er wählen will, wenn er sie mit ihren Schwestern auf gleichen Fuß stelle. Der Feind des Riesengeschlechts, als welcher Thor in der alten Sage dasteht, wird Verderber der 17 Riesenmädchen. Er legt sich nämlich zu der ältesten von ihnen, welche dafür von den andern erschlagen wird. Gleiches Schicksal haben die übrigen bis auf Arinnefja, bei welcher er auch liegt und die von ihm das Erbe der Schwestern erhält. Ihre Vaterbrüder, Gautr und Hildir, beriefen (nach Cap. 15. S. 396) eine Volks- und Gerichtsversammlung, welche von dem Volke aus ganz Jötunheimar besucht wurde, mit ihm war auch Skröggr, der Gesetzmann (Oberlandrichter) der zaubermächtigen Wesen, oder, wie er anderwärts heißt (Cap. 16. S. 402), der Gesetzmann

49) Die Angabe von der großen Keule, die er als Waffe führte, s. Gaunga-Hrólfs-Saga Cap. 30. S. 322. 50) Vgl. die Recension derselben in den Fornaldar Sögur Nordrlanda. 1. Bd. S. 411; in einer andern (a. a. O. 1. Bd. S. 513) heißt es, daß im Alterthum Jötunheimar das Land nördlich in Finnmörk genannt worden sei. 51) Vgl. mit der Herwarar-Saga das 1. Sögubrot Cap. 9 (in den Fornmanna-Sögur. 11. Bd. S. 413); darnach hießen die Länder im Norden, welche die Asiamenn bewohnten, Godhlönd (Götterländer) und das Volk Godhjódh (Godh-thjódh, Göttervolk). 52) Gefilde des Gläsir (Glänzer). 53) s. Allg. Encykl. d. W. u. K. 3. Sect. 8. Th. S. 257. Herwarar-Saga S. 411. 412. 452. 513. 514. In der Saga af Hálfdáni Eysteinssyni Cap. 1, in den Fornaldar Sögur Nordrlanda. 3. Bd. S. 519 wird bemerkt: Eirekr, der Weitreisende, habe Odáinsakr gefunden. 54) In den Fornmanna-Sögur. 3. Bd. S. 183. 55) Die Mehrzahl von Grund, in welcher letzteren Form es in der Herwarar-Saga vorkommt. 56) Nach Cap. 11. S. 194 sah Thorstein diesen Jarl in Riesenzorn.

57) Nicht das in Amerika, sondern das in Norwegen in Upplönd wird gemeint; s. Geographisk Register zu den Oldnordiske Sagaer. 12. Bd. S. 128. 129. 58) Vgl. Schlözer, Forts. d. Allgem. Welth. 31. Th. S. 453. 59) In dem Geographisk Register in den Oldnordiske Sagaer. 12. Bd. S. 288 ist bemerkt, daß Risaland im Grunde dasselbe als Jötunheimar sei, obgleich die Saga af Thorsteini Bäarmagni zwischen beiden unterscheide. 60) In den Fornaldar Sögur Nordrlanda. 2. Bd. S. 233. 247 und in der zweiten Recension der genannten Saga S. 516. 61) In der zweiten Recension dieser Saga S. 517 wird berichtet: die Riesen versammelten sich, ihr König heißt Badhi. 62) s. Egils ok Asmundar Cap. 5. S. 371. 372. In den Fornaldar Sögur Nordrlanda. 3. Bd.

Jötunheimars. Als ein Ort in diesem Lande erscheint nach Cap. 15. S. 398 Gjallandibrú [d. i. gellende Brücke [63]]. Aus der Saga Herrauds ok Bosa [64]) ergibt sich, daß Gláśiswellir östlich von Biarmaland (Permien) lag. In dem sagliche Aufsatze Frá Fornjóti [65]) wird die Theilung zwischen Nor und seinen Bruder Gon so bestimmt, daß Ersterer das ganze Festland im Norden von Jötunheimar und südlich bis Alfheimar, das heißt Norwegen, haben soll. Von den schwankenden Vorstellungen der Sögur, welche einen geschichtlichen Anstrich erstreben, sei nur noch bemerkt, daß man sogar annahm, vor Einwanderung der Asiaten in dem Norden habe sich ein Theil von Jötunheimar bis in die skandinavische Halbinsel herein erstreckt. Das Land Jötunheimar verlor an Ausdehnung nach Westen, seit ein Theil von Skandinavien Godhland (Götterland) geworden. Weil es aber in keiner einzigen Stelle von wirklich geschichtlichem Gehalt vorkommt, so sind alle Bemühungen der Neueren, seine Lage zu bestimmen, vergeblich gewesen [66]). Es war in der Wirklichkeit nirgends, nur kamen die Verfasser der Sögur, welche menschliche Abenteurer dahin gelangen ließen, darin überein, daß man es im Nordosten und Osten und hauptsächlich in den von dem großen Stamme der Finnen bewohnten Ländern zu suchen habe, weil diese Länder besonders als Sitze der Zauberei galten. An die Slawen im Norden scheint man weniger gedacht zu haben. Doch bemerkt Grimm [67]) in Beziehung auf die Teutschen und Angelsachsen: „Wenn Hûnî an Wenden und Slawen gemahnten, wird es gestattet sein, entas (Riesen) und die alten Antes zusammenzuhalten." (*Ferdinand Wachter.*)

Jötunn, Jötunnen (Joten), s. Jötnar.

Jotzens, Pastorat in Alt-Finnland, s. Joutzenus.

Jouailleries, Bijouterien, s. Geschmeide.

JOUAN-DE-L'ISLE (St.), Dorf und Cantonshauptort im Arrondissement Dinan des französischen Departements der Nordküsten. Es liegt an der Rance, im Kreuze der Straßen von St. Malo nach Vannes und von Rennes nach St. Brieuc, und zählt 700 Einwohner. (*Klähn.*)

JOUANNE, Nebenfluß der Mayenne, ergießt sich in dem französischen Departement der Mayenne in diesen Fluß. (*R.*)

JOUANNETIA (Desmoulins, Paläontologie). Eine Conchiferen-Gattung aus der Familie der Pholaderien. Das kugelförmige Gehäuse besteht aus zwei starken, gleichen, ungleichseitigen, kurz keulenförmigen, vorn stark klaffenden, schräg gestreiften Schalen, welche vorn durch eine dritte zweitheilige Schale verschlossen werden. Schloß zahnlos; innen in jeder Klappe bemerkt man einen scheidewandartigen, senkrecht herablaufenden, mit der Basis an die Schale gewachsenen Anhang; Manteleindruck deutlich, hinten ist sehr tiefe Bucht. Das Thier hat die Lebensweise anderer Pholaden getheilt. Einzige Art I. J. semicaudata *Desm.* Bulletin d'hist. nat. de la Soc. Linn. de Bord. T. II. p. 244. Fig. 1—13. *Bronn* Lethaea tab. 37. Fig. 2. Pholas Jouanneti *Desh.* Lamarck hist. nat. tom. VI. p. 47. Findet sich in Steinen und Corallen der Topalbildung von Mérignac bei Bordeaux. (*Römer.*)

JOUANON, Dorf im Kirchspiele Bias, und Canton Born des Bezirks von Bordeaux im französischen Departement der Gironde. Es hieß im Mittelalter Barcou und seine Bewohner werden noch heute Bercouats genannt. Es sind dies die Bercorates des Plinius. (Vgl. *Baurein*, Variétés bordelaises, tom. IV. p. 19 und 20.) (*Klähn.*)

JOUARRE (Lat. Jotrum), Flecken im Canton La-Ferté-sous-Jouarre und Arrondissement Meaux des französischen Departements Seine und Marne. Er liegt drei geogr. Meilen östlich von Meaux, 0,3 Meilen südlich von La Ferté und $9^3/_5$ Meilen nordöstlich von Melun in 437 pariser Fuß absoluter Höhe auf dem Gipfel eines Hügels, welcher eine außerordentlich weite Aussicht auf eine der schönsten und reichsten Gegenden der alten Landschaft Brie gewährt und dessen Fuß der kleine Morin bespült, und zählt einschließlich der 12 zur Gemeinde gehörigen kleinen Weiler und Einzelnen 2680 Einwohner, welche Ackerbau und Viehzucht, Kornhandel, auch eine ansehnliche Teichfischerei in den zahlreichen Teichen der Flur betreiben, auch drei Jahrmärkte besitzen. Der Ort ist sehr alt und hat noch viele Spuren seines gothischen Ursprungs aufzuweisen; der Hauptplatz ist groß und unregelmäßig, die Straßen sind eng und krumm, und bei mehren Häusern steht das erste Stockwerk über dem Erdgeschoß hervor und wird durch massive Pfeiler getragen. Jouarre verdankt seinen Ursprung dem im Jahre 1792 aufgehobe-

---

63) Eine merkwürdige Beziehung auf Jötunheimar hat dieselbe Saga auch Cap. 16. S. 404. 405. 64) Cap. 16. S. 283 in Fornaldar Sögur Nordrlanda. 3. Bd. 65) In der genannten Sögur-Sammlung 1. Bd. S. 4; bei Rask, Snorra-Edda. S. 358. 359. 66) *Arngrim.* Jonae Crymog. p. 42. *Björner*, De Gotunheim Cap. 7. p. 36. Dalin, Gesch. Schwedens, aus dem Schwed. übers. durch Benzelstierna und Dähnert. 1. Bd. S. 61. 321, sucht sich dadurch zu helfen, daß er die Jotnar und Gothen für gleich nimmt, und Jämteland zu Jätne-land (Riesenland) macht. Schlözer a. a. O. S. 453—455; Neikter (Observat. hist. geogr. partic.) findet Jotunheimar in Jugorien und Risaland in Sirjänien östlich von Biarmaland, und nimmt Gláśiswellir mit der Festung Grund für die Landstrecke, wo die Flüsse Pinega und Mesen (muthmaßlich Hemra) zusammenfließen. Mehres s. bei N. M. Petersen, Haandbog i den gammelnordiske Geogr. 1. D. S. 200—241, und Geografisk Register zu den Oldnordiske Sagaer. 12. Bd. S. 194. 195. Vgl. auch das Stada-Register zu den Fornmanna-Sögur. 12. Bd. S. 314. *Finn Magnusen*, Lex. Mytholog. p. 409 handelt von Jötunheimar besonders nach den beiden Edden, nimmt aber auch auf die spätern Sögur Rücksicht. Nach ihm bedeutet es also 1) in den Edden die ganze untere Hemisphäre, welche Helheim oder den Erebus und Nifiheim oder den Tartarus enthält, zusammen mit jenem Bergringe, von welchem man glaubte, daß er die Erde umgeben habe, sonst Utgardar genannt. Hierher gehört auch der unschiffbare Ocean. 2) Besonders in den historischen Relationen (d. h. den späteren Sögur, welche geschichtliche Darstellung geben wollen) bedeutet Jötunheimar die Küsten des Eismeeres, besonders die nördlichen und den wahren Menschen (d. h. denen von gothischem Ursprunge) unbewohnbaren, aber von den Lappen und ihnen verwandten Völkerschaften, den Verehrern der Riesen (wie die alten Nordmannen oder Isländer glaubten) und den Söhnen der Riesen bewohnten. 67) Deutsche Mythologie S. 301. Vgl. Leo, Erklär. Verz. angelsächs. Wörter z. d. Altsächs. u. Angels. Sprachpr. S. 101.

nen Kloster der heiligen Theodechilde, welches Ado, einer der Großen am Hofe Dagobert's I. zu Anfang des 7. Jahrhunderts in dem großen und dichten ihm zugehörenden **Joranus saltus** gründete, und welches bald mit Nonnen und mit Mönchen unter der Herrschaft der ersteren, besetzt wurde. Die Äbtissin (deren erste die heilige Theodechilde war) besaß bedeutende Gerechtsame; sie war Grund- und Gerichtsherrin des Fleckens, schlug die Geistlichen für mehre Pfarren in den Diöcesen von Meaux, Chartres und Noyon vor, und ernannte die Kapellane einer großen Menge Kapellen, in und außerhalb des Kirchspiels Jouarre. Jetzt sind die Kirche und die Gebäude des Klosters größtentheils demolirt, nur die Wohnung der Äbtissin steht noch und ist jetzt ein Privatgebäude. — Die Pfarrkirche von Jouarre ist ein Gebäude aus dem 15. Jahrhundert; sie war vor der Revolution eine Collegiatkirche, an welcher 13 Chorherren fungirten, welche von der Äbtissin des Klosters ernannt wurden. Auf dem Gottesacker dieser Kirche steht das alte unter dem Namen der heiligen Kapelle von Jouarre bekannte Denkmal. Es ist dies ein kleines Gebäude in Gestalt einer Krypte, neben welcher eine andere unterirdische Kapelle erbaut ist. Man steigt auf einer Treppe von fünf Stufen in dieselbe hinab und gelangt zu einem von terrassenartig aufsteigenden Mauern getragenen Vorplatze, von welchem man auf einer andern Treppe von neun Stufen in die Enceinte hinabsteigt, deren Gewölbe von sechs korinthischen Säulen getragen wird, und deren Inneres sieben Grabmale einschließt, welche man für die der heiligen Theodechilde und anderer Heiligen ansieht. Diese Kapelle war von einer Kirche bedeckt, deren Verfall seit dem 17. Jahrhundert datirt. Noch jetzt wird bei Gelegenheit des am Pfingstdinstage abgehaltenen Jahrmarktes zu der unterirdischen Kapelle gewallfahrtet; es kommen dann wol an 10,000 Personen hierher, um die Messe zu hören. Das Hospital von Jouarre ist sehr alt, doch kennt man dessen Stiftungsjahr nicht. Es enthält jetzt 20 Betten und wird von fünf Schwestern des Ordens St.-Vincent-de-Paul bedient, die sich auch dem Unterrichte armer Mädchen widmen. — Vor der Revolution war Jouarre der Sitz eines herrschaftlichen Amtes und einer Kastellanei, welche von dem Amte Meaux ressortirten. — Unter den Einzelnen, welche zur Gemeinde Jouarre gehören, zeichnet sich das Schloß Vauteuil aus, wohin man von Jouarre aus durch eine Lindenallee gelangt. *(Klähn.)*

JOUBERT, 1) Barthélémy Catherine, Obergeneral der französischen Republik, geboren zu Pont-de-Vaur im Departement des Ain (damals la Bresse) 14. April 1769, war von seinem Vater, einem wohlhabenden Gewerbsmanne, für den Advocatenstand bestimmt, verließ zwar, aus Vorliebe für den Soldatenstand, heimlich die Schule und trat in ein Artillerieregiment, erhielt jedoch auf des Vaters Andringen seine Entlassung wieder und ging zur Fortsetzung seiner Studien zuerst nach Lyon, dann auf die Universität zu Dijon. Während seines Aufenthaltes daselbst nahmen die Angelegenheiten Frankreichs eine vollständig revolutionäre Richtung; ein Principienkrieg war vorherzusehen, und so verließ Joubert nochmals seine Laufbahn, um als Freiwilliger einzutreten. Mit dem Bataillon, dem er angehörte, ging er zur Rheinarmee (1792), ward dort bald Officier und zeichnete sich durch Ausdauer, Umsicht und Tapferkeit aus. Schon 1793 stand er als Capitain bei der Alpenarmee, vertheidigte am Col di Tenda mit 30 Grenadieren eine Schanze gegen Übermacht mit großer Beharrlichkeit, wurde aber, nachdem sein kleiner Trupp sich verschossen hatte, zuletzt überwältigt und gefangen. Vor den König von Sardinien geführt, verdarb er sich durch ein Übermaß republikanischen Freimuthes in seinen Antworten die gute Behandlung, die seiner Tapferkeit wegen vom Monarchen ihm zugedacht war; indessen ward er doch bald auf Ehrenwort entlassen, ein Umstand, der den damals allmächtigen Jacobinern verdächtig erschien und Joubert manche Anfechtung und Anfeindung zuzog. Sein wirklich reiner Civismus aber versöhnte ihn bald mit dieser Partei, der er auch nach ihrem Sturze noch anhing. 1794 ging er als Adjutant-commandant zur Armee von Italien und zeichnete sich dort so aus, daß er schon im nächsten Jahre zuerst zum Brigadechef, dann auf dem Schlachtfelde von Loano zum Brigadegeneral ernannt wurde. Sein Obergeneral Kellermann setzte dies Avancement für ihn bei dem Directorium durch, dem Joubert des Jacobinismus für verdächtig galt.

Eine neue Laufbahn eröffnete sich dem jungen General, als Buonaparte an die Spitze der Armee von Italien trat. Bei Montenotte, St. Marguerite, Cossario, Dego, Ceva, Lodi und vor Mailand gründete er seinen höheren Ruf und erwarb sich das Vertrauen des Oberfeldherrn, der damals noch nicht jede neben ihm auftauchende Tüchtigkeit zu unterjochen, sich dienstbar zu machen suchte, und wo das nicht ging, als Nebenbuhler betrachtete und anfeindete. Während der Belagerung Mantua's deckte er mit der Avantgarde der Division Massena die Ausgänge zwischen dem Gardasee und der Etsch durch eine Stellung gegen Tyrol. Aus seinem Posten auf dem Plateau von Rivoli durch die Östreicher unter Davidovich, vertrieben, mußte Massena, durch die Brigade Joubert gedeckt, nach Lonato zurückgehen, wo es zum Treffen kam (s. d. Art. Lonato.). Während dessen war die Belagerung von Mantua aufgehoben worden, durch eine Reihe von blutigen Gefechten wurden die Österreicher wieder in die Gebirge zurückgetrieben, Mantua, wohin Wurmser sich geworfen, aufs Neue eingeschlossen (s. d. Art. Mantua, **Wurmser** und **italienische Feldzüge Napoleon's**). Verwundet und durch die großen Anstrengungen des Feldzuges 1796 geschwächt, ging Joubert zuerst nach Brescia, dann zur Übernahme der Stellung von Laguano, dahin ab.

Alvinzi's Vorrücken zur Befreiung Mantua's brachte den jungen General neuerdings in Thätigkeit. Er empfing das Commando der Division Vaubois, und ward nach einigen Gefechten mit den Österreichern zum Divisionsgeneral ernannt. Die Besetzung der Position von Rivoli ward ihm nochmals übertragen.

Der Angriff der Österreicher war vorzugsweise auf

diese Centralposition gerichtet, zu deren Vertheidigung Joubert nur etwa 10,000 Mann hatte. Am 12. Jan. 1797 ward er bei dem Defilé angegriffen, und durch Umgehungsdrohungen zum Rückzuge in die Hauptstellung auf dem Plateau von Rivoli gezwungen. Ohne weitere Befehle auf seine Meldung davon gelassen, war er, in Erwägung der feindlichen Übermacht, am folgenden Abend schon im Begriff, über Campana nach Villanuova zurückzugehen, als er die Nachricht vom Anrücken Buonaparte's erhielt und zugleich den Befehl, sich vorwärts Rivoli um jeden Preis zu halten. Bald traf der Obergeneral selbst ein und gebot den Angriff mit Tagesanbruch. Joubert griff an, hielt sich, obgleich mühsam, bis zur Ankunft Massena's und leitete dadurch den Sieg ein (s. d. Art. Rivoli). Seine guten Dispositionen wie seine glänzende Bravour mehrten seinen Ruhm; am meisten seine nachdrückliche Verfolgung der geschlagenen Österreicher, denen er die Hälfte ihrer Mannschaft und viele Artillerie durch unermüdet wiederholte Angriffe abnahm. Mantua's Fall war die Folge dieser Schlacht.

Als nach dem Frieden mit dem Papste zu Tolentino (s. d. Art.) Buonaparte zur Entscheidung des Krieges, der am Rhein nicht eben glücklich geführt wurde, seinen Zug nach Teutschland unternahm, erhielt Joubert den Auftrag, mit drei Divisionen (20,000 Mann) in Tyrol einzudringen (s. d. Art. Italienische Revolutionskriege). Sein Zug, der bis Neumarkt (21. März) gut ging, nahm von da an eine gefahrdrohende Wendung, während die Hauptmacht unter Buonaparte gleichfalls Gefahr lief, von den Gegnern erdrückt zu werden. Joubert erkannte rechtzeitig die beiderseitige Lage, ließ den General Delmas mit nur 5000 Mann seinen Feinden bei Botzen gegenüberstehen, und rückte durch einen Abmarsch nach der rechten Flanke schnell in das Eisakthal, und von dort durch das Pusterthal über Lienz Buonaparte zu, mit dem er, als dieser auf die erhaltene Nachricht von des Feindes Stärke und Stellung, ihn schon verloren gab, sich bei Villach unerwartet vereinigte. Damit war auf dem entscheidenden Punkte die Übermacht für die Franzosen wieder hergestellt und das Ergebniß dieses kühnen Manoeuvres ward der Friede zu Campo-Formio (s. d. Art.). Der Obergeneral erkannte dankbar an, was Joubert hier geleistet, und gab ihm den Auftrag, die letzten von der italienischen Armee eroberten Fahnen dem Directorium zu überreichen. Somit war sein Ruf gegründet; doch führte eben die Bedeutung, die er damals, wo bei der Schwäche des Directoriums die Parteien sehr thätig waren und eine Katastrophe bevorstand, gewonnen hatte, ihn in die Intriguen der Parteien ein, und dies war auch die Ursache, warum er, im J. 1798 dreimal — in Holland, am Rhein und in Italien — das Commando wechselnd, den Unwillen des Directoriums sich zuzog, das in seiner Milde gegen die Überwundenen und in der Achtung, die er den Souverainen zollte und die er von ihnen zurückerhielt, Gefahr für das Princip der Republik, und zugleich das Benehmen eines Ehrgeizigen sah, der um politischen Ruf buhle. Die deshalb erlittenen Verfolgungen bestimmten ihn, seine Entlassung zu fodern; er erhielt sie und verheirathete sich mit dem Fräulein von Montholon; ein Schritt, der ihn des Aristokratismus noch verdächtiger machte, übrigens ihn in die Intriguen der damals starken Partei der Reitbahn (s. d. Art. Französische Revolution) verwickelte. Diese Partei war es auch, die — in Verfolgung ihres Plans, das Directorium zu stürzen und eine Dictatur zu errichten, die auf dem Wege eines gemäßigten Jacobinismus zu den Ideen von 1789 zurückführen sollte — seine Ernennung zum Obergeneral der Armee von Italien nach Scherer's Niederlage 1799 durchsetzte, was ihm die Bahn zu großen Unternehmungen um so leichter öffnen mußte, als die Angelegenheiten schlecht standen, und der einzige Rival, der etwa zu fürchten gewesen, Buonaparte, fern in Ägypten und sattsam verwickelt in die Angelegenheiten des Orients war.

Ende Juli kam Joubert bei der Armee an; er hatte den Befehl, mit den 38,000 Mann, die etwa zur Hand sein konnten, die Russen unter Suwarow anzugreifen und zu schlagen, die übrigens im Verein mit den Österreichern ihm weit überlegen, die Franzosen dagegen durch die Unfälle dieses und des vorigen Feldzuges entmuthigt waren. Am 14. Aug. trafen die Heere bei Novi zusammen; Joubert fiel schon in dem Einleitungsgefechte zur Schlacht; das entschied, die Schlacht ging verloren und nur die Festigkeit und Umsicht Moreau's, der den Befehl übernahm, rettete vor einer völligen Niederlage (s. d. Art. Novi).

Als Buonaparte zurückgekehrt war und durch die Revolution vom 18. Brumaire das Directorium gestürzt und sich unter dem Namen des „Ersten Consuls" zum Oberherrn Frankreichs und der Revolution gemacht hatte, befahl er, daß Joubert's Überreste nach Toulon gebracht, und im Fort Lamalguo beerdigt werden sollten, das den Namen Fort Joubert erhielt. Noch auf St. Helena rühmt Napoleon ihn mit den Worten:

„Joubert verehrte mich sehr — bei jedem Unglücksfalle, welcher der Republik während meiner Abwesenheit in Ägypten widerfuhr, bejammerte er meine Abwesenheit. Da er zu jener Zeit Chef der italienischen Armee wurde, nahm er mich zum Muster, und strebte danach, es noch einmal so zu machen wie ich. Er hatte nichts Geringeres im Sinne als das, was ich nachher im Brumaire that, auch durchzusetzen. — Er hätte in Paris nur einen albernen Streich durchgeführt, denn er besaß noch nicht Ruhm, Festigkeit und Reife genug. Seiner Natur nach konnte er das Alles erlangen, aber jetzt war er dazu noch nicht genugsam befähigt, und eine solche Unternehmung für den Augenblick über seine Kräfte" *). (*Benicken.*)

2) François de Joubert, ein französischer theologischer Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, am 12. Oct. 1689 zu Montpellier geboren, war der älteste Sohn André de Joubert's, des Generalsyndicus der Stände von Languedoc, und erhielt schon in seinem fünften Jahre die

---

*) s. Mémorial de Ste. Helène. Vgl. Biographie universelle. Clausewitz nachgelassene Werke. Feldzüge 1796 u. 1799. Geschichte der Kriege in Europa u. s. w.

Anwartschaft auf die Stelle seines Vaters. Er hatte bereits an den Functionen dieser Stelle Theil genommen und befand sich in denselben mit seinem Vater in Paris (1710), als der unerwartete Tod eines seiner Freunde ihn bewog, sich dem geistlichen Stande zu widmen. Er wurde im Jahre 1728 Priester und zu den Conferenzen über die heilige Schrift, welche zu Saint-Etienne-du-Mont stattfanden, gezogen. Er erfüllte die ihm dadurch auferlegten Pflichten mit unermüdlichem Eifer, erklärte die heilige Schrift mit großer Salbung und theilte auf diese Weise schon einige Proben des später von ihm herausgegebenen gehaltvollen Werkes über die Propheten mit. Eine gefährliche Krankheit unterbrach sein segensreiches Wirken. Nach seiner Wiedergenesung ordnete er zur Erholung seine Papiere und verbrannte, was ihm unnütz schien. Der letztere Umstand, verbunden mit den freundschaftlichen Verhältnissen zu einigen des Jansenismus verdächtigen Geistlichen erregte den Verdacht des Polizeilieutenants Hérault, der in ihm den Verfasser der damals großes Aufsehen erregenden, „Nouvelles ecclesiastiques," zu finden glaubte. Obschon Joubert entschieden das Gegentheil behauptete, so wurde er doch am 14. Nov. 1730 in die Bastille geführt und erst am 23. December auf die Verwendung einflußreicher Freunde in Freiheit gesetzt. Aber schon einige Tage darauf wurde er nach Montpellier verwiesen, und als er hier das Klima nicht vertragen konnte, gab man ihm unter der Bedingung, daß er dreißig Meilen von Paris entfernt bleibe, die Erlaubniß sich niederzulassen, wo er wolle. Er wählte die Stadt Troyes, wo er ruhig seinen Studien lebte, bis man ihm endlich gestattete, nach Paris zurückzukehren. Er starb hier am 29. Dec. 1763. Joubert's Werke verrathen eine große Belesenheit in der heiligen Schrift und waren von seinen Zeitgenossen sehr geschätzt. Wir nennen folgende: „De la connaissance des temps par rapport à la religion" (1727.), „Explication de l'histoire de Joseph selon divers sens que les SS. Pères y ont donnés" (1728. 12.), „Parallèle abrégé de l'histoire du peuple d'Israel et de l'histoire de l'Eglise" (1723. 12.), „Explications des principales prophéties de Jeremie, d'Ezéchiel et de Daniel" (Avignon [Paris] 1749. 5 Voll. 12.), Commentaire sur les douze petits prophètes" (Avignon. 1754—59. 6 Voll. 12.), „Commentaire sur l'Apocalypse" (Avignon. 1762. 2 Voll. 12.), „Traité des caractères essentiels à tous les prophètes" (1741. 12.), Observations sur Joel" (Avignon. 1733. 12. und „Les Psaumes des vêpres du dimanche" (Par. 1786. 12.)*).

(*Ph. H. Külb.*)

3) Laurent Joubert, wurde am 16. Decbr. 1529 zu Valence in der Dauphiné geboren, als das zehnte von 20 Kindern, die der Chevalier Jean Joubert mit Katharine de Génas zeugte. Er widmete sich in Montpellier dem Studium der Medicin, und erlangte 1551 die Würde eines Baccalaureus. Nach der damaligen Sitte übte ein Baccalaureus erst eine Zeit lang die Heilkunde aus, ehe er sich die Doctorwürde ertheilen ließ, und so prakticirte auch Joubert zu Aubenas im Vivarais, dann zu Montbrison und vielleicht auch zu Lyon. Er besuchte aber alsdann noch die Universitäten von Paris, Turin, Padua, Ferrara und Bologna, und wurde deshalb erst 1558 in Montpellier zum Doctor creirt. Er hatte seine Studentenjahre in dem Hause des berühmten Professor Rondelet zugebracht, dessen ganzes Vertrauen ihm zu Theil geworden war. Man erzählt sich selbst, der Professor habe dem jungen Doctor angetragen, er möge sich eine von seinen beiden Töchtern zur Frau wählen, worauf dieser aber die Antwort ertheilt habe: die ältere gefalle ihm nicht, und er fürchte, der jüngeren nicht so zu gefallen, wie er es wünschen möchte.

Kaum war er ein Jahr Doctor, so folgte Honoré du Castel (Honoratus Castellanus) dem Rufe nach Paris, als Leibarzt der Katharina von Medici, und man übertrug ihm dessen Lehrstuhl. Er bekleidete die Stelle mit allgemeinem Beifall, und folgte 1566 Rondelet als Professor, und 1574 Saporta als Kanzler. Joubert erlangte bald einen Ruf als Praktiker und mehrte diesen noch durch seine zahlreichen Schriften, unter denen besonders die Erreurs populaires Beifall fanden, worin das schlüpfrige Capitel über Unfruchtbarkeit erörtert ward. Man glaubt daher auch, daß, als Heinrich III. ihn 1579 nach Paris kommen ließ, dies aus keinem andern Grunde geschehen sei, als um ihn wegen der Unfruchtbarkeit der Königin Luise von Lothringen zu befragen. Er kehrte von Paris bald zu seinem Berufe als Lehrer und praktischer Arzt nach Montpellier zurück. Auf einer Berufsreise nach Toulouse begriffen, erkrankte er in Lombez, und starb daselbst am 21. October (nach andern am 29. October) 1583 im 54. Jahre. Seine zahlreichen Schriften sind ebenso wol in medicinischer Hinsicht ausgezeichnet, wie in stylistischer Hinsicht, sodaß Haller an ihm die dictio Boccacciana et jocularis rühmt. Auch hat er für die französische Orthographie viel gethan. Eine eigene Biographie schrieb Amoreux unter dem Titel: Notice historique et biographique sur la vie et les ouvrages de Laurent Joubert, avec son portrait à l'âge de quarante-neuf ans. (Montpellier 1814.) Joubert's Schriften sind: Paradoxa medica s. de febribus (Lyon 1566. 12.); ferner De peste, quartana et paralysi. (Lyon 1567. 12.) Diese Schrift enthält eine Beschreibung der Seuche, welche 1564 im südlichen Frankreich wüthete. Sie wurde einige Male ins Französische übersetzt. Dann De affectibus pilorum et cutis, praesertim capitis; et de cephalalgia. De affectibus internarum partium thoracis (Genevae 1572. Lyon 1577. 12. und 1578. 16.); Traité du ris, contenant son essence, ses causes et effets (Diese Schrift erschien zuerst lateinisch 1558. Vervollständigt und französisch erschien sie in Lyon 1567, 1574 und 1579. In der letzten Ausgabe sind zwei Anhänge enthalten: La cause morale du ris de Démocrite, expliquée et témoignée par Hippocras. Plus un dialogue sur la cacographie francaise, avec des annotations sur l'orthographie.); Medicinae practi-

*) Vgl. Biographie universelle. Tom. LXVIII. p. 281. 282. *J. M. Quérard*, La France littéraire. Tom. IV. p. 248.

cae libri tres (Lyon 1577. 12.); Pharmacopoea, in qua syrupi, condita, aliaeque simplicium medicamentorum praeparationes traduntur (Ib. 1582.); Traité des arquebusades (Ib. 1581.); *Guidonis de Cauliaco* chirurgia magna. (Ib. 1580. 8. und 1585. 4.) Diese Chirurgie des berühmten Guy de Chauliac hatte im 15. Jahrhundert und in der ersten Hälfte des 16. mehrfache Auflagen erlebt, wäre aber wol jetzt in Vergessenheit gerathen, hätte ihr Joubert nicht neues Leben eingeflößt. Sein Sohn Isaak besorgte eine französische Übersetzung und fügte Abbildungen der chirurgischen Instrumente bei. So erschienen denn von dieser Zeit an bis zum Ende des 17. Jahrhunderts noch fortwährend neue Ausgaben von diesem chirurgischen Handbuche. Eine ausnehmend weite Verbreitung fand Joubert's Schrift: Erreurs populaires au fait de la médicine et régime de santé (Bordeaux 1570.), indem innerhalb kurzer Zeit 10 Ausgaben erschienen. Er handelte darin das Capitel über die Unfruchtbarkeit ab, dedicirte aber das Buch nichtsdestoweniger der Königin Margaretha von Navarra, Heinrich's IV. erster Gemahlin. In der Dedication findet sich folgende entschuldigende Stelle: Je craindrais toutefois les langues venimeuses des envieux, qui pourroient trouver mal séant, que je propose à Votre Majesté un tel sujet, duquel je suis contraint, en quelques endroits, tenir des propos qui semblent trop sales et charnels. Mais sachant qu'on peut honnêtement parler, comme je fais, de toutes actions naturelles les plus secrettes et cachées, que les yeux chastes ne craignent point de voir en public par les anatomies: me souvenant aussi de ce que raconte Dion de la très-vertueuese princesse Livie, romaine, femme de l'empereur Auguste, laquelle sauva la vie à des hommes qu'on allait mettre à mort, parce qu'ils s'étoient rencontrés devant elle tout nus, disant que pour le regard des femmes pudiques ceux-là ne differoient en rien des statues: j'ai estimé, muni de telles raisons, comme bons defensifs, que la poison des mesdisans ne me peut nuire en cet endroit. Indessen theilte das Publicum die Ansicht nicht, daß ein solches Buch einer Dame gewidmet werden könne. Joubert wurde darüber lebhaft angegriffen, namentlich von Scévole de Saint-Marthe; er fand aber auch kräftige Vertheidiger, wie Barthélemy Cabrol. Jedenfalls hatten aber diese Angriffe den Erfolg, daß die Dedication an die Königin Margaretha in den folgenden Ausgaben gestrichen wurde. Eine Sammlung seiner Bücher erschien unter dem Titel: *Laurentii Jouberti* operum latinorum tomus I. et II. (Lyon 1582. Fol. Francofurti 1599. 1645. 1668.) Endlich der Traité des eaux (Paris 1603. 12.), erschien nach Joubert's Tode. (*Fr. Wilh. Theile.*)

4) Nicolas Joubert, fälschlich auch Imbert genannt, ferner bekannt unter dem Namen d'Angoulevent oder Engoulevent, lebte zur Zeit des Königs Heinrich IV. von Frankreich, war Vorsteher der sogenannten „Kinder ohne Sorgen" (enfans sans souci), eines Vereins von Literaten, die es sich zur Aufgabe machten, die Thorheiten und Gebrechen ihrer Zeit zu geißeln und auf dem Theater lächerlich zu machen; er führte als solcher den wunderlichen Ehrentitel: „prince de sots oder Prince de la sotie oder des fous." (Fürst der Possen oder der Narren.) Doch wurde dieser Verein noch unter Heinrich's IV. Regierung aufgehoben, und Joubert genoß eine Pension vom Hofe. Seine ferneren Schicksale, sowie sein Todesjahr, sind unbekannt*). (*R.*)

JOUBERTES, gute Sorte von Bordeauxweinen, gewöhnlich in Gebinden von 110 Pots verfahren. (*R.*)

JOUDPOOR, Rajahschaft in der vorderindischen Provinz Ajmeer, Präsidentschaft Bengalen. Ihre Grenzen sind in N. W. Jesselmeere, im N. Bicanere, im N. O. Shekawutty, im O. Ajmer, im S. Odeypoor, im W. die Wüste von Multan (Sind). Selbst größtentheils einer Wüste ähnlich, indem nur der südliche und südöstliche Theil Weizen, Gerste, Hülsenfrüchte und etwas Baumwolle erzeugt, hat sie, außer einigen Steppenbächen, nur einen einzigen Hauptfluß, den Banaß, welcher sie durchströmt. Mehr als der Feldbau beschäftigt die Bewohner, welche aus Rajpoots, die zu den Stämmen der Rhatoren, Sesodya, Cutchewa, Abdah und Bawta gehören, und aus Jauts und Dschaten bestehen, die Vieh- und Pferdezucht. Man zieht schöne Ochsen, welche für die besten in Ajmeere gelten, große und wohlgebaute Pferde, Kameele u. s. w. Diese Thiere bilden einen Theil der Ausfuhrartikel, welche außerdem noch Salz und Salpeter umfassen, an denen die Rajahschaft, welche auch einige Bleigruben in ihren südöstlichen Theilen enthält, Überfluß hat. Der Bedarf von auswärts erstreckt sich auf baumwollene Zeuche, Shawls, Gewürze, Opium, Reis, Zucker, Eisen und Stahl. Der aus den Rhatore-Rajpooten stammende Rajah, welcher seine Residenz in der unter 26° 18′ nördl. Br. und 90° 34′ östl. L. an einem Nebenflusse des Banaß liegenden Stadt Joudpoor hat, ist einer der mächtigsten Fürsten der Provinz. Im Jahre 1805 soll sich sein Heer auf 27,000 Reiter, 3000 Mann Infanterie und 30 Kanonen belaufen haben. 1818 trat der damalige Rajah mit den Briten in Verbindung und stellte diesen 1500 Reiter als Hilfstruppen. Die Einkünfte desselben werden auf 20 Lacks Rupien geschätzt. Das Lehnssystem herrscht hier, wie überall, wo sich Rajpooten finden. Übrigens zerfällt die Rajahschaft in die Bezirke Marwar und Nagore. (*G. M. S. Fischer.*)

JOUE oder Backe, Bezeichnung der Seitenwände der Schießscharten in der Brustwehr von Batterien und Schanzen; s. Schiessscharten. (*R.*)

JOUÉ. 1) Dorf im Canton Roaillé und Arrondissement Ancenis des französischen Departements der Nieder-Loire, mit 2000 Einwohnern und Eisenschmelzen.

2) Dorf im Canton und Arrondissement Tours des französischen Departements Indre und Loire mit 1580 Einwohnern, welche guten rothen Wein bauen.

3) Joué l'Abbé (Jovenium, seu Gaudiacum Abbatum), Dorf im Canton Ballon und Arrondissement Le Mans des französischen Sarthe-Departements. Es liegt am Bache Pensais, neben der Departementalstraße No. 11 von Le Mans nach Ballon und zählt 119 Häu-

*) Biogr. univers. Tom. XXII.

ser und 640 Einwohner, welche etwas Leineweberei unterhalten. Das Dorf war eine Castellanei, die dem Kloster de la Couture zu le Mans gehörte.

4) Dorf im Canton Riaillé und Arrondissement Ancenis des französischen Departements Niederloire. Es liegt am Endre und zählt einschließlich der zur Gemeinde gehörigen Weiler 2000 Einwohner. In der Nähe liegen die Eisenhütten Provotière und Poitevinière, wovon erstere aus 4 Frischfeuern, letztere aber aus einem Hochofen, 4 Frischfeuern und 2 Eisenhämmern besteht. Diese Hüttenwerke machen die manganhaltigen Braun- und andere Eisensteine zu Gute, welche in der Nähe gewonnen werden.

5) **Joué-en-Charnie (Jovenium, Gaudiacum, vel Jocondiacum in Carnia)**, Dorf und Kirchspiel im Canton Loué und Arrondissement Le Mans des französischen Departements der Sarthe. Es liegt am Flüßchen Palais, neben der königlichen Straße No. 157 (von Le Mans nach Laval), wo dieselbe von der Departementalstraße No. 5 (zwischen Brûlon und Sillé) durchschnitten wird, bildet mit dem daneben liegenden Dorfe und Kirchspiele Montreuil-en-Champagne und 10 kleinen Weilern und Einzelnen, eine Gemeinde, welche 279 Häuser und 1300 Einwohner zählt, die im Canton Loué, man weiß nicht, aus welchem Grunde, „Bären von Joué" genannt werden, Ackerbau und Viehzucht treiben, in den nahen Marmorbrüchen arbeiten, sowie drei Kalkbrennereien und etwas Leinweberei unterhalten. Diese Gemeinde bildet den südlichsten Punkt des östlichen Flügels der zweiten oder nordwestlichen Gruppe der Eisenwerke Frankreichs; auch früher waren hier Eisengräbereien (die überhaupt im Canton Loué zahlreich sind), deren Producte hier vor Jahrhunderten durch Handschmieden (forges à bras) zu Eisen verarbeitet wurden; ungeheure Haufen von Eisenschlacken, auf der Flur des Dorfes gefunden und jetzt zum Ausbessern der obgenannten Kunststraßen benutzt, sind noch Überbleibsel jenes damals noch in seiner Kindheit befindlichen Gewerbes.

6) **Joué-du-Bois (Gaudiacum in Bosco)**, Dorf im Canton Carrouges und Arrondissement Alençon des französischen Orne-Departements, mit 1590 Einwohnern.

(*Klähn.*)

Jouenneaux, s. Jouvenneaux.

JOUENNE-LONGCHAMP, oder **Jouenne-Lonchamps**, gewöhnlich **Jouenne** genannt, stammt aus Beuvron im Departement Calvados, wo er am 30. Novbr. 1761 geboren wurde, und studirte die Arzneikunde, die er nachmals mit Ruhm zu Lisieux ausübte, als die Revolution ausbrach. Er ergriff ihre Grundsätze, wurde Richter jener Landstadt im Jahre 1791 und das Jahr darnach Deputirter seines Departements beim Nationalconvente zu Paris. Er sprach hier wenig und bestieg blos dann die Tribüne, wann über die öffentlichen Hilfsleistungen, bei deren Comité er Mitglied war, Bericht erstattet werden mußte, um die Verbrechen und Unglücksfälle jener gräßlichen Zeit, wie es Aufgabe dieses Ausschusses war, zu bessern und zu heilen. Zugleich verdankt man seinen Berichten auch die Errichtung des vortrefflichen Taubstummeninstituts. Im Processe Ludwig's XVI. aber ließ er sich doch vom Strudel der Eiferer hinreißen und stimmte für dieses Königs Tod ohne Aufschub. Am 16. April 1793 gab er dem Anklagedecrete gegen den verruchten Marat seinen Beifall; sonst aber machte sich Jouenne in den Sitzungen des Nationalconvents nur noch bei der Wahl des gesetzgebenden Körpers bemerkbar. Im Jahre 1795 wurde er in den Rath der Fünfhundert gewählt. Zwei Jahre danach machte man ihn zum Verwalter der Spitäler zu Paris, welches Amt ihm Anlaß gab, das Armenwesen in ganz Frankreich zu ergründen und zur Verminderung der Noth, soweit die große leidenschaftliche Verwirrung es zuließ, auf wesentliche Verbesserungen der noch vorhandenen Hilfsanstalten zu sinnen. Während dieser edeln Bestrebungen berief ihn das Directorium (1797) zur Übernahme diplomatischer Geschäfte, und wollte ihn als Residenten nach Frankfurt am Main schicken; allein er lehnte das Anerbieten ab, trat bei der neuen Wahl durch die Stimmen des Departements Calvados wieder in den Rath der Fünfhundert zurück, und übernahm zugleich auch die vormalige Aufsicht der Armenpflege und des Spitalwesens. Mit Muth, Freisinn und Einsicht sprach er, so 1798, über die Misbräuche, die sich in die Asyle des Unglücks eingeschlichen hatten, wie über die Verbesserung der Hilfsanstalten, und über Verminderung der Noth überhaupt. Seinen Vorschlägen schenkte man zwar Beifall, es mangelte aber immer an passenden durchgreifenden Gesetzen, gleichwie die Häupter der Regierung noch nicht einig waren, auf welchen Wegen man den Hilfsanstalten und überhaupt der Armuth gesicherte Mittel zu reichen gesinnt war. Die Fonds der Spitäler, von welchen mehre ganz eingegangen, waren im Laufe der Revolution angegriffen und mehre ihrer Güter verkauft worden; mithin befanden sich alle, welche noch bestanden, in der ärgsten Verwirrung und gaben ihre Pfleglinge der Noth und vielem Ungemache preis. Es kam nun die Frage zur Sprache, ob nicht alle Spitäler gänzlich aufgehoben und die Armen in ihren Wohnungen unterstützt, oder aber, ob die früher bestandenen Institute sämmtlich wieder hergestellt werden sollten. Jouenne sprach im Jahre 1799 in zwei Sitzungen der Fünfhundert umständlich und einsichtsvoll über diese Angelegenheit. Er beleuchtete alle dahin zielende Vorschläge aus dem politischen, moralischen, rechtlichen und möglich ausführbaren Gesichtspunkte und verwarf in jeder Beziehung die Aufhebung der Spitäler und Einziehung ihres Vermögens als eine Versündigung an der armen Volksclasse, als deren Erbtheil ihm eben jene Hilfsanstalten erschienen; nur in Gemeinden, die unter 12,000 Seelen zählten, hielt er die Unterdrückung der Spitäler und die Herstellung der Hausarmenpflege mittels Steuern und außerordentlicher Beiträge für zweckgemäß. Die Erhaltung der Spitäler aber empfahl er als heilige Pflicht der Republik und setzte sie unter den Nationalanstalten wegen ihrer Wichtigkeit, welche auch die vormaligen französischen Herrscher ohne Verkümmerung anerkannt hätten, denen der Erziehung an die Seite. Die Aufhebung dieser Institute nannte er gradezu eine Unbesonnenheit und die Einführung einer allgemeinen Hausarmenpflege eine unmenschliche Härte, in sofern eine Menge

dürftiger Leute die Unterstützung dadurch ganz verlieren würde. Mit nicht geringer Anstrengung setzte Jouenne endlich durch, daß der Rath der Fünfhundert seine Vorschläge zum Fortbestande der Spitäler in Gemeinden von 12,000 und noch mehr Seelen, wie zu einer verbesserten und redlichen, jeglichen Misbrauch und Betrug umgehenden Aufsicht und Verwaltung derselben annahm und zugleich gestattete, daß die Pfleglinge dieser Institute, wie Jouenne angab, ihrem Alter und ihren Kräften angemessene Arbeiten verrichten, und daß vom Ertrage derselben zwei Drittel den Cassen der Anstalten und ein Drittel den Armen selbst zufallen sollten. Bestimmte Gesetze, verlangte er, sollten über das Vermögen der Spitäler wachen und den städtischen Behörden die Oberaufsicht zuweisen. Dies war indessen seine letzte öffentliche patriotische Bestrebung; denn als er sich über die gewaltthätigen Auftritte am 9. und 10. Nov. 1799 mit Nachdruck ausgesprochen hatte, wurde er mit 60 seiner Collegen aus dem Rathe der Fünfhundert ausgeschlossen, und that seit dieser Zeit keinen Schritt wieder, um sich der Regierung zu nähern, weder während des Consulats noch des Kaiserreichs, deren Herstellung ihm ohnehin als ein Angriff auf die Volkssouverainetät erschien [1]). Er trat demnach als Arzt, nachdem er vermuthlich viel früher sich mit der beliebten Künstlerin Victoria Adelheid Boessey aus Lisieux (s. den folgenden Art.) verheirathet hatte, in den Privatstand zurück, und als auch ihn nach der Restauration das Gesetz vom 12. Jan. 1816 wegen Verbannung der Königsmörder traf, mußte er Frankreich verlassen. Er wählte mit seiner Familie Brüssel zum Aufenthalte, wo er als ausübender Arzt wirkte, doch seine Kunst zu keinem solchen Rufe gehoben haben mag, daß ihrer im Auslande gedacht worden wäre, er vielmehr nach und nach unter den Lebenden verschollen zu sein scheint, wiewol sein warmer Vertheidiger in den biographies des Contemporains V, 427 ihn, jedoch ohne Erwähnung seines Vornamens, als einen der ausgezeichneten Ärzte neuester Zeit angepriesen hat; andere französische Literarhistoriker dagegen kennen seine Leistungen entweder gar nicht, oder verschweigen sie absichtlich. Wenn also Quérard [2]) einen Arzt A. F. T. Jouenne ohne Wohnort, mit Vermeidung aller seiner Lebensumstände, anführt und nur seiner schriftstellerischen Thätigkeit auf dem Gebiete der Arzneiwissenschaft gedenkt, und der fleißige Callissen [3]) denselben Gelehrten hinsichtlich des Wohnortes in sichtbarer Verlegenheit bald nach Paris, bald nach Brüssel verweist, ohne auch seine Schicksale zu erwähnen, so fehlt uns der sichere Anhaltepunkt bei der Entscheidung der Frage, ob dieser A. F. T. Jouenne einerlei Person mit dem Königsmörder Jouenne gewesen sei oder nicht. Ersteres ist jedoch nicht unwahrscheinlich. Vielfältiger Nachforschungen ungeachtet konnte der Verfasser dieses Artikels hierin nicht zur vollen Überzeugung gelangen.

Im Übrigen schrieben Quérard und Callissen diesem Arzte Jouenne folgende Werke zu: De la goutte et du rhumatisme, aus dem Italienischen des Giannini mit Anmerkungen des Doctor Marie de St. Ursin. (Paris 1810.) Lettre à Ch. H. Parry sur l'influence des éruptions artificielles dans certaines maladies, aus dem Engl. (Brüssel 1822.) Dieses Schriftchen wurde zu Paris 1824 nachgedruckt unter dem Titel: De l'influence des éruptions dans certaines maladies, traduit de l'anglais par *J...* — Du courage et de la patience dans le traitement des maladies, aus dem Italienischen des Pasta. (Paris 1824.) Jouenne gab diese Schrift in einer besondern Umarbeitung 1829 wieder heraus und überschrieb sie: La médicine sans médecin etc. Sodann übersetzte er aus dem Englischen ein Werk von Denman und Blake, welches mit dem Titel Manuel de l'accoucheur etc. zu Paris 1825 erschien. Im folgenden Jahre gab er zu Brüssel noch Méthode lancastérienne, au système de l'éducation britannique mit 12 Kupfern heraus. Von da an wird seiner nicht wieder gedacht. (*B. Röse.*)

JOUENNE-LONGCHAMP (Victoria Adelheid), auch Jouenne schlechthin genannt, war Gattin des Königsmörders gleichen Namens und beliebte Künstlerin in Frankreich. Sie stammte aus der Familie Boessey zu Lisieux im Departement Calvados und begab sich in frühster Jugend mit ihrer Mutter nach Paris, wo diese, die Künste pflegend, ihre Tochter sorgfältig erzog und in ihr die Keime eines ungewöhnlichen Talents für Malerei und Musik entwickeln half. Die berühmten Künstler Cornelius van Spaëndonck, Emich und Radermann veredelten ihre Bestrebungen, wobei sie sich fast ausschließlich der Blumen- und Früchtemalerei widmete. In dieser Richtung nun, die sie ihrer erlangten Kunstfertigkeit gab, arbeitete sie mit Beifall, wurde auch, wenigstens seit dem Anfange unsers Jahrhunderts, unter den Franzosen mit Achtung öffentlich genannt und lieferte mehre gerühmte Werke für die Gemäldesammlungen zu Paris und Brüssel. Eine ihrer vorzüglichsten Schöpfungen dieser Art, die in jeder Hinsicht bewundert wurde, sah man in einer Kunstausstellung zu Brüssel vom J. 1819. Das Kunstwerk bestand aus einem Gemälde, das eine zur Hälfte mit schwarzem Flor bedeckte und mit Blumengewinden verzierte Urne bezeichnete und die sinnreiche, für jedes Land passende Inschrift führte: Aux braves morts pour la patrie! Die Franzosen aber fanden sich darin geschmeichelt, und eigneten sich aus patriotischer Eitelkeit dieses Kunstwerk durch Ankauf als Eigenthum an. In Teutschland ist die Künstlerin Jouenne so wenig als ihr Gatte, der Arzt, bekannt geworden. Im Harfenspiele erwies sich in ihr ebenfalls eine überraschende Überlegenheit, gleichwie die übrigen Eigenschaften ihres Geistes und Herzens ihr im Umgange viele Bewunderer zugezogen haben sollen [1]). (*B. Röse.*)

1) Über Jouenne's öffentliche Wirksamkeit siehe den Moniteur universel in m. Jahrgängen, besonders 1795 Nr. 108 und 340, 1798 Nr. 279 und 1799 Nr. 164 und 205—207. 2) In seinem Werke La France littéraire IV, 249. 3) In seinem Medicinischen Schriftsteller-Lexikon der jetzt lebenden Ärzte u. s. w. (Kopenhagen 1832. Band X, 2) und in den Nachträgen zu diesem Werke 1841. Band XXIX, 176. Das Dictionnaire des sciences médicales und andere ähnliche Hilfsquellen, sowie auch Beauvais, übergehen Jouenne ganz und gar. Die teutschen gelehrten Zeitschriften und die ihnen angehängten Nekrologien thun ein Gleiches.

1) Biographie des Contemporains. V, 427 sq. Füßli ge-

denkt ihrer blos mit wenigen Worten und Nagler kennt sie gar nicht. Fernere angewandte Bemühungen über diese Künstlerin und ihr Ableben blieben gänzlich fruchtlos.

JOUFFROY. 1) **Jean de J.**, gewöhnlich Joffredi, manchmal auch Geofroy genannt, ein in der Geschichte durch seinen nachtheiligen Einfluß auf Ludwig XI. bekannter Cardinal, im J. 1412 zu Luxeuil im Departement Obersaone geboren, stammte aus einer armen Kaufmannsfamilie (nach Andern aus einem angesehenen Geschlechte), erhielt seinen ersten Unterricht zu Dole und widmete sich dann auf den Universitäten Cöln und Pavia mit ebenso großem Eifer als Erfolg dem Kirchenrechte. Nach der Beendigung seiner Studien kam er in seine Vaterstadt zurück, ging dann als Benedictinermönch in die berühmte Abtei St. Denis und ward Prior in dem Kloster Notre-dame du Chateau sür Salins. Diese Stelle befriedigte jedoch seinen Ehrgeiz nicht und er kehrte nach Pavia zurück, wo er drei Jahre hindurch mit so vielem Beifall die Theologie und das kanonische Recht lehrte, daß ihn der Papst Eugen IV. auf die Kirchenversammlung zu Florenz (1439) berief. Hier arbeitete er eifrig an der Vereinigung der griechischen und römischen Kirche und hielt auch öffentliche Vorlesungen über Theologie. Von Florenz kehrte er nach Luxeuil zurück und ward im J. 1441 an den Hof des Herzogs Philipp des Guten von Burgund geschickt, um von diesem die Bestätigung der Privilegien seiner Abtei zu erwirken. Mit einem gewandten, zu Ränken und Arglist geschaffenen Geiste begabt, suchte er sich durch den Ruf als Lehrer der Theologie und unter dem Meßgewande auf krummen Pfaden sein Glück zu erschleichen, und es gelang ihm auch in kurzer Zeit die Gunst des Herzogs in so hohem Grade zu erwerben, daß er von diesem in wichtigen Angelegenheiten nach Spanien, Portugal und Italien gesandt wurde. Er entledigte sich aller Aufträge zu so großer Zufriedenheit seines Gönners, daß ihm dieser die Ernennung zum Abte des Klosters St. Pierre in Luxeuil und zum Bischofe von Arras erwirkte. Der Bischof lernte am flandrischen Hofe den Dauphin von Frankreich kennen und wußte ihn so sehr für sich einzunehmen, daß dieser, nachdem er als Ludwig XI. den Thron bestiegen hatte, ihn zu sich kommen ließ. Jouffroy's höchster Wunsch war nun der Cardinalshut und er brachte auch durch seine Verschmitztheit Philipp den Guten und Ludwig XI. dahin, daß sie ihm denselben durch ihre Vermittelung zu verschaffen suchten. Pius II. ließ Jouffroy wissen, der Purpur, nach welchem er strebe, könne ihm werden, wenn er den König zur Aufhebung der dem römischen Hofe so ärgerlichen pragmatischen Sanction, auf welcher die Freiheit der gallicanischen Kirche beruhte, zu bewegen vermöchte. Ludwig XI. versprach es unter der Bedingung, daß der Papst die Ansprüche des Hauses Anjou an den Thron von Neapel gegen den König von Aragonien begünstige. Jouffroy ging nun nach Rom; der Papst erreichte seinen Zweck; die pragmatische Sanction wurde aufgehoben, der Unterhändler erhielt den Cardinalshut (1461), der König aber nur leere Versprechungen und einen geweihten Degen. Ludwig XI., darüber ergrimmt, schickte eine andere Gesandtschaft nach Rom (1462), um den Papst durch Drohungen zur Erfüllung der gestellten Bedingung zu bewegen, dieser war aber bereits durch den hinterlistigen Cardinal unterrichtet, daß es dem Könige mit seinen Drohungen nicht Ernst sei und blieb durch seine Festigkeit und seine ausweichenden Antworten Sieger. Jouffroy verlangte nun als Lohn seiner Bemühungen die beiden einträglichen Bisthümer von Alby und von Besançon, und wurde, als er nur das erstere erhielt, so sehr gegen den römischen Hof aufgebracht, daß er ferner nicht mehr zum Vortheil desselben wirkte. Immer höher stieg er jetzt in der Gunst Ludwig's, der zu seinen zahlreichen einträglichen Pfründen noch die Abtei St. Denis hinzufügte und ihm bei allen Staatsangelegenheiten einen sehr bedeutenden Einfluß gestattete. Im J. 1469 schickte er ihn zu dem Könige von Castilien, um sich um die Hand seiner Schwester Isabelle für den Herzog von Guienne zu bewerben, und als die Prinzessin nicht einwilligte, im folgenden Jahre nach Madrid, wo es dem Cardinal gelang, die Ehe zwischen dem Herzog und Johanna, der Tochter des Königs, zu Stande zu bringen. Bei der Empörung des Grafen von Armagnac erhielt Jouffroy den Auftrag, die Belagerung desselben in der Feste Leytoure zu überwachen, und man beschuldigt ihn, daß er während der Unterhandlungen zur Übergabe die Truppen eindringen ließ und dadurch die Ermordung des Grafen veranlaßte. Als er kurz darauf dem Heere zur Belagerung von Perpignan folgte, erkrankte er auf dem Wege an einem hitzigen Fieber und starb am 24. Nov. 1473 in dem Priorat Rully bei Bourges. Jouffroy hatte eine gute classische Bildung, gehörte zu den gelehrtesten und gewandtesten Männern seiner Zeit und besaß im hohen Grade die Gabe der Rede, wodurch sein gemeiner Charakter zwar einigermaßen verdeckt, aber um so gefährlicher wurde. Grappin bemüht sich vergebens, in seinem „Eloge historique de J. Jouffroy" (Besançon 1785.) die Handlungsweise des Cardinals zu vertheidigen. *(Ph. H. Külb.)*

2) **Th. Jouffroy**, Professor an der Sorbonne zu Paris und Herausgeber des Journals le Globe, gestorben 1842. Die von ihm für jene Zeitschrift gelieferten Artikel zeigen die Schärfe seines Verstandes und den nicht gewöhnlichen Umfang seiner Kenntnisse in mehren wissenschaftlichen Zweigen, vorzüglich aber eine gereifte philosophische Bildung. Seine Schreibart ist einfach, ruhig und klar. Nur zuweilen, wenn sein Geist einen höhern Flug nimmt, erinnert der lebhaftere Styl an die Worte der Begeisterung, mit denen er in dem von ihm redigirten Journale das Erwachen der griechischen Nation und ihren Freiheitskampf schilderte. Den denkenden Kopf erkennt man auch wieder in einer Sammlung seiner kleinen Schriften [1]). Zu wünschen wäre, daß seine Freunde, die sie veranstaltet, auch sich der Herausgabe der trefflichen Vorlesungen unterziehen möchten, die Jouffroy mit großem Beifalle in der Sorbonne gehalten [2]). *(H.)*

JOUFFROY D'ABBANS (Claudius Franz Dorotheus, Marquis von). Unter den Köpfen, deren ganze

1) Nouveaux mélanges de philosophie. (Paris 1842.) 2) Vgl. Blätter für liter. Unterhaltung. 1842. Nr. 252.

intensive Kraft auf die Gesetze der Mechanik und ihre praktische Anwendung gerichtet scheint, nimmt Jouffroy in der neueren Zeit eine der ersten Stellen ein, und dies um so mehr, da er der erste war, welcher den Dampf als fortbewegende Kraft benutzte, da man ihn bis jetzt nur als hebende oder treibende Kraft gekannt hatte. Durch seine Vorfahren gehörte Jouffroy den edelsten Familien der Franche-Comté an und wurde in dieser gegen das Jahr 1751 geboren. Früh zeigte sich seine Neigung zur, und sein Talent für die Mechanik, allein die Seinigen, weit entfernt, etwas darauf zu geben, sahen in beiden nur etwas den Stand Herabwürdigendes, und da auch der übrige Provinzialadel diese Ansicht theilte, so sah sich Jouffroy vielfach dadurch in seinen Bestrebungen gehindert. Im Jahre 1772 trat er in das Infanterieregiment Bourbon ein, hatte bald darauf eine Ehrensache mit seinem Obersten, und wurde durch einen königlichen Verhaftsbefehl (lettre de cachet) nach der Provence verwiesen. Während seiner Verbannung sammelte Jouffroy Materialien zu einem Werke über Rudergaleeren, und als er daher, 1775 in Freiheit gesetzt, Paris zum ersten Male sah, so zog ihn vorzüglich die unter dem Namen „pompe à feu de Chaillot" von den Gebrüdern Périer zum Erstaunen der Pariser erbaute Dampfmaschine an. Er verschaffte sich Zutritt zu diesen Herren, studirte den Mechanismus der genannten Maschine, zeichnete sich bald vor anderen Besuchern durch Richtigkeit und Tiefe der Beurtheilung aus und faßte in dieser Zeit die Idee auf, den Dampf als bewegende Kraft bei der Schiffahrt anzuwenden. Bald darauf legte er diese Idee einer Comité vor, zu welcher die Périers, der Ritter und Feldmarschall Follenay, der Marquis und Bruder der bekannten Frau von Genlis, Ducrest, und ein Herr Auxiron gehörten. Man faßte die Idee begierig auf und schenkte ihr Beifall, allein als es darauf ankam, sie auszuführen, spalteten sich die Meinungen, theils Hinsichts der Art des Mechanismus, theils und zwar vorzüglich Hinsichts des zu überwindenden Calculs und die anzuwendende Bewegkraft. Périer wollte einen von Pferden gezogenen Kahn als Grundlage und Stützpunkt in dieser Sache angenommen wissen, und obgleich Jouffroy gleich Anfangs einsah und laut erklärte, daß man eine drei Mal stärkere Bewegkraft nöthig habe, sobald man den Stützpunkt im Wasser nähme, und er hierin von Auxiron und Follenay unterstützt wurde, so konnte er doch sich gegen Périer nicht behaupten. Dieser, reich, durch seine weitläufigen Werkstätten im Besitz der nöthigen Hilfsmittel und als Mechaniker selbst von der Akademie der Wissenschaften geachtet, suchte seine Ansicht ins Werk zu setzen, mußte sich jedoch nach vielen vergeblichen Versuchen von der Irrigkeit derselben überzeugen. Ehe jedoch dies letztere geschah, hatte Jouffroy, obgleich ihm, 100 Lieues von Paris entfernt, alle Mittel fehlten, welche diese kunstreiche Stadt bietet, und er keinen andern Beistand hatte, als einen gewöhnlichen Dorfkupferschmied, bereits seine Idee realisirt, indem es ihm gelang, im Juni oder Juli 1776 ein Dampfschiff auf dem Doubs herzustellen. Dieses Fahrzeug war 40′ lang und 6′ breit und das Rudergeräth bestand aus 8 Fuß langen Stangen, welche auf beiden Seiten nach dem Vordertheile zu in der Schwebe hingen und an ihren Enden mit Rahmen versehen waren, an welchen sich den Persiennes (eine Art Sommerladen) ähnliche bewegliche Klappen befanden und welche 18 Zoll tief in das Wasser gingen. Ein mit einem Gegengewicht versehener Hebel hielt sie am Ende ihres nach dem Vordertheile gerichteten Laufes auf. Die bewegende Kraft lag in einer Dampfpumpe oder in einer Maschine von einfacher Wirkung, deren Pumpenstock durch eine Kette und einen Flaschenzug mit den Stangen in Verbindung stand. Wenn der Dampf den Pumpenstock in die Höhe hob, so zogen die Gegengewichte die Klappen nach Vorn, welche darauf die Stelle der Ruder versahen und bei diesem rückwärtsgehenden Laufe sich von selbst schlossen, um die möglichst geringe Kraft entgegenzusetzen. Wenn darauf der kalte Wasserstrom den leeren Raum im Cylinder erzeugte, so zog der wieder niedersinkende Pumpenstock seine Ruder mit großer Heftigkeit zurück und dann befanden sich die Klappen offen, um ihre ganze Oberfläche darzubieten und das Wasser zu peitschen. So unvollkommen nun auch diese ganze Zurüstung war, denn Jouffroy konnte sich in der Provinz nicht einmal gegossene und gehörig bearbeitete Cylinder verschaffen, so bleibt ihrem Urheber doch das Verdienst, die Idee, den Dampf für die Schiffahrt zu benutzen, soweit es ihm nach den damaligen Zeitverhältnissen möglich war, ins Werk gesetzt zu haben. Jouffroy wäre jetzt gern, seiner Neigung gemäß, bei der Artillerie oder bei dem Geniecorps eingetreten, allein die Vorurtheile des Adels, ja selbst seiner Ältern, traten ihm überall hindernd entgegen; er mußte wieder, fast gezwungen, bei der Infanterie Dienste nehmen, und seine mechanischen Bestrebungen brachten ihm nichts als den Spitznamen Pumpenjouffroy (Jouffroy la Pompe). Dennoch ließ sich Jouffroy nicht abschrecken, sein Unternehmen weiter zu verfolgen. Bei diesem machten sich vorzüglich zwei Fehler bemerkbar, deren einer darin bestand, daß, wenn die mit einem Scharnier versehenen Klappen ihren Rückweg von dem Hintertheile nach dem Vordertheile nahmen, ein reißender Wasserstrom diese Klappen hinderte, sich wieder zu öffnen, sobald das Schiff, namentlich stromaufwärts, schnell ging, der andere aber in dem Umstande lag, daß die Dampfpumpe nur abgebrochen arbeitete. Von diesen Mängeln fällt jedoch nur der erstere Jouffroy zur Last, der zweite muß dem Erfinder der Dampfmaschine zugerechnet werden. Ob nun gleich eigentlich nur die Anwendung, nicht aber die Verbesserung der vorhandenen Dampfmaschine Jouffroy's Zweck war, so dachte er doch auch auf die letztere und suchte eine solche Maschine herzustellen, welche ohne Unterlaß arbeitete. Diese Maschine bestand aus zwei mit einander in Verbindung stehenden und oben offenen, ehernen Cylindern, welche mit einer solchen Neigung von Hinten nach Vorn im Schiffe aufgestellt waren, daß sie mit dem Horizont einen Winkel von ungefähr 50′ bildeten. Die untern Enden dieser Cylinder waren durch eine Metallbüchse verbunden, in welcher sich ein Schieber (tuile) befand, dessen Bestimmung war, abwechselnd dem Dampf und dem einzuspritzenden Wasser in jedem Cylinder den Weg zu öffnen oder zu versperren. Ein von zwei Latten

und zwei Querstangen gebildetes Parallelogramm stieß jedes Mal diesen Schieber rechts oder links, sobald einer der Pumpenstöcke sich am Ende seines Laufes der Mündung des Cylinders näherte. Anstatt mit Stangen versehen zu sein, befanden sich an einem in der Mitte befindlichen Ringe befestigte Ketten, welche, wenn sie sich auf einer sich einseitig drehenden Rolle aufgewickelt hatten, durch ein Gegengewicht nach dem Boden des Schiffs gezogen wurden. Diese, vorzüglich hinsichtlich des Kessels und seiner Zubehör, noch sehr unvollkommene Zurüstung (man denke an das Jahr 1780) brachte dennoch den beabsichtigten Erfolg hervor, und man überzeugte sich, daß die Mängel des Mechanismus weniger in der Idee als in ihrer Ausführung lagen. Die Schwierigkeiten, welche die mit Scharniren versehenen Klappen erzeugten, ließen Jouffroy, wiewol höchst ungern, auf seine Rahmen verzichten und sie durch Schaufelräder ersetzen. Auf der Welle dieser Räder befand sich eine sich einseitig drehende Rolle (un barillet à encliquetage), um welche sich die von den Stempeln ausgehenden Ketten wickelten. Wenn der aus dem Kessel in die Schieberbüchse (boîte à tiroir) eintretende Dampf sich nun z. B. in dem rechten Cylinder vertheilte, so hörte sogleich jede Mittheilung von Dampf an den linken Cylinder auf und der Einspritzungshahn öffnete sich an dieser Seite. Der linke Pumpenstock sank jetzt unter dem Druck der atmosphärischen Luft und ließ, indem er die Kette nach sich zog, die Welle eine Umwälzung machen. Während der Zeit stieg der rechte Pumpenstock durch die Kraft des Dampfes gegen die Spitze des Cylinders, fortgezogen durch das am Ende seiner Kette, welche die Walze freiließ, befindliche Gewicht. Sobald der Stock an dieser Stelle angekommen war, verschob sich der Schieber und sogleich setzte der rechte Stempel die Wirkung fort, welche der linke seinerseits aufgab. Die Verhältnisse dieses Fahrzeugs waren bedeutend. Seine Länge betrug 140, seine Breite 14 Fuß; die Räder hatten 14 Fuß im Durchmesser und die Schaufeln waren 6 Fuß lang und gingen 2 Fuß tief im Wasser. Der Wasserzug des Pyroscaphs oder Feuerschiffs, wie Jouffroy sein Fahrzeug nannte, betrug 3 Fuß und das Gesammtgewicht desselben 327,000 Centner, von welchen 300,000 auf die Ladung, 27,000 Centner auf das Schiff selbst kamen; dennoch wurde dieses gewaltige Bauwerk mehrmals in Bewegung gesetzt und fuhr im Juli 1783 auf der Saône aufwärts und zwar in Gegenwart vieler Tausende, unter denen sich auch mehre lyoner Akademiker befanden, welche Letzteren ein Protokoll über dies Ereigniß aufnahmen. Nach diesem unwiderleglichen Erfolg schien es für Jouffroy weiter nichts zu bedürfen, als daß er den möglichsten Nutzen von seiner bewunderungswürdigen Entdeckung zog. Allein hier stellten sich ihm eine Menge Hindernisse in den Weg, von welchen das hauptsächlichste der Mangel an Capitalien war, deren man bedurfte, um theils noch manche Verbesserungen, vorzüglich Hinsichts des Kessels, welcher fast nach jeder Stunde des Gebrauchs Risse und Sprünge bekam, anzubringen, theils aber auch das Schiff selbst dauerhafter auszurüsten. Jouffroy wendete sich deshalb an den damaligen Minister Calonne und suchte bei ihm um ein auf 30 Jahre für seine Erfindung gültiges Privilegium nach. Der Minister foderte das Urtheil der Akademie und diese, welcher Jouffroy zu gleicher Zeit eine Denkschrift über Dampfmaschinen einreichte, ernannte die Herren Borda, Bossut, Cousin und Périer, um über diese Denkschrift und den ersten und letzten, um über das Dampfschiff zu berichten. Diese mochten sich namentlich über das Dampfschiff nicht ganz günstig ausgesprochen haben, wozu vielleicht beitrug, daß Ducrest 1777 eine Schrift über Périer's verunglückte Versuche, ein Dampfschiff herzustellen, herausgegeben hatte, wodurch dieser veranlaßt wurde, auf Jouffroy, seinen glücklichern Nebenbuhler, einen Groll zu werfen; kurz, die Akademie trug Bedenken, sich frei auszusprechen und ließ den Minister ein Schreiben an Jouffroy richten, in welchem er erklärte, daß es scheine, als wenn sein Dampfschiff die verlangten Bedingungen nicht hinlänglich erfüllt habe. Sollte es ihm jedoch gelingen, ein Schiff von 300,000 Centnern einige Meilen stromaufwärts auf der Seine fahren zu lassen und könnte dies auf eine authentische Weise in Paris nachgewiesen werden, sodaß kein Zweifel über die Zweckmäßigkeit seines Verfahrens bleibe, so könne er auf ein Privilegium für 15 Jahre rechnen. Jouffroy, ohne Mittel, ein solches Schiff herzustellen, nahm eine edle Rache, indem er ein Modell seines Pyroscaphs anfertigte und dieses (1784) Périer'n übersandte. Einige Freunde riethen ihm jetzt, seine Erfindung nach England zu verlegen, wo Watt und Wast-Brough große Verbesserungen bei den Dampfmaschinen angebracht hatten, allein er konnte sich nicht dazu entschließen. Die Revolution versetzte Jouffroy unter die Zahl der Auswanderer und erst nach 10 Jahren sah er sein Vaterland wieder. Indessen hatten zwei Männer, Desblancs zu Trévoux und Fulton in Paris, Jouffroy's Ideen aufgegriffen und suchten die Dampfschiffahrt ins Werk zu setzen. Bald kam es zwischen diesen beiden Rivalen zu einem Streite in öffentlichen Blättern; Desblancs machte auf die Priorität der Erfindung Anspruch, mit welcher er jedoch nicht zu Stande kam, da er auf einen falschen Grund baute und eigensinnig Niemanden zum Muster nehmen wollte. Fulton erklärte darauf in seiner Entgegnung, daß die Ehre der Erfindung weder Desblancs noch ihm, sondern einzig Jouffroy'n gebühre, wie aus dessen im Jahre 1783 gemachtem Versuche, die Saône mit einem Dampfschiffe zu befahren, deutlich hervorgehe. Jouffroy selbst nahm keinen Theil an dem Streite, doch hatte er Herrn Desblancs bei einem Besuche, welchen er ihm machte, das Mislingen seines Planes vorausgesagt, da er statt der Räder lange mit Schaufeln nach Art eines Paternosterwerks versehene Ketten auf den Seiten angebracht hatte. Ein Glücksstern schien für Jouffroy mit der Restauration aufgehen zu wollen. Er ließ sich in Paris nieder, und bald bildete sich eine Gesellschaft, welche die Capitale zur Ausführung seiner Plane, für welche er am 23. April und 10. Juli 1816 Patente erhielt, zusammenschoß. Einen Beschützer fand Jouffroy an dem Grafen von Artois, welcher ihm erlaubte, dem Dampfschiffe, welches er während der Vermählungsfeierlichkeit des Herzogs von Berry am 20. Aug. zu Petit Bercy vom Stapel laufen ließ, den Namen Karl Philipp beizulegen. Bald bekam

jedoch die Gesellschaft Jouffroy einen Nebenbuhler an der Gesellschaft Pajol und Compagnie, und beide richteten sich zu Grunde, indem es eine der andern zuvorthun wollte. Jouffroy überlebte dies Unglück nicht lange; denn er starb, fast vergessen, 1832 bei den Invaliden, indem er seine letzten Tage durch eine kleine Pension, sowie durch die Unterstützung seines Sohnes, des Grafen Achilles de Jouffroy, gefristet hatte. Dieser Letztere ließ 1839 eine kleine Broschüre über die Dampfschiffe erscheinen, in welcher er seinem Vater die Ehre ihrer Erfindung erhält. Dies Letztere geschah schon früher von dem Secretair der Akademie, Arago, in dem Annuaire de 1837, und am 1. Nov. 1840 erklärt die Akademie in einem von dem berühmten Cauchy verfaßten Berichte: 1) daß Jouffroy der Erfinder der Dampfschiffe sei; 2) daß die gegenwärtigen Dampfschiffe nur Copien des von ihm 1783 verfertigten seien; 3) daß Achilles de Jouffroy durch Einführung eines die Schaufelräder ersetzenden Ruderapparats die Dampfschiffahrt wesentlich verbessert habe *).
(*G. M. S. Fischer.*)

JOUG DE L'AIGLE, eine in Frankreich liegende Spitze der cottischen Alpen von 7252 Fuß Höhe. (*R.*)

JOUGNE (lateinisch Junia), Flecken im Canton Mouthe und Arrondissement Pontarlier des französischen Doubs-Departements. Er liegt ganz nahe der Grenze des Schweizercantons Waadt, im Thale der Jougnena zur Orbe, in 3052 pariser Fuß absoluter Höhe, und ist der Sitz eines Postamtes an der großen Straße von Lausanne und Yverdun nach St. Dizier und Paris (der königlichen Straße No. 67), welche gleich nördlich vom Orte den 3223 pariser Fuß hohen Col de Jougne, einen Paß in der zweiten Jurakette, übersteigt, um sich bei dem Fort de Joux in das Thal des Doubs hinabzusenken. Der Flecken zählte im Jahre 1836, mit dem zur Gemeinde gehörigen Weiler Ferrière, 1123 Einwohner, welche in Jougne eine Sensenfabrik, in Ferrière aber ein Eisenhüttenwerk unterhalten, das aus sechs Frischfeuern und Eisenhämmern und mehren Drahtzügen besteht, jährlich 2200 metrische Centres Stabeisen und 7500 metrische Centres Draht liefert, und diese Producte in das Juradepartement und in das südliche Frankreich absetzt. Auch ist zu Jougne eine Salzniederlage. Mehre Schriftsteller nehmen mit Gilbert Cousin an, daß Jougne von Julius Cäsar als eine militairische Station gegen die Helvetier, nachdem dieselben in ihre Gauen zurückgekehrt waren, angelegt wurde; aber obgleich Cäsar in diese Gegend, welche er als undurchdringlich schildert, vordrang, so mangeln doch die historischen Beweise für diese Annahme, und würde im Bejahungsfalle der Ort nicht Junia, sondern Julia genannt worden sein. In späteren Zeiten der römischen Kaiser wurde der Unzugänglichkeit dieser Gegend abgeholfen, denn über Jougne zog die uns aus dem Itinerar Antonin's und aus der Peutinger'schen Tafel bekannte Römerstraße von Mediolanum (Mailand) über Ariarica (Pontarlier) und Vesontio (Besançon) nach Argentoratum (Strasburg), welche bis in neuere Zeiten im Gebrauch war, da ihrer noch in den Jahren 1159, 1280, 1394, 1640, unter dem Namen grande voie impériale, grand chemin de Joigne à Pontallie, strata publica, magnum iter ferratum, gedacht wird. Auf dieser Straße, an deren Stelle nun die obgedachte Kunststraße getreten ist, wurden im Mittelalter Zölle erhoben, die durch die festen Schlösser von Jougne, Joux, Pontarlier u. s. w. beschützt waren. Das Schloß von Jougne liegt jetzt in Ruinen; es ist in der Geschichte der Franche-Comté sehr berühmt. In Jougne, das damals Mauern hatte, fand Karl der Kühne im Jahre 1476 nach dem Verluste der Schlacht von Murten eine Zuflucht, und im 15. Jahrhundert war der Flecken Sitz eines kaiserlichen Gerichtshofes, an welchen unter andern diejenigen appellirten, welche sich über die Regalie von Besançon glaubten beschweren zu müssen. Bei Jougne erhebt sich der 4500 pariser Fuß hohe, mit Sennhütten bedeckte Montd'or, ein Berg der zweiten Jurakette, welcher eine sehr weite Aussicht über die Schweiz und das Doubsdepartement gewährt; man erblickt auf demselben von der einen Seite die Alpenkette von der Jungfrau bis zum Montblanc; von der andern die Thürme von Dijon. Auch in der Geschichte ist er berühmt, denn auf ihm versammelten sich im Jahre 1031 die Erzbischöfe von Vienne und Besançon und der Bischof von Lausanne zur Abschließung des Landfriedens. — Die Silbergrube des Montd'or ist jetzt erschöpft. (*Klähn.*)

JOUHE, Dorf im Canton Rochefort und Arrondissement Dole des französischen Juradepartements, mit 560 Einwohnern, welche Wein bauen. Auf der Flur des Dorfes befindet sich eine kalte eisenhaltige Mineralquelle. (*Klähn.*)

JOUI. 1) Geographie. Es ist nach dem berühmten arabischen Reisenden Ebn Batuta (im 14. Jahrh.) ein mächtiges Negerreich in Sudan, durch welches der Nil (worunter bei den arabischen Geographen auch der damit für einen Fluß gehaltene Niger verstanden wird) fließt. Ebn Batuta war nicht selbst in diesem Reiche, indem er nicht soweit nach Osten vorgedrungen, und erwähnt seiner nur nach den Berichten der Eingeborenen. Er scheint es in die Gegend des heutigen Tschadsees verlegt zu haben. Jetzt wird es nirgends angegeben, vielleicht ist es eins mit Bowy Burckhardt's oder mit Jeou Denham's. In den Handschriften Ebn Batuta's wird es verschieden geschrieben, Joui, Joi, Juwi und Buwi. (S. The travels of Ibn Batuta, translated etc. by *Lee* [London 1829.] p. 238. Vgl. *Burckhardt*, Travels in Nubia [Lond. 1819.], Append. III. p. 534 und Quarterly Review. [1820. Mai.] p. 240.) (*A. Keber.*)

2) Joui, bei den Japanern eine nahrhafte Brühe von dunkler, fast schwarzer Farbe, angenehmem Geruch und Geschmack, deren Grundlage von dem ausgepreßten Safte des halbgar gebratenen Rindfleisches gebildet wird. Die übrigen Zuthaten kennt man nicht, indem in Japan die Zusammensetzung als ein Geheimniß gehalten wird. In Ostindien gebraucht man diese Flüssigkeit häufig zur Zubereitung der Speisen. Sie soll sich zehn Jahre und darüber unverdorben erhalten. (*Karmarsch.*)

JOUIN-DE-MARNES (St.), Marktflecken im

*) Vgl. Biogr. univers.

Canton Airvault und Arrondissement Parthenay des französischen Departements der beiden Sèvres, mit 1400 Einwohnern, welche weißen Wein bauen. *(Klühn.)*

JOUIN-DE-MILLY (St.), Dorf an der Sèvre Nantaise, im Canton Cerisayes und Arrondissement Bressuire des französischen Departements der beiden Sèvres, mit 450 Einwohnern und Fabriken an Leinewand und feinem Zwirn. *(Klühn.)*

JOUIN (Nicolas), geboren 1684 zu Chartres, gestorben 1757 zu Paris, war ein Banquier, welcher sich mit literarischen Arbeiten beschäftigte, in denen er sich als Feind der Jesuiten und eifrigen Freund und Vertheidiger der Jansenisten erwies. In diesem Sinne schrieb er seine vorzüglichsten bekannt gewordenen Schriften: Procès contre les Jésuites etc. (1750. 12.) — Les Sarcelades, eine Satyre in Versen und Le portefeuille du Diable *). *(R.)*

JOUJOU heißt eigentlich, im Französischen, ein Kinderspielzeug; öfters aber überträgt man diesen Namen auch auf andere Kleinigkeiten, z. B. von Goldschmuck. Das geringhaltige Gold, woraus dergleichen Gegenstände gemacht werden (Joujougold), ist nicht feiner als sechskaratig, d. h. es besteht aus einem Theile Gold und drei Theilen Zusatz. *(Karmarsch.)*

JOUNSAR u. BHAWAUR, kleine, den Engländern tributpflichtige, Herrschaft in der vorderindischen Provinz Gurwar, Präsidentschaft Bengalen. Ihr Rajah zieht aus den 28 zu ihr gehörigen Dörfern, unter welchen Kalsee, den Hindu ein heiliger Ort, als Hauptmarkt für Sutulje Tonse und Bhawaur dient, 18,700 Rup. Einkünfte. *(G. M. S. Fischer.)*

JOUPA. So heißen bei den Chinesen die von den Tübetern Djuk-ba genannten Barbaren. Diese und die von den Tübetern H'lok-ba, von den Chinesen Yo-yu genannten Barbaren, bewohnen die Striche zwischen Tübet (Provinz Gombo) einerseits und China (Provinz Yun-nan) und Assam andrerseits. Als besondere Eigenthümlichkeit wird von beiden angemerkt, daß sie sich die Lippen einschneiden, und die Einschnitte mit rothen, gelben, blauen u. s. w. Farben unauslöschlich färben. Daher nennt sie Pater Georgi mit einem tübetischen Worte Lho-kaba-ptra (von Lho. *meridies*, kaba, *labium*, ptra, *incisum*). Von diesem Worte ist der erwähnte Name H'lok-ba nur eine geringe Modification. Pater Desideri macht daraus Lhau-ba und dehnt diesen Namen auch auf die östlicher von Tübet wohnenden Barbaren aus. Diese Völker werden als thierisch und dumm, ohne Kenntniß der (in Tübet herrschenden) Buddhareligion geschildert; sie lassen keinen Fremden in das Land, treiben aber Handel an der Grenze. Jagd ist ihr Haupterwerb und sie essen selbst die giftigen kriechenden Thiere. Außerdem sind sie Liebhaber von Salz. Ihre Kleidung bilden im Sommer Baumblätter, im Winter Thierfelle. Sie leben in Höhlen. Ehemals war bei den Tübetern Gebrauch, zum Tode verurtheilte Verbrecher in die Thäler des Nu Kiang-Flusses zu schicken, wo sie die H'lokba tödteten und auffraßen. (Vgl. Ritter, Asien III, 212, 214 und die daselbst angeführten Stellen.) *(Theodor Benfey.)*

*) Diction. histor. T. XV.

JOUQUES (provenzalisch Jouco oder Giouco), N. Br. 43° 37′ 51″ Ö. L. von Ferr. 23° 18′ 9″; absolute Höhe 740 pariser Fuß, Kirchdorf im Canton Peyrolles des Arrondissements von Aix, im französischen Departement der Rhonemündungen, mit den Ruinen eines Schlosses, 1789 Einwohnern, zwei Papiermühlen, les Paradous genannt, und Steinbrüchen. Es liegt in einem sehr romantischen Thale am Bache Riaou, der sich zwei Kilometer östlich von Peyrolles in die Durance ergießt. Dieser Bach kündigt seine Verheerungen durch das Entstehen des temporären Sees Couroublaou oder Cougoublaou an. Es ist dies ein Bassin von 60 Schritten Durchmesser, auf dessen Grunde zwei Höhlungen sind, aus denen das Wasser (wie bei den Turloughs in der mittelländischen Ebene von Irland) nach anhaltendem Regen wallend hervortritt. Die Flur von Jouques war von den Römern bewohnt, wie dies lateinische Inscriptionen und andere hier und in der Nähe gefundene Alterthümer beweisen. Auch begann hier die Wasserleitung von Traconade, welche Marius zu bauen angefangen haben soll. *(Klühn.)*

JOUR (französisch). À jour, soviel wie offen, durchsichtig. Schmucksteine à jour fassen heißt, sie blos in einem Reife ohne Boden (einer Zarge) befestigen, sodaß der untere Theil des Steins frei und unbedeckt bleibt. Diese Methode ist der Fassung in einem Kasten entgegengesetzt, wo der Stein unterhalb bedeckt erscheint. Die à jour-Fassung ist weniger gebräuchlich als die Fassung in Kasten, weil man bei letzterer durch untergelegte Folie und ähnliche Mittel den Effect der Steine vermehren und manche Mängel derselben verdecken kann, was man das Aufbringen der Steine nennt. *(Karmarsch.)*

JOURDAIN (Alfons). A) Biographie. 1) zu teutsch Jordan, kommt auch mit der einfachen Namensbezeichnung Alfons I. vor und war Graf von Toulouse, Herzog von Narbonne und Markgraf von Provence. Jüngster Sohn Raimund's IV. oder von Saint-Gilles, Grafen von Toulouse, aus dritter Ehe mit Elvire, königlicher Prinzessin von Castilien, wurde er von seiner Mutter, die ihrem Manne ins gelobte Land gefolgt war, um das Jahr 1103 auf dem Pilgerschlosse in Syrien (also nicht, wie Otalrich Vital erzählt, zu Constantinopel) geboren, in den Fluthen des Jordan, wo auch der Erlöser die Taufe empfangen hatte, getauft und mit dem Namen Alfons Jordan belegt. Kaum zählte er ein Paar Jahre, als sein Vater am 28. Febr. 1105 in Palästina starb; Wilhelm von Montpellier trug Sorge, daß der Knabe (vielleicht mit seiner Mutter, die dann nach Spanien zurückgegangen sein und sich dort wieder verheirathet haben soll) sogleich oder erst 1107 nach Europa zurückgebracht wurde, wo er die Grafschaft Rouergue, soviel sein Vater davon noch nicht verpfändet hatte, als älterliches Erbtheil bekam und sein älterer Bruder Bertram schon seit 1096 die Grafschaft Toulouse inne hatte. Von seiner Jugend und Er-

ziehung ist nichts bekannt, außer daß er im Jahre 1112, nachdem Bertram nach Palästina gepilgert und dort gestorben war, in Folge einer Verzichtung von dessen Sohne Ponz, welcher die morgenländische Grafschaft Tripolis von seinem Vater geerbt hatte, alle französische Besitzungen des toulouser Grafenhauses erhielt; zwei Jahre darnach überwältigte ihn Graf Wilhelm IX. von Poitiers, der auch Herzog von Aquitanien war, und da er diesem nicht widerstehen konnte, flüchtete er sich in die Grafschaft Provence, wo er ansehnliche Besitzungen hatte. Graf Wilhelm behauptete sich in seiner Eroberung, die er als Erbtheil seines Weibes, Philippe, Schwester des alten Raymund IV. von St. Gilles, ansah, fünf Jahre lang. Da zog er 1119 dem Könige Alfons I. von Aragonien gegen die Sarazenen zu Hilfe und sein in Toulouse zurückgelassener Statthalter, Wilhelm von Montmaurel, mußte, da er dem von den Bewohnern der Grafschaft zu Gunsten ihres vertriebenen angestammten Herrn erhobenen Aufstande nicht gewachsen war, bald danach flüchtig werden. Alfons Jordan, damals grade in Fehde mit dem Grafen Raymund Berengar III. von Barcelona, welcher durch seine Gattin Dolce Erbe der Provence geworden, des toulouser Grafen Antheil an derselben nicht anerkennen wollte, vertraute einstweilen dem Bischofe von Beziers, Arnold von Levezan, die Verwaltung seines wiedergewonnenen Landes an, bis ihn im Jahre 1123 (nicht 1133, wie Mehre wollen) die Toulouser zu Orange, wo er vom Grafen von Barcelona belagert wurde, entsetzten und im Jubel nach Hause zurückführten. Indessen dauerte sein Krieg mit dem Grafen Raymund Berengar III. in der Provence fort, bis am 16. Sept. 1125 ein Theilungsvertrag zu Stande kam, der allem Hader ein Ende machte. Diesem zufolge empfing Alfons Jordan auf immer Schloß und Stadt Beaucaire, das Land Argence mit aller Zubehör und den ganzen Theil von der Provence zwischen der Isère und Durance, die Hälfte von Avignon und das Schloß Valpergue unter dem Titel eines Markgrafen von Provence. Zugleich erklärten sich beide Fürsten, deren Frauen den Vertrag mit unterzeichneten, einander für erbfolgefähig in ihren Landen in Ermangelung von eigenen Nachkommen [1]).

Im Jahre 1134 zog der „Graf von Toulouse" mit dem Vicomte Amalrich II. von Narbonne dem Könige Alfons I. von Aragonien, der schon längst mit der Belagerung Fraga's beschäftigt war, zu Hilfe; sein Waffengenosse aber fiel schon im Juli in einem blutigen Treffen, das dem sarazenischen Entsatzheere geliefert wurde, und da König Alfons am folgenden 7. Sept. dess. Jahres auch umkam, so kehrte Alfons Jordan nach Hause zurück und bemächtigte sich der Vizgrafschaft Narbonne, sei es in Vormundschaft über die beiden hinterlassenen unmündigen Töchter des verstorbenen Vicomte, oder um sich selbst dieses Gebiet anzueignen, oder endlich auf den Grund anderer Ansprüche. Genug er blieb bis 1143 im Besitze desselben und gab sie darnach der ältesten Prinzessin Ermengarde zurück. Inzwischen unternahm er eine Wallfahrt nach St. Jacob von Compostella, und sobald er zurückgekehrt war, überzog ihn (1141) König Ludwig VII. oder der Jüngere von Frankreich, mit Krieg, in der Absicht, die Ansprüche seiner Gemahlin Eleonore, die sie von ihrer Großmutter Philippe von Poitiers ererbt hatte, an der Grafschaft Toulouse geltend zu machen; da diesem aber der mächtige Beistand des Grafen Theobald von Champagne verweigert wurde, auf den er besonders gerechnet hatte, so konnte er der tapfern Gegenwehr des toulouser Grafen nicht widerstehen, und endete den Krieg in einem Vergleiche, durch welchen er auf seine Ansprüche verzichtete und den Frieden mittels einer Heirath zwischen seiner Schwester, Constanze, und dem Sohne des Grafen, Raimund V., befestigte. Hierauf unternahm Alfons Jordan abermals eine Reise über die Pyrenäen, vermuthlich in Vermittelungsgeschäften, und zu Ostern 1146 fand er sich in der Versammlung der Fürsten zu Vezelai ein, die König Ludwig VII. zur Berathung einer Meerfahrt nach dem bedrängten Palästina berufen hatte. Alfons Jordan nahm nebst vielen andern Anwesenden das Kreuz und schiffte sich im August des folgenden Jahres mit einer Flotte, die er zu Tour du Bouc hatte rüsten lassen, am Ausflusse der Rhone, da wo später der Hafen von Aigues-Mortes angelegt wurde, nach Constantinopel ein. Hier überwinterte er und segelte dann im Frühjahre 1148 nach Acre, und nach seiner Landung begab er sich nach Jerusalem; allein unterwegs starb er plötzlich in Mitte Aprils genannten Jahres zu Cäsarea, wo ihm auf Befehl der Königin Melisende Gift ins Essen gemischt worden sein sollte. Mit ihm verschwanden die großen Hoffnungen, welche die morgenländischen Christen auf seine Ankunft gebaut hatten.

Alfons Jordan war ein ausgezeichneter Fürst seiner Zeit; klug, tapfer, leutselig, großmüthig und bescheiden wurde er von seinen Unterthanen geliebt und von den benachbarten Fürsten gern als Beistand für Wort und That gesucht. Den Vicomte Bernhard Atto von Carcassonne, den seine Unterthanen in einem Aufruhre verjagt hatten, setzte er 1124 mit Gewalt wieder in seine Besitzungen ein, nachdem er ihm die Stadt Carcassonne hatte überwältigen helfen, und als der alte Vizgraf gestorben war, nahm er auch dessen drei Söhne unter seinen Schutz. Gleichbehilflich erwies er sich dem Vicomten von Beziers im Streite mit den dortigen Bischöfen; ebenso wurde er Vermittler zwischen dem Grafen von Barcelona und den Genuesen. Die Kirchen und Geistlichen seines Landes nahm er nebst ihren Gütern in Schutz, hob die alte Sitte auf, wonach die Grafen von Toulouse die Verlassenschaft ihrer verstorbenen Bischöfe einzuziehen pflegten, und bestrafte nur den Abt von Saint-Gilles wegen seiner Aufführung mit Wegnahme der Klostergüter, zog sich aber dadurch den Bannfluch des Papstes Calixt II. zu, und wenn Alfons Jordan auch den Schaden wieder gut machte, so lastete die Kirchenstrafe doch noch lange auf ihm, bis er, auf sein Gesuch, vom Erzbischofe von

---

1) Dieser Theilungsvertrag steht in Catel's Histoire des Comtes de Tolose p. 188 sq., welches Werk hier mit benutzt worden ist und in den bei Schmidt, Gesch. Aragoniens im Mitelalter S. 98 angeführten Schriften.

Rouen am 7. März 1143 zu Valence, wo Beide eine Zusammenkunft hielten, wieder davon befreit wurde. Seinen Unterthanen gab er viele Beweise von seiner Freigebigkeit und Wohlthätigkeit; besonders zeichnete er damit die Hauptstadt Toulouse aus, die er vorzüglich liebte und die ihm in seinen Kriegen große Opfer dargebracht hatte. Er beförderte ihren Brückenbau über die Garonne und ertheilte ihr mehre Privilegien und Freiheiten in Bezug auf Wein, Salz und Erleichterung des Handelsverkehrs überhaupt. Im Jahre 1144 gründete er die Stadt Montauban, welchen Namen sie auf sein Geheiß wegen ihrer hohen Lage und der in ihrer Umgegend wachsenden Weidenbäume (von den Landleuten Alba genannt) bekam. Indessen soll sich dort schon ein Kloster gleiches Namens befunden haben. Zum Weibe gab man ihm irriger Weise in frühern Zeiten Faydide von Provence, eine gar nicht erweisbare Schwester der Gräfin Dolce, der Gattin Raimund Berengar's III. von Barcelona, und daraus erklärte man auch seine Fehden mit diesem als einen Erbschaftskrieg[2]); richtiger ist die Annahme, die ihm Faydide, Tochter Raimund Decan's, Herrn von Uzès, zur Gattin gibt. Mit ihr zeugte Alfons Jordan mehre Kinder, von denen bemerkbar sind Raimund V., der sich vor seines Vaters Tode Graf von St. Gilles nannte, und Alfons II., welche beide Brüder gemeinschaftlich regierten; Faydide, vermählt mit dem Grafen Humbert III. von Savoyen (s. d. Art.), und Laurentia, welche sich nach Pater Anselme mit dem Grafen Dodo von Comminges verheirathete. Auch wird zweier natürlichen Kinder, eines Sohnes, Bertram, und einer Tochter, gedacht, die dem Vater nach Palästina folgten und dort, nachdem sie durch Verrätherei des Grafen von Tripolis in sarazenische Gefangenschaft gefallen waren, mancherlei Abenteuer ausgestanden haben sollen. (*B. Röse.*)

2) Amable Louis Marie Michel Brechillet, ein in mehrfacher Beziehung denkwürdiger Orientalist, wurde in Paris am 25. Jan. 1788 geboren. Sein Vater, Louis Bernard Brechillet Jourdain, bestimmte ihn, nachdem er nach Kräften für seine allgemeine Vorbildung Sorge getragen hatte, zur juristischen Laufbahn; in diese war der Sohn bereits eingetreten, als der Tod seines Oheims, des berühmten Reisenden und Herausgebers des Zend-Avesta, Anquetil Duperron, im Jahre 1805 erfolgte. Der glänzende Name und die ungemessenen Lobeserhebungen, die dem Verstorbenen noch nach seinem Tode zu Theil wurden, machten auf den siebzehnjährigen Jüngling einen so gewaltigen Eindruck, daß er seine bisherigen Studien mit denen der orientalischen Sprachen und Literatur vertauschte. Hauptsächlich zog ihn das Persische und Arabische an, und seine beiden ausgezeichneten Lehrer, Silvestre de Sacy und Louis-Mathieu Langlès, mochten nicht ohne Einfluß auf diese seine Hauptrichtung sein und bleiben. Dieselben wußten seinen Kenntnissen und Talenten eine angemessene Stellung zu verschaffen, indem sie für ihn an der von Napoleon gegründeten Specialschule für die lebenden orientalischen Sprachen die Errichtung einer völlig neuen Stelle als Secretaire-adjoint durchsetzten. Der Tod überraschte ihn in solcher Frühzeitig bereits am 19. Febr. 1818. In den letzten zehn Jahren seines Lebens hatte er sich vielfach als Schriftsteller, vorzüglich als Kritiker und Forscher versucht, und mehre seiner Schriften werden einen bleibenden Werth behalten.

Im Jahre 1810 erschien bereits bei Bechet sein Mémoire sur l'observatoire de Méragah et sur quelques instruments employés pour y observer, wozu er ausschließlich bisher unbenutzte persische und arabische Quellen benutzte. Eine beigegebene Abhandlung über das Leben und die zahlreichen Werke des großen Astronomen Nasir-ed-din Tusi erhöht den Werth dieser 64 Octavseiten umfassenden Schrift. Als Mitarbeiter des Mercure de France lieferte er mehre kritische Artikel; so 1811 über die von Langlès besorgte neue Ausgabe der Voyages de Chardin en Perse. Zu der von Schnurrer herausgegebenen Bibliotheca arabica schrieb er eine Notice raisonnée, und 1812 die Analyse des leçons sur la poésie sacrée des Hébreux du Dr. *Louth*. Zwei Jahre später folgte La Perse, ou tableau de l'histoire, du gouvernement, de la religion, de la littérature etc. de cet empire, des moeurs et coutumes de ses habitans in 18., vier Theile in drei Bänden und im Jahre 1817 Lettre à Mr. Michaud, sur une singulière croisade d'enfants. Diesem Gelehrten war er zugleich eine Hauptstütze bei der Herausgabe der Geschichte der Kreuzzüge; außerdem finden sich mehre Artikel von ihm in der Biographie universelle, in den Fundgruben des Orients und in Sammlungen von Reisebeschreibungen. Sein berühmtes Hauptwerk bleibt jedoch die Beantwortung der Preisfrage: Quels sont parmi les ouvrages des anciens philosophes grecs et en particulier parmi les ouvrages d'Aristote ceux, dont la connaisance a été répanduc en Occident par les Arabes? in der Schrift Recherches critiques sur l'age et l'origine des traductions latines d'Aristote, et sur des commentaires grecs ou arabes employés par des Docteurs Scholastiques, die erst nach seinem Tode 1819 herauskam und auch ins Teutsche übersetzt worden ist. Sein Sohn hat kürzlich eine zweite Ausgabe des Werkes besorgt. ((*Gustav Flügel.*)

3) Anselme Louis Bernard Brechillet, geboren zu Paris den 28. Nov. 1734, begann seine Studien daselbst im College d'Harcourt und vollendete sie bei den Jesuiten zu Rouen. Nachdem er hierauf eine kurze Zeit bei einem Procurator gearbeitet hatte, gab er die Rechtswissenschaft völlig auf und wandte sich zur Chirurgie, für welche er eine ganz besondere Vorliebe hatte. An dem Oberchirurg des Hôtel-Dieu, Moreau, fand er einen vortrefflichen Lehrer und Freund, und später bildete er sich unter dem berühmten Lecluse zu einem geschickten und in seiner Praxis glücklichen Zahnarzte aus. Er erfand mehre chirurgische Instrumente, z. B. zur Operation des Steins und der Polypen im Schlunde, und starb am 7. Jan. 1816. Seine hauptsächlichsten Schriften sind: Nouveaux éléments d'odontalgie (1756. 12.); Traité

2) So nach von Catel in dem angef. Werke und von Cäs. Nostradamus in der Histoire et chronique de Provence.

des dépôts dans le sinus maxillaire, des fractures et de caries de l'une et l'autre mâchoires (1760. 12.); Essais sur la formation des dents, comparée avec celle des os. (1766. 12.); Le médecin des dames etc. (1771. 12.); Le médecin des hommes, depuis la puberté jusqu'à l'extrème vieillesse (1772. 12.); Traité des maladies et des opérations réellement chirurgicales, de la bouche et des parties qui y correspondent (1778.) *). (*R.*)

4) Claude, bekannter unter seinem Ordensnamen D. Maurus, ein gelehrter Benedictinermönch, geboren zu Poligny im J. 1696, ging nach Beendigung seiner Studien in die Abtei des heiligen Benignus zu Dijon und lehrte darin einige Zeit die Philosophie und Theologie. Er bekleidete in seinem Orden nach einander verschiedene Ämter und machte als Visitator mehre Reisen, welche er sorgfältig benutzte, um die Reste des Alterthums, welche sich noch in der Franche-Comté, in Burgund und in andern Provinzen Frankreichs vorfinden, zu untersuchen und zu zeichnen. Später wurde er Prior der Abtei des heiligen Martin zu Autun und ließ die Kirche derselben neu aufbauen. Seine Muße benutzte er mit besonderer Vorliebe zu historischen und archäologischen Forschungen und stand mit den gelehrtesten Männern seiner Zeit in Verbindung. Der berühmte Geograph d'Anville schätzte ihn sehr hoch und verdankte ihm mehre gute Beiträge zu seinen Erläuterungen der Geographie des alten Galliens. Jourdain's beste Arbeiten sind die „Eclaircissements de plusieurs points de l'histoire ancienne de France et de Bourgogne, ou lettres critiques à M. M(ille)" (Liège et Paris. 1774.) und das „Mémoire sur les voies romaines dans le pays des Séquanois," eine von der Akademie von Besançon im J. 1756 gekrönte Preisschrift, welche man in den Verhandlungen dieser Akademie findet. Außer diesen beiden Schriften kennt man von ihm noch folgende: „Defense de D. Gregoire Tarisse, supérieur général de la congregation de Saint-Maur" (1766. 4.) und „Oraison funèbre de Cl. Bouhier, second évêque de Dijon, par un Benedictin." (Dijon 1755. 4.) Jourdain starb am 20. Juli 1782 zu Paris in der Abtei Saint-Germain-des-Près †). (*Ph. H. Külb.*)

B. Geographie. Jourdain, 1) französische Stadt im Departement Gers, s. Isle en Jourdain; 2) vollständig L'Isle Jourdain, Name eines Cantons im Bezirke Montmorillon des französischen Departements der Vienne und des Hauptortes darin, einer Stadt am rechten Ufer der Vienne, welche etwas mehr als 100 Häuser, über 500 Einwohner hat und unter 46° 15′ nördl. Br. und 18° 45′ der Länge liegt. (*R.*)

JOURDAN, 1) Andreas Joseph, geboren zu Aubagne in der Provence, wurde um seiner frei ausgesprochenen Abneigung gegen die Revolution willen zuerst von den Machthabern in die Emigrantenliste eingeschrieben, dann, in der Schreckenszeit, eingesperrt. Hierdurch war ihm für die mit dem Sturze Robespierre's allmälig eintretende Reaction seine Stellung angewiesen, und es schickte ihn 1795 das Departement der Rhonemündungen als seinen Repräsentanten in den Rath der Fünfhundert. Seinen Meinungen getreu, verwendete er sich alles Fleißes, um die Folgen von Gewaltthätigkeiten, welche abzuwenden er nicht vermögend gewesen, zu tilgen. Unbeschränkte Willkür hatte bisher der Instruction des Verbrechens, welches nach der verrückten und barbarischen Jurisprudenz der Revolution von allen das schwerste war, vorgestanden. Jourdan verlangte, daß künftig die Beisitzer des haute-cour nationale allein über den Casus der Emigration in seinen vielfältigen Verzweigungen zu entscheiden hätten. Sein Vorschlag wurde von der Partei, welche fortwährend die Fünfhundert beherrschte, sehr ungnädig aufgenommen, er aber ließ sich durch die vernommenen Drohungen keineswegs abhalten, bei jeder fernern Gelegenheit die Interessen der Emigration zu vertheidigen. Die Fragen, durch ihn auf der Rednerbühne verhandelt, widerhallten in unzähligen Flugschriften, die natürlich alle der Ungerechtigkeit, dem Systeme der Regierung, entgegen waren. Da gedachten diejenigen, so sich dem Directorium verschrieben, und die Republikaner übereinstimmend jener von Robespierre gesprochenen Worte: „sans doute la liberté de la presse doit être illimitée, mais la presse ne doit pas être employée au détriment de la liberté." Sie wähnten die Freiheit bedroht, sobald ihnen die Freiheit benommen, an Andern ihren Muthwillen zu üben. Jourdan hingegen stritt mächtig für die freie Presse, die ihm ein geheiligtes Recht der Völker, und das einzige Mittel, die Freiheit, von der so Viele reden, so Wenige wissen, aufrecht zu erhalten. Mit der gleichen Wärme vertheidigte er die Freiheit des Gottesdienstes oder vielmehr die katholische Religion, auf deren Trümmern einer der Directoren, Lareveillère-Lepaux, seinen lächerlichen Theophilanthropismus zu erheben gedachte; besonders angelegentlich nahm der unerschrockene Deputirte die fortwährenden Verfolgungen ausgesetzten ungeschworenen Priester in Schutz. Eine Schar bewaffneter Emigranten, von Choiseul-Stainville befehligt, ward durch Sturm und Ungewitter auf die Küste von Calais geworfen; man versicherte sich der Unglücklichen und ihren Tod verlangten die reinen Republikaner. Gern hätte ihnen das Directorium willfahret, allein ausschließlich die neue Blutschuld zu übernehmen, das schien den Fünfen doch allzu gewagt, die Last sollte der gesetzgebende Körper ihnen tragen helfen. Es wurde aber von dem Rathe der Fünfhundert Jourdan zum Berichterstatter erwählt, und auf seinen Bericht beschlossen, jene Emigranten auf neutrales Gebiet zu setzen. Zu vielfältig hatte indessen Jourdan durch sein parlamentarisches System die Entwürfe der vollziehenden Gewalt durchkreuzt, als daß er, nach dem Siege der directorialen Majorität, 18. Fructidor (Sept. 1797), hätte hoffen mögen, anders, als durch die Flucht der ihm angedrohten Proscription zu entgehen. Er hielt sich in Spanien auf, bis die Consularherrschaft ihm vergönnte, unter polizeilicher Aufsicht in Orleans zu wohnen. Später, 1803, dieser Aufsicht entledigt, und hiermit in seine

*) Biogr. univers. T. XXII.
†) Nach der Biographie universelle. T. XXII. p. 54. 55.

politischen Rechte wieder eingesetzt, figurirte er durch Wahl des Departements der Rhonemündungen unter den Candidaten des Erhaltungssenats; es verlieh ihm der Kaiser die Präfectur von Luxemburg, und Ludwig XVIII. zog ihn 1814 in den Staatsrath, übertrug ihm auch die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten, wie sie bis dahin der Minister des Cultus gehabt. In den hundert Tagen außer Thätigkeit gesetzt, dann wieder in seine amtliche Wirksamkeit eingeführt, erbat Jourdan 1816 sich seine Entlassung, in einer Denkschrift, worin die Nothwendigkeit, das Portefeuille der kirchlichen Angelegenheiten einem Bischofe anzuvertrauen, auseinandergesetzt war, und er hat sogar die Ordonnanz, welche den Grand-Aumonier mit jenem Portefeuille bekleidete, entworfen und der königlichen Vollziehung unterlegt. Was er, außer dem Titel eines Staatsraths ad honores, für jene zeitgemäße Selbstverleugnung empfangen, vermögen wir nicht anzugeben. Jourdan starb zu Marseille den 6. Juli 1831. (*v. Stramberg*.)

2) Antoine Jacques Louis, geb. am 29. Dec. 1785 zu Paris, widmete sich der Medicin, wurde 1807 in der Armee als Chirurg angestellt, gelangte 1808 zu dem Range eines Oberchirurgen (aide-major) und bekleidete bis zum Jahre 1814 diese Stelle in den Hospitälern von Val de Grace und Gros-Caillou. Er hatte neben seiner Wissenschaft neuere Sprachen, besonders die teutsche, zu erlernen gesucht, und benutzte diese seine Kenntniß nach dem pariser Frieden, um die französische Literatur mit Übersetzungen wichtiger Werke unseres Vaterlandes zu bereichern. Schon früher übertrug er F. L. de Lafontaine's Abhandlung über den Weichselzopf (Paris 1807.), von genannter Zeit an aber Sprengel's Geschichte der Medicin (Paris 1815 in 7 Bdn.), dessen Übersetzung bis dahin vergeblich versucht worden war, Buhle's Geschichte der neueren Philosophie (Paris 1816. 5 Bde.). Zu dem Dictionnaire des sciences médicales hat er zahlreiche Beiträge geliefert und versah das Journal général des sciences médicales mit Auszügen aus fremden Werken *). (*R.*)

3) Athanase Jean Leger, geb. am 29. Juni 1791 zu St. Rubin des Chaumes im Departement der Nièvre, erhielt in Paris eine literarische Erziehung. Seine Geistesanlagen entwickelten sich in frühem Alter. Aus Neigung widmete er sich der Jurisprudenz. Er ward 1812 Advocat und Doctor der Rechte zu Paris. Dort hielt er zugleich Privatvorlesungen über einzelne Materien der Jurisprudenz, besonders über das römische Recht. Mit mehren auswärtigen Gelehrten, in Teutschland besonders mit Niebuhr und Haubold, blieb er in einem literarischen Briefwechsel. Eine andere Richtung erhielt seine Thätigkeit als Mitglied einer Commission, die eine Reform in dem Gerichtswesen der französischen Colonien bewirken sollte. Von einer sehr achtungswerthen Seite zeigte sich sein Charakter in der muthigen Bekämpfung der Vorurtheile, die sich der Einführung hinlänglicher Garantien der Rechtspflege in den Colonien widersetzten. In der pariser Kanzlei legte er einen ausführlichen Bericht nieder über die Friedensgerichte nach der Rückkehr aus England, wohin er von dem französischen Justizministerium gesandt worden war. Um das Colonialwesen genau kennen zu lernen, ging er, im Auftrage des Ministers der Marine, 1826 abermals nach England. Er starb indessen bereits am 27. Aug. des genannten Jahres zu Deal bei Dover.

Jourdan besaß gründliche und umfassende Kenntnisse in fast allen Zweigen des juridischen Wissens. Mit dem römischen Rechte hatte er sich vorzugsweise beschäftigt. Auch als Schriftsteller war er thätig. Wichtiger als die von ihm verfaßte Relation du concours ouvert à Paris (Paris 1819.), mit welcher er seine literarische Laufbahn eröffnete, war die von ihm, späterhin von Isambert und Decrusy besorgte französische Gesetzsammlung unter dem Titel: Recueil des anciennes loix françaises, depuis l'an 420 jusqu'en 1789. (Paris 1822—1832. 12 Voll.) Veranlaßt durch Niebuhr's Herausgabe der in Italien entdeckten Fragmente des Gajus, welche Blondeau und Ducaurroy bei ihren Vorlesungen über das römische Recht zum Grunde legten, gab Jourdan heraus: Juris civilis ecloga, in qua cum Justinianeis institutionibus etc. continentur *Gaji* institutionum commentarii IV. (Paris 1822. 12.) Noch eine andere Sammlung von Bruchstücken des römischen Rechts ließ er drucken unter dem Titel Vaticana juris romani fragmenta, Romae nuper ab *Angelo Majo* detecta et edita. (Paris 1823. Fol.) Von den geschätzten chronologischen Tafeln des Professors Haubold in Leipzig veranstaltete er gleichzeitig zu Paris einen Abdruck unter dem Titel: Tabulas chronologicas, quibus historia juris romani externa illustratur a *V. Cl. Haubold* concinnatas etc. gallicis typis mandavit unus e Parisiensis Curiae patronus. (Paris 1823. Fol.) Von seinem Code des chemins vicinaux erschien zu Paris 1825 die zweite Ausgabe. Auch die Einleitung zu Ducaurroy's Institutes de Justinien ist aus seiner Feder geflossen. In den Jahren 1819—1826 war er einer der fleißigsten Mitarbeiter an der Zeitschrift Thémis. (*Heinrich Döring*.)

4) Johann Baptist, der aus der Revolutionsgeschichte sattsam bekannte Feldherr, ist in seiner Mittelmäßigkeit einer der vielen Zeugen von der Leichtigkeit, mit welcher, zumal in Zeiten der Noth, Völker sich Illusionen von der Wichtigkeit dieses oder jenen einzelnen Individuums hingeben, und von der geringen Anstrengung, die erfoderlich ist, um ein solches Individuum auf der einmal durch die öffentliche Meinung ihm beigelegten Höhe zu erhalten. Geboren zu Limoges den 2. April 1762, eines bescheidenen Barbiers Sohn, entlief Jourdan der Schule, um sich bei dem Regiment Auxerrois anwerben zu lassen. Als Musketier folgte er diesem Regimente übers Meer in den amerikanischen Freiheitskrieg, von wo er jedoch wegen Kränklichkeit 1782 nach der Heimath zurückgesendet wurde. Verabschiedet, 1784, legte er sich einen Kram, daneben eine Frau zu. Die Frau war eine Haubenstecherin von Gewerbe — von Modehändlerinnen wußten die einfachen, ehrlichen Limosiner nichts — den Kram trug Jourdan auf seinen kräftigen Schultern von Jahrmarkt zu Jahr-

*) Vgl. Galérie histor. des contemporains. T. V. p. 433. (Brux. 1819.)

markt. Ihm, dem Tabuletkrämer, dem Amerikaner, mußte vor Andern die Revolution zusagen, und bereits 1791 trat er bei dem zweiten Bataillon der Volontairs (Cardiagnolen) von der Haute-Vienne ein. In einer Provinz, me vor andern des Königreichs dem Kriege fern und fremd, mußte der Ruf von Jourdan's Kriegsverrichtungen ihm eine absonderliche Wichtigkeit verschaffen, und seiner Kameraden freie und einstimmige Wahl erhob ihn zum Range ihres Bataillonschefs. Daran scheinen diese Volontairs wohlgethan zu haben; denn das Bataillon, unter den Befehlen von La Fayette und Dumouriez an der Nordgrenze verwendet, empfing nicht selten die seiner ausgezeichneten Haltung gebührenden Lobsprüche, von denen jedoch, wie das herkömmlich und Rechtens, das Wesentliche dem Anführer zu Gute kam. Jourdan wurde den 27. Mai 1793 zum Brigade-, zwei Monate später zum Divisionsgeneral ernannt, und befehligte in dieser letzten Eigenschaft, in dem Treffen vom 8. Sept. 1793 bei Poperingen, dem Marschall Freitag geliefert, das Vordertreffen. Verwundet an diesem Tage, hatte Jourdan sofort seinen Obergeneral in dem Commando abzulösen, während Houchard den erfochtenen Sieg auf dem Blutgerüste büßte. Den Entsatz von Maubeuge machte der Heilsausschuß dem neuen Feldherrn zur gebieterischen Pflicht, und die vereinzelten Corps an den Ufern der Sambre zu einem Ganzen vereinigend, bereitete sich dieser vor, unter den Augen und der Leitung von Carnot, die schwierige Aufgabe zu lösen. Es wurde die Schlacht bei Watignies, den 15. und 16. Oct., geliefert. Unerschütterlich wiesen die Österreicher die fortwährend sich erneuernden Angriffe des ersten Tages zurück. Auch am 16. wurden die beiden Flügel des französischen Heeres zwei Mal zum Weichen gebracht; aber das Mitteltreffen behauptete zuletzt, trotz eines jenen der Österreicher beiweitem übersteigenden Menschenverlustes, das drei Mal genommene und wieder verlorene Dorf Watignies, von welchem das ganze Schlachtfeld beherrscht wurde, und die Feinde wichen auf das linke Ufer der Sambre zurück, mit der Aufhebung der Belagerung von Maubeuge zugleich auf die Überlegenheit, welche sie seit Eröffnung des Feldzugs in den Niederlanden behauptet hatten, verzichtend. Ein ungeheures Resultat war hiermit für die Republik erzielt, wie das selbst Carnot und sein der Armee ebenfalls zugetheilter College, der Repräsentant Duquesnoy, anerkannt haben. Jourdan betreffend, schrieben sie an den Convent: „Unmöglich sollte es sein, mehr Unerschrockenheit und Einsicht zu entwickeln.... Ein Sieg, über Coburg erfochten, ist seine Probearbeit, Ehre genug für seine Fähigkeiten. Seine republikanischen Tugenden werden von seinen Waffenbrüdern einstimmig gepriesen." Ohne sich dessen recht bewußt zu sein, hatte Jourdan unter den ersten Generalen der Republik Platz genommen, und als ein solcher wurde er von dem Heilsausschusse einberufen, damit man seine Einsichten und seine Erfahrung für die Bildung und Leitung der 14 republikanischen Armeen benutzen könne. Nach der Etikette des Tages und zugleich den eigenen Neigungen fröhnend, wohnte Jourdan nicht nur den Conferenzen im Heilsausschusse, sondern auch den Sitzungen des Jacobinerclubs bei, und da vorzüglich wurde er mit stürmischem Beifalle empfangen. Weniger Glück machte er in der Löwenhöhle, wo er ohne Umschweif dem von den Machthabern beliebten Entwurfe eines Winterfeldzugs widersprach, und die rauhe Jahreszeit vielmehr zu Dressirung des kürzlich ausgehobenen Volkes verwendet wissen wollte. Diese Lauheit ihm zu verweisen und zu bestrafen wurde Barrère von den Collegen beauftragt. Am 5. Febr. 1794 dem Convent Bericht erstattend von dem Gange der öffentlichen Angelegenheiten, sagte der immer fertige Schwätzer: „Wir hatten die gewichtigsten Ursachen, von den in der Nordarmee vereinigten Republikanern glänzende Fortschritte zu erwarten, aber die dem General mitgetheilten Entwürfe zu verwirklichen, war ihm vor allem Kühnheit unerläßlich. Er mußte sich über die sogenannten Regeln des Kriegs erheben, den Elementen und dem Ungestüme der Jahreszeiten trotzen; die mit Landau- und Fort-Louis gemachte Erfahrung lehrt, daß der französische Krieger keiner Hindernisse achtet, wie denn namentlich die Rhein-, die Mosel-, die West- und die Toulonarmee in ihrer Siege Lauf durch die strenge Jahreszeit sich keineswegs aufhalten ließen. Es scheint der General, um auf der nördlichen Grenze seinen Feldzug zu beschließen, des gleichen Unternehmungsgeistes ermangelt, Jourdan vergessen zu haben, daß nichts gethan ist, so lange etwas zu thun übrig. Aber seinem guten Willen, seiner Vaterlandsliebe läßt der Ausschuß Gerechtigkeit widerfahren, Fehler oder Mangel an Kühnheit sorgfältig unterscheidend von dem Verrath oder der verbrecherischen Unthätigkeit gewisser Generale, die den Versuch, durch Abfall die Freiheit zu tödten, auf dem Blutgerüste gebüßt haben. Indessen ist der Ausschuß der Meinung nicht, daß ein solcher Mann ferner an der Spitze des Heeres, von dessen Verrichtungen der Republik Heil abhängig, bleiben darf; ihm, der abgekühlt durch glänzende Erfolge, fehlt es an der Spannkraft, welche, um ein großes Heer in Bewegung zu setzen, vonnöthen, und an jenem Feuer, durch welches eine ungeheure Menschenmasse entzündet werden kann. Jourdan soll für einige Zeit in seine Heimath zurückkehren, nicht zwar als einer jener verdächtigen Befehlshaber, über welche das Gesetz Suspension oder Absetzung verhängt, und dazu noch sie in eine gewisse Entfernung von Paris, von den Armeen und Grenzen bannt. Nein, ihm werde ein Asyl, welches seiner Rechtschaffenheit und Vaterlandsliebe würdig, und es mag seine Armuth der öffentlichen Erkenntlichkeit Unterstützung finden." Zum Schlusse der Rede wurde für das Commando der Nordarmee Pichegru in Vorschlag gebracht, als der einzige Mann, welcher befähigt sei, die großartigen Entwürfe des Heilsausschusses zu verwirklichen. Vernichtet durch eine Phrase, wendete der General sich nach Limoges, um wiederum das Geschäft der frühern Jahre zu ergreifen. Großen Dank wußten ihm um diese Fügsamkeit die gebietenden Herren, als ein Cincinnatus wurde jetzt von allen Republikanern der Tabuletkrämer verehrt. Kaum zwei Monate vergingen, und er erntete die Früchte seiner tugendhaften, durch die Umstände gebotenen Selbstverleugnung. Er wurde an die Stelle des in Ungnade gefallenen

Hoche zum Commando der Moselarmee berufen. In den meisten Fällen ist es nicht sowol die Person, als eine vorgefaßte Meinung, ein Name, der auf die Völker wirkt; mächtig wirkte Jourdan's Name auf eine Armee, der kürzlich erst Hoche Bestand zu geben, seinen Geist einzuhauchen, das Geheimniß gefunden hatte. Sie zählte, als der neue Feldherr in der Mitte des März 1794 zu Metz eintraf, etwa 60,000 Streiter, und es sollte deren rechter Flügel den westlichen Abhang der Vogesen hüten, während Centrum und linker Flügel die Mosel bewachten und die Bewegungen der österreichischen Generale Blankenstein in Trier und Beaulieu in Luxemburg. Eben hatte Jourdan in gespannter Aufmerksamkeit in dem Laufe von sechs Tagen die wichtige Position von Kaiserslautern recognoscirt, als er von dem Heilsausschusse den Befehl empfing, ein Corps von 20,000 Mann über Longwy vorzuschieben, um damit die Verbindung zwischen Namur und Luxemburg zu stören. Dem zufolge setzte er unter Hatry's Befehlen die Divisionen Lefèbvre, Morlot und Championnet am 16. April gegen Arlon in Bewegung. Nach mehren Gefechten, von Beaulieu in der herkömmlichen Weise bestanden, sah derselbe sich doch genöthigt, den Rückzug anzutreten, und im Besitze von Arlon mochte Jourdan sich wol schmeicheln, die auf Luxemburg zurückgeworfenen Österreicher im Schach zu halten, wie einer seiner Unterbefehlshaber, Vincent, der Besatzung von Trier that. Allein es pflegte gegen des grauen Beaulieu jugendliche Kühnheit jegliche Berechnung zu verstoßen. Nach einer Reihe von Gefechten fiel dieser am 29. April mit solch unvorgesehener Heftigkeit auf Arlon, daß Hatry und Championnet mit genauer Noth der Gefangenschaft entgingen, und ihr Volk in Unordnung nach Bubingen fliehen mußte. Den andern Tag, den 30. April, erließ der Heilsausschuß den berühmten Beschluß, wodurch Jourdan angewiesen ward, 15,000 Mann von der Rheinarmee an sich zu ziehen, für seine Person aber 45,000 Streiter durch die Ardennen der Sambre zuzuführen, um an deren Ufern mit der von Desjardins befehligten Armee sich zu vereinigen. Es ist dieses eine der für den Verlauf des Revolutionskriegs entscheidenden Dispositionen, und wird sie darum gewöhnlich als ein schlagendes Specimen für die Überlegenheit der in dem Heilsausschusse vereinigten militairischen Talente angeführt. Damit wird man des Guten vermuthlich zu viel thun. Ganze zwei Jahre waren in den vielfältigsten Experimentirungen den Machthabern zu Paris hingegangen, bis sie zu der Entdeckung, zu welcher der gewöhnlichste Menschenverstand hingereicht haben sollte, gelangten, daß die Sambre der Schlüssel zu Belgien ist. Hatte man diesen Satz endlich gefunden, war es im höchsten Grade einfach, daß man gegen die wunde Stelle alle disponiblen Streitkräfte richte, und disponibler, wie die Moselarmee, besaß die Republik auch nicht ein einziges Bataillon. Denn daß zwischen Rhein und Mosel höchstens nur Demonstrationen vorfallen würden, dessen konnte man in Paris vollkommen gewiß sein. Über die Hälfte des Mai's verging über den Heranzug der von der Rheinarmee detachirten Truppen; dann wurde Moreau in das Commando der gewaltig reducirten Moselarmee eingesetzt, und endlich setzte Jourdan sich mit den 49,000 Mann, welche er längs der Ufer des Chiers in Bereitschaft gehalten, in Bewegung. Sein erstes Lager schlug er am 21. Mai bei Arlon, von Beaulieu im Geringsten nicht aufgehalten; denn getrieben von seiner Verwegenheit, war dieser seit dem 17. mit der Einnahme von Bouillon beschäftigt, es blieb ihm auch, von der grenzenlosen Überzahl bedroht, nichts übrig, als der schleunigste Rückzug, den er, bei Dinant die Maas überschreitend, glücklich bewerkstelligte. Den Fluß gegen den auf dem Fuße ihm folgenden Jourdan vertheidigen zu wollen, ließ sein Nachtrab sich beigehen, allein ohne sonderliche Anstrengung wurde das leichte Hinderniß beseitigt, und am 30. und 31. Mai führte auch Jourdan sein Heer über den Strom, um die Stellung bei Estave zu beziehen. Nach der Vorschrift des Heilsausschusses sollte er die mit der Belagerung von Charleroi beschäftigten Corps von Charbonnier und Desjardins ablösen; den bei der Armee sich aufhaltenden Deputirten des Convents schien es aber zweckmäßiger, alle die verschiedenen Corps zu einer einzigen Masse zu vereinigen und die hiermit geschaffene Sambre- und Maasarmee, 76,000 Combattanten, ungerechnet die 15,000, mit welchen Scherer die Sambre von Maubeuge bis Thuin hütete, den Befehlen von Jourdan zu untergeben. Es fehlte indessen viel, bevor diese fürchterliche Macht in Bewegung gesetzt werden konnte, es waren die heterogenen Bestandtheile zu verschmelzen, die verschiedenen Zweige des Armeedienstes einigermaßen zu ordnen, die Geschütze und Munitionsvorräthe, Behufs der bevorstehenden Belagerung von Charleroi, auszutheilen. Am 3. Juni hatte Jourdan Desjardins' Armee an sich gezogen, am 12. überschritt er, von den Österreichern wenig belästigt, die Sambre, um abermals die Belagerung von Charleroi vorzunehmen, während ein feindliches Heer in der Nähe sich bereitete, ihn für solche Vermessenheit empfindlich büßen zu lassen. Es schob nämlich der Erbprinz von Oranien den General Beaulieu gegen Temploux und Sombreffe vor, während er selbst die Hauptmacht gegen Nivelles führte, um sie am folgenden Tage zwischen der Holzung von Dalhutte und les Burettes, unweit Marbais, mit dem Beaulieu'schen Corps zusammenstoßen zu lassen. Der Franzosen linker Flügel zog sich gegen Trazignies hinauf, ihr Mitteltreffen erstreckte sich von Gosselies bis Ransart; ihr rechter Flügel stand bei Lambusart. Angriffsweise zu verfahren, hatte Jourdan sich vorgesetzt, und ein ungewöhnlich dichter Nebel, am Morgen des 16. Juni, schien diese Absicht zu begünstigen, nichtsdestoweniger gewann der Prinz von Oranien den Franzosen den Vorsprung ab, und sie wurden unter Umständen, die regelmäßig zu ihrem Nachtheil ausschlagen, in das Treffen verwickelt. Indessen behauptete Kleber sich auf dem linken Flügel mit Vortheil, im Centrum hatte Jourdan, im entscheidenden Augenblicke die Reserve herbeiführend, dem ungestümen Vordringen von Quasdanowich ein Ziel gesteckt, und gegen Mittag, nachdem der Nebel gefallen, schien auf der ganzen Linie der Franzosen Überlegenheit sich geltend zu machen, als Beaulieu und Alvinzy die beiden Colonnen ihres linken Flügels zu einem entscheidenden Angriff auf Lambusart und Gam-

pinaire führten, die Division Lefèbvre überwältigten, und die Trümmer derselben nöthigten, bei le Chastelet über die Sambre zurückzugehen. Der Waffenbrüder Flucht ward für Hatry das Zeichen, eiligst die Belagerung von Charleroi aufzuheben, und Jourdan, der Verbindung mit seinem rechten Flügel durch eine Bewegung von Duasdanowich verlustig und befürchtend, mit seinem Centrum zwischen einem siegenden Feinde und dem Flusse im Rücken erdrückt zu werden, gab den Befehl zum Rückzug. Gedeckt von Kleber wurde derselbe ohne Unordnung ausgeführt; ungefähr 3000 Mann hatten die Franzosen, ein Drittel weniger die Österreicher verloren. Entscheidend keineswegs, brachte die Schlacht den Beweis, daß ein Fragment des Bundesheeres ausreichen könne, die unzählbaren Scharen der Sambre-et-Meusearmee aufzuhalten; die moralischen Folgen des Tags, bei gehöriger Benutzung, hätten demnach dem Kriege eine durchaus veränderte Richtung geben mögen. Aber ein günstiges Ereigniß zu benutzen, das war der Prinz von Coburg niemals vermögend. Zu hohem Kriegsruhm gelangt, ohne dazu in seinem Innern sich berechtigt zu fühlen, richtete der Prinz vornehmlich seine Gedanken auf die Bewahrung dieses Ruhms. Sorgfältig mied er jede Gelegenheit, die zu Schiffbruch führen konnte, mit der Ängstlichkeit etwa eines Fremdlings, der, unter dem Schutze einer zufälligen Ähnlichkeit, sich eingeschlichen hat in ein vornehmes Haus, als der verlorne, aber vermeintlich wiedergefundene Sohn, und der, unfähig den getäuschten Ältern die Zuneigung eines wahrhaftigen Sohnes zu bezeigen, in fortwährender Angst leben muß ob der Möglichkeit einer Entdeckung. Den Augenblick der Entdeckung hinaus zu schieben, enthielt der Prinz sich jedes kühnen, entscheidenden Schrittes, hiermit zu unaufhörlich steigender Kühnheit herausfodernd die zwar noch rohen und unerfahrenen, darum aber auch keine Gefahr ahnenden und achtenden Verfechter der Revolution. Die Unsicherheit und Halbheit des obersten Feldherrn zu überbieten, schien aber sein Hof zur Angelegenheit sich gemacht zu haben. Da bekämpften sich zu jener Zeit mit abwechselndem Erfolge zwei mächtige Parteien. Die eine, mehrentheils die großen Aristokraten in Wien, denen von fern die Möglichkeit nicht erschien, daß einst die französische Revolution sie in ihrem Besitzthume, in ihren Genüssen stören könne, sahen seit längerer Zeit, seitdem Preußen groß geworden, in den Niederlanden ein höchst unbequemes Anhängsel, welches in alle Kriege des westlichen Europa's die Monarchie verwickelnd, in keiner Weise die seiner Vertheidigung geopferten Ströme von Blut vergüten möge. Um jeden Preis wollte diese Partei den lästigen Verband lösen. Als Gegner standen ihr gegenüber die nachgerade von ihrem Schwindel geheilten belgischen Großen, einige mit diesen verschwägerte gebietende Familien in Wien, eine Masse belgischer Generale und Officiere, worunter Männer von dem höchsten Verdienste, endlich eine noch viel größere Schar von Civilbeamten, die in den Kanzleien von Brüssel, wie von Wien vorherrschend, mittels ihres Einflusses auf die Vorgesetzten, wenngleich diese einer entgegengesetzten Meinung waren, auf den Gang der Dinge gar mächtig einzuwirken pflegten. Diese Partei wollte nicht nur um jeden Preis die Niederlande behaupten, sondern auch ihre von Ludwig XIV. so jämmerlich zersetzte Grenzen, ihre von der abnormen Politik Joseph's II. gebrochenen Wehren auf Kosten Frankreichs herstellen und ergänzen. Parteien, die dergleichen entschiedene Gegensätze verfolgend in Kräften beinahe gleich, mußten, in dem kaum eingetretenen Wechsel der Herrschaft vorzüglich die wunderlichste, die verderblichste Divergenz der Entschließungen veranlassen. So war es z. B. die belgische Partei, welche den jugendlichen Kaiser von Wien entführte (2. April 1794), damit er versuche, durch die treuherzige Anmuth seiner Persönlichkeit das fortwährend grollende Volk der Niederlande zu versöhnen, damit er durch seine Anwesenheit auf den Schlachtfeldern der Begeisterung der Republikaner für eingebildete Freiheit im Gegengewicht sich erzeige. Wiederum kam die österreichische Partei zur Tagesordnung und ihr gelang es, den Monarchen von einem Schauplatze zu entfernen (13. Juni), dem alle seine Neigungen abgewendet waren. Man versicherte, es sei dieses das Resultat eines am 24. Mai zu Tournay abgehaltenen Kriegsrathes gewesen, worin, aller Vorstellungen des Erbprinzen von Oranien ungeachtet, beschlossen worden sein soll, die Niederlande aufzugeben. Dazu soll Österreich um so bereitwilliger sich verstanden haben, da eine reichliche Entschädigung ihm zugesagt worden. Außerdem konnten die nothwendigen Folgen der Räumung von Belgien, als der Verlust von Holland, der Bruch in das Centrum der Coalition getrieben, die Isolirung von England, dem Blödsinn selbst nicht entgehen, und werden wir darum an das, was zu Tournay beschlossen worden sein soll, nicht glauben, es sei denn durch das einstimmige Zeugniß aller derjenigen, die dort versammelt gewesen, beurkundet. Wohl aber glauben wir, daß es um jene Zeit der österreichischen Partei gelang, dem Kaiser eine oder mehre Demonstrationen von Gleichgültigkeit für die Erhaltung der Niederlande, als durch welche der Bundesgenossen Thätigkeit angefeuert werden sollte, abzulocken. Wer von der Einwirkung dieser Demonstrationen auf des Prinzen von Coburg empfängliches Gemüth eine Versinnlichung zu haben wünscht, der erinnere sich an Skrzynecki's Wirken im Sommer 1831. Anstatt den Sieg vom 16. Juni als eine Anleitung zu ferneren Siegen zu benutzen, anstatt vorwärts zu stürmen auf der Sambrestraße, die den Franzosen der kürzeste und gebahnteste Weg, zum Besitze der Niederlande zu gelangen, zugleich die einzige Straße ist, um, mit der Möglichkeit eines bedeutenden Erfolges, von den Niederlanden aus in Frankreich einzudringen, wähnte der Prinz aller Besorgniß um seinen linken Flügel für lange Zeit sich enthoben, und viel glaubte er zu thun, wenn er durch spärliche und vereinzelte Hilfe Clairfayt's riesenhafte, wenngleich stets vergebliche Anstrengungen gegen die Unmöglichkeit unterstützte. Aber schon war alles drüben, bei der Sambre-et-Meuse in lebendiger Bewegung, um ihn für seine unverzeihliche Sicherheit zu geißeln. St. Just, von dem man doch will, daß er hauptsächlich um diese Zeit mit Trautmannsdorf und Mercy die Bedingungen einer Pacification auf die Basis von der Abtretung der Niederlande verabredete,

foderte mit seinem gewöhnlichen Ungestüm die Köpfe der Anführer, welche in der Schlacht vom 16. Juni die Unfälle der Division Lefebvre verschuldet haben sollten, und einzig Jourdan's Verheißung, durch einen Sieg das Gedächtniß eines Unfalls zu löschen, konnte den Proconsul bewegen, einstweilen in der Erhebung seines Blutzehnten nachzulassen. Aber Jourdan wußte, daß er gegen den Machthaber sich verpflichtend, den eigenen Kopf zum Pfand setze, und das Pfand zu lösen, trug er Eile. Am 18. Juni schon überschritt er die Sambre; es war das fünfte Mal, daß die französische Armee diesen Übergang bewerkstelligte, das dritte Mal, daß sie die Belagerung von Charleroi vornahm. Jetzt endlich scheint es den österreichischen Generalen, welche mit seltener Ausdauer die Pforte der Niederlande gehütet hatten, gelungen zu sein, den obersten Feldherrn über die Wichtigkeit der ihnen anvertrauten Stellung zu belehren; der Prinz von Coburg, dessen Aufgabe so einfach und bequem, im Falle er angewiesen, die Niederlande aufzugeben, brach am 20. von Tournay auf, in dem festen Entschlusse, Charleroi zu entsetzen, selbst in dem Falle, daß dieses nur durch eine entscheidende Schlacht zu erreichen sei. Ihm folgte die österreichische Hauptmacht, Engländer und Hanoveraner aber verharrten an der Schelde, angeblich, um die Verbindung mit Clairfayt's Corps in Westflandern zu unterhalten, in der That aber in der Hoffnung, während Franzosen, wie Österreicher einzig den an der Sambre zu erwartenden Ereignissen ihre Aufmerksamkeit zuwenden würden, für sich selbst in der Nähe der Lys und der Seeküste irgend einen festen Punkt zu gewinnen. Von Verbündeten scheidend, die keine Augen hatten, um die Wichtigkeit der Sambre wahrzunehmen, war der Prinz von Coburg am 21. in Ath, am 22. bei Nivelles, beschäftigt, daselbst seinen linken Flügel zusammenzuziehen. Darüber verlor er, obgleich die Noth von Charleroi ihm nicht unbewußt, vier volle Tage, daß die Besatzung sich dahin gebracht sah, am Abend des 25. den Platz aufzugeben. Mit Tagesanbruch führte der Prinz in die Schlacht von Fleurus eine Armee von 70,000 Mann, in fünf Armeecorps oder neun Colonnen vertheilt, in derselben Weise, wie 19 Jahre später das verbündete Heer gegen der Franzosen Schlachtlinie vor Leipzig geführt worden ist. An der Pleiße verdankten die Allirten concentrischen Angriffen den Sieg, indem sie durch eine ungeheuere Übermacht gesichert, auch die Zeit, welche bis dahin den Franzosen alles zu Glück gewendet hatte, abgelaufen war, bei Fleurus, wo Coburg seine 70,000 Streiter über eine Linie von 12 Wegstunden ausgebreitet hatte, möchte es beinahe ein Wunder sein, daß dennoch einige seiner Colonnen stark genug waren, um einzelne Aufstellungen der feindlichen Armee, bei ihrer Überlegenheit von 20,000 Mann, bei ihrer vortheilhaften Stellung auf der Sehne des Bogens, zum Weichen zu bringen. Vorzüglich Beaulieu hat wiederum an diesem Tage durch Kühnheit und Thätigkeit sich ausgezeichnet, gleichwie in Jourdan's Armee vor allen Kleber, Lefebvre, Marceau, wenn auch dessen Division in kläglicher Verwirrung über die Sambre getrieben wurde, ehrende Erwähnung verdienen. Jourdan selbst legte Proben von Einsicht und ruhiger Fassung ab, indem er die Division Championnet, die nach dem Verlust ihrer festen Stellung bei Heppignies in vollem Rückzuge begriffen war, in dem entscheidenden Augenblicke 6 Bataillone und 6 Schwadronen zu Hilfe führte, und auf diese Weise nicht nur das Gefecht wieder herstellte, sondern auch eine glänzende Cavaleriecharge gegen die feindliche Colonne ausführte. Im Augenblicke, als die Infanterie der Österreicher gezwungen, sich in Vierecke zu formiren, wurden 50 Kanonen genommen, welche aber der Prinz von Lambesc mit seinen Carabiniers und Cuirassieren wieder befreite, hiermit zugleich, um 7 Uhr Abends, das sauere Tagwerk beschließend. Denn in den ersten Stunden des Nachmittags hatte bereits der Prinz von Coburg, den geringen Fortgang der vereinzelten Anstrengungen gewahrend, den Rückzug geboten, welchen zu bewerkstelligen die am weitesten vorangegangenen Colonnen von Beaulieu und dem Prinzen von Oranien, erhebliche Schwierigkeiten finden mußten, wenn anders Jourdan seine numerische Überlegenheit und die Vortheile seiner Centralisation zu benutzen verstanden hätte. Auf dem Schlachtfelde von Fleurus, wo der Verlust für beide Theile gleich, 4—5000 Mann, ist demnach die große Frage um den Besitz von Belgien unentschieden geblieben, aber in seinen Folgen gestaltete dieser Tag sich zu einem welthistorischen Ereignisse. Der schwache Rest von Vertrauen, den die österreichische Armee ihrem Anführer bewahrt haben mochte, ging unwiederbringlich verloren, und ihr Misvergnügen ließ gar wenig von Anstrengungen hoffen, welche im geringsten Falle verspätet waren, obgleich Jourdan selbst, wenig befriedigt mit seinen Resultaten auf dem Schlachtfelde, und in gänzlicher Unwissenheit um die moralische Wirkung, so der Tag von Fleurus auf seine Gegner gehabt, eine unschätzbare Zeit verabsäumte, dann in blinder Befolgung vermuthlich der von dem Heilsausschusse empfangenen Befehle, anstatt die eigentliche Operationslinie, die Richtung von Namur, zu verfolgen, sich nordwestlich gegen Mons wendete, wo er allerdings hoffen konnte, der Unterstützung der von Pichegru befehligten Nordarmee zu begegnen. Das was von Seiten des Generals und derjenigen, deren Befehlen er unterworfen war, lediglich ein Irrthum zu nennen ist, hat man wiederum dem Einflusse der Unterhandlungen zuschreiben wollen. Mons wurde nach einer Reihe von Gefechten ohne Bedeutung von den Franzosen besetzt; am 10. Juli rückten sie in Brüssel ein, in demselben Augenblicke beinahe, als die Sambre-et-Meuse- und Nordarmee ihre Vereinigung bewerkstelligte; aber nicht weiter bestand die Möglichkeit, die Communicationen der kaiserlichen Armee zu durchbrechen, und ohne wesentliche Hindernisse mochte diese ihren Rückzug über Tirlemont und Lüttich fortsetzen. Dagegen mußte den Franzosen gar sehr zu Statten kommen, daß die Österreicher allein diese Richtung verfolgten, während ihre Verbündeten, die Engländer, mit alle dem, was von ihnen abhängig, von fern nicht mehr auf die gemeine Sache, sondern lediglich auf die Vertheidigung von Holland bedacht zu sein schienen. Indem der lockere Verband der verbündeten Heere für

immer sich auflösete, jedes der beiden großen Fragmente seine eigene Richtung verfolgte, blieb auf keiner Seite die Möglichkeit, den seit drei Monaten rastlos andrängenden siegreichen Heeren der Republik fruchtbaren Widerstand zu leisten. Aber der Heilsausschuß, gewöhnlich so verwegen, weil er die Hindernisse zu beurtheilen und zu berechnen nicht geeignet, fand mit einem Male Vorsicht nöthig, wo nur Geschwindigkeit erfoderlich, und verfügte, daß die Maas nicht von seinen Heeren zu überschreiten sei, bis die Festungen Valenciennes, Condé, Landrecies, le Quesnoy gefallen sein würden. Die Operationen der Nordarmee mußten sich demnach auf ein langsames Vorschieben gegen Antwerpen beschränken, während Jourdan nach der Besitznahme von Lüttich, wo die Vorstädter sich gegen die weichenden Österreicher bewaffnet hatten, in die vollkommenste Unthätigkeit versank, und von fern nicht Miene machte, die auf dem rechten Maasufer von der lütticher Karthause und von der Ourthemündung bis Mastricht sich ausdehnenden Feinde zu beunruhigen. In der gleichen Unthätigkeit verharrten die Engländer und Holländer, im Norden die Österreicher, selbst nachdem der Prinz von Coburg am 28. Aug. den Oberbefehl an Clairfayt abgegeben hatte. Nachdem aber Scherer mit den zu den Belagerungen von Valenciennes u. s. w. verwendeten 20,000 Mann am 14. Sept. eingetroffen, nachdem die Nordarmee sich in Bewegung gesetzt, um die Engländer vollends von dem linken Maasufer zu vertreiben, entwarf auch Jourdan den Plan zu einem Angriffe auf den linken Flügel der kaiserlichen Armee, den um so sicherer durchzuführen, er eine allgemeine Beunruhigung der Linie anordnete. Am 13. Sept. erzwang der französische rechte Flügel, von Scherer befehligt, und aus den Divisionen Marceau, Hacquin und Mayer, und der Brigade Bonnet, überhaupt aus 48 Bataillonen und 20 Escadronen bestehend, bei Durbuy und Comblaine-au-pont den Übergang über die Ourthe, um am 18. mit Tagesanbruch die Aywaille zu überschreiten, und bei dem gleichnamigen Dorfe dem österreichischen General la Tour ein Gefecht zu liefern, welches diesen, nach dem Verluste von 1200 Mann und 36 Kanonen nöthigte, den Rückzug gegen Herve und Henry-chapelle anzutreten, gleichwie in der Nacht noch die kaiserliche Armee nicht nur die lüttiche Karthause, sondern auch ihre übrigen Positionen, die Maas entlang, räumte, um sich in mehren Colonnen der Gegend von Aachen zuzuwenden. Sofort ließ Jourdan die Brücke zu Lüttich, und die Vorstadt Amercoeur deblayiren, und am Morgen des 19. die Divisionen Hatry und Championnet, seinem rechten Flügel zur Unterstützung, auf das andere Maasufer übergehen. Am 20. wurden die Höhen von Clermont genommen, und indem Scherer gleichzeitig über Verviers gegen Limburg vordrang, fand der österreichische Feldherr seine Verbindungslinie mit Cöln ernstlich bedroht. Sie zu retten, zog er sich in die Stellung von Aldenhoven zurück, deren Ausgang durch die Festung Jülich gedeckt, die auch durch die seit dem Aug. aufgeworfenen Feldverschanzungen verwahrt, gleichwie sie in ihren Flanken die schmale, aber ziemlich reißende Roër hat, deren steiles, rechtes Ufer das linke beherrscht. Den Entschluß, die Roër zu vertheidigen, hatte Jourdan von seinem Gegner nicht erwartet, vielmehr schickte er auf Carnot's Gebot sich an, seinen ganzen linken Flügel, unter Kleber, zu der Belagerung von Mastricht zu verwenden; Clairfayt's Anstalten wahrnehmend, nahm er sich jedoch zum ersten Mal heraus, dem Willen des Heilsausschusses zu trotzen, und nur 15,000 Mann vor Mastricht zurücklassend, gelang es ihm, zwischen Eschweiler und Heinsberg eine Streitmacht von mehr als 100,000 Mann zu vereinigen. Eine ungeheure Übermacht demnach konnte er am 2. Oct. zum Angriffe der österreichischen Linien führen, und das gewöhnliche Resultat der Übermacht blieb nicht aus. Nach dem hartnäckigsten Widerstande mußte Clairfayt die Position von Aldenhoven räumen, und bis auf das Glacis von Jülich verfolgt, jenseit des Flusses Zuflucht suchen; Düren ward von Lorges und Marceau genommen, und an diesem Tage ganz eigentlich das Schicksal Belgiens und des linken Rheinufers entschieden, obgleich der Verlust der Österreicher, 800 Gefangene ungerechnet, kaum über 2000 Mann betrug, die Franzosen höchstens 1500 Mann einbüßten. Am 3. Morgens hielt Jourdan mit dem Vortrab Angesichts der Thore von Jülich, und sofort überbrachte ihm der Magistrat die Stadtschlüssel; denn Clairfayt hatte nicht für gut befunden, in einer Festung von so entschiedener Nullität Besatzung zurückzulassen. Sofort begann die Verfolgung des auf Cöln sich zurückziehenden Feindes. Vom 3—5. Oct. ging die kaiserliche Armee zu Düsseldorf, Mülheim, Cöln und Bonn über den Rhein, am 6. Oct. zogen die Franzosen zu Cöln, am 7. zu Bonn ein; hiermit war eigentlich Jourdan's Aufgabe gelöst, aber die unsägliche Langsamkeit, mit welcher die Moselarmee unter Moreau ihr Tagwerk betrieb, beunruhigte den Anführer der Sambre-et-Meusearmee; der Saumseligen Operationen zu unterstützen, schob er die Division Marceau rheinaufwärts. Marceau nahm am 23. October Coblenz, von da ohne sonderliche Anstrengung den ihm weit überlegenen Melas verdrängend; am 2. Nov. traf auch daselbst die Moselarmee ein, und es blieb, nachdem Rheinfels gefallen, auf dem linken Rheinufer einzig Luxemburg und Mainz in den Händen der Österreicher. Über seinen rechten Flügel vollkommen beruhigt, konnte Jourdan ungehindert durch eine rheinabwärts gerichtete Demonstration der Nordarmee Fortschritte in Holland befördern; nach dem Fall von Mastricht, 4. Nov., ließ Jourdan seinen linken Flügel allgemach bis Arnheim und Doësburg, jenseit der Waal, hinabgehen, und es mag diesen Divisionen der Aufenthalt in dem reichen Lande gar wohlthätig gewesen sein. Jourdan's Hauptarmee verdankte ihre Erhaltung ebenfalls lediglich den in Mastricht vorgefundenen unermeßlichen Magazinen und nachträglich den in Holland sich darbietenden Hilfsmitteln; ohne deren Benutzung hätte die Armee, gleichwie die Bevölkerung des linken Rheinufers, kaum einer Hungersnoth entgehen mögen. Und wie reichlich auch die Beiträge aus Holland flossen, die Sambre- und Maasarmee, nachdem sie im März durch die Rückkehr der zwei an der Yssel verwendeten Divisionen verstärkt worden, gerieth durch Mangel aller Art und durch die schändlichste Verwaltung in bei-

spiellose Unordnung, von welcher unerhörte Desertion eine der ersten Folgen war. In vollkommener Unthätigkeit verging der Sommer 1795, obgleich der Fall von Luxemburg das Belagerungscorps, unter Hatry, disponibel gemacht, und hiermit die Stärke der Sambre- und Maasarmee zu dem Bestande von 97,000 Mann, zwischen Bingen und Neuß zerstreut, erhoben hatte. Im September endlich erging aus Paris der Befehl zum Rheinübergang, und am Morgen des 7. Sept. wurde derselbe unterhalb Düsseldorf bewerkstelligt, nachdem hierzu, wie es heißt, der preußische Neutralitätscordon den ersprießlichsten Vorschub geleistet hatte. Die erste Frucht der Operation war die Einnahme von Düsseldorf, ihr folgte rasches Vordringen gegen den Main, gleichwie am 22. Mannheim durch Verrath an Pichegru überliefert wurde. Am 25. erreichte Jourdan's Armee den Main, aber Tags vorher hatte Quasdanowich über eine von Pichegru's Divisionen einen bedeutenden Vortheil errungen, und Clairfayt, dessen Verbindungen mit Wurmser hierdurch hergestellt waren, sah sich in den Stand gesetzt, gegen die Sambre- und Maasarmee die Offensive zu ergreifen. Durch ein geschicktes Manoeuvre wurde Jourdan an der Nied überflügelt und dergestalt in Schrecken gesetzt, daß er, dessen Generale für den 12. Oct. mit Zuversicht eine Schlacht sich verheißen hatten, kaum eilig genug den Rückzug gegen die Lahn anzutreten wußte. Viele Bagage ging verloren und der von Kleber befehligte Flügel gerieth in die äußerste Gefahr durch Marceau's Übereilung in der Vernichtung der Brücke bei Neuwied; allein es war der Franzosen Zeit, und ein Unfall, der bei Leipzig der großen Armee so verderblich werden sollte, ist kaum den Soldaten Kleber's bemerkbar geworden. Es hat aber auch eine wahrhafte Verfolgung von Seiten Clairfayt's nicht statt gefunden, dieser vielmehr wendete sich unversehens, und die Märsche berechnend, die ihn zu der auf der linken Rheinseite berennten Festung zu tragen erfoderlich, sowie die Zahl der Märsche, mittels welcher Jourdan seinen Waffenbrüdern zur Unterstützung herbeieilen konnte, gelang es ihm, den glorreichen Entsatz von Mainz zu bewerkstelligen, 29. Oct. die feindlichen Linien zu erstürmen und das Blokadecorps zu sprengen. Wie groß auch Jourdan's Thätigkeit war, um dem Schauplatze eines so wichtigen Ereignisses zuzueilen, die bodenlosen Wege des Hundsrückens setzten ihr doch unerhörte Schwierigkeiten entgegen, am 15. Nov. erst vermochte der General in Simmern einzutreffen, am 1. Dec. nahm er Creuznach, wo 500 Österreicher in Gefangenschaft geriethen, und Marceau, von Kirn ausgehend, näherte sich der Glan, in der Absicht, bei Alsenz Position zu ergreifen. Aber mittlerweile war Mannheim, dessen Entsatz Jourdan's dringendste Aufgabe, mit einer Besatzung von 10,000 Mann durch Capitulation gefallen, daß demnach ohne Weiteres Wurmser sein ganzes Heer auf das rechte Rheinufer führen, und Clairfayt, von dieser Seite gedeckt, seine Hauptmacht gegen Jourdan verwenden und mit 60,000 gegen 45,000 Mann diesen in seiner Stellung an der Nahe überflügeln, wol gar der erste die Mosel erreichen konnte. Marceau wurde über die Nahe zurückgeworfen, vom 12. Dec. ab zog Jourdan sich auf das Plateau des Hundsrückens, zumal sein rechter Flügel vollständig umgangen war, und die Truppen, die er bei Morbach aufstellte, schwerlich seine Brücken au der Mosel gegen einen lebhaften Angriff behauptet haben würden. Unabhängig von diesen wesentlichen Gefahren hörte er von Demonstrationen des Feindes an dem Niederrhein; besorgt um seine Festungen an der Maas war er beinahe entschlossen, mit Zurücklassung eines Corps an der Mosel, seine Hauptmacht jener angeblich bedrohten Stelle zuzuführen und in diesem langen Marsch, einem siegenden Feinde gegenüber, einer sichern und schrecklichen Niederlage sich auszusetzen, als, zu seinem Glücke am 21. Dec. Kray in Clairfayt's Auftrage, Vorschläge zu einem Waffenstillstande vernehmen ließ. Sie fanden die willigste Aufnahme, und ein Vertrag, dessen Grundlage das uti possidetis, wurde abgeschlossen, dergestalt, daß ein bedeutender Theil des linken Rheinufers, zwischen Nahe und Speierbach, den Österreichern zufiel, hingegen den Franzosen auf dem rechten Ufer der nördliche Theil des Bergischen, mit der Wupper als Südgrenze, verblieb. Bei der Zerrüttung der französischen Heere, bei der Rathlosigkeit ihrer Feldherren, denn Jourdan und Pichegru haben sich deshalb keinen Vorwurf zu machen, beging Clairfayt, die Waffenruhe bewilligend, den ungeheuersten Fehler. Er hätte, bei der Stimmung der Völker, bis an die Lys seinen Sieg verfolgen können. Als die Gefahr beseitigt, kam Jourdan, der seit dem Hergange an der Nied fortwährend gekränkelt und um seine Entlassung gebeten hatte, alsbald wieder zu Kräften, und sattsam über die Mangelhaftigkeit des Organismus seiner Armee belehrt, beschäftigte er sich alles Ernstes mit den dabei einzuführenden Verbesserungen. Die Zahl der Bataillone wurde im Verhältniß zu der verminderten Anzahl der Streiter auf die Hälfte herabgesetzt, eine Menge Officiere fielen in die Reform, in der Regel die jüngsten und folglich die brauchbarsten, da die Anciennität die Richtschnur geben mußte; der Generalstab in allen seinen Zweigen wurde bedeutend vereinfacht. Auch um das Verpflegungssystem zeigte Jourdan sich bemüht, aber hat in späteren geregelten Zeiten der Mann der Allgewalt und des eisernen Willens nicht vermocht, gegen den Nationalcharakter, gegen das Heer von Employés, Commissarien, Lieferanten zu wirken, welche, nach aller Zeiten Brauch, angewiesen, den französischen Soldaten um des Sieges Frucht zu betrügen, so wird man noch viel weniger von den schwachen, unzusammenhängenden Bemühungen eines Feldherrn, der nur mit momentaner, gar beschränkter Vollmacht bekleidet war, es erwarten dürfen. Die Misbräuche bestanden, die eroberten Provinzen wurden methodisch von amtlichen Blutegeln ausgesaugt, und Soldaten und Officiere lebten, wenn auch auf Discretion, doch mehrentheils elendiglich. Das Elend der Officiere mag man nach dem einzigen Umstande beurtheilen, daß eines Lieutenants monatlicher Sold, in Assignaten, um jene Zeit in baarem Gelde nicht völlig die Summe von 3 Livres, 18 gGr. ausmachte. Der Waffenstillstand wurde von den Österreichern aufgekündigt, wie eben Bonaparte's Erfolge in Italien wesentlich das Gleichgewicht der streitenden Mächte erschüttert hatten. Am 1.

Juni 1796 sollten die Feindseligkeiten ihren Anfang nehmen, am 31. Mai empfing Wurmser in Kaiserslautern den Befehl, einen Theil seiner Armee zur Rettung von Mantua abgehen zu lassen. Dem zufolge wurden 26 Bataillone und 18 Escadronen, in Allem 25,220 Mann, nach den Alpen entsendet, und die unerhebliche, nach den eigenen Ansichten des Erzherzogs Karl chimärische Offensive, welche die Österreicher für ihren Feldzug am Rhein beabsichtigten, mußte sich sofort zu einem Vertheidigungskrieg gestalten. Noch behaupteten sie auf dem linken Rheinufer eine defensive Stellung, als Kleber, von Düsseldorf ausgehend, die ganze österreichische Vorpostenkette an der Sieg allarmirte, am 3. und 4. den Prinzen Ferdinand von Würtemberg, der zwar für seine Person abwesend, bei Altenkirchen besiegte, am 4. die bei Bonn übergegangene Division Bonard bei Linz an sich zog, und am 6. nach einem hartnäckigen Gefechte auf den Höhen von Offheim und Dietkirchen, die österreichische Arrieregarde zwang, das rechte Ufer der Lahn zu räumen. Alsbald bewerkstelligten Jourdan's übrige Divisionen, bei Neuwied, wo eine Brücke geschlagen wurde, ihren Rheinübergang, sodaß sie am 12. Juni an den Ufern der Lahn sich vereinigt fanden. Ihr Commando übernahm am 13. Jourdan, der zeither, um die Operationen an der Sieg, gleichwie in der Umgebung von Mainz zu leiten, in Coblenz sich aufgehalten, und er entwarf eine Disposition zur Fortsetzung der Offensive, welche bis zum 17. zu Stande gekommen sein sollte. Allein hierzu hat der Erzherzog Karl ihm die Zeit nicht vergönnet. Ein meisterhafter Marsch versetzte diesen an die Lahn, und in dem Treffen bei Wetzlar, 15. Juni, besiegte er Lefebvre's verzweifelte Anstrengungen. Einen siegenden Feind in seiner Flanke erblickend, mußte Jourdan sofort sich zum Rückzuge entschließen; am 16. wurden Weilburg und Mehrenberg von seinen Vorposten verlassen, und es erfolgte der Rückzug in derselben Ordnung, in welcher der Heraufmarsch geschehen war. Jourdan selbst, dann die Divisionen Grenier, Championnet und Bernadotte, auch ein Theil der Reiterei zogen staffelweise über Montabaur nach Neuwied; Bonard wendete sich den Rhein entlang nach Cöln; Kleber verfolgte mit den Divisionen Lefebvre und Collaud, dann einer Brigade schwerer Reiterei, die Straße nach der Sieg über Altenkirchen, und bestand bei Ueckerath ein hartnäckiges, keine Entscheidung gebendes Gefecht. In seine alten Stellungen mußte Jourdan zurückkehren, nicht ohne abermalige Beeinträchtigung seines kriegerischen Ruhms, und selbst, wir sind dessen überzeugt, ohne das Bewußtsein des wichtigen Dienstes, den er dem Vaterlande geleistet. Er hatte durch sein verwegenes Vorgehen den Erzherzog genöthigt, die Stellung auf dem linken Rheinufer aufzugeben, und sich von der großen Arterie des südlichen Teutschlands, von dem Main, zu entfernen, hiermit aber Moreau's Rheinübergang, vom 23. Juni ab, möglichst befördert. Von diesem Ereignisse empfing der Erzherzog am 26. in seinem Hauptquartier zu Wallmerod, zwischen Montabaur und Westerburg, die Meldung, und indem er sogleich mit einem Theil seiner Truppen dem Neckar zueilen mußte, ließ er zwischen Lahn und Sieg 30 Bataillone und 54 Escadronen unter Wartensleben, dann bei Idstein 7 Bataillone und 22 Escadronen unter Werneck als Reserve zurück. Diese Truppenzahl reichte beiweitem nicht hin, um gegen Jourdan eine wirksame Defensive zu behaupten. Bereits am 28. Juni setzte dieser von Düsseldorf aus die Divisionen Lefebvre und Collaud in Bewegung; ihm folgte Bonard, der bei Cöln übergegangen war. Am 29. wurden die Österreicher aus dem urmitzer Werth, welches dem linken Flügel der Stellung bei Neuwied gegenüber liegt, vertrieben. Am 2. Juli wurden bei Weißenthurm die gesammten Grenadiere der Division Championnet eingeschifft. Sie landeten um drei Uhr Morgens an dem rechten Ufer, in demselben Augenblicke, als die mehr aufwärts bei Kesselheim eingeschifften Grenadiere von Bernadotte, unter dem Schutze einer auf dem linken Ufer errichteten Batterie von 25 Kanonen bei Bendorf ausstiegen, und auf beiden Punkten kam es sofort zum Angriff. Nach einem hartnäckigen Gefechte von sechs Stunden wurde die Stellung bei Bendorf gewonnen. Von Neuwied nahmen Championnet's Grenadiere Besitz, und indem sie aufwärts gegen Heddesdorf drangen, schloß sich ihnen eine zweite über Leudesdorf und den Wiedbach gekommene Colonne an. Auf allen Punkten wichen nach ehrenvoller Gegenwehr die Feinde, um vorläufig bis Hollbach, hinter Montabaur, dann in der Richtung von Nassau sich zu retiriren. Während dieser Gefechte hatten die Franzosen bis zum Tagesanbruch des 3. Juli bei Weißenthurm ihre Brücke zu Stande gebracht, und ohne Störung bewerkstelligten die Divisionen Bernadotte, Championnet, Poncet, Grenier den Übergang. An demselben 3. war auf dem linken Flügel der Franzosen Bonard zu den Höhen von Altenkirchen, Collaud nach Hachenburg, Lefebvre bis den halben Weg nach Siegen und Breidenbach gelangt. Dieser warf am 4. den österreichischen Vortrab aus seiner Stellung bei Kalteichen, und mehr und mehr gedrängt zogen die Feinde sich in das Lahnthal zurück. Ohne bedeutende Gefechte wurden die Abtheilungen, welche sie auf dem linken Ufer des Flusses zurückgelassen, vertrieben, daß sie am 7. auf das linke Ufer beschränkt und aller Verbindung mit Ehrenbreitstein verlustig waren. Von den Übergangspunkten der Lahn war jener bei Rrunkel der erste, welchen die Division Championnet forcite. Davon nahm Werneck, der seit dem 3. mit seiner Reserve in die Schlachtlinie eingerückt war, Anlaß, seine Stellung zu Limburg, als in der Flanke bedroht, zu verlassen, und hiermit die Losung zu allgemeinem Rückzug gegen das Innere der Wetterau zu geben. Auf andern Punkten wurde die Lahn gleichfalls von der Sambre- und Maasarmee überschritten, und den Feind in mehren Colonnen verfolgend, bestand sie eine Reihe von Gefechten, das ernstlichste bei Friedberg, 10. Juli, wo Kleber mit den ihm untergebenen Divisionen Lefebvre, Bonard und Collaud über Wartensleben einen blutigen Sieg erfocht. In der Nacht noch wich der Feind bis in die Stellung von Bergen, vorwärts Frankfurt, zurück. Am 11. gingen die Österreicher bei Kostheim, Rüsselsheim, Frankfurt und Offenbach über den Main, das rechte Ufer an Jourdan überlassend. Am 12. Juli zählte dieser unter seinem Befehl 49—50,000 Mann Infanterie und 9000 Reiter,

ungerechnet die zu der Beobachtung von Mainz verwendete Division Marceau und die sechs Bataillone, welche Poncet vor Ehrenbreitstein hatte. Von seinem Hauptquartier zu Homburg aus ließ Jourdan durch Kleber Frankfurt nach einem leichten Bombardement nehmen, 16. Juli, dann vom 18. ab die ganze Armee in Bewegung setzen, um dem fernern Rückzug der Österreicher gegen Würzburg zu folgen, in der Weise, daß er seinen linken Flügel von der Kinzig aus vorschob, damit er über Gemünden noch vor den Österreichern in Schweinfurt eintreffen könne. Am 22. nahm Lefebvre von der besagten Stadt Besitz, ihm schlossen sich auf derselben Mainseite die Divisionen Collaud, Grenier, Championnet an. Wartensleben war in der That überflügelt, konnte aber auch einem Feinde, der mit Preisgebung seiner Flanke und Communicationen in so weiter Ausdehnung um ihn herum manoeuvrirte, die empfindlichste Lehre bereiten, nachdem er seit dem 21. seine ganze Macht bei Würzburg vereinigt hielt. Die Anstalten dazu hatte er mittels eines für den 23. beschlossenen Angriffs getroffen, da kam am 22. Abends die Nachricht von dem Eintreffen der Division Bernadotte in Miltenberg und statt darin einen neuen Beweis von der unverantwortlichen Zersplitterung der feindlichen Streitkräfte zu finden, verfiel der österreichische Feldherr in Muthlosigkeit. Er beschloß und vollführte, wenig beunruhigt, vom 23. Juli — 1. Aug. den Rückzug, indem er bei Schwarzach und nochmals in Eltman den Main überschritt und bei Zeil Stellung nahm. Bedeutende Vorräthe ließ er zurück, dem Feinde Mittel zur Beschleunigung seiner Operationen. Aber wie viel auch bisher Jourdan dem Glücke zu verdanken hatte, seine Unentschlossenheit, sein System, in einer ausgedehnten Linie vorzugehen und die hiervon unzertrennliche Langsamkeit aller Bewegungen, erlaubten ihm nur unvollständige Benutzung aller der günstigen Ereignisse. Am 24. war Championnet's Avantgarde bei Würzburg eingetroffen, am 25. wurde die Citadelle in Besitz genommen, bis zum 30. verharrte Jourdan in der Stellung bei Schweinfurt, auf tägliche, unerhebliche Vorpostengefechte sich beschränkend. Am 30. endlich, als die Division Bernadotte bei ihm eingetroffen, setzte er sich in Bewegung, stets den linken Flügel, zunächst über Lauringen, vorschiebend. Schon am 1. Aug. fiel die Festung Königshofen in Lefebvre's Gewalt, den Tag eben, als Wartensleben seine Stellung bei Zeil aufgab, um der Gegend von Bamberg sich zuzuwenden. Am 2. Aug. setzte die Division Grenier bei Schweinfurt über den Main, ihre Avantgarde bis Wonfurt ausdehnend; Bernadotte aber die Heerstraße von Bamberg verfolgend, vertrieb nach einem hartnäckigen Gefecht die Feinde aus Burgwindheim. An demselben Tage mußte Jourdan wegen Unpäßlichkeit das Commando an Kleber übertragen, ohne daß jedoch dieser Wechsel wesentlichen Einfluß auf den Gang der Dinge geübt hätte. Denn die Schlacht, zu welcher Kleber sofort die Anstalten traf, wurde durch Wartensleben's Besorgnisse um seine Rückzugslinie hintertrieben. Durch das ungestüme Vordringen der Franzosen gegen Bamberg erschreckt, wendete er in der Nacht vom 3 — 4. Aug. sich gegen Süden, die Rednitz aufwärts. Nur seine äußersten Posten ließen sich in Bamberg betreffen, und noch am 4. kamen Championnet's Vorposten bis Altendorf. Den 5. verbrachte Kleber mit den Dispositionen zu einem Angriff auf Wartensleben's neue Stellung bei Forchheim. Das Gefecht am 6. hatte, ohne entscheidende Resultate zu geben, gleichwol die Folge, daß Wartensleben in der Nacht vom 7 — 8. sich auf Neunkirchen am Brand und weiter auf Amberg, wo er bis zum 18. verharrte, zurückzog. Die Gelegenheit, von ihm eine Entscheidungsschlacht zu erzwingen, als wozu Jourdan von dem Directorium angewiesen, war also verabsäumt, angesehen die schwierige Beschaffenheit des Landes, welchem der Rückzug zuging; Jourdan, der am 8. das Commando wieder antrat, wußte nichts Besseres anzuordnen, als die mit dem 9. beginnende Verfolgung des weichenden Feindes. Während sein linker Flügel und das Mitteltreffen die Rednitz erreichten, gelangte Bernadotte mit dem rechten Flügel nach Nürnberg. Bis zum 17. bestand die Sambre- und Maasarmee in dem Pegnitzthale eine Reihe von Gefechten. Jenes am 17. vor Sulzbach geliefert, wurde von Kray, der fortwährend aus Amberg Unterstützung empfing, mit außerordentlicher Hartnäckigkeit bestanden, und hätte gar leicht zu einer allgemeinen Schlacht führen können, wenn nicht Jourdan vorgezogen hätte, diese für den folgenden Tag zu versparen. Aber Kray, die durch Lefebvre überflügelte Position nicht weiter haltbar findend, retirirte den 18. mit Tagesanbruch gegen Amberg, und, durch die Franzosen einigermaßen gedrängt, hinter die Vils bis Wölfering, während Wartensleben, die Naab entlang, eine gute Stellung bezog. Gegen dieselbe setzte Jourdan am 20. seine Armee wiederum in Bewegung. Bei Wölfering wurde mit großer Hartnäckigkeit gefochten, ohne daß jedoch die Österreicher das rechte Ufer der Naab zu behaupten vermocht hätten. Bis zum 22. waren sie vollkommen über den Fluß geworfen, nur daß sie einen einzigen Punkt jenseits, den Einsiedlerberg vor Schwarzenfeld, behaupteten. Schlagfertig standen die beiden Heere einander gegenüber, ohne daß an eine Forcirung der wenigen und beschwerlichen Flußübergänge der eine oder der andere Theil zu denken gewagt hätte. Durch die Occupation von Amberg war der französischen Armee der Weg zu der Donau, über Castell und Neumarkt eröffnet. Jourdan konnte den Fehler, in der falschen Richtung nach der Pegnitz begangen, verbessern, den Feind durch eine schwache Abtheilung verfolgen lassen, und mit der Hauptmacht über Neumarkt, das durch seinen rechten Flügel bereits überschritten, den Punkt an der Donau erreichen, der ihm zu einer Vereinigung mit Moreau der vortheilhafteste schien. Leicht konnte diese Bewegung den Österreichern verborgen, und somit die letzte Gelegenheit benutzt werden, um den waglichen Zug zweier Heere, deren eines von Strasburg, das andere von Düsseldorf ausgezogen, durch eine Operation, die ihnen die entschiedenste Überlegenheit für die Fortsetzung des Feldzugs, oder vielmehr des Kriegs sichern mußte, zu krönen. Diese Operation war es, welche das Directorium, auf dessen Geheiß das riesenhafte Unternehmen angetreten worden, fortwährend, und indem

es von Moreau den Übergang von Donau und Lech foderte, als das Dringendste empfahl. Aber sie zu vollführen, haben weder Moreau noch Jourdan sich angelegen sein lassen, und des letzten Mittels, den großen Zweck zu erreichen, begab dieser sich durch den Übergang der Vils und die Aufstellung vor Schwarzenfeld. Während er blindlings den Bewegungen seines Gegners folgte, Moreau sich mit den Anstalten zu dem am 19. bewerkstelligten Übergang auf das rechte Ufer der Donau beschäftigte, hatte der Erzherzog Karl, überzeugt, daß er um das Geschick der Monarchie einen großen Wurf thun müsse, seinerseits ebenfalls am 17. bei Ingolstadt und Neuburg, die Donau überschritten, um über Kösching die Vereinigung mit Wartensleben zu suchen. Theilweise getäuscht in seinen Berechnungen durch die Ereignisse vom 18—22. und durch Wartensleben's Ungehorsam, griff er am 22. Bernadotte's Stellung bei Theining an, daß dieser in der Nacht auf Neumarkt, und dann nach einem vergeblichen Versuche, die Stellung zu behaupten, über Altdorf bis hinter Lauf zurückweichen mußte. Seine Flanke gefährdet findend, faßte Jourdan am 23. früh den Entschluß, über die Pegnitz sich zurückzuziehen. Zuerst setzten sich Train und Artilleriepark, um 11 Uhr Nachts die Colonnen in Marsch. Um Mitternacht schon überschritt, sie zu verfolgen, das Wartensleben'sche Corps die Naab; ihn erwartete Jourdan in der Stellung von Amberg, und es erfolgte die Schlacht vom 24., an welcher Theil zu nehmen der Erzherzog die nürnberger Straße, für Jourdan die einzige Rückzugslinie, vernachlässigte. In sofern hat Jourdan also von seiner Niederlage bei Amberg Vortheil geerntet. Doch blieb der fernere Rückzug, zumal in den ersten Tagen, beschwerlich genug. Die Parks, die Bagage, die keinen Vorsprung gegen die Colonnen gewinnen können, hemmten alle Bewegungen und bereiteten jeden Augenblick der Armee die dringendsten Gefahren. Jourdan meinte, nur ein Wunder habe sie aus der verzweifelten Lage zu retten vermocht. Der Feldherr selbst wurde noch am 27. in seinem Hauptquartier in Pretzfeld überfallen, und würde ohne den Widerstand seiner Adjutanten und die rechtzeitige Dazwischenkunft der nächsten Truppen aufgehoben worden sein. Am 28. Aug. war seine ganze Armee, das Corps von Bernadotte nicht ausgeschlossen, an der Wiesent, zwischen Ebermanstadt und Forchheim vereinigt. Sein rechter Flügel blieb allerdings noch ferneren Beunruhigungen ausgesetzt, aber die Heerstraße konnte er gewinnen, für den Fall, daß er den Rückzug fortzusetzen für nöthig erachten sollte. Diese Nothwendigkeit ward gleich sehr durch die Stimmung der Truppen und der Bewohner der durchzogenen Provinzen dargethan. Würzburg, dessen Citadelle von Franzosen besetzt, mußte vor Allem erreicht werden, wo möglich auf dem kürzesten Wege. Dieses zu verwehren, befand sich nur eine Abtheilung der österreichischen Armee in Verfassung, und bewegte diese Abtheilung sich in drei Divisionen, Liechtenstein, Hotze und Sztarray. Ein Erfolg, dieser Zersplitterung gegenüber, schien demnach unzweifelhaft. Am 29. ließ Jourdan den ersten Versuch anstellen, bei Seußling und Hirscheid Brücken auf die Rednitz zu legen. Aber die schlechte Beschaffenheit der Brücken erlaubte es nicht, sich ihnen anzuvertrauen. Darauf beschloß Jourdan den Angriff auf Burg Eberach, wozu er den Generaladjutanten Mireur beordert hatte, durch Zuziehung mehrer Abtheilungen, zu verstärken. Jener vom 29., so ernstlich er durch Bernadotte geführt, gab kein wesentliches Resultat, und sollte darum am folgenden Tage erneut werden; aber Hotze, der auf diesem Punkte den Franzosen gegenüberstand, hatte Zeit gehabt, den Fürsten von Liechtenstein an sich zu ziehen, auch von Sztarray Verstärkungen zu empfangen. In einer Recognoscirung, bei Tagesanbruch, 30. Aug. vorgenommen, glaubte der Obergeneral sich überzeugt zu haben, daß der größte Theil der feindlichen Armee bei Burg-Eberach vereinigt, und er verzichtete auf den beabsichtigten Angriff, um einen Flankenmarsch gegen Schweinfurt anzuordnen. Nur durch Patrouillen verfolgt, seinen ermüdeten Truppen bei Zeil eine sechsstündige Ruhe vergönnend, versammelte er am 31. bei Schweinfurt seine Colonnen: ihm blieb nur noch die einzige Communication mit seiner Basis; aller Fähigkeit zu manoeuvriren verlustig, befand er sich in der Nothwendigkeit, zurückzugehen, oder anzugreifen, während der Erzherzog mittels eines kurzen Marsches auf dem linken Mainufer die feindlichen Verbindungen stören, lediglich durch Bewegungen seinen Zweck erreichen konnte. Am 1. Sept. rastete die französische Armee zu Schweinfurt: solche Ruhe war ihr peremptorisches Bedürfniß geworden. Am 2. Morgens trat sie die fernere Bewegung auf der Heerstraße von Schweinfurt nach Würzburg an. Die Cavaleriedivision eröffnete den Zug; nach ihr kam die Division Bernadotte, dann Championnet und endlich Grenier. Die Division Lefebvre blieb bei Schweinfurt, und nahm ihre Position auf den Anhöhen nächst der Stadt. Gegen Mittag erschien die Avantgarde der französischen Colonne auf dem Steinberg vor Würzburg. Daß die Stadt seit dem 1. von den Österreichern besetzt, scheint Jourdan, den Marsch aus Schweinfurt antretend, nicht gewußt zu haben; ohnehin beharrte er, obgleich unter dem Vorwande von Krankheit, von Generalen von Bedeutung, wie Kleber, Bernadotte, Collaud verlassen, auf dem Entschlusse zu schlagen, als dem einzigen Mittel, das moralische Element seiner Truppen zu heben, zumal er immer noch die Österreicher vereinzelt glaubte. In mehren bis zum Abend fortgesetzten Gefechten blieb der Vortheil den Franzosen. Die Nacht brachte Jourdan in Versbach zu. Spät erreichte der Bericht von dem Aufbruche der Franzosen aus Schweinfurt den Erzherzog, sofort ertheilte er an Kray den Befehl, in der Nacht noch mit 9 Bataillonen und 33 Escadronen die Brücke von Schwarzach zu überschreiten, bei welcher mit Tagesanbruch der Erzherzog selbst mit 8 Bataillonen und 24 Escadrons einzutreffen gedachte. Kray hatte seinen Übergang am Morgen des 3. Sept. 1796 noch nicht vollständig bewirkt. Zum Glücke verhüllte ein dichter Nebel, der erst um 7 Uhr fiel, die Bewegungen der Österreicher. Ganz unerwartet kam der Angriff, durch Sztarray gegen die Stellung der Franzosen auf den Anhöhen von Lengfeld ausgeführt. Lengfeld selbst wurde genommen, und Hotze's gleichzeitiger Angriff auf die Aumühle,

von Galgenberg ausgehend, warf die Franzosen vollends aus dem Thale hinaus. Noch wichtiger und entscheidender waren die Ereignisse im Centrum. Championnet gewann in einem hartnäckigen Gefechte das estenfelder Holz, mußte sich aber übermäßig ausdehnen, um seine rechte Flanke gegen die Österreicher, die trotz wiederholter Angriffe die Höhen von Lengfeld behaupteten, zu sichern: er fühlte sich daher bei aller Schwäche seiner Gegner nicht stark genug, um aus den Waldungen in die Ebene hervorbrechend, den Ausschlag zu geben. Zu spät bemerkte Jourdan, was auf diesem Punkt Noth thue. Er ließ die Division Grenier von Ober-Bleichfeld her auf den Höhen des seligenstadter Hofs vorrücken, damit sie als zweites Treffen die Division Championnet unterstütze. Aber es rückten auch allmälig die über die Mainbrücke geführten Österreicher in die Linie ein; Kray, rechts gegen Proselsheim sich haltend, suchte der Franzosen Stellung zu überflügeln, und Wartensleben, der mit 8 Grenadierbataillonen und 24 Erscadrons Cuirassiere herbeigerufen worden, um in Eile sich Sztarray's rechtem Flügel anzuschließen, warf sich mit seiner Cavalerie in den Main, und hatte Bibergau erreicht, bevor seine Grenadiere ihren Übergang vollständig bewirken konnten. Den Anzug so bedeutender Streitkräfte gewahrend, wollte Grenier seine ganze Division nicht aussetzen; er begnügte sich, drei Batterien im Dragonerregiment und einige Geschütze gegen den seligenstadter Hof auszusenden, während er zugleich einen Angriff von Kray's leichten Truppen auf Ober-Bleichfeld abwies und den Obergeneral von der ihn bedrohenden Gefahr in Kenntniß setzen ließ. Ihm zu Beistand setzte Jourdan seine schwere Cavaleriedivision in Bewegung, und es vereinigte sich diese Reiterei mit jener Championnet's und mit dem von Grenier vorgeschobenen Dragonerregiment, um unter Bonneau's Befehlen als linker Flügel der Armee, neben der das Sperlerholz, den kalten Grund und das Wäldchen bei Rothenhof behauptenden Infanterie sich aufzustellen. Indessen waren alle gegen diesen Punkt gerichtete österreichische Verstärkungen um 3 Uhr Nachmittags vereinigt. Sofort gebot der Erzherzog den Angriff, der von Seiten der Cavalerie erfolgte, als die französischen Cuirassiere noch beschäftigt waren, sich zu formiren. Gleichzeitig umging Fürst Liechtenstein Euerfeld mit 14 Escadronen leichter Cavalerie, ein Cuirassierregiment als Unterstützung hinter sich, in der Absicht, den Feind zu überflügeln. Dieses gelang, die französische Cavalerie wurde geworfen, allein es geriethen, wie herkömmlich, zugleich die Sieger in Unordnung. Das benutzte General Bonneau, um seine schwere Reiterei gegen jene Österreicher zu führen, sie wurden auf das en Colonne folgende Cuirassierregiment geworfen, und dieses mußte ebenfalls weichen. Um das Gefecht herzustellen, brach ein zweites Cuirassierregiment aus der österreichischen Linie hervor und suchte die rechte Flanke der Franzosen zu gewinnen, gerieth aber zwischen das Feuer der in dem Wäldchen aufgestellten feindlichen Infanterie und zwischen einige Escadrons Cuirassiere. Diese Cuirassiere fielen den Österreichern in die Flanke und jagten sie zurück. Hiermit war die ganze französische Cavalerie zum Gefecht und folglich in Unordnung gekommen; den Österreichern blieb eine Reserve von 12 Escadronen Cuirassieren, die geschlossen, im Trab vorrückten, und den Feind bis hinter seine Infanterie trieben. Alle Bemühungen Bonneau's, wie des Obergenerals, die Fliehenden zu sammeln, verfehlten ihres Zweckes, ebenso wenig konnte die in einem Treffen aufmarschirte französische Infanterie, sowol nach ihrer Aufstellung, als bei dem Mangel an Reserve, dem Unfalle abhelfen. Die französische Linie war durchbrochen, ihre Flanke entblößt, die Anstrengung ihres rechten Flügels fruchtlos, Grenier isolirt; Jourdan gebot den allgemeinen Rückzug und bestimmte die Umgebung von Arnstein zum Sammelplatz. Grenier, der in dem Gefechte mit Kray beträchtlichen Verlust erlitten, warf sich in den gramschatzer Wald, als den einzigen Weg, Arnstein zu erreichen, und die Schwierigkeiten des Forstes haben auch den Rückzug der übrigen Divisionen begünstigt. Eine Halbbrigade wurde vor Gundersleben von zwei österreichischen Cuirassierregimentern eingeholt und großentheils aufgehoben. An sich selbst erscheint der Sieg, erfochten von 31,000 Mann Infanterie und 13,000 Mann Cavalerie, gegen eine Gesammtmacht von 30,000 Mann nicht gar bedeutend: auf 7 Kanonen beschränkten sich die Trophäen des Tages. Um so bedrohlicher gestalteten sich für Jourdan dessen Folgen. Abermals war er auf eine unvortheilhafte Rückzugslinie geworfen, einem Feinde, der sich in der kürzern Communication mit dem Rheine behauptete, mußte er fortwährend die Flanke bieten; zum Tiefsten herabgestimmt fühlte sich die geschlagene Armee, während zugleich von allen Seiten und in verdoppelter Wuth das Landvolk sich erhob, um für namenlose Bedrückung, für unsägliche Gewaltthätigkeiten an ihr Rache zu nehmen. Von Amberg an war dieser Rachedurst, der besonders thätig in den Thälern von Wiesent, im Spessart und Odenwald, den Franzosen eine höchst unbequeme Begleitung gewesen; seit dem Tage von Würzburg bedrohte er ihre Existenz sogar. Hätte der Erzherzog die Leidenschaften einer mishandelten Bevölkerung zu benutzen gewußt, hätte er die Lehren der Geschichte beachtet, welche will, daß man kopfüber, ohne Ruhe noch Rast, den weichenden Franzmann verfolge, es sollte gewiß das geschlagene Heer kaum die Lahn haben erreichen können. Aber systematisch, und darum zögernd und unwirksam, bewegte sich die Verfolgung. In der Nacht vom 3. vereinigten sich die Franzosen, das Corps von Lefebvre eingerechnet, hinter Arnstein, und noch vor Tagesanbruch, den 4., nahm die Bewegung gegen Hammelburg ihren Anfang. Am 6. setzten die Franzosen bei Schlüchtern über die Kinzig, am 8. bivouakirten sie zwischen Butzbach und Muschenheim, am 9. erreichten sie die Lahn. Täglich hatte die Arrieregarde Gefechte mit dem Feinde. Indessen waren am 8. die Österreicher in Frankfurt eingerückt, an demselben Tage, als Marceau die Blokade von Castel aufhob, und mit seinen 13—14,000 Mann auf dem Plateau von Dotzheim Stellung nahm. In derjenigen, welche Jourdan am 9. seiner Armee gab, blieb die Division Grenier hinter Atzbach, mit ihrem Vortrab Gießen besetzt haltend. Championnet krönte die Anhöhen hinter Wetzlar, zwischen Al-

tendorf und Altstetten. Diesem zur Rechten dehnte Bernadotte sich bis Obernbreit aus. Die Vortruppen beider Divisionen bildeten eine Postenkette auf dem linken Ufer der Lahn, wo auch die ganze Division Lefebvre geblieben war, den linken Flügel gegen Dudenhofen gerichtet, mit dem rechten an den Höhen von Wetzlar. Die Cavaleriedivision bivouakirte bei Uttenhofen. Offenbar verrieth diese Aufstellung die Absicht, unmittelbar in den Angriffskrieg überzugehen, für dessen Erfolg Jourdan in der Annäherung der von der Nordarmee herbeiziehenden Division Castel vert, die längstens bis den 13. eintreffen konnte, und in der Vereinigung mit dem von Mainz gewichenen Blokadecorps die Verheißung finden mochte. Indessen näherte sich auch der Feind in drei Colonnen der Lahn. Die erste führte Kray gegen Butzbach, hinter sich den Erzherzog mit einer sehr starken Reserve habend. Es sollte diese Colonne die Franzosen an der obern Lahn beschäftigen. Weilburg war der zweiten Colonne, unter Hotze, Bestimmung, gleichwie der dritten, unter Neu, Limburg als point de mise angewiesen. Bei Erbenheim bestand der österreichische General Neu am 9. ein vortheilhaftes Gefecht mit Marceau, auch erbeutete er bei Flersheim einen Park von 65 Kanonen, 17 Mörsern u. s. w. Sein und der andern Colonnen Vorgehen hatte einige Veränderung in der Stellung der französischen Armee zur Folge. Marceau ging bis Singhofen und Mensfelden zurück, an demselben 10. Sept. stand Bernadotte hinter Runkel, warf Championnet 2 Bataillone und 4 Escadrons, denen er am andern Tage noch 4 Bataillone hinzufügte, nach Weilburg. Bernadotte postirte am 11. eine Brigade hinter das Dorf Els, eine andere auf die Höhen von Offheim, hinter Limburg; an demselben Tage besetzten Kray's Vortruppen Gießen, nach einem unerheblichen Gefechte, wogegen Hotze, am 12. bis Weilmünster vordringend, die feindlichen Vorposten aus dem Thiergarten bei Weilburg vertrieb und Braunfels nahm. Jourdan, gegen Limburg sich ausdehnend, hatte auf einen Angriff auf Kray, dessen isolirtes Vorrücken die linke Flanke bloß gab, verzichtet; noch weiter seine Mannschaft vorschiebend, ließ er durch die Division Grenier Kroffdorf und Gleiberg besetzen, eine Halbbrigade zur Bewachung des Debouchés von Gießen auf der Höhe von Fetzberg aufstellen, drei Bataillone von Championnet näher an Wetzlar rücken, überhaupt diese ganze Division in eine Postenkette sich auflösen. In der Nacht vom 12—13. ging endlich die Division Lefebvre auf das rechte Lahnufer über, um sich hinter Wetzlar, zwischen Hermannstein und Aslar, zu setzen; vor Wetzlar blieben nur einzelne Posten, die am Morgen des 13. weichen und den Österreichern Wetzlar überlassen mußten. Die nächsten Tage vergingen ebenfalls in Bewegungen und Gefechten, die an sich für beide Theile gleich unerheblich, den Österreichern dienten, die Aufmerksamkeit des Gegners für die obere Lahn fortwährend beschäftigt zu halten. So verblendet zeigte sich Jourdan, ungeachtet der seit dem 14. nochmals von Marceau empfangenen Meldungen, wie der Feinde Hauptmacht gegen Limburg sich zu richten scheine, daß er persönlichen Antheil nahm an dem Gefechte vom 16., worin Kray's Angriff auf die hinter Gießen, auf dem rechten Lahnufer belegenen Höhen, blutig zurückgewiesen wurde. Der Erzherzog war bereits am 14. in Weilmünster eingetroffen. Nach mehren kleinen Gefechten führte er am 16. einen Angriff auf Dietz und Limburg aus. Ohne allzu großen Verlust wurde Dietz mit der Brücke genommen. Marceau's Vertheidigung in Limburg war sehr hartnäckig und verständig; aus der Stadt geworfen, behauptete er die Vorstadt und zu einem neuen Angriff für den folgenden Tag war bereits der Erzherzog entschlossen, als in der Nacht Marceau die seit dem Verlust von Dietz nicht ferner haltbare Position aufgab. Im Besitze des Debouchés von Limburg und aller Übergänge der Lahn bis zu ihrem Ausflusse, befand sich der Erzherzog den Defilées von Hachenburg und Altenkirchen, durch welche die Straße von Gießen und Wetzlar dem Rheine zuführt, näher, als Jourdan. Dieser hatte sich am 16. Abends zu einem Angriff, aber noch nicht für dessen Weise und Zeit entschlossen. Die Nachricht von Marceau's Rückzug empfing er so spät, daß er den seinigen erst in der Nacht vom 17—18 antreten konnte. Zuerst den 17. um 8 Uhr Abends setzte sich die Division Grenier in Bewegung. Bei Herborn ging sie über die Dill, dann weiter bis über Hof, wo sie Position nahm, den rechten Flügel an Oberroßbach. Ihr folgten die übrigen Divisionen, Lefebvre als Arrieregarde: fortwährend durch Kray's Vortruppen beunruhigt, aber durch Marceau's langsamen und klugen Rückzug und durch mehre von demselben mit Entschlossenheit bestandene Gefechte gedeckt, gelang es diesen Divisionen, ihren Zusammenhang zu bewahren und vor den Österreichern Hachenburg und Altenkirchen, für jetzt die Pforten des Heils, zu erreichen, indessen Marceau, in dem Gefechte bei Höchstenbach, 10. Sept., den schönsten Lohn eines glorreichen Lebens, ein glorreiches Ende, fand. Durch seine heldenmüthige Aufopferung geborgen und an der Wied vereinigt, hatte die französische Armee gegen die Österreicher, die erst später sich scharen konnten, den Vortheil der Zahl, und kaum mag ihr in des Feldzuges Lauf zum Angriffe eine günstigere Gelegenheit geboten worden sein. Ergriff Jourdan die Offensive, so konnte er nach Belieben die eine oder die andere der österreichischen Colonnen bestreiten, auf Kray oder den Erzherzog sich werfen, ohne selbst für den höchst unwahrscheinlichen Fall des Mislingens Besorgnisse hegen zu dürfen. Dann blieb ihm Düsseldorf als ein vortheilhafter Punkt zur Aufnahme und zum Übergange des Rheins. Aber er hatte seine Armee in einer Lage und Stimmung gesehen, derjenigen ganz ähnlich, welche Napoleon's Armeen 1812, 1813 und 1815 boten, er mistraute ihr und deshalb hob er in der Nacht vom 19—20. das Lager bei Altenkirchen auf. Während Poncet bei Bonn über den Rhein ging, setzte die übrige Armee ihren Marsch gegen die Sieg und Agger fort, um am 21. das Lager zwischen Porz und Bensberg zu beziehen. Ihr Feldzug war beendigt, Jourdan übergab ein Commando, dem er sich nicht mehr gewachsen fühlte, an Beurnonville, und suchte für seine Unfälle Trost in dem Schooße seiner Familie, zu Limoges. Im März 1797 wurde er von dem Departement

[illegible] in dem Rathe der [illegible] Er hatte [illegible] der Armee manche [illegible] von Seiten seiner Untergebenen [illegible] in dem [illegible] Es ist [illegible] [illegible] Kirche [illegible] Glocken [illegible]

[illegible]

Republikaner auf. Das führte ihn zu manchem [illegible] mit den Directoren, zumal als diese, Ende 1798, [illegible] den Demagogen oder Anarchisten den Zugang [illegible] gebenden Körper zu verschließen, eine ganze Reihe [illegible] Wahloperationen in vielen Departementen [illegible] Jourdan war den Directoren kein [illegible], aber [illegible] möge der ihm verbleibenden [illegible] Gegner. Ihn zu entfernen, wurde ihm das [illegible] der sogenannten Donauarmee [illegible] zum zweiten Mal den [illegible] Ohne Zögern verzichtete er in einem an den [illegible] Körper gerichteten Schreiben auf seine [illegible] und in einem ihm zu Ehren [illegible] Bankett empfing er die [illegible] vernahm er von Lucian Bonaparte, der [illegible] in des Helden von Fleurus [illegible] Worte. Vom 1—3. März 1799 [illegible] 42,000 Mann, auf den Brücken von Kehl [illegible] übergehen, am 4. hatte er seine [illegible] [illegible], zu Villingen, die [illegible] Ger, befand sich zu [illegible]

[illegible] 10. [illegible] 11. [illegible]

[illegible] ... feine unbestrittene Kraft gegen die Donauarmee wenden. Da wollte von seiner starken Position rückwärts Stockach aus Jourdan einen letzten Versuch machen, die Österreicher von den Ufern des Bodensees abzuweisen, und es dienten ihm hierzu als Einleitung die Postengefechte am 21., mittels deren er die Höhen von Tuttlingen behauptete, indessen die Österreicher abwechselnd bis Engen streiften, und der Erzherzog von Pfullendorf aufgebend, eine Stellung Angesichts von Stockach einnahm, die Rechte auf den Höhen von Mahlsbüren, der Nellenburg gegenüber, die Linke zwischen Zollbruck und Wahlwies habend. Den

[illegible]

einer Flugschrift: **Opérations de l'armée du Danube sous les ordres du général Jourdan (Paris 1799.), avec carte** suchte er das Unglück von Stockach dem Ungehorsam Hautpoul's und der Fahrlässigkeit des Directoriums in der Beischaffung einer der feindlichen Macht angemessenen Truppenstärke aufzubürden. Diese persönliche Angelegenheit verwickelte ihn noch tiefer in die Verbindungen mit den Anarchisten, und er erschien in der **Société du manège** als einer ihrer vornehmsten Führer. Damals brachte er, bei Gelegenheit eines patriotischen Bankets, jenen berühmten Toast: „der Auferstehung der Piken, möge ihrer sich bedienend, das Volk alle seine Feinde zerschmettern!" Auch in der gesetzgebenden Versammlung äußerte Jourdan sich bei jeder Gelegenheit in derselben entschiedenen Weise, namentlich in den Verhandlungen über das Zwangsanlehen, die Nationalgarde, und die Ausmerzung der Worte: „Haß der Anarchie," welche in dem von den Beamten gefoderten Eide vorkamen, und vorzüglich in der langen Rede, mittels welcher er die Erklärung, es befinde sich das Vaterland in Gefahr, durchzusetzen vermeinte. Der Vorschlag wurde nach dreitägigen sehr stürmischen Verhandlungen, in welchen Jourdan eine außerordentliche Hartnäckigkeit entwickelte, verworfen. Als dieses Resultat bereits deutlich durch die Stimmung der Majorität angekündigt wurde, bemühte er sich, durch die Furcht vor einem Gewaltstreiche von Seiten des Directoriums auf die Gemüther seiner Gegner, wie der Unentschlossenen, zu wirken. „Schwören wir," begann er in hehrer Begeisterung, „daß wir nur als Leichen von unsern curulischen Sitzen uns trennen lassen wollen. . . Volksvertreter, lasset Euch in solcher Krisis durch nichts stören. . . Freiheit oder Tod!" Gesprochen hat er diese Worte am 28. Fructidor VII. (Sept. 1799), 55 Tage vor dem 18. Brumaire, von welchem Napoleon's Allgewalt sich herschreibt. Einer der Eifrigsten war Jourdan gewesen in den Bestrebungen gegen die neue Ordnung der Dinge, darum wurde in den ersten Tagen der Consularherrschaft sein Name in eine Proscriptionsliste eingetragen, die jedoch lediglich nur als Warnung gelten sollte. Später in das Departement der Charente zu polizeilicher Aufsicht verwiesen, erlangte er durch seiner Freunde Vorschub die Vergünstigung, solches Exil in einem Landhause 10 Stunden von Paris zubringen zu dürfen. Diesem folgte, nach Verlauf von 8 Monaten, die vollständige Begnadigung, und die Ernennung (24. Juli 1800) zu dem Posten eines bevollmächtigten Ministers der Republik in Piemont. Für solche Beförderung dankte Jourdan dem ersten Consul in einem möglichst unterthänigen Schreiben, dann begab er sich nach Turin, um zuerst als Minister, dann als Administrateur-général in Weisheit und Mäßigung der Provinz vorzustehen. Piemonteser von der entgegengesetztesten Gesinnung, auch König Karl Emanuel selbst haben Zeugniß gegeben von dieser Weisheit, der König, indem er, nach seiner Thronbesteigung ein schmeichelhaftes Schreiben, dem sein in Diamanten gefaßtes Bild beigefügt war, an Jourdan richtete. In seiner hohen Stellung zu Turin durch Menou ersetzt, empfing Jourdan den Rang eines Staatsraths, gleichwie er in dem Beginne der kaiserlichen Regierung zum Reichsmarschall, zum Großofficier der Ehrenlegion und zum Chef der 16. Cohorte ernannt wurde, auch einige Monate lang die Armee in Italien befehligte, 1805. In diesem Commando wurde ihm jedoch Massena zum Nachfolger gegeben, bevor der neue Krieg mit Österreich zum Ausbruch kam und auch zu einer Stelle im Senat konnte der Marschall nicht gelangen, so vielfältig er hierzu von dem Wahlcollegium des Departements der Haute-Vienne in Vorschlag gebracht wurde. Unbehaglich sich fühlend in dem Kaiserthume selbst, verhieß Jourdan sich ein besseres Glück in dem Dienste von diesem oder jenem von Napoleon's Brüdern, und gar willig folgte er dem neu improvisirten König Joseph nach Neapel, wo er das Gouvernement der Hauptstadt, ein Großwürdenkreuz in dem Orden beider Sicilien und von Baiern den St. Hubertusorden empfing. Drei glänzende Jahre verlebte Jourdan in Neapel, dann folgte er seinem König nach Castilien, um bei der Armee die Verrichtungen eines Major-général anzutreten. Nicht Lorbeeren, nur Dornen hat er jenseit der Pyrenäen aufgelesen, wo gleichsam eine neue Welt seiner wartete. Den Generalen des Kaiserthums, seinen Collegen, als eine **perruque de la république** lächerlich, fand er in Engländern und Spaniern Feinde, deren Kriegsmanier ihm ganz unverständlich war. Besonders gibt in der Schlacht von Talavera, 27. und 28. Juli 1809, seine Unbeholfenheit sich zu erkennen. Die Erneuerung der Schlacht am 28. hatte er misbilligt. Sie wüthete auf allen Punkten, wie er noch immer seine Gründe geltend machte, und soviel gab König Joseph auf seinen Rath, daß urplötzlich der glänzendsten Erfolge Lauf gehemmt und eine Waffenruhe geboten wurde, die von 9—12 Uhr Mittags trefflich die Engländer zu benutzen verstanden. Als denn endlich der schwankende König das Gefecht herstellen ließ, fanden seine Generale auf allen Punkten unübersteigliche Hindernisse, eine durchaus veränderte Richtung der Ereignisse. Victor zumal, der unerschütterlich auf die Erneuerung der Schlacht bestanden hatte, kannte in seinem Unwillen keine Grenzen, und schied, in steigender Abneigung gegen Jourdan, schon am 1. Aug. mit seinem Truppencorps von der Hauptarmee. Es blieb aber nicht bei diesem einen Vorfall, und durch eine Reihe von Widerwärtigkeiten und Zänkereien ermüdet, von allen seinen Collegen im Commando als der Sündenbock angeklagt, sah der Major-général sich dahin gebracht, um seine Entlassung ansuchen zu müssen. Wiederum bezog er des Vaters Haus zu Limoges, ohne daß seine Entfernung auf die Angelegenheiten in Spanien besonders vortheilhaften Einfluß geübt hätte. Joseph blieb ihm auch gewogen, und dieser Gunst, der Armuth und Dürre der Zeit überhaupt ist es zuzuschreiben, daß nochmals des Imperators Blicke sich dem Verstoßenen zuwendeten, als demjenigen, der am besten befähigt wäre, in kritischen Augenblicken die Mängel in Joseph's Persönlichkeit zu ersetzen. Jourdan hat niemals den Anmuthungen der Eitelkeit zu widerstehen vermocht. Im September 1812 befehligte er die Armee des Centrums, welche wesentlich beitrug, die Aufhebung der Belagerung des Castells zu Burgos zu er-

zwingen. Als im Frühjahr 1813 Joseph den Oberbefehl der vereinigten Heere von Portugal, vom Centrum und von Süden übernahm, stand Jourdan als Major-général ihm zur Seite, und es mag sein Einfluß auf den Gang der Berathungen, auf die Bewegungen des Heeres noch so unerheblich gewesen sein, er hat davon, in Gefolge seiner amtlichen Stellung, die ganze Verantwortlichkeit übernommen. Allerdings ward es, bei der numerischen Überlegenheit der Verbündeten, eine Unmöglichkeit, die Linien des Duero und Ebro zu behaupten, aber die Schlacht von Vittoria hat Jourdan in unverantwortlicher Weise eingeleitet, vorzüglich als unthätiger Zuschauer der Bewegungen, wodurch der Feind seine Aufstellung an dem östlichen Ufer des Ebro vollendete. Der Marschall wollte, so scheint es, in der vortheilhaften Stellung von Vittoria alle seine Truppen an sich ziehen, bevor er zu einem Wagniß sich entschlösse. „**hombre irresoluto y espacioso,**“ nennt ihn deshalb Toreno, „**hasta en su daño, y mas ahora que recordaba perdidas, que padeció en Ansberg y Wurtzburgo por haber entonces destacado fuerzas del cuerpo principal de batalla.**“ Alle die Schätze, welche Joseph aus Madrid zu entführen versucht hatte, der ungeheuere, den Bewegungen eines Heeres allerdings sehr hinderliche Zug von Packwagen, welchem französische Eitelkeit vorzüglich den Verlust der Schlacht, 21. Juni 1813, zuschreiben möchte, Jourdan's Marschallstab sogar, blieben den Siegern zur Beute. Das schreckliche Ereigniß weckte endlich den Kaiser aus seinen dynastischen Träumen; er begann die Unfähigkeit seines Bruders zu argwohnen, erinnerte sich, daß er im Jahre 1797 keine Compagnie den Befehlen Jourdan's anvertraut haben würde, und entsendete nach den Pyrenäen, als seinen General-Lieutenant, mittels Decret, d. d. Dresden, 1. Juli 1813, den Marschall Soult. An demselben Tage, als dieser in St. Jean-de-pié-de-port das Commando antrat, am 12. Juli, verließen beide, Joseph und Jourdan, das Heer, dieser jedoch, wiewol in Ungnade, zu dem Kriegsbefehl der 16. Division in der Normandie berufen. Von seinem Hauptquartier in Rouen von dem Gesichtspunkte eines Malcontenten aus, sah der Marschall die den Fall des Kaiserthums herbeiführenden Ereignisse; am 2. April 1814 nahm er bereits royalistische Agenten auf, und am 3. zeigte er schriftlich der provisorischen Regierung seine Unterwerfung an. Ein Tagsbefehl, den er am 8. Juni an die Truppen seiner Division richtete, schließt in folgenden Worten: „Schwören wir Gehorsam und Treue für Ludwig Stanislaus Xaver und schmücken wir uns mit der weißen Cocarde, als dem Zeichen der Begrüßung eines Ereignisses, durch welches dem Blutvergießen Einhalt gethan, der Friede gewonnen, das Vaterland gerettet wird.“ Die schleunige Unterwerfung verschaffte dem Marschall die Bestätigung in seinem Gouvernement, die Pairswürde und etwas später, den Grafentitel. Darum zeigte er sich dem von Elba wiederkehrenden Kaiser einigermaßen spröde: das Maifeld endlich veranlaßte ihn, seine ländliche Einsamkeit zu verlassen und dem Machthaber seine Dienste anzubieten. Sofort wurde er in die Pairskammer eingeführt, und zu dem Commando der 6. Division, Besançon, ernannt. In dieser Stellung hatte er alsbald gegen die Österreicher sich zu vertheidigen. In Besançon blokirt und verschiedentlich aufgefodert, die Lilienfahne aufzupflanzen, fand er es, nach der ganzen Richtung seines Charakters und seiner Fähigkeiten, nicht allzu schwer, in diesen Verwickungen die sichere Mittelstraße einzuhalten. Wiederum ist er unter den höhern Generalen einer der ersten gewesen, die königliche Gewalt anzuerkennen. Er wurde von Ludwig XVIII. am 10. Januar 1816 zum Gouvernement der 7. Division, Grenoble, berufen, er präsidirte auch in dem Kriegsgerichte, welches, wegen des Marschall Ney zusammenberufen, sich incompetent erklärte. Im J. 1819 wurde ihm die 1815 verwirkte Pairswürde auf das Neue verliehen. Die Revolution von 1830 vertraute ihm für wenige Tage das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, und ernannte ihn demnächst zum Nachfolger des Generals Latour-Maubourg in dem Gouvernement de l'hôtel des Invalides. In diesem ehrenvollen Ruheposten starb Jourdan den 24. Nov. 1833, und wurde mit großer Feierlichkeit in der Kirche der Anstalt beigesetzt. Mittlern Wuchses, wohlbeleibt, nachlässig und ungeschickt in seiner Haltung, verlor er außerordentlich durch die Vergleichung mit Championnet, Kleber, Marceau, Hoche (wir sprechen, wie man sieht, von Erinnerungen aus dem J. 1796); denn seine unschöne Physiognomie war durchaus unbedeutend, obgleich der aufmerksame Beobachter einige Züge der Schlauheit, welche der Bergbewohner, und namentlich der Limosiner Erbtheil zu sein pflegt, hätte entdecken mögen. Manchmal und für kurze Zeit belebten sich auch diese starren, finstern Züge. Gesellschaften mied der General der Sambre-et-Meuse, nicht aus Verachtung, sondern weil er sich in höhern Cirkeln unbequem und bedrückt fühlte. Das mag sich mit dem Steigen aller Beziehungen verändert haben. Gewaltthätigkeit, Frevel, Raubsucht, waren ihm widerwärtig; was in seinen Kräften stand, um den Ausschweifungen einer aller Disciplin entfremdeten Armee zu wehren, das hat er versucht; es hat auch diese Armee selbst 1796 sich mehr nicht zu Schulden kommen lassen, als die von Moreau und Bonaparte geführten Heere. Allein die Sambre- und Maasarmee war unglücklich, und dieses foderte zur Rache heraus, in That und Wort. Außer den oben angeführten Bemerkungen über die Operationen der Donauarmee, 1799, hat Jourdan geschrieben: **Mémoires pour servir à l'histoire sur la campagne de 1796, contenant les opérations de l'armée de Sambre-et-Meuse. (Paris 1819.)** In dieser Schrift sucht er, unter dem Mantel der Anonymität, verschiedene Äußerungen und Ansichten in des Erzherzogs Karl Grundsätzen der Strategie zu widerlegen. Er hat Memoiren hinterlassen, deren baldige Erscheinung verheißen. Die Witwe Jourdan's ist 1840, in dem Alter von 83 Jahren, zu Limoges gestorben.

5) **Matthäus**, zugenannt **Coupe-tête**, hieß eigentlich Jouve, wie sein Vater, der Schenkwirth zu St. Just, in dem Ländchen Velay, unweit der Hauptstadt le Puy, geheißen hat. Geboren 1749, versuchte Matthäus sich zuerst als Fleischerknecht, dann erlernte und

betrieb er das Gewerbe eines Schmieds. In dem Alter von 18 Jahren heirathete er; nicht lange, so verließ er Weib und Kind, um an den Grenzen von Savoyen sich einer Schleichhändlerbande anzuschließen. Mehre Mauthbeamte hat er um des Schleichhandels willen getödtet, bis er ergriffen und durch Spruch des Gerichtshofs zu Valence verurtheilt wurde, seine Verbrechen auf dem Rade zu büßen. Es gelang ihm jedoch, dem Kerker zu entfliehen und als Gemeiner bei dem Regimente Auvergne einzutreten; da mag er nicht sonderlich sich gefallen haben, er desertirte, diente dem Marschall von Vaux als Stallknecht, und hielt 1787 und 1788 zu Paris eine Schenkwirthschaft. Damals hieß er le Petit; denn als Deserteur hatte er weislich den Regimentsnamen Jourdan aufgegeben. Die Propination scheint ihm nicht gar einträglich geworden zu sein; mit Freuden entschlug er sich deren, um bei den ersten Metzeleien der Revolution, als des blutigen Handwerks ausgelernter Meister, sich zu betheiligen. Aus seinem Munde will man vernommen haben, daß er es gewesen, der den beiden Unglücklichen, Foulon und Berthier, die Herzen aus dem Leibe schnitt; er kam auch, mit einer Dragoneruniform bekleidet, nach dem Stadthause, wo er Berthier's blutiges, zuckendes Herz den Wählern vorzeigte, mit den Worten: „Hier ist Berthier's Herz!" Von Schauer erfüllt, vermochte keiner der Anwesenden Worte zu finden, durch Zeichen allein wurde der Kerl bedeutet, sich zu entfernen. Er ging, und jubelnd und jauchzend folgte ihm, der fortwährend auf des Säbels Spitze das Herz trug, ein stets wachsender Volkshaufen. Um ihn herum traten die Canaillen, dazu das bekannte Lied singend: „il n'est point de fête, quand le coeur n'en est pas." Nach solcher Probe seiner Tüchtigkeit hätte nur durch ein Wunder Jourdan der Aufmerksamkeit derer, welche den Zug nach Versailles, 5—6. Oct. 1789, veranstalteten, entgehen können. Vor allen Andern schien er geeignet, das Gelingen der Unternehmung zu fördern, denn namenloser Schrecken ging vor ihm her, und des Schreckens wollte man sich bedienen, um in den Gemüthern der Freunde des Königthums den letzten Funken von Thatkraft zu ersticken. Am Morgen des 6. Oct. fiel der Garde-du-corps Varicourt, der künstlich aufgeregten Wuth des Pöbels erstes Opfer. Nachdem er die gräßlichsten Mishandlungen erlitten, warf sich ein Kerl, in hoher Mütze und langem Barte, auf den beinahe entseelten Leichnam, um ihm den Kopf abzuhacken. Als die Arbeit vollbracht, erhob sich Jourdan, denn er war der Kopfabhauer, vom Boden, mit den Worten: „en voilà déjà un, ce ne sera pas le dernier," dann ging er hin zu einem Schweizer und foderte, die Hände von Blut triefend, eine Prise. Die legte ihm der zitternde Fremdling auf die äußere Fläche der Hand, und gierig schnupfte der Mörder. Gleich darauf übte er an einem andern Garde-du-corps, an Deshuttes, seine Fertigkeit: „bon," sagte er wiederum, „je n'ai eu que deux têtes, je comptais au-moins sur trois-cents." Um seinen Verdruß über die magere Ernte zu beschwichtigen, ging er nach der Schenke und klagte da, bei einem Glase Wein: „je suis fatigué, et cependant j'ai manqué le meilleur coup, la reine, on ne sera guère content de moi." Als er einem dritten Schlachtopfer, dem Garde-du-corps Delamotte, mit geschwungenem Beile zuschritt, wurde dies ihm durch zwei Grenadiere von der Nationalgarde entrissen. Am Nachmittag kehrte das Pöbelheer nach der Hauptstadt zurück; unmittelbar dem königlichen Wagen ging Jourdan vor, umgeben von Pikenträgern, die hoch auf ihren Piken die durch den Meister gefällten Köpfe der Garde-du-corps trugen. Er selbst schwang, in stolzem Hochgefühl, seine von Menschenblut klebrigen Arme, und von Zeit zu Zeit reichte er das blutige Beil, das auf seinen Schultern ruhte, dem Volke dar, mit den Worten: „voyez voir! voilà la véritable cocarde nationale!" und um den Kerl und um die Köpfe tanzten, unter wildem Jubelgeschrei, Weibsleute in Gruppen. Es konnte nicht ausbleiben, daß derjenige, welcher als erster Figurant in dieser Schlächterei auftrat, eine dem Beifalle der Zuschauer angemessene Meinung von seiner Wichtigkeit auffaßte, und ganz unbefangen äußerte Jourdan seinen Anspruch auf eine Bürgerkrone, welche ihm von der Nationalversammlung zuzuerkennen sei. Dieser Anspruch, sein Pochen mit Verrichtungen, die in der nächsten Ruhepause durch das Rad ihm gelohnt werden konnten, und vorzüglich seine Schwatzhaftigkeit, beunruhigten diejenigen, deren Absichten er gedient hatte; sie reichten ihm den blutigen Sold, und bestimmten ihn, für einige Zeit auf fremdem Gebiete seinen Wohnsitz aufzuschlagen. Seine Gelder legte Jourdan zu Avignon in einem Krapphandel an, und er trieb die friedliche Beschäftigung, bis auch dort die längst vorbereitete Gährung zum Ausbruch kam. Sofort unternahm Jourdan eine Reise nach Paris, vermuthlich um die Instructionen für eine neue, ihm beschiedene Thätigkeit zu empfangen. Das Land, dessen Regierungsverfassung vielleicht die mildeste auf Erden war, die kleine Grafschaft Venaissin, hatte ihre Revolution gleich dem großen Frankreich, welchem eine neuerungssüchtige Partei ihre Heimath einzuverleiben strebte. Unerhörte Grausamkeiten wurden verübt in dem auf so engem Raume geführten Bürgerkriege, und zuletzt erschossen die Patrioten ihren eigenen General, den Irländer Patrix, auf den bloßen Verdacht, daß er einen Gefangenen von Bedeutung, de Tourreau, habe entwischen lassen. Die Patrioten, oder, wie sie in ihrem Kanzleistyl sich nannten, les braves brigands d'Avignon, wählten sich zur Stunde einen neuen Anführer, und zwar, wie billig, einen Mann, der über jeden Verdacht einer menschlichen Regung erhaben. Coupe-tête, den Willen des Heeres vernehmend, warf sich über seines Vorgängers blutenden Leichnam, hackte ihm die Finger ab, steckte dieselben, einen nach dem andern, in den Mund, schmatzte damit, als rauche er Tabak, und durchwanderte, das Spielzeug zwischen den Zähnen, alle Abtheilungen des Räuberheeres. In dieser symbolischen Handlung den Oberbefehl von Scharen, so würdig des Feldherrn, antretend, schien er einen Augenblick das Lager der Gegner bei Ste. Cecile bedrohen zu wollen, dann wendete er sich gegen die Stadt Carpentras, das Bollwerk der päpstlichen Herrschaft. Mit großem Muthe widerstanden die Bürger wiederholten Angriffen, nament-

lich am 25. April 1791, einer achtstündigen Beschießung mit glühenden Kugeln; sie tödteten den Belagerern an 600 Mann und trieben sie bis nach Monteux zurück. Aber die lachende Aussicht auf Beute führte unablässig in das Lager der braves brigands Verstärkung; Galeerensklaven, Mörder, Ausreißer, strömten ihnen aus allen Gauen Frankreichs zu, und wiederum konnte Jourdan mit seinen Generalen Chabran, Abbé de Fontvielle, Abbé Olive de la Rouvère angriffsweise verfahren, an der Spitze von 6000 Mann in Cavaillon, Thor, Caumont, Baume, Aubignon, Piolenc, große Summen erpressen, dann abermals, 6. Mai, Carpentras bedrohen. Jedoch wurde ein Doppelsturm mit großem Verluste abgeschlagen, und der Rest des Belagerungsheeres, vollends entmuthigt durch einen glücklichen Ausfall der siegenden Bürger, eilte in wilder Flucht zurück nach Avignon. Von dessen Einwohnern verlangte Jourdan ein patriotisches Geschenk von 6000 Livres; sie verweigerten das, sammelten jedoch Beiträge für die Angehörigen derjenigen, welche vor Carpentras umgekommen waren. Ihre Lauheit nahm Jourdan sehr übel auf. Er drohte, entwarf eine Proscriptionsliste, sprach seine höchste Unzufriedenheit über die Führung der Municipalität aus, und daß er wol sich genöthigt sehen könnte, die unmittelbare Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zu übernehmen. Darüber verbreitete sich unter der Bürgerschaft großer Schrecken, Viele flüchteten, sodaß eine um diese Zeit veranstaltete Zählung nunmehr 6000 Einwohner, statt der 25,000 des vergangenen Jahres fand. Um so gebieterischer durfte, mußte Jourdan verfahren, da ihn selbst der eigenen Soldaten Geschrei um Sold beängstigte. Er foderte die augenblickliche Entrichtung von 24,000 Livres, dann eine Lieferung von Schießpulver und Kanonenkugeln. Duprat, Lescuyer, Mainvielle, Tournal unterstützten sein Begehren, während die Mehrzahl der Municipalen in ihrer Weigerung verharrte. Unter der Verheißung, die widerspenstige Stadt seine Rache fühlen zu lassen, zog Jourdan hierauf nach Carpentras. Vom 25—27. Mai währte die abermalige Belagerung, deren Schrecknisse durch das Einwerfen von glühenden Kugeln erhöht wurde. Gleichwol verunglückte vollständig der versuchte Hauptsturm, und schwere Niederlage erlitten die Räuber. Gezwungen, die Belagerung aufzuheben, wollte Jourdan die im Schußbereiche der Festung liegen gebliebenen Verwundeten nicht zurücklassen. Er sandte seine Cavalerie aus, jeden Reiter versehen mit einem zu einer Schleife gedrehten Stricke, dessen anderes Ende an des Pferdes Schwanzriemen geheftet war. Dem Schlachtfelde zureitend, warf der Reiter den ihm zunächst liegenden Todten oder Verwundeten seine Schleife um den Hals; schnell hierauf die Mähre wendend, jagte er im Galopp über Stock und Stein, bis er außer der Schußweite angekommen war; dann wurde die Schleife aufgelöst, und der Patient, in sofern einiges Leben in ihm zu verspüren, der Pflege übergeben. „La vengeance bouillonne dans mes veines," schrieb Jourdan nach Avignon, aber dem bösen Geschick mußte er weichen, und abermals, für bessere Tage sich aufsparend, Zuflucht in der Hauptstadt suchen. Bescheiden wie eine geschlagene Armee, sagt das Sprüchwort, welches auch an Jourdan sich bewährte. Vollkommen versöhnte er sich mit der verhaßten Municipalität, die dagegen beinahe mehr denn ihren Kräften angemessen, den neuen Freunden bewilligte, namentlich 180,000 Pfund Brod, und an Fleisch und Wein, soviel in der Stadt vorhanden. Überfluß herrschte seitdem in dem Lager der Räuber, und hatte Jourdan insbesondere täglich 30 Gerichte auf seiner Tafel. Inzwischen waren zu Paris, in der Nationalversammlung, wunderliche Dinge über Avignon verhandelt worden; es schwankten die Väter zwischen einer heftigen Begierde nach dem Besitze der wohlgelegenen Provinz und zwischen der feierlich ausgesprochenen Erklärung, daß die große Nation auf jeden Gedanken einer Vergrößerung verzichte, und vielleicht nur um ihre Verlegenheit zu verbergen, vielleicht um die Umstände abzuwarten, oder die Katastrophe zu beschleunigen, ernannte die Versammlung Commissarien, die eine Versöhnung der in Avignon sich befehdenden Parteien bewirken sollten. Diese Vermittler, Vernihac de S. Maure, Lescene-Desmaisons und der Abbé Mulot, trafen am 13. Juni in Orange ein, und dahin entboten sie die Municipalitäten der beiden Krieg führenden Mächte. Obgleich die Commissarien, einzig mit den wüthendsten Demagogen aus Avignon verkehrend, eine Parteilichkeit verriethen, welche vollkommen den Sympathien der Nationalversammlung für jegliche Art von Nichtswürdigkeit angemessen, so kam dennoch ein Präliminarvertrag zu Stande, dessen Folge die Verabschiedung der von beiden Seiten aufgestellten Streitkräfte und die Einführung französischer Völker in die Stadt Avignon sein sollte. Dahin begaben sich auch, 20. Juni, die Commissarien, um die weitern Zwecke ihrer Sendung zu verfolgen. Sehr förderlich ward ihnen dafür die gegenseitige Parteiwuth. Nach der Commissarien Meinung sollte die Pacification vorzüglich dienen, um die Gegner der Revolution zu entwaffnen; das wurde an mehren Orten von des Volkes richtigem Instinct erkannt, und die Einwohner von Caromb erschlugen darum ohne weitere Form die bewaffneten Räuber, die, im Vertrauen auf das Friedensinstrument, in ihre Heimath zurückkehrten. Während dieses Ereigniß, einzeln genommen, hinreichen konnte, um eine Wiederaufnahme der Feindseligkeiten zu rechtfertigen, bereiteten in Avignon selbst die Männer, durch welche Jourdan geleitet, Duprat, Mainvielle, Tournal, Lescuyer, die an der widerspenstigen Municipalität zu nehmende Rache vor. Auf entgegengesetzten Wegen, in durchaus verschiedenen Absichten, gelangten die Friedenscommissarien, Brigands, Moderantisten, Papalisten zu demselben Ziele. Mulot ließ sich in dem Jacobinerclub zum Erzbischof von Avignon wählen, die Linientruppen wurden aus der Stadt entfernt und durch 500 Mann aus Nimes herbeigerufene Nationalgarde ersetzt, dann foderten die Commissarien die Gesammtheit der Bürgerschaft nach der Domkirche, auf daß sie eine bestimmte Erklärung über die Vereinigung mit Frankreich abgebe. Die Commissarien, nachdem sie zu der Versammlung gesprochen, verließen die Kirche, und Jourdan, betrunken wie gewöhnlich, bestieg die Kanzel, um diejenigen, welche für den Papst und gegen die Vereinigung mit Frankreich

stimmen würden, zu bedeuten, daß sie auf der Stelle in die Todtengrüfte hinabgestürzt werden sollten. Eine ernste Drohung; denn kurz vorher waren die Gewölbe, männiglich zu namenlosem Schrecken, geöffnet worden, und es gähnten von allen Seiten finstere Abgründe jene delirirende Urversammlung an. Unter dem doppelten Einflusse religiöser und physischer Furcht wurde das Gesuch um Vereinigung, welches bald darauf die Nationalversammlung sanctioniren sollte, erpreßt. Vorher schon hatte Jourdan angefangen, seine entlassenen Soldaten wieder einzuberufen; allen Vorschub dazu empfing er von den Deputirten der Nationalversammlung, die, wie gesagt, niemals im Ernste die Entwaffnung der Räuber gewollt hatten, und scharenweise kehrte das nur für kurze Zeit entfernte Gesindel zu den wohlbekannten Fahnen zurück. An der Spitze einer bedeutenden bewaffneten Macht durfte Jourdan es wagen, selbst den Commissarien der Republik zu befehlen. Sie drohten, die Linientruppen zurückzurufen, und die Räuber versuchten am 17. Aug. sich des Zeughauses zu bemächtigen, ohne doch den hartnäckigen Widerstand der Nationalgardisten von Nimes überwältigen zu können. Darauf rückten die Räuber den Commissarien vor das Haus, vermaßen sich, Angesichts derselben, nimmermehr die Linientruppen einzulassen, Gewalt der Gewalt entgegenzusetzen, und verbreiteten sich endlich durch die Straßen, unter dem Rufe: „zu den Waffen, Bürger, zu den Waffen; todtgeschlagen wird, wer nicht zu uns hält!" Die erschreckten Commissarien geboten den Linientruppen, sich zurückzuziehen, und einer von ihnen, Verninac de St. Maur, ließ sich förmlich in das Räuberheer aufnehmen. Am 20. Aug. kam Jourdan wiederum nach dem Zeughause, die von de Ferrières, dem Commandanten der französischen Linientruppen, angelegten Dienstsiegel wurden abgerissen und die Thüren erbrochen. Mulot und Lescene-Desmaisons eilten dem Schauplatze dieser neuen Gewaltthat zu, um zu protestiren und den Frevler mit der Rache Frankreichs zu bedrohen, Jourdan aber schickte sie mit groben und beleidigenden Worten nach Hause, bemächtigte sich der vorgefundenen Waffen und ließ an dem Eingange des Arsenals zwei mit Kartätschen geladene Kanonen aufführen. Meister der wichtigsten Postirungen in der Stadt, umzingelten am folgenden Tage, 21. Aug., die Räuber, unter denen auch Verninac aufzog, das Rathhaus, ergriffen daselbst und brachten nach dem Gefängnisse 40 Personen, mehrentheils Municipale, während der Maire und der Procureur-syndic durch eilige Flucht nach dem linken Rhoneufer, dem ihnen geschworenen Tode entgingen. Eine strenge Hausvisitation, in dem Laufe der Nacht ausgeführt, lieferte noch eine Menge Gefangener, und namentlich entging den Häschern nicht ein einziger Municipalbeamter, die wenigen ausgenommen, die bei Zeiten die Flucht ergriffen. Die Gefangenen alle wurden nach dem Karmeliterkloster gebracht. Damit die Stadt nicht ohne Verwaltung bleibe, wurde von den Räubern ein neuer Gemeinderath bestellt, mittels dessen Jourdan, Mainvielle, Duprat, Lescuyer über das Leben und Vermögen der Einwohner unumschränkte Herrschaft übten. Unter dem Vorwande, versteckte Waffen zu ermitteln, wurden abermals die Häuser durchsucht, und die vorgefundenen Gelder, sammt den leicht verkäuflichen Gegenständen weggenommen. Wehe aber dem Diebe, der es unterlassen hätte, mit Jourdan zu theilen, ohne Gnade wurde er Spießruthen gejagt. Die Deputirten der Nationalversammlung mußten unter solchen Umständen endlich einsehen, daß ihr fernerer Aufenthalt überflüssig sei. Sie thaten, wie schon vorher die Männer von Nimes gethan hatten, und gingen nach Paris zurück, begleitet von einigen der einflußreichsten unter den Räubern, namentlich von Jourdan's Adjutanten Rovère und von Duprat. Diese waren angewiesen, im Namen der Provinz die Vereinigung mit Frankreich zu fodern, sprachen auch am 9. Sept. in solchem Sinne zu der Nationalversammlung. Am 17. Sept. gelangte die Nachricht, daß das Begehren günstig aufgenommen worden sei, nach Avignon, und wie zu erwarten, fanden in ihr die Räuber einen Sporn zu fernern Gewaltthaten. Es begann in den Kirchen das Bilderstürmen, oder, wie aller Orten und zu allen Zeiten der Ausdruck zu umschreiben ist, die zügelloseste Beraubung und Ausplünderung von Kirchen, Klöstern und öffentlichen Gebäuden. Zu Pont-de-Sorgues trieb die Rotte es so arg, daß der Abbé Mulot, den die Sorge um sein vermeintliches Erzbisthum Avignon in l'Isle festhielt, sich veranlaßt fand, dahin einige ihm zu Gebote stehende Mannschaft zu detachiren. Es hielten aber, auf den von Jourdan empfangenen Befehl, die Räuber Stand; sie tödteten fünf Husaren und mußten doch endlich mit Verlust und mit Zurücklassung mehrer Gefangenen weichen. Darauf ließ Jourdan wiederum in Avignon einige der angesehensten Bürger greifen; sie sollten, schrieb er an Mulot, als Geisel für die gefangenen Brigands dienen, und gehenkt werden, falls diesen das mindeste Leid widerfahre. Des Kirchenraubs Frucht, die heiligen Gefäße, verkauften Jourdan und seine Gesellen an Juden, die nicht ermangelten, die Monstranzen und Kelche öffentlich als Nachttöpfe zu gebrauchen. Der Anblick dieser grausenhaften Entheiligung, nicht aber, wie doch vorgegeben worden, die Thränen einer Bildsäule der heiligen Jungfrau, brachten die Einwohnerschaft, die bisher in Schafsgeduld das Unglaubliche ertragen, zur Verzweiflung; ein Aufruhr, in dem mehre Menschen das Leben verloren, wurde kümmerlich unterdrückt, aber die öffentliche Stimmung blieb dermaßen feindlich, daß Jourdan bereits sich entschlossen hatte, die Stadt zu räumen. Nur wollte er vorher, damit man ihn nicht beschuldige, sein Werk unvollendet zu lassen, das Leihhaus ausplündern. Aber indem seine Getreuen dort wirthschafteten, in dem Palladium der ärmern Volksclassen (denn dieser wahrhaftige monte di pietà nach italienischem Zuschnitte, nahm bis zu 50 Scudi Capital keine Zinsen), entflammte sich der so lange verhaltene Ingrimm des Volkes zu einem allgemeinen Aufrufe. Die Weiber versammelten sich in der Minoritenkirche, und dahin wurde, 16. Oct., der Secretair der Municipalität, der berüchtigte Lescuyer, geschleift. Ihn foderte die Versammlung zur Rechenschaft wegen des in Kirchen und Leihhaus verübten Raubes. Eine befriedigende Antwort konnte der Spitzbube nicht geben, und vor dem

Hochaltar empfing er den verdienten Lohn. In Ermangelung anderer Waffen erdolchten ihn die Weiber mit ihren Scheeren. Den Hergang hatte Jourdan nicht verhindern können, vielleicht nicht verhindern wollen; als die That vollbracht war, ließ er seine Unterbefehlshaber zusammenrufen und sie einen fürchterlichen Eid, daß der Brudermord gerächt werden solle, schwören. Die Sturmglocke ertönte, in allen Straßen wurde Appell geschlagen, die Räuber zu den Waffen zu fodern. Hingegen erhoben sich auch die Bürger in der Stadt, die Einwohner der nächsten Dörfer, um den Frauen in der Minoritenkirche zu Hilfe zu eilen, und es entspann sich ein heftiges und anhaltendes Gefecht, in welchem allein der Räuber Feuergewehr und Kanonen über die ländlichen Waffen ihrer Gegner, Stöcke, Beile und Mistgabeln, siegten; mit grenzenloser Wuth wurden die Überwundenen in ihrer Flucht von den Siegern verfolgt. Darauf ließ Jourdan die Stadtthore schließen, und in der Nacht, bei Fackelschein, begab er sich unter dem Geleite von 200 auserlesenen Mördern nach dem Gefängnisse. Da hielt er seit dem 21. Aug. 86 Personen, darunter Frauen und Kinder, gefangen. „Der abgeschiedenen Seele seines Freundes Lescuyer wolle er eine Hecatombe opfern,“ sagt Coupe-tête, und es werden die Thüren des Hauses erbrochen, die Gefangenen gemustert. Raphel, der Richter, führte etwas einem Protokoll Ähnliches, stellte einige Fragen und verkündigte das Todesurtheil. Das wurde sofort vollstreckt; bewaffnet mit Säbel oder eisernen Stangen, berauscht von einem Tranke, den der Schwiegervater des jüngeren Duprat, ein Apotheker, als ein Mittel, ihre Wuth zu steigern, bereitet, warfen die Mörder sich auf die wehrlosen Opfer und es begann die gräßlichste Metzelei, in der namentlich Jourdan durch persönliche Leistungen mit dem Sohne Lescuyer's wetteiferte, und in der als eine eigenthümliche Episode die Behandlung der schwangern Frauen figurirt. Man schnitt ihnen den Leib auf. Als die Schlächter sattsam ermüdet waren, gebot Jourdan, die Leichname in das über 100 Fuß tiefe Verließ eines der Thürme des apostolischen Palastes, an das Gefängniß anstoßend, und wegen des daneben belegenen Eiskellers la Glacière genannt, hinabzustürzen; den Todten ließ er die schwer oder leicht Verwundeten nachwerfen, Alle ohne Unterschied mit frisch gelöschtem Kalk überschütten, dann den Eingang der Höhle zumauern. Die übrigen Quartiere der Stadt blieben ebenso wenig verschont, und vom Morgen an und die ganze zweite Nacht hindurch währte das Plündern, Mishandeln und Morden. Die Häuser wurden gestürmt, viele Menschen, ganze Familien in ihren Wohnungen niedergemacht. Der Kaufmann Lami wurde aus seinem Hause gerissen, um auf der Straße abgeschlachtet zu werden, sein Kind, ein Knabe von 12 Jahren, lief den Mördern nach, fiel auf die Knie, faltete die Hände, flehte weinend um Gnade für seinen Vater. Inmitten seines Flehens wurde er zuerst und nach ihm der Vater ermordet. Ganzer 21 Tage dauerte für Avignon ein Zustand, den keine Phantasie sich denken, sondern ein Augenzeuge allein für möglich halten kann. Fortwährend blieben die Thore geschlossen, würde Niemand weder ein- noch ausgelassen. Mit einer Elite von 500 Mann hauste Jourdan in dem apostolischen Palaste; alle Zugänge waren durch Geschütz verwahrt, dahin waren alle in der Stadt aufgefundene Vorräthe geschafft worden, sodaß im Falle einer Belagerung die Feste für ein ganzes Jahr Proviant hatte. Aber es hatte mittlerweile Ludwig XVI. am 2. Oct. den Beschluß der Nationalversammlung über die Vereinigung sanctionirt, und es trafen die von dem Ministerium zu dieses Geschäftes Vollziehung ernannten Commissarien, Lescène-Desmaisons, Champion de Villeneuve und Beauregard, am 21. Oct. in Orange ein. Von der Lage der Dinge in Avignon unterrichtet, verfügten diese Commissarien sogleich die Befreiung der unglücklichen Stadt. Am 7. Nov. erschien in deren Angesichte Choisy an der Spitze von 3000 Mann; er ließ die verschlossenen Thore öffnen, nach dem Einzuge der Truppen aber wiederum schließen. Jourdan, zurückgezogen in seine Höhle, hatte sich zur Vertheidigung gerüstet; es entsank ihm jedoch, als er die Kanonen aufführen sah, der Muth, und in schimpflicher Eile überlieferte er sich, seine Bande und seine Festung dem französischen General. Am folgenden Tage kamen auch die Commissarien nach der Stadt, um von Seiten der interimistischen Municipalität die Schlüssel, und als Stellvertreter des Königs und des französischen Volkes die Huldigung der Bürgerschaft zu empfangen. Aber der Bevölkerung allgemeine und tiefe Trauer wirkte störend auf die Feier; Väter, Ehemänner, Mütter, Kinder, in Thränen gebadet, warfen sich den Commissarien zu Füßen und foderten die ihnen entrissenen Theuren zurück. Daß von den 86 Gefangenen, an welchen in jener Mordnacht Jourdan seine Rache gesucht, 25 beim Leben erhalten worden, versicherte ein am 17. Oct. von der Municipalität aufgenommenes Protokoll, und dessen Glaubwürdigkeit wagten die Commissarien nicht zu bezweifeln. Sie begaben sich also nach dem Gefängnisse, des Willens, die so wunderbar Erhaltenen der Freiheit wiederzugeben, fanden aber die stillen, leeren Räume. Sie ließen die Glacière öffnen und, des von dort aufsteigenden gräßlichen Todtengeruchs ungeachtet, untersuchen, und es zeigte sich deutlich in der Lage der Leichname, daß viele Lebende unter die Todten hingeworfen worden waren. Unbeschreiblicher Jammer verbreitete sich mit dieser Entdeckung über die ganze Stadt, welche hiermit die Gewißheit dessen empfing, was man längst befürchtet, aber zu glauben sich geweigert hatte *). Von Abscheu ergriffen, verfügten die Commissarien auf der Stelle die Verhaftung derjenigen, welche den Mord befohlen und geleitet hatten. Mainvielle, Tournal, Peytavin, auch der Knabe Lescuyer, der, 16 Jahre alt, sieben Personen ermordet hatte, wurden gefangen gesetzt; Duprat, Mende, Jourdan entsprangen. Diesen verfolgte ein Detachement Husaren, das von

*) Auch die Geschichtschreiber wollen bis auf diesen Tag die 25, in dem Protokolle der Municipalität als gerettet verzeichneten Personen — „wir haben uns hierauf selbst von der Existenz dieser Gefangenen überzeugt,“ sagen die gewissenhaften Protokollführer — nicht aufgeben, und reduciren die 86 auf 61, Wachsmuth gar auf 53 Mordthaten. Nirgends bemerke ich ein ähnliches Streben, die etwa von Royalisten geübten Frevel zu verkleinern.

einem jungen Kaufmanne, Namens Bigonnet, geführt wurde. Auf des Kaufmanns Kopf hatte unlängst Jourdan einen Preis von 50 Louisd'ors gesetzt; unermüdlich zeigten sich dafür jetzt die Verfolger. Durch einen verzweifelten Sprung in die Sorgues meinte der Räuber sich zu retten, ihm nach sprang Bigonnet; auf dessen Brust richtete jener ein Pistol, das versagte, und im Augenblicke wurde er von dem überlegenen Gegner entwaffnet und durch Vorhaltung des Pistols in Furcht gehalten, bis die Husaren hinzukamen und den Gefangenen banden. Hiermit waren von den Anführern der Räuberbande in allem 50 gefangen und konnte die Instruction des Processes ihren Anfang nehmen. Wie kleinmüthig aber jene Verbrecher auf der Wahlstatt sich gezeigt, so besonnen, so verwegen erschienen sie in ihren Aussagen. Nicht für sich, nur auf höhern Befehl wollten sie gehandelt haben. Ferrières, der Anführer der französischen Truppen und vormals Secretair des Herzogs von Orleans, sollte mit ihnen für alles Vorgefallene einverstanden gewesen sein; die Einkerkerungen, die Mordthaten, hieß es ferner, seien auf das Geheiß verschiedener Mitglieder der Nationalversammlung erfolgt, und zeigte, dieses zu bestätigen, Jourdan die von Camus, Bouche, Abbé Mulot und Menou empfangenen Briefe vor. Nichtsdestoweniger verordnete die Nationalversammlung in ihrem Beschlusse vom 26. Nov. die Bildung eines außerordentlichen Gerichtshofes, der sich lediglich mit der Bestrafung der in Stadt und Gebiet von Avignon verübten Verbrechen beschäftigen sollte, und es eröffnete besagtes Gericht seine Sitzungen am 9. Dec. Aber es konnte die Procedur nur langsam vorschreiten; eine Unmasse von Zeugen war zu vernehmen, und deren Aussagen enthüllten Greuel, die anzuhören eine gewöhnliche Menschennatur kaum vermögend war; sehr oft sahen die Richter sich genöthigt, die Zeugen zu unterbrechen und eine Pause zu fodern, damit sie sich erholen könnten von der Beklemmung, der gräßlichen Erzählung Folge, und den Muth fänden, die neuen Qualen, welche des Antheil nehmenden Zuhörers Phantasie verletzen mußten, zu ertragen. Gar erwünscht kam den Jacobinern in Paris dieser langsame Gang der Angelegenheit; sie konnten ihre Kräfte sammeln zu wirksamer Vertheidigung des Kopfabhauers und seiner Mitschuldigen. Brissot war der Erste, der in seinem Patriote français jenen Mördern eine Lobrede zu halten wagte. Aristokraten, die jedes Mitleidens unwürdig, nannte er die Beraubten, die Verstümmelten, die Ermordeten, die lebendig Begrabenen; ihm zufolge verdienten die tapfern Patrioten höchstens Misbilligung, daß sie zu weit ihre Rache ausgedehnt, daß sie nicht nur gemordet, sondern auch genothzüchtigt, geraubt, gepeinigt und gemishandelt hätten. Am 16. März 1792 trat Couturier in der Nationalversammlung auf, um für Jourdan und dessen Spießgesellen eine vollständige Amnestie zu fodern. Für diesen Antrag sprach sofort Bassal, der Pfarrer von Versailles: „Ich weiß, daß ungewöhnlicher Muth erfoderlich ist, um diejenigen, die von so vielen feilen Federn als Räuber dargestellt werden, in Schutz zu nehmen, allein ich kann nicht umhin, den Eingebungen meines Gewissens zu folgen. Diese sogenannten Räuber haben niemals Jemanden bekriegt, die Despoten allein ausgenommen; sie haben niemals bei Verschwörungen sich betheiligt, nur auf dem Schlachtfelde, und sonst nirgends Blut vergossen, es sei denn, wenn man so will, in der Rache um den an Lescuyer verübten Mord. Und Ihr wolltet, während Ihr alle Verbrechen der Aristokraten vergebt, Patrioten bestrafen für eine augenblickliche Verirrung? Um gerecht zu sein, müßt Ihr alle Fehltritte der Parteien mit demselben Schleier bedecken, über Alle die Amnestie ausdehnen." In demselben Sinne redeten Bazire, Saladin, Grangeneuve, Guadet, Thuriot, Merlin, der reformirte Prediger Lasource. „Wie, Gesetzgeber," brach in heiligem Eifer Lasource aus, „Bouillé, das Ungeheuer, Bouillé lebt noch, und Ihr wollt über Jourdan das Todesurtheil fällen? Die Unglücklichen, welche Vater, Gattin, Kinder, Brüder verloren, sie werden sich trösten. Mag die Nationalversammlung ihnen Beweise von Theilnahme, Wohlthaten, rührende Proclamationen spenden!" Fraissenel, Laureau, Girardin, Vaublanc, Genty erhoben sich mit Macht gegen den Vorschlag, stritten mithin für Wahrheit und Recht, aber den Eindruck ihrer Worte verwischte sofort Vergniaud, der tugendhafte, der sentimentale Cicero der Gironde: „Jourdan's Krieger haben für die Freiheit, für die Revolution gestritten. Was sie auch thaten, es wurde ihnen durch den Wunsch, durch die Absicht, Franzosen zu werden, eingegeben. Sie darum peinlich belangen zu wollen, dieses hieße ein Verbrechen an der Menschheit begehen. Wollt Ihr, als erstes Geschenk, den Bürgern von Avignon Henker und Beile zuschicken? Nein, sendet ihnen Worte des Friedens, lasset sie, die, um Franzosen zu werden, soviel litten, nicht noch mehr leiden, nun sie das geworden sind." Ein gedehntes, wüthendes Bravo der Galerien beantwortete diese Rede, die zwar Vergniaud nur unter dem Einflusse des Berges und gegen seine Überzeugung gesprochen haben soll, versichern seine Verehrer, ohne zu gewahren, daß hiermit der Sophist, Anwalt einer Mörderbande, noch verächtlicher wird. Am 26. März decretirte die Versammlung die vollkommene Vergessenheit der bis zum 8. Nov. 1791 in den Gebieten von Avignon und Venaissin begangenen Verbrechen, und es wurden demnach am 5. April 1792 Jourdan und seine Genossen des Gefängnisses entlassen, von ihren Anhängern im Triumph nach Arles geleitet und daselbst mit einem öffentlichen Freudenfest und mit einem durch drei Nächte fortgesetzten Bacchanal von ihren Brüdern, den Marseillern, empfangen. Dieselben Marseiller waren es, welche am 29. April Jourdan, Mainvielle, Duprat, wieder in Avignon einführten, abermals mit allen Ehren eines Triumphs. Bettavin, einer der Generale der Räuberarmee, an der Spitze von 1800 Mann, eröffnete den Zug. Ihm folgte zu Pferd, in französischer Generalsuniform, eine Lorbeerkrone um die Schläfe, Jourdan, dem die Deputirten der Nationalversammlung sich unmittelbar anschlossen. Nach ihnen kamen, ebenfalls zu Pferde, Mainvielle, Tournal und die Frau des jüngern Duprat, eine Amazone, die der sie umgebenden Helden würdig. Auf einem Wagen, von 22 Eseln gezogen, saßen, mit Lorbeer gekrönt, mit der Nationalcocarde geschmückt, die

Mörder vom 16. und 17. Oct.; ihre Frauen, wahrhaftige Furien der Guillotine, umschwärmten zu Pferde den Wagen. Als Nachhut zog der Jacobinerclub in Corpore auf, und von ihm, wie von Mitteltreffen und Vorhut, gingen während des ganzen Marsches die fürchterlichsten Drohungen aus; jeden Augenblick vernahm man die Worte: „Diesmal soll die Eisgrube voll werden!" Den bedenklichen Aspecten entfloh, wer entfliehen konnte; alle wohldenkende Einwohner, die Beisitzer des jüngst noch thätigen Criminalgerichts vor Allen, wanderten aus; die in des Processes Laufe abgehörten Zeugen, 300 an der Zahl, versteckten sich mehrentheils, weil die Ermittelung eines Zufluchtsortes gar zu schwierig war; denn die benachbarten kleinen Städte, in der Furcht vor Jourdan und seiner Rache, weigerten sich, die Flüchtlinge aufzunehmen. Schwer lastete bereits auf der Stadt Avignon diese Rache. Den Tag nach jenem feierlichen Einzuge galt es den Zeugen. Ohne Barmherzigkeit wurden Alle, die sich greifen ließen, ermordet, ihre Häuser geplündert, und wenn zufällig den Nachbar oder das Nachbarhaus dasselbe Schicksal traf, dann wollten die Räuber schier sich ausschütten vor Lachen, um des unschuldigen Versehens wegen. Auch die übrigen Einwohner, eingeschlossen in ihre Häuser, versahen sich jeden Augenblick ihres Endes. Vollkommen stellte Avignon das Bild einer mit Sturm genommenen Stadt dar, welche der Sieger eben der Plünderung preisgeben will. Am Abend des 30. Aprils besuchte Jourdan den Jacobinerclub. Mit lautem Jubel, mit anhaltendem Beifallklatschen empfangen, redete er zu der Versammlung: „Was habe ich nicht gelitten, Kameraden, was habe ich nicht erdulden müssen, um unsere Entwürfe durchzusetzen!" Nach ihm trat Raphel, der seit einiger Zeit sein Adjutant geworden, mit dem Vorschlage auf, mit den Verwandten der Schlachtopfer des 16. Octobers und mit den Zeugen des Processes die Eisgrube auszufüllen. Großem Beifall begegnete der Antrag. Mit einer gänzlichen Umwandlung des Personals der Municipalität beschloß Jourdan die Sitzung; sämmtliche Stellen wurden an seine Creaturen vergeben, das Secretariat übernahm Raphel. Während die neue Municipalität sich anschickte, in alter Weise die Absichten ihres Meisters zu fördern, vereinigten sich jedoch die Ausgewanderten und die in Avignon Zurückgebliebenen zu einem Versuche, das Mitgefühl der Nationalversammlung für ihre Leiden zu erwecken. Eine Deputation begab sich nach Paris, und der Wortführer, Deleutre, entwarf am 7. Mai 1792, Angesichts der Versammlung, ein treues Bild von der Lage seiner Vaterstadt. Es unterstützte ihn aus aller Macht Vaublanc, es bot François de Nantes seine ganze Redekunst auf, die Versammlung zu bewegen, daß sie nicht länger die Urheber, die Werkzeuge der Greuelthaten von Avignon begünstigen möge, aber wiederum trat ihnen eine mächtige Opposition entgegen, Chabot, Merlin, Grangeneuve, Lasource, Vergniaud. Nichts wurde in der Versammlung entschieden, und einzig von dem Drängen der Begebenheiten selbst durften die Avignoner Abhilfe erwarten. Lescene-Desmaisons, der Repräsentant, hatte in dem Berichte von seiner Sendung gesagt: „Jourdan ist ein roher Mann, doch viel mehr gefühlvoll, als streng. Seiner Kaltblütigkeit verdankt er seinen Muth; wie der schlichte Bürger spricht er. Aus wohlberechneten Gründen übergaben die Leiter, die Anführer jener Bewegungen ihm das Commando. Sie suchten einen Mann, der tapfer, der schmiegsam ihren Befehlen, hinter dem sie, im Falle eines schlimmen Ausgangs, sich verstecken könnten, und der dem Gesetze für alles Dasjenige, was sie veranstalten würden, verantwortlich bleibe." Diese, von Lescene angedeuteten Pfiffigen, nachdem sie ihre Absichten erreicht, säumten nicht lange, aus ihrer Verborgenheit hervorzutreten und die Puppe, die ihnen gedient, sachte bei Seite zu schieben. Das machte sich um so leichter, da die Blüthe von Jourdan's Heere im Juli nach Paris gefodert wurde, um daselbst, unter dem Namen der Marseiller, zu dem 10. Aug. und zu den Scenen des 2. und 3. Sept., Wiederholungen, im größten Maßstabe, der Mordnächte vom 16. und 17. Oct., mit zu wirken. Es hat auch der commandirende General, Montesquiou, das Seinige gethan, um in der so grausam zerrütteten Provinz den Frieden wieder herzustellen. Wenn er, von dem Abzug der Linientruppen aus Avignon an die Nationalversammlung berichtend, hinzufügt — „diese Einrichtungen lassen mich hoffen, daß wir nicht weiter von Avignon hören werden. Gleichwol halte ich für wahrscheinlich, daß noch einzelne Gewaltthätigkeiten von einer Partei, die geraume Zeit unterdrückt, jetzt triumphirend, verübt werden dürften. Das wird aber auch das letzte Ziel für den uns so fürchterlich beschriebenen Ehrgeiz der Marseiller bleiben. Einem Übelstande der Art kann einzig durch Milde abgeholfen werden" — so erregt dergleichen feiges Ableugnen von Seiten eines Mannes, dem mit der bewaffneten Macht die Erhaltung der öffentlichen Sicherheit anbefohlen, allerdings Verwunderung, aber in den Resultaten rechtfertigte sich in etwas des vorsichtigen Generals Kleinmüthigkeit. Ohne daß er dessen recht inne geworden, sah Jourdan sich der usurpirten Gewalt entsetzt, sah er sich genöthigt, Avignon zu verlassen, um in dem großen Haufen der sogenannten Marseiller sich zu annulliren. Als in der Verzweiflung die wehrhaftige Bevölkerung von Marseille 1793 sich gegen die Tyrannei des Convents erhob, wurde Jourdan, als dieser Tyrannei thätiges Werkzeug, gefangen gesetzt und zur Rechenschaft gefodert. Es errettete ihn Cartaux, einer der Generale des Convents, durch rasches Vordringen, und der Mensch, der das viele Blut in dem Vauclusedepartement vergossen hatte, wurde für dasselbe mit dem wichtigen Posten eines Hauptmanns von der Gendarmerie bekleidet. Den Schrecken, der noch immer den Namen Jourdan begleitete, benutzte er, um gemeinschaftlich mit seinem Vertrauten Rovère die Räubereien der letzten Vergangenheit unter den durch die Umstände gebotenen Modificationen fortzusetzen. Er stand an der Spitze einer sogenannten schwarzen Bande, welche die Veräußerung der Nationaldomainen als ein höchst einträgliches Monopol ausbeutete. Diese Industrie misfiel dem Proconsul, der Anfangs 1794 in Orange sein Wesen trieb und der vielleicht Jourdan's Thaten, seinen Ruf als patriote pur, beneidete. Auf Maignet's Geheiß wurde

er dem Blutgerichte übergeben und verurtheilt, als Föderalist und Contrerevolutionair, der daneben die ihm verliehene Militairgewalt misbraucht, die richterlichen und administrativen Behörden verkannt, die Nationalgüter verschleudert, oder um einen Spottpreis weggegeben habe, alles unter dem Einflusse des von ihm ausgehenden Schreckens. Am 27. Mai 1794 wurde Jourdan in Orange guillotinirt. (*v. Stramberg.*)

Jourdanne (Fluß in Frankreich), s. Jordanne.

JOURE, kleiner Fluß in Frankreich, Departement der Aude, Arrondissement Narbonne. An ihm liegt der Marktflecken Lésignan. (*R.*)

JOURGNIAC-SAINT-MÉARD (Franz von), zuweilen auch blos Saint-Méard und Saint-Méart geschrieben, war ein sehr beliebter geistvoller Schriftsteller Frankreichs, welcher sich durch den Geschmack, Witz und die heitere Laune seiner Werke ein großes Publicum zu erwerben verstand. Geboren zu Bordeaux 1745, stammte er aus einer alten Adelsfamilie in Limousin und widmete sich, ohne seine geistige Ausbildung zu vernachlässigen, dem Kriegerstande. Im Jahre 1766, wenn nicht früher, trat er bei dem königlichen Fußregimente zu Nanci in Dienste, ergab sich aber neben diesem Berufe auch literarischen Beschäftigungen, deren Früchte in einigen nunmehr verklungenen Broschüren bestanden. Mit seinen Freunden und Waffengenossen, dem Grafen Fortia de Piles und Ludwig de Boisgelin, verband er sich auch zur Herausgabe einer jedenfalls satyrischen Schrift über Mesmer, der in Frankreich mit seinem Magnetismus damals geringen Beifall einerntete; diese erschien 1785 zu Paris unter dem Titel: Correspondance de M*** (Mesmer) sur les trois (? nouvelles) découvertes du baquet octogone, de l'homme baquet et du baquet moral. Nachdem er zum Ritter des heiligen Ludwigsordens und 1789 zum Capitaincommandanten über eine Compagnie Jäger bei seinem Regimente befördert worden war, gerieth dasselbe am 31. Aug. 1790 in Aufruhr und beschloß, da Jourgniac sehr beliebt war, ihn zur Verwirklichung der gefaßten Vorsätze zum Haupte des gesammten Insurgentenhaufens zu erwählen. Ganz gegen seine Grundsätze, welche das Königthum vertheidigten, übernahm er zwar die Generalswürde, that aber Nichts von dem Allen, was die Aufwiegler von ihm erwarteten, sondern hielt sich in dieser qualvollen Lage, während sein Zögern nach drei Tagen Verdacht der Verrätherei erweckt hatte und ihm ebendarum die Todesstrafe schon zuerkannt worden war, mit erstaunlicher Gewandtheit und Geistesgegenwart so lange, bis er sich retten konnte. Er entkam nach Paris, schrieb hier zum Andenken jener Auftritte eine Tragikomödie in 3 Acten, die auch gedruckt wurde, und gesellte sich einem Kreise von gleichgesinnten Männern zu, welche das Journal de la cour et de la ville herausgaben. Bald wurde er einer der Angesehensten unter ihnen, redigirte späterhin mit Gautier dieses Blatt allein und verschaffte demselben, wiewol es dem Geiste der Revolution widersprach, einen langdauernden Bestand; denn die witzige und humoristische Richtung von Jourgniac's Gesinnungen gestattete zwar feste politische Grundsätze, welche ein freisinniges Königthum anpriesen, ließ sich aber von leidenschaftlichem Eifer nicht hinreißen, sondern war gegen Andersdenkende stets duldsam, sodaß er sich nicht nur in den Stürmen der Revolution, wenn auch nicht immer ganz ohne Gefahr, sondern auch nachmals zu jeder Zeit immerdar Freunde bei allen Parteien erwarb. Auch hütete er sich, jene Aufregungen zu Ansprüchen auf äußere Ehre und Vortheile im Staate zu benutzen. Seine witzigen Einfälle, seine unversiegbare Heiterkeit und seine unerschütterliche Geistesgegenwart rissen ihn, obschon er alles Lächerliche seiner Zeit, die daran nicht arm war, eifrig bekämpfte, gewöhnlich als einen harmlosen Mann stets aus den Gefahren, in die ihn die Gegner seiner Gesinnungen nicht selten zu verwickeln suchten. So wurde er am 22. Aug. 1792 aus Verdacht, an der Grenze Frankreichs Rekruten geworben und sie den Auswanderern zugeführt (wiewol er betheuerte, seit seiner Flucht von Nanci Paris niemals verlassen zu haben), sowie widerwärtige und gefährliche Artikel in sein Journal geliefert zu haben, verhaftet und in der Abtei S. Germain eingesperrt; und bei dem Erstürmen der pariser Gefängnisse am 2. und 3. Sept. desselben Jahres gerieth auch er in die größte Lebensgefahr, wobei sich aber ein menschenfreundlicher und uneigennütziger Retter für ihn fand, der ihn aus dem Blutbade herauszog und in ein Haus von seinen Freunden brachte, ohne mehr als ein Glas Branntwein zu seiner Belohnung anzunehmen [1]). Am 4. Sept. erhielt Jourgniac durch eine Bescheinigung, daß er niemals an einem Complote Theil genommen habe und unschuldig sei, seine volle Freiheit wieder. Diese Begebenheiten schrieb er in einem rührenden Tone mit großer Glaubwürdigkeit nieder und die Franzosen schätzen diese Broschüre als ein kostbares historisches Monument über die blutigen Ausschweifungen in ihrer Revolution. Sie erschien noch in demselben Jahre zu Paris mit dem Titel: Mon agonie de trente-six heures, ou Récit de ce qui m'est arrivé, de ce que j'ai vu et entendu pendant ma détention dans la prison de l'Abbaye de St. Germain depuis le 22. Août jusqu'au 4. Septbre. Bald waren davon vier Auflagen vergriffen; im Jahre 1806 kam nach Quérard die 20. und 1814 die 21. Aufl. heraus; im Ganzen soll sie bis zum J. 1817 57 Auflagen erlebt haben, davon 21 mit Gutheißen des Verfassers und 36 durch den Nachdruck in den Provinzen und im Auslande veranstaltet wurden. Jourgniac besaß von allen diesen Ausgaben ein Exemplar. Zu Gröningen erschien 1793 eine holländische und gleichzeitig zu Frankfurt und Leipzig eine teutsche Übersetzung davon. Die letztere führt den Titel: Wichtiger Beitrag zur Geschichte des 2. und folgenden Septembers und der neusten französischen Revolution mit 1 Kupfer. Das Original ist auch in die Collection des Mémoires relatifs à la révolution française aufgenommen worden. Jourgniac besuchte in Paris die gebildeten Cirkel und Säle, hielt sich aber meistens an die

1) Vgl. über diese Auftritte den Moniteur universel 1792. Nr. 250.

Literatoren und Buchhändler, besonders an die Gebildeten seines Schlags, die ihrer Gesinnungen wegen scherzweise Fliegenschnäpper genannt wurden, und über welche zur Zeit der Revolution mehre Broschüren erschienen sind. Die Gehilfen des Buchhändlers Desenne, an welchen er sich vorzugsweise anschloß, pflegten ihn nur den président et général en chef de la société universelle des *Gobemouches* zu nennen, was sich Jourgniac auch gefallen ließ. Im Übrigen starb er zu Paris den 5. Febr. 1827 in hohem Alter, nachdem noch folgende Schriftchen von ihm erschienen waren: Pétition présentée à S. Exc. Monseigneur le Maréchal duc de Bellune, pair de France etc. (Paris 1822), 64 Seiten stark; Ainsi soit-il, ou Nec plus ultrà du vieux royaliste Jourgniac-Saint-Méard (Paris 1824); sein Epitaphe in Versen (ebendort 1824. 8. und 4.), nur zwei Blätter stark, und Ordre du jour, ou Salmigondis ministériel et bureaucratique pour servir de supplément et de consolation à „Mon Agonie“ du 2. Sept. 1792, Paris chez l'Auteur qui en fait présent, et chez le libraire Petit qui le vend (1822), 72 Seiten stark [2]).

(*B. Röse.*)

Jouri, s. Georg.

JOURNAL, 1) im Allgemeinen s. Zeitungen.

2) In der Kaufmannssprache ist Journal eins der Handlungsbücher, welches in der Ordnung, nach der die Geschäfte eingetragen (gebucht) werden, seinen Platz zwischen dem Memorial und dem Hauptbuche hat. In das Memorial (das Tagebuch, Manual, die Kladde oder Strazze) werden alle Handelsvorfälle, welche sich auf Veränderungen im Besitze oder Vermögensstande (Geld, Waare, Schulden und Foderungen) beziehen, einzeln in ihrer chronologischen Aufeinanderfolge und alsogleich, wenn sie sich ereignet haben, eingeschrieben. Das Hauptbuch enthält dieselben Anschreibungen in einem geordneten Zustande, auf einzelne Rechnungen (Conti) vertheilt, wobei jeder Betrag an baarem Gelde oder Geldeswerth ein Mal auf der Debetseite und ein Mal auf der Creditseite vorkommen muß, sodaß mit einem Blicke zu übersehen ist, wie hoch sich die Schuld und das Guthaben einer jeden von den (wirklichen oder fingirten) Personen, für welche im Hauptbuche Conti eröffnet sind, beläuft; und die Summe sämmtlicher Debetposten sich gegen die Summe sämmtlicher Creditposten (im ganzen Hauptbuche) ausgleicht.

Wollte man nun die Eintragungen in das Hauptbuch unmittelbar aus dem Memorial und nach der Ordnung desselben bewerkstelligen, so würden die Blattseiten des erstern sehr schnell durch eine große Anzahl einzelner Posten angefüllt, dadurch aber die Arbeit sehr vermehrt und die Übersicht bedeutend erschwert werden. Man hat daher die Gewohnheit angenommen, die Handelsvorfälle von einerlei Art nicht einzeln, sondern im Ganzen, d. h. nicht die Tagesgeschäfte einzeln, sondern für eine Woche, ja für einen Monat zusammengezogen, auf die Rechnungen des Hauptbuches zu tragen. Dies könnte nicht mit der erfoderlichen Bequemlichkeit, Schnelligkeit und Sicherheit geschehen, wenn das Memorial als directe Quelle des Hauptbuches dienen sollte; denn im Memorial stehen die gleichartigen (d. h. eine und dieselbe Rechnung des Hauptbuches angehenden) Geschäfte außerordentlich zerstreut. Es ist also eine vorläufige Zusammenstellung solcher gleichartiger, in einer Woche oder einem Monate vorgefallener Geschäfte nothwendig, und diese Zusammenstellung eben findet in dem Journale statt, welches mithin dem wörtlichen Sinne seiner Benennung keineswegs entspricht, indem es nicht ein Tagebuch, sondern vielmehr ein Wochen- oder Monatbuch ist. Das Eintragen der Geschäfte aus dem Memorial in das Journal wird Journalisiren genannt, und auf eine Weise bewerkstelligt, welche im Wesentlichen durch ein kleines Beispiel leicht zu erläutern ist. Gesetzt, man habe an sechs verschiedenen Tagen eines Monats von sechs verschiedenen Geschäftsfreunden verschiedene Partien Waare empfangen, als:

von A für 258 Thlr.
von B für 1410 „
von C für 800 „
von D für 1200 „
von E für 180 „
von F für 2200 „
Zusammen für 6048 Thlr.

so werden diese sechs, in dem Memoriale an ebenso vielen Stellen zerstreut stehenden Geschäfte im Journale auf folgende Weise zusammengefaßt:

Waaren-Conto	Debet,	Thlr.
an A, für Tabakblätter	. . . . .	258
„ B, für verschiedene Waaren		1410
„ C, für „ „	. .	800
„ D, für „ „	. .	1200
„ E, für „ „	. .	180
„ F, für „ „	. .	2200
		Thlr. 6048.

Im Hauptbuche kommt alsdann, wenn man in dasselbe aus dem Journale einträgt, auf die Debetseite des Waaren-Conto's nur eine einzige Zeile, welche lautet:

An sechs Creditoren . . . . 6048 Thlr.

wogegen auf der Creditseite der sechs, für die Geschäftsfreunde A, B, C, D, E, F eröffneten Rechnungen die respectiven Beträge von 258 Thlr., 1410 Thlr. u. s. w. einzeln eingetragen werden, mit den vorgesetzten Worten: „Per Waaren-Conto.“

3) In der Schiffersprache wird Journal ein Buch oder eine Art Register genannt, worin der Capitain oder der Steuermann Alles auf das Genaueste aufzeichnet, was sich mit dem Schiffe während der Reise an irgend bemerkenswerthen Ereignissen zuträgt; z. B. die Richtung der Winde zu allen Tageszeiten; die Geschwindigkeit, mit welcher man gesegelt; die beobachteten geographischen Längen und Breiten; die Schiffe, welchen man begegnete;

2) Benutzt wurden Biographie des hommes vivants (1817) III, 489, Biographie des Contemporains V, 433 sq., *Quérard*, La france littéraire IV, 253 und *Beauvais*, Biographie universelle classique, ou dictionnaire historique portatif (1829) III, 2699.

wichtige oder sonst interessante Naturerscheinungen, sowie Vorfälle unter der Mannschaft oder Veränderungen am Schiffe u. s. w. Ein solches, regelmäßig geführtes, Journal (in welchem kein Tag übersprungen werden darf, sondern sogar eingeschrieben werden muß, wenn nichts vorgefallen ist) hat einen gewissen Grad von amtlicher Glaubwürdigkeit, worauf sich manchmal sehr wichtige rechtliche Entscheidungen mit stützen können. Ein bedeutendes Interesse gewinnen manchmal die Schiffjournale (auf weiten Reisen ganz besonders) für Geographie und Meteorologie u. s. w. Bei der hinlänglichen Muße, welche in der Regel die Seereisen gewähren, und bei der Eintönigkeit derselben, finden ganz natürlich auch oft solche Dinge eine völlig gerechtfertigte Aufnahme in das Journal, welche zu Lande für sehr geringfügig geachtet werden würden; aber je mehr dies der Fall ist, desto gültiger ist daneben die Präsumtion, daß um so mehr die wichtigen Vorfälle mit Sorgfalt eingetragen seien. (*Karmarsch.*)

Journalière (Tagspost), s. unter Post.

JOURNALISIREN heißt bei den Kaufleuten das Eintragen der Geschäfte aus dem Memorial in das Journal; s. Journal. (*Karmarsch.*)

Journalist, Journalistik, s. Zeitungen.

Journée des Dupes, s. unter Ludwig XIII.

JOURNETA, Villa in dem zum Merindad Sanguessa des spanischen Königreichs Navarra gehörigen Thale Salazar. (*G. M. S. Fischer.*)

JOUR NOMMÉ nannte man ehemals in Frankreich ein schnell fahrendes Schiff, dessen Ankunft am Bestimmungsorte auf einen fest bestimmten Tag bedungen wurde, bei Verlust eines Theils der Fracht. Gegenwärtig scheint die Benennung nicht mehr üblich zu sein, wenigstens kommt sie in neueren lexikalischen und kaufmännischen Werken nicht vor. (*Karmarsch.*)

JOURNU (Aubert [Bernard], Graf von Tustal). Geboren 1748 zu Bordeaux, widmete sich Journu, gleich seinem Vater, dem Kaufmannsstande. Bald fühlte er sich jedoch auch von den Naturwissenschaften und schönen Künsten angezogen und legte, durch seine Vermögensumstände begünstigt, in Bezug auf beide reiche Sammlungen von Büchern und Gemälden an, deren Benutzung er gern auch Andern erlaubte, sowie es ihm überhaupt großes Vergnügen machte, Künstler zu unterstützen und ihnen nützliche Arbeiten zu verschaffen. Der Negeraufstand in S. Domingo und dessen Folgen raubten ihm den größten Theil seines Vermögens und mit diesem die Mittel, seine Sammlungen zu vermehren. Dies bewog ihn, seine Vaterstadt mit denselben zu beschenken, und sie sind eine der ersten Zierden des öffentlichen Museums derselben geworden. Jetzt richtete er seine Aufmerksamkeit auf die Landwirthschaft [1]). Da er bald fand, daß sich auch hier die Wissenschaft mit der Erfahrung einigen lasse, so legte er eine Musterwirthschaft (Ferme expérimentale, wörtlich Erfahrungs- oder Versuchspachtung, etwa wie die Thär'sche in Mögelin) an, und sein Eifer für die Merinozucht erwarb ihm den von der Gesellschaft für Wissenschaft und Kunst zu Bordeaux in dieser Beziehung ausgesetzten Preis, sowie denn überhaupt die Gegend, in welcher er lebte, die von ihm eingeführten oder angeregten Verbesserungen dankbar anerkannte. Er wurde deshalb zum Mitglied, bald darauf zum Präsidenten der Handelskammer und des Handelsgerichts, dann auch zum Departementsadministrator ernannt. Die Revolution sah ihn unter den Deputirten bei der gesetzgebenden Versammlung der Nation, und er benutzte seine Stellung, um sich mit Kraft und Muth allen Vorschlägen zu widersetzen, welche eine allgemeine Zerrüttung und Zerstörung herbeiführen mußten. Dies und vorzüglich seine Anhänglichkeit an Ludwig XVI. brachte ihn 1793 auf die Liste der Proscribirten und er entging dem Schicksale der übrigen Girondisten nur dadurch, daß er sich vor den Augen der spähenden Machthaber glücklich zu verbergen wußte. Die Umgestaltung der Dinge, welche der 18. und 19. Brumaire (9. und 10. Nov.) 1799 hervorbrachte, erlaubte ihm, sich wieder öffentlich zu zeigen, ja er trat sogar als Mitglied in den Erhaltungssenat ein, und wurde zum Censor der französischen Bank ernannt, an deren Errichtung er großen Theil gehabt hatte. Nach der Restauration belohnte Ludwig XVIII. Journu's Anhänglichkeit an seine Familie dadurch, daß er ihn, den bereits Napoleon zum Grafen des Reichs ernannt hatte, im Juni 1814 zum Pair von Frankreich erhob. Doch nur kurze Zeit erfreute sich Journu dieser ehrenden Anerkennung seiner Verdienste von Seiten seines Königs, denn er starb bereits am 19. Jan. 1815 [2]). (*G. M. S. Fischer.*)

JOURSAC, Dorf im Canton Allanche und Arrondissement Murat des französischen Departements Cantal. Es liegt im schönen Thale des Alagnon und hat mit den zur Gemeinde gehörigen Weilern 1104 Einwohner. Auf einem hohen Basaltfelsen bei dem Dorfe stehen die Ruinen der Burg Merdogne, und man genießt einer sehr weiten Aussicht auf die Ostseite des Cantalgebirgs und auf die hohe Bergebene der Planèze, der Kornkammer der obern Auvergne, welche sich in einer mittleren absoluten Höhe von 3000 par. Fuß am südöstl. Fuße der Cantalgebirgsgruppe erhebt. (*Klähn.*)

JOUSSE, 1) Daniel, ein geachteter französischer Rechtsgelehrter des vorigen Jahrhunderts, am 10. Febr. 1704 zu Orleans geboren, stammte aus einer alten angesehenen Familie und widmete sich, nachdem er zu Paris und zu Orleans seine Vorstudien gemacht hatte, der Jurisprudenz, ohne seinem Hange zu den mathematischen Wissenschaften und besonders zur Astronomie, die er mit großer Vorliebe getrieben hatte, untreu zu werden. Er lebte zehn Jahre zu Paris in freundschaftlicher Verbindung mit den ausgezeichnetsten Gelehrten jener Zeit und nahm nur ungern die Stelle eines Richters an dem königlichen Tribunal zu Orleans, welche ihm durch die

1) In Beziehung auf diese trat er auch als Schriftsteller auf, indem er über die beste Benutzung der Haiden (Landes) schrieb, wie man einen fast wüsten Landesstrich zwischen Bordeaux und Bayonne nennt.

2) Vgl. Biographie universelle.

Bemühungen seiner Verwandten übertragen wurde, an (1734). Er erfüllte mit unermüdlichem Eifer die Obliegenheiten dieses Amtes und trug nebst dem berühmten Pothier zu dem damaligen Glanze des Gerichtshofes zu Orleans das Meiste bei. Seine Bescheidenheit und uneigennützige Liebe zu seiner Vaterstadt ließen ihn mehre bedeutendere und gewinnreichere Stellen, die man ihm anbot, ablehnen. Mit mäßigem Einkommen lebte er zufrieden und fand bis zu seinem Tode (21. Aug. 1781) sein höchstes Glück in der Erfüllung seiner Berufspflichten. Er hinterließ den Ruhm eines höchst rechtlichen Mannes und guten Bürgers. Jousse gehörte zu jenen Gelehrten, deren Hauptvorzug der Fleiß ist. Dieser zeigt sich auch überall in seinen zahlreichen Schriften, welche zur Erläuterung des älteren französischen Rechts gediegene Beiträge liefern, in denen man aber neue überraschende Ansichten und geistvolle Förderung der Wissenschaft vermißt. Wir nennen hier folgende: „Nouveau Commentaire sur l'ordonnance criminelle du mois d'août 1670“ (Par. 1753, 1756 und 1763. 2 Voll. 12.), „Nouveau Commentaire sur l'ordonnance du commerce du mois de mars 1673“ (Par. 1755 u. 1761. 12. Marseille 1802. 12. Poitiers 1827. 4.), „Nouveau Commentaire sur les ordonnances du mois d'août 1669 et mars 1673, touchant les épices“ (Par. 1755, 1757 u. 1761. 12.), „Nouveau Commentaire sur l'édit du mois d'août 1695, concernant la jurisdiction ecclésiastique“ (Par. 1751. 4. Ib. 1754, 1757 u. 1764. 2 Voll. 12.), „Commentaire sur l'ordonnance de eaux-et-forêts du mois d'août 1669“ (Par. 1765, 1772, 1775 u. 1777. 12. Lyon 1782. 12.), „Nouveau Commentaire sur l'ordonnance civile du mois d'avril 1667“ (Par. 1753. 4. 1767. 2 Voll. 12.), „Recueil chronologique des ordonnances, édits et arrêts de reglement cités dans les quatre nouveaux commentaires sur les ordonnances“ (Par. 1757. 3 Voll. 12.), „Traité de la jurisdiction des présidiaux tant en matière civile que criminelle“ (Par. 1757 u. 1764. 12.), „Traité de la jurisdiction des trésoriers de France, tant en matière de domaine et de voirie que de finance“ (Par. 1777. 2 Voll. 12.), „Traité de la justice criminelle de France“ (Par. 1771. 4 Voll. 4.), „Detail historique de la ville d'Orleans“ (Orleans 1736, 1742 u. 1752. 12.) und „Coutumes d'Orleans avec des notes,“ gemeinschaftlich mit Prevôt de la Jannès und Pothier (Orleans 1742. 2 Voll. 12.)*). *(Ph. H. Külb.)*

2) Mathurin, Architekt, zu Anfange des 17. Jahrhunderts geboren und Jesuit im Collegium zu La Flèche an der Loire im damaligen Gouvernement Anjou in Frankreich, war nach Philibert de Lorme der Erste, welcher über den Steinschnitt schrieb. Dabei zeichnete er sich durch umfassende Kenntnisse in der Geometrie und durch tiefes Studium des Vitruvius und der andern großen Meister seiner Kunst aus und machte sich um diese durch brauchbare und geschätzte Schriften verdient, von welchen folgende zu unserer Kenntniß gekommen sind:

1) „Théâtre de l'art de charpenterie.“ (La Flèche 1627. Fol.) — Hiervon erschien nach dem Tode des Verfassers eine zweite Ausgabe unter der Aufschrift: „L'art de charpenterie“ (La Flèche 1692. Fol.) mit 125 Holzschnitten, welche die verschiedenen Arten der Zimmermannswerke in treuen Abbildungen vorstellen, an der Seite jedes Stiches eine umständliche Erklärung des in demselben abgebildeten Einzelnen. Eine neue Ausgabe dieses Werkes machte Philippe de la Hire „à Paris 1702.“ Fol., vermehrt mit einigen Blättern, auf welchen das Werkzeug des Zimmermanns und das Rüstzeug, das er zum Aufrichten braucht, sowie auch eine Windmühle von Innen und von Außen, vorgestellt sind.

2) „La fidèle ouverture de l'art de serrurerie“ (La Flèche 1627. Fol.), mit 52 Kupferstichen, die Jousse selbst geätzt hat. — Eine neue Ausgabe dieses und die vierte des unter 1) angezeigten Werkes besorgte zusammen Jombert in „L'art de charpenterie augmentée de l'art de serrurerie.“ (A Paris 1751. Fol.) — Dieses Werk ist jedoch durch neuere Werke über die Schlosserei, besonders durch des Professors an der polytechnischen Schule in Paris, Hassenfratz, „L'art de serrurerie“ (A Paris 1804. 2 Bde. 4.) in Abgang gekommen.

3) „Le Secret d'architecture découvrent fidèlement les traits géométriques, coupes et dérobements nécessaires dans les bâtiments.“ (La Flèche 1642. Fol.) Dieses seltene Buch ist reicher an Zeichnungen als das des berühmten Philibert de Lorme, doch wird dem einen wie dem andern Dunkelheit vorgeworfen.

(Th. Alfr. Leger.)

JOUSSOUY (Jean André), ein sehr thätiger Missionair, geboren 1746 in der Nähe von Bains, zwei Lieues von Le Puy im Departement Oberloire, studirte Theologie in letzterer Stadt, wo er auch die Priesterweihe empfing. Hierauf lebte er zwei Jahre lang bei den Missionairen zu St. Colomb, unweit Vienne in der Dauphiné, von der Congregation der St. Lazaristen. Aus Rücksicht auf seine besondere Neigung für Fremdenmissionen wurde er 1780 von seinen Obern nach Algier abgeschickt, um den dort in der Sklaverei lebenden Franzosen die Tröstungen der Religion und anderweitige Hilfsleistungen darzubringen. Dreißig Jahre lang stand er diesem Amte mit der größten Ausdauer und Pflichttreue vor, er opferte selbst sein eigenes Vermögen auf, um französische Sklaven loszukaufen und vor Allem ein Hospital herzustellen, das allein seiner Sorge anvertraut war. Sein Pflichteifer zog ihm sogar zu einer Zeit, als die Pest in Algier grassirte, eine gefährliche Ansteckung von dieser Krankheit zu, doch genas er wieder. Eine kurze Zeit lang ward seine Wirksamkeit unterbrochen, indem er nämlich bei dem zwischen Frankreich und Algier entstandenen Bruche zugleich mit dem französischen Gesandten sich nach Barcelona einschiffte, einige Monate bei den Seinigen in der Heimath zubrachte; aber schon in dem nämlichen Jahre, 1802, kehrte er unter günstigern politischen

*) Aus der Biographie universelle. Tom. XXII. p. 60—62 und *J. M. Quérard*, France littéraire. Tom. IV. p. 255, wo man ein vollständiges Verzeichniß seiner Werke findet.

Verhältnissen auf seinen Posten zurück, wo er nach vielfach überstandenen Mühseligkeiten, aber einer segensreichen Wirksamkeit, tief betrauert von den Unglücklichen, die er unterstützt hatte, und geehrt von allen Vertretern der europäischen Höfe, im Jahre 1811 in einem Alter von 65 Jahren starb*). (*R.*)

JOUTZENUS (Jotzens), ein Pastorat in Altfinnland, zur Propstei Willmanstrand und zum Bisthum Borgå gehörig, 17½ Werste von der Stadt Willmanstrand, in einer reizenden Gegend der Provinz Karelen. Die Einwohner zeichnen sich durch Einfachheit und Frömmigkeit aus und sind, wie überhaupt die Karelier, ein abgehärtetes, schön gebildetes Volk, voll offenen, kindlichen Wesens. Die Tracht ist nicht gefällig; die Weiber tragen große Schuhe mit eisenbeschlagenen Absätzen. Schwaden und Frachtfahrt nach Neufinnland sind Haupterwerbszweige. (*v. Schubert.*)

Jouvance, Geogr., s. Gengou le Royal (St.).

Jouve, s. Jourdan (Matthäus).

JOUVENCY (Joseph), gewöhnlich Juvencius genannt, einer der berühmtesten französischen Jesuiten, am 14. Sept. 1643 zu Paris geboren, trat schon in seinem 16. Jahre in den Jesuitenorden und lehrte nach Beendigung seiner Studien zuerst zu Caen, dann zu La Flèche und zuletzt zu Paris im Collège Ludwig's des Großen die Rhetorik mit ungewöhnlich großem Beifalle. Im Jahre 1699 ward er von seinen Obern nach Rom berufen, um daselbst die von N. Orlandini begonnene Geschichte des Jesuitenordens fortzusetzen. Diese Fortsetzung erschien nach zehnjähriger Arbeit unter dem Titel: „Historiae Societatis Jesu Partis quintae Tomus posterior ab anno Christi 1591 ad annum 1616" (Romae 1710. F.) und erregte durch die darin ausgesprochenen Grundsätze und Ansichten großes Aufsehen. Da darin besonders die Vertreibung der Jesuiten aus Frankreich als höchst ungerecht dargestellt war und Schmähungen gegen die höchsten Gerichtshöfe in Menge vorkamen, so beschloß das Parlament zu Paris die Unterdrückung und Verbrennung des Buches und die Bestrafung des Verfassers. Le Tellier, der berüchtigte Beichtvater Ludwig's XIV. und ebenfalls Jesuit, wußte die Sache dahin zu vermitteln, daß nur dieser Band der Geschichte der Jesuiten unterdrückt wurde. (Vgl. „Recueil de pièces, touchant l'histoire de la compagnie de Jésus, composée par *J. Jouvency* et supprimée par arrêt du parlement de Paris"[1]). [Liège 1713. 12.]) Jouvency kannte die altclassische Literatur sehr genau und schrieb einen vorzüglich schönen lateinischen Styl. Seine freilich inhaltslosen Reden („Orationes XIV ab anno 1673 ad 1698 habitae." [Paris 1701. 2 Voll. 12. Ib. 1714. 8. Ib. 1724. 2 Voll. 8. und öfter]) können in dieser Beziehung als Muster gelten. Die von ihm besorgten sogenannten purgirten Ausgaben classischer Schriftsteller (Horatius, Ovid, Martial, Juvenal, Persius, Terentius) und der „Novus Apparatus graeco-latinus, cum interpretatione gallica, ex Isocrate concinnatus ab uno e Societate Jesu" (Par. 1681. 4. Ib. 1754. 4. und öfter) waren in den Schulen Frankreichs lange eingeführt; nach seinem „Appendix de diis et heroibus poeticis" (Rouen 1727. 12. Par. 1806 u. 1824. 12. Lugd. 1812. 18. und öfter) wird jetzt noch gelehrt, obschon dieses Buch nach den neueren Forschungen in der Mythologie beiweitem nicht mehr ausreicht; seine „Ratio discendi et docendi" (Lyon 1692. 12. Par. 1725. 8. Ibid. 1778. 12. Ibid. 1809. 12. Avignon 1825. 12. Französisch von J. Fr. Lefortier. Paris 1803. 12.) enthält den von dem Jesuitenorden angenommenen Unterrichtsplan und wird selbst von Voltaire und Rollin gelobt. Jouvency starb zu Rom am 29. Mai 1719[2]). (*Ph. H. Külb.*)

JOUVENEL DES URSINS, bürgerliches Geschlecht, aus der Stadt Troyes in Champagne herstammend, das, zu Ansehen gekommen und geadelt, durch die Herleitung des Stammbaums von den römischen Ursinern diesem neuen Adel eine Folie unterzulegen glaubte. Peter Jouvenel, Gem. N. d'Assenay, lebte in Troyes 1360, und wurde der Vater von Peter, der 1399 genannt wird, und von Johann. Johann Jouvenel stand als Rath bei dem Châtelet zu Paris, vom 8. Jan. 1380 ab, als bei Hof die Frage sich erhob nach einem Individuum, das tüchtig sei, die Verrichtungen des seit dem Aufruhr der Maillotins unterdrückten Prévôt des marchands zu übernehmen. Das Amt selbst sollte nicht wieder hergestellt, sondern commissarisch von einem Garde de la prévôté des marchands versehen werden. „Ils rapportèrent au roy et au conseil, que en parlement y avoit un advocat, bon clerc et noble homme, nommé maistre Jean Juvenal des Ursins, et qu'il leur sembloit qu'il seroit très-propre. En ce conseil plusieurs y avoit, et mesmement des nobles de Bourgogne, qui luy appartenoient, qui pleinement dirent qu'ils respondoient pour luy, qu'il gouverneroit bien l'office de la garde de la prevosté des marchands. Et estoient ses predecesseurs extraits des Ursins de devers Naples, et de Rome du mont Jourdain, et furent amenés en France par un leur oncle nommé messire Neapolin des Ursins, evesque de Mets. Et fut son pere, Pierre Juvenal des Ursins, bien vaillant homme d'armes, et l'un des principaux qui resista aux Anglois avec l'évesque de Troyes, qui estoit de ceux de Poictiers, et le comte de Vaudemont. Et quand les guerres furent faillies en France, s'en alla avec autres sur les Sarrasins, et là mourut, auquel Dieu fasse pardon. Also Johann's Sohn, der Geschichtschreiber, den man für den Erfinder der Abstammung von den Orsini hält, und der vermuthlich den Stoff zu seiner Erdichtung in dem Umstande fand,

---

*) Biographie universelle. T. XXII. p. 64 sq.

1) Darin heißt es unter Anderm S. 475: „La difficulté n'est pas de trouver dans le livre de P. Jouvenci des erreurs condamnables; elles se presentent en foule. La peine n'est que d'appliquer la punition que méritent l'Auteur et l'Ouvrage. Les Ordres du Roi nous arrêtent; nous devons nous y conformer, et renfermer dans nos coeurs une juste douleur de voir que l'on préfère l'indulgence à la justice."

2) Vgl. Biographie universelle. Tom. XXII. p. 65. 66.

daß die Stadtgemeinde von Paris seinem Vater den in dem Cloître de Nôtre-Dame belegenen Hof des Ursins verehrte. Es war dieses von Seiten der Pariser eine Handlung der Dankbarkeit für die von Jouvenel empfangenen, nützlichen Dienste. Er hatte nämlich, so berichtete der Sohn, kaum seine Amtswohnung auf dem Stadthause bezogen, so nahm er eine genaue Untersuchung der städtischen Angelegenheiten, Gerechtsame und Privilegien vor. Alles mit einander fand er vernachlässigt, und alle Zweige des öffentlichen Haushalts wurden durch ihn neu und vortheilhaft bestellt. Mit mehren Städten, mit Rouen hauptsächlich, mußten deshalb Processe geführt werden. Die Schiffahrt jener Flüsse, mittels deren die Hauptstadt vornehmlich die Zufuhr empfängt, die Marne insbesondere, war durch mancherlei von den Grundherren darin angebrachte Bauwerke gar sehr erschwert worden. Jouvenel erwirkte von dem Parlament ein Urtheil, worin er angewiesen ward, die Schiffahrt von allen lästigen Hindernissen zu befreien und namentlich die ihr Eintrag thuenden Bauwerke zu zerstören, wogegen die Grundherren, deren Mühlen oder sonstige Anlagen dem öffentlichen Wohle weichen müßten, eine Entschädigung, den zehnfachen Betrag einer Jahreseinnahme, zu beziehen hätten. Es wurde hierauf eine genaue Aufnahme der Marne vorgenommen, und auf seiner Commissarien Bericht setzte Jouvenel 300 Arbeitsleute in Bewegung, deren Wirksamkeit so zweckmäßig vertheilt war, daß in einer Nacht der Fluß von allen Hindernissen frei gemacht wurde. Die Grundherren tobten, mußten sich aber mit der festgesetzten Entschädigung begnügen, während die Stadt Paris von der Energie ihres Vorstehers reichliche Früchte genoß; „Juvenal se gouvernoit tellement en son office, qu'il avoit l'amour et la grace du roy, et de tout le peuple, tant de gens d'église, que nobles, marchands et commun. Et par les paroles mesmes que le roy disoit souvent, qu'il n'avoit fiance en sa maladie ne autrement qu'en son prevost des marchands et ceux de sa ville." In dem Vollgenusse dieser allgemeinen Gunst wurde Jouvenel zuerst durch den Herzog von Burgund gestört, und durch dessen Absicht, des Königs einflußreichste Räthe, Noviant und la Rivière zu Grunde zu richten. Mit la Rivière verwandt, hatte Jouvenel sich am 20. Juni 1386 mit Noviant's Nichte, Micheline de Vitry, verheirathet. Er hielt es für seine Schuldigkeit, der beiden Männer sich anzunehmen, zumal ihm bewußt, „que eux estans en gouvernement, avoient grandement fait leur devoir, et que ce qu'on leur faisoit n'estoit que par envie." So verwandte er denn allen seinen Einfluß den Vettern zum Besten, „requerant qu'on leur fist justice accompagnée de misericorde si mestier estoit." Und es ließ der Herzog von Burgund sich vernehmen, daß er solchen Antrag, der ihm seine Absicht nur unvollständig erreichen ließ, billig finde; im Grunde aber nahm er ihn sehr ungnädig auf, „et dès lors commença à machiner contre le dit Juvenal pour le destruire." Um so mehr hielt sich dieser zu dem Herzog von Orléans, bei welchem er seit kurzem eine Rathsstelle bekleidete (1393). Aber auch hier soll er von seinem Einflusse nur den würdigsten Gebrauch gemacht, und namentlich in Freimüthigkeit, wenn auch „par une manière joyeuse," des Herzogs Unordnungen gerügt haben. „Si le prit le dit duc trop plus en gré qu'il ne fit de ses oncles, et respondit qu'il pourvoyeroit aux charges qu'on luy donnoit, et commença à faire faire une belle chapelle aux Celestins de Paris, et autres bonnes oeuvres." Indessen bereitete der Herzog von Burgund sich die Mittel, an Jouvenel seine Rache zu nehmen. Es wurden an 30 Zeugen erkauft, um auf deren Aussage eine Anklage zu begründen. Die Resultate des Zeugenverhörs empfing der Herzog bei Tafel, was vielleicht veranlaßte, daß er eine Grosse von dem Rotulus anfertigen zu lassen, überflüssig fand. Man solle, verordnete er, die Urschrift an die Procuratur bei dem Parlament gelangen lassen. Der Procurator aber verweigerte sein Ministerium, sobald er das Zeugenverhör flüchtig eingesehen, und die beiden Commissarien von Châtelet, deren Werk diese Schrift war, ärgerten sich dergestalt über den ungefälligen Procurator, daß eine Labung zu suchen, ihnen Bedürfniß wurde. Sie gingen nach dem „eschiquier en la cité, et se tinrent assez aises. Car aussi estoient-ils bien payés, et beurent fort." Die inhaltsschwere Schrift wurde auf den Tisch nieder gelegt, und tapfer und tapferer getrunken; denn es hatten sich zu dem Feste auch einige von den Leitern der Cabale eingefunden. In der stürmischen Fröhlichkeit, welche des Weins Folge zu sein pflegt, kam die Schrift zum Fallen, ohne daß einer der Gäste dessen geachtet hätte. Aber des Hausherrn Hund fand sich zur Stelle, er zauste an dem Papier und schleifte es endlich nach dem Alkoven, wo seiner Gebieter Ehebett aufgestellt war. Da fiel die Schrift der Hausfrau, die sich eben niederlegen wollte, in die Hände, und sofort theilte sie den Fund ihrem Herrn mit. Der fing an zu lesen und verwunderte und entrüstete sich höchlich, daß er wiederholt ausgerufen: „helas, qui sont ces mauvaises gens qui le veulent grever?" Dann, es war schier Mitternacht, fuhr er wiederum in die Kleider, und ohne Säumen trat er den Weg nach dem Stadthause an. Auf wiederholtes Pochen eingelassen, verlangte er zur Stunde Herrn Jouvenel zu sprechen. Der wurde geweckt, verließ das Bett, und vernahm des ehrlichen Mannes Anbringen, nicht wenig erfreut, mit der Schrift zugleich das Verzeichniß der ihm aufgebürdeten Missethaten und die Namen der Zeugen kennen zu lernen. Wiederum legte er sich zu Bette und er hatte kaum ausgeschlafen, als der Huissier d'armes Jesus ihm eine Ladung brachte, des Inhalts, daß er den andern Morgen, Samstag um 9 Uhr, vor dem König und dessen Rath zu Vincennes erscheinen müsse. In einem der stärksten Thürme der dasigen Burg war ihm schon ein Gefängniß angewiesen, und in der ganzen Stadt ging das Gerücht, es sei um den Prevost geschehen, noch an demselben Samstag werde ihm der Kopf abgeschlagen werden. Um das zu verhüten, folgten 300—400 der angesehensten Bürger dem Liebling in seine zweifelhafte Fahrt. Unerschrocken trat er vor den König. Zur Stunde fand sich auch maistre Jean Andriguet ein, der Sachwalter bei dem Parlament, welchem der Betrieb der vor dem Parquet abge-

wiesenen Klage befohlen worden. Der hielt seinen Vortrag und stellte seine Conclusionen, sämmtlich peinlicher Natur. Jouvenel wollte erwiedern: „comme il en estoit bien aisé et avoit un beau language, et si estoit plaisant homme, aimé, honoré et prisé de toutes gens.“ Das Recht dazu wurde ihm jedoch von dem Gegenanwalt bestritten, der auch behauptete, es müsse vor allem der Angeklagte zur Haft gebracht werden. Viele Worte wurden darum gewechselt, bis der König selbst seinem Prevost Redefreiheit vergönnte. Da sprach Jouvenel in kräftigen Worten von seiner Unschuld und von der Grundlosigkeit der gegen ihn erhobenen Anklage. Er wies nach, wie es sich nicht gezieme, gegen einen königlichen Beamten den Informationsproceß zu erheben. Überhaupt wollte er, trotz aller Versicherungen Andriguet's, nicht an eine vorhergegangene Untersuchung glauben. Diese zu beweisen, vermaß sich der Advocat, und verlangte von den beiden Commissarien des Châtelet, welche ihm zur Seite standen, das Protokoll. „Hast Du die Schrift nicht?“ fragte einer den andern, und keiner wußte, wo sie hingerathen sein könnte. Da wurde der König ungehalten und sprach: „Je vous dis par sentence que mon prevost est preud'homme, et que ceux qui ont fait proposer les choses sont mauvaises gens,“ dann zu Jouvenel sich wendend: „allez-vous-en, mon amy, et vous mes bons bourgeois.“ So thaten sie. Und als die falschen Zeugen von dem Ausgang hörten, geriethen sie in große Bestürzung, welche einer dem andern mittheilte. Nun wollten zwar die Commissarien ein neues Verhör anstellen, und darin die Zeugen die frühern Aussagen wiederholen lassen. Aber dessen weigerten sich einer wie alle; denn, sagten sie, „qu'ils sçavoient le dit Juvenal estre preud'homme.“ In den Fasten 1394 kamen diese Leute vollends zur Erkenntniß und fanden sich eines Tags, gegen 30 etwa, bei ihrem Pfarrherrn zusammen, demselben die begangene Sünde „le plus secrètement et doucement qu'ils peurent, tous ensemble et en une même manière“ zu klagen. Aufmerksam vernahm der Pfarrer die Beichte, welche zu lösen er sein Unvermögen bekennen mußte, zugleich an den bischöflichen Pönitentiarius den Fall verweisend. Reumüthiger, wo möglich denn zuvor, suchten die Sünder den Pönitentiarius auf, der aber ebenso wenig eine Absolution zu geben sich ermächtigt fühlte, als letzte Instanz den Bischof bezeichnete. Derselbe hörte und äußerte darauf, daß er den Fall zu schwer und zu häßlich finde, um davon zu absolviren, wolle ihn vielmehr an den eben damals in Paris anwesenden päpstlichen Legaten, den Cardinal von Luna, verwiesen haben. Also gingen sie auch dahin zur Beichte, und der Legat nahm ihnen die Sünde ab, ihnen jedoch auferlegend, daß sie am Charfreitagmorgen, völlig unbekleidet, an des Provost Hausthüre sich einfinden, ihm ihre Missethat bekennen und deren Verzeihung sich erbitten sollten. Sie gaben dem Cardinal zu bedenken, daß in dem ihnen vorgeschriebenen Aufzuge Jouvenel sie erkennen müsse. Darauf erlaubte ihnen der Cardinal, um den bloßen Leib ein Tuch, aber mehr nicht, zu schlagen. So kamen sie an dem festgesetzten Morgen zu Jouvenel's Thür. Der war auch gar früh aufgestanden, in der Absicht, die Ablässe zu gewinnen, und erstaunte nicht wenig, als er aus dem Hause tretend, seine Schwelle von den vielen Leuten belagert fand. Was man von ihm verlange, beeilt er sich zu fragen; einer, als der Vielen Sprecher, klagt sich der allen gemeinsamen Vergehen und Sünden an, und alle zusammen, weinend, erbitten sich deren Nachlaß. Es weinen nicht minder Jouvenel und seine Diener, und der Herr, der längst nicht mehr des Handels gedachte, begehret zu wissen, wer denn seine Vergebung fodere. Entgegnet wiederum der Sprecher, daß in der Buße ihnen auferlegt worden, die Namen zu verschweigen. Da besann sich Jouvenel, und des Zeugenverhörs sich erinnernd nannte er sie alle mit Namen, ohne daß er einen einzigen übergangen hätte. „Das ist der,“ hieß es, „Du bist jener.“ Darauf vergab er allen in milden Worten, und sie dankten demüthig, küßten den Boden und weinten bitterlich. Die so glücklich bestandene Gefahr scheint für Jouvenel ein Sporn zur Verdoppelung seiner Anstrengungen um das öffentliche Wohl geworden zu sein. Vorzüglich verwandte er sich, die wachsende Feindschaft der Herzoge von Orléans und Burgund zu neutralisiren, „tellement qu'ils s'appaisoient, ou au moins dissimuloient.“ Im Jahre 1400 wurde Jouvenel in das Parlament als Rath und des Königs Advocat eingeführt, daß demnach seine näheren Beziehungen zu der Stadt aufhörten. Sie waren, wenn des Sohnes Pietät nicht übertreibt, ungemein wohlthätig der Gemeinde gewesen. „Lequel au dit office de la garde de la prevosté s'étoit grandement gouverné et honorablement. Et tousjours quand il y avoit aucun discord entre les seigneurs, il mettoit peine à tout appaiser, tellement que de son temps, nonobstant la maladie du roy, aucun inconvenient n'en advint.“ Wenigstens scheint der unglückliche Karl VI. ganz ungewöhnliches Vertrauen in ihn gesetzt zu haben. Wenn Jouvenel sich vor ihm blicken ließ, wie zu Zeiten geschehen mußte, dann wurde, wie von einem plötzlichen Lichtstrahle, der Wahnsinnige aufgeregt: „Jouvenel, pflegte er zu sagen, „regardez bien que nous ne perdions rien de nostre temps.“ Im Advent 1406 sollte die große Frage, ob dem Papste Benedict der Gehorsam aufzukündigen, verhandelt werden. Zwölf der ausgezeichnetsten Kanonisten wurden auserseheh, dieselbe nach ihren verschiedenen Seiten zu beleuchten. Als diese Männer, Vertheidiger oder Gegner Benedict's, gehört, verfügte der Kanzler, 11. Dec. 1406: „lundy parleront les advocats et procureurs du roy par la bouche de maistre Jean Juvenal des Ursins, premier advocat du roy.“ An diesem Montag, 13. Dec., sprach demnach Jouvenel, zu seinem Thema die Worte des Psalmisten: „viriliter agite et confortetur cor vestrum, omnes qui speratis in Domino,“ sich erwählend, und hat er zweierlei zu erweisen sich angestrengt. Erstlich das Majestätsrecht eines Königs von Frankreich, als des rechten Arms der Kirche, und daß derselbe nicht nur befugt, sondern verbunden, in den Angelegenheiten der Kirche die Geistlichkeit seines Reichs zu versammeln, um von ihr Rath zu fodern, auch in solcher Versamm-

lung das Präsidium zu führen, er sei hierzu ersucht oder nicht ersucht, welches Letzte zwar für diesmal nicht der Fall, da neben der Universität verschiedene Prälaten, auch andere Geistliche, den König ausdrücklich gebeten hätten, sich des Präsidiums unterziehen zu wollen. Was aber die Versammlung begutachten und beschließen möge, dieses vollstrecken zu lassen, stehe nicht minder die unbezweifelte Befugniß dem Könige zu. Der andere Beweis galt dem von der Universität ausgegangenen Antrage, das Reich dem Gehorsam Benedict's von Luna zu entziehen, als in dessen Befolgung der Redner den einzigen Weg, den Frieden der Kirche herzustellen, finden wollte. Und kam es hierauf, nachdem die Versammlung gehörig aufgeklärt, zum Abstimmen. „Et pour abreger, fut faite substraction à Pierre de la Lune, dit Benedict, et l'Eglise de France reduite à ses anciennes libertés et franchises." Mit dem gleichen Erfolge verhandelte Jouvenel vor dem Parlament die große Frage über die Bestellung einer Regentschaft für die Dauer von des Königs Krankheit (1408): auf seinen Antrag wurde diese Regentschaft der Königin zuerkannt. In dem Handel um Neufchâteau erfüllte er streng die Pflichten seines Amtes, selbst auf die Gefahr, den mächtigen Herzog von Burgund abermals zu beleidigen. Es hatte die Stadt Neufchâteau, allerseits von lothringschem Gebiete umgeben, freiwillig der Herrschaft von Frankreich sich unterworfen, hierzu den Vorwand in einer alten Lehensverbindung mit Champagne findend. Was in den Glanzzeiten Karl's V. der Herzog von Lothringen sich gefallen lassen, das glaubte er in den Zerrüttungen, durch Karl's VI. Wahnsinn veranlaßt, ungeschehen machen zu können. Ein französischer Huissier, der zu instrumentiren nach Neufchâteau kam, wurde gefänglich eingezogen, das Lilienbanner, das an mehren Orten aufgerichtet, wurde abgenommen und an eines Pferdes Schweif geheftet, durch den Koth geschleift. Dieses vernehmend saß das Parlament zu Gericht über den ungetreuen Lehensmann, und es lautete das Urtheil, „gegen den Majestätsverbrecher," auf Verlust seiner Güter und Verbannung. Die Confiscation hatte unter den obwaltenden Umständen nicht viel auf sich, der Verbannung glaubte der Herzog unter dem Schutze Johann's des Unerschrockenen spotten zu können. Er kam nach Paris und sein Beschützer wollte ihn am andern Tage dem Könige vorstellen. Von dieser Absicht wurde das Parlament unterrichtet, und Advocaten und Procurator erhielten die Weisung, von dem Könige Gerechtigkeit gegen den Herzog von Lothringen, oder zu fodern, daß derselbe dem Parlament zu des Urtheils Vollstreckung überliefert werde. Die Herren vom Parquet, von einigen Edelherren begleitet, gelangten zur königlichen Audienz, als eben, nach der Messe, der Herzog von Burgund seinen Schützling vorstellte. Was ihres Begehrens sei, fragte jene der Kanzler. Da fielen sie auf die Knie, und Jouvenel trug des Parlaments Ansuchen vor. Das wollte der Herzog von Burgund ihm verweisen. „Juvenal, ce n'est pas la manière de faire." Aber derselbe entschuldigte sich mit der Verpflichtung, des obersten Gerichtshofs Befehle zu vollstrecken, und sagte am Schlusse, „alle gutgesinnte und getreue Unterthanen haben sich uns anzuschließen, mögen zu dem Herzoge von Lothringen die der entgegengesetzten Meinung sich halten." Da ließ sogar der Herzog von Burgund den von Lothringen gehen, den er bis dahin am Ärmel festgehalten hatte. Als Folge von Allem ergab sich, daß der Herzog von Lothringen den König fein demüthig um Verzeihung bat, und für die Zukunft ihm seine treuen Dienste verhieß, wogegen der König Verbannung und Confiscation zurücknahm (1412). Der Einfluß, welchen bei dieser Gelegenheit Jouvenel auf das herrische Gemüth des Herzogs von Burgund übte, schien einigen von des Fürsten Getreuen von guter Vorbedeutung für die Absicht, auch in andern Dingen dessen Gemüth zum Guten zu lenken. Sie, Edelleute, theils in der Grafschaft, theils in dem Herzogthume Burgund zu Hause, und „sämmtlich Jouvenel's Anverwandte," verlangten, daß er dem Herzoge seinen Verkehr mit dem nichtswürdigsten Gesindel in Paris und jene frevelhafte Verblendung, welche ihn den Mord des Herzogs von Orléans als eine unsträfliche Handlung ansehen ließ, verweise. Ganz willig unterzog sich Jouvenel dem bedenklichen Auftrage, und er hat mehrmals versucht, den Herzog in dem Hôtel von Artois aufzuwarten. Mit vieler Mühe gelangte er einst in der Nacht zur Audienz und fand den Herzog ziemlich ruhig gestimmt. Das benutzte Jouvenel, um dem Fürsten zu sagen, wie das Wenigste, so man von ihm erwarten könne, ein Bekenntniß sei des begangenen Irrthums, sammt der Versicherung, daß er den Frieden halten wolle. Auch gereiche ihm der Verkehr mit den Fleischern gar nicht zur Ehre. Statt ihrer hundert achtbare Bürger auszumitteln, vermesse er sich: die würden sich geschmeichelt finden, seiner Gnaden allerwärts zu folgen und auf den Wink dero Befehle zu vollstrecken. Die würden auch Gelder vorschießen, falls deren der Herzog bedürftig. Worauf dieser jedoch dahin sich erklärt, daß er eines Vergehens sich nicht schuldig wisse, noch viel weniger sich dessen schuldig bekennen werde, und, soviel den andern Punkt betreffe, könne das einmal nicht anders sein. An solcher Herzenshärtigkeit verzweifelnd, glaubte Jouvenel in dem engen Verbande aller Wohlgesinnten ein Heilmittel für die vielen Gebrechen des Staats gewinnen zu können. Er wohnte den geheimen Zusammenkünften in dem Karmelitenkloster bei, wo der General der Mathuriner, der Karmelit Eustach von Pavilly, und andere Mitglieder der Universität, nicht sowol ein kräftiges Einschreiten vorbereiteten, als vielmehr über die muthmaßlichen Folgen der gegenwärtigen Wirren disputirten. Und weil die Dialektik allerdings nicht hinreichend war, um ein solches Prognostikon aufzustellen, wurde auf Pavilly's Betrieb die Sehergabe verschiedener gottesfürchtigen Personen für die Lösung des Räthsels in Anspruch genommen. Aber es veranlaßte das Bestreben, der Frommen wunderliche Gesichter zu erklären, die Mitglieder des Bundes zu neuen, gleich fruchtlosen Untersuchungen und es scheint allein Jouvenel eine wahrhaft praktische Ansicht gehabt zu haben. Ihm war der dauerhafte Friede der Großen die einzige Angelegenheit, und dahin zu gelangen, meinte er, müsse eines jeden Streben gerichtet sein. Vor

allem wollte er alle Bündnisse mit den Engländern, jedes empfangene oder gegebene Versprechen abgethan wissen. Daß solches dem Herzoge von Burgund gelte, nahm die Versammlung an, aber Jouvenel gelangte auch zur Kenntniß von der Armagnacs Unterhandlungen mit den Engländern, und es wollte ihn bedünken, daß es so unmöglich sein sollte, zwischen den entgegengesetzten Parteien eine Aussöhnung zu bewirken, als von den Versammlungen in dem Karmelitenkloster irgend eine nützliche Wirksamkeit zu erleben. Die Gesellschaft löste sich auf, und die Hauptstadt verfiel ganz und gar unter die Herrschaft der Cabochiens, welche gegen Personen und Eigenthum unglaubliche Tyrannei übten. Besonders viel Geld wurde durch gezwungene Anlehen aufgebracht, und sollte zu einem solchen Maistre Jouvenel 2000 Schilde beisteuern. Dessen weigerte er sich, und deshalb schickten ihn die Demagogen, unangesehen seiner Appellation an das Parlament, nach dem kleinen Châtelet ins Gefängniß; es wurde ihm aber die Vergünstigung zu Theil, daß er, bevor man ihn abführte, einen Theil der verlangten Summe erlegte und den Rest in bestimmter Frist beizubringen gelobte, „dont il ne fut pas bien content et non sans cause, car il le monstra bien après.“ Die erlittene Unbill, mehr noch als Patriotismus, scheint seine Thatkraft dermaßen gestärkt zu haben, daß er auf eigene Rechnung übernahm, was einer Gesellschaft zu schwierig gewesen. Täglich beinahe besuchte er den Herzog von Berry, so wollte es der Fürst, in dessen Wohnung auf dem Cloistre Notre-Dame. Da wurde von den Angelegenheiten, Begebnissen und Gesprächen des Tags gehandelt. Und es zürnte der Herzog: „sollen wir für alle Zeit in jener nichtswürdigen Gewalt verbleiben?“ „Ayez esperance en Dieu,“ erwiederte Jouvenel „car en brief temps vous les verrez destruits, et venus en grande confusion.“ Denn Tag für Tag war es sein einziger Gedanke, wie er sein Vorhaben ausführen möge, und ob sich wol Leute in der Stadt finden sollten, die mit ihm einstimmig wären. Sich Jemandem anzuvertrauen wagte er nicht. Dergestalt vertiefte er sich in seine Betrachtungen, daß auch seine Träume gänzlich davon erfüllet waren. Drei Nächte hinter einander glaubte er die Worte des Psalmisten: „Surgite cum sederetis, qui manducatis panem doloris,“ zu vernehmen und vernahm sie auch seine gute, fromme Hausfrau, wie sie dann eines Morgens zu ihm sprach: „Mein lieber Freund und Herr, heute Morgen habe ich mit meinen Ohren vernommen Worte von Euch selbst, oder von jemand Euch zu Gehör gesprochen, die ich auch in meiner Gezeiten Buch finde, Surgite u. s. w. Was heißt das?“ Darauf hat der Eheherr sich nicht einlassen wollen, sondern im Allgemeinen gesagt: „wir haben, Liebe, eilf Kinder und demnach alle Ursache, Gott zu bitten, daß er uns einen aufrichtigen Frieden verleihen wolle. Auf ihn hoffe, und er wird uns beistehen.“ Jouvenel hatte doch endlich einige Männer gefunden, denen er seine Absichten mitzutheilen wagen durfte. Diese fand er bei dem Herzog von Berry, und sie waren beide Viertelsmeister des Tuchmachergewerks, Stephan d'Ancenne und Gervaisot de Merilles genannt. Beide unterhielten starken Verkehr mit der Bürgerschaft ihrer Viertel, und wußten genau, wie sehr man dort der Herrschaft der Cabochiens überdrüssig war. Dessen hatten sie vor dem Herzog von Berry kein Hehl, und in der Gesellschaft wurde man einig, „qu'ils vivroient et mourroient ensemble, et exposeroient corps et biens à rompre les entreprises desdits bouchers et de leurs alliés, et rompre leur faict.“ Das einfachste, das einzige Mittel, dieses zu erreichen, beruhte in dem Volke selbst, und die Gemüther zu bearbeiten, haben die beiden getreuen Viertelsmeister den äußersten Fleiß angewendet. Die Veranlassung zu dem Ausbruche der durch sie vorbereiteten Bewegung wurde die Verkündigung des auf des Königs Wunsch zwischen dem Könige von Sicilien und den Herzogen von Orléans, Bourbon, Alençon, eines, und dem Herzog von Burgund andern Theils abgeschlossenen Friedens. Die Verkündigung ging am 1. Aug. 1413 vor sich, und gleichwie die einflußreichsten Demagogen, Jean de Troyes, die S. Yon, les Gois, Caboche das Äußerste versuchten, das Friedensgeschäft rückgängig zu machen, so boten sie jetzt allen ihren Einfluß auf, um die Gemeinde dahin zu bringen, daß sie, das höchste Souveränitätsrecht sich anmaßend, des Friedensinstruments Ratification verweigere. Es war vorzüglich Jean de Troyes, der Concierge du Palais (des Justizpalastes) oder des huis de fer, welcher diese Intrigue leitete, zu welcher einige Kenntniß des Staatsrechtes und der Formen unerläßlich war. Gar wohl begriff er, daß ein stürmischer Entschluß, wie er ihn bedurfte, am füglichsten in einer allgemeinen, stürmischen Versammlung der Bürger durchgesetzt werden könne, und große, parlamentarische Gewandtheit, die Sprache unserer Zeit zu reden, hat er entwickelt in dem Bestreben, vor eine solche Volksversammlung die Frage über Krieg oder Frieden zu ziehen. Aber Jouvenel durchschaute die Absicht, und nach heftigen Debatten wurde beschlossen, „que la matière grande et haute se deliberast par les quartiers.“ Es war dieses für die Cabochiens die Lebensfrage. Indem sie sich theilten, um die einzelnen Viertel in ihren Berathungen zu beherrschen, mußte ihre Macht sich brechen. Das begriff wiederum der einzige Jean de Troyes, und den ihm versetzten Streich zu neutralisiren, unterfing er sich, die sämmtlichen Viertelsmeister der Cité zu einer Versammlung in dem Cloître von S. Eloy zu vereinigen. Wäre er ihrer gewiß, so wollte er sie als Werkzeug gebrauchen, den übrigen Versammlungen Gesetze vorzuschreiben. Am frühen Morgen, 3. Aug., eröffnete Jean de Troyes seine tumultuarische Sitzung. Daß hiervon Jouvenel Kenntniß empfange, konnte oder wollte er nicht verhindern, und jener fand sich zur Stelle, bevor noch der Aufwiegler zu dem Volke sprechen konnte. Des Störenfrieds ansichtig werdend, bezeigte Jean de Troyes seine Freude über solchen Besuch, dann brachte er einen Aufsatz zum Vorschein, worin über die Herzoge von Orléans, Bourbon, Alençon, die giftigste Verleumdung ausgegossen war. Das möge er sich ansehen, sprach er zu Jouvenel, und erwägen, ob dergleichen hochwichtige Dinge nicht dem Könige vorzulegen sein würden, ehe und bevor man über einen Frieden sich einige. Hierauf aber erwie-

derte Jouvenel: „qu'il luy sembloit, que puisqu'il plaisoit au roi, que toutes les choses, qui avoient été dites ou faites à ce temps passé, fussent oubliées ou abolies tant d'un costé que d'autre, sans que jamais en fust faite mention, que rien ne se devoit plus ramentevoir. Et que les choses contenues en ladite cedule estoient toutes seditieuses, et taillées d'empêcher le traité de paix, laquelle le peuple devoit desirer.“ Gleich verschwand hierauf jegliche Meinungsverschiedenheit; alle schrien: „la paix, la paix!“ und langten nach der Schrift, die Jean de Troyes zu vertheidigen den Muth nicht hatte. In tausend Stücke wurde sie zerrissen. Es verbreitete sich auch wie ein Lauffeuer durch die ganze Stadt, was in der Cité sich zugetragen und alle Viertel erklärten sich damit einverstanden, ausgenommen jenes des Halles, dann die Umgebung de l'hôtel d'Artois, wo der Herzog von Burgund residirte. Noch an demselben Tage, gleich nach Tische, stieg Jouvenel zu Roß, um in Begleitung der Vornehmsten in der Bürgerschaft, wol 30 an der Zahl, dem Könige zu St. Paul aufzuwarten. Sie fanden denselben in des Herzogs von Burgund, auch anderer Prinzen Gesellschaft, und Jouvenel hielt einen kurzen Vortrag: „en monstrant les maux qui estoient advenus par les divisions, et que la paix estoit necessaire: et luy supplioient les bons bourgeois de Paris, qu'il voulust tellement entendre et faire, que bonne paix et ferme fust faite. Et pour parvenir à ce, qu'il en voulust charger monseigneur de Guyenne son fils.“ Der König fand: „leur requeste raisonnable et que c'estoit bien raison, que ainsi fust fait;“ der Herzog von Burgund ließ sich aber, wie bei einer frühern Gelegenheit vernehmen: „Juvenal, Juvenal, entendez vous-bien, ce n'est pas la manière de ainsi venir.“ Dessen aber achtete Jouvenel in seinem Glück wenig, sondern, auch bei dem Herzog von Guyenne zur Audienz geführt, gab er diesem noch den Rath, daß er die Bastille an sich nehmen und am folgenden Morgen zu Roß steigen möge, um die Straßen der Hauptstadt zu bereiten, und hiermit derselben sich zu versichern. Dieses fand der Rathgeber hochwichtig, um die Cabochiens, nachdem sie in den Sectionen, wie es 1794 geheißen haben würde, unterliegen müssen, auch noch als geschlossene und darum furchtbare Gesellschaft zu überwältigen. Was man von ihm verlange zu leisten, dessen zeigte der Prinz sich willig, foderte auch sofort von dem Herzog von Burgund die Überantwortung der Bastille, und erhielt sie in der Überraschung. So blieb des Drama's letzter Act aufzuführen, und dazu hät am Freitag, 4. Aug., früh Jouvenel sich angeschickt, indem er in der Magdelaine, neben dem Hôtel des Ursins, die Messe hörte. Darauf verfügte er sich zu dem Herzog von Berry, denselben anzuspornen, daß er sofort mit seinen Reisigen aufbreche: „et allez à l'hostel de monseigneur de Guyenne, et luy dites qu'il monte à cheval, et s'en vienne au long de la rue Sainct-Antoine vers le Louvre, et il delivrera messeigneurs les ducs de Bavière et de Bar. Et ne vous souciez: car aujourd'huy j'ay espérance en Dieu, que tout se portera bien, et que serez paisible capitaine de Paris: j'iray avec les autres, et nous rendrons tous à monseigneur le dauphin et à vous.“ Der Herzog begab sich sofort auf den Weg, während Jouvenel mit seinem ganzen Anhange aus der Cité nach St. Germain de l'Auxerrois eilte, um einem seiner Getreuen, Peter Oger, Beistand zu bringen. Denn dort hatten sich der Prevost des Marchands, die Schöffen, die städtischen Schützen, die Cabochiens alle geschart, und boten eine wohl geordnete Fronte von 1000—1200 streitfertigen Männern, und der Herzog von Burgund bot zugleich alle seine Erfindungsgabe, seine List an, um den Fortgang von Jouvenel's Anschlag zu hintertreiben. Da er begriff, daß von der Schnelligkeit der Bewegung allein sein Heil abhängig sei, wendete dieser sich bei der Porte Baudés an den Ausgang der Straße St. Antoine, und von nur sechs Männern gefolgt, bog er gegen St. Jean-en-Greve ein, wo eine schöne und zahlreiche Gesellschaft ihn aufnahm und den Ehrenplatz ihm vergönnte. Unaufhaltsam seinen Weg verfolgend, kam er an einer Stelle vorüber, wo Lorenz Callot, des Maistre Jean de Troyes Neffe, auf Posten stand. Der ergriff am Zügel das Roß von Maistre Jean Jouvenel, dem Sohne, fragend, was sie thun sollten. „Suivez nous,“ erwiederte der junge Mann, „avec monseigneur le dauphin, et vous ne pourrez faillir.“ So that Callot mit seiner Mannschaft, und alle zusammen wendeten sich, dem Strom entlang, der Nostre-Dame-Brücke zu. Bereits hielt der Dauphin vor dem Louvre, wo die Herzoge von Berry und Burgund zu ihm sich gefunden, und hatte die Herzoge von Baiern und Bar befreiet. Wie versteinert steckte Jean de Troyes mit seinen Cabochiens in einem Hohlwege, der vom Strome nach St. Germain de l'Auxerrois hinaufführt. Dort wurde seiner Gervas Dyonnis, ein Tapezierer, ansichtig, welcher mit einigen reisigen Gesellen vorüberzog. Der Tapezierer hatte von Jean de Troyes einiges Unrecht erlitten; des Beleidigers Anblick erweckte den schlummernden Groll. Mit den Worten, Ribault traistre, à ce coup je t'auray, zog der Tapezierer seinen Flamberg, und im Augenblick stäubte die ganze, noch eben so fürchterlich aussehende bewaffnete Schar aus einander. Ihre Flucht wurde sofort an Jouvenel gemeldet, und zugleich angefragt, ob man die verscheuchten Vögel festzuhalten, das Garn anziehen, d. i. die Thore schließen solle. Der Befragte erwiederte: „qu'on laissast tout ouvert, et s'en allast qui voudroit, et qui voudroit demeurer demeurast, et que on ne vouloit que paix et bon amour ensemble.“ Also konnten alle diejenigen, denen ihr Gewissen eine Entfernung rathsam machte, die Stadt verlassen und dazu noch ihre Habe davon tragen. Ungehindert erreichten der Dauphin und sein Gefolge den Greveplatz, wo denn doch bei dem Anblick des zahlreich versammelten Volks den Herzog von Burgund einige Besorgniß ergreifen wollte. Denn auf ihn loszuschlagen verriethen mehre große Lust; er schickte darum zu Jouvenel und ließ sich erkundigen, ob einige Schutzwache vorhanden sei. Dieser aber erwiederte: „que non, et qu'il ne s'en doutast, et qu'ils mourroient tous avant, que on luy fist des plaisir de sa

personne." Darüber war man vor dem Stadthause angekommen, die Herren saßen ab, und mit ihnen die Schöffen und Jouvenel, und alle zusammen ließen sich in einer Oberstube nieder. Da hob der Dauphin an: „Jouvenal dites ce que nous avons à faire, comme je vous ay dit." Jouvenel begann hierauf mit einer beredten Darstellung der Übel, welche zeither auf der Stadt Paris gelastet, entwickelte seine Vorschläge zu deren Beseitigung, als deren Basis eine gänzliche Veränderung in dem Beamtenpersonal, eine Epuration, stattfinden müsse. Die große Revolution war hiermit auf die friedlichste Weise vollbracht. „Or est une chose merveilleuse, que oncques après ladite mutation, ne en icelle faisant, il n'y eut aucune personne frappée, prise ny pillée, ny oncques personne n'entra en maison. Toute l'après disnée on chevauchoit librement par la ville, et estoit le peuple tout resjouy," Phrasen, die in dem Zeitraume von 1792—1830 für Paris beinahe stereotyp geworden sind, und die in den alten Zeiten nicht viel mehr, denn in der neuern bedeutet haben werden. Berichtet doch gleich darauf derselbe Geschichtschreiber die Hinrichtung von Jean de Troyes, „qui estoit seigneur de l'huis de fer." Dessen Amt, die Conciergerie du palais, empfing Jouvenel am 4. Aug. 1413, und in denselben Tagen das nach der Lage der Umstände besonders wichtige Amt eines Kanzlers des Dauphin. Aber der Herzog von Burgund wollte sich nicht zufrieden geben, und gedachte unter dem Vorgeben eines Spazierritts nach dem Park von Vincennes, den König zu entführen. (6. Aug.) Sie befanden sich auf dem Wege, bevor hiervon Jouvenel die Kunde empfing. Gleich ließ er seine Freunde aufsitzen, und es versammelten sich auf seinen Ruf an der Porte St. Antoine wol 400—500 Reisige. Davon die Hälfte dem Herzoge von Baiern anvertrauend, damit derselbe die Brücke von Charenton einnehme, jagte Jouvenel auf dem graden Wege dem König und dem Entführer nach, und es glückte ihm, sie im Park noch zu erreichen. Da sprach Jouvenel: „Sire, venez-vous-en en vostre bonne ville de Paris, le temps est bien chaud pour vous tenir sur les champs." Der Monarch begehrte nichts Besseres, als sogleich umzukehren. Der Herzog hingegen sagte: „que ce n'estoit pas la manière de faire telles choses, et qu'il menoit le roy voler" (zur Falkenjagd), worauf Jouvenel entgegnete: „qu'il le menoist trop loin voler, et qu'il voyoit bien que tous ses gens étoient housés: et si avoit ses trompettes qui avoient leurs instrumens ès fourreaux." Der König kehrte nach Paris zurück, statt nach Meaux gebracht zu werden, wie es des Herzogs Absicht, und deren Vereitlung hat Johann der Unerschrockene dergestalt empfunden, daß er schon am folgenden Tage, höchst unerwartet, die Hauptstadt verließ, entschlossen, für die Zukunft dem Schwerte allein zu vertrauen. Der Macht, welche hierauf der König gegen ihn zu Felde führte, zu widerstehen, fand er sich jedoch keineswegs stark genug; es war grade eine seiner wichtigsten Städte, Arras, dem Falle nahe gebracht, als Jouvenel, der sich im Lager eingefunden, vor den Dauphin gerufen wurde, und die bestimmte Weisung, einen Frieden einzuleiten, vernahm. Der Form halber mußte die Sache zwar zuvor in des Königs Rath besprochen werden. Wie nun in demselben Jouvenel gründlich nachgewiesen, „que la paix et l'accord estoient necessaires, et que tous d'un bon amour devoient entendre à resister aux anciens ennemis du royaume, les Anglois, lesquels on sçavoit faire armée pour descendre en France, mesmement que finance il falloit pour payer les gens de guerre et que tout à l'environ tout estoit si bien pillé, qu'il n'y avoit plus de fourrage pour les chevaux n'y vivres pour les personnes," stimmten alle Anwesende für den Frieden, und derselbe ist ohne Zeitverlust abgeschlossen worden. Eine der Bedingungen verfügte die Öffnung der belagerten Stadt, in solcher Beschränkung, daß des Königs Banner auf die Stadtthore gepflanzt und von seinetwegen formeller Besitz genommen werde. Zu dem Ende wurde sammt den Marschällen Jouvenel eingelassen, und in seine Hände schwuren Bürger und Besatzung, „d'estre bons et loyaux au roy." Nicht minder hat er den von dem Herzog von Burgund bestellten Hauptmann, den von Luxemburg und andere burgundische Diener ihrer Ämter entsetzt, und „de par le roy" andere Officianten in deren Stellen eingeführt. Dieses ereignete sich im September 1414, und Jouvenel glaubte, nachdem also der Friede des Reichs hergestellt, auch an die Heilung der übrigen Gebrechen des Staats Hand legen zu können. Grenzenlose Unordnung besonders waltete in dem Finanzsache, und wurde fortwährend vergrößert durch des Dauphins und des Herzogs von Berry persönliche Bedürfnisse. Jener, ein Verschwender ohne Maß, ließ sich auch gänzlich durch seine Höflinge beherrschen, und ihre Habgierde trieb ein arges Spiel mit den öffentlichen Gefällen. Heute empfing dieser auf 6—7000, jener auf 10,000 Thaler Anweisung, und eines Morgens sollte der Kanzler einer ganzen Reihenfolge solcher Anweisungen zu dem Belaufe von 60—80,000 Thalern die Siegel aufdrücken. Dessen weigerte er sich mit dem Zusatze: „qu'il parleroit à son maistre monseigneur de Guyenne." Ohne Furcht sprach er zu dem Fürsten von den Vortheilen und der Nothwendigkeit einer weisen Sparsamkeit, und der Dauphin hat solchen Freimuth gelobt, ihm auch aufgegeben „qu'il ne scellast aucun mandement, s'il passoit mille écus." Um so größere Unzufriedenheit gaben die Höflinge zu erkennen. Eine Conföderation bildete sich gegen den Murrkopf, den Herzog von Berry und dessen vertrautesten Rathgeber, Bischof Martin Gouge von Chartres, an der Spitze, und dieselbe verwendete allen ihren Einfluß, die Finanzverwaltung in die Hände des Bischofs zu geben. Ein reiches Geschenk, von dem Herzog von Berry dem Dauphin, seinen Neffen dargebracht, gab der Sache den Ausschlag. Der Fürst ließ sich die Siegel ausliefern, „lesquels il bailla volontiers. (1414.) Et ainsi, pour avoir loyaument servy son maistre, fut desappointé. Et disoit-on que ledit seigneur de Guyenne depuis prit conditions estranges." Auch die Conciergerie du Palais

sollte Jouvenel nicht behalten. Vom Anfang her hatte David von Brimeu mit ihm derethalben gerechtet, jetzt wurde das Amt, vermittels Beschlusses vom 30. Jan. 1416, zur Krone gezogen. Indessen scheint die mancherlei Einbuße nicht gar störend auf Jouvenel's häusliche Angelegenheiten gewirkt zu haben. Es begleitete den Kaiser auf der Reise nach Paris, im Februar 1416, unter andern Großen, „le grand comte de Hongrie, le comte Bertold des Ursins[1]), un bien sage et prudent seigneur.“ Diesem zu Ehren, „pour ce qu'ils estoient d'un nom et armes[2]),“ stellte Jouvenel große Festlichkeiten an. „Et fist venir les dames et damoiselles, des menestriers, jeux, farses, chantres et autres esbatemens: et combien qu'il eust accoustumé de festoyer tous estrangers, toutefois specialement il les voulut grandement festoyer en faveur dudit comte Bertold. Et du festoyement et reception furent bien contens le roy, l'empereur et les seigneurs.“ Der Freude folgte aber in kurzer Zeit großes Leid. Die Burgunder, in ihrem Angriffe auf die Brücke von St. Cloud abgewiesen (1417), erholten sich des Schadens an Jouvenel's Burghause zu Ruel, „qui estoit l'un des plaisans lieux et delectables, qu'on peust trouver: et y avoit de moult belles fontaines, dont ils rompirent et despecerent les pierres moult belles: et si y avoit une chappelle moult plaisante, qui fut toute arse.“ In der Unlust über solchen Mordbrand empfing der alte Herr ein Schreiben von einem vornehmen Burgunder, von Johann von Neufchastel auf Montagu, der nicht nur sein Anverwandter, sondern vor Zeiten auch sein Freund gewesen war. Das Schreiben an sich verdiente eine Antwort nicht, da es nur mit aufrührischen Phrasen erfüllet war; aber die Gelegenheit, dem Herzog von Burgund selbst seine Meinung über den Frevel in Ruel wissen zu lassen, wollte Jouvenel nicht verabsäumen. Er eilte zu der Barriere, wo der Poursuivant (Credidat des Heroldamtes), welcher der Überbringer des Schreibens gewesen, der Abfertigung harrte. „Wollt Ihr wol dem Herzog von Burgund vermelden, was Ihr hören werdet?“ „Getreulich.“ „Dites à monseigneur, que ce n'est pas honneur à luy, que ses gens ardent et bruslent les maisons, et que c'est petite vengeance et qu'on a bouté le feu en ma maison de Rueil, et que si luy ou ses gens luy vouloient rien demander, on se trouveroit à la barrière.“ Allem Ansehen nach hat der Poursuivant Wort gehalten; denn das Brennen und Sengen wurde sogleich in dem Lager der Burgunder bei Strafe untersagt. Aber der Herzog blieb der neuen Beleidigung eingedenk. Das Jahr darauf, den 28. Mai 1418, wurde l'Isle-Adam mit seinen Burgundern zu Paris eingeführt, und Jouvenel würde schwerlich dem Schicksal, welches den getreuen Dienern des Königs bestimmt war, haben entgehen mögen, ohne die von einem burgundischen Ritter, la Beau de Bar, empfangene Warnung. Derselbe ließ ihm sagen: „qu'il se sauvast: et que nonobstant qu'il luy eust fait grand plaisir en la Chappelle de Tierache, en estant cause de luy sauver la vie, qu'il ne le sçauroit cette fois sauver.“ Jouvenel ließ sich das nicht umsonst gesagt sein, sondern bestieg gleich einen Nachen, um nach St. Victor zu gelangen, von da eilte er zu Fuß nach Corbeil. Daselbst verhalf ihm der Prevost der Stadt zu Pferden, daß er noch zu rechter Zeit weiter kam. Denn die Viertelstunde darauf brach auch in Corbeil der Aufruhr aus, und gleich am andern Tage mußte der Prevost seinen Kopf hergeben. Jouvenel gelangte in Sicherheit, und auch seine Familie fand Gelegenheit, aus Paris, dem Schauplatze aller Schrecken, zu entfliehen, freilich nur das nackte Leben davon tragend. „Qu'elle pitié étoit-ce, sa dite femme avec ses enfans mis nuds pieds, revestus de pauvres robbes, comme plusieurs autres.“ Denn alle ihre Habe, soweit der Engländer und Burgunder Gewalt reichte, mußten sie im Stiche lassen, den Hostel des Ursins mit allem Hausrathe, von 15—16,000 Thalern Werth, die schönen Herrschaften in Isle-de-France, Brie, Champagne, wie Trainel, la Chappelle-Gaultier, la Glaisière, Mormans, überhaupt ein Einkommen von wenigstens 2000 Livres. La Chappelle-Gaultier, la Glaisière und Mormans in Brie, sind auch, als confiscirtes Gut, 1422 an Johann von Courcelles verliehen worden. Nichtsdestoweniger blieb der Familie einiger Wohlstand, „tous vesquirent bien et honorablement;“ der Vater ward nämlich von König Karl VII. zum Präsidenten des nach Poitiers verlegten Parlaments ernannt, und es starb daselbst Maistre Jean Jouvenel den 1. April, Ostersonntag 1431; Frau Micheline hingegen hat ihren Gemahl noch viele Jahre überlebt, und es findet sich, daß sie am 14. Juni 1443 von dem Capitel von Nôtre-Dame zu Paris gegen Hingabe ihres halben Antheils einer Mühle, eine Kapelle bei besagter Kirche erwarb, in welcher sie an der Seite ihres verstorbenen Gemahls beerdigt zu sein wünschte. In dieser Kapelle wird sie auch wol das bei Montfaucon, Antiquités de la monarchie française, III. Pl. 67, aufbewahrte Familienbild gestiftet haben. Frau Micheline starb den 12. Juli 1456. Von 16 Kindern, welche sie geboren, lebten zur Zeit der Flucht noch 11, und sind darunter Johann, Ludwig, Wilhelm, Michael und Jacob zu merken.

Johann Jouvenel, der Sohn, geboren zu Paris, 23. November 1388, erscheint 1416 als des Dauphin maître des requêtes, und bekleidete nachmals bei dem Parlament das Amt eines Generaladvocaten. Mit dem ganzen Hofe wurde er am 25. Aug. 1425 nach Poitiers versetzt, und mag daselbst viele Muße gefunden haben, denn in Poitiers hat er seine Geschichte Karl's VI. geschrieben. Seinen parlamentarischen Verrichtungen entsagte er 1431 wegen des Bisthums Beauvais, und empfing am 24. März 1432, zu Rom, in des Cardinals Johann Orsini Palast, die bischöfliche Weihe. Nicht viele Freude wartete seiner in dem von Freund und Feind gleich arg mitgenommenen Bisthum. Eine Klageschrift über diesen Zustand, von dem Bischof an König Karl VII. und den

---

1) Allem Anscheine nach ist Berthold Orsini, der erste Graf von Pitigliano, gemeint. Doch erscheint er weder in dem Verzeichniß der ungarischen Reichspalatine, noch auch bei ungarischen Schriftstellern. 2) Des Sohnes Träume hatten also bei dem Vater Eingang gefunden.

Reichstag zu Orléans, 1433 gerichtet, theilt *Loisel*, Mémoires de l'évêché de Beauvais, p. 329 mit. Sie hebt an mit den Worten: „Je Jean des Ursins, pauvre et indigne evesque et comte de Beauvais." Eilf Jahre später, 3. April 1444, gelangte er, nach Peter's von Godemont Abdankung, zu dem Besitze des Bisthums Laon und 1449, den 27. Juli, hielt er seinen feierlichen Einzug zu Rheims, nachdem von seinem Bruder Jacob das Erzbisthum ihm abgetreten worden. Man hat von dem neuen Erzbischof eine Urkunde vom 1. Oct. 1450, worin er den Titel eines Erzbischofs und Herzogs von Rheims, „premier pair de France" gebraucht; nur ein einziger seiner Vorgänger hatte einmal diese letzte Eigenschaft sich beigelegt. Hingegen hat Johann zuerst in der Ankündigung des Provincialconciliums von Soissons, 1455, sich einen geborenen Legaten des heiligen Stuhls, wie seitdem alle seine Nachfolger thaten, zu schreiben gewagt. In der Vertheidigung der zeitlichen Rechte seiner Kirche entwickelte Johann wiederholt viele Thätigkeit. Nicht minder ist er der erste der drei geistlichen Commissarien gewesen, welche der Papst 1456 bestellte, um den Proceß der Jungfrau von Orléans zu revidiren. Am 15. Aug. 1461 empfing Ludwig XI. aus seiner Hand die Krone. In dem Krönungseide hatte der Monarch jeder Erhöhung der Steuern sich zu enthalten gelobt, doch zeigte er sich dieses Versprechens wenig eingedenk. Die Bürger von Rheims erhoben sich zuerst gegen ungesetzliche Zumuthungen. Um die Aufrührer zu beruhigen, wendete der Erzbischof allen Fleiß an, zugleich die Gelegenheit benutzend, den König bittere Wahrheiten vernehmen zu lassen [3]). Auf dem Reichstage zu Tours 1467 widersetzte er sich aus allen Kräften der Erfüllung des Vertrags, wodurch der Besitz der Normandie dem Bruder des Königs verheißen. Auch den Reichstag zu Paris, April 1469, hat der hochbejahrte Erzbischof noch durch seine Gegenwart beehrt. Gewahrend indessen den Abgang der Kräfte, schrieb er eigenhändig sein Testament, Rheims, 18. Sept. 1472, und der 14. Juli 1473 ist sein Todestag geworden. Sein Hauptwerk, Histoire de Charles VI. et des choses mémorables advenues pendant quarant-deux années de son regne (1380—1422), hat zum ersten Mal Theodor Godefroy (Paris 1614. 4.) herausgegeben. Eine zweite Ausgabe, von Theodor's Sohne, von Dionys Godefroy, besorgt, Paris, imprimerie royale, 1653 Fol., ist durch manche schätzbare Zugabe bereichert. In der neuern Zeit ist auch in die Nouvelle collection des Mémoires pour servir à l'histoire de France, von Michaud und Poujoulat, sowie in das Panthéon littéraire (251 Seiten) des Erzbischofs Arbeit aufgenommen worden. Den größten Theil seiner Erzählung, 1380—1416, hat derselbe der Geschichte Karl's VI., von einem ungenannten Mönch von St. Denys lateinisch geschrieben, entlehnt, nur die letzten sechs Jahre, dann die öftern Einschaltungen über des eigenen Hauses hohe Abstammung und vornehme Verwandtschaften, endlich die lichtvolle, gefällige, nicht selten pittoreske Darstellung sind des Erzbischofs Eigenthum. Außerdem hat er noch mehres andere in Handschrift hinterlassen, insbesondere Remarques über das im Parlament gegen den Herzog Karl II. von Lothringen am 1. Aug. 1412 erlassene Urthel, welche nachmals zu Paris, 1634, im Drucke erschienen sind.

Ludwig Jouvenel, geb. 3. Nov. 1393, hatte sich mit andern tapfern Rittern zu der Vertheidigung von Melun 1420, eingefunden, welche ungemein hartnäckig war, sodaß die Engländer, regelmäßig bei jedem Angriff abgeschlagen, zuletzt auf einen Minenkrieg verfielen. Von allen Seiten wurde gegraben, weshalb denn die Belagerten einen Argwohn gefaßt und in mehren Kellern Wachen aufgestellt hatten, um aufzupassen, ob man kein Hämmern in dem Gestein, oder sonstigen verdächtigen Laut vernehme. Die Jouvenel's Befehlen untergebene Wache verspürte zuerst der Feinde unterirdische Thätigkeit; eiligst legte er die Rüstung an, und eine Streitaxt in der Hand, wollte er sich nach der Stelle begeben, wo ein Durchbruch zu erwarten. In solcher Verfassung begegnete er dem Hauptmanne, dem Herrn von Barbasan. „Wohin Ludwig?" fragte dieser, und sprach dann, die Antwort vernehmend, weiter: „Bruder, du weißt noch nicht recht, was es mit den Minen auf sich hat, und wie darin zu fechten; borge mir die Axt!" Gleich ließ er den Stiel verkürzen, denn weil die Minengänge häufig gekrümmt, auch eng an sich waren, verstatteten sie nur kurzer Waffen Gebrauch. In Gesellschaft anderer Ritter und Knappen zur Stelle gelangt, fand Barbasan die feindliche Mine vollends zu Stande gebracht, und es blieb nichts übrig, als in der Eile Barrikaden anzulegen und Arbeiter zum Contreminiren anzustellen. Es befahl auch Herr Barbasan, daß Ludwig Jouvenel die Ehre haben solle, in dieser Mine den ersten Waffengang zu verrichten. Die Contremineurs, mit Fackeln und Laternen wohl versehen, hatten sich kaum zwei Klaftern weit durchgearbeitet, als sie die Nähe der Gegner verspürten, und darum abermals Barrikaden errichteten. Weil aber die Feinde ebenso wenig die Hände in den Schoos legten, wurden sie einander bald ansichtig. In dem Moment des Zusammentreffens prallten von beiden Seiten die Arbeiter zurück. Unter den Engländern befanden sich viele, welche zuerst einzudringen versuchten, und es wurden einige wenige Hiebe gewechselt. Dann kehrte ein jeder zu seinem Posten zurück, und besonders waren von Seiten der Belagerten die trefflichsten Schutzanstalten getroffen. In der hiermit eingetretenen Ruhe hieß Barbasan ausrufen, daß vortreten möge, wer einen Gang zu wagen gesonnen sei. Da begehrte Jouvenel des Hauptmanns Erlaubniß, sich mit einem der Feinde zu messen. Wie nun solche ihm zugestanden, hat desgleichen, die

3) „On m'a rapporté, qu'il y a en votre conseil un, qui en vostre présence dit, à propos de lever argent sur le peuple, duquel on alleguoit la pauvreté: que ce peuple toujours crie et se plaint, et toujours paye; qui fut mal dit en votre présence; car c'est plus parole, qui se doit dire en présence d'un tyran inhumain, non ayant pitié et compassion du peuple, que de vous qui êtes roy très-chrestien. Quelque chose que aucuns disent de vostre puissance ordinaire, vous ne pouvez pas prendre le mien: ce qui est mien, n'est point vostre. En la justice vous êtes souverain et va le ressort à vous: vous avez vostre domaine et chacun particulier le sien."

Ausfoderung anzunehmen, ein Engländer, Edelmann von Geburt, sich eingefunden. Zu festgesetzter Stunde trafen sich, bei Licht und Fackeln, die beiden Kämpen; und sie fochten über eine halbe Stunde lang, daß einer wie der andere blutrünstig war; darauf wurden sie durch die Grieswärtel geschieden. Dem folgte von Stunde zu Stunde fast an derselben Stelle eine ganze Reihe von Zweikämpfen, in deren einem wiederum Ludwig Jouvenel des Herrn Raimund von Lore Secundant gegen zwei Engländer geworden ist, und zwar blieb den beiden Franzosen der Preis, obgleich den Gegner zu greifen, keinem möglich war; denn es war in dem Minengang ein Sparrenwerk, dem Manne bis zur Brust reichend, angebracht, und zugleich verboten, über dasselbe wegzusteigen oder am Boden durchzukriechen. Der König von England und der Herzog von Burgund ertheilten unter großem Jubel den Ritterschlag an verschiedene Herren, welche in dem Minengang ihren Muth bewährt hatten. Hauptmann Barbasan wollte nicht hinter ihnen zurückbleiben, und schlug darum zu Rittern Herrn Ludwig Jouvenel des Ursins und Herrn Ägidius d'Escheviller; dazu bliesen die sämmtlichen Trompeter eine fröhliche Weise. Indem aber ihre Zahl jener der Spielleute in dem feindlichen Lager nicht zu vergleichen, wollte Barbasan durch Glockengeläute das Deficit ausfüllen. Alle Glocken in der Stadt wurden daher, so lange die Feierlichkeit währte, angezogen und der Lärm verursachte großes Aufsehen in dem feindlichen Lager. Viele meinten, es begrüße das Glockengeläute die Zuversicht oder Annäherung eines Entsatzes. An dergleichen war jedoch unter den Umständen nicht zu denken, und wie groß der Vertheidiger Ausdauer war, sie mußte doch allmälig dem drückenden Mangel weichen. „Ils avoient esté bien un mois sans pain, et ne mangeoient seulement que chair de cheval, qui est une chose peu ou point nourrissante: et falloit que ceux qui en mangeoient allassent deux ou trois heures après à la selle, et comme en rien cette nourriture ne pouvoit arrester au corps d'une personne.“ Um eine Capitulation mußte gehandelt werden, und K. Heinrich V. bewilligte sie in der festen Absicht, so wenig wie möglich davon zu halten. Daß aber die Franzosen an ihr Wort gebunden seien, dafür bedingte er sich 13 Geisel, den Hauptmann Barbasan einbegriffen. Unter den andern 12 war keiner, den die Engländer mit mehr Ungestüm gefodert hätten, als Jouvenel, und gegen die ausdrückliche Bestimmung der Capitulation überließ der König von England ihn an den Herrn von Chatillon. Um sich zu lösen, mußte Jouvenel schweres Geld bezahlen, ungerechnet die 300 Franken, welche K. Karl VII. 1423 als einen Beitrag zu seinem Lösegeld bewilligte. Nachmals gelangte Ludwig zu der Amtmannsstelle in Troyes. Vermuthlich ist er unbeweibt gestorben.

Wilhelm Jouvenel des Ursins, Baron von Trainel, Vicomte von Troyes, Herr von Marigny und St. Briçon, Capitain-Lieutenant von des Dauphin Gendarmen, Amtmann zu Sens (durch Bestallung vom 16. Dec. 1437) war zu Paris, 15. März 1400, geboren. In das Parlament ward er durch Briefe vom 20. März 1423 als Rath eingeführt. Den Ritterschlag empfing er zu Rheims, 1429, bei der Krönung. Auf dem Landtage der Dauphiné (14. Aug. 1440) präsidirte er als des Gouverneurs, Ralf von Gaucourt, Lieutenant. Nach dem Ableben des Kanzlers, des Erzbischofs von Rheims, Reinald von Chartres, wurde Wilhelm d. d. Sarry, bei Chalons, 16. Juni 1445, mit der Kanzlerwürde begnadigt. Im J. 1448 erkaufte er von Jacob von Thianges um 1000 goldene Schilde Marolles und Ville-Thierry de la Bergerie, sammt dem Hause Marolles zu Montereau-faute-Yonne. Als Kanzler von Frankreich führte er in Gemeinschaft des Grafen von Dunois bei dem Pont-saint-Ouen die Unterhandlung mit den Deputirten der Stadt Rouen, welche die unblutige Einnahme dieser Stadt zur Folge hatte (1449). Darum waren bei des Königs feierlichem Einzuge Aller Augen dem Kanzler zugewendet. „Puis entra,“ schreibt Mathieu de Coussy, „puis entra maistre Guillaume Jouvenel des Ursins, chancelier de France, lequel estoit monté sur une hacquenée blanche, et estoit vestu de robbe, manteau et chaperon d'escarlate, fourée selon l'estat royal, devant lequel un homme de pied menoit un housby (Pferdchen) d'Irlande, sellé d'une selle à dame qui avoit une couverture de velours, couverte de fleurs de lys d'or, d'un pied de long ou environ, dedans lequel estoient les sceaux du roy.“ Nicht minder glanzvoll beschreibt derselbe Chronist des Kanzlers Haltung in des Grafen von Dunois prunkendem Einzuge zu Bordeaux, 19. Juni 1451: „Puis suivoit le Chancelier de France, qui avoit devant lui une hacquenée blanche, couverte des armes du roy, et pardessus un drap d'or, sur lequel il y avoit un coffret, dans lequel estoient les sceaux du roy.“ Am 5. Mai 1452 quittirte der Kanzler um 275 Livres, welche der König seiner Hausfrau, Genoveva Heron (verm. 1423) auf die Stände von Languedoc angewiesen: „pour draps de soye et pennes pour avoir robbe et habillement pour elle.“ Den Hochverrathsproceß gegen den Herzog von Alençon instruirte der Kanzler persönlich, auch war dessen Verurtheilung sein Werk. Des Spruches Verlesung hat er sich gleichfalls vorbehalten. Ludwig XI. entsetzte beim Antritt seiner Regierung den Kanzler seines Amtes, 1461, ihm nachträglich, 20. Sept., doch einen Ruhegehalt von 2000 Livres bewilligend. Im März 1464 ließ ihn der Herzog von Bourbon zu Moulins verhaften. Langwierig kann jedoch sein Gefängniß nicht gewesen sein, denn am Himmelfahrtsabend 1465 traf er zu Paris ein als Überbringer der von dem König an die Bürgerschaft gerichteten belobenden Schreiben. Wenige Monate später, den 9. Nov., wurde er wieder in sein Amt eingesetzt, und eröffnete dem zufolge den Reichstag zu Tours, 1468, mit einer Lobrede auf König und Volk, sowie deren gegenseitiges Vertrauen, welches zu bewahren er vor den Umtrieben unruhiger Köpfe warnte. Noch findet sich der Kanzler unter den für den Proceß des Cardinals de la Balue ernannten Commissarien. Mit dem italienischen Dichter Franz Filelfo stand er in freundschaftlichem Briefwechsel. Ein Schreiben des Dichters, d. d. Mailand, August 1455, theilt Sansovino mit, in seinem Werke

degli huomini illustri della casa Orsina, p. 30, b, und ist darin die Rede von Filelfo's Satyren, von denen er eine Abschrift dem Kanzler zugesendet hat. Wilhelm starb zu Paris, den 23. Juni 1472, sodaß er demnach viele Jahre Frau Genoveven überlebt haben muß. Als deren Beneficiarerbe handelte er am 18. Jan. 1456. Sein Sohn, Johann Jouvenel des Ursins, Baron von Trainel, kinderlos in seiner Ehe mit Louise d'Isome, starb den 8. Mai 1492, und wurde von seiner Schwester Jacobe beerbt. Deren Ehemann, Jacob von Beaujeu, empfing am 8. Juni 1492 die Lehen der Baronie Trainel, der Herrschaften Marigny, Villebaudieres, St. Sepulcre und der Vicomté de la Charbonnière, alles von dem Hause Jouvenel herrührende Güter.

Jacob Jouvenel als des Kanzlers jüngster Bruder, war den 14. Oct. 1410 geboren, und dem geistlichen Stande bestimmt. Archidiakon zu Paris, enthielt er sich jedoch keineswegs weltlicher Geschäfte, sodaß der König sich veranlaßt fand, ihm das Präsidium der Rechnungskammer zu übertragen, 2. Jan. 1443. In diesem Amte machte er sich dem Hofe so angenehm, daß Karl VII. nur mit dem Erzbisthum Rheims seine Dienste belohnen zu können wähnte. Vermöge der pragmatischen Sanction sollten die Domcapitel aus ihrer Mitte die Vorsteher wählen. Damit ein solcher Grundsatz in der Erhöhung Jouvenel's nicht verletzt werde, vergab der König an ihn das durch Wilhelm's von Hellande Beförderung erledigte Kanonikat und Archidiakonat bei der Kirche von Rheims, 19. Mai 1444. Allzu verständlich war der Wink, um unbeachtet zu bleiben, und durch Wahl vom 25. Juni 1444 wurde Jacob auf St. Remigien Stuhl erhoben, wie er dann auch im Januar 1445 Besitz von seiner Domkirche nahm. In demselben Jahre fuhr er mit dem Grafen von Vendôme hinüber nach England, um eine Verlängerung des Waffenstillstandes zu bewirken. Sie wurde ihm für den Lauf eines Jahres bewilligt. Minder erfolgreich war seine Sendung nach Genua, wo er der Schutzherrlichkeit Frankreichs neue Anerkennung hatte verschaffen wollen. Hierauf besuchte der Erzbischof die Convention zu Bourges, wo entschieden wurde, daß der von einer Fraction des baseler Conciliums aufgestellte Gegenpapst, Amadäus von Savoyen, an Nicolaus V. die Obedienz zu leisten habe. In Folge dessen verrichtete Jacob 1447, in des Königs Namen, eine Gesandtschaft bei Felix V., deren Resultat des Gegenpapstes Abdankung war. Mit dem Titel eines Patriarchen von Antiochia geschmückt, verzichtete Jacob zu Gunsten seines ältesten Bruders 1449 auf das Erzbisthum Rheims, wogegen er am 5. Nov. desselben Jahres für seine Lebtage die Administration des Bisthums Poitiers und des Priorats St. Martin-des-champs zu Paris erhielt. Er starb den 12. März 1457, und wurde in seiner Domkirche zu Poitiers beigesetzt.

Michael Jouvenel, von den Brüdern der vorletzte, denn er war den 15. Jan. 1408 geboren, erhielt zu seiner Abfindung la Chapelle-Gautier und Doue, in Brie, wozu er noch Armentieres und Bergeresse erkaufte, erhielt am 11. Nov. 1455 die Amtmannsstelle zu Troyes, und starb 1470, aus seiner Ehe mit Yolantha von Montberon eine gute Anzahl Kinder hinterlassend. Ein Sohn, Eustach, auf Roissy und Mormans, Vicedom und Domherr zu Rheims, kommt 1473 als seines Oheims, des Erzbischofs, Testaments-Executor vor, stirbt zu Rom 1483, und wird daselbst in der Kirche St. Maria de Miracoli beerdigt. Ein anderer, Johann, auf la Chapelle-Gautier, Doue, Armentieres, Marly-la-ville, ist der Jouvenel, welchen das Protokoll über die Abfassung der Coûtumes von Paris und Meaux namhaft macht. Roissy hat er 1539 an den Präsidenten de Mesmes tauschweise überlassen. Von seinen sieben Söhnen war Johann Dombechant zu Paris, 1542, Abt zu St. Meen, Bischof zu Treguier, gest. 1566. Von Ludwig entstammt die Linie in Armentieres. Franz, der Erstgeborne, setzte die Hauptlinie fort, in seiner Ehe mit Anna l'Orfevre, Frau auf Armenonville. Es ist derselbe den 26. April 1547 gestorben, Vater von vier Söhnen, unter welchen der älteste, Christoph Jouvenel des Ursins, Baron von Trainel auf la Chapelle-Gautier, Doue, Armenonville, Ritter des heiligen Geistordens von dessen Stiftung an, nicht ohne Ruhm in verschiedenen Kriegsfahrten sich versucht hat. Namentlich diente er 1555 in Toscana, und mußte, nachdem Strozzi, an der Möglichkeit, Porto Ercole zu behaupten, verzweifelnd, das Weite gesucht hatte, die Vertheidigung der in den letzten Zügen sich befindenden Feste übernehmen. Über alle Erwartung hinaus verzögerte er den Fall der beiden Forts, der jedoch zugleich jenen des Städtchens nach sich zog. Mit der Besatzung und den verbannten Florentinern flüchtete Christoph in die Citadelle, entschlossen, sein Leben so theuer wie möglich zu verkaufen. Aber der Meuterei der eigenen Soldaten wußte er nicht zu gebieten; sie überlieferten sich und ihren Anführer ohne Capitulation, dem Feinde. Im Spätsommer 1562 wurde Christoph nach Meaux entsendet, als Nachfolger des in seinen Maßregeln zu Züchtigung der Bilderstürmer allzu willkürlich und streng verfahrenden Joachim von Montluc-Liour, Bruder des berühmtern Blasius, und hat der Baron von Trainel ein ehrendes Zeugniß der von ihm in seiner schwierigen Sendung bezeigten Milde empfangen. Er starb als des Königs Lieutenant für Ile-de-France und Gouverneur der Stadt Paris, hatte auch, wie es heißt, das Marschallsdiplom in der Tasche, 1588. Seit 1557 mit Magdalena von Luxemburg, des Grafen Anton II. von Brienne Tochter, vermählt, war er ein Vater von sechs Kindern geworden. Der ältere Sohn, Franz Jouvenel des Ursins, Marquis von Trainel, Baron von Neuilly, auf la Chapelle-Gautier und Doue, befand sich in des Königs Heer, während der Belagerung von Rouen, 1592, und mag sich Rechnung gemacht haben, des kühnen Givry Nachfolger in dem Commando der leichten Reiterei zu werden. Denn als Heinrich IV. die Nachricht von der tödtlichen Verwundung des Ritters ohne Furcht vernehmend, ausrief, er kenne Keinen, welcher die erledigte Stelle auszufüllen vermöge, nahm Jouvenel das als eine persönliche Beleidigung, und als einen Ausspruch, der alle seine Hoffnungen vernichtete, und zur Stunde verließ er des Königs Heer und Dienst. Nur war ihm, lange zu schmollen, nicht gegeben; es wird erzählt, Heinrich IV. habe einigen

Unwillen geäußert, daß bei Fontaine-française 1595 Jouvenel an allen Orten ihm zuvorgekommen sei. Am 2. Jan. 1599 empfing Franz den heiligen Geistorden, und war außerdem Hauptmann über 100 Lanzen, Oberst eines Regiments teutscher Reiter, Maréchal-de-camp, Gesandter zu Rom, und 1619 bei dem Hofe Königs Jacob's I. von England. Er starb, in einem Alter von 81 Jahren, zu Doue, den 9. Oct. 1650, ohne Kinder zu haben in seiner Ehe mit Wilhelmine von Orgemont, Frau auf Mery und Marigny-le-Cahouet, bei Semur, in Burgund. In Folge des von ihm errichteten Fideicommisses gingen sein Gut, sein Name und Wappen an seiner Schwester Katharina Enkel, Franz von Harville, über. Katharina war nämlich im Mai 1579 des Claudius von Harville Ehefrau geworden. Noch bestand die Linie in Armentieres, von Ludwig Jouvenel gestiftet. Ludwig's, des Vicomte von la Tournelle, auf Armentieres, Cugny, Bruyeres, Jouveignes, Villiers, Lesche, Sohn Ägidius, zählte nur 18 Jahre, als er von König Heinrich IV. eine Compagnie von 50 Lanzen erhielt, und war außerdem Oberst eines Infanterieregiments, Inhaber einer Compagnie von 200 reitenden Archibusirern und Gentilhomme ordinaire de la chambre. Aus seiner Ehe mit Charlotte von Arses, des Ludwig von Humières Witwe, überlebten ihn zwei Kinder, Ägidius und Charlotte, und diese ist Erbin aller Güter der Linie geworden, da ihres Bruders Ehe mit Margaretha Jouvenel des Ursins-Trainel, einer jüngern Tochter Christoph's, kinderlos blieb. Charlotte heirathete den Vicomte von Duchy, Eustach von Conflans, und scheint diesem in ihrem Ehestande zu Zeiten nicht wenig Unruhe gemacht zu haben, daß er sie zuletzt vom Hofe wegnahm, und ganzer zehn Jahre auf dem Lande, wie in Gefangenschaft, hielt. Des Kerkermeisters ledig, suchte sie in den Zerstreuungen der Hauptstadt die verlorne Zeit wieder einzubringen und es hat ihr an Liebhabern nicht gefehlt. Lingendes besang in fünf Stanzen ihre schöne Stimme: „mais il ne faut prendre cela que poétiquement, car elle n'a jamais eu la réputation de bien chanter.“ Malherbe aber blieb der Auserkorne, und verdiente das um so mehr, da er in einem Sonnet, an die Vicomtesse (Caliste) gerichtet, ihrer Augen Unwiderstehlichkeit preiset:

„Amour est dans ses yeux, il y trempe ses dards.“

Die Neider wollten nämlich gefunden haben, daß Caliste stets triefige Augen habe, in welche der Liebesgott nach aller Behaglichkeit seine Pfeile tauchen könne. Malherbe selbst, der einst an Caliste schrieb: „je vous donne le bon soir, madame, et m'incline à vos pieds, pour les baiser en toute humilité, si vous me faites la grâce de me le permettre,“ Malherbe drang in Folge eifersüchtigen Verdachtes in das Schlafgemach der Vicomtesse, faßte ihre beiden Hände mit seiner Linken, und maulschellirte sie dergestalt mit der Rechten, daß die arme Frau um Hilfe rufen mußte. Aber als der Entsatz die Stube betrat, saß der Verräther ganz ruhig auf seinem Stuhl, neben dem Bette. Und wie unerhört die Beleidigung auch war, sie fand gleichwol Verzeihung, nachdem Malherbe um solche in einer Epistel (der Ausgabe von 1630. S. 696) bittend eingekommen. Die Vicomtesse wollte nicht nur den Dichtern ein Gegenstand sein — singt doch auch von ihren schönen Augen Malleville:

Charlotte, dont l'esprit penètre toute chose,
Scavante vicomtesse, illustre des Ursins —

auch selbst Platz zu nehmen in der gelehrten Zunft hat die Eitelkeit sie angetrieben, und sie erkaufte deshalb von Maucors, der Gottesgelahrtheit Doctor, seine Homilien über des heiligen Paul's Episteln, um sie in eignem Namen, mit ihrem Bildnisse versehen, drucken zu lassen. Eine Dame vom Hofe, die sich mit der Erklärung des Apostels, der vor andern schwierig, befaßt, war dem Publicum eine höchst auffallende Erscheinung, und geraume Zeit ward das Buch mit Furore gekauft. Stets begierig, mit dem Verkehr mit Gelehrten sich zu brüsten, ließ die Vicomtesse nicht von dem berühmten Reisenden, dem P. Campanella, bis er versprach, bei ihr in St. Cloud einige Tage zuzubringen. Die Gesellschaft eines grundgelehrten Italieners bot ihr eigenthümlichen Reiz, vielleicht daß sie sich einbildete, wegen ihrer Abkunft von den Ursinern das Italienische verstehen zu müssen. Aber vorzüglich bekundete sie ihre Thorheit in der Stiftung einer Akademie, die bestimmt gewesen zu sein scheint, mit jener des Cardinals von Richelieu in Rivalität zu treten. In der Wohnung der Vicomtesse traten regelmäßig die Akademiker zusammen, um mit Trivialitäten und Absurditäten sich zu befassen, und das Ungewöhnliche des Beginnens zog im Anfang ein zahlreiches Publicum an. Unter den Neugierigen fand sich auch Maugars, der Musiker und Schöngeist, ein, um am andern Morgen seinen Protector, den Cardinal, mit seinem Bericht über die Verhandlungen ergötzen zu können. Dieses wurde nach mehren Sitzungen bemerkt und dem Lauscher die Thüre gewiesen. Die Theilnahme der übrigen Zuhörer erkaltete; um sie wieder zu beleben, ersann St. Ange, welcher die Lehre von der Dreifaltigkeit durch logische Schlüsse zu demonstriren sich vermaß, eine Komödie mit Kindern, die über Philosophie und Theologie zu disputiren abgerichtet waren. Großen Beifall empfing seine Erfindung und sie wurde fortgesetzt, bis der Zufall einst den Erzbischof, den Cardinal von Gondi, zur Stelle führte. Dieser fand der Papageien Geplapper der Ernsthaftigkeit der Materie höchst unangemessen und ersuchte wiederholt und in den verbindlichsten Ausdrücken die Vicomtesse, sie möge der Sorbonne die Theologie überlassen, mußte aber am Ende die Zusammenkünfte selbst verbieten. Den Todestag der Vicomtesse vermögen wir nicht anzugeben, jedenfalls ist mit ihr das Haus Jouvenel zu Grabe getragen worden.

(*v. Stramberg.*)

JOUVENET (Jean), einer der berühmtesten Historienmaler der französischen Kunstschule, wurde zu Rouen 1647[1]) geboren und starb zu Paris 1717. Sein Vater, Laurent Jouvenet, Mitschüler des Nicolas Poussin bei Noël Jouvenet (Großvater des hier beschriebenen Meisters), war sein erster Lehrer. Früh schon, wie erzählt wird, im 17. Jahre seines Alters, ging er nach Paris,

1) Nach *Watelet*, Dictionnaire 1614.

um sich dort zu vervollkommnen, und wurde daselbst Zögling der königlichen Akademie. Er erwarb sich durch unablässigen Fleiß und durch das Studium nach der Natur eine große Fertigkeit, sodaß er bald mit größern Werken hervortreten konnte, wodurch er zeitig bekannt wurde und sich schon damals ausgebreiteten Ruf erwarb. Selbst der berühmte Charles le Brun wußte sein Verdienst zu ehren, indem er ihn bei der königlichen Akademie, 1675, als Mitglied empfahl und ihm bald darauf eine Professur verschaffte. Durch erfolgreiches vielfaches Wirken erhielt Jouvenet später das Rectorat der Akademie. Er genoß mit Le Sueur gleiches Schicksal, indem sie Beide Italien nie sahen, er folglich seine Kunstrichtung auf eigenem, selbst erwähltem Wege gewann. Er bewahrte sich dabei einen großartigen eigenthümlichen Charakter in seinen Werken und verband in der Behandlung große Leichtigkeit mit Kühnheit, mit Feuer der Begeisterung. Watelet sagt über ihn: „Er besaß nicht, wie le Sueur, den Geschmack Rafael's, oder anderer großer römischer Meister, er ist er selbst und die Natur schien ihn blos für das gebildet zu haben, was er war. Seine Zeichnung ist bestimmt und dreist ausgesprochen, der Ausdruck kräftig und großartig, besonders in männlichen Figuren, weniger edel und angenehm in den weiblichen." Eins seiner frühern Gemälde, die Heilung des Gichtkranken, in der Nôtre-Dame-Kirche zu Paris, erhielt den entschiedensten Beifall; sowie auch ein anderes für die Abtei St. Martin gefertigtes, der Fischzug des heiligen Petrus, welches dem König Louis XIV. so gefiel, daß er es in der Gobelinsmanufactur bearbeiten und dem Künstler eine Belohnung von 1200 Livres reichen ließ [2]). Mehre große und bedeutende Werke folgten rasch auf einander; für die Invalidenkirche zu Paris malte er in kolossaler Größe die zwölf Apostel, die Cartons davon sind in Rouen. Die Erweckung des Lazarus; Jesus bei Simeon und die Vertreibung der Käufer und Verkäufer aus dem Tempel, sind Werke von trefflichster Composition und wurden ebenfalls zu den Gobelins benutzt, die jetzt das pariser Museum zieren. Als eins seiner Hauptwerke bewunderte man die Kreuzabnahme, damals für die Capucinerkirche bestimmt, später jedoch in die königliche Akademie abgeliefert, jetzt im pariser Museum. Hierüber sagt Watelet, daß Jouvenet darin den Charakter des Guercino mit dem des Carracci vereinigt habe, und daß, wenn dasselbe vor Poussin's Zeit in Rom gewesen, dieser große Kunstrichter bei Beurtheilung der großen Meisterwerke Roms es als das vierte der bekannten italienischen Meisterstücke anerkannt haben würde. In Versailles bewunderte man das Gemälde: Die Ausgießung des heiligen Geistes, sowie in der Kirche des damaligen Brüderordens zur Recollets die Auferweckung des Lazarus und andere Arbeiten Jouvenet's. Außer diesen Hauptgemälden sind noch merkwürdig: Die Vermählung Joseph's und Marie, eine großartige Composition; der Leichnam Jesu im Grabe (von Alex. Loir in Kupfer gestochen); die heilige Anna und die heilige Jungfrau (von P. Drevet kostbar gestochen), eine sehr naive Composition; die heilige Scholastika sterbend in den Armen zweier Engel, ebenfalls schön (von S. Thomassin gestochen); der heilige Bruno knieend (von Drevet gestochen), ein höchst ausdrucksvolles Bild. Von mannichfachem Interesse ist auch das Gemälde, die heilige Bianka, welche ihren Sohn, den nachherigen heiligen Ludwig, auf den Glauben und die Frömmigkeit aufmerksam macht. (Es ist von S. Audran gestochen.) Eine Anbetung der Könige, sowie eine Verkündigung waren Preisbilder, welche er für die Stadt Rennes malte, wie er denn auch für den großen Parlamentssaal daselbst einen Plafond in Fresco fertigte. Seine letzten Arbeiten vollendete er, weil er durch den Schlagfluß an der rechten Hand gelähmt war, ebenso geistreich mit der Linken; man bewundert darunter das Magnificat oder den Besuch der heiligen Jungfrau bei Elisabeth in der Kathedrale zu Paris (gestochen von H. S. Thomassin). Von seinen größern Compositionen und Hauptgemälden sind die vorzüglichern von Desplaces, Duchange, J. Audran und Andern in Kupfer gestochen worden. Das Bildniß des Künstlers selbst, in einer Art von Plafondperspective, ist von A. Trouvain in Kupfer gestochen; ebenso stach Gerhard Edelenik nach ihm das Bildniß von Paul de Lionne.

(*Frenzel.*)

JOUVENNEAUX oder JOUENNEAUX (Gui), gewöhnlich Guido Juvenalis genannt, ein gelehrter Benedictiner des 15. Jahrhunderts, um das Jahr 1450 zu Mans geboren, stammte aus einer armen Familie und konnte sich nur durch die Unterstützung seines Landsmannes Nic. Lepeletier, der die ausgezeichneten Geistesanlagen des Jünglings erkannte, den Wissenschaften widmen. Nachdem er zu Paris seine Studien beendigt hatte, trat er in den Benedictinerorden und erlangte als Lehrer der alten Sprachen ein großes Ansehen. Zur Belohnung seiner Bemühungen für den Unterricht der Jugend wurde er später zum Abte von St. Sulpice zu Bourges erwählt. Er reformirte, von gleichgesinnten Mönchen unterstützt, dieses Kloster und starb daselbst im Jahre 1505. Unter allen seinen Schriften hat der Commentar über die Lustspiele des Terentius („*Terentii* Comoediae cum Guidonis Juvenalis familiarissima interpretatione. [Paris 1492. F. Lugd. 1493. 4. Ib. 1497. 4. Mediolan. 1513 und öfter]) den meisten Ruhm und die größte Verbreitung erlangt; obschon etwas breit, enthält er doch, von dem damaligen Standpunkte der Alterthumswissenschaft aus betrachtet, viel Gutes und Richtiges, und trug nicht wenig dazu bei, den Geschmack an dem Studium der altclassischen Literatur zu wecken und zu verbreiten. Die dabei befindlichen Holzschnitte, aus denen man das Costüm der französischen Schauspieler und die Art und Weise der Bühnendecorationen im 15. Jahrhundert entnehmen kann, sind nicht ohne Ausdruck und Verdienst in der Gruppirung. Die grammatischen Schriften des Verfassers („Interpretatio in latinae linguae elegantias L. Vallae" [Paris 1494, 1496 und 1497. 4.], „In lingua latina ex L. Valla et Gellio sumpta eruditio"

---

2) Dieses Gemälde ist von außerordentlicher Wahrheit, die Composition ist höchst lebendig, die Gestalt des Christus edel, das Ganze trefflich gruppirt.

[Paris 1508. 4. Limoges 1518. 4.] und „Super elegantias Augustini Dathi“ s. l. et a. 4.) waren ebenfalls sehr beliebt. Außer den genannten Werken sind noch anzuführen seine „Epistolae“ (Paris 1499.), seine Vertheidigung der in den Benedictinerklöstern eingeführten strengeren Disciplin („Reformationis monasticae vindiciae“ [Paris 1503.]) und die Übersetzung der Regel des heiligen Benedict ins Französische („La reigle de S. Benoist translatée de latin en françois“ [Paris 1500. 4. Ibid. 1505. 12. Ibid. 1573 und 1580. 8.]). Vgl. Singularités historiques et littéraires. (Par. 1739. 12. Tom. III. p. 41—51.) (*Ph. H. Külb.*)

Jouvents, s. Juuants.

JOUX. 1) Festes Schloß im französischen Doubsdepartement, 1 Stunde südlich von Pontarlier und 2½ Stunden nördlich von Jougne. Es ist im Doubsthale auf einem hohen Felsen erbaut und stellt mit diesem eine Pyramide dar, deren Fuß der Doubs bespült, und welche eine absolute Höhe von 3210 par. Fuß hat, während der Doubsspiegel bei Pontarlier 2562 par. Fuß über dem Meere liegt. Das Schloß oder Fort beherrscht die Jurapassage von Lausanne über den Col de Jougne nach Pontarlier und weiter nach Paris, und auch die von Neufchatel durch das Val Travers ziehende Straße, welche sich dem Fort gegenüber mit der ersteren vereinigt. Das Schloß war stets sehr fest, sodaß z. B. der Herzog von Sachsen-Weimar sich wunderte, daß er es in zwei bis drei Wochen hatte einnehmen können, und auch jetzt noch ist der Platz in gutem Stande und gut armirt; er hat seinen Commandanten, seinen Platzingenieur, seinen Artillerieofficier des Platzes und eine kleine Garnison, welche aus einer halben Compagnie des zu Besançon stationirten Infanterieregiments besteht. Der Platz dient zuweilen zum Staatsgefängnisse; hier wurden der berühmte Mirabeau, Toussaint-Louverture, der Cardinal Cavalchini, der General Dupont nach seiner Capitulation von Baylen, der Marquis von Rivière, welcher bei der Verschwörung von Georg Cadoudal compromittirt war, sowie viele Officiere von sämmtlichen Nationen, mit denen das französische Kaiserreich Krieg führte, detenirt. (Vgl. die Annuaire du département du Doubs pour 1839. p. 357, 360 und 361.) (*Klähn.*)

2) Heißen Joux ein Thal und ein See im schweizerischen Canton Waadt. Man will den Namen aus dem Keltischen herleiten. Jour-arse soll in der Volkssprache jetzt noch einen Berg bedeuten, wo der Wald gerodet (verbrannt) wurde. Das Jourthal, das höchste unter den Jurathälern, zieht sich sechs Stunden lang von Südwest nach Nordost und gehört im weitern Sinne nicht nur zum Canton Waadt, sondern auch zu Frankreich. Der obere oder französische Theil heißt Roussesthal, von einem kleinen gleichnamigen See, der in einer Urkunde, von der weiter unten die Rede sein wird, den Namen lacus Quinssanez führt. Es ist von Kalkgebirgen eingeschlossen und seine Höhe beträgt (nach Roger) 1948 F. 8 Z. über dem Genfersee, die absolute Höhe 3054 F. Diese Gegend trug im Laufe der Zeiten verschiedene Namen. Der älteste, der sich noch in dem Flüßchen Lionnaz erhalten hat, ist Leona oder Liona, später Domus Dei, dann Cuarnens-, endlich Joursee. Sagen lassen schon im sechsten Jahrhundert einen Einsiedler Pontius da, wo jetzt das Pfarrdorf Lieu sich befindet, das in alten Urkunden den Namen locus Pontii trägt, eine klösterliche Ansiedelung gründen. Auch will man aus Überresten von Hammerwerken, die man in dem ursprünglichen Bette des Brassus entdeckte, das von seinem jetzigen ziemlich entfernt ist, auf frühe Ansiedelungen schließen. Urkundlich kann bewiesen werden, daß im J. 1140 von Ebal II., Herrn von Grandson, am östlichen Ufer des Sees ein Kloster gegründet, und daß diese Stiftung im nämlichen Jahre von dem Bischof Guido von Lausanne bestätigt wurde. Am 29. Sept. 1177 bekräftigte Papst Innocenz III. der Abtei, die zum Prämonstratenserorden gehörte, ihre Besitzungen und Privilegien. Dasselbe that Kaiser Friedrich I. durch eine Urkunde, die er am 26. Aug. 1186 in Mühlhausen ausstellte, worin das Kloster Abbatia de Lacu genannt wird. Merkwürdig ist die Urkunde ebendieses Kaisers und von ebendiesem Tage, in der die Rechte seines Vasallen, Ebal's IV., Herrn von la Sarraz, über das Jourthal anerkannt und ihm die Erlaubniß ertheilt wird, Häuser in diesem Thale zu erbauen und Einwohner anzunehmen, weil sie mehre Male zur Bestimmung der Grenzen des Waadtlandes mit Frankreich diente. Die Zahl der Äbte seit dem ersten, der Cospert oder Gausbert hieß, läßt sich nicht genau ausmitteln. Man kennt die Namen von dreizehn, auch findet sich, daß der Abt von Romainmôtier mehrmals zugleich Abt von Lac de Jour war. Das Jourthal bietet manche Eigenthümlichkeiten dar und beweist, wie sehr ein auch noch so abgeschiedenes Ländchen sich heben kann, wenn seine Bewohner Thätigkeit des Geistes und Ausdauer besitzen. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts unternahmen die Klostergeistlichen ein eigenthümliches Werk. Die Orbe bildete bis auf jene Zeit nur einen See, der viel schmaler war als gegenwärtig. Da die Mönche größtentheils von Fischen lebten, so entschlossen sie sich, um den Fischfang zu vermehren, den See zu vergrößern. Sie verstopften zu diesem Zwecke die tiefer liegenden Felsspalten, durch welche die Gewässer ihren Abfluß fanden. So wurde der ursprüngliche See erweitert, der jetzt 2 Stunden lang, eine halbe Stunde breit und 80 Fuß tief ist, und der Brenetsee geschaffen, der kaum etwas mehr als eine Stunde im Umkreise hält und mit dem Joursee beinahe einen rechten Winkel bildet. Ein dritter See, der kleine Lac Ter (tertius), sieht einem Teiche ähnlich und hat eine große Tiefe. 1344 sah sich der sehr verschuldete Franz von la Sarraz genöthigt, das Jourthal an Ludwig von Savoyen, Baron der Waadt, zu verkaufen, der dem Thale die Vorrechte ließ, die es früher besaß. Unter dem Abte Johann Polleni erhielten 1480 vier Burgunder, Vinet Rochat und seine drei Söhne, die Bewilligung, den Lionnaz von seinem Ursprunge bis zu den Klostermauern für Hochofen zu benutzen. Wälder wurden ihnen für Zimmerholz und für das Kohlenbrennen angewiesen. Von diesen Burgundern stammt die waadtländische Fami-

lie Rochat ab, die so zahlreich wurde, daß im verflossenen Jahrhundert einst eine ganze Milizcompagnie vom Hauptmanne herab diesen Namen führte, und ihnen verdankt auch das Dorf, das um das Kloster entstand, seinen Ursprung. Abel Bessonis war der letzte Abt. Er bekannte sich, nachdem Bern 1536 das Waadtland erobert hatte, zur Reformation, heirathete und erhielt 1543 von den Bernern hinreichende Ländereien, um sich und seine Familie auf eine anständige Weise zu ernähren. Damals war nur noch eine Gemeinde im Thale, le Lieu, das sich theils an der Westseite des Sees, theils auch auf der Ostseite um die Abtei her ausbreitete. Von dieser Zeit an wurden immer mehr Ländereien urbar gemacht und neue Einwohner gesellten sich den frühern bei. Im Jahre 1554 ließen sich einige Familien aus le Lieu am Ende des Sees nieder. Die Ansiedelung erhielt den Namen Chenit. Drei Jahre später verkaufte Lieu Land an zwei normännische Edelleute, die eine Glashütte anlegten. Diese versuchten auch, doch umsonst, den Weinbau, verkauften aber bald ihre Besitzungen an die Stadt Moudon. Duperron, der eine dieser Franzosen, war der Vater des berühmten Cardinals. 1571 trennten die Einwohner von Abbaye sich von le Lieu und bildeten eine zweite Gemeinde. Damals war nur noch ein Pfarrer im Jourthal. Weil ein Geistlicher, als er über den See nach Abbaye fahren wollte, um dort zu predigen, ertrank, wurde auch in Abbaye eine Pfarre errichtet. Im Anfange des 17. Jahrhunderts bewilligte die Regierung von Bern der Gemeinde Chenit einen Diakon, weil man im Winter nur auf sehr beschwerlichen Wegen nach Abbaye gelangen konnte und immer befürchten mußte, die benachbarten Franzosen möchten während des Gottesdienstes die beinahe ganz verlassenen Wohnungen berauben; denn von Zeit zu Zeit wurde das Thal von ihnen beunruhigt. Einst kamen sie bewaffnet, um Waldungen umzuhauen; allein sie wurden zurückgetrieben und von daher gingen eine Zeit lang alle Männer bewaffnet zur Kirche und hingen während des Gottesdienstes ihre Flinten am Eingange der Kirche auf. Die Pest, die 1611 im Waadtlande, wie in einem großen Theile der Schweiz, furchtbare Verheerungen anrichtete, drang in das Jourthal nicht ein. Einige behaupten, das Thal habe dies dem Rauche der damals noch zahlreichen Kohlenbrennereien, der die Luft gereinigt habe, zu verdanken gehabt; doch nur wenige Jahre nachher litt es sehr durch eine epidemische Krankheit, die vier Jahre nach einander wiederkehrte und besonders beim Herannahen des Winters heftig war. Sie wurde durch die schlechte Nahrung während einer großen Theurung verursacht. 1646 trennte Chenit sich ganz von Abbaye. Noch bis gegen das Ende des 17. Jahrhunderts waren die Jourthaler wenig ausgebildet, größtentheils Holzhacker oder Kohlenbrenner. Sie wohnten in elenden Hütten, waren mit den nothwendigsten Handwerken unbekannt und da es weder Gärten gab, noch Gemüse gepflanzt wurden, so mußten einst, als ein Misjahr war, Manche sich von wilden Beeren, von Blättern, Wurzeln und Kräutern nähren, bis die Regierung von Bern diese Ausgehungerten durch Geld und Getreide unterstützte. Erst 1688 gab man in Chenit öffentlichen Unterricht. Er wurde von einer Frau Bocci ertheilt, die man la Moinette nannte, weil ihr Vater ein Mönch gewesen war. Sie ging von Weiler zu Weiler und lehrte im Freien. In Haferbrod und magerem Käse bestand ihre Bezahlung. Der Pfarrer von Chenit, Peter Bugnion, that sein Möglichstes, um Chenit aus diesem Zustande der Bildungslosigkeit herauszureißen, und es gelang ihm, von 1690 bis 1696 vier Schulen anzulegen, worin Frauenspersonen unterrichteten. Die Pfarre Chenit war gleichsam als das Sibirien des Waadtlandes betrachtet. Nur vorübergehend nahmen die meisten Geistlichen die dortige Anstellung an, und man zählte in dem kurzen Zeitraume von 1612 bis 1700 27 Pfarrer. Erst als dem Pfarrer in Chenit, der bis 1704 in Lieu wohnen mußte, in jenem Orte ein Pfarrhaus gebaut wurde, hörte dieses Misverhältniß auf. Er weckte Liebe zur Musik in seiner Gemeinde und der Unterricht der Kinder ging auf Männer über. Ein einige Tage andauernder Waldbrand im J. 1706 verursachte, daß mehre Familien in Armuth geriethen. Solche Erfahrungen regten die Industrie auf. Damals machte man die ersten hölzernen Uhren. Bis auf jene Zeit berechnete man die Stunden bei Tage nach dem Stande der Sonne und dem Schatten, bei Nacht nach den Gestirnen. Bald verfertigte man eiserne und messingene Uhren, Messer, Rasirmesser, Flinten und dergl. Gemüsegärten wurden angelegt. Die Frauen lernten stricken. Früher trugen sie keine Strümpfe, sondern lange Kamaschen, welche aber nicht bis auf die Schuhe reichten. Die Kleider waren aus grobem Wollenzeuch verfertigt. Die Einwohner, die nur den Dialekt der Franche Comté sprachen, wurden jetzt mit der französischen Sprache vertraut. Die Liebe zur Musik vermehrte sich besonders in Chenit sehr, und um den Kirchengesang zu verbessern, führte man die Posaunen ein. Der Kunstfleiß nahm zu. Die Sitten wurden verfeinert. Glasfenster entstanden und vergrößerten sich. In den Stuben stellte man Öfen auf, die früher beinahe unbekannt waren. 1748 legte die bernerische Regierung eine Briefpost nach dem Thale an, die wöchentlich zwei Mal von Romainmôtier nach Chenit kam. Von 1766 bis 1770 ließ sie eine Straße von Brassus nach Gimel erbauen, und gegenwärtig setzen noch zwei andere Straßen das Jourthal mit dem übrigen Canton Waadt in Verbindung. Chenit, jetzt mehr unter dem Namen le Sentier bekannt, wurde eine sehr wohlhabende Gemeinde, indessen Abbaye und le Lieu, die sich mehr mit Forst- und Landwirthschaft beschäftigten, noch längere Zeit auf einer niedrigern Stufe blieben. — Das Jourthal hat um seiner hohen Lage willen in der schönen Jahreszeit manche Vorzüge. Seine hellen, azurblauen Seen, die von Wäldern, Felsen und mit artigen Dörfern geschmückten Wiesen bekränzt sind, bieten den lachendsten Anblick dar. Wegen der Höhe des Thales gedeihen Obstbäume nicht mehr. Hafer und Gerste sind beinahe die einzigen Feldfrüchte, welche zur Zeitigung gelangen; dafür aber sind die umliegenden Berge reich an guten Weiden. In Brassus, dem obersten Weiler auf der rech-

ten Seite des Thales, gibt es Hütten- und Hammerwerke, die von starken Wasserkräften in Bewegung gesetzt werden. In andern Ortschaften sind die Uhrmacherei, das Messerschmiedhandwerk, die Steinschneiderei und das Schlosserhandwerk im Gange. Sägemühlen sind zahlreich, und aus Holz werden die verschiedensten Arbeiten verfertigt. — Eine geognostische Merkwürdigkeit des Thales sind die obenerwähnten Vertiefungen am Ufer des Brenetsees, die Schachten gleichen und von den Einwohnern Entonnoirs genannt werden. Sie sind für das Thal von großer Wichtigkeit. Die Orbe, ein sehr starker Bach, der eine halbe Stunde von Abbaye aus einem Felsen hervorfließt, noch andere kleine Bäche, kurz alles Wasser, das in das Thalbecken fällt und sich hier sammelt, hat keinen oberflächlichen Abfluß, weil ringsumher das Felsgebirge sich emporhebt. Unterirdische Spalten und Öffnungen, die in dem Kalkgebirge vorhanden sind, lassen die Gewässer den Ausweg finden. Die Einwohner sind hierauf aufmerksam, und wenn solche Öffnungen verstopft zu werden scheinen, gräbt man neue, zwei bis drei Klaftern tief und acht bis zehn Fuß weit aus, wo man die Spalten der Felsschichten antrifft, durch die nun das Wasser wieder einen Ausweg findet. Die durch diese Trichter abfließenden Gewässer sprudeln drei Viertelstunden von hier, 680 Fuß tiefer, aus einer 200 Fuß hohen nackten Felswand, 17 Fuß breit und 4 Fuß dicht, wieder hervor. Les sources de l'Orbe nennt das Volk dieses Hervortreten. Lange Zeit war es ungewiß, ob diese Erscheinung wirklich die oben im Thale verschwindenden Gewässer zurückgebe, bis man 1776 sich durch ein außerordentliches Ereigniß davon überzeugen konnte. Da in den vorhergehenden Jahren die Seen höher gestiegen waren, so entschloß man sich, alle Trichter des Brenetsees zu reinigen und auszubessern. Zu diesem Zwecke schloß man durch einen starken Damm den Kanal, durch den sich der Jouxsee in den Brenetsee ergießt. Als der Damm die Wassermasse nicht mehr zurückzuhalten vermochte und zerriß, gerieth das Wasser in eine so starke Bewegung, daß es trübe wurde. Die Orbe, die bis dahin ganz hell geflossen war, trat nun auf einmal trübe aus dem Felsgebirge hervor und bestätigte so ihren Ursprung aus dem Brenetsee. Ungeachtet die Schichtenstellung den unterirdischen Abfluß der Gewässer erleichtert, machte das regnerische Jahr 1816 den Joux- und Brenetsee so ansteigen, daß die Gewässer nicht nur durch die sogenannten Entonnoirs nicht mehr abzufließen vermochten, sondern beide Seen einen Wasserspiegel bildeten, sehr viel Land überschwemmten und die Mühlen zu Bonport bis an die Dächer unter Wasser gesetzt wurden. Dasselbe wiederholte sich 1818, sodaß man sich gezwungen sah, Entonnoirs zu öffnen, um dem Wasser Abfluß zu verschaffen. Außer den unterirdischen Mühlen zu Bonport, die in dem größten der von der Natur gebildeten Trichter angebracht sind, gibt es seit dem Anfange der zwanziger Jahre auch solche in dem Trichter von Rocherai in der Nähe von Chenit. Drei Viertelstunden über Abbaye sind die tiefen Höhlen Chaudières d'Enfer, die sich auf eine Stunde weit ausdehnen, und je tiefer man hineindringt, desto schauerlicher werden. Oft bilden sie weite Hallen, oft verengen sie sich so, daß man beinahe kriechen muß. Die abwechselnden Wirkungen des Fackelscheins in den dunkeln Räumen, die vielen Stalactiten und ein Bach, der im Hintergrunde unter einer natürlichen Brücke schäumend und mit schrecklichem Getöse hervorströmt, vermehren den Eindruck. — Bei der Staatsumwälzung im J. 1798 hörte die Herrschaft Berns über das Jourthal, das zu der Landvoigtei Romainmôtier gezählt wurde, mit derjenigen über den übrigen Theil des Waadtlandes auf. Dieses Thal bildete während der helvetischen Periode, unter dem Namen Vallée du Lac de Joux, den 15. District des Cantons Leman, während der Mediationsperiode mit Cossonay und Echallens den dritten Bezirk des Cantons Waadt, und seit 1814 den achten District unter der einfachen Benennung la Vallée. Im J. 1831 zählte das Thal 4567 Einwohner und bei der neuesten Zählung im J. 1837 4720 Seelen.

(*Gerold Meyer von Knonau.*)

3) Joux (Mont), s. Jura.

JOUY. A. Biographie. **Ludwig Franz**, wurde zu Paris den 2. Mai 1714 geboren. Sein Vater hatte als angesehener Verwaltungsbeamter gute Gelegenheit, dem Sohne eine zweckmäßige Erziehung ertheilen zu lassen und ihm zeitig den Eintritt in die juristische Laufbahn zu eröffnen. Demnach brachte Letzterer eine so gesunde Vorbildung zum Barreau mit hinzu, daß er, weit davon entfernt, die Rechtsgelehrsamkeit zu einem alltäglichen Handwerke herabzuwürdigen, ihr vielmehr von seinem Standpunkte aus durch gründliche, aber dennoch auf praktischen Principien beruhende Gelehrsamkeit einen eigenthümlichen Reiz zu ertheilen vermochte.

Seine jetzt ziemlich selten gewordenen Schriften bezeugen dies so deutlich, daß es anderer Belege hierüber nicht weiter bedarf. Seine erste literarische Arbeit zwar, die Principes sur les droits et obligations des Gradués (Paris 1743.), hatte nur die Bestimmung, die politische sowol als wissenschaftliche Stellung der mit akademischen Graden versehenen Personen näher in das Licht zu setzen, und beschränkte sich also auf einen engen Kreis; allein sie verräth doch schon den engen Verein von gründlichem Wissen und gesunder Beurtheilungskraft, wodurch sich Jouy's Thätigkeit späterhin so bemerkbar machte. Von weit größerer Bedeutung ist sein Coutume de Meaux. (Paris 1748. 4.) Von der Zeit an, wo die Gerichtshöfe in Folge der während des vielbewegten Mittelalters immer fühlbarer werdenden Unzulänglichkeit der bereits vorhandenen positiven Gesetze sich genöthigt sahen, das beinahe allein herrschende Gewohnheitsrecht auch für ihre Rechtsentscheidungen als Quelle zu benutzen, und wo es daher gebräuchlich ward, die Grundideen des Gewohnheitsrechts in besondern schriftlichen Sammlungen aufzubewahren, nannte man nicht nur diese Sammlungen selbst, sondern auch die darauf gestützten richterlichen Entscheidungen, in sofern sie sich einer wiederholten Anerkennung als rechtsgültige Präjudicien zu erfreuen hatten, Consuetudines, oder mit dem französischen

[illegible] Coutumes; in Frankreich aber wurden insbesondere die Gegenden, wo teutsche Einrichtungen dieser Art üblich waren, als Pays de Coutumes den übrigen Gebietstheilen dieses Landes gegenübergestellt, wo das römische Recht als geschriebene Norm sich erhalten hatte, und die ebendeshalb Pays de droit écrit hießen *).

Zu den Pays de Coutumes gehörten nun auch die an der Seine und Marne gelegenen Umgebungen der Stadt Meaux, des alten Meldensium, und daher war es sehr verdienstlich von Jouy, das alte Gewohnheitsrecht von Meaux neu zusammenzustellen.

Ähnliches Verdienst erwarb Jouy sich durch seine Sammlung von Administrativverordnungen des pariser Parlaments unter dem Titel: Arrets de Reglement, mis en Ordre (Paris 1752. 4.) und durch die Conferences des Ordonnances Ecclesiastiques (Paris 1753. 4.), in welchem letztern Werke er namentlich auf die vielfachen Widersprüche hinwies, welche durch neuere Verordnungen in kirchlichen Angelegenheiten in sofern hervorgerufen worden waren, als diese Verordnungen ganz von den grundgesetzlichen Propositionen der gallicanischen Kirche von 1682 abwichen. Jouy leistete also hier für seine Zeit ungefähr dasselbe, was der anonyme Verfasser des Coup d'oeil sur la situation actuelle et les vrais intérêts de l'Eglise catholique (Paris 1825.) für die Gegenwart gethan.

Die Schrift über das Zehntenrecht — Principes et Usages, concernant les Dixmes (Paris 1776. 12.) erschien erst nach Jouy's Tode; denn dieser starb bereits am 8. Febr. 1771 zu Paris, wo er viele Jahre lang mit Auszeichnung als Parlamentsadvocat thätig gewesen war. (*Emil Ferdinand Vogel.*)

B. Geographie. 1) Jouy-aux-arches, starkes Kirchdorf oberhalb Metz, von dieser Hauptstadt des Moseldepartements 2½ Stunden entfernt, und beinahe bis zu dem Rande des rechten Moselufers sich herabziehend, verdankt seinen Beinamen wie seine Berühmtheit den Trümmern eines grandiosen römischen Bauwerks, eines Aquäducts, der bestimmt gewesen, die in der Umgebung von Gorze gesammelten Quellen nach Metz zu führen. Die reichhaltigste dieser Quellen ist ohne Zweifel in dem Thale, les Bouillons genannt, oberhalb Gorze, zu suchen. Sie speist einen unterirdischen Kanal, der unter der ganzen rechten Seite der Hauptstraße von Gorze, in mehr denn 150 Toisen Länge fortlaufend, nachdem er die Gärbereien von Gorze, wo seine Höhe etwa drei Fuß beträgt, verlassen hat, sich am Fuße der Höhe von St. Blin hinzieht, weit in das Thal le Parfond Val hinaufreichend, eine bedeutende Krümmung um den Bach la belle eaue, dann zu dem Hofe St. Catherine und weiter, stets den Fuß der in die Ebene vortretenden Höhe einhaltend, nach Noviant gelangt. Unterhalb dieses Dorfes, welches der Mosel ganz nahe liegt, gehen heutzutage die einst den Kanal anfüllenden Gewässer als ein reißender Bach, le ruisseau de Gorze genannt, in die Mosel. Der Kanal aber, rechts die Mosel, links des Berges Sohle einhaltend, zieht sich von Noviant nach Dornot. Mehr noch, wie auf andern Stellen, hat er in der Nähe dieses Dorfes, auch zwischen Dornot und Ancy, gelitten. Ancy selbst bleibt seitwärts liegen, indem der Kanal zwischen den Weinbergen durchgeht, eine Nachbarschaft, welche ihm, bei dem Streben der Weinbergsbesitzer, ihre Gründe auszudehnen, gar verderblich geworden ist. Jenseit Ronqueville, unweit des Landhauses la Joyeuse, tritt er in einen Hohlweg, an dessen Ausgange man den Kanal, 3 Fuß Breite zu 2 Fuß Höhe im Lichten, besonders wohl erhalten gefunden hat. Namentlich schien der Mörtel eben nur aufgetragen, freilich nicht in der Vollendung, fein und glatt, wie er in der unmittelbaren Umgebung von Gorze vorkommt, sondern rauh, ungleich und theilweise mit Moselsand gemischt. Fast möchte es scheinen, die Bauleute hätten über der langwierigen Arbeit die Lust an derselben eingebüßt. Von der Mühle zu Gorze bis zu der Stelle, wo die Wasserleitung die Mosel durchschneidet, hat der Kanal nämlich 6286 Toisen Länge, bei 29 Fuß 5 Zoll 11 Linien Fall. Dem Übergange zunächst ergoß sich die Leitung in ein Becken von 28½ Fuß Länge und 21½ Fuß Breite, dessen Ablaß von dem eigentlichen Aquäduct getragen wird; denn weil das Becken noch in dem Abhange des Berges angebracht, mit einem ähnlichen Becken auf dem andern Ufer oberhalb Jouy in Verbindung zu setzen und folglich ein Thal von 560 Toisen Breite auszufüllen war, mußte von dem einen zu dem andern Punkte die Wasserleitung auf Pfeiler gelegt werden, die in Gestalt einer Brücke den Strom durchschneiden. Diese Pfeiler oder Schwibbogen sind die Arches, von welchen Jouy seinen Beinamen empfängt, und welche, nach so vieler Jahrhunderte Verlauf, als eins der bewundernswürdigsten Römerwerke diesseit der Alpen gelten können. Ohne Zweifel ist die Leitung in zwei Hälften getheilt gewesen, zu welchem Ende eine Mauer, von dem Wasserbecken auf dem linken Ufer ausgehend, der Länge nach das ganze Werk durchschnitt. An dessen oberem Ende, dem Becken zunächst, auf dem linken Ufer, haben sich zwei Bogen, ungeachtet vielfältiger Beschädigung, erhalten. Denen folgen, zuerst, dem Boden gleich, der Stümmel eines Pfeilers, dann 5 Bogen, im traurigsten Verfalle, ferner wiederum von 4 Pfeilern, dem Boden gleich, die Stümmel, sodann ein Pfeiler, dem seine ganze Höhe sammt dem Anfange der Wölbung verblieben ist, ein anderer Pfeiler, der geflissentlich umgestürzt worden ist, endlich zwischen der Landstraße und dem nächsten Moselarme ein abgebrochener Pfeiler, dem in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ein Crucifix aufgesetzt worden war. Ein ähnlicher bedeutender Rest wird bei niedrigem Wasserstande in dem Stromarme, welcher dem linken Ufer der nächste ist, sichtbar, und dergleichen Bruchstücke mehr befinden sich auch in dem Hauptarme, wo sie der Schiffahrt sehr gefährlich werden. Es sind das die einzigen Reste von dem mittlern Theile des Bauwerkes, von dessen Zerstörung die Geschichte schweigt und kaum eine Muthmaßung, von der Gewalt des Wassers hergeleitet, aufzustellen hat; denn die Barbaren, wenn sie zerstören, die Anwohner,

*) Vgl. Hugo's civilistisches Magazin. 5. Bd. S. 379 fg.

wenn sie des reichen Vorraths von Bruch- und Ziegelsteinen sich bedienen wollten, würden viel eher das Mauerwerk auf dem festen Lande, als die in dem Flußbette gelagerten Pfeiler angegriffen haben. In jedem Falle ist diese vollständige Zerstörung das Werk früher Jahrhunderte, wie des Sigebert von Gemblours Verse, gegen Ende des 11. Jahrhunderts, zu erkennen geben.

Miror Aquaeductus sex millibus isse per arcus,
Invisit matrem cum filia Gorzia Mettim,
Non alti montes, non imae denique valles,
Intercurrentis non impetus ipse Mosellae,
Impediere viam, quid vidi operosius unquam?
Ars mittebat aquas, quas tu natura negabas,
Donec sola vias rupit longaeva vetustas,
Laudem structurae retinent hodieque ruinae.

Als Fortsetzung des Aquäducts auf dem rechten Ufer werden zuerst zwei Pfeilerreste in der Wiese zwischen dem Flusse und Dorfe bemerkbar. Diesen schließen sich im Dorfe Jouy selbst, bis zur Heerstraße, sieben Bogen an, die beinahe vollständig erhalten sind. Derjenige, unter welchem die Straße durchführt, hat eine Höhe von 57 Fuß, und in der Wölbung einen Diameter von 17¼ Fuß. An ihm kann man vorzüglich die Sorgfalt und Kunst römischer Maurer bewundern. Über die Heerstraße hinaus haben die Bogen mehr gelitten, und zwar im steigenden Verhältnisse, je mehr man sich von dem Mittelpunkte des Dorfes entfernt. Die vier nächsten Bogen bewahren so ziemlich die ursprüngliche Form, die weitern fünf zeigen den kläglichsten Verfall; der äußerste Bogen ist gebrochen. Überhaupt stehen deren 17 auf dem Grunde von Jouy. Jenseit derselben, in der Höhe, ist abermals ein Wasserbecken angebracht, als der Anfang des unterirdischen Kanals, der von da an bis zu der Stelle, welche heute die Citadelle von Metz trägt, gereicht haben muß, wenngleich seine Spuren, bald deutlich, bald verwischt, nur bis zu dem Ban de St. Arnoul, außerhalb Metz, reichen. Die ganze Leitung, von der Mühle von Gorze an gerechnet, bis zu dem Ban von St. Arnoul, mißt 11,373 Toisen, bei 68 Fuß 5 Zoll 8 Linien Fall. Seit dem vorigen Jahre wird an einer Wiederherstellung der noch aufrecht stehenden Bogen des Aquäducts gearbeitet.

(*v. Stramberg.*)

2) **Jouy-le-Châtel**, kleine Stadt im Canton Nangis und Arrondissement Provins des französischen Departements der Seine und Marne. Sie liegt auf einer Anhöhe am Anfange eines Schlundes, der sich in das Thal des nahen Baches Huissandre, eines Hauptquellarmes des Flusses Yerres, hinabzieht, 4 Lieues nördlich von Nangis und ebenso weit nordwestlich von Provins, ist mit verfallenen Festungswerken umgeben, welche eine ehemals größere Wichtigkeit des Ortes andeuten, und zählt eine aus dem 14. Jahrhundert herrührende Kirche, ein altes mit Gräben umgebenes Schloß, Vigneaur, zu welchem schöne Alleen führen, die Ruinen eines andern alten Schlosses, dem die Stadt ihren Beinamen le Châtel verdankt, und einschließlich der zur Gemeinde gehörigen Weiler und Einzelnen 1150 Einwohner (nach der Zählung von 1836), welche hauptsächlich vom Ackerbau leben. Jeden Dinstag wird in der Stadt ein wenig beträchtlicher Wochenmarkt gehalten. Sie kommt zuerst in Urkunden des 10. Jahrhunderts vor. Im J. 1154 bestätigte der Bischof Manasses II. von Meaux seiner Kathedrale den Besitz der Kirche von Joi, und im J. 1265 verlieh Heinrich von Joyaës (d. i. Jouy) den Franziskanernonnen zu Provins das Recht der „mainvée" auf die Fische, die auf dem Markte zu Provins verkauft wurden, und kraft dessen der Pförtner des Klosters, von einem korbtragenden Diener begleitet, auf dem Markte aus jedem Fischbehälter soviel Fische nahm, als er mit der Hand fassen konnte, ein Recht, welches erst bei der Revolution erlosch. Vor letzterer war Jouy-le-Châtel der Sitz eines königlichen Justizamtes und im J. 1790 wurde sie der Hauptort eines Cantons, der aber bald wieder aufgelöst ward. Zur Gemeinde gehören folgende Dependenzen. In der Ebene, südlich der Stadt, die Vorwerke Charmoye und Vimbre, die Weiler Bois-le-Comte, Bezion, Montieux oder Monthieux an der Lisière des Waldes von Jouy, Haut- und Bas-Orby, Petit-Paris; im Westen derselben der Weiler Fontaine-Pepin und im Norden die Weiler Corbier, Houzel, Villechevert und Villars-les-Demoiselles, letzterer auf einer Höhe am Zusammenflusse zweier Hauptquellen des oben gedachten Baches Huissandre, deren stärkste, die Fontaine chaude, zwischen der Stadt Jouy und dem Weiler Corbier der Erde entquillt. In dem Weiler Petit-Paris befindet sich ein Schloß mit einer Kapelle, welche schon im J. 1268 unter dem Patronate des Bischofs von Meaux stand, und einem kleinen Parke. Die obgedachten Weiler Haut- und Bas-Orby sind das Riobe der Peutinger'schen Tafel, wo sich die Römerstraßen von Juliobona (Lillebonne) nach Augustobona (Troyes) und von Agendicum (Sens) nach Firtuinum oder Jatinum (Meaux) einander durchschnitten, und welche letztere noch jetzt unter dem Namen Chemin-Paré oder Chemin-Perré als Departementalstraße von Pont-sur-Yonne über Bray-sur-Seine, Orby, Chailly, Coulommiers nach Meaux benutzt wird. (Vgl. *Pascal*, Histoire topographique cet. du départ. de Seine et Marne [Corbeil et Melun 1838.] p. 239—242 und *Walkenaer*, Géographie ancienne des Gaules. [Paris 1839.] III. p. 55 u. 57.)

3) **Jouy-en-Josas**, Dorf im Canton und Arrondissement Versailles des französischen Departements der Seine und Oise. Es liegt am Flüßchen Bievre und zählt 1350 Einwohner, welche Manufacturen von gedruckter Leinwand mit 1200 Arbeitern unterhalten. Bis zur Revolution war es Hauptort einer im Jahre 1654 errichteten besondern Grafschaft.

4) **Jouy-sur-Morin**, Marktflecken im Canton La-Ferté-Gaucher und Arrondissement Coulommiers des französischen Departements Seine und Marne. Er liegt zu beiden Seiten des großen Morin, war früher eine Stadt und ist noch jetzt mit Gräben und Überbleibseln von Festungswerken umgeben. Nach einer Urkunde vom J. 1154 waren die Domherren der Kirche von Meaux schon damals seit langer Zeit im Besitze des Patronats über das Kirchspiel Jouy-sur-Morin, und eine Bulle des Pap-

stes Alexander III. vom J. 1180 verleiht diesem Capitel mehre Kirchen, worunter auch die von Jouy-sur-Morin. Die Herrschaft Jouy gehörte zum Theil der Äbtissin von Farmoutiers (nahe westlich bei Coulommiers) und zum andern Theil der Familie Bonneval, deren alter Adel zu dem Sprüchworte: „Richesse d'Escars, noblesse de Bonneval," Veranlassung gegeben hatte, und deren Schloß von der Äbtissin geschleift wurde, nachdem sie den Bonneval'schen Antheil der Herrschaft an sich gekauft hatte. Die Gemeinde Jouy ist vorzüglich durch ihre prachtvollen Papierfabriken ausgezeichnet, deren wichtigste, les Marrais de Jouy genannt, ¼ Stunde östlich von dem Flecken liegt und eine der bedeutendsten Frankreichs ist. Sie beschäftigt täglich 400 Arbeiter und liefert der Bank von Frankreich das benöthigte Papier, weshalb dieselbe hier einen Inspector angestellt hat, unter dessen unmittelbarer Aufsicht die Papierfabrication vorgenommen wird. Auf dem linken Ufer des großen Morin, ebenfalls östlich von Jouy, liegt der Weiler la Chaire aux Gens, woselbst seit einigen Jahren ebenfalls eine Papierfabrik errichtet ist, und eine dritte befindet sich noch weiter am Flusse aufwärts in dem Weiler Marteaux. Die Ufer des Morin sind übrigens auch mit vielen Loh-, Öl- und anderen Mühlen besetzt, außer welchen auch noch eine große Menge meist von Fabrikarbeitern (für die obgedachte Papierfabrication) bewohnter Weiler und einzelner Häuser zur Gemeinde Jouy gehören. Dieser Flecken ist seit 1834 im Besitze eines Wochenmarktes und zählte im J. 1836, einschließlich der zur Gemeinde gehörigen Weiler und einzelnen Häuser, 1800 Einwohner, welche auch Wein und Obst, und in den zahlreichen Gärten längs des Morin viel Küchengewächse bauen. (Vgl. *Pascal*, Départ. de la Seine et de la Marne. II, 107—110.) (*Klähn.*)

JOVA. 1) Villa in der spanischen Provinz Jaen, liegt in der Nähe der Sandunilla und bearbeitet benachbarte Bleiminen. (*G. M. S. Fischer.*)

2) Ort in Ungarn, s. Illova.

Jovallium, s. Ivollum.

JOVÁNCZA-GYULA, auch Gyula-Ivancza, ein sehr großes Dorf im dombovárer Gerichtsstuhle (Processus) der tolnaer Gespanschaft, im Kreise jenseit der Donau Niederungarns, im Gebirge gelegen, mit 264 Häusern, 2217 ungarischen Einwohnern, die, bis auf 17 Reformirte und 4 Juden, sämmtlich Katholiken sind, einer eigenen katholischen Pfarre (das Bisthum Fünfkirchen), einer katholischen Kirche und einer Schule.

(*G. F. Schreiner.*)

JOVAVUM oder **JOVAVUS**, alter lateinischer Name eines bedeutenden Flusses in Noricum, an welchem die Stadt Juvavia lag, ergoß sich in den Änus (*Anton.* Itiner.). Es ist dieser Fluß die heutige Salza oder Salzach im österreichischen Kreise Salzburg, welche bei der Stadt Salzburg (dem alten Juvavia) vorbeifließt und sich bei Winkelheim in den Inn (Aenus) ergießt. (*R.*)

Jove (Paul), s. Jovius.

JOVEDITS, auch **JÖVEDITS**, walachisch Idits, Idith, teutsch Belleßdorf, ein bedeutendes, der gräflich Haller'schen Familie gehöriges Dorf, im kundier Gerichtsstuhle (Processus), der kokelburger (kükülloer) Gespanschaft, im Lande der Ungarn des Großfürstenthums Siebenbürgen, am gleichnamigen Bache hoch im Gebirge gelegen, 1½ Meile von Elisabethstadt entfernt, von Sachsen und Walachen bewohnt, mit einer eigenen zum bogeschdorfer Capitel gehörigen Pfarre der evangelisch-augsburg. Confession, einem Bethause derselben und einer Schule.

(*G. F. Schreiner.*)

JOVELLANA. Eine von Ruiz und Pavon aufgestellte Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der zweiten Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Antirrhineen der natürlichen Familie der Scrofularinen. Char. Der Kelch viertheilig, mit fast gleichen Fetzen; die Corolle zweilippig, mit offenstehenden Lippen: die Oberlippe kurz, kielförmig-gewölbt, die Unterlippe hohl, fast schuhförmig; die Staubfäden meist hervorstehend, mit parallel angewachsenen Antherenfächern; die Narbe schildknopfförmig; die Kapsel ei-kegelförmig, zweifurchig, zweifächerig, an der Spitze vierklappig, vielsamig. Calceolaria unterscheidet sich nur durch eine abgestutzt-rundliche Oberlippe, meist eingeschlossene Staubfäden mit abstehenden Antherenfächern, von denen das eine oft unfruchtbar ist und eine zugespitzte Narbe. Die vier bekannten Arten sind in Südamerika einheimisch und haben gesägte Blätter und gelbe oder violette Blumen. 1) J. scapiflora *R.* et *P.* (Flor. peruv. I. p. 13. t. 18. f. 6., Calceolaria plantaginea *Smith* icon. I. p. 8. t. 2., Baea plantaginea *Persoon* syn. I. p. 15.), ein stengelloses Sommergewächs (?) mit eiförmigen, starkbehaarten Wurzelblättern und einblumigem Blüthenschafte, wächst auf den peruanischen und chilesischen Gebirgen und an der Magelhaens-Straße. 2) J. punctata *R.* et *P.* (l. c. p. 12. t. 18. f. 1., Baea punctata *Pers.* l. c., Calceolaria punctata *Vahl* enum.) mit aufrechtem Stengel, gegenüberstehenden, eiförmig-ablangen, doppelt-gesägten, rothpunktirten Blättern und vielblumigen Afterdolden; dieses perennirende Kraut, welches in Chile einheimisch ist, gilt daselbst für ein kräftiges Mittel gegen die Lustseuche. 3) J. violacea *Cavanilles* (Icon. V. p. 31. t. 452., Baea violacea *Pers.* l. c., Calceolaria violacea *Vahl*), ein chilesischer Strauch mit eiförmigen Blättern und endständigen Doldentrauben. 4) J. triandra *Cavan.* (l. c. p. 32. t. 453., Baea triandra *Pers.* l. c., Calceolaria triandra *Vahl.*), ebenfalls ein chilesischer Strauch mit eingeschnitten-halbgefiederten Blättern, drüsig-haarigen Blüthenstielen und Kelchen und drei Staubfäden in jeder Blume. (*A. Sprengel.*)

JOVE LLANOS [1]) (Don Gaspar Melchior de), geboren am 5. Jan. 1744 zu Gijon in Asturien, stammte aus einer angesehenen Familie von altem Adel. Durch rastlose Sorge für das Gemeinwohl und strenge Rechtschaffenheit zeichnete sich sein Vater aus in der Stelle eines Regidor und Bannerherrn (Alferez Mayor). Seine Stellung war ehrenvoll, aber die damit verbundenen Ein-

1) Unrichtiger häufig Jovellanos geschrieben, weil der Name die Verschwägerung zweier alten asturischen Geschlechter (der Jovos und der Llanos) bezeichnet, die auch getrennt vorkommen.

künfte so mäßig, daß sie, verbunden mit dem Gewinne, den ihm der Besitz eines kleinen Eisenwerks abwarf, kaum hinreichten zur Bestreitung seines Haushalts. Was er durch Sparsamkeit irgend erübrigen konnte, verwandte er auf die Erziehung von neun Kindern, die ihm seine Gattin, eine durch Schönheit und Geistesvorzüge, wie durch Frömmigkeit und Milde ausgezeichnete Frau, gebar, die ihres Mannes Liebe zu den schönen Wissenschaften und sein Streben nach einer vielseitigen Bildung theilte.

Als einer der jüngsten Söhne war Jove Llanos zum geistlichen Stande bestimmt worden. Nachdem er die lateinische Schule seiner Vaterstadt besucht, studirte er, durch einige Stipendien unterstützt, auf den Universitäten zu Oviedo und Avila. Er muß seine Rechtsstudien mit großem Eifer betrieben haben, weil er in kurzer Zeit die Würde eines Licentiaten erlangte. Einen besondern Gönner fand er an dem Bischofe von Avila, dem er zwei neue Beneficien verdankte. Durch die Empfehlung jenes einflußreichen Geistlichen ward er zum Mitgliede des Collegiums von San Ildefonso zu Alcala de Henares erwählt. Neben seinen Rechtsstudien widmete er sich auch der Theologie. Er war kaum 21 Jahre alt, als er durch eine mit großem Beifall vertheidigte Abhandlung die Würde eines Baccalaureus erlangte, und bald nachher selbst als akademischer Docent auftrat. Mit gründlichen Kenntnissen vereinigte er in seinen Vorträgen einen ungemeinen Scharfblick, den er während seines Aufenthalts zu Oviedo geübt haben mochte durch die Subtilitäten der Scotisten. Nicht blos sein gelehrtes Wissen, auch sein gerader, offener Charakter und die Feinheit seines Betragens erwarben ihm die Achtung vieler ausgezeichneten Männer. Ein inniges Freundschaftsband kettete ihn an Don Juan Arias Saavedra, der ihm bis zu seinem Tode mit unveränderter Gesinnung treu blieb. Getäuscht in der Aussicht, zu Madrid, wohin er sich 1767 begab, ein erledigtes Kanonikat an der Kathedrale von Tuy zu erhalten, bewarb er sich, durch einflußreiche Freunde unterstützt, um eine andere Stelle. Das Schicksal schien ihn auf einen seinen Fähigkeiten und Neigungen entsprechenden Platz gestellt zu haben, als er an dem obersten Gerichtshofe zu Sevilla zum Assessor des Criminalgerichts (alcaldo de la sala del crimen) ernannt ward. Er war damals noch sehr jung, aber durch seine Kenntnisse vor vielen Andern geeignet, jene wichtige Stellung zu behaupten, die er der Empfehlung eines einflußreichen Gönners, des Grafen von Aranda, zu verdanken hatte. Die nöthigen Geldmittel, um in diesem neuen Verhältnisse anständig und sorgenfrei auftreten zu können, hatte ihm sein väterlich für ihn sorgender Freund Saavedra verschafft.

Es war im Frühjahre 1768, als er in Sevilla eintraf. Als ein junger blühender Mann, wie ihn einer seiner Freunde schildert, von mehr als mittler Größe, mit einem einnehmenden und würdigen Äußern, war er eine höchst interessante Erscheinung. Sein fast zu großer Ernst und die Reizbarkeit seines Gemüths entfernten ihn nicht von den Freuden des geselligen Lebens. Durch seinen, für Kunst und Wissenschaft, besonders für Poesie und Malerei, sehr empfänglichen Geist kam er in vielseitige Berührung mit mehren ausgezeichneten Männern. Nur bei einigen seiner Collegen erregte er Anstoß und galt für einen Sonderling, als er sich der herkömmlichen Sitte widersetzte, eine Perücke zu tragen, die seine richterliche Würde durchaus zu fodern schien. In ähnlicher Weise befremdete seine gar zu große Uneigennützigkeit und das Zartgefühl, womit er die herkömmlichen Sporteln und selbst die unverfänglichsten Geschenke verschmähte. Sogar seinen geistlichen Beneficien entsagte er, als eine Gehaltserhöhung ihm erlaubte, dies Opfer zu bringen. Mit jener Uneigennützigkeit harmonirte die Einfachheit seiner Lebensweise und die Reinheit seiner Sitten. Wen auch seine Eigenheiten gegen ihn einnahmen, der mußte sich wieder mit ihm versöhnen durch die Fülle seiner gründlichen Kenntnisse, und durch die Thätigkeit und Gewissenhaftigkeit in seinem Berufe. Sein vielseitig gebildeter und gewandter Geist und die Energie seines Charakters ließen ihn leicht alle Schwierigkeiten überwinden, die ihm die veralteten Formen einer sehr ungeregelten Rechtspflege entgegenstellten. Bald aber mußte ihm fühlbar werden, daß sein weiches Gemüth nicht geeignet war für das Criminalfach. Er ergriff jede sich ihm darbietende Gelegenheit, die Strenge der Gesetze, besonders in Hinsicht auf die peinliche Frage und Tortur, durch wohlgemeinte Vorschläge zu mildern. Längere Zeit beschäftigte seinen denkenden Geist eine Reform des Criminalwesens in seinen Hauptpunkten. Er hielt sie für nothwendig; doch zeigte sich ihm keine Aussicht, diese Lieblingsidee zu realisiren. Ein anderes wissenschaftliches Fach, seiner Denk- und Empfindungsweise mehr entsprechend, fesselte bald seine Aufmerksamkeit. Er hatte mehre einzelne Zweige der Staatsökonomie mit Eifer studirt, seine Kenntnisse in diesem Fache auf seinen Reisen erweitert und dadurch allmälig eine wissenschaftlich begründete Ansicht jenes Fachs gewonnen. Der Umgang mit Männern, deren Streben eine ähnliche Richtung verfolgte, war ihm dabei sehr förderlich gewesen. Mehre englische und französische Werke über Staatsökonomie zeigten ihm den großen und heilsamen Einfluß jener Wissenschaft auf die Gesetzgebung und das Gemeinwohl. In seinem Urtheil über Gegenstände dieser Art ließ er sich nicht durch fremde Ansichten leiten. Er bewahrte sich eine parteilose Selbständigkeit. Dies zeigt, außer dem von ihm entworfenen „Gutachten über Pfandhäuser," und einigen kleinen Abhandlungen über die wichtigsten Zweige des Handels und der Industrie, besonders sein schon damals entworfenes, doch erst später (1794) herausgegebenes Werk: **Informe sobre el expediente de la lei agraria**[2]), in welchem er den Zustand des spanischen Landbaues und die Mittel, ihn zu verbessern, mit Einsicht schilderte.

Einen seinen Fähigkeiten angemessenen Wirkungskreis fand er durch seine Beförderung zum Auditor bei dem Acuerdo, einer administrativen Verwaltungsbehörde. Von den eigentlich criminalistischen Geschäften, die seiner Rei-

2) Eine teutsche Übersetzung, mit Anmerkungen begleitet, von Heinrich v. Beguelin, erschien zu Berlin 1816.

gung so wenig entsprachen, sah er sich dadurch befreit. Mit Eifer unterzog er sich der ihm übertragenen Abfassung mannichfacher Gutachten über wichtige Gegenstände der Staatsökonomie. Zugleich fand er erwünschte Gelegenheit, nützliche Kenntnisse und wahre Religiosität unter den niedern Volksclassen zu verbreiten, als er einem gemeinnützigen Vereine beitrat, dessen Mitglieder sich Freunde des Vaterlandes (amigos del pais) nannten. Redlich suchte er der Unwissenheit und dem Aberglauben zu steuern und die rastlose Betriebsamkeit Einzelner bei fehlenden Mitteln durch Unterstützungen und Belohnungen zu fördern. An den Sitzungen des genannten Vereins in Sevilla und Madrid nahm er ununterbrochen Antheil und unterhielt eine ausgebreitete Correspondenz.

Bei diesen vielverzweigten Geschäften fand seine rastlose Thätigkeit noch Muße zu literarischen Arbeiten. Er wagte selbst einige poetische Versuche. Zum Dichter war er nicht geboren. Glücklicher, als in seinen lyrischen und satyrischen Gedichten, war er in dem Trauerspiele **El Pelayo**, das einen tapfern Gothen verherrlichen sollte, der Spaniens Unabhängigkeit gegen die Mauren vertheidigt hatte. Den Druck dieser Tragödie untersagte der spanische Klerus, und erst 1790 hatte sie in Madrid aufgeführt werden dürfen. Die Härte der spanischen Gesetze gegen den Zweikampf rügte er in dem Lustspiele: Der edle Verbrecher (El delincuente honrado). Es gehört zu der Gattung der rührenden Dramen, mit bestimmter moralischer Tendenz und im Geschmack der französischen Dichterschule, deren Einfluß auch in dem vorhin erwähnten Trauerspiele nicht zu verkennen ist. Er gefiel sich in diesen poetischen Beschäftigungen durch den Umgang mit Meléndez Valdes, Diego Gónzalez de Carvajal, Quintana und andern talentvollen Köpfen, die wirklicher Beruf zur Dichtkunst führte. In diesen Verhältnissen fühlte er sich so glücklich, daß er, nach seinem eigenen Geständniß in spätern Jahren, diese Zeit für die schönste seines Lebens hielt.

Seine Vermögensumstände erlaubten ihm nicht, den mit einer Kanzleipräsidentenstelle verbundenen Aufwand zu bestreiten, zu welcher er, den Statuten gemäß, leicht gelangen konnte. Er zog es daher vor, 1778 nach Madrid zu gehen, wo er zum Assessor des obersten Criminalgerichtshofes (sala de los alcaldes de casa y corte) befördert ward. Seine Thätigkeit in diesen neuen Verhältnissen blieb sich gleich, obschon der ihm angewiesene Wirkungskreis ein weit größerer war als in Sevilla. Mehre gelehrte und gemeinnützige Vereine ernannten ihn zu ihrem Mitgliede, so die patriotische Gesellschaft, die Akademie der Geschichte, die Akademie der schönen Künste und andere mehr. Die damit verbundenen Functionen waren seinen Fähigkeiten ebenso angemessen als seinem Charakter. Das geräuschvolle Leben der Hauptstadt wollte zwar seiner Neigung zur Zurückgezogenheit nicht ganz entsprechen; doch entschädigte ihn dafür der Umgang mit den bedeutendsten Männern Madrids. Auch sah er dort mehre seiner alten Freunde wieder, unter andern seinen treuen Arias Saavedra. Wichtig ward für ihn vorzüglich die Bekanntschaft mit Campomanes, dem damaligen Fiscal des hohen Raths von Castilien, mit dem gelehrten und geschmackvollen Kunstkenner Ponz, und mit dem geistreichen, in Projecten aller Art unerschöpflichen Cabarus. So hatten sich seine geselligen Verhältnisse bald auf eine sehr erfreuliche Weise gestaltet, die auch auf seine geistige Productivität günstig einwirkte. Seine Abhandlung sobre las diversiones públicas gilt noch immer als ein classisches Product der spanischen Literatur, und ebenso einzelne, in der Akademie der Geschichte und in der Gesellschaft der Vaterlandsfreunde vorgelesene Lobreden, unter Andern auf Karl III. und auf Don Ventura Rodiguez.

Unter so angenehmen Beschäftigungen war sein Leben nicht von Unannehmlichkeiten befreit. Die meisten entsprangen aus seinen eigentlichen Amtsgeschäften. Noch fühlbarer, als in Sevilla, mußte ihm zu Madrid, in der Nähe des Hofes, der nachtheilige Einfluß werden, den Protectionen und andere Rücksichten auf den Gang der ihm ohnedies verhaßten Criminaljustiz ausübten. Seinem offnen und geraden Charakter widersprach jede Parteilichkeit. Groß war daher seine Freude, als sich ihm Aussichten zeigten, in einen andern Wirkungskreis versetzt zu werden. Dies geschah 1780 durch seine Ernennung zum Mitgliede des Ordensrathes (Consejo de ordenes). Außer den mit dieser Stelle verbundenen Geschäften, welche die sehr ausgedehnten Besitzungen und mannichfachen Einkünfte der geistlichen Ritterorden überhaupt, besonders aber der von Calatrava und Santyago betrafen, ließ Jove Llanos sich besonders die Verbesserung des Unterrichts in den Ordenshäusern und die Sammlung und Ordnung der einzelnen Archive und Bibliotheken sehr angelegen sein. Er fand dadurch Gelegenheit zu mehren Reisen, besonders nach Castilien und Asturien, wo er die Bearbeitung der dortigen reichen Steinkohlenbergwerke, den Straßen- und Ackerbau, das Seewesen und andere Gegenstände, den öffentlichen Unterricht und Wissenschaft und Kunst nicht ausgeschlossen, mit seinem gewohnten Scharfblicke in Augenschein nahm. In der von Ponz herausgegebenen Viage de España findet man einige interessante Briefe von Jove Llanos, die er auf einer jener Reisen (1782) geschrieben. Diese Briefe geben ein schönes Zeugniß für seinen regen Eifer und Patriotismus, der überall das Gemeinwohl zu fördern und die Trägheit und Selbstliebe zu bekämpfen suchte. Daraus entsprang auch sein Auflehnen gegen veraltete Formen und Misbräuche aller Art. Es war ein Beweis des Vertrauens in seine auf jenen Reisen gesammelten Localkenntnisse, als die Gesellschaft der Vaterlandsfreunde, deren Mitglied Jove Llanos war, ihm ein Gutachten abverlangte über mehre Documente, welche den traurigen Zustand des Ackerbaues in Spanien, besonders in Castilien, mit den lebhaftesten Farben schilderten. Auf diese Veranlassung entstand sein bereits früher erwähntes, mit großer Unparteilichkeit geschriebenes Werk: Informe sobre la lei agraria. Erst im J. 1794, nach gewissenhafter Ausarbeitung und mehrmaliger Durchsicht dieser Schrift, glaubte er sie den Amigos del pais vorlegen zu können. Mit umfassender Sachkenntniß, richtiger Beurtheilung und logischer Consequenz vereinigte Jove Llanos in diesem Werke eine an-

ziehende Darstellungsgabe. Mit eindringender Beredsamkeit drang er auf die Abschaffung der Mesta, auf die Freigebung des innern Verkehrs, auf die Beschränkung des Zehnten, auf die Verminderung der geistlichen Stiftungen, besonders der Majorate u. s. w. Durch die Mittel, die er angab, dem immer tiefern Verfall der spanischen Landwirthschaft vorzubeugen, zog er sich den Haß aller derjenigen zu, deren wirkliches oder vorgebliches Interesse gefährdet schien durch eine Umgestaltung der bisherigen Verhältnisse. So unumwunden und rücksichtslos waren diese Wahrheiten, wenn auch hier und da schon geäußert, noch nie ausgesprochen worden. Selbst als atheistisch und revolutionair ward die Tendenz seiner Schrift von seinen zahlreichen Gegnern bezeichnet und er selbst ein Gegenstand ihres Hasses und mancher geheimen und öffentlichen Angriffe. Den Erfolg derselben begünstigte die Veränderung in dem Charakter der obersten Staatsverwaltung, seit Karl IV. (1788) den spanischen Thron bestiegen. Auf diesen schwachen, zur Frömmelei sich neigenden Fürsten gewann die Geistlichkeit einen entschiedenen Einfluß, und unwürdige Günstlinge bemächtigten sich seines Vertrauens, um dasselbe, mit Unterdrückung alles Guten und Gemeinnützigen, zu ihren selbstsüchtigen Zwecken zu benutzen.

Von den Folgen, die dieser unheilvolle Wechsel der Verhältnisse herbeiführte, blieb Jove Llanos nicht verschont. Seine Stellung war vielmehr so beschaffen, daß sie ihn vor vielen Andern unangenehm berühren mußten. Er vermehrte die Zahl seiner Gegner, als er öffentlich für seinen Freund, den Grafen Cabarus, seine Stimme erhob, um ihn gegen die Verfolgungen zu schützen, die ihn nach Karl's III. Tode trafen. Seine öffentlichen und heimlichen Feinde vereinigten sich gegen diesen Mann, und die Zahl derjenigen war nicht klein, deren Stolz oder Eitelkeit er unvorsichtig verletzt, oder deren Interessen er, besonders bei der Verwaltung der Bank von San Carlos, beeinträchtigt hatte. Nur Jove Llanos, wenn auch nicht von der Tadellosigkeit, doch von dem rechtlichen Charakter seines Freundes und seiner gewissenhaften Amtsführung überzeugt, trat als sein Vertheidiger auf, sowol in der Junta für Handel und Münzwesen, deren Mitglied er war, als auch sonst im gesellschaftlichen Leben. Dem Sturze seines Freundes vermochte er nicht vorzubeugen. Es geschah wol nicht ohne die geheime Absicht, den unerschrockenen Vertheidiger des Grafen aus Madrid zu entfernen, als Jove Llanos 1790 beauftragt ward, die Studienreform des Ordenshauses von Calatrava in Salamanca und den Betrieb der Kohlengruben in Asturien zu untersuchen. Zu jeder andern Zeit wäre ihm dieser Auftrag sehr willkommen gewesen. Aus Salamanca, wo er die Nachricht von der Verhaftung des Grafen Cabarus erhielt, wandte er sich schriftlich an den König, um Erlaubniß zur Rückkehr nach Madrid bittend. Vergebens waren indessen, als er in Madrid angelangt, seine Bemühungen, den unglücklichen Mann zu retten. Der Graf war nach dem Castel von Batres abgeführt worden, und Jove Llanos mußte, ohne ihn gesehen zu haben, auf wiederholte Weisungen wieder nach Salamanca zurückkehren. In dieser Entfernung von Madrid, die einer Art von Exil glich, schmerzte ihn nichts mehr, als daß er, da dieselbe ohne irgend eine Erklärung stattgefunden, sich weder vor seinen Obern, noch vor dem Publicum rechtfertigen konnte. Übrigens behagte ihm der Kreis der gemeinnützigen Thätigkeit, in welchem er sich bewegte, und ein längerer Aufenthalt in seiner Vaterstadt, im Herbst 1790, ungleich mehr als sein ehemaliges Leben in Madrid. Umgeben von seinen Jugendfreunden, in der Gesellschaft seiner Schwester und vieler seiner Mitbürger, die ihm unzweideutige Beweise ihrer Liebe und Achtung gaben, sehnte er sich nicht, wieder in die Hauptstadt zurückzukehren.

„Ich scheue mich davor," schrieb er einem Freunde, der ihn dazu aufgefodert hatte. „Ich werde dort nicht den kleinsten Theil des Glücks genießen, das ich hier empfinde. Ich leugne nicht, daß ich ein öffentliches Zeichen der Anerkennung von Seiten der Regierung zu erhalten wünsche, um dadurch die Art von Sanction zu erlangen, deren das Verdienst in den Augen einiger Thoren bedarf. Doch mag dies eine Eingebung der Eitelkeit sein, und ich hoffe, die Nachwelt wird mich nicht nach meinen Titeln, sondern nach meinen Werken beurtheilen. Mein Betragen war rein, rechtlich und makellos, und ich hoffe, es soll als solches anerkannt werden. Wenn dem so ist, so muß diese Anerkennung mich für jede Misgunst des Glückes entschädigen; wo nicht, so muß ich mich mit dem Zeugniß meines Gewissens begnügen, das mir nur solche Schwächen vorwirft, die unzertrennlich sind von der menschlichen Natur. Ich denke ein kleines Werk über öffentlichen Unterricht zu schreiben, und habe schon viele Bemerkungen und Notizen gesammelt. Wenn ich nach Madrid zurückkehrte, so müßte ich das aufgeben. Dort werde ich weder Lust noch Muße haben u. s. w. — Alles wohlbetrachtet, muß ich nicht schließen, daß ich hier dem Vaterlande mehr Nutzen schaffe, als dort? Und da dem so ist, muß es nicht meine erste Pflicht sein, meinen Aufenthalt hier soviel wie möglich zu verlängern? Das werde ich denn auch thun, ohne irgend Jemanden zu belästigen. — Gunst, Einfluß, Freundschaft, Ansehen, in sofern ich sie besitze oder verlangen kann, Alles will ich zum Besten der neuen Anstalt (des instituto asturiano) verwenden, das mir anvertraut worden ist, zum Besten der Provinz, in der ich geboren bin, und wo ich zu sterben gedenke, und zum Trost der Unglücklichen und der Gutgesinnten."

Seine ungemeine Beharrlichkeit, der rege Eifer für die Beförderung des Gemeinwohls mußte ihm die Besorgung der von der Regierung erhaltenen Aufträge erleichtern, da er von derselben wenig oder gar nicht unterstützt ward. Er sollte vorzüglich für die Erleichterung des innern Verkehrs sorgen durch Anlegung neuer Straßen, daneben auch für die vortheilhaftere Benutzung der Kohlenlager. Ein bleibendes Denkmal seiner rastlosen Thätigkeit und Umsicht ist die Hauptstraße, die von Oviedo nach Gijon führt. Den Steinkohlenbau in Asturien betrieb er mit besonderer Vorliebe. Ein von ihm der Regierung eingereichtes Gutachten enthielt manche zweckmäßige Vorschläge zur Erleichterung der Kohlenausfuhr und zur Aufhebung aller bisherigen Beschränkungen. Auch

die Anlegung von Fahrstraßen, die Errichtung einer Kohlen- und Küstenfahrtmarine, die Verminderung der Hafenzölle und anderer Abgaben, die Stiftung einer Unterrichtsanstalt für Nautik in Gijon brachte er in dem erwähnten Gutachten zur Sprache. Diese Plane, deren Ausführung bei dem großen Reichthume von Steinkohlen in Asturien und Galicien von großer Wichtigkeit gewesen sein würde, ergriff Jove Llanos mit patriotischer Begeisterung und scheute keine körperliche und geistige Anstrengung, um sein vorgestecktes Ziel zu erreichen. Er mußte sich indessen mit dem Bewußtsein begnügen, das Gute gewollt zu haben, denn nur wenige seiner Vorschläge, obgleich scheinbar mit Dank und Interesse aufgenommen, wurden eigentlich berücksichtigt. Die ihm ertheilten Aufträge machten oft Reisen durch Asturien und die benachbarten Provinzen unerläßlich, und wenn Jove Llanos heimkehrte, hatten sich seine Amtsgeschäfte so gehäuft, daß sie seine ganze Zeit und seine ganzen Kräfte in Anspruch nahmen. Um so größere Bewunderung verdient seine rastlose Thätigkeit, die sich noch vielfachen, aus eigenem Antriebe unternommenen Arbeiten unterzog.

Die Errichtung einer höhern Bildungsanstalt, in welcher vorzüglich Mathematik und Physik gelehrt werden sollten, war ein Lieblingsplan gewesen, mit dem er sich schon seit 1782 beschäftigt hatte. In seiner Vaterstadt Gijon sollte dies Institut (real instituto asturiano) ins Leben treten. Der entworfene Plan war 1791 vom König genehmigt, auch waren einige Geldmittel zur Ausführung desselben bewilligt worden. Für jene Anstalt sorgte Jove Llanos, unter mancherlei Schicksalswechseln, redlich bis an seinen Tod, und brachte für sie manches Opfer. Die fehlende Unterstützung ergänzte er theils aus eigenen Mitteln, soviel ihm dies seine beschränkten Vermögensumstände erlaubten, theils durch milde Beiträge, zu denen er die Bewohner Asturiens auffoderte. Die Theilnahme ward allgemein seit dem Jahre 1795, in welchem Jove Llanos das neue Institut durch einen feierlichen Schulact eröffnete. Für dies Institut, das 1797 ein größeres, den wachsenden Bedürfnissen angemessenes, Gebäude erhalten hatte, blieb er unermüdet thätig durch die unmittelbare Aufsicht über den Unterricht der Schüler, über ihre Fortschritte und ihr Betragen, auch durch Reden, die er beim Beginn und zu Ende der Lehrcurse und bei andern feierlichen Gelegenheiten hielt. Einen ähnlichen Eifer, der fast seine Kräfte und Mittel überstieg, widmete er dem öffentlichen Unterricht überhaupt. Durch seine Betriebsamkeit entstand in Gijon eine Freischule und bald nachher, mit Hilfe seiner Schwester, eine ähnliche Bildungsanstalt für die weibliche Jugend. Was irgend das geistige oder physische Wohl seiner Vaterstadt fördern konnte, blieb fortwährend ein Gegenstand seiner Aufmerksamkeit. So sorgte er unter Anderm für die Erbauung einer Kirche, für eine bessere Verwaltung der Hospitäler und des Armenwesens, für die Erbauung einer Kaserne, um seinen Mitbürgern die Last der häufigen Einquartirung zu erleichtern, für die Errichtung eines Consulats und einer Handelsschule, für die Verbesserung des Polizeiwesens, für mehre zum Theil kostbare Bauten und Anlagen zur Verschönerung seiner Vaterstadt. Nur sein fester Wille, seine eiserne Beharrlichkeit und glühende Begeisterung für alles Gemeinnützige konnte soviel und so Großes, bei beschränkten Mitteln, vollbringen. Förderlich war ihm bei diesen mannichfachen Bestrebungen seine auf mehren Reisen erlangte gründliche Localkenntniß des Landes, der Bedürfnisse und Sitten seiner Bewohner, der Geschichte und Alterthumskunde. Interessante Belege dafür finden sich in seinen Tagebüchern, in seinen Briefen an seinen Freund Ponz, zum Theil in dessen Viage de España benutzt, und in seiner Correspondenz mit andern Freunden und mit den Gesellschaften, die ihn zu ihrem Mitgliede ernannt hatten. Außer mehren Abhandlungen über Volkserziehung und Unterricht fallen in jene Zeit auch die Vorarbeiten zu einem geographischen und zu einem Wörterbuche des asturischen Dialekts.

Von Seiten des Hofes war ihm für die unbestrittenen Verdienste, die er sich um sein Vaterland erwarb, keine andere Anerkennung geworden, als eine Titularstelle im hohen Rathe von Castilien. Höchst unerwartet kam ihm 1797 die Ernennung zum Justizminister (gracia y justicia). Mit seinen Wünschen stimmte diese Auszeichnung so wenig überein, daß er vielmehr, bei den damaligen Zeitverhältnissen und der Menge seiner Gegner, einen baldigen tiefen Sturz von jener gefährlichen Höhe voraussah. Nicht einmal die Möglichkeit, irgend etwas Gutes fördern zu können, tröstete ihn, als er in diesen neuen Wirkungskreis im December 1797 eintrat. Seine Ahnung hatte ihn nicht getäuscht. Einen entschiedenen Gegner seiner gemeinnützigen Plane und Vorschläge fand Jove Llanos an Godoy, der durch die Gunst des Königs als erster Minister an die Spitze der Verwaltung getreten war. Dieser vielgeltende Mann hatte nicht das Wohl des Staats, sondern nur die Befriedigung seines Eigennutzes und seiner persönlichen Neigungen im Auge. Er mußte daher mit Jove Llanos bald zerfallen, als dieser bei Besetzung wichtiger Stellen und bei andern Maßregeln sich seinen Ansichten nicht fügen wollte. Innig hatte sich Jove Llanos an seinen Freund Saavedra angeschlossen, und ihren vereinten Bemühungen war es gelungen, daß der König sich veranlaßt fand, seinen Günstling von dem Vorsitze im Ministerium zu entfernen. Aber der Einfluß jenes gefährlichen Mannes dauerte dessenungeachtet fort, und wirklich wußte er es dahin zu bringen, daß Jove Llanos und Saavedra im August 1798 ihre bisherigen Stellen einbüßten. Jener ward nach Sevilla, dieser nach Asturien verbannt. Der König entließ Jove Llanos bei der Abschiedsaudienz mit den für den damaligen Zustand des Reichs charakteristischen Worten: er könne ihn nicht schützen, weil er (Jove Llanos) zu viele Feinde habe.

Um seine sehr zerrüttete Gesundheit zu stärken, besuchte er die Bäder zu Trillo. Von da begab er sich in seine Vaterstadt Gijon. Aber auch dort hatte er keine Ruhe vor den Nachstellungen seiner Feinde, die selbst in seine gemeinnützige Thätigkeit und in seine Sorge für das früher erwähnte instituto asturiano störend einzugreifen suchten. Er fühlte sich tief dadurch gekränkt, aber seine

Beharrlichkeit und Thätigkeit verminderte sich nicht. Am 13. Mai 1801 aber traf ihn gänzlich unvorbereitet ein hartes Schicksal. Seine Gesundheit war noch nicht völlig wiederhergestellt, als er am Morgen des genannten Tages, ohne weitere Erklärung oder Berufung auf einen Rechtsspruch, in seinem Hause verhaftet und als Staatsverbrecher nach Barcelona und von da nach Palma auf der Insel Majorca gebracht ward. Vielleicht war es nur die Gutmüthigkeit des Königs gewesen, die es verhindert hatte, daß dieser von seinen Feinden über ihn verhängte Schlag ihn nicht schon früher, gleich nach seiner Entlassung aus dem Ministerium, getroffen. Als Vorwand diente eine damals erschienene spanische Übersetzung von Rousseau's Contrat social, die, so unwahrscheinlich dies auch ist, aus seiner Feder geflossen sein sollte.

Die Carthause von Valdemuza ward ihm als Staatsgefängniß angewiesen durch den Generalcapitain von Majorca, einen Günstling Godoy's. Aber die dortigen Mönche, statt einen Feind der Kirche und Ketzer in ihm zu erblicken, nahmen ihn, frei von den Vorurtheilen ihres Standes, mit zuvorkommender Freundlichkeit auf, und sorgten für seine Pflege und Bequemlichkeit, soweit es ihre beschränkten Mittel irgend erlaubten. Er gewann bald Aller Herzen durch die geduldige Ergebung in sein Schicksal. Mit Hinsicht auf seinen noch immer leidenden Gesundheitszustand bewirkten die gutmüthigen Mönche ihm sogar eine Dispensation von den nach der Ordensregel vorgeschriebenen Fischspeisen während der Fastenzeit. Er weigerte sich jedoch standhaft, von jener Dispensation Gebrauch zu machen. Kaum war er völlig genesen, als seine schlummernde Thätigkeit wieder erwachte. Seine Wißbegierde ward gefesselt durch mehre ältere Werke, die er in der Klosterbibliothek fand. Durch seinen Rath und gesammelte Geldbeiträge unterstützte er einen neuen Kirchenbau, und ließ auf seine Kosten in der Nähe des Klosters einen Spaziergang anlegen. Die Bäume pflanzte und pflegte er selbst. Oft durchstrich er, von einem Mönche begleitet, die Umgegend und erweiterte auf diesen Wanderungen seine botanischen Kenntnisse.

Aus diesem freundlichen Asyl richtete Jove Llanos eine schriftliche Vorstellung an den König, und drang darin auf eine gerichtliche Untersuchung des unerhörten Verfahrens, das ihn getroffen. Statt einer Antwort auf jenen Bericht erhielt er die traurige Nachricht, daß mehre seiner Freunde gleichfalls verhaftet worden waren. Noch härtere Schicksalsschläge waren ihm aufbewahrt. Im Mai 1802 ward er unter militairischer Bedeckung aus Valdemuza nach dem Castel von Belver abgeführt. Die glühende Hitze in seinem den Sonnenstrahlen ausgesetzten Kerker erschöpfte seine Gesundheit in solchem Grade, daß er sich dem Tode nahe glaubte. Er erholte sich erst wieder, als ihm der Gebrauch der Seebäder gestattet ward. Unter den Büchern, die er sich aus der Stadtbibliothek von Palma zu verschaffen gesucht hatte, fesselten ihn vorzüglich zwei Manuscripte, das eine von Raymund Lullus, das andere von dem berühmten spanischen Architekten Juan de Herrera. Jove Llanos nahm von beiden Manuscripten eine Abschrift, die er zu einer künftigen Herausgabe mit Noten versah. Auch sammelte er reichhaltige Materialien zu zwei Werken, die er noch während seiner Gefangenschaft ausarbeitete. In dem einen dieser Werke lieferte er eine Beschreibung des Schlosses Belver und der umliegenden Gegend. Das zweite war eine Abhandlung über die gothische Baukunst, besonders in Beziehung auf das alte Kaufhaus (Lonja) von Palma.

Fast noch kränkender, als seine Verhaftung und Gefangenschaft war ihm die Art und Weise, wie er im April 1808 seine Freiheit wieder erhielt. Der Hofbefehl, durch den dies geschah, enthielt weder eine Ursache jenes widerrechtlichen Verfahrens, noch eine Erklärung seiner Unschuld. Er vergaß indessen bald jene Kränkung und seine eigenen Angelegenheiten unter den gewaltigen Zeitereignissen, die seine Befreiung herbeigeführt hatten. Von dem Rande des Verderbens, worein Godoy, der unwürdige Günstling Karl's IV., Spanien gestürzt durch den Vertrag von San Ildephonso, hatten dies Reich weder sein Sturz, noch die Thronbesteigung Ferdinand's VII. retten können. Die Verhandlungen von Bayonne bahnten der neuen Dynastie den Weg, die Napoleon zu Gunsten seines Bruders Joseph auf den spanischen Thron erhoben, und jeder Widerstand schien vergeblich gegen die unbesiegten französischen Heere, die sich über die ganze Halbinsel verbreitet und sich fast aller festen Plätze bemächtigt hatten. Dennoch erhob sich in hochherziger Begeisterung das spanische Volk. In allen Städten, die nicht als Festungen von zahlreichen französischen Besatzungen im Zaum gehalten wurden, waren die neuen Behörden entweder verjagt oder gezwungen worden, Ferdinand VII. den Eid der Treue zu erneuen und dem französischen Usurpator abzuschwören. Die Niederlage von Baylen hatte endlich Madrid wieder vom Feinde befreit.

Von diesen sich drängenden Zeitereignissen erhielt Jove Llanos Kunde in dem Hause seines alten Freundes Saavedra zu Jadraque, in der Nähe von Siguenza, wo er sich aufhielt, um seine sehr zerrüttete Gesundheit zu stärken. Bald nach seiner dortigen Ankunft war aus Bayonne ein Befehl Napoleon's an ihn ergangen, der ihn auffoderte, den Aufstand in Aragonien zu beschwichtigen. Gleichzeitig riefen ihn dringende Mahnungen seiner Freunde, besonders des Grafen Cabarus, nach Madrid, mit der Aussicht, dort unter König Joseph in das Ministerium des Innern einzutreten. Der Antrag war lockend, denn er schien ihm die Erfüllung so mancher patriotischen Wünsche zu verbürgen, für die er unter der alten Dynastie vergebens Zeit, Kraft und Mühe geopfert. Seinem natürlichen Gefühle widerstrebte jedoch der Gedanke, die Treue gegen den angestammten Fürsten zu verleugnen und den fremden Gewalthabern zu huldigen. Er antwortete entschieden ablehnend, doch in dankbaren und ehrerbietigen Ausdrücken. Keine Rücksicht aber konnte ihn abhalten, dem Rufe des Vaterlandes zu folgen, als er nebst dem Marquis von Campo Sagrado zum Mitgliede der Junta central gewählt ward, die im Namen des gefangenen Ferdinand VII. das Regiment führen sollte. Jove Llanos eilte sogleich nach Aranjuez, wo die Junta ihre Sitzungen im September 1808 eröffnete.

Dem neuen Lebenskreise, in den er getreten, widmete sich nun Jove Llanos ganz. Bei dem reinen Patriotismus, der ihn beseelte, würde er viel Gutes gewirkt haben, wenn er mehr Übereinstimmung der Gesinnung und Energie unter seinen Freunden gefunden hätte. Aber ihm selbst fehlte es, bei dem redlichsten Willen, an Kraft, die leidenschaftlich aufgeregten Gemüther zu beherrschen und zu versöhnen. Treffend hat ein neuerer Schriftsteller[3]) ihn charakterisirt, wenn er von ihm sagt: „Die Art von Energie, die er im höchsten Grade besaß, war die des guten Gewissens, des ruhigen, überlegenen Verstandes, der sicheren Sachkenntniß, der wohlwollendsten Gesinnung. Aber grade diese Art von Energie war es allein, welche in den collegialischen Verhältnissen einer solchen Behörde, in Berührung mit starren, hartnäckigen, schwerfälligen oder leidenschaftlichen und schlau absichtlichen Menschen, zwar wenig, aber doch einiges Übel verhindern, zwar wenig, aber doch einiges Gute wirken konnte.“ Schon die Möglichkeit einer solchen Wirksamkeit war für seinen Patriotismus ein hinreichender Grund, sich nicht zu scheuen vor dem Eintritte in Verhältnisse, die ihn für Maßregeln mit verantwortlich machten, denen oft seine eigene Ansicht gradezu widersprach. Unstreitig war dies das höchste, schmerzlichste Opfer, das er seinem Vaterlande bringen konnte. Über den herrschenden Geist in der Behörde, der er beigetreten, täuschte er sich so wenig, daß er vielmehr eifrig strebte, sie durch eine würdigere zu ersetzen. Die Zusammenberufung der Cortes war das Ziel aller seiner Anstrengungen. Mit wie heißer Sehnsucht er derselben entgegenblickte, zeigt die nachfolgende Stelle in der Einleitung zu seiner Memoria a mis compatriotas.

„Bei dem Gedanken, daß die spanische Nation endlich in Cortes zusammentreten wird, schlägt mein Herz hoch in meiner Brust vor Freude, daß ich den Augenblick sich nähern sehe, den ich so heiß ersehnt habe. Nachdem ich der Erste gewesen, der in der obersten Regierungsjunta die Nothwendigkeit gezeigt, der Nation allgemeine Cortes zu versprechen; nachdem ich auf alle Weise die Gerechtigkeit und den Nutzen dieser Maßregel dargethan; nachdem ich mit dem reinsten Eifer an den Verordnungen gearbeitet habe, durch welche ihre Zusammenberufung beschlossen und bestimmt worden; nachdem ich während acht Monaten mit allen Kräften meines Geistes an der Art ihrer Organisation und an den Vorbereitungen zu ihren Verhandlungen gearbeitet habe: — was blieb mir noch zu wünschen übrig, als den Anfang dieses großen Werkes zu sehen? Es war wahrlich nicht Eigennutz, der mir diesen Wunsch eingab. Kein Ehrgeiz, keine Aussicht auf persönlichen Vortheil erregte ihn in mir. Es war allein die glühende Liebe zu meinem Vaterlande, die mich beseelte, und die Hoffnung der großen Wohlthaten, die ich demselben durch diese Maßregel zu sichern hoffte. Ich glaubte, nur eine so erhabene, so rechtmäßige Versammlung könne die großartigen Gefühle einflößen, die ungeheuern Opfer verlangen, die heroischen und einmüthigen Anstrengungen hervorbringen, welche die Gefahren des Vaterlandes foderten. Ich glaubte, daß sie allein es retten, daß sie allein, nachdem sie es gerettet, unsere durch den Despotismus und die Zeit zerstörte Verfassung wiederherstellen und verbessern, daß sie allein unsere verworrene Gesetzgebung vereinfachen und vervollkommnen könnten, um durch sie die politische und bürgerliche Freiheit des Volkes zu sichern; die Quellen der Volksbildung öffnen und leiten durch Verbesserung des öffentlichen Unterrichts, die Quellen des Volksreichthums durch Beschützung der Gewerbe und des Ackerbaues; so viele Unordnungen verbannen, so vielen Misbräuchen abhelfen, so viele Ungerechtigkeiten wieder gutmachen, so viele Thränen trocknen, welche die Willkür der frühern und der Despotismus der letzten Regierung verursacht hatte. Alles dies erwartete ich nur von den Cortes. Ich glaubte endlich, wenn in dem unerforschlichen Willen der Vorsehung das alte Festland Spaniens verurtheilt sei, die Beute des Tyrannen Europa's zu werden, daß die Cortes allein, unüberwindlich fest in ihren Vorsätzen, das Vaterland nach einer neuen Welt hinüber retten, nur die Saat des Hasses und der Treue in den Herzen ihrer unterdrückten Söhne zurücklassend, damit sie in glücklichere Zeiten emporkeime, mit der Verfassung und den Gesetzen, die sie zu ihrem Glücke gegeben, nach jenen fremden Ländern hinüberziehen könnten, um in ihrer Mitte den Schwur unerschütterlicher Treue und Liebe gegen den unglücklichen Ferdinand und ewigen Hasses gegen Bonaparte und seine fluchwürdige Dynastie zu erneuen.“

Mit der Ansicht derjenigen, die einer dem veränderten Zustande der Nation angemesseneren Volksrepräsentation den Vorzug gaben vor der Zusammenberufung der Cortes, konnte Jove Llanos sich nicht vereinigen. Doch war er der Meinung, daß die letztere ohne Beeinträchtigung der bestehenden Formen und Rechte geschehen möchte. Diese Ansicht floß aus der Billigkeit seines Charakters. Die Erfahrungen, die er in der Junta central gemacht, hatten ihn aber auch gelehrt, daß eine außerordentliche Nationalrepräsentation allein den Anfoderungen der Zeit und dem Vertrauen des Volkes entsprechend sein könne. Daher betrieb er auch später die Berufung der Cortes extraordinarios mit dem größten Eifer, weil sich nur von diesen die Rettung der Monarchie erwarten ließ, schwerlich aber von den Cortes por estamentos, worin der hohe Adel, die hohe Geistlichkeit und einige privilegirte Bürger einiger privilegirten Städte allein Sitz und Stimme hatten. In der Junta central hatte Jove Llanos übrigens großen Widerstand gefunden, als er die Zusammenberufung der Cortes in Anregung brachte, die aus leicht begreiflichen Gründen von mehren Mitgliedern schon deshalb gemisbilligt ward, weil ihrer Macht dadurch ein Ende drohte. Er erhielt leere Vertröstungen auf seinen Vorschlag: der Nation die Zusammenberufung der Cortes spätestens auf den November 1810 zu versprechen. Alles, was er erlangen konnte, war das Versprechen, dem Volke die bisherigen Staatslasten zu erleichtern, und die Gerechtigkeit und Unparteilichkeit bei Besetzung öffentlicher Ämter strenger als bisher zu handhaben. Mit dem letztern

3) V. A. Huber, in den Zeitgenossen. Dritte Reihe. 3. Bd. 4. Heft. S. 52.

Versprechen war es indessen so wenig ernstlich gemeint, daß vielmehr der heilloseste Nepotismus sich fortwährend geltend machte.

Die Gesinnung des bessern Theils der Junta central geht aus der Art und Weise hervor, wie Jove Llanos und seine Freunde, Saavedra und Venegas, im April 1809 sich gegen die Vorwürfe rechtfertigten, daß ihr Patriotismus sich thöricht für eine Staatsverwaltung und für Menschen aufopfere, die an dem Elend der Nation, dem Untergange der Monarchie schuld seien. „Wir kämpfen," äußerten sie, „keineswegs für die Inquisition und für veraltete, dem Gemeinwohl verderbliche Privilegien, sondern für den rechtmäßigen König, die Religion, die Unabhängigkeit des Volkes und eine seinen Bedürfnissen und Rechten angemessene Verfassung." Ihren unablässigen Bemühungen gelang es, das Decret vom 22. Mai 1809 zu erwirken, worin wieder die Zusammenberufung der Cortes auf das nächste Jahr verheißen ward. Als ihre Hauptaufgabe war das Festhalten an den Grundgesetzen des Reichs und die Verbesserung der Justiz- und Staatsverwaltung bezeichnet worden. Statt der von dem Volke erwarteten Verordnung über die Zusammenberufung der Cortes erschien indessen im Juni 1809 ein Rescript, welches die Wiederherstellung und Ergänzung des hohen Raths von Castilien verlangte, ungeachtet diese Behörde durch ihr ungerechtes Verfahren längst die Achtung des Volkes verscherzt hatte.

In der furchtbaren Krisis, welche nach der Niederlage von Ocaña, der Invasion von Andalusien und den Factionen in Sevilla eingetreten war, entwickelte Jove Llanos eine bewundernswerthe Thätigkeit und Besonnenheit, indem er bis zum letzten Augenblicke nichts unversucht ließ, die Flucht der Regierung aus Sevilla nach der Isla de Leon zu verhindern. Von seinem Freunde Camposagrado begleitet, eilte er dorthin und vereinigte die zerstreuten Mitglieder der Junta. Nachdem sie eine Verordnung zur Zusammenberufung der Cortes extraordinarios auf den 1. März 1810 erlassen hatten, ward von ihnen eine Regentschaft ernannt, deren Mitglieder [4]) hauptsächlich die katholische Religion und die Rechte Ferdinand's VII. vertreten sollten. Der gänzlichen Auflösung aller Staatselemente in eine demagogische Anarchie schien vorgebeugt durch diese neue Behörde, die um so mehr das Vertrauen der Nation gewann, da sich von ihr die baldige Zusammenberufung der Cortes erwarten ließ. Die Regentschaft selbst mußte dies wünschen, um die große Verantwortlichkeit, die auf ihr lastete, mit einer solchen Versammlung zu theilen. Mit den Worten eines geistreichen Schriftstellers [5]) läßt sich wohl behaupten, daß „in jener Krise, der furchtbarsten, welche sich in der Geschichte des spanischen Volkskampfes ereignete, es zwei Männer waren, denen Spanien und mit Spanien Europa seine Rettung verdankte, Jove Llanos und Albuquerque. Jener, indem er durch die Regentschaft die Zusammenberufung der Cortes sicherte und der Anarchie vorbeugte; dieser, indem er durch sein rasches Vordringen und die Besetzung der Brücke von Zuazo, die Isla de Leon und Cadiz, diese letzten Bollwerke der Unabhängigkeit des europäischen Festlandes, diese Wiege der Regeneration Spaniens, gegen die siegreiche Übermacht des Feindes sicherte."

Mitten unter Factionen und Parteien aller Art hatte die Autorität der Regentschaft sich noch nicht so fest begründen können, um Jove Llanos gegen die Verleumdungen und Verfolgungen seiner Feinde zu schützen. Durch seinen lebhaften Widerstand gegen das Böse und die Bösen hatte er sich den Haß Vieler zugezogen, die soweit gingen, alles Unbillige und Verkehrte, was gegen seine Ansicht und Bemühungen in der Junta geschehen, mit gänzlicher Verkennung seines Charakters ihm beizumessen. Selbst seine Uneigennützigkeit, von der er so manche unzweideutige Beweise gegeben, wählten sie zur Zielscheibe ihrer schändlichen Angriffe. Eben im Begriffe, mit einigen Freunden auf einer im Hafen liegenden Fregatte sich nach Asturien einzuschiffen, erfuhr Jove Llanos das in Cadiz vielverbreitete Gerücht, daß er, wie mehre Mitglieder der Junta, durch seine treulose Verwaltung der ihm anvertrauten Gelder, sich durch beträchtliche Summen bereichert habe. Er drang darauf, die Urheber jener Verleumdung zur Strafe zu ziehen. Da aber diese gerechte Foderung von der Junta zu Cadiz zurückgewiesen ward, konnten nur die dringendsten Vorstellungen seiner Freunde ihn abhalten, in Cadiz zu landen, wo seinem Leben von dem aufgeregten Pöbel leicht Gefahr drohen konnte. Indessen verließ er doch die Fregatte und begab sich an Bord eines Handelsschiffes, welches nach einer sehr stürmischen Fahrt die Rhede von Muros de Noya in Galicien erreichte. Erschüttert durch die Nachricht, daß die französischen Truppen wieder in Galicien und Asturien eingedrungen und Gijon und Oviedo besetzt hätten, traf ihn noch das Schicksal, daß auf einen Befehl der Junta von San Jago seine Papiere in Beschlag genommen wurden. Doch ward jener Befehl, auf eine von Jove Llanos eingereichte Vorstellung an die Junta, wieder zurückgenommen. Während eines längern Aufenthalts in Muros fand er die nöthige Ruhe und Erholung wieder. Den tiefen Eindruck, den die Ereignisse der zwei letzten Jahre, verbunden mit frühern trüben Erfahrungen, auf sein zartfühlendes Gemüth hervorgebracht, schildern seine eigenen Worte. Mit gewohnter Mäßigung äußert er darüber: „Der Zeitraum von 16 Monaten, in welchen ich an diesen Geschäften Theil nahm, war in der That kurz in Rücksicht der Zeit, aber sehr lang in Hinsicht auf die vielen Arbeiten, voll Mühseligkeiten durch Widerstand und Gefahren aller Art, schmerzlich durch das beständige bittere Gefühl, daß weder die reinsten Absichten, noch die unermüdlichste Thätigkeit, noch der unerschütterlichste Eifer hinreichten, um das Vaterland von den Leiden und dem Unglücke zu befreien, die es zu der Zeit bedrängten." Eine damals während seines Aufenthaltes zu Muros von ihm verfaßte

4) Der Bischof von Orense, San Francesco Saavedra, der General Castaños, Escaño und Lardizabel. 5) V. A. Huber a. a. O. S. 61.

Denkschrift an seine Mitbürger[6]) enthält eine Rechtfertigung seiner selbst und seiner Freunde gegen die Verleumdungen seiner Gegner und die einseitigen Urtheile des Augenblicks. In der Ahnung seines nahen Todes schrieb er dies Werk, das sich durch Klarheit und Würde der Darstellung und Classicität der Sprache auszeichnet. Diese Schrift allein würde schon hinreichen, ihm als Autor und Staatsmann einen hohen Rang anzuweisen.

In die Zeit seines Aufenthaltes zu Muros fällt der Tod seines treuen Freundes Saavedra, den er tief betrauerte. Im Frühjahre 1811 begab er sich in seine Vaterstadt Gijon. Aus der Kirche, wohin ihn sein religiöses Gemüth geführt, um Gott für seine Rettung zu danken, begleiteten ihn zahlreiche Bewohner seiner Vaterstadt, die seine Ankunft wie ein Freudenfest feierten, unter lautem Jubelruf, dem Geläute der Glocken und dem Donner des Geschützes, in seine Wohnung. Diese offen geäußerten Gefühle der Dankbarkeit mußten ihm Ersatz sein für den Kummer, der ihn bei dem Anblicke des einst von ihm geschaffenen Instituto asturiano ergriff. Mit frischer Thätigkeit und Aufopferung seiner letzten Kräfte beschäftigte ihn die Wiederherstellung jener Bildungsanstalt, die den französischen Truppen als Caserne gedient hatte. Das Vordringen derselben im Herbst 1811 zerstörte wieder die Hoffnungen, denen Jove Llanos sich überließ. Wie die meisten Bewohner Gijons suchte auch er mit seinem Freunde Pedro de Valdes Llanos sich durch die Flucht zu retten. Auf einer stürmischen Fahrt erreichte er am 14. Nov. 1811 die kleine Bai von Vega. In dem Hause des Don Antonio Trelles Osorio fand er eine liebevolle Aufnahme. Aber seine Kräfte waren völlig erschöpft. Er starb am 27. Nov. 1811, nachdem er seinen Freund Valdes Llanos, der ihm im Tode vorangegangen, noch aufs Treulichste gepflegt hatte. Sein feierliches Begräbniß, durch die Junta von Asturien angeordnet, die ihren Sitz in Castropol genommen hatte, schien zu beweisen, daß sein Werth auch durch die öffentliche Meinung anerkannt worden. Auch in der Versammlung der Cortes, die am 24. Dec. 1812 endlich ihre Sitzungen eröffnet hatten, ward das Andenken an den Mann, der sich um sein Vaterland so verdient gemacht, auf würdige Weise gefeiert.

Eine Auswahl seiner Schriften, von denen ein großer Theil, in der Form von Gutachten abgefaßt, noch gar nicht gedruckt worden, wäre ein für die spanische Literatur höchst verdienstliches Unternehmen. Bei dieser Gelegenheit mag bemerkt werden, daß eine kleine Schrift gegen die Stiergefechte (pan y toros), als deren Verfasser er gewöhnlich gilt, nicht von ihm herrühren soll. Diese Angabe gründet sich auf das Zeugniß des ehemaligen Cortesdeputirten und nachherigen Buchhändlers in Paris Don Vicente Salva[7]). (*Heinrich Döring.*)

6) Memoria á mis compatriotas, en que se rebaten las calumnias etc. (Corunna 1811.) 7) Vgl. außer der von Jove Llanos selbst verfaßten Memoria á mis compatriotas etc. (Corunna 1811.) die Memorias para la vida del Señor Don Gaspar Melchor de Jove Llanos, von D. J. C. Bermudez (Madrid 1814), im Auszuge in den Briefen aus Spanien von Leucadio Doblado, aus dem Englischen übersetzt von Esther Domeier, geb. Gad. (Hamburg 1824.) S. 420 fg. Zeitgenossen. Dritte Reihe. 3. Bd. 4. Heft. S. 3 fg.

JOVET, geb. 1779 zu Autun und ebendaselbst im October 1842 gestorben als Bibliothekar, welche Stelle er seit 1825 bekleidete, wird als ausgezeichneter französischer Maler gerühmt*). (*R.*)

JOVIA. Unter diesem Namen führt das Itin. *Anton.* eine Stadt in der Pannonia Inferior auf; aber nicht in allen Ausgaben findet sich der Name so geschrieben, gewöhnlich lautet er daselbst Lovia. Nach Mannert wäre an das heutige Dorf Hersenicza am rechten Ufer der Drau, dem Flecken Perlack gegenüber, zu denken; Andere halten das heutige Legrad, einen ungarischen Marktflecken in der Gespanschaft Szalad, am Zusammenflusse der Mur und Drave, fünf Meilen östlich von Warasdin, für das alte Jovia. (*S. Ch. Schirlitz.*)

JOVIACUM. Nach dem Itin. *Anton.* eine Stadt in Noricum, 27 Milliarien westlich von Ovilaba und 18 Milliarien südöstlich von Stanacum, nach Kruse 1 Pied, 4 Meilen westlich von Wels im Hausruckviertel. Hier lag nach der Notit. Imperat. *Anton.* der Präfect der zweiten italischen Legion: Praefectus secundae Italicae militum Liburnariorum. (*S. Ch. Schirlitz.*)

JOVIAL, JOVIALITÄT, bezeichnet den Gemüthszustand einer fröhlichen, aufgeweckten, zum heitern, geselligen Lebensgenuß geneigten Stimmung, wie man dieselbe als Zeichen des sogenannten sanguinischen Temperaments (s. d. Art. Temperament) anzusehen pflegt. Das Hauptmerkmal in dem Begriffe des Jovialen oder der Jovialität ist ohne Zweifel der leichte, nur den Augenblick, die Gegenwart beachtende und auf momentanen Sinnengenuß gerichtete Sinn, der, in sofern er dabei die Gebote der Sittlichkeit nicht beachtet, als Leichtsinn, Leichtfertigkeit erscheint, und dann auch zu Äußerungen der Lüderlichkeit führen kann, wenngleich im gewöhnlichen Sprachgebrauche hieran weniger gedacht wird, obwol hierauf die Etymologie des Wortes hindeutet. Dasselbe kommt nämlich aus dem lateinischen jovialis, d. i. auf den Jupiter sich beziehend, gleichsam jupiterartig, so wie Jupiter sich benehmend (wie die neuern Worte cavaliermäßig, chevaleresk, altadelig und dergleichen mehr) und ist von der *incontinentia* Jovis oder seinen scandalösen, natürlichen und unnatürlichen Ausschweifungen offenbar abgeleitet, von denen die alten Schriftsteller so oft reden. Vgl. z. B. *Macrob.* lib. I. in somno Scip. c. 19, *Arnob.* l. s. p. 162, 171, und über das Wort jovialis überhaupt *Forcellini* lat. ling. lat. Lexicon. und den großen Scheller s. h. v. In Adelung's Wörterbuche finden sich die Wörter jovial und Jovialität nicht; sie sind auch ganz in unserer Sprache überflüssig, da sich in derselben eine Menge passenderer Ausdrücke für denselben Begriff und seine Nüancen finden (z. B. fröhlich, lustig, munter, ausgelassen, leichtsinnig, leichtfertig, das burschikose „fidel" und dergleichen mehr), und da das

*) Gersdorf, Repertor. 34. Bd. Lit. Misc. S. 2.

Wort, unserm eigenen Sprach- und Gedankenkreise ursprünglich völlig fremd, nur den Gelehrten verständlich ist. Es ist auch sehr zu bezweifeln, ob dasselbe von unsern eigentlichen teutschen Classikern je gebraucht worden. Der bekannte sogenannte Humorist Weber (Reisen eines Deutschen, die Möncherei und Demokritos. 6 Bde.) gibt in seinen Schriften und seiner Persönlichkeit selbst ein anschauliches Bild einer jovialen Schreibart und eines jovialen Charakters. (Dr. *K. H. Scheidler.*)

Jovialisten, Name der Hofnarren am polnischen Hofe, s. d. Art. Hofnarr.

Jovialität, s. Jovial.

Joviallinie (Jovis linea), s. Metoscopie.

JOVIANER und HERCULIANER (Joviani und Herculiani) überkamen vom Kaiser Diocletian, nachdem dieser die alten Prätorianer in ihrer Zahl vermindert und ihre Vorrechte aufgehoben hatte, den Dienst der kaiserlichen Leibwache (298), von Diocletian „Jovius" und dessen Mitregenten Maximian „Herculius" (vergl. *Mamertin.* Panegyr. III. 3. 10. 14) so genannt (cohors Jovialis bei *Claudian.* B. Gild. 418). Es waren zwei alte Legionen von bewährter Treue, die ihre Standquartiere in Illyrien hatten, und jede derselben bestand, der alten Einrichtung zufolge, aus 6000 Mann. Im Gebrauche hatten sie die plumbatae (sagittae), d. i. mit Blei vorn verbolzte Pfeile *). Jeder Soldat trug deren fünf und verstand sich darauf, sie in eine beträchtliche Entfernung mit großer Stärke und Geschicklichkeit zu werfen (s. Vegetius I, 17.). Unter Theodosius (379) hießen Joviani seniores die in Italien, Joviani juniores die in Illyrien stehenden Legionen. Bei der Empörung des Gildo in Afrika waren es die Legionen der Jovianer und Herculianer nebst andern fünf ausgezeichneten und im Kriegswesen berühmten (*Claudian* de b. Gildonico 411—423), die gegen den Usurpator zogen (398); doch betrugen alle sieben Legionen nicht mehr als 5000 Mann. Unter Theodosius gingen die Jovianer nach Britannien. Vom Perserkönig Sapor aber wurden die Legionen der Jovianer und Herculianer getrennt und vernichtet (363), und (365) traten sie auf die Seite des Usurpators Procopius in Afrika, den sie vertreiben sollten. (*B. Matthiae.*)

JOVIANUS (Flavius) aus Singidunum in Mösien, Sohn des Comes Varronianus, unter Julian primus ordinis domesticorum, ward 363, nach Julian's Tode, vom Heere zum Imperator und Augustus ausgerufen und empfängt von den Generalen den Eid der Treue. Gibbon (VI, 23) sagt von ihm: „Seine stärkste Empfehlung waren die Verdienste seines Vaters, des Grafen Varronianus, der die Belohnungen seiner langen Dienste in ehrenvoller Ruhe genoß. Ohne eine jener glänzenden Eigenschaften zu besitzen, welche den Neid und die Bewunderung der Menschen auf sich ziehen, hatte Jovianus stattliche Bildung; sein froher Sinn und kindlicher Witz hatten ihm die Zuneigung seiner Mitsoldaten erworben, und die Generale beider Parteien beruhigten sich bei einer Volkswahl, die nicht durch die Ränke ihrer Gegner herbeigeführt worden war." (Vergl. *Ammianus Marcell.* XXV, 10.)

Jovianus setzte den Rückzug, den Julian, von den Persern gedrängt, bereits angetreten hatte, unter gefahrvollen Angriffen von Seiten jener fort und schloß bei Dura mit dem Sapor einen schmachvollen Frieden (es war eigentlich ein Waffenstillstand auf 30 Jahre; s. *Ammian.* XXV, 7. *Libanius* Orat. Parent. cap. 142. p. 364. *Zosimus* III. p. 190 sq. *Gregor Nazianz.* Or. IV, p. 117 sq. *Eutrop.* X, 17), worin die Römer die fünf auf der Ostseite des Tigris gelegenen (von Galerius 297 genommenen) Provinzen, die Festung Nisibis und die wichtigen Plätze Singara und Castra Maurorum den Persern zurückgaben. Nicht aus Noth und zu harter Bedrängniß, sondern aus Furcht und Eifersucht gegen etwanige Usurpatoren, vorzüglich gegen den Procopius zog Jovianus es vor, auf Unkosten einiger Provinzen sich den Besitz der kaiserlichen Krone zu sichern. — Noch im Lager in Mesopotamien überträgt er die militairische Obergewalt über Gallien und Illyrien dem Malarich, einem Franken von Geburt, und seinem Schwiegervater Lucillian; der Erstere lehnte die Stelle ab, der Zweite ward bei einem Aufstande der batavischen Cohorten umgebracht; nach ihm ward Jovinus (s. d. A.) Oberbefehlshaber. — Ebenso aus persönlichen Besorgnissen und aus Ehrgeiz, während er die heiligen Namen der Religion und der Ehre als Vorwand gebrauchte, räumte er trotz dem Flehen der zurückgebliebenen Römer die Festung Nisibis und ging nach Antiochien, dessen Einwohner, wie es scheint, ihm nicht sehr wohlwollten (*Joh. Antioch.* Excerpt. Valesian. p. 845). Von da, um sich so schnell wie möglich in den Besitz von Constantinopel zu setzen, eilt er über Tyana (in Kappadocien) ohne Verzug nach Ancyra, der Hauptstadt der Provinz Galatia, wo er nebst seinem noch ganz kleinen Sohne (Nobilissimus und Varronianus genannt) Namen und Zeichen der Consularwürde annahm. Doch in Dadastana, zwischen Ancyra und Nicäa, übereilt ihn der Tod (17. Febr. 364, im achten Monate seiner Regierung, 33 Jahre alt): er wurde früh im Bette todt gefunden. Die Ursachen seines Todes werden verschieden angegeben: nach Einigen starb er in Folge von Unverdaulichkeit, die von einer Menge Weins herrühren sollte, oder von der Beschaffenheit der genossenen Pilze; nach Andern wären diese giftig gewesen; nach Andern wäre er an dem Dampfe der Kohlen erstickt, die aus den Wänden des frisch geweißten Zimmers die Feuchtigkeit herausziehen sollten. (s. *Ammian. Marcell.* XXV, 10. *Eutrop.* X, 18. *Hieronym.* I. p. 26 ad Heliodorum. *Orosius* VII, 31. *Sozomen.* hist. eccl. VI, 6. *Zosimus* III, 197. 198. *Zonaras* T. II. c. XIII. p. 28. 29.) Sein Leichnam wurde nach Constantinopel abgeschickt, seine Gemahlin Charito, Tochter des Comes Lucillian, begegnete ihm unterwegs.

*) Sagittae praepilatae, auch martiobarbuli genannt. *Veget.* I, 17 plumbatarum — quas martiobarbulos vocant; also ist es nicht Name der Jaculatoren selbst, wie Nitsch „Beschreibung des .. Zustandes der Römer" II. p. 1103 will, der sie auch fälschlich so definirt: „sie warfen insonderheit zugespitzte Bleikugeln." Andere erklären: „mit Blei gefüllte (?) Pfeile." Alciatus: plumbatae sunt jaculi genus, quum directa virga in capite ferrum apponitur, olim undique tribuli (τρίβολοι) plumbo affixi, unde nomen tribulatae datum ...

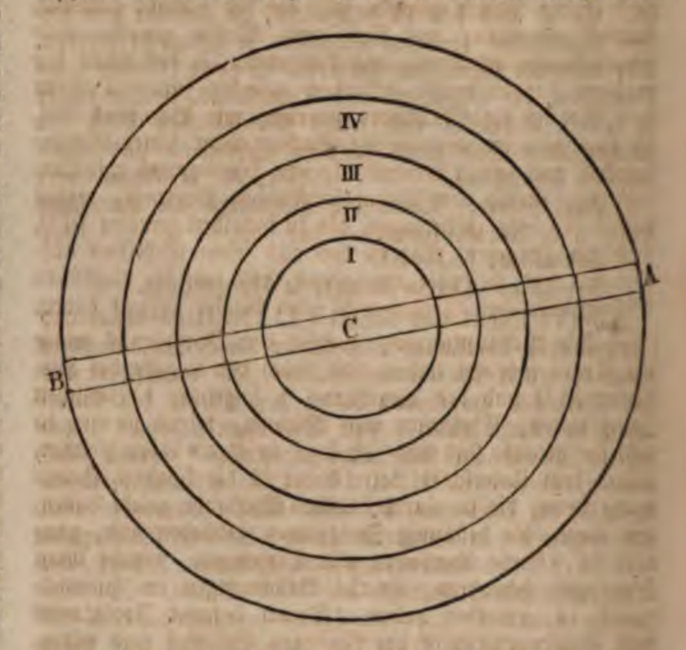
Jovian war in dem Bekenntnisse des Christenthums erzogen, und sein erster Schritt, den er that, war, daß er in einem Circularbriefe an alle Statthalter der Provinzen die christliche Religion, die unter Julian fast ganz unterdrückt worden, gesetzlich anerkannte (*Philostorg.* VIII, 5. *Sozomen.* hist. eccl. VI, 3), die Verordnungen seiner Vorfahren gegen dieselbe für ungültig erklärte, die kirchlichen Freiheiten wiederherstellte und auch den zu großen Kirchenspenden für wohlthätige Zwecke ein Maß setzte. Wie auf der einen Seite das Christenthum unter Jovian sich hob, so sank das Heidenthum, durch Julian emporgehoben, wieder; doch war auch in Folge eines erlassenen Gesetzes (das vom Redner Themistius uns aufbewahrt ist) die heidnische Religion geduldet. — Die verschiedenen streitenden Sekten in der christlichen Kirche, von denen Jovianus bestürmt wurde, verwies er auf eine künftige Kirchenversammlung und ermahnte sie zur Eintracht. Doch zeigte er viel Anhänglichkeit für das nicäische Glaubensbekenntniß, wie auch gegen den Athanasius, der den erzbischöflichen Stuhl wieder erhielt (Originalbrief des Jovianus an den Athanasius bei *Athanas.* II, 133).

Jovianus war sehr genußsüchtig, liebte Wein und Weiber. Eine histoire de Jovien schrieb der Abbé de la Bletterie. Hauptquelle ist *Ammian. Marcell.* (XXV, 10 sq.) (*B. Matthiae.*)

Jovibarba *Cand.*, s. Sempervivum.

JOVICENTRISCH. Jovicentrischer Ort eines Himmelskörpers heißt der Ort an der Himmelskugel, an welchem man denselben erblickt, wenn man ihn vom Mittelpunkte des Jupiters aus betrachtet. Die Bestimmung des jovicentrischen Ortes ist besonders bei der Berechnung der Bewegung der Jupiterstrabanten wichtig, weil diese Bewegung nur vom Jupiter aus, um welchen sich die Trabanten bewegen, als eine regelmäßige erscheint. (*Stern.*)

JOVILABIUM. Eine Vorrichtung, durch deren Hilfe man die scheinbaren Stellungen der Jupiterstrabanten findet. Zuerst hat Cassini eine solche ausgedacht, welche Weidler in einer kleinen Abhandlung: Explicatio jovilabii Cassiniani, die 1727 erschienen ist, beschrieben hat. Auch Flamsteed hat eine Vorrichtung zu diesem Zwecke angegeben *), ebenso Whiston **). Die folgende Einrichtung desselben ist die, welche Lalande angewandt hat. Man verfertigt sich vier bewegliche Kreise von Pappe, welche aus dem Mittelpunkte C (s. die Figur) mit Halbmessern beschrieben sind, die denen der Bahnen der vier Jupiterstrabanten proportional sind, sodaß diese Bahnen durch die vier Kreise versinnlicht werden. Außerhalb dieser Kreise befindet sich noch ein anderer, welcher die Ekliptik vorstellt und daher in 12 Zeichen und 360 Grade getheilt ist. Um den Punkt C läßt sich eine durchsichtige Alhidade ACB, die am besten aus Horn verfertigt wird, drehen; sie wird so gestellt, daß der Punkt A auf den Punkt des äußersten Kreises zu liegen kommt, der die geometrische Länge des Jupiter angibt, welche man aus einer Ephemeride kennen muß. Die vier inneren Kreise wer-



den nach den Tagen des Monats in 31 Theile getheilt, indem man aus den Tafeln die mittlere Bewegung der Trabanten für einen Tag nimmt. Ebenso berechnet man aus den Tafeln die jovicentrische Länge eines jeden der vier Trabanten für den ersten Tag des Monats und einer bestimmten Stunde. Will man nun wissen, wie sich der Jupiter zu einer gewissen Zeit mit seinen Trabanten zeigt, so stellt man die Ziffer 1 eines jeden Kreises der dem ersten Tage des Monats entsprechenden jovicentrischen Länge des Trabanten gegenüber. Die Lage des Punktes 1 gegen die Alhidade ACB gibt alsdann die scheinbare Lage des Jupiterstrabanten, in Beziehung auf den Jupiter, für den ersten Tag des Monats, die Lage des Punktes 2 dasselbe für den zweiten Tag u. s. w. an. Die Linie CA gibt nämlich die Richtung an, in der wir den Jupiter am Himmel sehen; daher werden sich uns die Trabanten mehr oder weniger vom Jupiter entfernt zeigen, je nachdem sie mehr oder weniger von der Linie BCA entfernt sind.

Hat man der Alhidade eine Breite gegeben, die den Jupitersdurchmesser vorstellen soll, und trägt man auf die vier Kreise da, wo die Ziffern stehen, in proportionalen Größen die Jupiterstrabanten auf, so kann man durch diese Vorrichtung zugleich erfahren, wann die Trabanten hinter die Scheibe des Jupiter treten, oder vor derselben stehen. (*Stern.*)

JOVINIANUS, ein Ketzer in der letzten Hälfte des vierten Jahrhunderts, dessen Irrlehren man von Seiten der Katholischen den Protestanten schuld gab, und wogegen sie sich im Artikel der augsburgischen Confession: Vom Unterschied der Speisen, vertheidigen zu müssen glaubt

*) Philos. Trans. No. 178. **) In dem Werke The longitude discovered. (1738.)

haben [1]). Was wir von dessen Leben wissen, ist auf drei Umstände beschränkt, nämlich: daß er in Rom gelebt habe; daß er ein Mönch gewesen sei, der sich schlecht gekleidet, barfuß gegangen, nur Brod und Wasser genossen und unverehelicht geblieben; und daß er im J. 400 schon seit mehren Jahren müsse gestorben gewesen sein. Daß er von Geburt ein Mailänder gewesen, wie Baronius will, ist eine gänzlich unerwiesene Sache. Von seiner Gelehrsamkeit und seinen Talenten spricht Hieronymus mit Verachtung; ebenso von seinem schriftlichen Vortrage, wegen dessen er mehr zu beklagen, als zu beneiden gewesen sei [2]), und ein Fragment, das er uns aus seinen Schriften aufbewahrt hat, beweiset wenigstens, daß ihm die classischen Schriftsteller der Römer nicht zum Muster gedient haben.

Die Behauptungen, welche den Jovinianus unter die Ketzer gebracht haben, sind, nach der Angabe des Hieronymus [3]) und des Augustinus [4]), folgende: 1) Zwischen Jungfrauen, Ehefrauen und Witwen, sobald sie nur in Christo getauft sind und sich sonst in ihrem Leben gleichen, findet kein Unterschied statt; daher ist die künftige Belohnung derer, die in einem keuschen Ehestande gelebt haben, und derer, die beständig Jungfrauen geblieben sind, ganz dieselbe, sowie überhaupt alle Diejenigen, welche ihren Taufbund bewahren, einerlei Belohnungen im Himmelreiche zu erwarten haben. Damit leugnet Jovinianus den Stufenunterschied der künftigen Seligkeit und widersetzte sich der seit dem zweiten Jahrhundert in Gang gekommenen Lehre, daß die Enthaltung vom Ehestande etwas besonders Verdienstliches sei. 2) Wer einmal im rechten Glauben durch die Taufe wiedergeboren ist, kann nicht vom Teufel überwältigt werden [5]); und die einmal Gerechtfertigten können ihre Gerechtigkeit auch beständig bewahren und so ohne Sünde bleiben. 3) Zwischen der Enthaltung von gewissen Speisen und dem Genuß derselben mit Danksagung ist kein Unterschied; das Fasten an sich also kein verdienstliches Werk. 4) Zwar hat Maria Christum als Jungfrau empfangen, nicht aber als Jungfrau geboren, weil sonst die Geburt Christi nur eine Scheingeburt müßte gewesen sein. Diese Behauptung bezog sich auf die alberne Streitfrage, ob Maria Christum mit offenem oder verschlossenem Leibe geboren habe.

Mit diesen Lehrsätzen, besonders denen über das Verdienst des ehelosen Lebens, fand Jovinianus in Rom Beifall und Anhänger; Mehre entschlossen sich, von ihm überzeugt, den ehelosen Stand zu verlassen und in den Ehestand zu treten. Als Jovinianus mit seinen Lehrsätzen auftrat und wirkte, war Siricius Bischof von Rom. Als dieser von den Bewegungen hörte, die der Mönch unter dem Volke hervorbringe, berief er seine Geistlichkeit zusammen und schloß den Verführer und Ketzer von der Kirchengemeinschaft aus. Auch meldete er diesen Beschluß an den Bischof Ambrosius zu Mailand [6]), wohin sich Jovinianus mit seinen Anhängern geflüchtet hatte, und auch Ambrosius sprach die Excommunication gegen ihn aus. Und da auch der Kaiser seinen Widerwillen und Abscheu gegen die Jovinianischen Lehrsätze zu erkennen gab, wurde die Partei bald unterdrückt.

Unter den Gegnern, die mit Schriften gegen den Jovinianus aufgetreten, sind Ambrosius, Hieronymus und Augustinus die merkwürdigsten. Sowie Augustinus derjenige unter ihnen war, der die meiste philosophische Bildung hatte, so war er auch der besonnenste und gemäßigtste. Ohne den Gegner von Seiten der Sittlichkeit verdächtigen zu wollen, beschwert er sich nur darüber, daß Jovinianus zu Rom viele und zum Theil bejahrte Frauenspersonen, die eine beständige Jungfrauschaft, durch Vorhaltung der Beispiele gottseliger und in der Bibel gerühmter Ehefrauen, z. B. der Sara, Susanna, Anna u. a., bewogen habe, sich zu verheirathen. Übrigens bestreitet Augustinus den Jovinianus nur gelegentlich. Hieronymus dagegen ist ganz Gift und Galle. Mit seinem, in seinen zwei Büchern gegen den Jovinianus, angestimmten polemischen Tone wurde er selbst seinen Freunden so anstößig, daß er es für nöthig fand, eine Apologie derselben zu veröffentlichen. Er entblödete sich nicht, den Jovinianus einen Knecht der Laster und der Üppigkeit, einen Hund zu nennen, der zu seinem eigenen Gespei zurückkehre u. s. w.; war aber dennoch mit seiner Arbeit so zufrieden, daß er jede Gelegenheit ergreift, ihrer zu gedenken und zwar als einer recht gründlichen und gelehrten. Die Streitschrift ist ums J. 393 und die Apologie etwa zwei Jahre später abgefaßt [7]). *(J. T. L. Danz.)*

JOVINUS, unter Jovian (s. d. Art.) erst hinter Lucillian, den Schwiegervater des Jovian, zurückgesetzt, übernahm nach dessen Tode, der bei einem Aufstande der batavischen Cohorten zu Remi (Rheims) ermordet worden war, den Oberbefehl über die Reiterei und stillte den Tumult (363).

Unter Valentinian war er Nebenbuhler und Nachfolger des Dagaloiphus im Kriege gegen die Alemannen (366), der den ihm übertragenen Oberbefehl ausschlug. An der Spitze einer wohlgeübten Armee rückte Jovinus (im Jan. 366) bis nach Scarponna im Gebiete der Mediomatricer (Metz) vor, überfiel hier ein zahlreiches Heer der Alemannen, ehe sie noch Zeit hatten, ihre Waffen zu

1) Walch (Hist. der Ketzer. III, 653) bemerkt, daß sich Melanchthon geirrt habe, indem er die Lehre des Jovinianus so vorgestellt, als sei von ihm Kasteiung und Zucht verboten worden. Es sei dieses aber die zu seiner Zeit gewöhnliche Vorstellung gewesen, welche ihren Ursprung dem Thomas von Aquino verdanke. Die Worte der Augsb. Confession sind: „Daß man aber den Unsern die Schuld gibt, als verbieten sie Kasteiung und Zucht wie Jovinianus, wird sich viel anders aus ihren Schriften befinden." 2) Prolog. Dial. contr. Pelagium. §. 2. 3) Libb. contra Jovian. 4) De Haeresib. c. 82. 5) Eos qui plena fide in baptismate renati sunt, a Diabolo non posse subverti, non tentari, quicumque autem baptizati fuerint, ostendi, eos aqua tantum et non spiritu baptizatos, quod in Simone saepe legimus. *Hieron.* c. Jovian. I, 8. II, 1.

6) *Siricii* Epp. VII., nach der Ausgabe von Coustant, worin er den Jovinianus und seine Anhänger als höchst gefährliche Ketzer schildert. 7) Vgl. *Tillemont*, Mémoires. X, 221 sq., Walch, Historie der Ketzer. III, 635—672; Schröckh, Kirchengesch. IX, 258—291, wo sich auch ein Auszug aus den zwei Büchern des Hieronymus gegen Jovinianus findet.

ergreifen, überfiel und vernichtete ein zweites Heer der Barbaren, das an den Ufern der Mosel ruhte, schlug die geflohenen und wieder gesammelten Überreste der Alemannen zum dritten Mal in einem blutigen und einen ganzen Tag währenden Gefechte in den catalaunischen Feldern (unweit Chalons), und kehrte, nachdem er die Feinde bis an den Rhein verfolgt hatte, (im Juli desselben Jahres) nach Paris zurück, wo Valentinian ihn mit der Consularwürde auf das folgende Jahr beschenkte. — Im J. 368 ging Jovinus mit seinem Kaiser über den Rhein, um den Überfall von Magontiacum (Mainz) an den Alemannen zu rächen. Er theilte hier den Befehl mit dem Severus, der den über das Fußvolk hatte. Der Berg Solicinium (im jetzigen Würtemberg), von den Alemannen besetzt, wurde von den Römern erstürmt und die zurückgeworfenen Alemannen jenseit des Berges von den dort aufgestellten Römern unter Sebastian, der mit den Truppen von Italien und Illyricum in ihr Land eingefallen war, fast gänzlich aufgerieben. (*Ammian. Marcell.* XXVII, 2—10. *Zosimus* IV, 209.)

Beim Einfall der Picten und Scoten (367) ins römische Britannien bestimmte Jovinus den Kaiser Valentinian zum Krieg gegen dieselben; dem Theodosius wurde das Commando übertragen.

Im J. 411 ließ sich Jovinus von Goar, König der Alanen, und Günther, König der Burgunder, verleiten, zu Mainz als Gegenkaiser gegen den Honorius aufzutreten, und drang, ehe noch der Usurpator Constantin in Arles besiegt war, mit einem bedeutenden Heere vom Rheine bis an den Rhone vor. Der römische Feldherr Constantius zog sich eilig zurück und selbst der gothische König Ataulf, Alarich's Nachfolger, neigte sich zum Jovin. Jovin wies dessen Hilfe ab (*Sidonius Apollinaris* V, 9. p. 139), und Ataulf, erbittert, rückt mit dem Gothenheere heran, überfällt und tödtet seinen Feldherrn Sarus, erobert und zerstört Valentia, wohin sich der von seinen Hilfsvölkern verlassene Jovin nebst seinem Bruder Sebastian, den er zum Mitkaiser angenommen, geflüchtet hatte, und legte die Köpfe der beiden gallischen Usurpatoren zu den Füßen seines Schwagers, des Kaisers Honorius, in Ravenna nieder. (*B. Matthiae.*)

JOVIS BARBA, ein Baum, welchen Plinius (hist. nat. XVI, 31) mit wenigen Worten erwähnt, ist nach einigen Auslegern Anthyllis Barba Jovis *L.*, nach andern Elaeagnus angustifolia *L.* (*A. Sprengel.*)

Jovisberg, s. unter Cheirologie.

Jovis civitas, soviel als Diospolis oder Lydda (s. d. Art.).

Jovis digitus et unguis, s. unter Cheirologie.

Jovis flos *Gesn.*, s. Agrostemma Flos Jovis.

Jovis glans, s. Juglans.

Jovis Indigetis lucus, s. Indigetis Jovis lucus.

Jovis linea, s. Metoposcopie.

JOVIS LUCUS. Nur aus Strabo (libr. XIV, p. 683 [edit. *Casaub.*]) ist uns bekannt, daß in der Nähe der Stadt Arsinoë auf der westlichen Küste der Insel Cyprus ein Hain des Jupiter, oder, nach den griechischen Worten, Ἄλσος τοῦ Διός war, über welchen der genannte Geograph weiter keine Auskunft gibt. (*S. Ch. Schirlitz.*)

Jovis mons, Mons Peninus, s. Bernhardsberg (St.), grosser.

Jovismus, Solismus, s. unter Voigt.

JOVIS PROMONTORIUM. Jupiter's Landspitze, oder, nach dem Griechischen, Διὸς Ἄκρα ist nach Ptolemäus der westlichste Vorsprung der Insel Taprobane, Ceylon in der Gegend des heutigen Caliture. (*S. Ch. Schirlitz.*)

JOVIS SERVATORIS PORTUS, war ein von Ptolemäus (III, 16) genannter Hafen an der östlichen Küste Lakonika's im argolischen Meerbusen, an dem Vorgebirge Minoa. Dieses lief bei der Stadt Epidamnos Limera in die See hinaus und hatte ein Castell. Wenigstens wird Minoa von Strabo (VIII, 368) eine Festung genannt, welcher bemerkt, daß von Malea herum das lakonische Ufer felsig sei, doch Ankerplätze habe, weiterhin fänden sich aber gute Häfen. Dies ist bei dem Vorgebirge Minoa der Fall, bei welchem nordöstlich der Hafen des rettenden Zeus angesetzt wird. (*Pet. Fr. Kanngiesser.*)

JOVISURA. Aus dem Itinerario Antonini ist eine Stadt dieses Namens in Noricum bekannt. Sie liegt auf der Straße von Pons Äni nach Ad Castra (Castra Batava), oder, wie Mannert vergleicht, von Langenphunzen am Inn bis Passau. Die Distanzen der benachbarten Stationen sind dem Laufe des Änus nach folgende: von Pons Äni bis Turum (Mühldorf am Inn) 43 Milliarien; von Turum nach Jovisura 63 Mill.; von Jovisura bis nach Ad Castra 62 Mill. Da aber der Abstand der einzelnen Distanzen zu groß ist, wie aus der Berechnung der ganzen Summe (150) in dem Itinerario selbst hervorgeht, so vermuthet Mannert, daß eine Wasserfahrt auf dem Inn nach allen Krümmungen des Flusses unter der Straße des Itiner. zu verstehen sei. Bei dieser Annahme würde Turum auf das jetzige Kraiburg fallen und Jovisura an die Mündung der Salzach in den Inn zu setzen sein. Im andern Falle müßte man die in der Mitte zwischen Mühldorf und Passau liegende Stadt Braunau am Inn für Jovisura erklären. (*S. Ch. Schirlitz.*)

JOVIS URII FANUM. Aus des Arrianus Umschiffung des Pontus Eurinus §. 12 (Geogr. Graeci Minores, edit. *Gailii.* Vol. III. p. 62) ist eine Gegend im nordwestlichen Bithynien bekannt, in welcher ein Heiligthum (Tempel Ἱερόν) des Jupiter Urius sich befand. Was Arrian a. a. O. darüber sagt, besteht in Folgendem: „Am thrakischen Bosporos und an der Mündung des Pontus Eurinus auf der rechten Seite Asiens, welche die Bithynier inne haben, liegt die Gegend, welche Heiligthum (Ἱερόν) genannt wird, worauf ein Tempel des sogenannten Zeus Urios sich befindet. Diese Gegend ist der Platz, wo man in den Pontus schifft. . Das Heiligthum des Zeus Urios ist von Byzanz 120 Stadien (3 Meilen) entfernt. Daselbst ist die Mündung des Pon-

tus, vom Flusse Rhebas in Bithynien 90 Stadien (2¼ M.) entfernt, am engsten.“ Anderwärts, soviel wir wissen, wird diese Gegend und ihr Heiligthum nicht genannt. Worauf sich Möller im Vergleichenden Wörterbuche s. v. *Jovis Urii Fanum* stützt, wenn er sagt, dasselbe sei wol Dios Sacra, ist nicht abzusehen, da keine Autorität dafür angeführt worden ist. Richtiger ist die, aber auch ohne Autorität gemachte Bemerkung, Jovis Urii Fanum sei jetzt das Schloß Jeran. Denn wir ersehen aus des *Ferrarii* Lexic. geogr., daß schon Petrus Gyllius dasselbe dafür gehalten habe. Nur nennt der letztere Geograph das Schloß gradehin Jeron. (*S. Ch. Schirlitz.*)

Jovisvilla, s. unter Capreae.

JOVITA, Diakonus zu Brixen, welcher nebst dem Presbyter Faustinus unter der Regierung des M. Aurelius des Märtyrertodes gestorben ist. Beider Gedächtnißtag ist der 15. Febr., und die Stadt und Dioces Brixen feiert ihr Andenken, als ihrer Schutzheiligen und Patrone, mit besonderer Andacht; s. Acta Sanctor. d. 15. Febr. (*J. T. L. Danz.*)

JOVIUS, praefectus praetorio unter Honorius, nach dem Sturze des Olympius (408) von den Eunuchen zum Minister erhoben. Auf seinen Antrieb erregte die kaiserliche Leibwache einen Aufruhr und verlangte die Köpfe von zwei Generalen und von zwei der vornehmsten Eunuchen. Die Generale wurden in der Stille hingerichtet und die Eunuchen verbannt. Der Eunuch Eusebius aber wurde auf Jovius' Befehl vor den Augen des Honorius zu Tode geprügelt und der Barbar Allobich, der nun die Aufsicht über die Schlafzimmer und die Leibwache des Kaisers erhielt, während eines öffentlichen Aufzuges ermordet.

Indessen ward Honorius doch durch den Übermuth des Jovius gereizt, und als dieser mit dem Gothenfürsten Alarich unter den Mauern von Rimini einen Vergleich verabredet hatte, untersagte ihm der Kaiser in einem eigenhändigen Schreiben streng, irgend eine Unterhandlung mit dem Feinde einzugehen. Der Brief wurde aber dem Alarich mitgetheilt. Die Unterhandlungen wurden hierauf abgebrochen und der Präfect Jovius sah sich bei seiner Rückkehr nach Ravenna genöthigt, die neuen Grundsätze des Hofes anzunehmen.

Als noch in demselben Jahre Alarich den römischen Präfect Attalus zum Kaiser erhoben hatte und dieser mit einem bedeutenden Heere gegen Ravenna vorrückte, verließ Jovius nebst dem Generale Valens den Kaiser Honorius und trat in die Dienste des Attalus. Nach dem unparteiischen Zeugnisse des Olympiodor soll sogar Jovius dem Attalus gerathen haben, den zum Exil verurtheilten Honorius vorher noch zu verstümmeln. Dessenungeachtet ging Jovius (410), als Attalus' Unternehmen gegen Afrika mislungen war (s. d. Art. Heraklianus) wieder zum Honorius über, indem er erklärte, er habe sich blos das Ansehen gegeben, den Dienst des Honorius zu verlassen, um den Untergang des Usurpators desto sicherer zu befördern; s. *Zosimus* hist. imper. V. p. 363 sq. *Olympiodor* bei *Photius* p. 180 sq. (*B. Matthiae.*)

JOVIUS (**Paulus**), mit seinem wahren Namen Paolo Giovio, französisch Paul Jove, einer der bekanntesten italienischen Schriftsteller des 16. Jahrhunderts, stammte aus einer reichen, angesehenen Familie und wurde am 19. April 1483 zu Como geboren. Da er sehr früh seinen Vater verlor, wurde er von seinem 12. Jahre an seinem ältern Bruder Benedetto (Benedict), einem sehr vielseitig gebildeten Manne, anvertraut, der ihn auf das Sorgfältigste erzog und seine nicht gewöhnlichen Geistesanlagen aus allen Kräften auszubilden suchte. Nach gehöriger Vorbildung widmete sich Paul Jovius nach dem Wunsche der Familie dem Studium der Heilkunde, ging zuerst nach Padua, wo er unter der Leitung Pomponazzi's Philosophie studirte, dann nach Pavia, wo er noch anwesend war, als Ludwig XII. den berühmten Rechtsgelehrten Giasone Maino mit seinem Besuche beehrte (1507), und endlich nach Mailand, wo er den gepriesenen Humanisten Lodovico Celio Rodigino (Riechieri), der im J. 1516 nach dieser Stadt berufen wurde, hörte [1]). Nachdem er zu Pavia nach dem Wunsche seines Bruders in der Philosophie und Medicin promovirt hatte, hielt er sich einige Zeit als praktischer Arzt zu Como und Mailand auf, scheint auch als solcher einen gewissen Ruf erlangt zu haben, wenigstens nennt ihn Calcagnini in einem seiner Briefe primi nominis medicus. Später begab er sich nach Rom, immer noch dem ärztlichen Berufe zugethan, und kam bald mit den ausgezeichneten Männern, die der prachtliebende Leo X. hier versammelt hatte, in nähere Berührung und wurde dadurch dem Papste selbst bekannt. Er hatte bereits einen Theil der Geschichte seiner Zeit ausgearbeitet und Leo, welcher ein Stück daraus den bei ihm versammelten Cardinälen und Gesandten vorlas, ertheilte dem Verfasser das Lob, daß er nach Livius keinen feinern und beredtern Schriftsteller kenne [2]). Er nahm ihn unter seine Hofleute auf, gab ihm einen Jahresgehalt, und würde ihn noch besser belohnt haben, wenn nicht der Tod seiner Wohlthätigkeit ein Ziel gesetzt hätte (1521). Sein Nachfolger Adrian VI. entzog Giovio mit seiner Stelle auch die Pension, gab ihm aber dafür ein Kanonikat in seiner Vaterstadt, jedoch, wenn man einer übrigens nicht sehr zuverlässigen Nachricht glauben will [3]), nur unter der Bedingung, daß er in seiner Geschichte nur Rühmliches von ihm sage. Giovio hielt nur zum Theil Wort, denn er spendet wirklich in seiner Geschichte diesem Papste großes Lob, stellt ihn aber in seiner Naturgeschichte der römischen Fische [4]), welche er kurz nach Adrian's Tode herausgab, als einen ungeschickten, einfältigen Menschen dar. Diese Ichthyologie (De piscibus romanis liber. [Rom. 1524.

1) *Jovii* Elog. vir. liter. illust. ed. Venet. 1546. Fol. p. 40. 44. 70. Vielleicht hielt er sich auch schon einmal in Rom auf, ehe er nach Mailand ging; denn wenn er nach seiner eigenen Aussage (praef. hist.) 37 Jahre in Rom lebte, so muß er, da er im J. 1549 diese Stadt verließ, im J. 1512 dahin gekommen sein. Eine der beiden Angaben kann auch falsch sein. 2) *Bened. Jovii* Hist. Neocom. l. II. in fine. 3) *B. Jovius* l. c. Vgl. die Anmerkung bei G. Tiraboschi, della letteratura italiana. Tom. VII. P. II. (Rom. 1784. 4.) p. 261. 262. 4) De piscibus romanis c. 1.

Fol. Ib. 1527. 4. Antverp. 1528. 8. Basil. 1531. 8. Argent. 1534. 4.], auch in *Alb. H. de Sallengre* Nov. thesaur. antiquitatum Roman. [Hagae Com. 1716. F.] Tom. I. p. 842—892; italienisch von *C. Zancaruolo*, Venet. 1560. 4.) ist, obschon sie sich nur auf die Fische des römischen Gebiets beschränkt und mehr Gelehrsamkeit, als eigene Erfahrung und Untersuchung in diesem Fache verräth, doch für jene Zeit ein sehr dankenswerther Versuch. Er widmete ihn dem Cardinal Louis de Bourbon und hoffte eine bedeutende Belohnung, sah sich aber arg getäuscht, wie er selbst spottend in einem vertraulichen Briefe an Galeazzo Florimonte erzählt[5]). Desto freigebiger zeigte sich gegen ihn der Papst Clemens VII., welcher ihn in seine unmittelbare Umgebung und an seine Tafel zog, ihm eine Wohnung im Vatican anwies und sein Kanonikat zu Como mit einer bessern Präbende an der Kirche St. Antonio daselbst vertauschte. Um diese Zeit lernte Jovius auch am päpstlichen Hofe Dmitri, den Gesandten des Zars Wassilij IV. Iwanowitsch, kennen und hörte von diesem Vieles über die Zustände des russischen Reichs. Er sammelte und ordnete das Mitgetheilte in einer Schrift, welche den Titel führt: Libellus de legatione Basilii Magni Principis Moschoviae ad Clementem VII., in quo situs regionis antiquis incognitus, religio gentis, mores et causae legationis fidelissime referuntur (Rom. 1525. 4. Basil. 1527. 4.; teutsch von H. Pantaleon, bei Sigmund's Freih. zu Herberstein Moscowitischer Chronica, Basel 1563. Fol. Frankf. 1576 u. 1579. Fol.) und zu jener Zeit, wo Rußland noch nicht sehr bekannt war, großen Beifall fand. Bei der Einnahme und Plünderung Roms im J. 1527 wurde seine Behaglichkeit auf einige Zeit gestört und er litt, wenn man seine eigene Erzählung für zuverlässig halten will[6]), einen bedeutenden Verlust. Eine eiserne Kiste mit Gold- und Silbergeräthen und der Handschrift seiner Geschichte, welche er in einer Kirche verborgen hatte, wurde von den Plünderern entdeckt und fiel zwei spanischen Hauptleuten in die Hände. Der eine nahm das Gold- und Silberwerk, der andere die Bücher, und die auf Velin geschriebenen und schon gebundenen behielt er für sich; die Handschrift wurde zum Theil zerrissen. Der Papst löste die Überbleibsel derselben, welche Jovius um eine ansehnliche Summe angeboten worden war, durch eine Präbende, welche er dem spanischen Hauptmanne in seiner Vaterstadt Cordova verlieh, wieder ein, schenkte sie an Giovio und entschädigte ihn im folgenden Jahre (1528) durch das Bisthum Nocera de' Pagani, welches 1300 Dukaten eintrug. Er nahm ihn auch im J. 1530 mit nach Bologna zur Krönung Karl's V.; Giovio wurde von dem Kaiser und dessen ganzem Gefolge auf das Ehrenvollste behandelt. Um dem Kaiser seinen Dank für die ihm gewordene gute Aufnahme durch die That zu zeigen, schrieb er ein Buch über das türkische Reich und die beste Art, es zu bekämpfen, und widmete es seinem hohen Gönner. Es führt den Titel: Commentarii delle cose de' Turchi (Venet. 1531. 12. Ibid. 1538. 1541 u. 1545. 8. Lateinisch von *Fr. Negri*, Wittenb. 1537. 8. Par. 1538. 8. Französisch von *Guil. Gaulteron*, Paris. 1544. 8. Englisch Lond. 1546. 8. Teutsch, Basel 1594. Fol.), ist aber sehr unvollkommen und jetzt völlig unbrauchbar. Mit dem Tode des Papstes Clemens VII. (1534) nahm das Ansehen Giovio's am päpstlichen Hofe schnell ab. Sein üppiges, für einen Bischof unpassendes Leben soll ihm den strengen Paul III. abgeneigt gemacht haben. Er selbst sagt[7]), „daß er an Fasttagen lieber Kapaunen und Rebhühner als Fische gegessen und lieber starken, im Glase aufbrausenden als schlechten Wein getrunken habe." Niemand wird ihm wol in dieser Beziehung Unrecht geben; man klagt ihn aber auch unnatürlicher Unzucht an[8]), was freilich am wenigsten einem Bischofe zu verzeihen ist. Er lebte indessen fortwährend zu Rom in der Umgebung des Papstes und scheint um diese Zeit am fleißigsten mit der Ausarbeitung geschichtlicher Werke beschäftigt gewesen zu sein. Die erste Probe derselben, welche er der Öffentlichkeit übergab, war das Leben des berühmten Jacob Attendolo Sforza: De vita et rebus gestis Magni Sfortiae (Rom. 1539. 4. Basil. 1542. 8. Ibid. 1629. 8. Italienisch von *L. Domenichi*, Venet. 1549. 12.), welchem bald darauf die Biographien anderer berühmter Männer seiner Zeit, wie der Päpste Leo X. und Adrian VI. und des Cardinals Pompeo Colonna, unter dem allgemeinen Titel: Illustrium virorum vitae oder unter dem den Inhalt näher bezeichnenden: De vita Leonis X. libri IV, acc. Hadriani VI. et Pompeji Columnae vitae (Venet. 1546. F. Florent. 1549. 1551. F. Basil. 1567. 2 Voll. 8. und öfter. Italienisch von *L. Domenichi*, Florent. 1549. 8. Venet. 1557. 8. Spanisch von *Gasp. de Barça*, Granada 1568. F.; teutsch von G. Klee, Straßb. 1589 u. 1599. Fol.) folgten[9]). Da dieses Werk mit großem Beifalle aufgenommen wurde, so arbeitete Giovio fortwährend mit gleichem Eifer in diesem Zweige der Geschichte. Es erschienen in kurzen Zwischenräumen die Vitae XII Vicecomitum Mediolani principum (Paris. 1549. 4. Italienisch von *L. Domenichi*, Venet. 1558. 8. Milan. 1645. 4.) und die Vita Alfonsi Atestini Ferrariae ducis, Flor. 1550. F. Italienisch von *J. B. Gelli*, Flor. 1553. 8.). Sehr unbedeutend ist die um dieselbe Zeit von ihm herausgegebene Descriptio Britanniae, Scotiae,

---

5) Lettere volgari (Ven. 1560.) p. 57. „La fatica de' pesci m'andò vota col Cardinal di Borbone, al qual dedicai il libro, rimunerandomi esso con un beneficio fabuloso situato nell' Isola Tile oltre le Orcadi." 6) Hist. sui temporis ante Epitomen libri V.

7) De piscib. rom. c. 1. 8) *P. Bayle*, Dictionnaire historique, Art. *Jove* (E). Nach einer daselbst mitgetheilten Stelle soll er gar ein Hermaphrodit gewesen sein. Man erinnere sich auch an das schändliche Epigramm des Pietro Aretino:

„Qui giace Paolo Giovio Ermafrodito,
Che vuol dire in volgar moglie e marito."

9) Die Bibliographie dieser Vitae illustrium virorum liegt noch sehr im Argen; ich gebe sie, so gut ich vermag. Eine italienische Übersetzung der Vita Francisci Ferdinandi Davali von L. Domenichi erschien auch einzeln (Florent. 1551.); eine italienische Übersetzung der Vita Gonsalvi Ferdinandi Cordubae von demselben (Flor. 1550. 8.), eine spanische (Çaragoça 1554. F.).

Hiberniae et Orcadum (Venet. 1548. 4.), welche nur ganz Bekanntes enthält. Neben diesen gelehrten Beschäftigungen bemühte sich Giovio fortwährend um die Gunst des Papstes; denn sein Ehrgeiz und seine Leichtgläubigkeit ließen ihn noch hohe Würden hoffen. Ein Wahrsager hatte ihm verkündet[10]), der Cardinalshut würde noch sein Haupt schmücken, und seine Täuschung hörte erst auf, als Paul III. im J. 1548 das Bisthum Como, auf welches er lange und mit Gewißheit gehofft hatte, einem andern unwürdigen Höflinge übertrug. Voll Erbitterung verließ er nun im J. 1549 Rom und ging nach seiner Vaterstadt, wo er sich am Comersee auf den Ruinen der Villa des jüngern Plinius ein prachtvolles Schloß erbaut hatte, und von da im J. 1550 nach Florenz, wo er am 11. December 1552 starb. Auch an den verschiedenen italienischen Höfen war er wegen seines sanften Charakters, seines Geistes und seiner Heiterkeit beliebt. Dem ärztlichen Berufe war er nur so lange zugethan gewesen, als es seine Vermögensumstände erheischten. Erst in den letzten Jahren seines Lebens (1550—1552) bereitete er sein Hauptwerk, die Geschichte seiner Zeit (Historiarum sui temporis libri XLV), welche in einzelnen Bruchstücken handschriftlich seinen Freunden und Gönnern schon längst bekannt war, zum Drucke. Die erste Ausgabe erschien noch vor seinem Tode (Flor. 1550—1552. 2 Voll. F.), welcher bis gegen das Ende des 16. Jahrhunderts zahlreiche Abdrücke (Par. 1552 u. 1558. 2 Voll. F. Venet. 1553. 3 Voll. 8. Basil. 1560 u. 1567. 3 Voll. 8. u. s. w.) folgten. Das Werk wurde in allen Ländern eifrig gelesen und fleißig in andere Sprachen übersetzt, in die italienische von *L. Domenichi* (Venet. 1551. 4. Ibid. 1560. 2 Voll. 4. Ibid. 1568. 3 Voll. 8.), in die französische von *Denis Sauvage* (Lyon. 1552. F. Par. 1579 u. 1581. F.), in die spanische (Salamanca 1562. 2 Voll. F. Valenc. 1562. F.), in die teutsche von H. Pantaleon (Basel 1560. 3 Bde. Fol.) und von Hi. Halverius (Frankf. a. M. 1570. 2 Bde. Fol.) und in die holländische (Amst. 1604. F.). Sie umfaßt in 45 Büchern einen Zeitraum von 53 Jahren (1494—1547), läßt aber darin zwei große Lücken; denn die Bücher V—X (1498—1513) und die Bücher XIX—XXIV (1521—1527) fehlen und sollen bei der schon erwähnten Plünderung Roms verloren gegangen sein. Nach anderer Angabe gingen nur die sechs Bücher, das fünfte bis zum zehnten, vom Tode des Königs Karl VIII. von Frankreich bis zur Erwählung des Papstes Leo X., damals unter, dagegen will er Buch XIX ff., vom Tode des Papstes Leo X. bis zur Einnahme Roms im J. 1527, nie geschrieben haben, um sich die Wiedererneuerung des Schmerzes über jenes Ereigniß zu ersparen. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß der Verfasser diese Bücher absichtlich nicht schrieb oder wenigstens nicht veröffentlichte, weil er die in ihnen zu behandelnde Zeit der italienischen Geschichte, die höchst schmachvoll für sein Volk ist, nicht zu schreiben wagte, ohne sich großen Verdruß und Nachtheil zu bereiten. Er füllte indessen diese Lücken durch die schon angeführten Biographien berühmter Männer einigermaßen aus und gab in der Geschichte selbst eine kurze Übersicht der nicht ausführlich dargestellten Zeiträume. An biographischen Skizzen scheint Giovio überhaupt den größten Geschmack gefunden zu haben, wie sich denn diese Vorliebe auch in der Einrichtung seines Schlosses zu Como offenbarte. Hier hatte er mit bedeutendem Aufwande eine große Galerie erbaut, in welcher er die Bildnisse der berühmtesten Männer aufhängte. Seinen Nachforschungen über die Lebensverhältnisse und die Verdienste dieser Männer verdanken wir zwei Werke, die bei vielen Mängeln und allzu großer Kürze doch zu dem Besten gehören mögen, was er als Schriftsteller leistete, nämlich die „Elogia virorum bellica virtute illustrium" (Flor. 1551. Fol. Basil. 1561. 8. Ibid. 1575. F. Beste Ausg. Basil. 1665. F. mit Holzschn. Französisch von *Blaise d'Everon*, Par. 1559. 4. Spanisch, Granada 1568. F.) und die „Elogia virorum literis illustrium"[11]) (Venet. 1546. F. Basil. 1556. 8. Antverp. 1557. 8. Basil. 1561. 8. Ibid. 1577. F. Beste Ausg. Basil. 1677. F. mit Holzschn. Italienisch von *Hippol. Orio*, Venet. 1558. 8. Teutsch, Basel 1582. Fol.). Sein Aufenthalt am Comersee veranlaßte auch die „Descriptio Larii lacus" (Venet. 1559. 4.), welcher jedoch kein großer Werth beigelegt werden kann. Ebenso unbedeutend ist das einen im 16. Jahrhundert hochwichtigen Gegenstand zuerst berührende und deshalb zu jener Zeit sehr beliebte und gesuchte Buch über Devisen („Ragionamento sopra i motti è disegni d'arme e d'amore volgarmente chiamati imprese." [Venet. 1556. 8. Lione 1559. 4. Ibid. 1574. 8.] Französisch von *Vasquin Philieul*, Lyon. 1561. 4. Spanisch von *Alonso de Ulloa*, Lyon. 1562. 4.). Sehr wichtig für Giovio's Lebensverhältnisse und Charakter sind seine vertraulichen Briefe, welche L. Domenichi unter dem Titel „Lettere volgari" (Venet. 1560) gesammelt hat; die Sammlung ist aber beiweitem nicht vollständig und viele andere Briefe sind noch in andern Werken zerstreut; so findet man deren 34 in *Dion. Atanagi* „Lettere facete." (Venet. 1582. 2 Voll.) Die Ausgabe der sämmtlichen lateinischen Werke Giovio's („Opera, quotquot extant, omnia." [Basil. 1578. 6 Partt. in 2 Voll. F.]) ist schön und gut; die biographischen Schriften sind auch besonders gesammelt (Basil. 1559—1561. 4 Voll.), ebenso die geographischen („Descriptio Britanniae," „Moscovia," „Descriptio Larii lacus") unter dem Titel: „Descriptiones quotquot extant regionum atque locorum." (Basil. 1571. 8. Ibid. 1578. F.) — Zieht man nun aus allen diesen zahlreichen Werken ein Urtheil über den schriftstellerischen Charakter Giovio's überhaupt und über den Werth seiner historischen Leistungen insbesondere, so muß es, auch wenn man völlig ohne Haß, ja sogar mit Vorliebe dabei verfährt, für den Verfasser sehr nachtheilig ausfallen. Welche Begriffe er von der Würde eines Geschichtschreibers hatte, geht aus einer vertrauten Äußerung in einem seiner Briefe[12]) am besten hervor. Nach der

10) Lettere volgari. p. 66.

11) Auch betitelt: Elogia doctorum virorum ab avorum memoria publicatis ingenii monumentis illustrium. 12) Lettere volgari. p. 12. Die Stelle, welche Giovio so trefflich charakteri-

Behauptung, daß es ein altes Vorrecht des Historikers sei, je nach seinem Willen und nach seinen Absichten die handelnden Personen mit Lob oder Tadel zu überschütten und die Wahrheit durch den Glanz der Darstellung zu verhüllen, bricht er in die merkwürdigen Worte aus: „Ich müßte doch ein Narr sein, wenn ich nicht meine Freunde und Gönner dadurch, daß ich sie ein Drittheil mehr gelten lasse, als die weniger gut gegen mich Gesinnten, zu meinen Schuldnern machen wollte. Ihr wißt wohl, daß ich nach diesem heiligen Vorrechte Einige in reichen Brocat, Andere aber in schlechtes Zeuch gekleidet habe, je nachdem sie es um mich verdienten. Wer spielt, wagt; necken sie mit Pfeilen, so lasse ich grobes Geschütz spielen; wer den Kürzern zieht, mag zusehen, wie ers treibt. Ich weiß, daß sie sterben müssen, und nach dem Tode, dem Ziele alles Streites, sind wir frei." Damit stimmt auch die ihm zugeschriebene Äußerung[13]): er habe zwei Federn, eine goldene und eine eiserne, und bediene sich je nach den Umständen der einen oder der andern, vollkommen überein. Wie kann man nun bei einem solchen Manne den einem Historiker unentbehrlichen Eifer für Rechtlichkeit und sittliche Größe und Güte suchen? Wer selbst gesteht, daß seine Feder feil und daß er die Thaten der Zeitgenossen nach ihrer Bezahlung darstelle, kann unmöglich Glauben verdienen. Man muß aber die Unzuverlässigkeit dieses Mannes um so mehr bedauern, da seine Verbindung mit den Großen ihn den Gang der Begebenheiten leicht erkennen ließ und ihm über Vieles, was andern Geschichtschreibern jener Zeit dunkel blieb, Aufschluß geben konnte. Statt die ihm zugänglichen Quellen gewissenhaft zu benutzen und als Historiker das als wahr Erkannte zu ordnen und zu verbinden, urtheilt er über Alles höchst leichtsinnig, vertheidigt eifrigst die tadelhaftesten Dinge und begeifert die edelsten Handlungen, wenn die Personen, die sie verrichteten, seinen Beifall nicht haben. Und dennoch sind seine Werke zur Beurtheilung der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts unentbehrlich und können auch dem Forscher, der das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden versteht, von bedeutendem Nutzen sein. Die Darstellung selbst ist, obschon manchmal etwas zu breit, im Ganzen gelungen zu nennen, die Sprache ist gut, doch etwas zu phrasenreich und prunkend[14]).

(*Fr. Wilh. Theile* u. *Ph. H. Külb.*)

sirt, mag im Originale hier stehen: „Sapete bene, che l'historia dee esser sincera, nè punto bisogna in esse scherzare, se non in una certa et poca latitudine donata allo Scrittore per antico privilegio di potere aggravare et allegerire le persone de' vizj, ne' quali peccano, come per lo contrario con florida et digiuna eloquenza alzare et abbassare le virtù secondo i contrapesi et meriti loro. Altrimenti io starei fresco, se gli amici miei e padroni non mi dovessero essere obbligati, quando gli faccio valere la sua lira un terzo piu, che a' poco buoni et mal costumati. Ben sapete che con questo santo privilegio ne ho vestito alcuni di broccato riccio, et al rovescio alcuni per loro meriti di brutto canovaccio, et zara a chi tocca, e se essi haranno saette da berzagliare, noi giocheremo di artiglieria grossa et poi a rifare del resto a chi si harà il peggio. So ben io, ch'essi morranno, et noi camperemo dopo la morte, ultima linea delle controversie."

13) *Tiraboschi* l. c. p. 266. 14) Vgl. *P. Bayle*, Dictionnaire historique, Art. „*Jove.*" *J. P. Niceron*. Mémoires pour servir à l'hist. des hommes illustres. Tom. XXV. p. 358 sqq. J. D. Köhler's historische Münzbelustigung. 12. Bd. S. 1—8 (wo man auch die Abbildung und Erklärung einer im J. 1552 auf Giovio geschlagenen Denkmünze findet). *G. Tiraboschi*, Storia della Letteratura Italiana. Tom. VII. P. II. (Rom. 1784. 4.) p. 259—268. Biographie universelle. Tom. XVII. p. 430—435 (ganz nach Tiraboschi).

JOWA. 1) Ein District oder eine Grafschaft in dem seit dem 20. Apr. 1836 eingerichteten, den Vereinsstaaten von Nordamerika gehörigen Gebiete Wisconsin, das sich ostwestlich von dem See Michigan bis zum Flusse White-Earth (links zum Missouri) und südnördlich von der Grenze der Staaten Illinois und Missouri bis an die britisch-nordamerikanischen Besitzungen erstreckt. Der District Jowa nimmt den südwestlichen Theil dieses Gebietes längs des rechten Ufers des obern Mississippi ein und wird von den großen Zuströmen des letztern, dem obern und untern Joway, worüber dieser Artikel nachzusehen ist, sowie von dem Flusse Des Moines durchströmt, der einen Lauf von etwa 100 geogr. Meilen entwickelt, wovon 85 für große Boote schiffbar sind, und sich an der Grenze dieses Districts und des Staates Missouri unter 40° 22′ nördl. Br. in den Mississippi ergießt. Der District ist im Allgemeinen fruchtbar zu nennen, da er nur längs des Mississippi, und zwar oberhalb der Felseninsel, einige Sumpfstriche in sich schließt, und ist reich an vielerlei Producten; doch machen seine Bleiminen seinen Hauptreichthum aus. Bis vor wenigen Jahren war er noch das Jagdgebiet der Joways, der Sauks und der Fuchsindianer, die sich seit 1833 gegen seine Westgrenze hin, wenn nicht schon über den Missouri hinüber, zurückgezogen haben, deren Zahl aber auf jeden Fall zu gering ist, um die Ansiedlungen der Weißen ernstlich beunruhigen zu können. Diese Ansiedlungen mehren sich mit jedem Tage und mit ihnen die Bevölkerung, sodaß der District sich wol bald von dem Gebiete Wisconsin trennen und einen eigenen Freistaat bilden wird. (*Klähn.*)

2) Nebenflüsse des Mississippi, s. Joway.

JOWAHIR, auch **JAWAHIR**, bei Berghaus (Karte der Himalaja-Länder) Djuwahir geschrieben und Dschöwahir zu sprechen, ist ein Thal an der Nordostgrenze von Ghurwal im Himalaja, nach welchem eine Riesengruppe dieses Gebirges benannt ist; es liegt zwischen der Quelle des Kali-Nuddi oder West-Goggra und der des Dauli-Ganga. Der höchste Pik dieser Kette ist 24,160 pariser Fuß hoch und liegt 30° 22′ 19″ nördl. Br. und 79° 57′ 22″ östl. L. von Greenwich; zwei andere Piks derselben Gruppe geben diesem an Höhe nicht viel nach; der eine (30° 18′ 30″ nördl. Br., 79° 45′ 54″ östl. L. v. Gr.) hat 22,079 par. F.; der andere (30° 30′ 42″ nördl. Br. 79° 51′ 33″ östl. L. v. Gr.) 21,879 par. F. über der Meeresfläche. (Vgl. Ritter, Erdkunde, Asien II. S. 540. 1015 und die das. angef. Stellen.) In diesen Thälern wohnen die Joyar, auch Jewaur, Jouar und Jouari-Marchas geschrieben, welche sich vorzüglich mit Handel beschäftigen und fast den ganzen Handel in den Himalaja-

gebirgen, insbesondere den mit Undesa, in ihren Händen haben *). (*Theodor Benfey.*)

JOWAUR, Küstendistrict der vorderindischen Provinz Aurungabad, Präsidentschaft Bombai, welcher im Norden an Guzerate, im Nordosten an Baglana, im Osten an Sungumnere jenseit der Gats, im Süden an Callianee, im Westen an das arabische Meer grenzt. Sein Hauptfluß ist der Sooria, unweit dessen unter 19° 15′ nördl. Br. und 90° 57′ L. die gleichnamige Hauptstadt desselben liegt. (*G. M. S. Fischer.*)

JOWAY oder **JOWA**, oberer und unterer. Dies sind zwei linke Zuströme des obern Missisippi im Districte Jowa des den nordamerikanischen Freistaaten gehörigen Gebietes Wisconsin, von denen der obere sich nördlich vom Fort Crawford, der untere unterhalb des Forts Armstrong einmündet. Der obere hat eine Entwickelung von etwa 45, der untere von 55 geographischen Meilen, und beide sind weit hinauf für Boote schiffbar. (*Klähn.*)

JOWAYS oder **JAWAYS** (die) sind ein Zweig der großen Indianerfamilie der Sioux oder Dacotas, welche westlich vom Missisippi in den nordamerikanischen Freistaaten wohnen und eine ganz besondere, von der der Algonkinen (dem Lenni-Lenape) ganz verschiedene Sprache sprechen. Diese Joways, deren Zahl Lewis Coß, der Staatssecretair für das Kriegsdepartement der Vereinigten Staaten, auf 1000 Seelen angibt und welche nach Hinton (II. p. 425) 100—200 Mann in das Feld stellen können, wohnten vor einigen Jahren noch westlich vom Missisippi in dem zum Gebiete Wisconsin gehörigen Districte Jowa, und zwar zwischen den Flüssen Ober- und Unterjowa, sowie längs des an Wildpret so reichen Ufers des Des Moines; ihre nördlichen Nachbarn waren die eigentlichen Sioux oder Dacotas, ihre östlichen die Sauks und die Foxes (Fuchsindianer) vom Stamme der Algonkinen, mit denen sie jetzt wahrscheinlich im westlichen Theile des Districts Jowa sitzen, wenn sie nicht bereits den Missouri passirt sind, um weiter gegen die Felsengebirge hin zu wandern. (*Klähn.*)

JOWNSAR (bei Ritter, Erdkunde: Asien II. S. 884 Junsar, zu sprechen Dschaunser) ist eine kleine Landschaft im Himalaja zwischen den Flüssen Jamuna und Tonse und den Ländern Sirmore und Gherwal. Mitten hindurch fließt der Omla (bei Ritter) oder Ormlow (bei Hamilton). Es ist im Ganzen ein wildes Gebirgsland; in dem geringen ebenen Theile dagegen ist es productiv, sodaß der Pächter dem Landeigenthümer die Hälfte des Ertrages abgeben muß. Diejenigen Einwohner, welche einen größern Viehstand besitzen, bauen Turmerik, Ingwer, Weizen und Reis; diejenigen aber, welche nur ein oder zwei Paar Buckelochsen haben, müssen sich auf den Anbau von geringern Cerealien beschränken, die nur zu ihrer eigenen Subsistenz hinreichen. Der größere Theil der Einwohner lebt von Arbeit in den Minen und vom Einsammeln und Verkaufen wildwachsender Früchte, wie Wallnüsse, Granatäpfel u. s. w.

*) Ritter a. a. O. 509, 511, 679, 1002 und die daselbst angeführten Stellen.

Jownsar stand früher unter der tyrannischen Regierung der Herren von Sirmore. Mit diesem zugleich gerieth es 1805 in die Botmäßigkeit der Gorkhas. Diese übergaben es verschiedenen Sirdars, aber unter Tributbedingungen, welche das Land nicht erschwingen konnte. Daraus gingen die größten Gewaltthätigkeiten hervor; unter Anderm konnten die Gorkhasoldaten die Einwohner greifen und verkaufen. Seitdem die Gorkhas von den Engländern aus diesen Gegenden vertrieben wurden, ist Jownsar von Sirmore getrennt und zu den englischen Besitzungen in Ostindien geschlagen.

Jownsar ist in 26 sogenannte Kuts getheilt, deren jede einen Seanna oder Hauptmann hat; außer diesem hat auch noch jede Dorfschaft einen. Jeder Seanna stellt für seine Abgabe, nachdem ihr Betrag bestimmt ist, einen Banquier zu Kalsee, der Hauptstadt von Jownsar, als Bürgen für die richtige Einhaltung der Termine. Außer diesen Seannas existiren noch vier Hauptseannas, in deren Familien seit unvordenklicher Zeit die allgemeine Aufsicht über Jownsar bezüglich finanzieller und richterlicher Verhältnisse erblich ist. So lange Jownsar von Sirmore abhängig war, bestraften sie Criminalfälle nach folgenden Principien: Blut für Blut, Verlust der Augen für Diebstahl, Verlust der Nase, Ohren, Finger, Gefängniß, körperliche Züchtigung für geringere Verbrechen je nach ihrem Ermessen. Der Ehemann hatte absolute Gewalt über seine Frau; im Fall eines Ehebruchs konnte er sie, ihren Verführer und die Mitschuldigen tödten.

Unter der Gorkhaherrschaft wurden nur Verbrechen gegen deren Souverainetät oder Finanzanordnungen bestraft; im Übrigen gab es kein Recht, sodaß ein Zustand gegenseitiger Gewaltthätigkeit einriß.

Seit der englischen Besitzergreifung sind die Finanzverhältnisse auf die Basis des bestehenden Systems geordnet. Die Einnahmen wurden mit Leichtigkeit erhoben und trotz des Rufes der Turbulenz, in welchem die Einwohner von Jownsar standen, war schon 1815 das Land so ruhig, daß kein Sepoy nöthig war.

Die Wege sind überaus schlecht und für Fußgänger und selbst Poneys gefährlich. Die beste Straße ist die längs dem Omla.

Die Hauptstadt dieser Landschaft ist Kalsee, welches zugleich der Hauptmarkt für das ganze Gebiet zwischen dem Sutuleje und Tonse ist und selbst für die Waaren aus Gherwal und Bussaher. Hier fließen die Producte der Berggegenden zusammen und werden von da in die Ebene spedirt. Sie liegt 30° 31′ 24″ nördl. Br., 77° 40′ östl. L. v. Gr. (Ritter II. S. 884. *Hamilton* Description of Hindostan. II. p. 631), etwa vier geographische Meilen von Nahan und eine vom Zusammenflusse des Tonse und der Jamuna am Flusse Omla, der sich ebenfalls mit jenen vereinigt. (*Theodor Benfey.*)

JOWORINA, nach Blumenbach, eigentlich aber Jaworina, einer der höheren Berge der Centralkarpathen, der sich an der Grenze Ungarns und Galiziens, und zwar der arwaer Gespanschaft und des sandecer Kreises, zwischen den Bergen Volovecz und Bobrovecz erhebt und mit ihnen und den noch nördlicher gelegenen Bergen der Kar-

kafka-Skala und Magura das westliche Thalgelände des kaum erst entstandenen schwarzen Dunajecz bildet. (*G. F. Schreiner.*)

JOWOROWO, eigentlich und schriftgemäß Javorovo, einer der höhern Berge der ungarischen Centralkarpathen, welcher sich im nordöstlichsten Theile der liptauer Gespanschaft Niederungarns, dem 6122 Fuß hohen Nepibibbu gegenüber, im Norden des Koprovathales erhebt und noch mehr als die Velka Koprova gegen Süden vorspringt. (*G. F. Schreiner.*)

JOWRA (auf Berghaus' Karte von Vorderindien Djowrah geschrieben), eine Stadt im Gebiete der Holkardynastie im District Mundissor in Malva in Vorderindien, etwa 24° 15′ nördl. Br. und 74° 50′ östl. L. von Paris an der Straße von Mundissor nach Udjein. (*Theodor Benfey.*)

JOWRIES, Eilande, eine Gruppe von kleinen Inseln an der Küste des südlichen Theils von Tunis, dem Dorfe Tobulba gegenüber. (*A. Keber.*)

JOXIDES waren eine Athenienſische Colonie, welche sich in Karien angesiedelt hatte. Theseus hatte, der Sage zufolge, mit des Fichtenbeugers Sinnis Tochter Perigune den Melanippus erzeugt. Ein Sohn des Letztern, Joxos, führte in Verbindung mit Ornytos eine Colonie nach Karien aus. Sie beobachteten die Gewohnheit, das Schilf und den wilden Spargel nicht zu verbrennen, sondern als heilig zu betrachten, weil sich Perigune in Schilf und wilden Spargel versteckt hatte, als ihr Vater erschlagen war und Theseus, als er sie dort fand, ihr Wohlwollen bezeigte; s. *Plutarch*, Vita Thesei, VIII. (*Pet. Friedr. Kanngiesser.*)

JOXOS (Ἴωξος), Sohn des Melanippos, des Sohnes des Theseus, führte mit dem Ornytus eine Colonie nach Karien: von ihm die Joxiden (*Plut.* Thes. VIII). Diesen war es ein altes Herkommen, weder den dornigen Asparagos (ἀσφάραγος), noch das Kraut Stöbe (στοιβή) zu verbrennen, sondern es in Ehren zu halten. Perigune nämlich, Tochter des Sinnis, den Theseus tödtete, floh vor dem Theseus in ein mit solchen Gewächsen besäetes Dickicht und flehte es wie ein Lebendes an; sie wolle es weder verbrennen noch vertilgen, wenn es sie jetzt decken und schirmen würde. Theseus schonte sie und zeugte mit ihr den Melanippos. (*B. Matthiae.*)

Joyar, s. d. Art. Jowahir.

JOYAUT (N. N.), genannt Assas. Ahnenlos und gewissermaßen auch namenlos für die Nachwelt, in sofern dieser wenigstens seine Vornamen unbekannt bleiben dürften, wurde Joyaut 1778 zu Lénac in der Bretagne geboren. Seine Jugend verhinderte ihn, Theil an dem ersten Aufstande der Bretagne im J. 1793 zu nehmen und rettete ihn aus dem berüchtigten Tempelgefängniß, in welches man ihn im Jahre VII der Republik (1798) als Mitglied der Chouans, denen er zu Rennes beigetreten war, mit vielen Andern geworfen hatte. Nach dem verunglückten zweiten Aufstande im achten republikanischen Jahre, während dessen er öffentlich für Georges Cadoudal geworben hatte, der ihn dafür zu seinem aide de champ (Generaladjutanten) ernannte, kam er, die Amnestie geltend machend, nach Paris und blieb daselbst angeblich in Handelsangelegenheiten bis zum J. 1800. Seine Theilnahme an dem gegen Bonaparte gerichteten und durch die berüchtigte Höllenmaschine zu vermittelnden Mordplane (am 3. Nivose, 24. Dec. des letztgenannten Jahres) setzte ihn von Neuem den Verfolgungen der Polizei aus. Er entging diesen nach langem Herumirren endlich glücklich dadurch, daß es ihm gelang, nach der Insel Jersey und von da nach London zu entkommen. Hier schloß er sich sogleich wieder an Georges an und begleiteten diese in den ersten Tagen des August nach Paris. Zu bekannt ist es, wie die Plane der Verschwornen durch den Schutzgeist Napoleon's scheiterten, als daß es einer ausführlichen Erzählung bedürfte. Joyaut wurde verhaftet, abermals in den Tempel gesetzt, am 21. Prairial des Jahres XII (19. Jun. 1804) zum Tode verurtheilt und erlitt diesen mit Georges und eilf Andern am 25. Juni, treu seinem Könige, dem er noch in seinen letzten Augenblicken ein wiederholtes „Lebehoch" brachte*). (*G. M. S. Fischer.*)

JOYEUSE. A. Erdbeschreibung.

1) Joyeuse (44° 28′ nördl. Br.; 21° 55′ östl. L. v. F.; absolute Höhe 559 pariser Fuß), Stadt und Cantonshauptort im Bezirk l'Argentière des französischen Departements der Ardèche. Sie liegt am Ostfuße der Sevennen und am Flusse Beaune und zählt 1610 Einwohner, welche Seidenspinnereien unterhalten. Sie war im Mittelalter der Hauptort einer Baronie, welche im J. 1432 zu einer Vicomté, im J. 1581 aber zu einem Herzogthume erhoben wurde. In meteorologischer Hinsicht ist die Stadt wegen ihrer großen jährlichen Regenmenge merkwürdig, die wahrscheinlich größer ist, als an irgend einem Orte in der Senkung zwischen dem Alpengebirge und den Sevennen; sie beträgt nach einem Durchschnitt von 25 Jahren im Mittel 47 Zoll 11,7 Linien, steigt aber zuweilen bis auf 80 Zoll. Im J. 1827 betrug sie nicht weniger als 81 Zoll 2 Linien. (*Klähn.*)

2) Joyeuse, auch Allegranza genannt, eine kleine, ganz unbebaute Felseninsel, nördlich von der canarischen Insel Lancerota. Sie liegt unter 29° 25′ nördl. Br., 15° 51′ östl. L. von Paris. (*R.*)

B. Genealogie und Biographie.

Das Städtchen Joyeuse in dem alten Vivarais, oder in dem Bezirke von l'Argentière, des Ardèchedepartements, bildete mit seinen Zubehörungen eine Baronie, welche Randon von Châteauneuf gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts mit Vierne von Anduze, einer Tochter Bernhard's und der Erbin von Joyeuse, der Frau Vierne von Luc, erheirathete. Randon's Enkel, Bernhard, der in den Kriegen der Gascogne, z. B. 1341, mit 10 Edelknechten diente, heißt ausschließlich Baron Joyeuse, und dieser Name ist seinen Abkömmlingen verblieben, namentlich dem Sohne Randon I. und dem Enkel Ludwig I. Dieser führte zu dem Feldzuge in Flandern, 1383, eine

*) Vgl. Biographie universelle.

Compagnie von 32 Helmen, empfing auch im folgenden Jahre von dem Herzoge von Berry Bestallung zu neuen Truppenaushebungen, welche zu Unterdrückung gewisser, damals in Languedoc vorherrschender Ketzer, der Tuchins, verwendet werden sollten. Diesen Ketzern hat Ludwig in der That gewaltig zugesetzt, dann zu einer Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande sich angeschickt, wie das aus seinem zu Aiguesmortes, 27. Oct. 1390, errichteten Testament hervorgeht. Aus seiner zweiten Ehe mit Tiburgis, Frau auf St. Didier, la Mastre, Lapré, verm. 26. Mai 1379, kam der einzige Sohn, Randon II., welcher, gleichwie seine Nachkommen, laut der Ehepacten seiner Mutter, in sein Wappenschild jenes der von St. Didier aufnehmen mußte, auch 1424 als Statthalter in Dauphiné vorkommt. Sein Sohn Ludwig II. Baron und nachmals, vermöge königlichen Diploms vom Juli 1432, Vicomte von Joyeuse, gerieth in der Schlacht bei Crevant 1423 in Gefangenschaft, wurde von dem König mit einer Pension von 2000 Livres und mit dem Genusse des Schlosses Solset für seine und seiner Frauen Lebtage begnadigt, und errichtete sein Testament am 25. März 1441. Aus seiner Ehe mit Johanna Louvet, verm. 29. März 1419, die ein Ehrenfräulein der Königin Maria, der Gemahlin König Karl's VII., und eine Schwester jener Maria Louvet, des großen Bastards von Orléans erster Gemahlin, war, kamen der Sohn Tanneguy, dann drei Töchter. Tanneguy, Vicomte von Joyeuse, Ritter des Stachelschweinordens seit 1438, Amtmann von Maçon, Seneschalk, Amt- und Hauptmann von Lyon 1460, behauptete sich durch Vertrag vom 20. März 1446, in dem Besitze der Schlösser Gropières und Becdejou, diente 1461 mit 20 Lanzen und 60 Schützen in dem für die Wiedereinnahme von Genua ausgerüsteten Heere und testirte zu Joyeuse, 22. Mai 1486. Frau Blanca von Tournon, Anton's Tochter, verm. 20. Juni 1448, hatte ihm fünf Kinder, darunter die Söhne Wilhelm I., Karl und Ludwig, geboren. Karl von Joyeuse, Abt von Chambon, wurde am 10. Sept. 1483 zu dem bischöflichen Stuhle von St. Flour befördert. Von Ludwig entstammt die weiter unten besprochene Linie in Grandpré. Wilhelm I., Vicomte von Joyeuse, Baron von St. Didier, Rath und Kammerherr des Herzogs von Bourbon, hinterließ aus seiner Ehe mit Anna von Balsac die Söhne Karl, Ludwig, Bischof zu St. Flour, Wilhelm, Bischof zu Aleth und Abt von Chambon, 1540, Jacob, Abt von St. Antoine bei Vienne, und Domdechant zu le Puy, gest. 27. Juni 1542, Theobald, Rhodiserritter, und Johann. Karl folgte, als der älteste Sohn, in dem Besitze der Vicomté Joyeuse, war auch, vor 1497, König Karl's VIII. Enfant d'honneur, und errichtete sein Testament am 23. Juni 1532. Von den Söhnen seiner Ehe mit Franziska von Meuillon blieb der ältere, Ludwig, in der Schlacht bei Pavia, der jüngere, Jacob, Vicomte von Joyeuse, ein Jüngling von 20 Jahren, starb 1540, nachdem er den Oheimen seine Erbschaft zugesichert. Unter diesen der einzige Laie, Johann, auf St. Sauveur, folgte demnach dem Neffen in dem Besitze der Vicomté; es war derselbe auch Ritter des St. Michaelordens, des Connétable von Montmorency Lieutenant-général in dem Gouvernement von Languedoc, und durch königliche Verleihung vom 11. April 1553, Gouverneur und Hauptmann der Stadt Narbonne. Sein Testament ist vom 3. Febr. 1555; am 22. Nov. 1518 hatte er sich mit Franziska de Voisins, der Erbin der Baronie Arques, 1½ Stunde von Aleth, wie auch der Herrschaften Puyvert und la Tour de Fenouillet verheirathet. Sein älterer Sohn, Johann Paul, Vicomte von Joyeuse, ist unverehelicht geblieben, laut des von demselben am 18. Januar 1557 errichteten Testaments.

Der jüngere, Wilhelm II., war dem geistlichen Stande bestimmt und bereits mit dem Bisthum Aleth versorgt, als des Bruders Ableben ihn, der die Weihen noch nicht empfangen hatte, veranlaßte, seine Pfründen aufzugeben, um sich zu verheirathen. Besitzer der Vicomté Joyeuse, der Herrschaften St. Didier, Laudun, Puyvert, Arques und Covissac, mußte er dem größten Hause ein angenehmer Schwiegersohn sein. Die Frau, welche er sich erkor, brachte ihn zu naher Verwandtschaft mit dem mächtigen Hause Montmorency. Er vermählte sich um 1560 mit Maria von Batarnay, einer Tochter Renat's, des Grafen von Bouchage, aus dessen Ehe mit Isabella von Savoyen-Villars. Die junge Frau war demnach nicht nur eine sehr reiche Erbin, sondern auch die Nichte jener Magdalena von Savoyen, welche so vollständig ihren Gemahl, den Connétable Anna von Montmorency, beherrschte. Gleichsam als ein Hochzeitgeschenk empfing Wilhelm 1561 die Lieutenance-générale von Languedoc, welche bis dahin Honorat von Savoyen gehabt, jedoch hatte aufgeben müssen, weil der Admiral von Coligny ihn einer Bedrückung der Protestanten anklagte. Der Frau des Connétable soll der ihrem Bruder angethane Schimpf eine Veranlassung mehr geworden sein, ihren Eheherrn zum Bruch mit Coligny zu führen. Arbeit genug fand Joyeuse in seiner Provinz, wo Jacob von Crussol auf Beaudisner, der von den Protestanten bestellte Gouverneur von Languedoc, ihm feindlich gegenüber stand, und eben, 1562, Magalas und Lespignan genommen hatte. Joyeuse führte eine furchtbare Artillerie zu Felde, 4 schwere Batteriegeschütze, 2 Feldschlangen, 2 Batardes und 4 Feldstücke. Lignan, des Bischofs von Beziers festes Haus, eine Stunde von Beziers, setzte ihm nur geringen Wiederstand entgegen. Dann legte er sich vor Lespignan, ließ es beschießen und zwei Mal bestürmen, den dritten Sturm wollte die Besatzung nicht abwarten, sie capitulirte, und ebenso auch Montagnac, wo Joyeuse, ungeachtet des den Vertheidigern bewilligten freien Abzugs, vier Mann, darunter einen Edelmann des Namens de Bomail, zum Tode schickte. Unterdessen hatte Beaudisner aus den Cevennen und aus Vivarais, von Nimes, Uzès und Lunel her zahlreiche Verstärkungen empfangen, und den 14. Juli 1562 gegen Mittag Pezenas erreicht, entschlossen, daselbst mit Joyeuse zu schlagen. Dieser erwartete getrost den Angriff, da er seine zahlreiche Artillerie in mehren Batterien auf das Vortheilhafteste vertheilt hatte. Gleichwol nahm das Treffen in seinem Beginne eine widrige Wendung. Begünstigt durch eine glänzende Cavaleriecharge drang eine feindliche Colonne, 500 Arkebusierer stark, bis zu dem

Fuße der Verschanzungen vor, hier aber wurde sie durch eine Artilleriesalve empfangen, welche die beiden ersten Glieder niederstreckte und dem Rest der Stürmenden solchen Schrecken einjagte, daß sie aus einander stäubten und ihre Waffenbrüder sämmtlich in ihre Flucht verwickelten. Die einbrechende Nacht wehrte der Verfolgung, sodaß der Verlust an Todten auf beiden Seiten kaum 100 Mann überstieg. Fünf von Beaudisner's Fahnen blieben in der Sieger Gewalt, es mußten sich auch Clermont, Gignac, St. Andien und Frontignan an sie ergeben. Beaudisner, nachdem er vergeblich getrachtet, seine Scharen wiederum zu sammeln, verstand sich zu Unterhandlungen, in welchen er dem Januaredict Gehorsam und die Räumung von Pezenas und Béziers versprach, auch den Vicomte von Joyeuse in der Eigenschaft eines Lieutenant-général der Provinz anerkannte. Pezenas wurde demnach am 23. Juli überliefert; Colombières hingegen, der als des Vicomte Stellvertreter mit seinem Volke in Béziers eingelassen zu werden verlangte, fand kein Gehör und mußte, Angesichts der verschlossenen Thore, abziehen. Gleichzeitig empfing Beaudisner eine bedeutende Verstärkung, von dem Baron Des Adrets abgesendet, daß er nicht weiter durch den eingegangenen Vertrag sich gebunden wähnte. Bereits am 10. Aug. unternahm er die Belagerung von Frontignan, aber wenn er auch zu Loupian einen bedeutenden Vortheil über die von Joyeuse der Besatzung zum Beistand ausgesendeten Völker errang, mußte er doch nichtsdestoweniger von der belagerten Stadt mit Schanden abziehen, und Joyeuse, der mittlerweile gegen 6000 Mann Fußvolk und 2000 Reiter zusammengebracht hatte, ließ durch diese Macht, welche er den Befehlen seines Mestre-de-camp, de Connas, untergeben hatte, vom 2. Sept. ab die Stadt Montpellier, der Reformirten wichtigstes Bollwerk in jenen Gegenden, einschließen. Dort hatte Beaudisner bedeutende Streitkräfte vereinigt, und zweckmäßig sie verwendend, auch der Eigenthümlichkeiten der Lage möglich sich bedienend, gelang es ihm, diejenigen, die ihn zu belagern gekommen waren, vielmehr in ihren Linien einzuschließen. Der Untergang des katholischen Heeres schien unvermeidlich, als Des Adrets in einem Gewaltmarsch von zwei Tagen die Strecke von Pont-St. Esprit bis Montpellier zurücklegte und am 13. Sept. mit 800 reitenden Arkebusierern bei seinen Glaubensbrüdern eintraf. Sogleich veranstaltete er einen Ausfall, dem in der zweiten Nacht ein allgemeiner Angriff des feindlichen Lagers folgte. Beinahe war dessen letzte Schutzwehr, der Wall, erstiegen, da empfing Des Adrets die Kunde von der Einnahme von Vienne, durch den Herzog von Nemours vollbracht, und auf der Stelle führte er seine Colonne in die Stadt zurück. Der Bewegung mußten, wenn auch ungern, Beaudisner und Bouillargues mit ihren Colonnen folgen, und das katholische Heer war, da Des Adrets sofort der Dauphiné zuzog, ungezweifelter Vernichtung entgangen; denn viel zu spät mußte im günstigsten Falle der Entsatz eintreffen, den, von der verzweifelten Lage des Belagerungsheeres vor Montpellier unterrichtet, der Graf von Sommariva von dem linken Ufer der Rhone herbeizuführen sich beeilte. Weit entfernt aber von einem günstigen Erfolge, erlitt Sommariva am 27. Sept. die vollständigste Niederlage; von seinem Fußvolk blieben über 2000 Mann auf dem Platze, während die Sieger nur zwei Schützen, der eigenen oder ihrer Cameraden Unvorsichtigkeit Opfer, verloren haben sollen. An demselben 27. Sept. war Joyeuse endlich im Lager vor Montpellier eingetroffen; ihm folgte eine Verstärkung von sechs Fähnlein. Bitter tadelte er die Stellung, welche seine Lieutenante dem Belagerungsheer gegeben, und sofort war er bemüht, ihre Irrthümer zu verbessern. Auch der Glaubensmarschall, Philipp von Levi-Mirepoix, fand sich mit einer Verstärkung ein, und im Walde von Grammont, bei den Sandbänken, les Arenasses genannt, erfocht er einen bedeutenden Vortheil über Grille, der, von Lunel kommend, seinem Feldherrn Beaudisner in Montpellier eine Truppenzahl von Belang hatte zuführen wollen. Aber dessenungeachtet wollte die Belagerung selbst keinen Fortgang gewinnen, und sicherlich nicht ohne des Vicomte Zuthun hat der Bischof von Aleth am 2. Oct. mit Grille eine Unterhandlung angeknüpft, deren Resultat der Katholiken ungestörter Abzug aus ihrem verpesteten Lager war, unter den Umständen fürwahr ein höchst günstiges Resultat. Anders urtheilten die Soldaten, die bis zum letzten Augenblicke auf die Plünderung von Montpellier gerechnet hatten; einigermaßen sie zufrieden zu stellen, mußte Joyeuse das benachbarte Florensac ihnen Preis geben. Le Pousan hingegen, Bourg-sur-le-Rhône, la Tour de la Charbonnière wurden ihm gewaltsam entrissen, in Aiguesmortes fielen die gewaltigen Salzvorräthe in des Feindes Hände, der zweimal wiederholte Versuch, durch Überfall Béziers zu nehmen, wurde vereitelt, und die Belagerung von Agde, mit welcher am 30. Oct. der Anfang gemacht worden, mußte Joyeuse, nachdem zwei vergebliche Stürme ihm viel Volks gekostet hatten, am 4. Nov. aufheben. Auf dem Rückzuge noch erlitt seine Nachhut empfindlichen Verlust. Genugsam hatte er seine Unfähigkeit, die vielfach angefochtene Provinz zu vertheidigen, an den Tag gelegt, doch den Neffen seines Amtes zu entsetzen, konnte der Connétable sich nicht entschließen; lieber schickte er seinen Sohn Damville, um als sein alter ego den Lieutenant-général aller Verrichtungen zu entheben. Joyeuse hatte sich einzig mit seinen häuslichen Angelegenheiten zu befassen, bis Damville's Hinneigung zu den Protestanten, indem sie demselben die Feindschaft des Parlaments von Toulouse zuzog, dem Vicomte die Aussicht eröffnete, an dem Urheber der erlittenen Zurücksetzung seine Rache zu kühlen. Joyeuse war einer der ersten, sich für das Parlament zu erklären, 1574, und mit Waffengewalt den Beschützer der Protestanten zu bedrängen, ohne jedoch sonderlicher Erfolge im Felde sich rühmen zu können. Er mußte nach einander die Belagerungen von Caraman, le Mas-de-Ste-Puelle und Peyrans aufheben, ohne darum von seiner Wichtigkeit für den Gang des Kriegs in Oberlanguedoc das Mindeste einzubüßen. Damville sah sich genöthigt, die Hände zu einer Aussöhnung zu bieten, und es darf nicht übersehen werden, daß Joyeuse, sobald er sich von seines Vetters aufrichtiger Rückkehr zu der katholischen Partei überzeugt glaubte, jeden persönlichen Groll

beseitigte. Er führte Damville's Heer vor Montpellier eine Verstärkung von 1500 Mann zu, und nahm Theil an allen Beschwerden der Belagerung, gleichwie an den Gefahren und dem Ruhme der Schlacht vom 30. Sept. 1577, welche dem zum Entsatze aus den Cevennen herbeiziehenden Heere geliefert wurde. Am andern Morgen begegneten sich die beiden Heere abermals auf der Wahlstatt, um das blutige Werk fortzusetzen, als la Noue mit der Friedensbotschaft sich zwischen sie warf. Vermöge der Friedensbedingungen sollte Damville die Markgrafschaft Saluzzo als ein Lehen besitzen, hingegen das Gouvernement von Languedoc aufgeben. Durch die Erfahrung belehrt über die große Wichtigkeit dieses Gouvernements, hatte der König dasselbe in zwei Hälften getheilt, und deren eine dem Sohne des Kanzlers Birago, die andere dem Vicomte von Joyeuse zugedacht. Diese Bestimmung scheiterte an den Zögerungen, und zuletzt an dem offenen Widerspruche Damville's, und der beiden Vettern Groll erwachte in seiner ganzen Stärke. Joyeuse fand einen mächtigen Bundesgenossen in seinem ältesten Sohne, der mit einer Theilung sich nicht mehr begnügend, vielmehr das vollständige Gouvernement seinem Vater zuzuwenden trachtete. Wunderlicher, viele Zeit raubender Umwege bedurfte es, bei der Schwachheit des Königs, um zu solchem Ziele zu gelangen. Als endlich der Marschallsstab des im Januar 1582 verstorbenen Cossé an Joyeuse, den Vater, vergeben, und dieser demnach über eine bedeutende Kriegsmacht verfügen konnte, sollte das seit Jahren verhandelte Project zur Ausführung gebracht werden. Während Joyeuse, der Sohn, in Rom um ein Verdammungsdecret gegen Damville nachsuchte, führte der Vater gegen den gemeinsamen Feind erbitterte Fehde. Verrath sollte ihm das wichtige Béziers überliefern, ein Zufall vereitelte den wohlberechneten Anschlag. Kein besseres Glück fand der Marschall im offenen Felde; Montmorency, der sich beinahe aller geistlichen Gefälle im Lande bemächtigt hatte, und hierdurch die Mittel besaß, monatlich 22,000 Thaler für den Unterhalt eines Heeres von 6—7000 Mann zu verwenden, behauptete aller Orten das entschiedenste Übergewicht gegen die des Nothwendigsten entbehrenden königlichen Truppen, und nach dem Verlust von Clermont-de-Lodève und von mehren andern Städten in Ober-Languedoc sah der Marschall sich veranlaßt, Frieden zu suchen. Montmorency ließ sich mit Erstattung der zu 100,000 Thalern berechneten Kriegskosten abfinden. Diese Summe bezahlte der König und Joyeuse blieb im Besitze seiner Herrschaft über Toulouse und alle der königlichen Autorität noch ferner unterworfene Orte in Languedoc. Hauptsächlich ihm zu Gute unternahm sein Sohn, der Herzog von Joyeuse, im August 1586 seinen Feldzug nach Gevaudan, in Folge dessen er nach Toulouse kam, um den Vater zu begrüßen. Es sollte ihre letzte Zusammenkunft sein; denn das Jahr darauf fanden bei Coutras derselbe Lieblingssohn und dessen jüngerer Bruder den Tod. Es verharrte jedoch der Marschall auch nach diesem traurigen Ereignisse in seiner Fehde mit Montmorency, und er ließ sich nur, August 1589, zu einem Waffenstillstande sich bewegen, als Parlament und Bürgerschaft von Toulouse einstimmig ihn zu ihrem, auch der ganzen Provinz Languedoc, Gouverneur erwählten, zugleich jede andere Bestallung der Art, wer sie auch empfangen haben möchte, widerrufend. Hierzu fühlten sie sich durch die Umtriebe des Bischofs von Comminges veranlaßt, welcher, seit längerer Zeit den Pöbel von Toulouse beherrschend, jetzt demselben in einer neu eingeführten Brüderschaft eine regelmäßige Ordnung und Zucht gegeben hatte, auch mit Spanien verdächtige Beziehungen unterhielt. Der Marschall hatte nicht sobald den Ruf angenommen, als ein Proscriptionsdecret gegen alle vermeintliche Anhänger Spaniens erging, und es konnte der Bischof, wenn auch nicht ausdrücklich genannt, sich hierdurch sattsam gefährdet finden. In Gesellschaft eines Mönchs, welcher bis dahin der vornehmste Agitator in der Stadt gewesen, hielt er sich einige Wochen in der Ile de Tunis verborgen, bis zwei seiner wichtigsten Anhänger, Becat und Monderat, sich zu ihm gefunden. Alle zusammen kehrten am 1. Oct. nach Toulouse zurück und es eröffnete der Mönch seinen Feldzug mit einer wüthigen Predigt in der Kirche de la Dalbade. Als er die Zuhörer genugsam entflammt, faßte der Mönch ein Crucifix in die linke, den Degen in die rechte Hand, legte einen Brustharnisch an, umgürtete sich mit einem Degen, und in dem Aufzuge verließen sie die Kirche, begleitet von vier andern Mönchen, die in den verschiedenen Kirchen Aufruhr zu predigen pflegten, und von etwa 50 Burschen aus der Hefe des Volkes. In demselben Augenblicke begann auf allen Punkten das Geläute der Sturmglocken, und Stentorstimmen verkündigten, wie der Marschall von Joyeuse mit den Ketzern sich verständigt und versprochen habe, sie in die Stadt einzuführen, damit die katholische Religion abgeschafft, die Bürgerschaft ohne Unterschied geschlachtet werde. Eine ungeheuere Volksmenge wälzte sich dem abenteuerlichen Zuge nach, dem Stadthause zu. Da waren alle Thüren verschlossen, aber der Mönch, der Kreuzträger, schlug mit dem Kreuze gegen die Hauptthüre, und der Berührung wichen Schloß und Riegel. Der Sitz aller Behörden befand sich in der Aufrührer Gewalt; denn der Marschall, weit entfernt, an Widerstand zu denken, hatte mit den vornehmsten Bürgern sich nach der St. Stephanskirche geflüchtet, und begnügte sich, alle Zugänge derselben mit Wache zu besetzen. Am andern Tage fand sich auch das Parlament bei ihm ein, und es wurden die Mittel, wie das Volk zu besänftigen sei, besprochen. Von solcher Berathung hörend, führte der Bischof einen bewaffneten Haufen von etwa 600 Mann gegen die Kirche, und ließ zugleich die Drohung vernehmen, daß er, falls der Marschall nicht sofort die Stadt verlasse, seiner sämmtlichen Anhänger Häuser plündern und in Brand stecken lassen werde. Solche Drohung wirkte auf die bangen Herzen der Belagerten, und mit Vorstellungen und Bitten drangen sie in den Marschall, bis dieser sich bewegen ließ, dem Schauplatze des Schreckens zu entweichen und für einige Zeit die Stadt zu verlassen, wie zugleich der Präsident Bertrandi und aus Parlament und Bürgerschaft die Vornehmsten thaten. Ihren Triumph feierten die Sieger in einer burlesken Procession, dann

wurde des Marschalls Wohnung im erzbischöflichen Palast geplündert, und das gleiche Schicksal über seiner Anhänger Häuser verhängt. Schnaubend vor Rache gelangte der alte Herr ins Freie; seine erste Handlung betraf das Parlament, dem er eine benachbarte Stadt zum Sitze anwies, dann entbot er zu seinen Fahnen die Ritterschaft der Provinz. Eine neue, blutigere Fehde schien sich zu entzünden, und daß solche in jedem Falle dem Könige von Navarra zum Vortheil ausschlagen müsse, begriffen selbst die Anstifter des Aufruhrs in Toulouse. Sie ließen dem Marschall Anträge von Unterwerfung und Versöhnung stellen, der aber alles Gehör verweigerte, es sei ihm denn zuvor der Bischof von Comminges, oder, wie er im Zorne sich ausdrückte, der Antichrist mit seinen Jüngern ausgeliefert worden. Dazu wollten die Andern sich nicht sofort verstehen, und es kam zu einem Austausch von Vorschlägen und zu dermaßen langwierigen Verhandlungen, daß mit der zunehmenden Altersschwäche zugleich des Marschalls Zorn erkaltete und er zuletzt sich bequemte, eine seinen zitternden Händen entschlüpfende Gewalt auf seinen Sohn, den Capuciner, zu übertragen. Er suchte und fand Ruhe auf seiner Burg Covissac, im Bisthum Aleth, und daselbst ist er hochbejahrt, im Januar 1592, verstorben. Von sieben Söhnen, Anna, Franz, Heinrich, Anton Scipio, Georg, Honorat, Claudius, überlebten ihn drei. Claudius wurde zugleich mit seinem Bruder zu Courtras ermordet. Honorat starb in der Kindheit. Georg, Vicomte von St. Didier, ein Jüngling von 16—17 Jahren, hatte sich in eine der Pönitenten-Brüderschaften, die eben, März 1583 (1584), auf des Königs Veranstaltung entstanden waren, aufnehmen lassen, und folgte mit den übrigen Genossen der Charfreitagsprocession. Um den Pomp dieser Trauerceremonie zu erhöhen, war sie in die Mitternacht verlegt worden, und von Andacht erfüllt, wollte der Jüngling, ungeachtet der kalten Jahrszeit, mit nackten Füßen den weiten Weg zurücklegen. Es erfaßten ihn die Schauer des Todes, und eine heftige Ruhr, zu welcher ein Nervenschlag sich gesellte, befreite ihn von der Nothwendigkeit, seines Hauses Unglück zu schauen, oder zu theilen. Er starb den 16. April 1584, bevor er seine Ehe mit Claudia von Moy hatte vollziehen können. In der Eheberedung vom 16. Febr. 1583 hatte er dieser reichen Erbin ein Witthum von 2000 Thalern jährlich zugesagt. Die junge Quasi-Witwe heirathete den Grafen von Chaligny, einen Prinzen des Hauses Lothringen.

Anna, Wilhelm's II. ältester Sohn, geb. um 1561, erregte durch die seltene Schönheit seiner Person, und durch ausgezeichnete Gewandtheit in ritterlichen Übungen bei seinem ersten Auftreten als Baron d'Arques, die Aufmerksamkeit König Heinrich's III., der alsbald für ihn die unwürdigste Leidenschaft empfand. Dem Verführer hat der Jüngling nicht zu widerstehen gewußt, wenn auch das Laster niemals gänzlich in seinem Herzen die edlern Regungen erdrücken konnte. Für kriegerischen Ruhm besonders empfänglich, wollte Anna in der Belagerung von la Fère, Juli — Sept. 1580, als des Marschalls von Matignon Lieutenant dienen, und in der königlichen Gunst des nachmaligen Herzogs von Epernon Nebenbuhler, zeigte er bei dieser Gelegenheit sich nicht minder als dessen Nebenbuhler in der Verachtung von Gefahren. Bei einem Ausfalle, 15. Juli, empfing Arques einen Musketenschuß in die Kinnlade, der ihm sieben Zähne wegnahm. Der Verlust muß seiner Schönheit, wenigstens in den Augen des Königs, keinen Eintrag gethan haben, im Gegentheil erscheint von dem an Arques in der Eigenschaft eines premier mignon du roi, und es mußten alle ältern Ansprüche ihm, dann dem einzigen Nogaret weichen. Zwischen den beiden möglichst das Gleichgewicht zu beobachten, wurde des Königs wesentlichste Sorge; doch bleibt immer eine leichte Vorliebe für Arques bemerkbar. Dieser hatte sich z. B. mit Margaretha Chabot, der Haupterbin des reichen Grafen von Charny, verlobt; er mußte jedoch auf des Königs Geheiß wortbrüchig werden, um dessen eigene Schwägerin, die Prinzessin Margaretha von Lothringen, zu heirathen. Sie für den Liebling zu freien, wurde Heinrich de Mesmes mit der Post nach Nancy gesendet, um vom Herzog Karl das Jawort zu fodern, und damit die Prinzessin des Freiers sich nicht zu schämen habe, wurde derselbe, „nostre chambellan ordinaire, capitaine de cent hommes d'armes de nos ordonnances et conseiller de nostre conseil et affaires d'estat" zum Herzoge von Joyeuse ernannt, und sollte „non seulement en nostre cour de parlement, mais aussi en tous lieux et actes de séance ou degrés d'honneur et de rang siéger et marcher, opiner et délibérer, par prérogative particulière, immediatement après les princes, et avant tous autres ducs et pairs quelconques officiers de nostre couronne." Gegründet wurde das Herzogthum, August 1581, auf die von dem Vater an den Sohn überlassene Vicomté Joyeuse, mit Einverleibung der benachbarten Herrschaften Baubiac, Rosières und la Blanchière, la Baume, St. Aubain, St. André und Congères, St. Sauveur und Bec-de-Juin, Lape, Dumières, wie auch der Baronien St. Didier und la Matre. Am 18. Sept. 1581 wurde in der Kammer der Königin ihrer Schwester Verlobung mit dem neuen Herzog vorgenommen, am 24. Nachmittags 3 Uhr ging das Brautpaar nach der Pfarrkirche von St. Germain-l'Auxerrois, um daselbst die priesterliche Einsegnung zu empfangen. Die Braut zu führen, ließ der König sich nicht nehmen, und es folgte ihr ein Zug von Prinzessinnen und Damen in einer Pracht, wie man sie kaum noch im Reiche gesehen. Der König und der Bräutigam trugen dieselbe Kleidung, mit Stickereien und Edelsteinen überladen. Der Trauungsceremonie folgten Turniere, Mummereien, Tanz, Concerte, Geschenke, sodaß allein des Königs Aufwand die Summe von 1,200,000 Thalern überstiegen haben soll. Und doch war er nicht der einzige, welcher Festlichkeiten anstellte. Jeder der bedeutendern Großen hatte seine Fête zu geben, sodaß deren überhaupt 17 gezählt wurden, „auxquels tous les seigneurs et les dames changèrent d'accoutremens, dont la plupart étoient de drap d'or et d'argent, enrichis de passemens, guipures, recareures et broderies d'or et d'argent et pierreries en grand nombre et de grand prix." Ganz eigenthümlich wollte der Cardinal von Bourbon sich in seinem Festin,

10. Oct., zeigen. Er hatte um den König und dessen Gefolge, die Neuvermählten u. s. w. aus dem Louvre nach dem Pré-aux-clercs überzusetzen, eine prächtige Ponte, in Gestalt eines Triumphwagens, erbauen lassen; dem sollten andere Schiffe, Seepferde, Walfische, Tritonen, Sirenen und dergleichen Meerungeheuer vorstellend, vorgespannt werden, und mehre dieser Monstra trugen in ihrem Schoße verborgene Trompeter, „clairons, violons, hautbois, et plusieurs musiciens d'excellence, même quelques tireurs de feux artificiels.“ Aber die Thiere wollten sich in dem Strome nicht nach Vorschrift bewegen, von 4 — 7 Uhr mühte man sich vergeblich ab, den Triumphwagen in Gang zu bringen, und zürnend „je vois bien, que ce sont des bêtes, qui commandent à d'autres bêtes,“ bestieg Heinrich III. einen Wagen, um endlich auf einem Umwege den Pré-aux-clercs erreichen zu können und der bisherigen Feten prachtvollste zu genießen. Besondere Bewunderung entlockte ihm ein gleichsam durch Zauberkraft geschaffener Garten, in welchem, wie im Mai, die herrlichsten Blumen sich entfalteten, und des Juli und August edelste Früchte reiften. Am 15. Oct. gab die Königin ihr Festin im Louvre, und zum Beschlusse wurde das Ballet der Circe und ihrer Nymphen getanzt, „besser erdacht und ausgeführt, als irgend eins der frühern, und in aller Weise bezaubernd.“ Am 16. Abends, bei Fackelschein, fochten 14 weiße gegen 14 gelbe Ritter in der prachtvoll decorirten, weiten Bahn, zu welcher ein Stück der Gärten des Louvre sich hatte gestalten müssen; am 17. wurde zu Fuß und zu Pferde, mit der Pike, dem Schlachtschwert und dem Lanzenschaft gestritten, und am 19. mußten die Pferde, welche man ein halbes Jahr lang dazu dressirt hatte, ein Ballet tanzen, d. i. nach dem von Trompeten und Hörnern angegebenen Takt vorwärts gehen, angreifen, sich schwenken u. s. w. Das Alles war schön, wurde aber doch durch die Herrlichkeit der Concerte von Dinstag und Donnerstag übertroffen; eine solche Harmonie der Instrumente und der Sänger, solche künstliche und ergreifende Vorträge hatte man noch nicht gehört. „Furent aussi les feux artificiels, qui brillèrent avec incroyable épouventement et contentement de toutes personnes, sans qu'aucun fut offensé.“ Die beiden Dichter Ronsard und Baif, empfingen für ihre poetische Feier jener Ereignisse jeder 2000 Thaler. Außerdem verpflichtete sich der König, binnen zwei Jahren die Aussteuer der Braut, mit 400,000 Thalern zu bezahlen; und weil Margaretha, im höchsten Anschlage, von Vater und Mutter nur 20,000 Thaler zu erben gehabt hätte, so mußte ihr Bruder, der Herzog von Mercoeur, ihr weiter 100,000 Thaler verschreiben, deren Berichtigung ebenfalls der König übernahm. Der Herzog sollte nur figuriren, damit wenigstens theilweise den Unterthanen des Königs Schwachheit verborgen bleibe. Auf alle Vorstellungen wegen solcher unsinnigen Verschwendung hatte Heinrich eine einzige Antwort: „je serai sage et bon ménager, quand j'aurai marié mes trois enfans“ (Joyeuse, Epernon, O.). Auch die Herrschaft Limours, bei Montlhery, erkaufte der König um diese Zeit für 160,000 Livres, sie an Joyeuse zu verschenken, und gewiß nicht ohne des Monarchen Zuthun entkleidete sich Retz seines Amtes als premier gentilhomme de la chambre zu Gunsten des Valido, gleichwie aus der königlichen Casse die 120,000 Thaler flossen, um welche dieser von dem Herzoge von Mayenne die Würde eines Admirals erkaufte. Joyeuse hat wegen derselben am 19. Juni 1582 vor dem Parlament den herkömmlichen Eid abgelegt. Nichts fehlte dem Günstling, der bereits alle seine Brüder befördert hatte, zu der Begründung einer soliden Macht, als der Besitz eines bedeutenden Gouvernements; indem der mit einem solchen verbundene Kriegsbefehl den Inhaber einem souverainen Fürsten gleichstellen konnte. Des Herzogs Wünsche in dieser Hinsicht waren dem Gouvernement von Languedoc zugewendet: daselbst lagen seine Güter, daselbst war sein Vater berechtigt, die Gewalt eines Lieutenant-général zu üben, bis er von Damville dieses Rechtes entsetzt worden. Außerdem galt Damville als der Beschützer der in jener Provinz besonders zahlreichen und mächtigen Hugenotten, während Joyeuse, stärker noch als durch seine Rivalität gegen Epernon, durch die Neigungen seines Herzens und die Gewohnheiten seines Hauses sich angetrieben fühlte, ein Vorfechter der Katholiken zu werden. Die Pflicht also, nach der eigenen Überzeugung und Interesse, foderte von ihm, daß er den Händen Damville's eine übel angewendete Macht zu entreißen strebe. Hierzu der Einwilligung des Königs gewiß, wollte er doch zur Erreichung seines Zweckes nur gelinder Mittel sich bedienen. Er unternahm eine Reise nach der Heimath, unter dem Vorwande, seines Vaters Zwistigkeiten mit Damville zu vermitteln, eigentlich aber um sich der Geistlichkeit, dem Adel, dem Volke in seiner Pracht, seiner Liebenswürdigkeit, seiner Religiosität zu zeigen, und durch diese Mittel, wie er nicht zweifelte, Anhänger zu werben. Längere Zeit verweilte er in Toulouse bei seinem Vater, dann versuchte er, in der Zusammenkunft zu Nise, zwischen Béziers und Narbonne, die Zustimmung Damville's für seine Absichten zu gewinnen. Zwei Stunden währte das Gespräch, bis in großer Misstimmung die glänzende Gesellschaft sich trennte. Unverrichteter Dinge kehrte Joyeuse nach dem königlichen Hoflager zurück, und sehr ungnädig vernahm Heinrich den Bericht von Damville's Unfugsamkeit, und daß dieser das ihm angetragene Gouvernement der Ile-de-France verschmähet habe. Während der König in der Gesellschaft seiner beiden Mignons, Mai 1583, zu Mouzon die Cur von Spawasser brauchte, wurde die Absendung von Joyeuse an den römischen Hof verabredet. Er sollte daselbst mehre Zugeständnisse erlangen, unter andern auch der Beihilfe des heiligen Vaters für die gegen Damville beschlossenen Zwangsmaßregeln sich versichern. Die Reise ging sofort, Anfangs Juni, vor sich, und erfoderte auf jeder Station 30 Postpferde, wie denn ihr ganzer Aufwand zu mehr denn 100,000 Thalern berechnet wurde. In Rom mit großer Pracht empfangen, fand der Herzog mit seinem ganzen Gefolge Quartier in des Cardinal von Este Palast. Nicht minder zeigte der heilige Vater sich im Anbeginn sehr zuvorkommend, wiewol Damville ihm den Glauben beigebracht hatte, Joyeuse suche das Gouverne-

ment von Languedoc lediglich in der Absicht, von dort aus Avignon und die Grafschaft Venaissin zu überziehen, und auf Kosten der apostolischen Kammer sich eine Souverainetät zu begründen; ein Vorgeben, das so vollständig erdichtet war, als die durch ganz Frankreich künstlich verbreitete Sage, Joyeuse mache sich Hoffnung, von dem kinderlosen König Languedoc zu Eigenthum, oder wenigstens als ein Kronlehen zu erhalten. Als jedoch Joyeuse anfing, von Geschäften zu handeln, vorzüglich des Damville Größe als eins der wesentlichsten Hindernisse für den Triumph der katholischen Sache zu besprechen, da stieß er auf unerwartete Schwierigkeiten, und in einer geheimen Audienz soll Gregor XIII. ihm dermaßen bittere Dinge gesagt haben, daß der junge Mann schwer erkrankte, und kaum einige Besserung verspürend, ohne weiter den Gegenstand seiner Sendung, die Bewilligung von Subsidien für die Erneuerung des Religionskriegs, zu verfolgen, dem Schauplatze seiner Demüthigung entfloh, um in den Huldigungen der kleinern Höfe von Italien, zu Florenz, Ferrara, Mantua, Turin einigen Trost zu finden. Vornehmlich in Venedig wurde der „Bruder des Königs" mit der höchsten Pracht empfangen, und ließ dafür sich gefallen, als Patricier in das goldene Buch eingetragen zu werden. Aber das körperliche Übel wollte nicht von ihm weichen, krank kehrte er über die Alpen zurück, und in Limours siechte er noch geraume Zeit, bis der König, von einer Bittfahrt nach Clery und Chartres heimkehrend, ihn besuchte, 6. Oct. 1583, und durch die zärtlichste Bewillkommnung ihn überzeugte, wie ungegründet alle die vermuthlich von Epernon ausgehenden Gerüchte einer Palastrevolution wären, deren Folge die Ungnade und der Fall des ersten Mignon sein sollte. Joyeuse, seit kurzem Gouverneur der Normandie, und Epernon blieben die beiden Firsterne, von welchen die Richtung aller Ereignisse, am Hof, wie im Reiche, ausgingen, und namentlich haben die beiden mächtig auf die fortwährend steigende Erbitterung der im Kampfe begriffenen Parteien gewirkt. Ein eifriger Katholik konnte Joyeuse seine Sympathie für die Liga nicht jederzeit meistern, gleichwie Epernon, in der Feindschaft zu dem Nebenbuhler, nicht selten des Königs von Navarra Angelegenheiten förderte. Zwischen beiden mitten inne stehend, bald von dem einen, bald von dem andern angezogen, mußte König Heinrich III. in dem gleichen Maße bei Katholiken und Reformirten sein Ansehen verscherzen. Nur eins ist ihm unwandelbar geblieben, des Joyeuse persönliche Anhänglichkeit. Die Gefahren, dem geliebten Herrn durch die Liga bereitet, endlich wahrnehmend, suchte der Herzog ernstliche Maßregeln zur Unterdrückung jenes Bündnisses zu veranlassen, und er hat zu diesem Zwecke alle seine Ersparnisse in baarem Gelde und seine Juwelen dargebracht. Er übernahm auch das Commando der Armee, welche in der Normandie dem Herzoge von Elbeuf entgegengestellt wurde, 1585. Sein Marsch führte ihn nach Rosny, wo der Besitzer, der nachmalige Herzog von Sully, nach Kräften ihn bewirthete, und besonders durch das Mustern seiner schönen Pferde ihn vergnügte. Willig entschloß sich Rosny, des Gastes Feldzug gegen die Ligisten mitzumachen. Der Bewegung der Colonne folgend, erreichten die beiden Herren Verneuil, und daselbst empfing Joyeuse eine Depesche, worin der König ihm seine Aussöhnung mit der Liga zu wissen that, und ihn anwies, dieselben Truppen, mit denen er vor 48 Stunden gegen die Ligisten ausgezogen war, gegen den König von Navarra zu führen: „he bien," sprach er zu dem neuen Waffenbruder, „c'est à ce coup que j'aurai vos beaux chevaux à bon marché, car la guerre est declarée contre ceux de la religion: mais je m'assure que vous ne serez pas si sot d'aller trouver le roi de Navarre, et vous embarquer dans un parti, qui sera infailliblement ruiné, et vous feroit perdre votre belle terre de Rosny." Als aber Sully die entgegengesetzte Absicht verrieth und für seinen Entschluß sich auf die von la Brosse vernommene Prophezeihung über des Königs von Navarra künftige Erhöhung berief, ließ der Herzog ihn ruhig ziehen, seine Verwunderung über das Gehörte nur einem Vertrauten mittheilend: „voilà un maître fou! mais il pourroit bien s'abuser avec son sorcier." Der Moment wäre ohne Zweifel der günstigste gewesen, endlich einmal des Königs von Navarra Meister zu werden; aber zu einem solchen Resultat wollte und konnte gleich wenig Heinrich III. gelangen. Eine kostbare Zeit ging unwiederbringlich verloren, und in der Überrumpelung der Citadelle von Angers gaben die Reformirten alsbald zu erkennen, wie geschickt sie die Frist anzuwenden verstanden hatten. Zu der hierauf vorgenommenen Belagerung jener Citadelle wirkte Joyeuse, und an ihn mußte die Besatzung sich ergeben, 20. Oct. 1585, des ganzen Feldzugs einziges Resultat. Größere Anstrengungen waren dem nächsten Feldzuge vorbehalten, in welchem der Marschall von Aumont den Befehl jener Armee, welche die Hauptsitze der Reformirten, Auvergne, Velay, Gevaudan, Rouerque, zu überziehen bestimmt waren, haben sollte. Aber Joyeuse, ungeduldig sich Lorbeeren zu pflücken, und an einer Partei, durch welche er so vielfach verletzt worden war, seine Rache zu nehmen, gönnte dem Marschall diese Ehre nicht. Der Günstling trat an dessen Stelle, beurlaubte sich bei dem Könige Anfangs Juni 1586, und begab sich unverzüglich auf den Weg, umgeben von einem Pomp, der eher einem Satrapen des Orients, als einem christlichen Ritter anständig war. Seine Gesundheit hatte wiederum bedeutend abgenommen, und während das Heer in den Umgebungen von Moulins sich zusammenzog, mußte er wegen eines beunruhigenden Hüftwehs zu Bourbon l'Archambaud die Bäder gebrauchen. Noch verweilte er daselbst, als die Meldung von der durch Franz von Coligny vorgenommenen Belagerung von Compeyre in Velay eintraf. Sofort setzte die Armee sich in Bewegung, in der Richtung nach Brioude, wo der Herzog am 1. Aug. eintraf, Musterung über eine Schar teutscher Reiter hielt, die Laveten und die Bespannung für sechs, von der Stadt le Puy entlehnte Geschütze, beschaffen ließ, endlich in einem Kriegsrathe den ferneren Operationsplan besprach. Man entschied sich für einen Angriff auf Malezieur, ließ aber drei volle Tage verstreichen, bevor, um diese Stadt zu berennen, Lavardin mit dem Vortrab aufbrach. Eine an die

Besatzung gerichtete Auffoderung wurde in den schmählichsten Ausdrücken, vorzüglich dem Herzog geltend, beantwortet. Dieser war am 5. Aug. von Brioude aufgebrochen, sodaß er am 6. vor Malezieux eintraf. Auf die erste Kunde hiervon sank der Besatzung der Muth, sie versuchte zu capituliren, aber der Herzog, erzürnt über die erlittene Beleidigung, wollte von Bedingungen nichts hören, sondern eine Übergabe auf Gnade und Ungnade erzwingen. Dazu verstanden sich die Belagerten, nachdem sie ein zweitägiges Feuer ausgehalten, und der Herzog zeigte sich sehr gnädig; keinem der Gefangenen wurde ein Leid zugefügt, außer daß sieben, welche lange Zeit der ganzen Umgegend eine Plage und ein Schrecken gewesen, für ihre Räubereien und Gewaltthaten den verdienten Lohn empfingen. Am 10. erreichte der Herzog St. Gilles, und schien ein Absehen auf la Peyre zu haben; kaum hatte er sich jedoch versichert, daß der Feind alle seine Streitkräfte dahin gezogen, und namentlich die wichtigste Stadt von Gevaudan, Marueges, beinahe von Truppen entblößt habe, so lauschte er den Bitten und Vorstellungen der Einwohner von Mende, welche längst den Flor einer ihnen lästigen Nachbarstadt beneideten, und die Belagerung von Marueges wurde beschlossen. Wiederum mußte Lavardin die Einschließunz vornehmen, die Arbeiten begannen aber erst mit dem 14. Aug., wo eine Verstärkung von 2000 teutschen Knechten im Lager eintraf. Am 18. wurde eine Batterie von vier Geschützen eröffnet, bei welcher Gelegenheit der Herzog selbst eine leichte Streifwunde über dem Ohre davon trug. Es kamen auch von le Puy die Geschütze, daß zugleich die Außenwerke und die Thürme der Ringmauer beschossen werden konnten. Auf einem Thurme befand sich eine Fahne, welche der Sage nach aus einem Meßgewande angefertigt war; diese wurde der sämmtlichen Constabler Ziel, fiel auch endlich und wurde in feierlichem Aufzuge dem Herzoge überreicht. Ein Geschenk von 100 Goldthalern wurde dem Soldaten, der diese Trophäe unter dem Feuer der feindlichen Schützen erbeutet hatte. Von Seiten der Belagerer mußten die Geschütze einen ganzen Tag schweigen, da die Kugeln ausgegangen waren; sobald der Abgang durch Zufuhr ersetzt war, begann das Brescheschießen, welches unausgesetzt sieben Stunden währte, und ein großes Stück Mauer umwarf, sodaß nicht länger eine Vertheidigung möglich blieb. Besatzung und Bürgerschaft eröffneten zwei verschiedene Unterhandlungen; jener wurde freier Abzug bewilligt, und zwar sollten die Gemeinen den Degen an der Seite, die Officiere ihre völlige Rüstung auf dem Leibe tragen. Die Bürgerschaft mußte sich auf Gnade, zu welcher ihr ausdrücklich Hoffnung gemacht, ergeben. Die abziehende Besatzung zu escortiren, wurde der Marquis von Canillac befehligt. Sehr schlecht hat sich derselbige seines Auftrages entledigt, indem gar viele der seiner Hut befohlnen wehrlosen Leute, als sie durch die Linien der Katholiken defilirten, ermordet, die übrigen, fast ohne Ausnahme, geplündert worden sind. Der Bürgerschaft erging es noch viel schlimmer; denn ihren ärgsten Feind, einen Edelmann der Nachbarschaft, Namens St. Vidal, bestellte Joyeuse zum Gouverneur. Alle erdenkliche Greuel haben die Soldaten auf Veranlassung dieses Gouverneurs verübt, endlich die ganze Stadt, mit alleiniger Ausnahme der Oberstraße, den Flammen preisgegeben. Um den Hergang zu verewigen, ließ Joyeuse zwischen den Trümmern eine Marmorsäule mit einer prunkenden Inschrift aufstellen, demnächst hielt er Musterung über 4000 Franzosen, 2000 Teutsche, 500 Reiter, und ohne weitern Zeitverlust wendete er sich gegen la Peyre, in der Hoffnung, hier werde der Schrecken über Marueges hinreichen, ihm die Thore zu öffnen. Dies verweigerte aber die Besatzung. Die Belagerer eröffneten ihr Feuer gegen die Unterstadt am 4. Sept. Nur auf Leitern gelangt man zu dem Felsen, welcher die Oberstadt trägt, und diese Leitern konnte der erste Schuß zerschmettern. Das bedachten die Vertheidiger und in Eile zogen sie sich in die Akropolis zurück, daselbst gegen jeden Angriff sich gesichert wähnend. Aber es wird die Feste durch eine benachbarte Höhe beherrscht; auf diese ließ Joyeuse mit größter Anstrengung durch Menschenhände einige Kanonen bringen, und von dort aus wurde drei Tage lang, durch das Einwerfen von 2500 Kugeln die Akropolis geängstigt. Nachdem alle Schutzwehren, alle Gebäude zertrümmert waren, ergab sich die Besatzung auf Gnade. Den Commandanten, la Peyre genannt, wie die Stadt, ließ der Herzog an die Einwohner von Mende ausliefern; sie hatten von demselben viel Böses erlitten, und das mußte er mit dem Tode büßen. Die übrige Besatzung durfte mit Zurücklassung der Waffen ihres Weges ziehen, doch wurden viele Soldaten von den erbosten Bauern erschlagen. Auch die siegende Armee hatte von Krankheiten, Folge der anhaltenden Regengüsse, viel gelitten, und der Feldherr fand es rathsam, ihr einige Erholung zu gönnen. Er führte sie dem befreundeten Toulouse zu, nachdem er noch unterwegs eine kurze Zeit mit der Einnahme von Salvaignac hatte verlieren müssen. In Toulouse begrüßte er seinen Vater, dann übergab er das im Cantonirungsquartiere vertheilte Heer den Befehlen Lavardin's, um für seine Person nach Hofe zu eilen. Es war hohe Zeit, daß er dort eintraf, denn alle seine Neider, Epernon an der Spitze, hatten mittlerweile rastlos gewirkt, um ihn aus der königlichen Gunst zu verdrängen. Ohne zu große Anstrengung scheint Joyeuse abermals über sie gesiegt zu haben; fester als jemals fand er im Frühjahre 1587 seinen Einfluß begründet. Aber es waren in der Thätigkeit des vergangenen Feldzugs die bessern Gefühle in seiner Brust mit verdoppelter Stärke erwacht, er schämte sich seiner Stellung und seiner Verrichtungen bei Hofe. Durch fernere kriegerische Erfolge konnte er schnell und sicher in seinem Bewußtsein, in der öffentlichen Meinung sich rehabilitiren. Von der andern Seite war er derjenige, von welchem sein beklagenswerther König sich die uneigennützigsten Dienste versprechen durfte. Seinen Wünschen zu willfahren, hat darum Heinrich III. nicht angestanden [1]). Ungewöhnliche Anstrengungen muß-

1) Die Ansicht, es habe der König eines überlästig gewordenen Günstlings sich zu entledigen gesucht, ist nicht besser begründet, als die von l'Estoile ausgehende Beschuldigung, der König habe verlangt,

ten gemacht werden, um eine mäßige Truppenmasse zu vereinigen, ihr strömte von allen Seiten der kriegslustige und dem königlichen Liebling geneigte Adel zu, und langsam setzte sich das Heer gegen die Loire in Bewegung. Es war diese Langsamkeit geboten durch die Unterhandlungen über eine Aussöhnung, über ein Bündniß sogar Heinrich's III. mit dem Könige von Navarra. Sowie die Unterhandlungen abgebrochen waren, stellte sich eine größere Lebhaftigkeit der Bewegungen ein, und in starken Märschen gelangte Joyeuse nach Poitou, wo sein Gegner kürzlich Chizay, Sazay, St. Mairent, Fontenay und Maulion genommen hatte, durch die Annäherung des königlichen Heeres aber auf einen Vertheidigungskrieg sich beschränkt sah. Das erste Zusammentreffen erfolgte bei la Motte-St. Eloy, unweit St. Mairent, wo zwei Regimenter des Königs von Navarra, lediglich mit Rauben beschäftigt, gänzlich zusammengehauen wurden, obgleich den Überraschten, wie de Thou berichtet, Quartier verheißen worden sein soll. Eine solche Verheißung läßt sich zwar kaum mit dem Zustande, in welchem jene Räuber betroffen worden waren, vereinigen, indessen versichert der Geschichtschreiber, es habe solche Wortbrüchigkeit den allgemeinen Unwillen des Heeres erregt, und Jedermann habe sich einer baldigen Bestrafung jener Metzelei versehen. Die Nachricht von dem Ereignisse gelangte am 28. Juni nach Paris. Als die erste Frucht des Gefechtes ergab sich die Einnahme von St. Mairent. Der tapfere Widerstand der Besatzung verschaffte ihr die Ehren einer Capitulation; die Stadt wurde geplündert und der Prädicant Anton Hilaret de la Jarriette zum Galgen geschickt. Unter einer Verkleidung hatte derselbe zu entkommen geglaubt, er wurde aber verrathen und mußte sterben, unter dem Vorwande, daß er in der Capitulation nicht genannt, nicht durch dieselbe geschützt sei. Die Stadt Tonnay-Charente ergab sich bei dem Anblicke der Geschütze, und das Reiterregiment Pueilhe, dessen Inhaber einer der ausgezeichnetesten Officiere in dem protestantischen Heere war, wurde zwischen Tonnay und la Rochelle, bei la Croix-chapeau, von einer weit überlegenern Macht eingeschlossen, und nach dem hartnäckigsten Widerstande gezwungen, das Gewehr zu strecken. Ohne Gnade wurde alles ermordet, dann nochmals Tonnay-Charente, wo der Prinz von Condé Eingang gefunden hatte, endlich Maillezais genommen. Der Herzog zeigte sich nicht ungeneigt, noch die Belägerung von Marans oder Talmont vorzunehmen, aber seine Truppen fingen an auszureißen, während zugleich die Pest im Lager sich einfand. Auch kamen Briefe aus Paris, von Freunden, welche Veränderungen bei Hofe, wol gar eine gänzliche Umwandlung der königlichen Gunst besorgen ließen. Dem zu wehren war des Herzogs Anwesenheit das einzige Mittel, und er begab sich demnach den 15. Aug. auf die Reise und ließ als seinen Stellvertreter im Commando von Lavardin zurück. Allerlei Trauerfälle, in denen seine reizbare Phantasie bedrohliche Ahnungen fand, hatten sich in seiner Abwesenheit zugetragen oder vorbereitet. Seine Schwägerin, seines Bruders Heinrich Gemahlin, war im August verstorben, und der untröstliche Gemahl suchte den Frieden, den die Welt nicht geben kann, in einem Capucinerkloster. Dort wurde Heinrich am 4. Sept. eingekleidet, nachdem der König sowol, als sein Bruder, den Entschluß ihm zu verleiden, alle ihre Beredsamkeit, ihre ganze Logik erschöpft hatten. Der Herzog versicherte, seines Bruders übereilte That sei für ihn das größte Unglück. Brütend über den düstern Vorstellungen, welche dieselbe in ihm erweckte, grollend dem sichtlichen Wohlgefallen, mit welchem der König zu Epernon's Vermählung die Anstalten leitete, verzweifelnd an der Möglichkeit, zwischen Navarresen und Ligisten sich und seines Gebieters Ansehen zu behaupten, entschloß er sich, alle seine Hoffnungen, alle seine Sorgen auf eine Karte zu setzen, und entweder in einem großen, gegen den König von Navarra zu führenden Schlag sich die Zuneigung von Geistlichkeit und Volk zu gewinnen, daß von selbst der Guisen Macht sich breche, oder in dem Versuche zu sterben. Eine Entscheidungsschlacht liefern zu dürfen, wurde ihm von dem Könige bewilligt; nochmals strömten auf seinen Ruf Scharen von kriegerischen Edeln den königlichen Fahnen zu, und von Heinrich III. scheidend, vermaß er sich, nicht wiederzukehren, er überbringe denn des Navarresen und des Prinzen von Condé Häupter, Gasconaden, welche der Cardinal von Bourbon gar übel aufnahm, und von dem Zorne Gottes sprach, welcher dergleichen eitele Thorheit nicht unbestraft lassen würde. In Loudun übernahm der Herzog zum andern Male den Oberbefehl des Heeres, und sofort erkannte er die Nothwendigkeit, das feindliche Manoeuvre, welches die Vereinigung mit den aus Teutschland anziehenden Hilfstruppen bezweckte, zu durchschneiden. Das obere Poitou, Angoumois, einen Theil von Saintonge in Gewaltmärschen durchziehend, näherte er sich den Ufern der l'Isle, wie eben die Navarresen von Aubeterre, Chalais, Montlieu und Montguyon heraufziehend, den Übergang des Flusses zu bewerkstelligen gedachten. Für die eine, wie für die andere Armee war demnach der Posten von Coutras von der höchsten Wichtigkeit, und der Herzog

daß Joyeuse auf dem Schlachtfelde sich von der gegen ihn erhobenen Anschuldigung von Feigheit reinige. L'Estoile ist nicht nur ein Kryptocalvinist, ein unwissender Schwätzer, sondern auch ein Einfaltspinsel. Mit größerer Vorsicht drückt Sully sich aus: „C'était un second mystère que la conduite d'une armée donnée à Joyeuse (der Ereignisse des vergangenen Jahres scheint Referent nicht eingedenk zu sein). Etoit-ce pour mortifier les chefs de la ligue, qui pouvoient y prétendre, ou même pour les détruire tout-à-fait, si le nouveau général eut réussi? Etoient-ce au contraire ses liaisons découvertes avec la ligue, qui avoient porté le roy à lui donner une place, où il se tenoit assuré, que cet ingrat périroit, ou du moins échoueroit. Etoit-ce simplement pour éloigner un favori, à qui un nouveau venu avoit fait perdre les bonnes graces du roy? Car souvent c'est une pure bagatelle, un rien qui produit les effets qu'on veut toujours attribuer aux motifs les plus graves. N'étoit-ce point plutôt pour relever l'éclat de sa faveur par le poste le plus honorable? Tel étoit l'esprit de la cour, que les conjectures même les plus opposées trouvoient à s'appuyer sur d'égales vraisemblances. Une chose pourtant qui semble déterminer en faveur de la dernière, c'est que l'armée de Joyeuse étoit composée des principales forces du royaume, qu'elle étoit surtout remplie d'une noblesse d'élite, et abondamment pourvue de tout-ce qui pouvoit la rendre victorieuse."

entsendete, um sich desselben zu versichern, aus dem Hauptquartier zu Barbezieux, die Stradioten, welche Lavardin zu unterstützen angewiesen worden war. Pünktlich vollführten die Stradioten ihren Auftrag, aber Lavardin verspätete sich, und bevor er an dem Gefechte Theil nehmen konnte, waren die Albanesen durch la Tremouille aus ihrer Stellung geworfen. Das wurde an Joyeuse gemeldet und sofort, 10 Uhr Abends, ließ er Generalmarsch schlagen, um wo möglich in einem Nachtmarsch die feindliche Armee während der Unordnung eines Übergangs zu erreichen. Das wäre ihm beinahe geglückt; ein großer Theil der Hugenotten befand sich bereits auf dem linken Ufer, der Rest konnte einer vollständigen Niederlage kaum entgehen, wären nicht durch einen Zufall die Bewegungen des katholischen Heers verzögert und zugleich den Feinden verrathen worden. Der König von Navarra gewann die erfoderliche Zeit, um sein ganzes Volk wiederum auf dem rechten Ufer zu vereinigen, auch demselben die vortheilhafteste Stellung zu geben. Hingegen hatte der nächtliche Marsch gar sehr die Ordnung von Joyeuse's Heer gebrochen; die neu angeworbenen Leute verstanden vom Kriegsdienste wenig, und die Junker, welche die Hauptstärke dieses Heeres ausmachten, waren eben hinreichend unterrichtet, um die verzweifelte Lage ihres Gegners beurtheilen zu können. Die Zuversicht und Sorglosigkeit des Sieges hatte sie ergriffen, und lastete sogar auf dem Feldherrn, wenn schon der Bericht von dessen Verblendung als ein gewöhnlicher Pedantenwitz behandelt werden muß [2]). Eine unübersehbare Linie von Lanzenreitern ohne alle Tiefe breitete, gleichwie in des Duguesclin Tagen, sich vor der Katholiken Fronte aus; dahinter marschirte zum Sturme, gedrängt wie eine Phalanx, 30 und 36 Mann hoch, die Infanterie, während in der Hast der Artillerie eine Stellung angewiesen worden war, durch welche alle ihre Wirkung verloren ging. Es war Morgens 8 Uhr, den 20. Oct., als von beiden Seiten das Zeichen zum Angriff gegeben wurde, die Kanonade sich entwickelte, und von Seiten der Navarresen in der verderblichsten Wirksamkeit. Sieben Mal hinter einander wurden ihre drei Kanonen abgefeuert, und jeder Schuß nahm 12, 15, 25 Mann mit; den stärksten Verlust hatten das Centrum, dann das Regiment Tiercelin zu erleiden. Aber jetzt führten Lavardin und de la Grange-Montigny ihre Chevauxlégers gegen die leichte Reiterei der Protestanten, die im Augenblick verschwindet, gleichwie das ihnen zum Succurs anrückende Geschwader des Vicomte von Turenne. Während dieser, übel mitgenommen, auf die Infanterie zurückprallt, stürmen Lavardin und der Hauptmann Mercur mit den Stradioten, vorwärts, in Verfolgung eines, so scheint es ihnen, ungezweifelten Sieges; bis Coutras führt sie die Hitze, und eben beginnen die Albanesen die Plünderung der daselbst von den Protestanten zurückgelassenen Bagage, als in ihrem Rücken der Navarresen donnernder Siegesruf ertönt. Übermüthig in des Glückes Sonnenglanz, verzagt in der Widerwärtigkeit, jagt Mercur davon mit seinen Trabanten, um nicht mehr zu diesem Schlachtfelde zurückzukehren; la Grange wendet sich zu erneutem Streite als ein Mann, aber das Pferd wird ihm unter dem Leibe erschossen, er selbst gefangen weggeführt, worauf seine Reiter ablassen. In demselben Augenblick wird die lange dünne Linie jener Gendarmen, von den drei geschlossenen Escadronen, welche der König von Navarra, der Prinz von Condé und der Graf von Soissons zum Angriffe führen, zersprengt, und nur unerheblichen Widerstand leistet die durch das anhaltende Geschützfeuer und durch eine Wolke von Arkebusierern gar sehr gelichtete Phalanx. In der namenlosen Verwirrung, wo der Einzelne nur mehr auf seine Rettung bedacht, wird Espinay St. Luc des Herzogs ansichtig, der verwundet einen nutzlosen Widerstand fortsetzt. „Que faire," fragt Espinay, „mourir," antwortet jener. Gleichwol vermochte er den Tod, wie er ihn suchte, nicht zu finden. Überwältigt von der Zahl seiner Gegner, wurde er mit seinem Bruder Claudius ein Gefangener, und es bemühten sich diejenigen, an die er sich hatte ergeben müssen, Gefangene von solcher Wichtigkeit schnell in Sicherheit zu bringen. Aber sie wurden von zwei Hauptleuten, Bordeaux und Descentier, angerufen, und den Herzog und seinen Bruder Claudius, der noch ein Kind (le petit S. Sauveur nennt ihn l'Estoile) erkennend, haben diese die Wehrlosen auf der Stelle ermordet. Die beiden Leichen brachte man nach einem Saale des Schlosses von Coutras, da lagen sie auf einem Tische, bedeckt nur mit einem armseligen Tuche, und der König von Navarra wird nicht verfehlt haben, sich an dem Anblick des auf sein Geheiß erschlagenen Feindes zu weiden. Auf des Königs Geheiß, sagen wir mit Bedacht, in Betrachtung des dichten Schleiers, mit welchem die Schriftsteller der siegenden Partei, und andere gibt es nicht, dieses Ereigniß zu verhüllen suchen. De Thou schämt sich nicht, den Herzog in der Schlacht umkommen zu lassen, Andere haben doch den Grafen von Soissons als den eigentlichen Mörder genannt. Ein Interesse bei dem Ereignisse konnte aber lediglich der König von Navarra haben, ihm kam es darauf an, mehr und mehr den unglücklichen Heinrich III. zu isoliren [3]). Deshalb hat auch de Thou an einer an-

2) Die Feinde, den Angriff erwartend, hatten sich nach ihrem Brauche zum Gebete niedergeworfen. Ihre Demuth gewahrend, wendete sich Joyeuse zu Lavardin: „Ils sont à nous! Voyez-vous comme ils sont à demy battus et défaits? A voir leur contenance, ce sont gens qui tremblent." Lavardin entgegnete: „Ne le prenez pas là, je les connois mieux que vous. Il font les doux et chatemites; mais que ce vienne à la charge, vous les trouverez diables et lions, et vous souvenez que je vous l'ai dit." Also l'Estoile.

3) Nicht so absolut, wie anzunehmen hergebracht, widerspricht eine solche Handlung der Denkweise Heinrich's IV. Es erzählt l'Estoile: „au commencement de février 1588, au pays d'Armaignac, un gentilhomme huguenot du pays, et partisan du roy de Navarre, bien armé et accompagné, entra de force en la maison d'un sien voisin gentilhomme, qui marioit sa fille, le tua, et tous les gentilshommes, au nombre de 35, qui étoient au festin. On disoit que ce carnage avoit été fait du consentement du roy de Navarre, qui étoit bien averti que sous couleur de nopces on y brassoit une entreprise contre sa vie. La vérité est que tous ceux qui y avoient été appelés étoient de la Ligue."

dern Stelle, in seinen Memoires, von der Schlacht bei Coutras und der Niederlage der Reiter handelnd, geschrieben: „les suites de ces deux actions, si fatales au roi et au repos de l'état, firent douter avec justice si l'on devoit compter ces victoires pour des avantages.“ Heinrich III. bedurfte der Verwendung des Vicomte von Turenne, um die Auslieferung der geliebten Leichen zu erlangen; sie wurden in eine bleierne Kiste eingeschlossen, und trafen am 4. März 1588 in Paris ein, um zu St. Jacques-du-haut-pas eingestellt, dann in der Stiftskirche zu Montrésor in Touraine, auf des Herzogs Gut, beerdigt zu werden. „Le roy lui fit faire des honneurs funèbres quasi aussi pompeux que ceux qu'il avoit fait au duc d'Alençon. Quand un mary a perdu ce qu'il vouloit perdre, il fait faire un beau service.“ Also l'Estoile, in seiner beharrlichen Feindschaft gegen Joyeuse, der doch eigentlich nur zu beklagen war. Denn als ein Kind kam er an den liederlichen Hof, ein Kind noch unterlag er der Verführung; als Jüngling und Mann ist sein Streben, über die Schande sich zu erheben, unverkennbar. Auch zeigte er sich in allen Umständen gütig, großmüthig, freigebig, liebenswürdig. Der ernste Censor de Thou empfing von seiner Hand die Anwartschaft auf seines Oheims Präsidentenstelle. Einstmals hatte er die beiden Staatssecretaire übermäßig lange in dem königlichen Vorgemache warten lassen; ihnen das zu vergüten, überwies er ihnen das eben von dem König empfangene Geschenk von 100,000 Thalern. Sorgfältig erzogen und gebildet, hatte der Herzog sich stets als der Gelehrten und der Gelehrsamkeit Freund erwiesen. Bei seinem Leichengepränge fiel als etwas Ungewöhnliches sein Bild, in Wachs ausgeführt, auf; denn bis dahin waren nur des Königs, oder der Königin, der königlichen Kinder und Brüder und des Connétable Bilder bei solchen Gelegenheiten gesehen worden. Des Herzogs Witwe scheint ihm längere Zeit ein zärtliches Andenken bewahrt zu haben, wenigstens weigerte sie sich beharrlich den Grafen von Soissons zu sehen, und als dieser nach Mantes kam, um dem Könige seine Aufwartung zu machen, wurde ihm, inmitten aller Nöthen Heinrich's III., aufgegeben: „qu'il se retirast jusqu'à ce qu'il le mandast: car les deux reines et madame de Joyeuse disoient ne le pouvoir voir de bon coeur, que premièrement il ne fût purgé de la mort du duc de Joyeuse, qu'on disoit avoir fait tuer de sang froid en la journée de Coutras.“ Den 31. März 1599 ging die Prinzessin die andere Ehe ein, mit Franz von Luxemburg, dem Herzoge von Piney, und ist kinderlos in beiden Ehen, den 20. Sept. 1625 verstorben.

Der Erbe des Herzogs von Joyeuse wurde nicht der Vater, sondern ein jüngerer Bruder, Anton Scipio von Joyeuse, Großprior des Malteserordens zu Toulouse. Es ward dieser zweite Herzog, eines feurigen kühnen Geistes, unterstützt durch den erblichen Einfluß eines Hauses, getragen durch das freundliche, von seinem Bruder hinterlassene Andenken, sofort der Liebling des Volkes, und einer der bedeutendern Anführer der Liga. Bereits der Belagerung von Marueges [illegible]r beigewohnt, auch 1587 bei Narbonne ein Reitergefecht mit Montmorency bestanden. Von Rom und von Spanien aus unterstützt, unterwarf er sich später, wenn auch sein Feldzug von 1589 im Ganzen verfehlt war, und die Belagerung von Leucate, 1591, aufgehoben werden mußte, einen großen Theil von Languedoc, und selbst in der Provence hing eine bedeutende Partei blindlings ihm an. Vorzügliche Thätigkeit entwickelte er im Frühjahre 1592; unter andern bemächtigte er sich der Unterstadt Carcassonne, die Oberstadt mit dem Bischofshofe gehorchte ihm schon früher. Trape nahm er halb durch List, halb durch Gewalt, der Anschlag auf Lautrec hingegen fehlschlug. (März 1592.) An der Spitze eines kleinen Heeres von 5000 Fußgängern und 7—800 Reitern, konnte er leicht die unerhebliche Widerwärtigkeit vergessen, zumal in dem anstoßenden Quercy seine Waffen den glücklichsten Fortgang fanden. Arge Verheerung richtete er in der Umgebung von Montauban an, dann nahm er ohne sonderliche Anstrengung Montbequin, Monbeton und Monbartier. Das Fort la Barre ergab sich mit Capitulation, die jedoch nur unvollständig beobachtet wurde. Kaum von St. Mauris Meister, legte der Herzog sich vor Mausac, welches ihn geraume Zeit aufhielt und eine regelmäßige Belagerung von 400 Kanonenschüssen erfoderte. Mit der Einnahme des Ortes ging der Junimonat zu Ende, und ermuthigt durch die bisherigen Erfolge, ersah sich der Herzog ein Unternehmen von größerer Bedeutung. Villemur, am Tarn, war für das katholische Toulouse eine höchst unbequeme Nachbarschaft; ihrer sich zu entledigen, traf Joyeuse Anstalten, doch kaum war mit der Belagerung der Anfang gemacht, so mußte sie schon wieder wegen des Anzugs des Herzogs von Epernon, dem 500 Cuirassiere und 500 Arkebusiere folgten, aufgehoben werden. Epernon hatte eine Reise nach Gascogne vor, er überließ an Thémines sein Volk und verfolgte seinen Weg. Thémines benutzte die ihm gewordene Verstärkung zu verschiedenen Expeditionen, wußte aber die Arkebusiere nicht sattsam in Ordnung zu erhalten, daß Joyeuse Gelegenheit fand, bei Court, in der Ebene von Montauban, eine Camisade auszuführen, den 19. Juli. Über 800 Arkebusiere blieben auf dem Platze, zwei Feldschlangen wurden genommen, und ohne Thémines' Eintreffen auf dem Schlachtfelde hätten die übrigen Geschütze schwerlich demselben Schicksale entgehen mögen. Es kam aber die Erntezeit; und um des Jahres reichen Segen gegen die Streifparteien der Hugenotten zu schützen, mußte der Herzog sein Volk in die verschiedenen, ihm zugewendeten Orte vertheilen; im September erst konnte zum zweiten Male die Einschließung von Villemur vorgenommen werden. Mit dem 10. waren die Laufgräben bis zu der Contrescarpe geführt, eine Breschebatterie von acht Kanonen und zwei Feldschlangen begann ihre Thätigkeit zu entwickeln. Ein Sturm wurde am 20. Sept. versucht, aber abgeschlagen, indem des Tags vorher Thémines Gelegenheit gefunden hatte, sich und eine bedeutende Verstärkung in die Stadt einzuführen. Während neue Arbeiten zu vollständiger Ausfüllung des Grabens und Erweiterung der Bresche vorgenommen werden mußten, bereitete Damville oder Montmorency den Entsatz. Eine bedeutende von ihm zusammengebrachte Mach-

hatte sich bereits zu Bellegarde festgesetzt, und erwartete nur das Eintreffen der letzten Verstärkungen, um einen Angriff auf das Lager der Ligisten vorzunehmen, als der Herzog von Joyeuse plötzlich die Initiative ergriff und mit dem Kern seines Volkes gegen Bellegarde heranzog. Das Gefecht ließ sich ungemein günstig für ihn an, die Feinde wurden zum Weichen gebracht, ermannten sich aber unter dem Schutze der Artillerie und nahmen die aufgegebenen Stellungen wieder ein. Der Tag gab keine Entscheidung, obgleich Joyeuse, in sein Lager zurückkehrend, Freudenfeuer veranstaltete, in der Absicht, durch dergleichen Siegesgepränge die Besatzung zu entmuthigen. Für solche List zeigte Thémines sich wenig empfänglich, aber nicht so richtig wußte Joyeuse die Unthätigkeit seiner Gegner in Bellegarde zu deuten. Keines Angriffs mehr von ihnen sich versehend, ließ er seine Cavalerie, 1500 Pferde in allem, Cantonirungsquartiere beziehen. Und eben, in der Nacht vom 19—20. Oct., hatte die feindliche Armee, 1500 Lanzen, 3000 Knechte, sich in Bewegung gesetzt. Unbemerkt erreichte sie in der Frühstunde des 20. Oct. das Gehölze von Villemur, einen vortheilhaften Punkt, die etwa gebrochene Ordnung herzustellen, zugleich auch die feindliche Position beherrschend. Die erste Kenntniß von der Annäherung des Feindes empfing Joyeuse, indem er dessen Bataillone aus dem Gehölze hervorbrechen sah. Überrascht, doch nicht verlegen, ließ er die drei Kanonenschüsse geben, welche der zerstreuten Reiterei das Zeichen sein sollten, dem Lager zuzueilen; dann ließ er 400 Mann vorrücken, den 200, welche die äußerste Spitze seiner Verschanzung hüteten, zur Unterstützung. Aber es hatten bereits die Feinde die Werke zu ersteigen den Anfang gemacht, und die Verstärkung gelangte nur zur Stelle, um die Unordnung zu vergrößern, und nach kurzem Bedenken mit der geringen Zahl von den Vertheidigern des Walles, welche dem Tode entgangen, die Flucht zu ergreifen. In die zweite Linie einbrechend, verbreiteten sie daselbst den Schrecken, von dem sie ergriffen waren, und nicht nur wurden sie lebhaft verfolgt, sondern es führte auch in demselben Augenblicke Thémines sein Volk zu einem Ausfalle, der vollends den Katholiken Muth und Besinnung nahm. Jetzt endlich, verspätet, erschien auf dem Schlachtfelde ihre Reiterei, aber gewahrend, wie der Gegner Reserve sich ebenfalls in Bewegung setzte, dachten diese Reiter nur mehr an Flucht. Wer laufen konnte, lief, und Joyeuse selbst, nachdem er die verzweifeltsten Anstrengungen gemacht, die Schelme zum Stehen zu bringen, wurde dem Tarn zu fortgerissen. Doch sammelten sich wieder um ihn verschiedene Rittersleute und in ihrer Gesellschaft erreichte er Condomines, woselbst ein Theil seiner Geschütze aufgepflanzt wurde, und wo er auch auf das andere Ufer des Tarn überzugehen gedachte. Aber die Brücke, von Tauwerk und Bretern zusammengefügt, war unter der Masse der Flüchtlinge eingebrochen. Zwischen Feind und Fluß eingedrängt, trieb Joyeuse, was auch seine Getreuen, Courtete und Bidonet, dagegen einwenden mochten, sein Roß in die Fluthen, und niemals ist er von da zurückgekommen. Wie Poniatowsky zu Leipzig, hat er in der Gemüthsbewegung die Straße, die seitwärts in Sicherheit ihn führen konnte, nicht gesehen, die Straße, auf welcher ein Theil des geschlagenen Heeres, sogar mehre Geschütze, Fronton erreichten. Der 20. Oct. war der Jahrestag der Schlacht von Coutras.

Von den sieben Söhnen des Marschalls lebten noch Franz und Heinrich, dieser ein Capucinermönch, jener ein Cardinal. Dem Cardinal wurde zuerst das Commando in Languedoc von den Tolosanern angetragen; er verbat sich die Ehre. Darauf vereinigten sich Aller Wünsche zu Gunsten des Mönchs, der eben, um seine Angehörigen zu besuchen, in Toulouse weilte. Es wurde ihm der Wille des Volkes verkündigt, und er glaubte in diesem den Willen Gottes zu erkennen. Nochmals legte Heinrich oder Pater Angelus den Cuiraß an. Zum ersten Male hatte er denselben bei der Belagerung von la Fere getragen. Geboren 1567, hieß Heinrich der Graf von Bouchage (an der Rhone), als er am 28. Nov. 1582 sich mit Katharina von Nogaret-la-Valette, der Schwester des Herzogs von Epernon, vermählt hatte. Unendlich scheint er diese, in der That höchst liebenswürdige, Frau geliebt zu haben, wenngleich der Antheil, den er an den öffentlichen Angelegenheiten zu nehmen genöthigt war, ihn häufig von ihrer Seite entfernte. Er hatte von König Heinrich das Amt eines Maitre de la garderobe, das Gouvernement und die Lieutenance-générale von Anjou, Touraine, Maine und Perche, nicht minder, nach der Entlassung von Mandelot, am 25. Jul. 1584, das Gouvernement der Stadt Lyon erhalten. Er wurde besonders durch die Überrumpelung der Burg zu Angers von Seiten der Navarresen beeinträchtigt, und war darum der Erste, welcher, um den wichtigen Posten ihnen zu entreißen, sich zur Stelle fand. Seines häuslichen Lebens Friede wurde allein durch Eifersucht gestört. Heinrich war eifersüchtig, nicht um eines Sterblichen willen, sondern um Gottes willen, den die zwanzigjährige Katharina über Alles liebte. Den übermäßigen Andachtsübungen, den Kasteiungen, dem unaufhörlichen Wachen und Beten erlag die zarte Frau, und sie soll, so fromm und tugendsam, ihr letztes Stündlein verspürend, in gar große Furcht und Kleinmüthigkeit wegen der Zukunft gerathen sein. Die Capuciner, ihre Nachbarn, sparten nichts, um ihr Trost und Hoffnung zuzusprechen, aber ohne den Beistand des Pfarrers zu St. Eustache, René Benoit, sollten sie schwerlich viel auf jenes weiche, ängstliche, wenn auch engelreine Gemüth haben wirken können. Ein solcher bitterer Schmerz steigerte seine Verzweiflung beinahe zu Wahnsinn. Kaum war in seltenem Pompe die Leichenfeier, am 12. Aug. 1587, begangen, so eröffnete der Graf von Bouchage seinen Entschluß, der Welt zu entsagen und in die Gesellschaft derjenigen einzutreten, welche in der letzten Noth dem Liebsten, was er auf Erden gehabt, so getreulich beistanden. Was sein König, was sein Bruder gegen diesen Entschluß vorbrachten, achtete er nicht, vielmehr trat er am 4. Sept. 1587 sein Noviziat an, und nach Verlauf des Jahres that er als Angelus de Joyeuse Profeß. Den Gefühlen treu, welche ihn dem Orden zuführten, hatte er schnell den Ruf eines würdigen und devoten Religiosen sich erworben, sodaß der einstimmige

Wunsch seiner Brüder ihn an die Spitze der Procession stellte, welche nach Chartres gehen sollte (am 17. Sept. 1588), um einen letzten Versuch auf des Königs schwankendes Gemüth zu machen. In Allem befanden sich 35 Capuciner in dieser Procession, von welcher die Handschriften jener Zeit eine gar abenteuerliche Beschreibung machen. Ohne der Darstellung Bürgschaft zu übernehmen, theilen wir dieselbe in möglicher Kürze mit. „Den Zug eröffnete ein Mann in langem Barte; vom Kopf bis zu den Füßen schmutzig und schmierig, dem Cilicium ein Bandelier, mit einem Krummsäbel daran, übergehängt; von Zeit zu Zeit entlockte der Mann einer alten, verrosteten Trompete einige rauhe Töne. Man hätte ihn, seinem Aufzuge nach, für einen Bärenführer, einen Olitätenhändler oder einen Taschenspieler halten können. Diesem folgten drei Männer wilden Angesichts; jeder hatte auf den Kopf einen eisernen Topf, statt der Pickelhaube, gestülpt und über das Cilicium ein Panzerhemd gezogen, und war bewaffnet mit Pike und Hellebarde, die, über und über mit Rost bedeckt, gleichwie die schmierige Kleidung einen Vorschmack von des Inhabers Lebensstrenge geben sollten. Die drei schleiften hinter sich, als einen Gefangenen geknebelt, den Pater Angelus, der, mit einer Albe bekleidet, ein Kreuz von gewaltigem Umfange trug. Von Zeit zu Zeit sank er zu Boden, als der Bürde des Kreuzes erliegend, das jedoch nur aus Pappe zusammengefügt war; bei jedem Falle stöhnte er auf das Kläglichste, und von der Dornenkrone, die ihm auf die Perücke gesetzt war, schien das Angesicht entlang Blut zu träufeln. Ihm zur Seite gingen zwei andere jugendliche Capuciner, weiß gekleidet, in Frauentracht, der eine die Jungfrau Maria, der andere Maria von Magdala vorstellend; die Arme kreuzweise zur Brust erhoben, die Augen zum Himmel gerichtet, weinten die Beiden künstlich hervorgelockte Thränen, und bei jedem Falle des Bruders Angelus sanken sie taktgerecht zusammen. Ihnen schlossen sich vier Scharwächter an, den vordern in Haltung und Tracht gleich, und beschäftigt, unter grausenhaftem Lärm gegen den Bruder Angelus, den sie an Stricken hielten, die schrecklichsten Geißelhiebe zu führen. Hinter diesen entwickelte sich die unübersehbare Reihe der Büßer. Um 3 Uhr Nachmittags langte die Procession zu Chartres an, des Königs Befehl öffnete ihr die Thore, und unter eines unzählbaren Volkes Zusammenlauf richtete sie ihren Weg nach dem Dom. Eben, nach abgesungener Vesper, hielt die Klerisei Station. Um so zahlreicher war die Versammlung, zu welcher Heinrich mit seinem ganzen Hofstaate sich eingefunden hatte. Er soll einige Worte des Misfallens und des Bedauerns über den Pater Angelus gesprochen haben. Es setzte auch Scandal; in des Tages Hitze, Anstrengung und Gedränge triefte Pater Angelus von Schweiß, sodaß die Farbe, womit man ihm, wie mit Blutstropfen, das Angesicht bemalt hatte, herabfloß; dieses gewahrend und um nicht eines der wirksamsten Mittel der Rührung aufzugeben, führten die Brüder ihn nach einer Seitenkapelle, wo die Färbung aufgefrischt werden sollte, natürlich ohne Zeugen. Deren fanden sich aber, trotz alles Widerstandes, in dem Andrange des Volkes viele ein, und bei Vielen verwandelte sich die Rührung in Hohn. Auch Crillon verhöhnte seinen Vetter; als er ihn unter den Händen der Scharwächter erblickte. „Hauet zu," sprach er, „hauet auf den Feigen, der den Hof verließ und die Kutte überzog, um die Waffen nicht zu führen!" Diese Worte, von Angelus selbst vernommen, verletzten ihn aufs Äußerste. Niemals, so betheuerte er am folgenden Tage in der Audienz des Königs, niemals wäre ihm Schmerzlicheres auferlegt worden. „Wol habe er, von dem Tage seiner Profession an, den festen Entschluß gefaßt, der Welt zu entsagen und Beleidigungen und Hohn mit Gleichgültigkeit zu ertragen, aber so vollkommen sei er seiner nicht Meister, daß er bei jenen Worten sich der Aufregung, der Bitterkeit habe erwehren können. Er müsse bitten, daß Se. Majestät, ihm für so arge Beleidigung einige Genugthuung zu geben, von Crillon für die Zukunft Mäßigung in seinen Reden fodern wolle; er erbitte sich das nicht um seinetwillen, denn für seine Person gehöre er der Welt nicht mehr an, sondern er bitte im Namen eines Geschlechtes, welches, fern dem Gedanken, sich dem Gebrauche der Waffen in des Königs Dienst entziehen zu wollen, jederzeit, im Kriege wie im Frieden, alle seine Schuldigkeit gegen den Staat auf das Getreulichste erfüllt habe." Der König hörte ihn mit Theilnahme und Güte an, ging jedoch allmälig zu einem andern Tone über und schloß mit einem derben Verweise, „daß er in unbedachtsamer Andacht die ernsteste Angelegenheit zu einem theatralischen Gepränge herabwürdige und gewissermaßen als das Oberhaupt der Empörer figurire; denn daß deren gar viele in der Procession verborgen seien, müsse er, Angelus, am besten wissen." Abwechselnd hat demnach Angelus seines Ordens Klöster in Languedoc, Gascogne, Italien und Lothringen bewohnt. Der katholischen Liga hat er, den Oberbefehl in Languedoc übernehmend, nicht besser zu dienen gewußt, als in jener religiösen Farce. Matt und ungeschickt führte er seinen Krieg, daß allmälig auf die unmittelbare Umgebung von Toulouse, Carcassonne, Gaillac, Alby und Narbonne die Liga sich beschränken und von der Hand Montmorency's als eine Wohlthat einen Waffenstillstand annehmen mußte (am 1. Jan. 1593), und diesen sogar schwerlich erhalten hätte, ohne des überlegenen Gegners Wunsch, seine Hauptmacht, 5—6000 Mann versuchten Volkes, im Norden des Reichs verwenden zu können. Mit besserm Erfolge betrieb Angelus, oder wie er jetzt hieß, der Herzog von Joyeuse, durch seines Bruders, des Cardinals, Vermittelung, bei dem römischen Hofe seine Säcularisation. Durch Breve vom Juni 1594 wurde ihm erlaubt, seinem Orden zu entsagen, zwar nicht, wie er gewünscht hätte, um als Ritter, sondern als Priester den Malteserorden annehmen zu können, mit der Befugniß, für die Dauer des gegenwärtigen Krieges Kriegskleider zu tragen, den Degen zu führen, Kriegsleute zu befehligen und die ihm anvertraute Provinz zu regieren; durch ein zweites Breve vom 5. Mai 1595 wurde er ermächtigt, sein ganzes Leben lang und zu allen Zeiten in weltlicher Tracht bewaffnet zu erscheinen, auch Würden und Ehrenstellen jeglicher Art zu bekleiden; endlich

wurde ihm, am 18. Sept. 1596, vergönnt, frei über sein Eigenthum und Vermögen, welcher Art dasselbe sein möge, zu verfügen. Diese letzte Dispensation hatte der Herzog sich erbitten müssen, um die Früchte seiner Unterwerfung unter die Macht des Königs zu genießen. Zu solcher Unterwerfung ihn zu nöthigen, hatte vorzüglich von 1595 an das Parlament in Toulouse mehre Schritte versucht. Stark jedoch durch die Gunst und das Vertrauen des Volks, entschlossen, die von dem Papste dem Könige zu ertheilende Absolution abzuwarten, vereitelte der Herzog ohne Mühe diese Umtriebe. In seinen Hoffnungen getäuscht, verließ ein Theil der Parlamentsleute die Stadt, um sich in Castel-Sarrasin niederzulassen, dann mit dem in Béziers von Montmorency bestellten Parlamente sich zu vereinigen. Diese Vereinigung verlieh der königlichen Partei neue Stärke, es ergingen gegen Joyeuse und seine Ligisten scharfe Mandate, die Städte Rhodez und Cordes fielen von der Liga ab, andere, des Krieges nicht weniger satt, trieben die Besatzungen aus und erklärten sich für die Neutralität. Der Marschall von Matignon und der Herzog von Ventadour unternahmen sogar eine Belagerung der Stadt Toulouse, die jedoch gar bald aufgehoben werden mußte. Die gesammte Ritterschaft der Provinz, in ihrer Anhänglichkeit an das Haus Joyeuse beständig, scharte sich um den letzten Stammhalter des gepriesenen Namens. Joyeuse durfte wiederum einen Zug gegen Castel-Sarrasin wagen, den daselbst versammelten Schwarzröcken als ein Monitorium einige Kanonenkugeln zuzusenden; es äußerte sich aber während dieses Zuges in Narbonne und Carcassonne bedenkliche Gährung, und nicht nur fand sich der Herzog zu eiligem Rückzuge veranlaßt, sondern er schickte sich auch, im Einverständnisse mit seinem Bruder, an, den von den neutralen Städten empfangenen Rath, daß er um jeden Preis mit dem Könige ein Abkommen zu treffen habe, in Anwendung zu bringen. Doch übereilte er sich keineswegs mit den Unterhandlungen, und erst nachdem die Absolution gegeben und der Herzog von Mayenne ausgesöhnt war, wurde zu Toulouse, am 14. März 1596, das königliche Edict veröffentlicht, wodurch der Herzog von Joyeuse, „angesehen, daß alle seine Handlungen einzig die Folgen eines religiösen Eifers und von jeder selbstsüchtigen Absicht frei gewesen," in seines Königs volle Gunst aufgenommen, auch mit dem Marschallsstabe begnadigt wurde; außerdem wurde ihm für die Überlieferung der Stadt Toulouse und der übrigen Plätze eine baare Summe von 1,470,000 Livres zugesagt, eine Stipulation, die einigermaßen gerechtfertigt war durch seine Sorgfalt, der besagten Stadt alle ihre Gerechtsame und Freiheiten bestätigen und sogar erweitern zu lassen. Bei keinem seiner Collegen im Commando hat diese Sorgfalt Nachahmung gefunden. Den Heiligen-Geistorden, ein Geschenk Heinrich's III. vom 31. Dec. 1583, hatte der Herzog bereits wieder, in die Welt zurücktretend, angelegt. In alle früheren Beziehungen wieder eingeführt, sogar eines gewissen Vertrauens bei seinem Monarchen genießend, auch unter dessen Augen bis zu dem Frieden von Vervins dienend, empfand der Herzog gleichwol immer eine unbestimmte Sehnsucht nach dem Frieden seines Klosters. Man erzählt, einstens nach einer durchschwärmten Nacht den Heimweg suchend und an dem Capucinerkloster der Straße St. Honoré vorübergehend, habe er in der Kirche der Engel Psalmodie zu vernehmen geglaubt. Darauf eines Tags dem König auf den Balcon folgend, habe er wegen des unten zahlreich versammelten Volkes Verwunderung geäußert, worauf der König erwiedert habe: „Ces gens me paroissent fort aises de voir ensemble un apostat et un rénegat." Dieser Witz, wie stark er nach der Wachtstube schmeckt, soll ihn vollends bestimmt haben, zum andern Male das Capucinerkleid anzulegen. Glaubwürdiger, als alles dieses, scheint uns Sublet's Bericht. Dessen Vater hatte als Intendant das Haus des Herzogs von Joyeuse zu regieren. Ein Gläubiger im vollen Sinne des Wortes, beunruhigte ihn gar sehr seines Herrn Säcularisation. Seine Meinung darüber auszusprechen, wagte er nicht, aber dem Gegenstande seiner Besorgniß wie zufällig die Augen zu öffnen, ersann er sich eine kleine List. Am späten Abend trat er, um von Geschäften zu handeln, in des Herzogs Gemach. Diesem fiel, in einer Pause, das zierlich und kostbar gebundene Buch, welches Sublet unter dem Arme trug, auf. „Was habt Ihr da?" — „Nichts für Euer Gnaden," entgegnete der Alte; jener aber wünschte das Buch zu durchblättern. „Das sollte Euch wol gereuen," warnte Sublet, doch am Ende lieferte er sein Büchlein aus. Nur empfiehlt er, dessen nähere Betrachtung für den andern Morgen aufzusparen. „Denn Ihr würdet, traun, einmal in das Buch eingeführt, kaum abzubrechen wissen, und somit die Nachtruhe verlieren." Der Herzog verspricht diesem wohlgemeinten Rathe zu folgen, aber kaum hat der Andere sich empfohlen, so beginnt das Lesen, das Verschlingen vielmehr, des mystischen Buches. Es war das Leben des Franziskus von Borgia, von Ribadeneira, in einer französischen Übersetzung. Zu einem Beichtspiegel verwandelt sich in des Herzogs Händen dieses Buch, jede Tugendübung, jedes fromme Werk, jede selbstverleugnende Handlung des Spaniers wirkt als Höllenstein auf den Franzosen. In unsäglicher Pein brachte er die Nacht hin; mit dem frühesten Morgen wurde Sublet gerufen, damit er zuerst Kunde empfange von einer Bekehrung, die sein Werk war. „Ich folge der Stimme Gottes und der Weisheit Eurer Rathschläge. Nur einer kurzen Frist bedarf es, damit ich mein Haus bestelle." Das wurde ihm um so leichter, da seine einzige Tochter, Henriette Katharina, geboren im Louvre am 8. Jan. 1585, seit dem 15. Mai 1597 an den Herzog von Montpensier verheirathet war. Am 8. März 1599 nahm Joyeuse nochmals das Bußkleid des heiligen Franziskus, und in kurzer Zeit erregte er als Prediger die allgemeinste Aufmerksamkeit; „l'on fut étonné de voir, qu'un homme nourri dans les délices de la cour, et sans connoissance des saintes lettres, fut devenu tout-à-coup, par l'ardeur de son zèle et la supériorité de son génie, qui suppléoient à son ignorance, un habile et très éloquent prédicateur." Mehr aber noch als durch seine Predigten erbaute er die klösterliche Gemeinde und die Außenwelt durch hohe

Tugenden, durch Ausdauer im Gebete, durch die strengsten Bußübungen. Bruder Angelus von Joyeuse gilt mit vollem Rechte als eine der Zierden seines Ordens. In dessen Angelegenheit vollbrachte er, Definitor capitali-generalis, barfüßig eine Römerfahrt; auf einer zweiten Fahrt zu dem Generalcapitel hatte er, in demselben armseligen Aufzuge, kaum die Alpen überstiegen, als ein heftiges Fieber ihn ergriff, und er zu Rivoli, unweit Turin, in seiner Ordensbrüder Armen starb, am 26. Sept. 1608 im 41. Jahre seines Alters. Der Leichnam wurde nach Paris zurückgebracht und in der Kirche des Capucinerklosters der Straße St. Honoré, unweit des Hochaltars, beigesetzt. Voltaire's Henriade, 4. Gesang, hat dem Herzoge zwei Zeilen gewidmet:

> Vicieux, pénitent, courtisan, solitaire,
> Il prit, quitta, reprit la cuirasse et la haire.

Der Ausdruck vicieux ist wol keiner einzigen der verschiedenen Lebensepochen dieser merkwürdigen Persönlichkeit angemessen, da er sich wol jugendliche Thorheiten, nicht aber Laster zu Schulden kommen ließ, auch hat er jene bereuet und gebüßet. Vergeblich haben wir auch einen Beweis für Sully's Verzeichniß von den Mignons Heinrich's III., worin der Graf von Bouchage figurirt, gesucht. Des Capuciners Leben beschreiben Jacob Brousse, 1621, in 8. und Johann von Callieres, dieser unter dem Titel: le Courtisan prédestiné, ou le duc de Joyeuse, capucin (Paris 1661.) und in mehren folgenden Auflagen.

Des Capuciners Bruder, der Cardinal Franz von Joyeuse, geb. am 24. Juni 1562, war demnach kaum 20 Jahre alt, als der Einfluß des ältesten Bruders ihm das Erzbisthum Narbonne verschaffte. Derselben Gunst verdankte Franz seine Aufnahme in das heilige Collegium, gleichzeitig mit Karl von Bourbon, 12. Dec. 1583. „Giojosa e Borbone," schreibt Maffei, „furono promossi a calde richieste di Arrigo, con espressa dichiarazione, che il secondo come Principe del sangue nel Consiglio regio precedesse al primo, benchè a lui superiore per gradi ecclesiastici; non intendendo però fuori di questo alterare punto gl'ordini, ed i riti soliti ad usarsi fra Cardinali." Es muß demnach, was de Thou, Bch. 78, von einem Rangstreite der Cardinäle von Joyeuse und Bourbon vorbringt, auf einem Misverstande beruhen. Mit dem Purpur bekleidet, übernahm Franz zugleich das Protectorat von Frankreich, um dessentwillen er längere Zeit in Rom zu residiren hatte. Als Secretair stand d'Ossat ihm zur Seite. Bei Gregor's XIII. Tode befand sich jedoch der Cardinal in Paris und ist von da am 19. April 1585 zum Conclave aufgebrochen. Mit des Königs gewaltsamem Ende war das Protectorat erloschen, Franz kehrte über die Alpen zurück, benutzte den Einfluß seiner Familie, um den erzbischöflichen Sitz von Toulouse gegen Narbonne einzutauschen, mußte sich aber dagegen mit Leib und Seele der Liga verschreiben. Gegen Heinrich IV. hatte er keine Pflichten; Heinrich III. war er bis zu dessen letztem Athemzuge ein getreuer Unterthan geblieben, hierin allen seinen Angehörigen, nicht vergeblich, ein Beispiel gebend. Sogar versuchte es der Cardinal in einem aus Rom an den König gerichteten Schreiben, die Ermordung der Guisen zu rechtfertigen (den Brief geben die Archives curieuses de l'histoire de France XII, 157.). Besorgt um den Ausgang des Kampfes, welchen Anton Scipio gegen Montmorency zu bestehen genöthigt war, unternahm er 1591 die dritte Reise nach Rom, theils um für den Krieg in Languedoc Hilfstruppen, theils für sich selbst die Legation von Avignon, den Angelegenheiten des Bundes im südlichen Frankreich zum Besten, zu suchen. Aber es starb Papst Gregor XIV.: der größte Verlust, welchen die Liga erleiden konnte. Joyeuse, der die nach Frankreich bestimmten Hilfscorps begleiten sollte, blieb in Rom, um zu der Wahl von Innocenz IX., dann zu der von Clemens VIII. zu wirken. In Frankreich kaum wieder heimisch geworden, empfing er von dem Herzoge von Mayenne den Auftrag zu einer bei dem römischen Hofe zu verrichtenden Sendung. Von Claudius von Beaufremont-Senecey begleitet, hatte der Cardinal am 28. Jan. und 9. Febr. 1594 bei dem heiligen Vater Audienz; doch nur zu Redensarten angewiesen, in welchen er Mayenne's bisheriges Verhalten beschönigte, konnte er auch nur Redensarten als Entgegnung empfangen. Aus jenem Geschwätze, aus dem Verkehr mit Mayenne überhaupt, läßt sich entnehmen, daß der Cardinal in seiner Feindschaft gegen Heinrich IV. wesentlich nachgelassen haben müsse; es folgte auch, in nicht allzu langer Frist, die vollständige Aussöhnung. Wie angenehm der Cardinal dem Hofe war, lehrt das Breve vom 24. Sept. 1599, wodurch er zu einem der Commissarien für die Ehescheidung des Königs bestellt wurde. Im Jahre 1604 gelangte er zu dem Besitze des Erzbisthums Rouen, und gegen des Jahres Ausgang wurde er mit dem Cardinal d'Escoubleau de Sourdis nach Rom entsendet, um bei dem bevorstehenden Ende von Clemens VIII. die Interessen der Krone wahrzunehmen. Joyeuse, an der Spitze der französischen Cardinäle, hielt im Conclave die Aldobrandini und Montalti im Gleichgewichte; mit Geschick zwischen diesen beiden Parteien sich bewegend, erzielte er die Wahl von Leo XI., einem durchaus französischen Papste. Doch sollte der Triumph nur 25 Tage währen, und wiederum trat ein Conclave zusammen, in welchem die Franzosen, Joyeuse an der Spitze, zuerst eine Annäherung zwischen Montalto und Aldobrandino vermittelten, dann von diesem für den Cardinal Borghese sich gewinnen ließen. Folge dieser Combination war die Wahl Paul's V. In der Eigenschaft seines Legaten wurde hierauf von dem Papste der Cardinal von Joyeuse, seit kurzem Dekan des heiligen Collegiums, nach Frankreich entsendet, um bei der Taufe des Dauphin, am 14. Sept. 1606, des Pathen, des Papstes Paul V., Stelle zu vertreten. Kaum war die Feierlichkeit begangen, so mußte der Cardinal noch in demselben Monate eine abermalige Reise über die Alpen antreten: ihm, als Plenipotentiarius, war von dem Könige die Vermittlung des Streites zwischen dem Papste und der Republik Venedig anbefohlen. Geflissentlich reisete er so langsam, daß er kaum mit des Jahres Ende die Lombardei erreichte; er wollte die streitenden Parteien durch Zögerung ermüden, damit er in

seiner Eigenschaft als Cardinal den Venetianern weniger unangenehm, und als des Königs von Frankreich Stellvertreter weniger verdächtig dem römischen Hofe, weniger gehässig den Spaniern erscheine. Um seiner Seits auch die vollkommenste Unparteilichkeit zu bethätigen, verweilte er in Ferrara, bis er von dem Papste sowol, als dem venetianischen Senat die bestimmte Weisung empfing, in Venedig die bereits von andern französischen Diplomaten eingeleitete Unterhandlung fortzusetzen. Über ihren weitern Gang mag der Artikel Paul V. nachgelesen werden. Der Punkt wegen der Jesuiten, gleichwie er die Hauptschwierigkeit des Geschäftes ausmachte, war für den Cardinal selbst ein Gegenstand lebhafter Bekümmerniß, wegen seiner besondern Hochachtung für den Orden. Jedenfalls hat er in der dornichten Angelegenheit mit Umsicht und Dexterität sich zu benehmen gewußt, und es blieb ihm dafür Heinrich IV. dankbar verbunden, wenn auch der Kirchenfürst niemals für das unsinnige Project der Revolutionirung Teutschlands zu gewinnen war. Hierin der unwandelbare Gegner Sully's, wurde nichtsdestoweniger der Cardinal von dem zum Aufbruche für seinen Feldzug sich rüstenden König zu einem der Mitglieder des Regentschaftsrathes ernannt. Er hatte auch die Ehre, bei der Krönung der Königin Maria zu St. Denys, 13. Mai 1610, das Hochamt zu halten, der Königin die Salbung zu ertheilen und ihr die Krone aufzusetzen. Nicht minder hatte er, wenige Monate später, 17. Oct. 1610, zu Rheims den König Ludwig XIII. zu krönen, und in dem Conseil der Königin-Regentin eine Stelle einzunehmen. Er präsidirte dem Reichstage von 1614, und hätte nach seinem wenig vorgerückten Alter sich wol noch eine ganze Reihe von Jahren versprechen können, aber ein Durchfall, den er sich geholt, wurde ihm tödtlich, zu Avignon 27. Aug. 1615. Seine Ruhestätte fand er zu Pontoise in der Jesuitenkirche, zu deren Ausbau er in seinem Testament 18,000 Livres vermacht hatte. Er war nämlich Pfandherr zu Pontoise und zugleich Abt der dasigen Benedictinerabtei zu St. Martin. Auch das Seminarium de Joyeuse für 30 Alumnen zu Rouen, und das Collegium der Oratorianer zu Dieppe hat der Cardinal gestiftet, alles Anzeichen, wie in seinem Gemüth mit der Religiosität die Wissenschaft sich paarte. In dieser letzten Hinsicht ist besonders sein Schreiben an den König, vom 2. Oct. 1598, wichtig, weil darin von einer Verbindung des Mittelmeers mit dem Ocean gehandelt, mithin der erste Gedanke eines Kanals von Languedoc niedergelegt ist. Vgl. *Ant. Aubery*, histoire du cardinal de Joyeuse, avec plusieurs mémoires, dépêches, ambassades, relations et autres pièces. (Paris 1654. Fol.)

Die Erbin des Cardinals wurde die Tochter seines Bruders Heinrich, die früher schon genannte Henriette Katharina, welche nach ihres Gemahls, des Herzogs von Montpensier, Ableben, 27. Febr. 1608, eine zweite Ehe eingegangen war mit dem Herzoge Karl von Guise. Auch diesen hat die Erbin des Hauses Joyeuse noch um 16 Jahre überlebt, indem sie erst am 25. Febr. 1656 an den Folgen eines Stickkatarrhs verstorben ist. „C'étoit une dame d'honneur et de probité, qui étoit vénérable par son âge et par la dignité de sa personne." Sie hat 1616 das Hôtel de Bouchage, in der Straße St. Honoré, um 90,000 Livres, an die Oratorianer verkauft. Ihre längst verstorbene einzige Tochter erster Ehe, die Gemahlin des Herzogs Gaston von Orléans, hatte wiederum nur eine übermäßig reiche Tochter, sodaß demnach die Großmutter sich veranlaßt sah, in ihrem letzten Willen das ganze Erbe des Hauses Joyeuse den Kindern ihrer zweiten Ehe, namentlich dem dritten Sohne, Karl Ludwig, und nach dessen Ableben, 15. März 1637, dessen jüngerm Bruder, Ludwig, zuzuwenden. Gleichwie Karl Ludwig führte dieser den Titel eines Herzogs von Joyeuse, und es folgten ihm darin Sohn und Enkel, die jedoch, wie der Vater unter die Rubrik Guise gehören.

Des Vicomte Tanneguy von Joyeuse dritter Sohn, Ludwig von Joyeuse, genoß eines seltenen Vertrauens bei König Ludwig XI., der ihm, laut Ehevertrag vom 3. Febr. 1477 des eben verstorbenen Grafen von Vendôme, Johannes II. von Bourbon, älteste Tochter zur Frau gab, ihn die einträgliche Vormundschaft über die beiden minderjährigen Prinzen von Vendôme genießen ließ, und 1481 ihn mit der Herrschaft Marvejols in Languedoc (es ist dasselbe Marueges, dessen Zerstörung durch einen spätern Joyeuse wir berichtet haben), und mit la Roche-sur-Yon in Poitou beschenkte. In Urkunden erscheint daher Ludwig als Herr von Bothéon, in Forez, von Bansat, St. Geniez, Rochefort, la Roche-sur-Yon und Champigny, als Graf von Chartres, als Kämmerer der Könige Ludwig XI., Karl VIII. und Ludwig XII., als Lieutenant für die Gouvernements von Paris, Ile-de-France, Vermandois und Champagne, und als Gouverneur von Mouzon und Beaumont-en-Argonne. Im Jahre 1487 erkaufte Ludwig von Wolfart von Borsele die Grafschaft Grandpré, eine der alten Pairien von Champagne, freilich nur ein unvollkommener Ersatz für die vielen Güter des Hauses Bourbon, deren er, von Ludwig XI. begünstigt, sich bemächtigt hatte, die er aber unter der folgenden Regierung an die rechtmäßigen Eigenthümer hatte zurückgeben müssen. Er starb auf seinem Schlosse St. Lambert, in Rhetelois, den 4. März 1498, mit Hinterlassung mehrer Kinder. Der ältere Sohn, Robert von Joyeuse, Graf von Grandpré, hatte drei Söhne: von Anton, dem zweitgeborenen, stammt die Linie in Montgobert. Robert's ältester Sohn, Foucaut, der mit Anna von Anglure Ampilly-sur-Seine, in Burgund, verheirathet, gewann eine zahlreiche Nachkommenschaft, in welcher jedoch nur Johann, Robert, Claudius und Anton, dieser der Stammvater der Linie in St. Lambert, von einer gewissen Bedeutung waren. Johann von Joyeuse, der älteste Sohn, fiel bei Montcontour, 1569. Robert, Graf von Grandpré, Mestre-de-camp der Regimenter Poitou und Champagne auch Gouverneur der Feste la Garnache, nachdem dieselbe am 14. Januar 1589 den Hugenotten entrissen worden, wurde jedoch durch die Nothwendigkeit, seine Grafschaft zu vertheidigen, bald nach der Champagne zurückgefodert. Es gelang ihm, der ligistischen Besatzung von Vitry-le-François, welche die Belagerung von Vitry-le-brulé

vorzunehmen sich unterstanden, eine bedeutende Niederlage beizubringen. Um diese zu rächen, raffte der Hauptmann der Ligisten, St. Paul, alle seine Kräfte zusammen, die beiden Anführer trafen sich, 8. Oct. 1589, in der weiten Ebene zwischen Vitry und St. Amand, und von 1 Uhr Nachmittags bis zur Nacht wurde mit der äußersten Hartnäckigkeit gestritten, ohne daß die eine oder die andere Partei sich des Sieges hätte rühmen können, nur daß alle Anführer der Königlichen entweder schwer verwundet wurden oder in Gefangenschaft geriethen. Der Graf von Grandpré, aus 18 Wunden blutend, wurde vom Schlachtfelde getragen und nach Chalons gebracht, wo er in den nächsten Tagen den Geist aufgab. Sein Bruder, Torteron, befand sich unter den Gefangenen. Die vorher unentschiedenen Resultate des Tages waren demnach entschieden zu Gunsten der Ligisten. Da Robert unverheirathet war, folgte ihm in dem Besitze der Grafschaft Grandpré sein Bruder Claudius, der bis dahin nicht ohne Ruhm gegen die Ligisten gestritten hatte. Namentlich befand er sich im Januar 1589 an der Spitze eines kleinen Heeres, das in der Stellung von St. Jevin, in der Grafschaft Grandpré, die von St. Paul befehligten Scharen in Schach halten sollte, jedoch zu höhern Anstrengungen sich aufschwingend, bei St. George einen Sieg von Bedeutung errang, durch welchen des Königs Angelegenheiten in der Champagne nicht wenig gebessert worden sind. Den Oberbefehl an dem Schlachttage hatte jedoch Torteron, wie damals Claudius mit seinem Gutsnamen hieß, an African von Anglure-Amblise, als den ältern Officier überlassen. Der Gefangenschaft entledigt, wollte der neue Graf von Grandpré in einem Handstreiche gegen die Stadt Troyes seine Rache nehmen. Unter dem Vorgeben, die Weinlese in dem Gebirge von Rheims (vgl. d. Art. Epernay) zu stören, vereinigte er am 17. Sept. 1590 bei den Mühlen von Fouchy eine bedeutende Truppenmacht. Von da entsendete er eine Anzahl Soldaten, die als Winzer gekleidet und den Legel auf dem Rücken, ein fröhliches Lied trällernd, die Stadtgräben entlang schlenderten, und dabei in aller Bequemlichkeit sich die Haltung der Wachen ansahen. Auf den Bericht dieser Späher ließ Grandpré, der sich ganz in der Nähe in Hinterhalt gelegt hatte, an einer einsamen Stelle, wo der trockene Graben nur durch Pallisaden begrenzt war, die Leitern anlegen. In größter Geschwindigkeit setzte ein Hundert Geharnischter über den Graben, und mit gleichem Erfolge erbrachen diese das Thor von St. Jacques, daß ohne Schwierigkeit ein Theil der Truppen ihnen folgen, den Platz de St. Pierre erreichen und auf dem Dom die weiße Fahne aufpflanzen konnte. Das Geschrei „vive le roi!" verkündigte zuerst dem Prinzen von Joinville die Gegenwart der Feinde; er flüchtete aus dem der Place St. Pierre anstoßenden Bischofshofe nach der nächsten Kirche, wo er in der Sacristei sich verbarg, während die Bürger, die geringe Anzahl der Feinde gewahrend, sich ermannten und von Haus zu Haus die hartnäckigste Vertheidigung entgegensetzten. Grandpré's Volk ermüdete in der fortwährenden Anstrengung, und verlor allen Muth, als ein Gerücht verkündigte, es sei den Bürgern gelungen, die Thore zu sperren. Viele der Royalisten suchten in dem Bischofshofe oder in dem Dome Zuflucht, andern gelang es, durch die noch nicht völlig gesperrte Porte St. Jacques zu entkommen. Sie wurden bis nach St. Maure verfolgt; in der Stadt ließen sie über 200 Mann der Ihren auf dem Platze. Nicht nur war das Unternehmen gänzlich verfehlt, die Bürgerschaft rächte sich auch wegen des ausgestandenen Schreckens an mehren Familien in der Stadt, die man des Einverständnisses mit Grandpré beschuldigte. Claudius mußte seinen einzigen Sohn, Peter, der an der Belagerung von Montauban, 1621, umkam, überleben; seine Erbschaft gelangte daher an Peter's Schwester, Margaretha von Joyeuse, Gräfin von Grandpré, welche in erster Ehe (1612) den Johann Pankraz von Mylendonk, auf Pesch und Bruyères, und in anderer Ehe ihren Vetter, Anton Franz von Joyeuse, heirathete. Anton, der Stammvater der Linie in St. Lambert, Gouverneur zu Mezières, starb den 26. Oct. 1611; von dessen jüngerm Sohne, Anton Franz, stammt jene Linie, welche später zu dem Besitze der Grafschaft Grandpré gelangte. Anton's älterer Sohn, Robert von Joyeuse auf St. Lambert, Lieutenant de Roi für das Gouvernement von Champagne, vermählte sich den 2. Juli 1619 mit Anna von Cauchon, Karl's, des Barons auf Tour und Maupas Tochter. „C'étoit une fort bonne femme, dont devint amoureux M. de Rheims, aujourd'hui M. de Guise. (Heinrich von Lothringen, gest. 2. Juni 1664.) Le mari, quoique accommodé, se fit l'intendant du galant de sa femme. Ce Joyeuse étoit si lâche que de prendre pension du marquis de Mouy, de la maison de Lorraine, qui étoit aussi un des galants de sa femme. Fabri a dépensé cent mille écus auprès d'elle. Elle ne profitoit point de tout cela, et dépensoit tout. C'étoit une fort bonne femme à la vérité, un peu inclinée à la luxure. Son propre père un jour lui dit, en présence de l'évêque de Mende, frère de mde. de Joyeuse: oui, ma fille, votre mari est si impertinent, que c'est offenser Dieu que de ne le pas faire cocu. Elle rioit comme une folle, et le Père en Dieu en sourioit. Elle n'étoit plus ni jeune, ni belle, mais elle avoit bien de l'esprit et jouoit bien de la harpe. Joyeuse étoit un original. Il avoit je ne sais, quelle fille avec laquelle il couchoit, mais il juroit qu'il ne lui faisoit rien et qu'en cela il n'offensoit point Dieu." Nach Anna's Absterben heirathete Joyeuse Nicoletta von Villiers, und hinterließ von derselben den einzigen Sohn, Julius Karl, Baron von St. Lambert, aus der ersten Ehe aber drei Töchter, deren älteste Henriette Charlotte von Joyeuse, Gemahlin von Adrian Peter Tiercelin, Marquis von Brosse, ihrer langen Liebschaft mit Maucroix, dem Dichter, eine gewisse Celebrität verdankt. Sie hatte der Anbeter aber noch mehr; wegen eines, des Marquis von Vandy, singt in eifersüchtiger Empfindlichkeit der Dichter:

C'en est fait, il me faut mourir,
Rien que le désespoir ne me peut secourir.

> Mais puisqu'à vos bontés je ne dois plus prétendre,
> Accordez du moins à ma foy
> Le souhait du grand Alexandre:
> Que jamais conquérant n'aille si loin que moi!

Der Marquise von Brosse Halbbruder, Julius Karl von Joyeuse, Baron von St. Lambert, Herr von Ville-sur-Tourbe, Vicomte von Warmerville, wurde Vater von drei Söhnen, deren jüngster, Johann Gideon Andreas, Herr von Joyeuse de Chouvoy, durch eines Vetters Schenkung Graf von Grandpré geworden ist, auch bei dem Balliage de Rheims das Amt eines Lieutenant-général bekleidete. Dessen Sohn, Johann Armand, Marquis von Joyeuse und Ville-sur-Tourbe, Graf von Grandpré, Brigadier der Infanterie, starb auf dem Schlosse zu Grandpré am 12. Dec. 1774; im Juli desselben Jahres war erst sein Vater gestorben. Johann Armand hatte sich am 13. März 1754 mit Anna Magdalena Delpech de Cailli verheirathet und war am 24. April 1718 geboren. Sein Bruder, Thomas von Joyeuse, Malteserritter, besaß seit 1742 die Abtei St. Symphorien, innerhalb Metz. Anton Franz, der Stifter der zweiten Linie in Grandpré, geb. 1602, war mit den Abteien Thenailles und Belleval abgefunden, verzichtete jedoch auf sie, um sich mit seiner Muhme, Margaretha von Joyeuse, der Erbin der Grafschaft Grandpré, zu verehelichen und es im Kriegsdienste allmälig bis zu den Stellen eines Mestre-de-camp von der Infanterie und eines Gouverneur von Mouzon und Beaumont-en-Argonne zu bringen. Von seinen drei Söhnen war der jüngste, Johann Armand, Baron von St. Jean-sur-Tourbe, 1631 geboren, und führte in dem Alter von 17 Jahren eine Reitercompagnie. Das Jahr darauf, 1649, diente Johann Armand unter dem Grafen von Harcourt in den Niederlanden, sowie er als Mestre-de-camp von der Cavalerie dem Feldzuge von 1650, unter des Marschalls von Plessis Befehlen, insonderheit dem Entsatze von Guise und der Schlacht von Rethel, sowie 1653 der Belagerung von Rethel, 1654 jener von Stenay, 1655 jener von Landrecies, Condé, St. Ghislain beiwohnte. In der Armee des Marschalls von la Fère commandirte er 1657 und 1658 in der Eigenschaft eines Brigadiers. Er diente nicht minder bei der Einnahme der Franche-comté, 1668, in dem holländischen Feldzuge 1672, dann noch in demselben Jahre, zum Maréchal-de-camp befördert, in Roussillon. Dem von dem Herzoge von Celle bedrängten Zweibrücken führte er 1676 ein Hilfscorps zu, wofür er 1677 den Grad eines Generallieutenants empfing. Während der Abwesenheit des Marschalls von Crequy führte er die Belagerung von Luxemburg; 1684 und 1685 wurde ihm das Gouvernement zu Nancy, Stadt und Citadelle, verliehen. Dem Dauphin folgte er 1688 in den Feldzug nach der Pfalz, und bei der Belagerung von Mons, 1691, wirkte er als ältester Generallieutenant. In demselben Jahre empfing er den heiligen Geistorden, zu dessen Ritter er bereits 1688 ernannt worden war. Während der Belagerung von Namur, 1692, befehligte er ein unabhängiges Corps, mit dem er die Mosel und den Niederrhein bewachte. Im März 1693 erhielt er den Marschallsstab, sowie im April das Ludwigskreuz. Bei Neerwinden befehligte er den linken Flügel oder die Hauptattaque, und trug eine schwere Schußwunde davon. Der ryswyker Friede verschaffte ihm endlich die durch 50 Kriegsjahre verdiente Ruhe; denn das ihm damals verliehene Gouvernement von Metz, Toul und Verdun war nur ein Ehrenposten. Der Marschall starb zu Paris am 1. Juli 1710, ohne aus seiner Ehe mit Margaretha von Joyeuse-Verpel Kinder zu haben. Sein älterer Bruder, Karl Franz von Joyeuse, Graf von Grandpré, Gouverneur von Mouzon und Beaumont-en-Argonne, Mestre-de-camp von der Cavalerie und Generallieutenant, war den 8. März 1680 gestorben. Er ist jener Graf von Grandpré, der am 25. Febr. 1654 Virton, im Luxemburgschen, mit Sturm nahm, und den 1655 Turenne, in der Ebene von Lens gelagert, aussendete, um einen von Arras kommenden Convoi zu escortiren. Aber der Graf, statt seine Leute zu führen, verweilte sich bei einer Dame in Arras, die seine Geliebte war, nicht zweifelnd, daß er den Convoi noch vor dem Eintreffen im Lager ereilen könne. Aber es fanden die Spanier sich zum Angriffe ein, und gegen sie den Convoi zu vertheidigen, mußte ein Major sich anstrengen. Viel Gerede setzte es über den lässigen Commandanten der Escorte, und es stand dessen ganze Existenz auf dem Spiele, hätte nicht, ihn zu rechtfertigen, Turenne eine Unwahrheit sich erlaubt; „der Graf wird mir gram sein," sprach er, „er hätte Gelegenheit gefunden, seine Tapferkeit zu bewähren, statt dessen hielt ich ihn durch ein geheimes Geschäft an Arras gefesselt." Unter vier Augen empfing der Graf jedoch eine scharfe Zurechtweisung. Nichtsdestoweniger ist er sein Leben lang ein wunderlicher Geselle und ein arger Liebesjäger geblieben. Seiner Bewerbungen um die Marquise de Brosse gedenkend, fügt Tallemant hinzu: „Il avoit épousé, n'ayant pu avoir la marquise, une madame Couci, belle personne, qu'il avoit fait à sa mode; elle chassoit avec lui et même elle alloit presque en parti; elle étoit demi-guerrière. Il est de grand' vie: cependant Givry, son lieutenant de roi à Mouzon, méchant arbalétrier, le faisoit cocu. On croit même qu'il le savoit; cela n'empêchoit pas que le galant ne fût son meilleur ami." Des Grafen Sohn, Julius von Joyeuse, Gouverneur von Stenay, Oberst von der Infanterie und Lieutenant de roi für die Champagne, 1698, überließ, da seine Ehe mit Wilhelmine Angelica des Réaux kinderlos war, seine Grafschaft einem Vetter, dem bereits erwähnten Johann Gideon Andreas, aus der Linie von St. Lambert. Anton von Joyeuse, Robert's, des zweiten Grafen von Grandpré jüngerer Sohn, auch Montgobert und Verpel besaß. Von seinen fünf Söhnen wurde Renat, Baron von Verpel, in dem Treffen bei St. George, 1589, auf das Tapferste in den Reihen der Königlichen fechtend, getödtet; er zählte nur 21 Jahre. Ein anderer, Karl von Joyeuse, Herr auf Espaur, erscheint 1606 als Grand-Louvetier von Frankreich, ist auch in diesem Amte nach 1612 gestorben. Ein dritter, Robert, Baron von Verpel und Montgobert, hatte vier Söhne, von denen der älteste,

Michael, von Robert und von Margaretha der Vater geworden ist. Robert, Baron von Verpel, fand den Tod bei dem Entsatze von Valenciennes, 1656 durch Don Juan bewerkstelligt; er befehligte des Grafen von Grandpré Regiment. Seine Schwester, Margaretha, die Erbin von Verpel, haben wir als des Marschalls von Joyeuse Gemahlin schon erwähnt. Sie ist den 22. Juni 1694 kinderlos gestorben. Von dem Grafen von Joyeuse, welcher am 20. Juni 1775 zu Wien als kaiserlicher Kammerherr eingeführt worden war, wissen wir keine Rechenschaft zu geben. Das Herzogthum Joyeuse erlosch mit dem Tode von Franz Joseph von Lothringen, dem letzten Herzoge von Guise, gest. am 16. März 1675; die Güter aber, oder die Vicomté, wurden von Ludwig von Melun, dem Prinzen von Epinoy (vgl. d. Art. Epinoy) erkauft, zu dessen Gunsten durch königliche Briefe vom Oct. 1714 ein neues Herzogthum Joyeuse gebildet wurde. Dieser starb den 31. Juli 1724, und Joyeuse gelangte, vermittels einer frühern Substitution, an den Prinzen zu Lixheim, Jacob Heinrich von Lothringen, und demnach an das Haus Rohan-Soubise.
(*v. Stramberg.*)

Joyeuse, 1) Anna, Admiral, s. S. 302.
2) Anton Scipio, Herzog, s. S. 308.
3) François, Cardinal, s. S. 312.
4) Guillaume, Marschall, s. S. 299.
5) Henri, Herzog, s. S. 309.

Joyeuse entrée, s. unt. Brabant.

JOYNAGUR (auf Berghaus' Karte von Hinterindien Jegnagur), eine Stadt in der Provinz Cassai auf der Straße von Silhet nach Munipur, im Birmanenreiche in Hinterindien; etwa 24° 50′ nördl. Br. und 91° 50′ östl. L. v. Gr. (*Theod. Benfey.*)

JOZADAK (יוֹצָדָק) oder **JEHOZADAK** (יְהוֹצָדָק), aus dem jüdischen Stamme Levi, Zeitgenosse der Zerstörung Jerusalems durch Nebukadnezar (1 Chron. 5, 40. 41. [7, 14. 15.]). Sein Sohn Josua (Jeschu) kehrte unter Serubabel wieder in das Vaterland zurück und half den Tempel zu Jerusalem von Neuem aufbauen. (Hagg. 1, 1. 12. Esr. 3, 2. 8. 5, 2.) (*A. G. Hoffmann.*)

Jozzolo, s. Elfenbeinschwamm.

IPAKOWKA, Kirchdorf im europäischen Rußland, Statthalterschaft Tambow, Kreis Kirsanow. (*R.*)

IPAPUISAS, kleine südamerikanische Völkerschaft im Freistaate Colombia an beiden Seiten des obern Pastazaflusses ansässig, hat auch den Namen Coronadas. (*R.*)

IPAS, ein kleiner südamerikanischer Volksstamm, bildet mit vielen andern den größern Stamm der Vilelas in der argentinischen Republik und ist mit drei andern verwandten Stämmen in einigen Missionen am Flusse Salado zwischen 23 und 25° südl. Br. in festen Wohnplätzen seßhaft. (*R.*)

IPASTURGI, mit dem Beinamen Triumphale. So wird ein unbedeutender Ort in der Hispania Baetica von Plinius (III, 1) genannt, wobei noch ungewiß bleibt, ob der Name nicht vielmehr Isturgi lauten muß. Vergl. darüber Ukert in der Iberia, p. 381. Derselbe würde in die Nähe von Illiturgi zu setzen sein.
(*S. Ch. Schirlitz.*)

IPAVA, ein See auf dem Parimegebirge in der Mitte von Guayana in Südamerika, da, wo dasselbe den Namen Ibromoqueso oder Ibirinoco führt, liegt unter 5° nördl. Br. 87° westl. L. von Ferro und ist deshalb merkwürdig, weil nach neuern, zuverlässigen Bestimmungen der Orinocostrom dort seinen Anfang nimmt. (*R.*)

IPDEZETA, Fluß im asiatischen Rußland, Statthalterschaft Tobolsk, fällt von der linken (Ost-) Seite her in den obischen Meerbusen oder die Mündung des Ob. (*R.*)

IPECACUANHA. Mit diesem Namen werden in Brasilien mehre brechenerregende Wurzeln bezeichnet. Die am sichersten wirkende dieser Wurzeln, welche auch in Europa ein sehr geschätztes Heilmittel geworden ist, die braune oder echte Brechwurzel (Radix Ipecacuanhae fuscae *Offic.*, in Brasilien: Ipecacuanha oder Poaya do mato, Waldipecacuanha), kommt, wie zuerst Brotero mit Sicherheit nachgewiesen hat, von Cephaëlis Ipecacuanha *Willdenow* (Berl. Jahrb. f. d. Pharm. 1804. S. 73. *Turpin*, Dictionn. des sc. méd. Tom. 26. t. 1. K. Sprengel, Berl. Jahrb. f. d. Ph. 1821. Th. 1. *Martius*, mat. med. bras. I. p. 4. t. 1. *Aug. de St. Hilaire*, pl. us. du Brés. T. 6. Callicocca Ipecacuanha *Brotero* Transact. of the Linn. soc. 6. p. 137. t. 2. Ipecacuanha *Piso* brasil. p. 231), einer in den Urwäldern Brasiliens einheimischen Pflanze aus der Gruppe der Coffeaceen der natürlichen Familie der Rubiaceen. Ihre einfache oder wenig ästige, blaßbraune Wurzel hat eine fast senkrechte oder schiefe Richtung; sie ist etwa einen halben Fuß lang, höchstens von der Stärke einer Schreibfeder, aber mit zahlreichen, dicht beisammenstehenden Anschwellungen versehen, welche aussehen, als ob sie auf den dünnern Theil der Wurzel aufgereiht wären, wodurch die letztere ein halsbandartiges Ansehen gewinnt. Der staudenartige, gegen zwei Fuß hohe Stengel ist meist einfach, niederliegend oder aufsteigend, an seinem untern Ende knotig und wurzelnd, oberhalb weichbehaart. Die Blätter stehen zu vier oder sechs am Ende des Stengels und sind gestielt, verkehrt-eiförmig-ablang, zugespitzt, an der Basis verschmälert, ganzrandig, drei bis vier Zoll lang, einen oder zwei Zoll breit, mit kurzen anliegenden Haaren besetzt. Die Afterblättchen klein, aufrecht, anliegend, häutig, in vier oder sechs borstenförmige Abschnitte gespalten. Die Blüthenstiele einzeln in den Blattachseln stehend, weichbehaart, zuerst aufrecht, dann überhangend. Die Blüthen sind knopfförmig zusammengehäuft, mit einer einblätterigen, vier- bis sechsspaltigen, gewimperten Hülle und jedes Blümchen mit einem kleinen Stützblatte versehen. Der kleine Kelch ist verkehrt-eiförmig, weichhaarig, stumpf-fünfzähnig; die trichterförmige weiße Corolle außen und im Rachen schwachbehaart. Der Fruchtknoten mit einer fleischigen Scheibe bedeckt; die zwei Narben linienförmig, stumpf. Die Frucht ist eine eiförmige, stumpfe, mit dem Kelche gekrönte, zweikernige, im reifen Zustande

schwärzlich-violette Steinfrucht. Die in den Handel kommende Wurzel wird meistens durch die Brasilianerstämme der Coroados und Puris vom Januar bis März in den Wäldern am Cabo frio, der Serra do Mar, der Flüsse das Contas und Peruaguacu und im Bezirke das Alagoas gesammelt. Sie ist rostfarben oder schwärzlich-braun, je nachdem sie jünger oder älter ist, und zeigt im Innern die dichte, ziemlich dicke, hornartige, braune Rindensubstanz und den gelblich-weißen, holzigen Kern. Ihr Geruch ist schwach, aber unangenehm, ihr Geschmack widerlich, bitter und kratzend. Sie enthält außer dem wirksamen Bestandtheile, den Pelletier (Journ. de Pharm. 1817. No. 4.) Emetin (s. d. Art.) genannt hat (in der dunklern Wurzel 16 Procent, in der hellern 14), Holzfaser (20—60 Procent), Stärkmehl (20—40 Procent), Gummi (5—10 Procent), Wachs (6 Procent) und fettes Oel (2 Procent). Die brasilische Brechwurzel wurde in Europa zuerst durch Markgraf und Piso, die Begleiter des Grafen Moritz von Nassau, im J. 1648 bekannt; die Kaufleute Legros und Grenier führten sie 1672 und 1686 in Frankreich, Fr. Decker 1694 in Holland, und Leibnitz und Wedel 1705 in Teutschland ein. Sie ist vermöge ihres eigenthümlichen Alkaloïds, des Emetins, eins der sichersten Brechmittel. In stärkeren Gaben (20—30 Gran), wozu man sich jetzt fast ausschließlich des Pulvers bedient, bewirkt sie regelmäßig Erbrechen, indem sie besonders die Unterleibsnerven afficirt. Geringere Gaben (wiederholt zu ¼ bis ½ Gran) wirken schwächer reizend auf das Nervensystem der Lunge und des Magens, erregen Ekel, jedoch in geringem Grade, und gelten, besonders mit einem Zusatze von Opium und schwefelsaurem Kali (Pulvis Ipecacuanhae compositus, s. opiatus, s. Pulv. Doweri), für eins der vorzüglichsten krampfstillenden Mittel. Gegen die Ruhr wurde die Ipecacuanha früher und zwar Anfangs als kostbares Arcanum, dann auf Ludwig's XIV. Befehl durch den ältern Helvetius im Hôtel-Dieu geprüft, als Specificum gepriesen und daher auch vorzugsweise Ruhrwurzel genannt. Jedoch entspricht sie diesem Rufe weniger bei den rein gastrischen, als bei den rheumatisch-krampfhaften, mit Schmerz und Stuhlzwang auftretenden Dysenterien. Endlich ist nach Fothergill und Schlegel die Ipecacuanha das beste Mittel bei Opiumvergiftungen. Dagegen haben Pelletier und Magendie bei Vergiftungen durch zu starke Gaben der Brechwurzel, oder vielmehr durch Emetin den dieses sicher fällenden Gärbestoff empfohlen.

Die schwarze oder gestreifte, spanische oder peruvianische Brechwurzel (Radix Ipecacuanhae nigrae s. striatae) kommt von einem Staudengewächs derselben Familie und Gruppe, Psychotria emetica *Mutis* (*L. fil.*, suppl. p. 144. *Humboldt* et *Bonpland*, pl. équin. II. t. 126. K. Sprengel a. a. O. Th. II. Ronabea emetica *A. Richard*, Mém. de la Soc. d'hist. nat. de Par. V. p. 270), welches am Magdalenenstrome in Neugranada einheimisch ist. Die Wurzel, in ihrem Vaterlande Raizilla genannt, ist zu verschiedenen Zeiten anstatt der echten Ipecacuanha in den Handel gebracht worden, kommt jetzt aber selten vor. Sie ist etwas stärker als jene, ästig, senkrecht in den Boden dringend, durch entfernt von einander stehende, selten ringsumlaufende Einschnürungen gegliedert, der Länge nach gestreift, ziemlich hart, außen schwarz, innen röthlich-grau; der Geschmack ist schwächer als bei der echten Ipecacuanha; auch enthält sie nach Pelletier nur 9 Procent Emetin, dagegen viel Stärkmehl.

Eine dritte Sorte, die mehlige weiße Ipecacuanha (Radix Ipecacuanhae amylaceae, s. farinosae, s. undulatae albae) findet sich zuweilen unter der echten. Sie kommt von mehren brasilischen Arten der Gattungen Richardsonia (R. scabra *Aug. de St. Hil.*, pl. us. du Brés. n. 8. t. 8. *Martius*, mat. med. bras. p. 10. t. 10. und R. rosea *Aug. de St. Hil.* l. c. t. 7) und Borreria (B. ferruginea *Candolle*, Spermacoce *Aug. de St. Hil.* l. c. t. 13. und B. Poaya *Cand.* Prodr. IV. p. 549, Spermacoce *Aug. de St. Hil.* l. c. t. 12), welche beide Gattungen zwar ebenfalls zu der natürlichen Familie der Rubiaceen, aber zu der Gruppe der Spermacoceen gehören. Diese Brechwurzel (in Brasilien Ipecacuanha oder Poaya branca do campo), welche auch in Neugranada und Peru vorkommt, ist sehr ästig, wie die schwarze unregelmäßig und in weiten Abständen gegliedert, außen durch das Trocknen schwarzbraun, innen mit ganz weißer, mehliger Rindensubstanz und gelblichem Holzkern. Sie hat einen faden, etwas kratzenden Geschmack und enthält nach Pelletier nebst sehr vielem Stärkmehl nur 6 Procent Emetin.

Die vierte Art, die eigentliche weiße Ipecacuanha, kommt wol kaum noch im Handel vor. Sie stammt von einigen Violeen, namentlich von Jonidium brevicaule *Martius*, Jon. Ipecacuanha und Jon. Poaya *Aug. de St. Hil.* (s. d. Art. Jonidium), und unterscheidet sich von der vorigen durch die blasse, gelblich-graue Farbe der Außenseite und dadurch, daß die Rindensubstanz nicht mehlig ist. Sie schmeckt unangenehm kratzend und enthält nur 5 Procent Emetin (Violin) mit Gummi und stickstoffhaltigem Extractivstoffe. Auch diese Art wird in Brasilien Poaya do campo oder da praio genannt.

Die fünfte Art, die weiße, faserige oder Bastard-Ipecacuanha von Isle de France, ist die Wurzel einer zeilonesischen Asklepiadee, Asclepias asthmatica *L.* (Cynanchum Ipecacuanha *Willdenow*, Berl. Jahrb. f. d. Pharm. 1795. S. 121. Th. 2.) Sie enthält nach Pelletier 57 Procent Holzfaser, 35 Gummi und nur 5 Emetin.

Außerdem benutzt man noch folgende brechenerregende Wurzeln in ihrem Vaterlande unter dem Namen Ipecacuanha: in Brasilien die Wurzel einer Polygalee (Polygala Poaya *Martius*), in Caracas die Wurzel einer Asklepiadee (Sarcostemma glaucum *Kunth*) und in Nordamerika die Wurzel einer Euphorbiacee (Euphorbia Ipecacuanha *L.*) (*A. Sprengel.*)

Iperle, s. Ypern.

Ipern, s. Ulmus.

IPE-TABACCO und IPE-UNA sind zwei baumartige Bignonieen, welche in Brasilien ihres harten und dauerhaften Holzes wegen sehr geschätzt werden. (Prinz Max. v. Neuw. Reise. S. 68.) (*A. Sprengel.*)

Ipe-Una, s. Ipe-Tabacco.

Ipfgow, Ipfigavina, fränkischer Gau, s. Iffingow.

IPHIANASSA (*Ἰφιάνασσα*), 1) nach Einigen Gemahlin des Endymion, dessen Sohn Ätolus (*Apoll.* I, 7, 6).

2) Eine der Prötiden (s. d.), die durch Melampus vom Wahnsinn geheilt wurden; Melampus heirathete später (nach *Apoll.* II, 2, 2) die Iphianassa.

3) Bei Homer (Il. IX, 145) nennt Agamemnon unter seinen drei Töchtern eine Iphianassa. Aus den Lucrezischen Versen (I, 85 fg.): Aulide quo pacto Triviaï virginis aram *Iphianassaeo* turparunt sanguine ... ductores Danaum ... ließe sich schließen, daß die Homerische Iphianassa die spätere Iphigenia wäre. Die *Κύπρια ἔπη* und mit ihnen Sophokles (El. 157) erwähnen aber außer der Iphigenia noch eine Iphianassa als Tochter des Agamemnon, im Ganzen vier: Elektra, Chrysosthemis, Iphigenia und Iphianassa (s. Schol. *Sophocl.* l. c. u. z. *Eurip.* Or. 23). Nach diesen Letztern soll auch Elektra früher Iphianassa geheißen haben. Iphianassa scheint als Eigenname neben der speciellern noch eine allgemeine Namenbezeichnung geworden zu sein.

4) Eine der Nereiden (*Lucian* Dial. Marin. XIV.), wo sie gleichsam als Wortführerin derselben auftritt.
(*B. Matthiae.*)

IPHIANEIRA (*Ἰφιάνειρα*). Diodor. Siculus (IV, 58) erwähnt deren zwei. Melampus hatte vom Könige der Argiver, Anaxagoras, dem Sohne des Megapenthes, zwei Theile seines Königreichs erhalten, über die derselbe mit seinem Bruder Bias gemeinschaftlich herrschte. Melampus heirathete die Iphianeira, Tochter des Megapenthes, und zeugte mit dieser vier Kinder: Antiphates, Manto, Bias und Pronoe; Antiphates mit der Zeuxippe, der Tochter des Hippokoon, den Oikles und Amphalkes; Oikles mit der Hypermnestra, der Tochter des Thespios, die Iphianeira, Polyboia und den Amphiaraos. (*B. Matthiae.*)

IPHICIANUS, wol auch Ephicianus und Ficianus genannt, ein griechischer Arzt, mit Galenus zugleich Schüler des Quintus, wird nur von Galenus in seiner Schrift De compositione medicamentorum *κατὰ γένη* VII, erwähnt. (*R.*)

IPHIDAMAS (*Ἰφιδάμας*), 1) Sohn des Busiris, mit diesem zugleich vom Herakles getödtet — beim Altar des Zeus in Memphis, wo Herakles geopfert werden sollte. (Schol. *Apollon.* IV, 1396. *Apollod.* II, 5, 11, wo die Handschriften aber *Ἀμφιδάμαντα* haben.)

2) Sohn des Antenor und der Theano, der Tochter des thrazischen Heerführers Kisses (*Κισσῆς*), von diesem Letztern in Thrazien erzogen (bei *Hom.* Il. XI, 221 sq. vgl. VI, 299). Er kam mit 12 Schiffen Troja zu Hilfe, wo er vom Agamemnon getödtet wurde (Homer a. a. O. erzählt das Zusammentreffen desselben mit Agamemnon ausführlicher). Sein älterer Bruder Koon (*Κόων*), der ihn rächen wollte, hatte dasselbe Schicksal. Auf den Tod des Iphidamas findet sich ein Epigramm bei *Pausan.* V, 19:

Ἰφιδάμας οὗτός τε Κόων περιμάρναται αὐτοῦ.

3) Iphidamas wird fälschlich bei Orph. V. 148 gelesen für Amphidamas, der ein Argonaute war.
(*B. Matthiae.*)

IPHIGENIA (*Ἰφιγένεια*, *Eurip.* El. 1023 *Ἰφιγόνη*, wo auch eine Handschrift *Ἰφιγένη* hat; Etymol. M. [p. 260, 30] erwähnt *δείκελον Ἰφιγένης*), Tochter des Agamemnon und der Klytämnestra, und als solche bei Homer Iphianassa (s. d.). Nach Euphorion (*Paus.* II, 22. Etymol. M. p. 480, 18. vgl. *Meineke* ad *Euphor.* p. 133) und Nikander (*Anton.* Liber. f. 27) wäre sie eine Tochter des Theseus und der Helena. Die vom Theseus verführte[1]) Helena habe zu Argos eine Tochter, Iphigenia, geboren (wie die Sage der Argiver ist bei *Paus.* a. a. O.) und sie der Klytämnestra, die dem Agamemnon vermählt war, zur Erziehung übergeben, und sei später Gemahlin des Menelaos geworden; oder: Helena schob die Iphigenia, aus Scham vor ihren Brüdern, der Klytämnestra unter (Etymol. M.), die sie auch gegen den Agamemnon für ihre Tochter ausgab (*Anton.* Liber.). Die Fabel beruht vielleicht auf einer argivischen Localsage, die sich dann weiter ausspann — auf Grund des dort von der Helena der Eleithyia geweihten Haines. Noch unzuverlässiger ist die Angabe, wonach Iphigenia sogar eine Tochter des Agamemnon und der Chryseis genannt wird (*Tzetz. Lycophr.* 183 f. *Mezir.* z. *Ovid* Heroid. T. II. p. 266. 434) — ein Anachronismus.

Die nachhomerische (wenigstens erwähnt Homer von dem Folgenden nichts) Sage, die vornehmlich den Tragikern Stoff zur Dichtung darbot, war, daß nach des Kalchas Ausspruch, der von den in der Bucht von Aulis unter Agamemnon versammelten Griechen um die Ursache des ihrer Abfahrt nach Troja widrigen Windes befragt worden war, Iphigenia, des Agamemnon's Tochter, der demselben zürnenden Artemis geopfert werden sollte, damit die Abfahrt stattfinden könnte (*Eurip.* Iph. T. Prolog.). Agamemnon hatte nämlich in Aulis im Haine der Artemis einen der Göttin heiligen Hirsch erlegt und des guten Wurfes halber geprahlt (*Soph.* El. 570. Schol. *Eurip.* Orest. 659. Schol. *Lycophr.* 183. *Hygin.* 98), oder: er hatte gelobt, das Schönste, was im Jahre zur Welt käme, der Göttin zu opfern — und Klytämnestra gebar die Iphigenia (*Eurip.* Iph. T. Prol. 20). Nach Einigen (*Eurip.* El. 1023. *Lucrez.* I, 85. *Properz.* III, 5, 54. *Cic.* Off. III, 25) wäre Iphigenia wirklich geopfert worden (vgl. Munker zu Hygin S. 185 Anm. 12), wiewol in allen diesen Stellen mehr die ausgeführte Absicht der Opferung, als das wirkliche Stattfinden derselben angedeutet zu sein scheint (wie Iph. T. 27). Nach Andern (*Eurip.* bei *Aelian* h. animal. VII, 29. Iph. Aul. 1587 und Taur. Prol. 28) legte Artemis an ihrer Stelle eine Hirschkuh unter, die geopfert wurde, und (*Eurip.* Iph. T. l. c.) entführte die Iphigenia nach dem

---

1) Ein Vers d. Euphorion b. Etym. M.: *οὕνεκα δή μιν Ἰφι βιησαμένῳ Ἑλένη ὑπεγείνατο Θησεῖ.*

Lande der Taurer, wo Thoas herrschte. Anton. Liber. (a. a. O.) erzählt, daß, während die Danaer von dem Opferherde ihre Augen weggewendet hätten, Artemis für die Iphigenia ein Kalb (*μόσχος*) untergeschoben habe, und daß den Taurern dieser Name dadurch geworden, „weil an der Stelle der Iphigenia ein *ταῦρος* geopfert worden wäre." Diese Modification erklärt sich aus der Sucht zu etymologisiren. Weitere Abänderungen und erdichtete Zusätze der Sage Dict. Cret. I, 19 sq., vgl. auch *Hygin* l. c. Schol. *Lycophr.* l. c. *Eustath.* ad *Dionys.* p. 44. — In Taurien (*Eurip.* Iph. T. 35 sq.) machte sie Artemis zur Priesterin ihres taurischen Tempelcultus (*ταυροπόλια*)[2]), wo sie jeden Griechen, der an der Küste landet, zum Opfer für ihre Göttin weihet[3]). Den dabei üblichen Ritus erzählt Herodot (IV, 103) ausführlich. Ebendaselbst wird aber nicht Artemis als diejenige genannt, der die Taurer Menschenopfer darbrachten, sondern der Iphigenia, der Tochter des Agamemnon als einer Göttin. Hermann (Iph. T. zu v. 35) bezeichnet dies als eine Erfindung, um die Opferung der landenden Griechen zu entschuldigen, da nämlich, wie die Griechen die Iphigenia geopfert hätten, diese dasselbe mit den Griechen hätte thun müssen. Allein dies wäre wol ein Grund, die Opferung der Griechen zu erklären, nicht warum man sie als Göttin dachte. Besseres vermuthet derselbe Praef. Iph. T. XXXIV. Denn in Übereinstimmung damit führt *Paus.* I, 43 aus *Hesiod.* *κατάλογος γυναικῶν* an, daß Iphigenia nicht gestorben sei, sondern von Artemis nach Taurien gebracht und da Hekate geworden. So finden wir auch die Artemis in Griechenland unter dem Namen der Iphigenia wieder (s. unten). Die Iphigenien-Mythe ist ein Conglomerat der verschiedensten Zusammensetzungen, deren Grundfaden, an dem sich die andern Fäden weiter spannen, mit voller Evidenz zu entwickeln, nicht gelingen will. Die Vermuthung liegt jedoch nahe, daß die Sage auf einem altgriechischen Cultus fußt, nach dem der Artemis Menschenopfer dargebracht wurden, der sich dann aber mit der in Taurien schon bestehenden ähnlichen Menschenopferung verschmolz, — nach der Sitte der Griechen gleichen Dingen gleichen Namen und Ursprung zu vindiciren — noch dazu, da hierdurch das Wegleugnen dieses Cultus, als eines griechischen, möglich ward (s. G. Hermann a. a. O.). Die ursprüngliche Sagenform hingegen, in die Iphigenia mit der Artemis zusammen eingelegt wurde, war wol die, daß Iphigenia, welche zur Sühnung der Artemis geopfert werden sollte, von dieser gerettet wurde. Daß dieselbe dann von der Göttin nach Taurien gebracht sein sollte und hier ihre Priesterin geworden, erachten wir für eine Nachlese, um das Schicksal der Iphigenia, in das zufällig die Artemis eingegriffen hatte, in Gemeinschaft mit derselben hinauszuführen, und dazu gab Veranlassung der von Griechenland nach Taurien gewanderte und von dort wieder ergänzte Opfercultus der Artemis. Jedoch entsteht wiederum die Frage, ob nicht die ganze Opferung der Iphigenia, von der Homer nichts weiß, eben nur deshalb von einem Dichter aufgenommen worden sei, um die Menschenopfer — und zwar mit Bezug auf den Opfercultus der Artemis — als ungriechisch, barbarisch darzustellen, und ob er nicht deshalb die Iphigenia nach Taurien entführen und von da den Cultus nach Griechenland bringen läßt. Eine dritte Mythenzugabe stempelte die Iphigenia zur Göttin selbst.

Der zweite Theil der Sage, wie man ihn nennen kann, beginnt mit der Zeit, da Iphigenia Priesterin der Artemis geworden war und was mit ihr weiterhin geschah. Nach Anton. Liberal. a. a. O. versetzte Artemis selbst die Iphigenia nach Leuke; hier empfing sie die Unsterblichkeit und den Namen Oreilochia (*Ὀρειλοχία*) und vermählte sich dem Achill. Achill ist mehrfach mit in die Sage der Iphigenia verflochten. So ließ Agamemnon (nach Euripides) die Iphigenia unter dem Vorwande nach Aulis kommen, daß Achill um sie geworben habe. Nach Andern (Dict. Cret.) habe sie Achill, durch die Klytämnestra davon benachrichtigt, von der Opferung gerettet und nach Scythien geführt. Nach Schol. *Pind.* (N. IV, 80) habe sie Achill vor lauter Liebesgluth, als sie Artemis entführte, bis nach der Insel Leuke verfolgt; daher der Name *Ἀχιλλέως δρόμος*. Nach *Tzetz. Lycophr.* 183 zeugte er selbst den Pyrrhus mit ihr. Dies ist wieder eine andere Phase der Iphigenien-Mythe, die jeder Dichter oder Mythograph nach seiner Weise weiter ausspann. — Nach Euripides aber (in Iph. T.) ist es Orestes, der die Iphigenia rettet und die Bildsäule der taurischen Artemis nach Attika bringt; hier stiftet Iphigenia im Demos Brauron (s. Leake, „Die Demen von Attika," übersetzt von Westermann, S. 62) den Cultus dieser Göttin. Im Allgemeinen stimmt damit Pausanias (I, 33) überein, Iphigenia habe die Bildsäule der Artemis in Brauron zurückgelassen, sei aber dann nach Athen und später nach Argos gegangen. Nach Pausanias (I, 23) starb sie zu Brauron (*Eurip.* Iph. T. 1464 sq., wo auch erzählt wird, daß man ihr daselbst die Kleider verstorbener Kindbetterinnen weihte)[4]),

2) Die Worte des Euripides selbst sind etwas dunkel und verschieden interpretirt worden. Die Vulgata: *ναοῖσι δ' ἐν τοῖσδ' ἱερίαν τίθησί με, ὅθεν νόμοισι τοῖσιν ἥδεται θεὰ Ἄρτεμις ἑορτῆς, τοὔνομ' ἧς καλὸν μόνον· τὰ δ' ἄλλα σιγῶ, τὴν θεὸν φοβουμένη. θύω γάρ, ὄντος τοῦ νόμου καὶ πρὶν πόλει, ὃς ἂν κατέλθῃ τήνδε γῆν Ἕλλην ἀνήρ.* hat Hermann neuerdings mit Recht beibehalten. *Ὅθεν* bezieht er auf die Zeit, seit welcher Iphigenia Priesterin geworden ist. Die regelmäßige Construction *ὅθεν — θύω* wird durch den eingeschobenen Vers *τὰ δ' ἄλλα* etc. unterbrochen, und so beginnt ein anderer Satz mit *γάρ*. Wiewol es scheint, als wenn *ὅθεν* im Gegensatze des *ὄντος τοῦ νόμου καὶ πρὶν πόλει*, nicht sowol auf den Anfang des Dienstes der Iphigenia als Priesterin der Artemis *ταυροπόλου*, als vielmehr auf den Anfang des Cultus der Artemis auf Taurien selbst hindeute; die Construction wäre dann regelmäßig. Wie wenn sich dieser Cultus der Artemis aus Griechenland nach dem scythischen Taurien verpflanzte, nicht als ein diesem Lande fremder, sondern sich einem schon vorhandenen assimilirend; s. *Hermann*, Praefat. Iph. T. XXXIV. 3) Euripides: *κατάρχομαι μέν, σφάγια δ' ἄλλοισιν μέλει ἄῤῥητ' ἔσωθεν τῶνδ' ἀνακτόρων θεᾶς.*

4) Wie auch ein Vers des Euphorion (bei Schol. *Aristoph. Lysistrat.* v. 545) (*Nonnus* XIII, 186) behauptet: *ἀγχίαλον Βραυρῶνα, κενήριον Ἰφιγενείης.* *Κενήριον* bedeutet einfach das

nach I, 43 zu Megara. Von Hygin (Fab. 122) wird noch erzählt, daß der Iphigenia Schwester, Elektra, sie habe zu Delphi ermorden wollen, weil sie geglaubt habe, jene habe ihren Bruder Orestes in Taurien geopfert, als Orestes selbst noch dazwischen gekommen wäre.

Die Ortschaften, in welche Iphigenia nach der Sage die Bildsäule der Artemis gebracht, bezeichnen ohne Zweifel den Ort des Cultus dieser Göttin. Namentlich treffen wir überall, wo Artemis verehrt wird, auch die Bildsäule der Göttin (*ξόανον, ἄγαλμα*). Der älteste Cultus der Göttin Artemis (und zwar ein Pelasgischer) scheint zu Brauron in Attika gewesen zu sein (vgl. *Herod.* VI. p. 137). Von Brauron kam er nach Lemnos (*Plutarch.* de virtut. mulier. c. 8. p. 247. D. E.) und von hier wanderte er nach allen Orten (*ἐκ δὲ Λήμνου πανταχοῦ συμπεριαγόμενον* [*ξόανον*]). So findet sich nach Pausanias (I, 33) ein *ξόανον* der Artemis auch in Argos, und zwar (III, 16) nach der Sage ist es dasselbe, welches Iphigenia und Orestes aus Taurien entführt hatten. Nach der Sage der Lakedämonier habe es Orestes, der auch dort König war, in ihr Land gebracht. Das wirkliche *ξόανον* der Artemis stand aber in großen Ehren; nach Pausanias (a. a. O.) stritten sich Kappadokier und die den Eurinos bewohnen und Lydier um den Besitz desselben. Nach Euripides (Iph. T. 452) muß man auch Halai (*Ἁλαί*) an der äußersten Grenze von Attika als Sitz des Artemiscultus annehmen, wo durch die Athene dem Orestes befohlen wird, einen Tempel der Artemis *ταυροπόλος* zu erbauen; die Iphigenia selbst aber versetzt er nach Brauron (s. oben). Vgl. indessen auch Leake a. a. O. Sehr richtig bemerkt Kanne, Mythol. S. 115 fg., wie man, um den Ursprung dieses Cultus der Artemis zu erläutern, ihn aus denselben Mythen ableitete, die er veranlaßt hatte; denn der Cultus der taurischen Artemis, sei er auch später mit dem der Skythen amalgamirt worden und dadurch eine gegenseitige Ergänzung eingetreten, ist als ein ursprünglich griechischer anzusehen, wie sich schon oben herausstellte, und man benutzte nur die Mythen des Orestes und der Iphigenia, um seinen Ursprung zu erklären. Der nächste Zweck war wol der, ihn als ungriechisch, barbarisch darzustellen. Wie aber Artemis mit der Iphigenia in ein Verhältniß gesetzt wurde, der Grund dazu möchte vielleicht nur zufälliger Art sein (s. oben). Kanne meint, weil über Sparta, wo auch ein *ξόανον βαρβαρικὸν* der Artemis *Ὀρθία* mit Cultus war, Menelaos herrschte, dessen Bruder Agamemnon; „beide Reiche waren aber ein Reich gewesen, und Argos und Sparta hatten also gemeinschaftlichen Cultus." Artemis als *ταυροπόλος* hieß auch *μεγάλη θεός* (*Phoc.* und *Hesych.*), Lemnos (*Steph.* Byzant. *Λῆμνος νῆσος πρὸς τῇ Θρᾴκῃ, — ἀπὸ τῆς μεγάλης λεγομένης θεοῦ, ἣν Λῆμνόν φασιν· ταύτῃ δὲ καὶ παρθένους ἔθυον*) und selbst Iphigenia (*Herodot.* IV, 103. *Paus.* II, 43. 35. VII, 26). Kanne hält ihn für einen scythischen Beinamen, soviel als die „Starke," die „mit Kraft Geborene." Erst im griechischen Cultus sei Iphigenia von Artemis unterschieden worden, und in den Mythen des spartanisch-argivischen Cultus zur Tochter Agamemnon's geworden. Umgekehrt aber könnte man mit ebenso vielem Rechte die Tochter des Agamemnon's, in Folge des Verhältnisses, in das sie mit der Artemis trat, dann zur Göttin werden lassen, als welcher die Taurer Menschenopfer darbrachten; als solche wäre sie — vielleicht bei den Orphikern — zur Hekate geworden, und die Artemis hätte darnach auch den Beinamen „Iphigenia" erhalten (*κατ' ἐπίκλησιν Ἰφιγενείας*). Der Mythos hat eine doppelte Gestalt, eine objective und eine subjective; er hat seinen Ursprung sowol im Volksbewußtsein und gestaltet sich als Local- und Nationalsage mit seiner tiefern geschichtlichen Bedeutung, als auch in der Individualität des Dichters. Derartige Bestandtheile zu scheiden und um auf den Grund zu kommen, muß man die Sachen und Facta sprechen lassen. Diese führen auf einen Cultus der Artemis mit Menschenopfern.

Die Iphigenienmythe mit ihren zwei Abschnitten benutzte nun Euripides in seinen beiden Iphigenien als Grundlage, um daran sein dramatisches Gewebe auszuspinnen. In der Iphigenia in Aulis ist ihm als Ziel vorgesteckt, die religiöse Mythe, wornach Iphigenia nicht zu Aulis geopfert, sondern von Artemis selbst nach Taurien für ihren dortigen Tempeldienst entführt worden wäre, den Zuschauern als Factum vorzuführen; und, wie dies daher eigentlich nur Hauptzweck des Drama's sein konnte, so wurde es bei Ausführung desselben auch nur das Resultat, worauf das Drama abzielt. Da dies als Factum auf der Bühne selbst vorzuführen nicht zulässig erschien, so erzählt bei Euripides ein Bote (V. 1540—1612), wie Iphigenia verschwunden sei und daß statt ihrer ein Hirsch geopfert worden; nach dem Zeugnisse des Älian [5]) aber wäre die Göttin Artemis selbst eingeführt worden, die dem Agamemnon oder der Klytämnestra das künftige Geschick der Tochter vorhergesagt hätte [6]). Nach der Sitte der alten Tragiker ist es allerdings wahrscheinlicher, daß Euripides die Artemis selbst redend eingeführt habe, noch dazu, da der Bote nichts Anderes erzählen konnte, als was er gesehen, daß nämlich statt der Jungfrau, die durch ein Wunder verschwunden war, ein Hirsch am Boden gelegen habe, dessen Blut den Altar der Göttin genetzt, und so würden die Zuschauer unbefriedigt und unbekannt mit dem künftigen Schicksal der Iphigenia gelassen worden sein, welches letztere nur eine

Grabmal, wiewol Hermann (Praef. Iph. T. XXXII.) meint, die Sage habe die Iphigenia nicht allein in Aulis, sondern auch in Brauron opfern (?) lassen.

5) Histor. Animal. VII, 39: *ὁ δὲ Εὐριπίδης ἐν τῇ Ἰφιγενείᾳ·*

ἔλαφον δ' Ἀχαιῶν χερσὶν ἐνθήσω φίλαις
κεροῦσσαν, ἣν σφάζοντες αὐχήσουσι σὴν
σφάζειν θυγατέρα.

6) Ohne Zweifel hat nämlich diese Tragödie des Euripides entweder an vielen Stellen eine Recension erfahren (s. A. Matthiä, Not. Iph. A.), oder ist mehrfach interpolirt worden. (*G. Hermann*, Praefat. ad Iph. A. 1831.) So erklärt der Letztere die ganze Scene von V. 1532, wo der Bote auftritt, bis zu Ende der Tragödie für interpolirt, für Euripideisch aber die freilich nur fragmentarisch angeführten Worte des Älian.

Göttin verkündigen konnte. Jedoch entsteht auf der andern Seite auch wieder Zweifel, wenn wir diese Tragödie mit der verwandten „Iphigenia in Tauris" nach Tendenz und Haltung vergleichen. In der letztern ist nämlich die eigentlich religiöse Idee durchgeführt worden, wornach Iphigenia mit Orestes die Statue der Artemis und ihren Cultus nach Griechenland bringt, und welche Idee der „Iphigenia in Aulis" untergelegt wird, als wenn Euripides hätte zeigen wollen, wie Iphigenia von der Artemis als Priesterin ihres Cultus nach Taurien abgeführt ward — die Durchführung dieser Idee scheint sich auf eine bloße Erwähnung dieses religiösen Mythos im Prolog der „Iphigenia in Tauris" beschränken zu müssen. Damit hätte allerdings die „Iphigenia in Aulis" eine mehr dramatisch-historische Tendenz, im Gegensatze zur mythisch-religiösen der „Iphigenia in Tauris," nämlich die Opferung der Iphigenia in Aulis, und zwar nur die Absicht dabei, ähnlich wie es Sophokles in seiner Antigone thut, die sich freiwillig aufopfernde Iphigenia den Zuschauern als Muster weiblicher Seelenstärke vorzuführen. Wir hätten dann in der „Iphigenia in Aulis" die Iphigenia als rein mythisch-geschichtliche Person, als Tochter des Agamemnon und der Klytämnestra, aufzufassen, die freiwillig für das Griechenvolk in den Tod ging; in der „Iphigenia in Tauris" tritt sie mehr als mythisch-mystische Person auf, wo, wie wir oben gesehen, sie auch mit der Artemis vertauscht wird; und so sind diese beiden Iphigenien sowol nach dem verschiedenen Wesen der Person, als der verschiedenen Zeit des sich bildenden Mythos selbst wohl von einander zu unterscheiden. Nicht fern liegt die Annahme, daß die Tragödie „Iphigenia in Aulis" schlechtweg „Iphigenia" betitelt war, wie wir es bei Älian a. a. O. finden (*Εὐριπίδης ἐν τῇ Ἰφιγενείᾳ*), und daß sie nur später zum Unterschiede von der Iphigenia in Tauris *Ἰφιγένεια ἡ ἐν Αὐλίδι* benannt wurde[7]). Was endlich das Verhältniß anlangt, in das Euripides durch diese beiden Tragödien zum Volksglauben trat, so wäre man nach dem Einflusse, welchen das Schauspiel überhaupt auf das Gemüth ausüben mußte, berechtigt anzunehmen, daß er einestheils durch die Iphigenia in Aulis dem Glauben entgegenwirken wollte, als verlangten die Götter Menschenopfer, anderntheils durch die Iphigenia in Tauris den griechischen Cultus der Artemis, der man Menschenopfer brachte, als barbarisch darstellen.

Obige Ansicht über die „Iphigenia in Aulis" bestätigt auch der Stoff der Tragödie in ihren übrigen Theilen; denn Alles läuft nur auf die Opferung der Iphigenia hinaus. Nach dem Ausspruche des Kalchas hatte nämlich Artemis die Iphigenia zum Opfer verlangt. Bei Euripides läßt daher Agamemnon der Klytämnestra den Auftrag zukommen, die Iphigenia nach Aulis zu schicken, angeblich, um sie dem Achill zu verheirathen. Doch bald empfindet Agamemnon Reue darüber; er sendet einen zweiten Brief ab, worin er angibt, die Hochzeit sei auf das nächste Jahr verschoben, Iphigenia solle jetzt in Mykenä bleiben. Menelaos aber, ahnend den Wankelmuth des Bruders, ertappt den Boten mit dem Briefe und sieht seinen Argwohn begründet (ihm mußte aber vor Allem daran liegen, nach Troja zu kommen, um Helena's Raub zu rächen). Es entsteht darüber zwischen dem Menelaos und Agamemnon, der von dem Auffangen des Briefes nichts weiß, ein heftiger Wortwechsel, und Menelaos ist eben im Begriff fortzugehen und, weil der Bruder sich weigert, seine Tochter zu opfern, auf andere Mittel zu sinnen, als ein Bote die Ankunft der Klytämnestra mit der Iphigenia meldet. Agamemnon, sich in die Nothwendigkeit versetzt sehend, den Tod seiner Tochter nicht verhindern zu können, bricht in laute Klagen aus, und auch Menelaos, plötzlich vom Mitleid ergriffen, ist in seiner Sinnesart wie umgeändert, seinem Bruder selbst zuredend, seine Tochter zu retten. (Der schnell geänderte Sinn des Menelaos läßt sich nach psychologischen Gründen daraus erklären, wie der Mensch oft bei einer noch fern liegenden Gefahr anders beschließt zu handeln, als er bei der herannahenden und ihn drängenden Gefahr selbst handelt; und so wurde Menelaos unwillkürlich zum Mitleid hingerissen, da er die grelle Wirklichkeit vor sich sah. Weniger passend scheint mir die Erklärung G. Hermann's [Praefat. Iph. A. p. XXVI], wornach Menelaos deswegen so umgewandelt wäre, damit Agamemnon desto mehr inne würde, wie er, auch wenn er wolle, die Tochter nicht retten könne. Aber vor Allem ist hier die Frage, ist der geänderte Sinn des Menelaos hier auch natürlich, und welcher psychologische Grund liegt vor? Wollen wir sagen, Menelaos habe deswegen seinem Bruder zugeredet, seine Tochter nicht zu opfern, weil er einmal sah, daß dies nicht mehr in seiner Macht stand, dies auszuführen, so wäre dies Heimtücke, wie sein Denken und Handeln schlau berechnender Kunstgriff, der dem einfachen, unraffinirten Sinn der Griechen — denke ich — widerstreitet.) Hierauf treten Klytämnestra und Iphigenia mit dem kleinen Orestes auf die Bühne. Agamemnon, sie begrüßend, kann nur mit Mühe seine zweideutige Lage verhehlen, und Klytämnestra, als wenn sie Schlimmes ahnete, weigert sich, die Sorge um die Hochzeitsfeier ihm zu überlassen. Agamemnon entfernt sich. Der Zufall will, daß Achill, um den Agamemnon aufzusuchen, herbeikommt. Es entspinnt sich zwischen Achill und Klytämnestra ein Gespräch, und Beide erkennen bald, daß sie vom Agamemnon hintergangen sind; der nämliche Bote, welcher der Klytämnestra den zweiten Brief hat überbringen sollen, klärt das Räthsel vollends auf. Klytämnestra fleht den Achill um seinen Beistand an, den er verspricht, doch soll sie erst versuchen, den Agamemnon

---

7) Die Worte des Älian (s. oben), aus denen sich eigentlich Alles machen läßt, da sie nothwendig, wenn sie wirklich das Ende der Tragödie bildeten, nur ein kleiner Theil der Rede der Artemis, die verloren gegangen wäre, gewesen sein müßten, können ebenso gut die eines Interpolators sein, da überhaupt nach der Meinung der Gelehrten Echtes und Unechtes hier wunderbar unter einander gemengt scheint. Mir scheinen sie als Theile eines in Weise der Erzählung des Boten anderweitig interpolirten Schlusses den Versen 1592 fg.

ὁρᾶτε τήνδε θυσίαν, ἣν ἡ θεὸς
προὔθηκε βωμίαν, ἔλαφον ὀρειδρόμον

entsprochen zu haben.

durch Bitten von seinem Vorhaben abzubringen. Klytämnestra erwartet mit der Tochter den Agamemnon; Beide, jene mit Gründen, diese um ihr junges Leben flehend, dringen in den Vater, es nicht auszuführen; doch er schützt die Nothwendigkeit vor, die zu umgehen nicht in seiner Macht stehe. Während Mutter und Tochter sich in Klagen ergießen, kommt auch Achill, meldend, wie das Heer laut die Iphigenia als Opfer verlange, wie er jedoch bereit sei, sie auch gegen Gewalt zu schützen. Da — bietet sich Iphigenia freiwillig dem Tode dar — um so mehr brennt Achill, sie zu retten — und schreitet fest und gefaßten Muthes zur Opferung. (Auch hier hat der plötzlich sich ändernde Sinn der Iphigenia Anstoß gefunden; s. *G. Hermann*, Iph. T. Praefat. p. XXVII, wo man wiederum eine tiefere psychologische Begründung vermißt. Iphigenien bestimmt zum plötzlichen Einwilligen in des Vaters Willen ein erwachter Seelenadel, der über jungfräuliche Verzagtheit siegt, sie erkennt darin einen Ruhm, für das Griechenvolk sich opfern zu lassen.) Somit zielt Alles nur auf die Opferung der Iphigenia ab, und nach diesem ist es passender, wenn ein Bote darüber referirt, als eine dea ex machina erscheinen zu lassen.

In der „Iphigenia auf Tauris" führt Euripides das Thema von der Entführung der Statue der Artemis von Taurien nach Attika vermittels der Iphigenia und des Orestes durch. Theils folgt der Dichter hierin dem religiösen Mythos, oder begründet ihn auch, daß Iphigenia Priesterin des Artemiscultus auf Taurien wurde (Iph. T. Prolog) und wornach sie denselben von hier nach Griechenland gebracht haben soll (Iph. T. Schlußworte der Athene), theils webte Euripides nach Maßgabe seiner schöpferischen Phantasie die Fabel von Orestes ein, wornach dieser, dem Ausspruche des Apollon gemäß, nur dann vom Wahnsinne gerettet wäre, wenn er die Statue der Artemis von Taurien nach Attika gebracht hätte (Iph. T. 85 fg.). Zugleich weist Euripides eben dadurch auf Mittel und Wege hin, wie es möglich war, Iphigenia die Statue aus Taurien entführen zu lassen, indem sie dies mit Hilfe des Orestes thut; ja es liegt nicht einmal im Willen der Iphigenia, die Statue zu entführen, sondern sie wird erst durch Orestes selbst dazu veranlaßt. Orestes erscheint nämlich mit Pylades, nach der Landung an der taurischen Küste, beim Tempel der Artemis, um nach dem Ausspruche des Gottes die Statue derselben nach Attika zu entführen. Von der Schwierigkeit des Unternehmens und der Gefahr dabei überzeugt, beschließen sie, es lieber bei Nacht auszuführen, und kehren zu den Schiffen zurück. Hier gerathen sie aber mit den Kuhhirten, die an der Küste weiden, in Streit, werden gefangen, vor den König Thoas geführt und darauf der Iphigenia zur Opferung übergeben. Iphigenia, bald vom Mitleide gegen ihre Landsleute bewegt, bald Rache fühlend wegen in Aulis erlittener Schmach, kann es nicht über sich gewinnen, die Fremdlinge über ihr Vaterland und ihr Geschick, das sie an die fremde Küste verschlagen habe, zu befragen, um dann vielleicht Etwas über Vater, Mutter, Bruder und Schwester zu erfahren. Nachdem sie gehört, daß der eine Fremdling ein Argiver und aus Mykene ist, kommt sie auf den Gedanken, ihn mit einem Briefe an die Ihrigen frei zurücksenden zu wollen, wenn nur der Andere als Opfer fiele. Die Wahl, freigelassen zu werden, trifft den Pylades, und Iphigenia geht ab, um den Brief zu schreiben, den sie an ihren Bruder in Argos schicken will. Iphigenia kehrt darauf mit dem Briefe zurück. Da Pylades verlangt, daß sie ihm das, was sie geschrieben, auch mündlich mittheile, damit nicht, wenn der Brief verloren ginge, auch der Inhalt unbekannt bliebe, willigt Iphigenia ein, und so, nachdem Pylades den Inhalt erfahren und nichts anderes zu thun weiß, als dem Orestes den an ihn gerichteten Brief, da er gegenwärtig ist, zu übergeben, um sich seines Auftrags zu entledigen — erkennen sich Bruder und Schwester. Durch die List der Iphigenia, die jedem Andern bei der angeblichen Opferung den Zutritt versagt, gelingt es den Geschwistern, mit der Statue der Artemis zu entfliehen; doch ehe sie noch die hohe See erreicht haben, werden sie von dem Gefolge des Thoas beinahe eingeholt, da ihre Flucht verrathen war — als Athene selbst erscheint und sich das Räthsel löst.

Goethe in seiner „Iphigenia auf Tauris" beabsichtigte nicht sowol den Euripideischen Stoff, wie er gegeben war, nachzuformen, sondern mehr eine Nachbildung griechischen Geistes, wie derselbe in freier Idealität das griechische Alterthum belebte. Um diesen Geist aber in eine bestimmte Form zu gießen, bediente er sich des Stoffs der Sage der Iphigenia, die auch Euripides behandelt hatte. Wie aber dem Euripides religiös-dogmatische Rücksichten den Gang der Tragödie vorzeichneten, daß Iphigenia und mit ihr die Statue der Artemis aus Taurien abgeführt wurde, so war es hingegen Goethen vergönnt freier aufzutreten, die Sage selbst umzubilden, je nachdem es die Anlage zu verlangen schien (z. B. die Bewerbung des Thoas um die Hand der Iphigenia im Prolog u. ö.); er läßt Iphigenien allein nach Attika zurückkehren, und daß die Statue der Artemis in Taurien zurückbleibt, benutzt er zur leichteren Ausführung seines Drama's selbst. (G. Hermann in der Praefat. zur Iphigenia auf Tauris stellt des Euripides und Goethe's Iphigenien in eine fortlaufende Parallele.)

Die Opferung der Iphigenia war ein berühmtes Gemälde des Timanthes, bei Plinius (XXXV, 9) weiter beschrieben. (*B. Matthiae.*)

Iphigewe, Iphigow, fränkischer Gau, s. Iflingow.

IPHIKLES (*Ἰφικλῆς* [*κλέης*] die gewöhnliche Form, auch *Ἴφικλος*, meist bei Apollodor, aber nicht *Ἰφικλεῦς*; der Accusativ *Ἰφικλῆα* bei *Hesiod.* Scut. 52 ist Ionische Form für *Ἰφικλέα*, *Ἰφικλῆ*). 1) Ein thebanischer Heros (s. *Pind.* Pyth. IX, 155 sq.), Sohn des Amphitryon und der Alkmene, um Eine Nacht jünger als sein Halbbruder Herakles. Amphitryon (erzählt *Apollod.* II, 4, 8 nach Pherekydes) wollte erfahren, welcher von beiden sein Sohn wäre; er warf deshalb Schlangen in das Bett, und da Iphikles sich scheu zurückzog, Herakles aber denselben widerstand (*τοῦ μὲν Ἰφικλέους φυγόντος, τοῦ δὲ Ἡρακλέους ὑποστάντος*), erkannte er jenen für seinen Sohn. (Vergl. *Hesiod.* Scut. 48—56.) Automedusa,

die Tochter des Alkathoos, gebar dem Iphikles den Iolaus. Später gab Kreon jenem seine jüngere Tochter Pyrrha (*Apollod.* II, 4, 11) zur Gemahlin (s. Iphikles 3). — Herakles, nach dem Kriege mit den Minyern durch Here rasend gemacht, tödtete ihm zwei Söhne (*Apollod.* II, 4, 12). Er nahm an der Jagd des kalydonischen Ebers Theil (*Apollod.* I, 8, 2. *Ἰφικλῆς Ἀμφιτρύωνος ἐκ Θηβῶν*). Nach Diodor (IV, 33) mußte Herakles, nach seiner Rückkehr von Troja nach Tirynth, auf Befehl des Eurystheus flüchtig werden und mit ihm Alkmene, Iphikles und Iolaus. Als Begleiter des Herakles finden wir den Iphikles öfters; so auch im Kriege des Herakles gegen die Lakedämonier, wo er getödtet wurde (*Apollod.* II, 7, 3. *Diod.* l. c.). Nach Paus. (VIII, 14) wurde er im ersten Kampfe des Herakles gegen den Augeas und die Eleer von den Söhnen des Aktor verwundet; seine Verwandten schafften ihn, schon ganz entkräftet, nach Pheneos, doch trotz der Pflege, die ihm der Pheneot Buphagos und dessen Gemahlin Promne angedeihen ließen, starb er an den Wunden. Auch noch zu seiner Zeit, schreibt Pausanias, habe man dem Iphikles als einem Heros Todtenopfer gebracht.

2) Nur *Ἴφικλος*, Iphiclus genannt, Sohn des Thestios (*Apollod.* I, 7, 10. *Apollon.* I, 201. *Orph.* 158. *Hygin.* Fab. 14. *Valer. Flacc.* I, 370, wo früher fälschlich Iphitus gelesen wurde). Seine Mutter wird bei Apollodor (a. a. O.) Eurythemis, eine Tochter der Kleroboia, genannt, und Iphiklos Bruder der Althaia, Leda und Hypermnestra, des Euippos, Plexippos und Eurypylos. Nach Schol. Apollon. (a. a. O.) waren der Althaia und des Iphiklos Mutter Deidamia, Tochter des Perieres; nach Pherekydes bei demselben Schol. I, 146 war Laophonte, Tochter des Pleuron, Mutter der Leda und Althaia. Bei Hygin (a. a. O.) ist Leukippe Mutter der Althaia und des Iphiklos. Man hielt die Letztere für die bei *Aelian.* var. hist. III, 42 als Tochter des Minyas erwähnte, die von Ovid Leukonoe genannt wird. Daher will man die Verwandtschaft mit dem Iason herleiten (s. Iphiklos 3). Mit seinen Brüdern nahm Iphiklos an der Jagd des kalydonischen Ebers Theil und verwundete ihn zuerst (nach Einigen bei *Apollod.* I, 8, 3). Nach Orpheus, Apollonius, Apollodor (I, 9, 16 *Ἴφικλος Θεστίου*), Valerius Flaccus und Hygin war er mit unter den Argonauten.

3) Nur in der Form *Ἴφικλος*, wie bei Homer (Il. II, 705. XIII, 698. XXIII, 636; Od. XI, 289 u. 295 *βίη Ἰφικληείη = Ἰφικλείη*), Sohn des Phylakos (*Φυλακίδης*, *Hom.* Il. l. c. *Orph.* 140) und der Klymene, der Tochter des Minyas (Schol. *Apollon.* I, 44), nach Einigen Geschwisterkind mit dem Iason, denn Klymene und Alkimede, Tochter des Minyas und Mutter des Iason, waren Schwestern (Schol. *Apollon.* I, 45 u. 230), nach Andern, wie dem Pherekydes (*Apollon.* I, 47 u. 233. *Hygin.* Fab. 103), Onkel des Iason (nach Diesem wäre Alkimede eine Tochter des Phylakos und der Klymene. Nach den *Νόστοι* bei *Paus.* X, 29 war aber Klymene, Tochter des Minyas, an Kephalos, den Sohn des Deion, verheirathet, und von diesem wäre mit ihr Iphikles gezeugt. Vom Vater her war Iphikles auch mit den Aioliden verwandt. Des Phylakos Vater war Deion, Sohn des Aiolos; dieser Phylakos gründete Phylake. Nach Eustath. (p. 323 sq.) gebar ihm Astyoche, nach Hygin (F. 103) Diomedea den Protesilaos. Hygin nennt aber (a. a. O.) den Iolaos, Sohn des Iphikles, auch Protesilaos, und so bezieht sich die Stelle nicht auf diesen Iphiklos, sondern auf den Sohn des Amphitryon, der nach ihm Diomedea zur Gemahlin gehabt hätte. Außer dem Protesilaos (*Hom.* Il. II, 704. III, 10, 8) wird noch Podarkes als jüngerer Sohn des Iphiklos genannt (*Hom.* Il. l. c. u. XIII, 698). Gruber, mytholog. Lexik. I. S. 411 und nach ihm Nitsch und Klopfer erwähnen noch einen dritten Sohn, Meneptolemos, aus Il. 695 (?); vielleicht = Il. XIII, 693, wo es heißt: *μενεπτόλεμός τε Ποδάρκης*; *μενεπτόλεμος* ist hier Prädicat. (Vgl. noch *Munker* ad *Hygin.* l. c.) Iphikles war berühmt wegen seiner Schnelligkeit im Laufen; sie ward sprüchwörtlich *). Er siegte bei des Pelias Leichenspielen mit fünf andern im Wettlauf und erhielt vom Akastos den Siegeskranz (*Paus.* V, 17). Nestor rühmt sich aber (*Hom.* Il. XXIII, 636) bei des Amarynkeus Leichenspielen ihn im Laufe besiegt zu haben. Er war mit unter den Argonauten (nach Apollon. und Hygin), doch (nach *Valer. Flacc.* I, 475) vermöge seines hohen Alters mehr berathend und anfeuernd, als thätig mitwirkend. Nach Ovid (Heroid. XIII, 25) hätte er noch zur Zeit des trojanischen Kriegs gelebt — eine bloße Fiction des Dichters. In früher Jugend verlor Iphikles die Mannheit (*Apollod.* I, 9, 12). Sein Vater Phylakos entmannte nämlich einst Lämmer (nach Andern geschah es beim Fällen des Holzes, Schol. Odyss. XI, 286. 289. Schol. *Theocr.* XIII, 43) und legte das noch blutige Messer neben den Iphikles, der zugegen war. Der Knabe fürchtete sich vor demselben und lief davon. Phylakos, darüber aufgebracht, warf ihm das Messer nach, das, die Schamtheile des Knaben verletzend, in eine Eiche fuhr, wo es sich unter der Rinde verbarg. Melampus heilte ihn wieder. Bias nämlich, der Bruder des Melampus, freite um die Tochter des Neleus. Dieser wollte aber seine Tochter nur dem geben, welcher ihm die Rinder des Phylakos (*πολύμηλος* bei Homer) brächte: diese waren von vorzüglicher Art und sollen zum Theil eigentlich der Tyro, der Mutter des Neleus, gehört haben, woher dieser auch Anspruch darauf machte. (Anderwärts werden sie die Rinder des Iphiklos genannt, der sie wahrscheinlich vom Phylakos mit überkam, Odyss. XV, 225 sq. XI, 288 sq. *Paus.* IV, 36. *Apollon.* I, 121.) Sie wurden in Phylake streng bewacht, und Bias, der die Unmöglichkeit einsah, sie zu rauben, wandte sich an seinen Bruder Melampus, der sie ihm versprach. Melampus wurde über den Versuch, die Rinder zu entführen, gefangen genommen, und da er sich zufällig einmal

---

*) Darauf bezieht sich ein Fragment des Hesiod bei Eustathius und Apollodor:

ἄκρον ἐπ' ἀνθερίκων καρπὸν θέεν, οὐδὲ κατέκλα·
ἀλλ' ἐπὶ πυραμίνων ἀθέρων δρομάεσκε πόδεσσι.

Vgl. Schol. *Apollon.* l. c. *Tzetz.* Chil. I, 42. *Eustath.* ad *Hom.* Il. ψ', 227. Etymol. M. s. *Ἴφικλος*.

als Wahrsager zeigte, befragte ihn Phylakos, auf ihn aufmerksam gemacht, wie sein Sohn Iphikles seine Mannheit wieder erlangen würde; als Lohn dafür versprach er ihm seine Rinder. Melampus gab den Rath, jenes in den Baum verwachsene Messer aufzusuchen, den Rost davon abzuschaben und ihn binnen zehn Tagen in Wein zu trinken. Iphikles that so und es wurde ihm ein Sohn, Podarkes (s. Melampus). Homer weiß von dieser Erzählung nichts; in der Odyssee werden nur die Rinder des Iphiklos, nicht des Phylakos erwähnt, wie auch bei Pausanias (l. c.); in der Iliade nennt er einfach die zwei Söhne des Iphiklos Protesilaos und Podarkes. Apollodor bringt sie uns erst und mit ihm ein Scholiast zur Odyssee; es ist zweifelhaft, ob Hesiod im zweiten Buche seiner Melampodie etwas davon sagte, wovon ein Fragment bei *Athen.* XI, 498; daselbst werden Iphikles und Phylakos zusammen mit dem Melampus erwähnt. Nach Apollodor wurde dem Iphikles nach seiner Heilung blos Podarkes geboren; da aber auch Protesilaos als sein Sohn genannt wird, so zieht man die Geburt desselben ebenfalls in jene Zeit. Ein Werk des Parthenios „Iphiklos“ erwähnt Stephan. unter *Ἀραιρεία*. (*B. Matthiae.*)

Iphikleus, Iphiklos, s. d. vorherg. Art.

IPHIKRATES, Sohn des Timotheos (*Paus.* IX, 14), Athenischer Feldherr. In den korinthischen Krieg scheint seine erste [1]) Waffenthat gefallen zu sein: er vertrieb einmal (Ol. 96, $\frac{3}{4}$) mit seinen Söldnern, den Argivern und Korinthern, die Sikyonier, die mit den Lakedämoniern unter Praxitos das Fort Lechäon besetzt hatten, aus demselben und vernichtete viele [2]); ein andermal (Ol. 97, 1), als die Lakedämonier unter Agesilaos wieder gegen Korinth aufgebrochen waren, vernichtete er, *ὁ τῶν πελταστῶν ἄρχων*, in der Nähe von Korinth eine Mora der Amykler, die Agesilaos in das Fort Lechäon gelegt hatte [3]). Nach diesem nahm er auch die früher von Praxitos besetzten Plätze Sidus und Krommyon, sowie das von Agesilaos genommene Oinoe wieder ein [4]). Hierauf, als Argos Korinth auf seine Seite gezogen hatte, kehrte er nach Athen zurück [5]). Ol. 98, $\frac{4}{1}$ wurde er an des Thrasybulos Stelle als Oberfeldherr (*στρατηγός*) mit acht Schiffen und 2200 Peltasten (die meisten von denen, die er in Korinth befehligt hatte) nach dem Chersonesos geschickt, und es gelang ihm hier, die Seemacht der Athener gegen die der Lakedämonier bedeutend zu heben [6]). Er kriegte hier gegen den Anaxibios, den Anführer der Lakedämonier zu Lande, und rieb dessen ganzes Heer auf [7]). Gegen den Lakedämonischen Feldherrn Nikolochos kam er mit Diotimos den Tenediern, die jener bekriegte, zu Hilfe, und sie belagerten ihn in Abydos mit 32 Schiffen [8]). Der Seesieg des Antalcidas veranlaßte aber die Athener, Frieden zu schließen (Ol. 98 $\frac{1}{2}$) [9]). Ol. 101 $\frac{2}{3}$ erbat ihn Pharnabazos, der die Ägypter bekriegte, von den Athenern zum Feldherrn, und er befehligte hier 20,000 Söldner (nach Nepos nur 12,000). Sie nahmen Mendesion ein und Iphikrates wollte weiter nach Memphis vorrücken. Durch die Saumseligkeit des Pharnabazos wurde aber der Angriff verzögert und die Perser mußten sich vor den Ägyptern zurückziehen. Darüber entstand zwischen Iphikrates und Pharnabazos Uneinigkeit und Iphikrates, hier Rache fürchtend, floh heimlich aus dem Lager nach Athen. Pharnabazos ließ ihn zwar bei den Athenern als schuldig anklagen, wegen der Nichteinnahme Ägyptens; sie ernannten ihn aber bald darauf zum Oberfeldherrn auf der See [10]). Er wurde nämlich an die Stelle des Timotheos gegen die Lakedämonier unter Mne-

1) In welche Zeit fällt, was Nepos (Iphic. II, 1) dem Iphikrates zutheilt: Bellum cum Thracibus gessit; Seuthen, socium Atheniensium, in regnum restituit, ist ungewiß, wenn man Xenophon's Angaben vergleicht. Eine Andeutung dazu bei *Xen.* hist. graec. V, 1, 26. *ἐκ δὲ τούτου* (Ol. 98 $\frac{1}{2}$, als Iphikrates Abydos belagerte) *Θρασύβουλος ὁ Κολυττεὺς ἔχων ναῦς ὀκτὼ ἔπλει ἀπὸ Θρᾴκης*, also unter dem Oberbefehl des Iphikrates. Oder Nepos verwechselt es mit dem, was Thrasybulos Ol. 97 $\frac{2}{3}$ bei *Xen.* IV, 8, 26 that, der das Bündniß der Athener mit dem Amadokos und Seuthes erneuerte. Jedoch, daß dies vor dem korinthischen Kriege sich ereignet hat, scheint daraus hervorzugehen, wie bei Nepos die Kriegsthaten des Iphikrates an einander gereiht werden, wo er den bellum cum Thracibus als den ersten erwähnt, etwa um Ol. 95 $\frac{3}{4}$. Dann hätte Iphikrates unter dem Commando des Dercyllidas gestanden, der damals im bithynischen Thrakien kriegte; bei *Xen.* III, 2, 2. 2) *Xen.* IV, 4, 9 sq. Hier wurde *Φιλοκράτη* für *Ἰφικράτη* gelesen, welches letztere Schneider hergestellt hat. Dasselbe erzählt Polyän I, 9, 45. Dieses scheint auch Diodor (XIV, 86) zu meinen, wiewol mit mehren Abweichungen; er wiederholt die Thatsache C. 96 und läßt — in wenig geregelter Zeitfolge — wenige Tage darauf, also schon Ol. 96, 4, die Vernichtung der lakedämonischen Mora durch Iphikrates geschehen; s. Note 3. 3) Xenophon erzählt *τὸ τῆς μόρας πάθος* ausführlich IV, 5, 11—18. Dasselbe Factum scheint Polyän (III, 9, 43) zu meinen. Diodor (XIV, 91) erwähnt es mit den Worten: *μετὰ δέ τινας ἡμέρας τῶν Λακεδαιμονίων μέρος τῆς στρατιᾶς διῄει διὰ τῆς Κορινθίας χώρας· οἷς Ἰφικράτης καί τινες τῶν συμμάχων ἐπιπεσόντες τοὺς πλείστους ἀνεῖλον·* s. Note 2. vgl. *Paus.* III, 10. Die beiden Waffenthaten des Iphikrates bezeichnet wahrscheinlich auch Nepos in Folgendem: Hoc exercitu moram Lacedaemoniorum intercepit: quod maxime tota celebratum est Graecia. Iterum eodem bello omnes copias eorum fugavit. Quo facto magnam adeptus est gloriam; oder es bezieht sich das Letztere auf das bei Xen. (IV, 5, 19. s. Note 4) Angegebene. Vorzüglich aber rühmt er die Disciplin der bei Korinth von Iphikrates befehligten Soldaten: apud Corinthum exercitus tanta severitate praefuit, ut nullae umquam in Graecia neque exercitatiores copiae, neque magis dicto audientes fuerint duci; in eamque consuetudinem adduxit, ut, quum proelii signum ab imperatore esset datum, sine ducis opera sic ordinatae consisterent, ut singuli ab peritissimo imperatore dispositi viderentur.

4) *Xen.* IV, 5, 19 *ἐκ τούτου δὲ μάλα καὶ τἆλλα ἐπετύγχανεν Ἰφικράτης.* Nach Diodor (XIV, 91) zog er zu dieser Zeit (Ol. 96, 4) *μετὰ τῶν πελταστῶν* auch gegen die Phliusier und Sikyoner, die Verbündeten der Spartaner, und fügte ihnen vielen Schaden zu. 5) *Xen.* IV, 8, 34. Diodor, der, wie wir schon sahen, die letzten Kriegsthaten des Iphikrates in eine frühere Zeit (Ol. 96, 4) versetzt, berichtet (XIV, 92) ebenfalls den Abgang des Iphikrates von Korinth um diese Zeit. Nach diesem habe aber Iphikrates darauf gedrungen, daß man diese Gegend besetzt hielte, um die Hegemonie über Griechenland zu behaupten. Das Volk habe es aber verweigert und daher habe er seine Stelle niedergelegt. Die Athener hätten aber anstatt seiner den Chabrias als *στρατηγὸς* nach Korinth geschickt. 6) *Xen.* IV, 8, 34. 7) Ausführlich erzählt es Xenophon (IV, 8, 35—39), durch welche Kriegslist dies ihm gelang. Vgl. Frontinus II, 5, 42. 8) *Xen.* V, 1, 7. Vgl. Polyän II, 24. 9) s. auch Note 1. 10) *Diodor* XV, 41—43. *Nepos* II, 4. Bei Xenophon steht nichts davon. Plutarch, Artaxerxes S. 1023 C. vgl. Note 11.

sippos, der Kerkyra belagerte, mit 70 Schiffen geschickt[11]), mit ihm Kallistratos und Chabrias. Nachdem er hier mit Erfolg das Land vom Feinde gesäubert hatte, rüstete er sich, um das Land der Lakedämonier selbst zu verwüsten, als der Friede mit denselben (Ol. 102 $^3/_4$) ihn zurückrief[12]). Ol. 102 $^3/_4$, als die Athener den Lakedämoniern gegen die Thebaner Hilfe zu leisten beschlossen hatten, wurde Iphikrates mit 12,000 Mann abgeschickt; es gelang ihm aber nicht, den Thebanern den Rückzug abzuschneiden[13]). Ol. 106 $^4/_4$ im Kriege gegen die Bundesgenossen wurde er mit dem Chares und Timotheos erwählt, jedoch (mit ihm Timotheos) weil er eine Schlacht zur Unzeit nicht wagen wollte, des Verraths angeklagt und seiner Stelle entsetzt[14]). Im Pantheon stand am Eingange die Statue des Iphikrates, eine Anerkennung seiner vielen berühmten Thaten (*Paus.* I, 24).

Von Nepos und Diodor (XVI, 85) wird er unter die besten Athenischen Feldherren gezählt. Im persischen Kriege eignete er sich die gehörige Erfahrung und Einsicht im Kriegs- und Soldatenwesen an. (*Diod.* XV, 44.) Sein Feldherrntalent bestand überhaupt darin, sich im günstigen Augenblicke einer Kriegslist gegen den Feind zu bedienen[15]); er glänzte nicht durch große Kriegsthaten, sondern verstand es vorzüglich, gute Kriegszucht unter den Soldaten zu handhaben und sie für den Kriegsdienst gehörig einzuüben[16]). Verschiedene Verbesserungen führte er in der Bewaffnung der Soldaten ein. Anstatt der großen Schilde, die den Kämpfenden in ihren Bewegungen hinderlich waren, wie die *ὁπλῖται* trugen, führte er leichtere und kleinere ein (*πέλται* genannt, daher *πελτασταί*), die sowol die Körper deckten, als auch eine freie Bewegung gestatteten und beim Laufen nicht hinderten. Die Speere vergrößerte er um die Hälfte und die Schwerter machte er doppelt so groß[17]). So führte er auch eine Art leichtere Schuhe ein, die bequem zu lösen waren, von ihm *Ἰφικρατίδες* genannt (*Diod.* l. c.), und für die ehernen und Kettenharnische (serta) beinerne (nach Nepos).

Nepos erzählt außerdem noch, daß er groß an Geist und Körper gewesen sei, durch seine Statur Jedem imponirend; aber nach Theopompus bei Strapazen von keiner Ausdauer; ein guter Bürger und von bewährter Redlichkeit. Eurydice, Mutter des Perdikkas und Philipp's, flüchtete nach dem Tode ihres Gemahls Amyntas zu ihm und erhielt seinen Beistand. Er wurde sehr alt (nach *Diod.* XVI, 85 lebte er Ol. 110, 3 nicht mehr), und versöhnte sich wieder mit seinen Mitbürgern, die ihn verurtheilt hatten. Er hinterließ einen Sohn Menestheus (von der Thressa, Tochter des thrakischen Königs Kotys), den Schwiegersohn des Timotheus. Iphikrates hielt sich häufig in Thrazien auf[18]), wie es überhaupt Sitte war, außer Landes zu gehen, um den Neid seiner Mitbürger dadurch vielleicht von sich mehr entfernt zu halten.

(*B. Matthiae.*)

Iphikratides, s. unt. Daphnephoria.

IPHIMEDIA, (*Ἰφιμέδεια* bei den Griechen, bei den Lateinern auch Iphimede, s. *Munk* ad *Hygin.* f. 28), nach Homer (Od. XI, 304 sq.) Gemahlin des Aloeus, die sich rühmte, sich mit dem Poseidon vermischt zu haben und zwei Söhne, den Otos und Ephialtes, gebar. Nach Apollodor (I, 7, 4) war sie Tochter des Triops und mit Aloeus vermählt; sie liebte den Poseidon und ging daher häufig zum Meere, wo sie mit den Händen die Wellen sich in ihren Schoos schöpfte. Sie gebar von ihm jene zwei Söhne, die Aloiden (s. d. Art. Aloeidae) genannt. Bei einer Feier des Geburtsfestes des Bakchos bei Drios im phthiotischen Achaia wurde (*Diod.* V, 50 sq.) Iphimedia mit ihrer Tochter Pankratis von thrazischen Seeräubern nach Strongyle (Naros) entführt. Die Pankratis gaben sie ihrem neu erwählten König Agassamenes zur Gemahlin, die Iphimedia erhielt einer seiner Freunde. Aloeus schickte seine zwei Söhne aus, um Mutter und Schwester aufzusuchen. Sie kamen nach Strongyle, besiegten hier die Thraker und zerstörten die Stadt. Pankratis starb hier. Von Iphimedia wird bei Diodor nichts weiter erzählt. Wie Pausanias (IX, 22) erzählt, wären nach den Dichtungen des Homer und Pindar (Pyth. IV, 156) Iphimedia mit ihren beiden Söhnen in Naros vom Apoll getödtet worden. (Bekanntlich wurden diejenigen männlichen Geschlechts, die eines schnellen und leichten Todes starben, von Apollos, die weiblichen Geschlechts, von der Artemis Pfeile getödtet gedacht. Viel-

---

11) *Xen.* VI, 2, 13. Vgl. *Demosth.* in Timoth. p. 1186 sq. 12) Die ausführliche Beschreibung befindet sich bei *Xen.* VI, 2, 27—39. Sein Lob daselbst 32 und 39. 13) *Xen.* VI, 5, 49 sq., wo er getadelt wird. Nach Polyän (III, 9, 28) habe Iphikrates nicht allein die Zahl der Feinde, sondern auch ihren in der Schlacht bei Leuktra bewiesenen Muth gefürchtet und deshalb den Angriff verzögert. *Diod.* XV, 65 *Ἀθηναῖοι ὑστερηκότες τῶν καιρῶν, ἐπανῆλθον εἰς τὴν Ἀττικὴν οὐδὲν πράξαντες μνήμης ἄξιον·* vgl. ib. 63. *Plut.* Pelop. I, 24. *Strabo* p. 389. *Paus.* IX, 14. Nur Nepos rühmt den Iphikrates: „idem subsidio Lacedaemoniis profectus Epaminondae retardavit impetus. Nam nisi eius adventus appropinquasset, non prius Thebani Sparta abscessissent, quam captam incendio delessent.“ Allein nach Xenophon dachten die Thebaner ohnehin an den Rückzug, weil sie ihr Heer durch die sie verlassenden Bundesgenossen geschmälert sahen und überhaupt Mangel an Fourage (*τὰ ἐπιτήδεια*) hatten, als zu gleicher Zeit die Lakedämonier sich durch den Beistand der Athener verstärkten. Der Rückzug der Thebaner war daher nur indirect durch Iphikrates veranlaßt; diesen Rückzug aber zu verhindern, war Sache des Iphikrates, die er versäumte. Bei Nepos: nusquam culpa male rem gessit. 14) *Diod.* XVI, 21. *Nepos* ... „eoque iudicio est absolutus.“ Vgl. Note 13. 15) *Diodor* XV, 44. „*οὗτος γὰρ παραδέδοται στρατηγικήν τε ἀγχίνοιαν ἐσχηκέναι, καὶ πρὸς πᾶσαν ἐπίνοιαν ἀγαθὴν φύσει κεχρῆσθαι διαφόρῳ.*“ So gegen den Anaribios bei *Xen.* IV, 8, 35 sqq. Mehr der Art erwähnt Polyän III, 9, 44. 16) *Nepos:* non tam magnitudine rerum gestarum, quam disciplina militari nobilitatus est. Daher die milites Iphicratenses. Vgl. Note 3. Er übte die Wachsamkeit und das Ehrgefühl der Soldaten. *Xen.* VI, 2, 27.

17) *Diod.* XV, 44. *Nep.* Iphicr. I, 3 u. 4. Die Vergleichung dieser beiden Stellen bietet das Resultat, wie Nepos nicht ganz gewissenhaft den Diodor benutzt hat. 18) *Athenaeus* XII, 8 und daraus *Nepos* Chabrias III, 4. Eine Anekdote bei *Nep.* Iph. III, 4. „Menestheus quum interrogaretur, utrum pluris patrem matremve faceret; *matrem*, inquit. Id quum omnibus mirum videretur: *at*, ille, *merito*, inquit, *facio. Nam pater, quantum in se fuit, Thracem me creavit, contra ea mater Atheniensem.*

leicht zielt die Sage mit darauf hin, wenigstens macht es ein besondrer Ausdruck bei Pausanias nicht unwahrscheinlich; es heißt da: *γενέσθαι δέ σφισι τοῦ βίου τὴν τελευτὴν ὑπὸ Ἀπόλλωνος — ὡς ἐπιλάβοι τὸ χρεὼν αὐτοὺς ἐν Νάξῳ.* Auch nach Homer (Odyss. l. c.) erlegt die Aloiden Apoll. Diodor gesellt noch die Artemis hinzu, vielleicht in Bezug auf die Mutter Iphimedia). Nach Pausanias sind ihre Grabhügel in Anthedon (in Böotien). Nach demselben *) (X, 28) verehrten sie auch die Mylasser (in Karien). Wie Kreuzer die Mythe deutet, siehe dessen Symbolik II. S. 386. 2. Ausg. (*B. Matthiae.*)

IPHIMEDON (*Ἰφιμέδων*), Sohn des Eurystheus, der nebst seinen Brüdern im Kriege des Eurystheus gegen die Athener, welche die Herakliden aufgenommen hatten, fiel. (*Apollod.* II, 8, 1.) (*B. Matthiae.*)

IPHIMEDUSA (*Ἰφιμέδουσα*), eine Danaide, Braut des Euchenor, den sie ermordete. (*Apollod.* II, 1, 5.) (*B. Matthiae.*)

IPHINOE (*Ἰφινόη*), 1) eine der Proitiden (s. d. Art.); sie starb im Wahnsinn.

2) Tochter des Nisos, Königs zu Megara und Gemahlin des Megareus, der seinem Schwiegervater gefolgt sein soll (nach *Paus.* I, 39). S. d. Art. Megareus.

3) Tochter des Alkathoos, die als Jungfrau gestorben sein soll. Pausanias erwähnt (I, 43) ihr Grabmal. Es war Sitte, daß die Jungfrauen vor ihrer Vermählung ihr Todtenopfer brachten und Locken weiheten.

4) Gemahlin des Antäos, mit der Herakles den Palämon zeugte. *Pherecydes* Fragm. ed *Sturz.* p. 145 sq. S. auch Schol. *Lycophr.* 662.

5) Eine der lemnischen Weiber, die ihre aus Thrazien zurückkehrenden Männer ermordeten. (*Valer. Flacc.* II, 162. 327.) (*B. Matthiae.*)

IPHINOME, eine Amazone (nach *Hygin.* f. 163). (*B. Matthiae.*)

IPHINOOS (*Ἰφίνοος*). 1) Ein Grieche, Sohn des Derios (*Δεξιάδης*), den Glaukos vor Troja erlegte (*Hom.* Il. VII, 14).

2) Ein Kentaur bei Ovid (Metamorph. XII, 210). (*B. Matthiae.*)

IPHIONA. So nannte Cassini (Bull. de la soc. philom. Oct. 1817. Dict. des sc. nat. XXIII. p. 609) eine Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der 19. Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Eupatorinen (Asteroideae Inuleae Euinuleae *Candolle*) der natürlichen Familie der Compositae. Char. Der gemeinschaftliche Kelch umgekehrt-eiförmig-ablang, mit dachziegelförmig über einander liegenden, angedrückten Schuppen; der gemeinschaftliche Fruchtboden klein, mit Grübchen versehen, die Blümchen mit sehr kurzer Röhre, langem, cylinderischem Rachen und fünfzähnigem Saume; die Staubfäden im Grunde der Corolle eingefügt, die Antheren an der Basis mit einem kurzen, borstigen Schweife, das Achenium fast cylinderisch, gestreift-gefurcht, mit steifen Haaren spärlich bedeckt; die Saamenkrone besteht aus mehren Reihen steifer Borsten, welche von Außen nach Innen allmälig an Länge zunehmen. Die Gattung Jasonia (mit Einschluß von Chiliadenus, Myriadenus und Allagspappus *Cassini*, Orsinia *Bertoloni* und Donia *Lessing*) unterscheidet sich nur durch den Habitus und die bärtigen, in zwei Reihen stehenden Borsten der Samenkrone. Die beiden bekannten Arten sind als kleine, sehr ästige Sträucher in Ägypten und Arabien einheimisch; ihre wenig zahlreichen Blätter sind pfriemenförmig, steif, stechend, an der Basis mit einem oder zwei dornigen Öhrchen versehen; die gelben Blüthenknöpfe nehmen die Spitzen der fast nackten Zweige ein: 1) Iphiona juniperifolia *Cassini* (Dict. l. c. Conyza memphitica etc. *Vaillant* act. paris. 1719 p. 301. Chrysocoma mucronata. *Forsk.* descr. 147. Staehelina spinosa *Vahl* symb. I. p. 69. Conyza pungens *Lamarck* encycl. II. p. 86. Chrysocoma spinosa *Delile*, fl. d'Eg. p. 128. t. 46. f. 3), ganz unbehaart, die Schuppen des gemeinschaftlichen Kelches stachlicht-stumpf; bei Kahira, im Thale Hebron und am Sinai. 2) Iphiona scabra *Candolle* (Ann. des sc. nat. 1834. p. 263), fast durchaus mit kurzen drüsigen Haaren bedeckt, mit linien-lanzettförmigen, unbehaarten Kelchschuppen; von Bové in den Wüsten bei Suez und Tor gefunden. — Iphiona punctata *Cassini* ist Inula africana *Lam.* (*A. Sprengel.*)

IPHIS (*Ἶφις*). 1) Sohn des Sthenelos, Bruder des Eurystheus (Schol. *Apollon.* IV, 223, 228), allein von Valer. Flacc. (I, 441, wo auch Iphitus und Tiphys gelesen wird) und Diodor (IV, 49 *Ἶφιν τὸν Εὐρυσθέως* früher *Ἴφιτον*) unter die Argonauten gezählt, ward vom Äetes in Kolchis getödtet (Schol. *Apollon.* l. c. *περιστάντος [Αἰήτου] αὐτὸν βρόχῳ.* Vgl. *Valer. Flacc.* VII, 423. *Diod.* l. c.)*).

2) Sohn des Alektor (dessen Vater Anaxagoras), Bruder des Kapaneus, Vater des Eteokles (*Paus.* X, 10) und der Evadne, bei Ovid Iphias genannt (*Apollod.* III, 6, 2 und 3 und III, 7, 1 und *Heyne* ad *Apollod.* p. 608), der dem Polynikes den Rath ertheilt hatte, durch Bestechung der Eriphyle den Amphiaraos mit in den Krieg gegen Theben zu ziehen. (*Apoll.* l. c.) Er hinterließ sein Reich (Argos) dem Sthenelos, dem Sohne seines Bruders Kapaneus (*Paus.* II, 18). In den Supplices wird er vom Euripides (v. 1034) eingeführt, als seine Tochter Evadne in Begriff stand, sich mit in den Scheiterhaufen ihres Gatten Kapaneus zu stürzen.

3) Ein Jüngling von niederer Abkunft, der für die Anaxarete aus dem Geschlechte des Teukros wegen ihrer ungemeinen Schönheit entbrannte, aber keine Gegenliebe fand und sich an ihrer Thür erhing. Nach der Erzählung des Ovid (Metamorph. XIV, 698 sq.).

4) Ein Held, Namens Iphis, wird erwähnt *Stat.* Theb. VIII, 445.

5) Finden wir in den Wörterbüchern eine Iphis aufgeführt als Tochter des Thespios, mit der Herakles den

*) Im Texte heißt es: *ἐφεξῆς δὲ . . . ἥ τε ἐξ Ἀρκαδίας Αὔγη καὶ Ἰφιμέδειά ἐστι*, in der lateinischen Übersetzung: *Arcadicae puellae* A. et I. Ohne Zweifel gehört *ἐξ Ἀρκαδίας* aber nur zu *Αὔγη*.

*) Vgl. d. Art. *Iphitos* 4.

Keleustanor gezeugt habe. Dies hat man aus der Stelle *Apollod.* II, 7, 8 (ἦσαν δὲ παῖδες αὐτοῦ [Ἡρακλεῖ] ἐκ μὲν τῶν Θεσπίου θυγατέρων) Στρατονίκης Ἄτρομος· Κελευστάνωρ Ἴφιδος, nach der Conjectur Heyne's (p. 488) gemuthmaßt; die Vulgata hat Κελευστάνωρ, Ἶφις. (Gruber, Mythol. Lexik. III. S. 29 nennt im flüchtigen Irrthum den Keleustanor einen mit der Thespiade Laothoe erzeugten Sohn; es heißt in der angeführten Stelle des Apollodor nämlich: Στρατον. Ἄτρομος, Κελ. Ἶφις· Λαοθόης Ἄντιδος.) Eine Emendation würde hier zu Nichts führen; wie die Worte nach der Vulgata heißen, so würde Iphis (als männlicher Name) ein Sohn des Herakles von der Stratonike genannt werden müssen.

6) Iphis heißt bei Ovid (Metamorph. IX, 665 sq.) die Tochter eines Kreters Ligdus und der Telethusa. Nach der Erzählung des Ovid hatte Ligdus, von niederer Herkunft, aber edlen Sinnes, aus Armuth sich genöthigt gesehen, der schwangern Telethusa kund zu thun, wenn sie eine Tochter gebäre, dieselbe umzubringen. Die Mutter aber, auf den Rath der Isis, wußte den Vater zu täuschen und das Mädchen wurde als Knabe, mit dem Namen Iphis, erzogen. Als nun der vermeintliche Knabe mit der Janthe vermählt werden sollte, wurde sie durch ein Wunder in einen wirklichen Jüngling verwandelt. Man hält daher fälschlich den Namen Iphis für einen weiblichen. Ovid sagt mit klaren Worten (v. 707 sq.): nomen imponit avitum; Iphis avus fuerat, obgleich er v. 668 Iphis als Femininum gebraucht: Iphide mutata Crete. So heißt auch bei Anton. Liber. (17), wo dieselbe Fabel erzählt wird, aber mit Einführung von Personen andern Namens, die Tochter Leukippos; denn da der Vater getäuscht war, konnte er dem Kinde nicht einen weiblichen, sondern einen männlichen Namen geben wollen. Der Name Iphis als weiblicher Name ist also in diesem Falle verdächtig.

7) Iphis (εὔζωνος), Gemahlin des Patroklos, vom Achill ihm zugeführt, als derselbe Skyros zerstörte (*Hom.* Il. IX, 667 sq.) (*B. Matthiae.*)

Iphisia *Wight* et *Arn.*, s. Xysmalobium.

IPHITION (Ἰφιτίων), Sohn des Otrynteus und einer Najade, aus Hyde am Fuße des Tmolus in Karien beim See Gygeia, Herrscher vieler Völkerschaften. Er ward vom Achill vor Troja erlegt (*Hom.* Il. XX, 382). (*B. Matthiae.*)

IPHITOS (Ἴφιτος). 1) Sohn des Naubolos und der Perineike, der Tochter des Hippomachos aus Phokis (*Apollon.* I, 207 sq. und daselbst Schol. *Apollod.* I, 9, 16, wo fälschlich Ἴφιτος gelesen wurde), einer der Argonauten. Iphitos' Söhne (Ἰφίτου Ναυβολίδαο) [1]) werden (*Hom.* Il. II, 517) Schedios und Epistrophos genannt, als Führer der Phokenser vor Troja (vergl. *Paus.* X, 36). Eine Tochter des Iphitos war Eurynome (*Hygin.* f. 70). Über Iphitos, Sohn des Hippasos, s. Iphitos 5.

2) Sohn des Eurytos [2]), Königs von Oichalia (*Apoll.* II, 6, 1), wurde (*Hom.* Od. XXI, 14 sq. vergl. *Paus.* IV, 1) von Herakles getödtet, als er seine zwölf Stuten bei diesem suchte. Ausführlicher der Scholiast zu dieser Stelle des Homer (nach *Pherec.* ed. *Sturz.* p. 185 sq.). Herakles erscheint hiernach als Verletzer des Gastrechts, da er den Iphitos bei sich aufgenommen und bewirthet hatte. Apollodor (l. c.) erzählt etwas verschieden: Als Herakles nach Oichalia kam, um die Iole zu freien, wollte sie Iphitos, der ältere der Brüder, demselben geben; die übrigen verweigerten sie aus Furcht. Als bald nachher von Autolykos des Eurytos Rinder aus Euböa geraubt wurden, und Eurytos glaubte, es sei Herakles gewesen, widersprach auch diesmal Iphitos und ging zum Herakles, den er auffoderte, die Rinder mit ihm zu suchen. Herakles versprach es und nahm ihn gastlich auf. In Wahnsinn verfallen, stürzte aber Herakles den Iphitos von den Mauern von Tiryns herab (vgl. auch Schol. *Hom.* Il. V, 392. *Anacreon* XXXI, 10 sq.). Nach Diodor (IV, 31) hätte Iphitos den Raub der Stuten dem Herakles selbst Schuld gegeben und er wäre, um sie aufzusuchen, nach Tiryns gegangen. Herakles habe ihm geheißen auf einen hohen Thurm zu steigen, ob er etwa irgendwo die Stuten weiden sähe. Da aber Iphitos sie nicht hätte erspähen können, so habe ihn Herakles, weil er ihn fälschlich eines Diebstahls beschuldigt habe, von dem Thurme herabgestürzt. Nach demselben hätte Iphitos auch Söhne gehabt, und nach dem Orakelspruche des Apollo habe Herakles, um sich von seiner Blutschuld zu reinigen, während er sich an die Omphale vermiethete, den Söhnen des Iphitos seine Herrschaft abgetreten. Nach dem Schol. *Soph.* Trach. 352 hätte Herakles, da ihm die Iole verweigert wurde, Oichalia zerstört und die Söhne des Eurytos getödtet. Iphitos wäre aber nach Euböa geflüchtet (s. Herakles). Die Homerische Erzählung ist die einfachste, die den übrigen zu Grunde zu liegen scheint: namentlich ist es der Tod des Iphitos durch den Herakles, der die verschiedenen Abänderungen und Zusätze veranlaßt zu haben scheint. Von Apollonius (I, 86) und Hygin wird Iphitos unter die Argonauten gezählt. Nach Apollodor (II, 6, 3) aber hat der Argonautenzug während der Dienstzeit des Herakles bei der Omphale stattgefunden; Herakles müßte demnach den Iphitos schon ermordet gehabt haben, da er zur Strafe für diesen Mord dienen mußte.

3) Nach Pausanias (V, 4) ein Eleer, aus dem Geschlechte des Oxylos, Sohn des Hämon (nach einer

---

1) Der Scholiast erklärt: Ναυβόλου παιδὸς Ἰφίτου, und dies wird wiederum erklärt: Naubolos, ein Sohn des Iphitos. Auch der Schol. ad *Stat.* Theb. VII, 354 führt den Naubolus als einen Sohn des Iphitos an.

2) Nach Apollodor (a. a. O.) Bruder der Iole. Seine Mutter wird vom Scholiasten ad *Apollon.* I, 86 Antiope genannt, sein Bruder Klytios, mit dem er aus Oichalia nach Kolchis ging. Bei dem Schol. ad *Soph.* Trach. 263 hatte nach Hesiod Eurytos vier Söhne, unter diesen Klytios und Iphitos — dessen Mutter Antiope. Aristokrates (bei demselben Scholiasten) erwähnt drei Brüder, mit Weglassung des Iphitos. Hygin (f. 31) nennt die Mutter eine Tochter des Pylon (Pylonis?). Hesiod beim Schol. *Trach.* l. c. nach Bentley's Conjectur Ἀντιόπη κρείουσα Πύλωνος Ναυβολίδαο; die Vulgata:

Ἀντιόχη κρείουσα παλαιὸν γένος Αὐβολίδαο.

Inschrift in Olympia); die meisten Griechen nannten ihn den Sohn des Praxonides; nach alten Eleerinschriften hieß sein Vater auch Iphitos (τὰ δὲ Ἠλείων γράμματα ἀρχαῖα ἐς πατέρα ὁμώνυμον ἀνῆγε τὸν Ἴφιτον), ein Zeitgenosse des Gesetzgebers Lykurgos. Iphitos erneuerte die olympischen Spiele wieder (*Paus*. V, 8; nach arkadischen Überlieferungen begann er mit dem Wettlauf, worin Koroibos siegte), sowie die jährlichen Versammlungen zu Olympia. Es war nämlich damals Griechenland von einheimischen Wirren und pestartigen Seuchen heimgesucht, und auf die Anfrage des Iphitos beim delphischen Gott nach Erlösung von diesen Übeln ward ihm zur Antwort, er solle mit den Eleern die olympischen Kampfspiele wieder herstellen. Zugleich brachte er die Eleer dahin, dem Herkules zur Ehre Opfer zu veranstalten, da sie ihn vorher für ihren Feind gehalten hatten. Zu Olympia war eine Statue des Iphitos mit der der Göttin Ekecheiria, die den Iphitos mit einem Kranz schmückte (*Paus*. V, 10 u. 26). Auch war daselbst der Diskus des Iphitos aufbewahrt, auf welchem der zu Olympia geschlossene Friede, der Rundung des Diskus nach, aufgezeichnet war (*Paus*. V, 20).

4) Bei Apollodor (II, 5, 1) wird ein Iphitos von dem Kopreus, des Eleer Pelops Sohn, getödtet. Von Heyne (z. d. Stelle) wird vermuthet, daß dies der Sohn des Hippasos gewesen sei; Gruber und Klopfer erklären es für wahrscheinlich. Über Iphitos, den Sohn des Hippasos, herrscht aber selbst viel Dunkel (s. sub 5) und den von Kopreus Getödteten kann man nur deswegen für einen Sohn des Hippasos halten, weil er auf keinen andern paßt. Vielleicht ist er ein Bruder des Eurystheus. Kopreus, nachdem er den Iphitos getödtet hatte, wäre nach Apollodor nach Mykene geflohen und da von Eurystheus gesühnt worden. Ein Iphitos als Bruder des Eurystheus wird nämlich bei *Diod. Sic.* IV, 49 erwähnt, ein Argonaute, wo freilich Ἶφιν τὸν Εὐρυσθέως (s. Iphis 1) gelesen wird. Sonderbarer Weise wurde auch bei *Valer. Fl.* I, 441 Iphitus für Iphis gelesen. Von Apollodor selbst aber wird kein Argonaute Iphis erwähnt.

5) Hygin (fab. 14) bemerkt, daß Iphitos, Sohn des Naubolos, von Einigen für einen Sohn des Hippasos aus dem Peloponnes ausgegeben worden wäre. Also vielleicht ein Bruder des Aktor. Fälschlich wird daher von den Mythographen ein Iphitos schlechtweg als ein Sohn des Hippasos aufgeführt, da bei Hygin selbst dies ausdrücklich vom Nauboliden gesagt wird, daß er auch für einen Sohn des Hippasos gehalten worden wäre. Bei *Stat*. Theb. (VII, 354) aber wird Naubolos Hippasides genannt. Wie nun Iphitos nicht allein als Sohn, sondern auch (fälschlich) als Vater des Naubolos (s. Iphitos 1) angegeben wird, so konnte er auch leicht an des Vaters Stelle als Hippasides erscheinen. Vor Allem jedoch ist zu bemerken, daß es eine Angabe der Lateiner ist, und wie die Lateiner ihre eignen fingirten Personen mit griechischen Namen belegten, ist bekannt.

6) Vater des Trojaners Archeptolemos (Ἰφιτίδης genannt) bei *Hom*. Il. VIII, 128. (*B. Matthiae.*)

IPHOFEN, Städtchen im bairischen Landgerichte Markt-Bibart, mit 345 Häusern, 2070 Einwohnern, drei Kirchen, dem Sitze eines Rentamtes, eines Magistrates, eines Pfarramtes im Landcapitel Scheinfeld, Wein- und Getreidebaue und einem Bürgerspitale, eine Stunde von Possenheim entfernt. Im J. 1420 verschrieb der Bischof Johann von Würzburg diesen Ort und das dazu gehörige Amt dem Schenk Konrad von Limpurg als Pfand, der zugleich als Amtmann darüber gesetzt wurde. Seiner Gemahlin Clara, Gräfin von Montfort, ward wegen ihres Heirathsgutes auf dieser Pfandschaft noch im J. 1438 Versicherung ertheilt. (*Eisenmann.*)

IPHTHIME (Ἰφθίμη), 1) Eine Nereide, von Hermes Mutter der Satyren (*Nonn*. Dionys. 14, 113).

2) Tochter des Ikarion, Schwester der Penelope, mit Eumelos aus Pherä vermählt. (*Hom*. Odyss. IV, 797.) (*B. Matthiae.*)

IPIALES, Dorf im südamerikanischen Freistaate Columbia, Departement Cauca, Provinz Los Pastos, unter 0° 47′ nördl. Br. am Flusse Rumichaca. (*R.*)

IPIRE, rechter Nebenfluß des Unare, eines ansehnlichen Küstenflusses im südamerikanischen Freistaate Columbia, Departement Maturin, Provinz Barcelona. (*R.*)

Iplis, s. Ipplis.

Ipnos, s. Hypnos.

IPO (Monte), Mons Ipus im Lateinischen, ein unbedeutender Marktflecken im Großherzogthum Toscana, Bezirk von Siena, nahe an der Meeresküste gelegen. (*R.*)

Ipo *Camell.*, s. Antiaris.

Ipoktonos, s. unter Herakles (zweite Sect. 6. Bd. S. 41).

Ipoly (Nebenfluß der Donau), s. Eypelfluss.

IPOLY-SÁGH. 1) Ein Bezirk (Processus) der honther Gespanschaft im Kreise diesseit der Donau Niederungarns, nach dem Ipoly- (Eypel-) Flusse benannt, von ihm, der Krupina, dem Csabrag und mehren anderen kleinern Bächen bewässert, dem Jenögebirge und einigen andern minder hohen Bergrücken durchzogen, theilweise ausgezeichnet fruchtbar, reich an Getreide und Vieh, mit Wein und Tabak gesegnet, umfaßt er das Gebiet von drei Märkten, 35 Dörfern und sechs Prädien. 2) Ein Ságh, auch Sahi genannter, dem rosenauer Domcapitel gehöriger hübscher und ansehnlicher Marktflecken, im gleichnamigen Bezirke am rechten Ufer der Eypel, da wo sie die durch den Csalragh verstärkte Krupina aufnimmt, im breiten Thale anmuthig gelegen, in dem die Comitatsversammlungen gehalten werden, mit 231 Häusern, 1715 magyarischen Einwohnern (darunter 48 Evangelische, 2 Reformirte, 24 Juden), welche auf einem sehr fruchtbaren Boden gutes Getreide, viel Mais und Wein erzeugen und auch mancherlei Handwerke treiben, einer eigenen alten katholischen Pfarre (des Erzbisthums Gran), einer katholischen Kirche, einer Schule, einem Zollamte, einer Poststation, einer steinernen Brücke über die Eypel, einer Apotheke, einem Districtsarzte, einigen Mühlen, einem Salzamte ꝛc. (*G. F. Schreiner.*)

IPOMOEA, s. d. Art. Convolvulus, zu welchem Folgendes über die Jalapa nachzutragen ist. Die echte, birnförmige Jalapa kommt sowol von C. Jalapa *L.*, als von C. Schiedeanus (Ipomoea Schiedeana *Zuccarini*, Ipomoea Purga *Wenderoth*); jene wird als echte oder graue Jalapa oder Mechoacanha, diese als knollige oder schwere, oder schwarze Jalapa oder Mechoacanha aus den mexicanischen Handelsstädten Jalapa und Mechoacan ausgeführt. Eine dritte Art, die spindelförmige, leichte oder neue Jalapa (Purga Macho der Mexicaner), soll der Wurzelstock von C. orizabensis *Pelletier* sein. Die weiße brasilische Jalapa kommt von C. Iticucu *Gmelin*, die hellgelbe brasilische Jalapa von C. operculatus *Gomez* (Batata de Purga). Außerdem werden noch die Wurzeln mehrer anderer Convolvulus-Arten in Amerika als Purgirmittel benutzt, namentlich die Wurzeln von C. macrocarpus *L.*, macrorrhizus *L.*, catharticus *Poiret*, und acetosaefolius *Vahl* auf den Antillen, C. Papirù und trilobus *Ruiz* et *Pavon* in Peru und C. panduratus *L.* (Mechameck der Indianer) in Nordamerika. (*A. Sprengel.*)

Ipomopsis *Mich.*, s. Gilia.

IPÓPOCA oder Pópóca, Küstenfluß in der brasilischen Provinz Parahyba, entspringt im gebirgigen Innern derselben, strömt dann durch den See Abyahy und mündet etwas nördlich vom Goyanna in den atlantischen Ocean. Schiffbar ist er nur eine Strecke weit von seiner Mündung an zur Zeit der eindringenden Fluth des Meeres. (*R.*)

IPPINGEN, Pfarrdorf im großh. badischen Bezirksamte Möhringen, ⅕ teutsche Meile gegen Nordwest von der Amtsstadt, zur fürstl. fürstenbergischen Landgrafschaft Baar gehörig, mit 330 katholischen Einw. in 62 Familien, ein alter Ort, wo schon Kaiser Karl der Dicke im J. 880 am 8. Februar seinem Hofkapellan Ruodpert Güter schenkte. Den Ort kaufte Graf Friedrich von Fürstenberg im J. 1553 von der landenbergischen und ulmschen Vormundschaft. (*T. A. Leger.*)

IPPLEPEN, ein Kirchspiel Englands in Devonshire, hat 900 Bewohner und liegt eine teutsche Meile von Newton Abbots. (D. *J. C. Schmidt.*)

IPPLIS, auch IPLIS, ein Gemeindedorf (Commune) in dem nach der Stadt Cividale benannten Districte XII der venetianischen Provinz (Delegation) Friaul (Udine), am äußersten östlichen Ende der großen venetianischen Ebene, in der Nähe des linken Ufers des Natisonflusses, am Fuße des Hügels von Rocca Bernarda gelegen, gegen ⅓ geogr. Meile westsüdwestlich von dem Hauptorte des Districtes entfernt mit einem Gemeindevorstande, einer eigenen katholischen Pfarre, welche zum Bisthume Udine gehört, einer dem heil. Johann dem Täufer geweihten katholischen Kirche, einer Mühle (Molino Braida in Leproso) und den zwei Subborghi Braida und Mondonarg. Zu dieser Gemeinde gehören auch die Villagi Azzano, Leproso und die vereinzelten Häusergruppen: Rocca Bernarda und Colle Ronco Cernazai. (*G. F. Schreiner.*)

Ippo, s. Pfeilgift.

IPPOLITS, ein kleines Kirchspiel Englands in der Grafschaft Hertford, hat nur 600 Einwohner. (D. *J. C. Schmidt.*)

IPPOLIUM. So, oder vielmehr nach dem Griechischen Ἱππόλεω Ἄκρη, nennt Herodot in der Melpomene (Lib. IV. c. 53) die Landspitze, an welcher die beiden Flüsse Borysthenes, jetzt Dniepr, und Hypanis, jetzt Bug in der Sarmatia Europäa, sich vereinigen; auf derselben war nach demselben Gewährsmanne ein der Demeter errichteter Tempel. (*S. Ch. Schirlitz.*)

Ippurite, s. Hippurites.

IPRES (William of), Graf von Kent, ein glücklicher Emporkömmling und Günstling des Königs Stephan von England im 12. Jahrh. Er stiftete unter anderm im J. 1145 ein Mönchskloster zu Borley in Kent und übergab dasselbe Mönchen von Clairvaux aus dem Orden des heil. Bernhard; auch befestigte er die Stadt Rye in Suffolk, wo noch eine verfallene Burg, Ypres Tower genannt, an ihn erinnert. (*R.*)

IPRESENS, Dorf in der persischen Provinz Aserbeidschan, District Karabagh, in dessen Nähe sich eine verfallene Bergfestung, Namens Imlong, findet. (*R.*)

IPRUMP, 1) Geogr. Dorf im Großherzogthume Oldenburg, Kreis und Amt Delmenhorst, hat 39 Häuser und etwas über 200 Einwohner, welche vielen Holzhandel treiben.

2) Zool. Iprump, Yprump, Rohrdommel, s. Ardea stellaris im Art. Ardea. (*R.*)

IPS. I. Entomologie. 1) Der bei den Griechen ein das Horn und die Weinstöcke durchbohrendes Insekt bezeichnende Name Ips wurde zuerst von Degner als Gattungsname in die Entomologie eingeführt und der Gruppe der Borkenkäfer (Bostrichi) beigelegt. Fabricius, auf Degner's Bestimmung keine Rücksicht nehmend, vereinigte unter Ips kleine, langgestreckte, flache Käfer mit durchblätterter Fühlerkolbe, welche vorzugsweise unter Baumrinde leben, und Olivier [1]) folgte ihm. Auch Latreille nahm die Gattung Ips ziemlich in demselben Umfange wie Fabricius an und stellte sie in seine Gruppe der Nitidularien. Neuerdings hat Erichson [2]) die Gruppe der Nitidularien einer ausführlichen systematischen Ordnung unterworfen, und eine Abtheilung derselben Ipina genannt, welche sich durch einfache Lade der Marillen, verdeckte Lefze und ein kleines viertes Tarsenglied auszeichnet. Dahin bringt er als Gattungen Cryptarcha, Ips und Rhizophagus. Vgl. Nitidularia. (*Germar.*)

2) Dieses von Fabricius errichtete Insektengenus aus der Ordnung der Coleopteren fand sich fossil im Tertiärgyps von Aix in der Provence; s. Insekten, fossile. (*H. v. Meyer.*)

II. Geographie. 1) Ein Nebenfluß des rechten Donauufers, welcher in der Nähe seines Ursprungs auch Ais genannt und von Andern Ybbs oder Yps geschrie-

1) Encycl. méthod. VII. p. 402. 2) In Germar's Zeitschrift für die Entomologie. 4. Bd. S. 225.

ben wird. Er entspringt im rauhen steinigen Gebirge des Ötschers, das sich im V. O. W. W. Niederösterreichs längs der steirischen Grenze hinzieht, höchstens eine halbe Stunde entfernt vom Ursprunge der Erlaph, und ist dort zwar bei Regengüssen fürchterlich, sonst aber so unbedeutend, daß das wenige Wasser, das der Bach im Sommer noch hat, unter dem groben in seinem Bette liegenden Kalkgestein verborgen abfließt. Er wird rasch durch den Zufluß vieler Gebirgsbäche verstärkt, unter denen der, ebenfalls aus einer rauhen Gebirgsgegend hervorkommende, aus einem kleinen See (die rothe Lacke) entspringende, weiterhin einen größeren (Mittersee) durchfließende, und bei Lunz, wo er sich mit der Ips vereinigt, einen 90 Joch umfassenden See (Lunzsee) bildende Seebach der namhafteste ist, und wird nun selbst von größerer Bedeutung, da er von Lunz an zum Betriebe von vielen Hammerwerken dient, die ihre Erzeugnisse in alle Theile Europa's versenden, und den Gebirgsbewohnern die Mittel zu ihrem Unterhalte verschaffen, welchen hier der Ackerbau nicht gewähren könnte [1]). In seiner ursprünglich westlichen Richtung geht er hierauf gegen Gößling, wo er sich mit dem Gößlingbache, einem der größten seiner Zuflüsse, vereinigt, dann bei St. Georgen und Höllenstein vorbei, wo er sich mit dem Höllensteinbache verbindet, der so beträchtlich ist, daß er in einer kurzen Strecke etwa 15 große Eisenhämmer, eine Mahl- und eine Bretmühle treibt [2]). Von den 16 Hammerwerken in Höllenstein sind sechs ein Eigenthum der innerberger Hauptgewerkschaft. Gleich unter dem Dorfe hat dieselbe auch einen Holzrechen an der Ybs, der seiner Größe und zweckmäßigen Bauart wegen merkwürdig ist, und eine sehr ansehnliche Kohlstatt. Bei Höllenstein endigt die westliche Richtung des Flußlaufes in einem Gebirgszuge, über welchem jenseits die Gewässer schon unmittelbar der nahen Ens zufließen. Die Ips wendet sich nun gegen Norden und fließt der Mitte der Provinz zu, die sie bisher nahe an ihrer Grenze umflossen hat. Inzwischen ist sie auch schon zu einer beträchtlichen Größe angewachsen und nimmt von da an auch an Wichtigkeit immer mehr zu, indem sie auf das Vielfältigste zum Betriebe von Hammerwerken benutzt wird. Unfern, und noch oberhalb der Stadt Windhofen vereinigt sich mit ihr der kleine Ipsbach, der zunächst von Ibsitz (s. d. Art.) herkommt, und ebenfalls zum Betriebe vieler Hammerwerke und Mühlen verwendet ist. In und um die Stadt Windhofen wird die Ips abermals zum Betriebe vieler Wasserwerke benutzt, da ein großer Theil der Bewohner dieses Ortes in Eisen und Stahl arbeitende Gewerbleute sind, deren Waaren sich sehr vortheilhaft auszeichnen, was besonders von ihren zahlreichen Schneidewerkzeugen gilt. Von Windhofen abwärts erweitert sich das Flußthal und die längs desselben sich hinziehenden Gebirge nehmen an Höhe ab, je mehr sie sich der Mitte der Provinz nähern. Unter diesen zeichnet sich der Sonntagsberg aus, indem auf dessen Gipfel ein sehr stark besuchter Wallfahrtsort liegt. Von den Gewässern, welche die Ips in dieser Gegend verstärken, sind der Schergenbach und der Arlbach die bedeutendsten. Weiterhin ist das Flußthal schon beträchtlich erweitert. Zwar zieht sich der Fluß selbst an einem Gebirge dahin, welches hart an dem rechten Ufer sich befindet, allein das linke Uferland ist eine ziemlich breite, mit einem hohen Walde bestandene Ebene, bekannt unter dem Namen die Forstwaide. In dieser Strecke ist Ulmerfeld am rechten Ufer der bedeutendste Ort. Könnte der Fluß schiffbar gemacht werden, so würde er aus den sehr ausgedehnten Waldungen der Herrschaft Ulmerfeld viel Holz der Donau zuführen. Weiter hinab liegen in der Nähe des linken Ufers Amstetten und Blindenmarkt und noch tiefer hinab am rechten Ufer Neumarkt, drei Märkte, welche die ansehnlichsten Ortschaften des ganzen Gebietes der unteren Ips sind. Tiefer abwärts kommt sie mit ihrem rechten Ufer in der Nähe der Poststation Kemmelbach vorüber, wo die von Wien nach Linz führende Commercial-, Haupt- und Poststraße die Ips überschreitet, und fällt endlich östlich von dem Markte gleiches Namens, nach einem Laufe von ungefähr 20 teutschen Meilen, in die Donau. Die Breite und Tiefe des Flusses ist natürlich sehr verschieden und ebenso auch sein Gefälle. Gegen das Ende hin nehmen die ersteren zu und zwar die Breite bis auf 21 Klaftern und die Tiefe bis auf drei Schuh. Das geringste Gefälle beträgt gegen die Ausmündung hin $1\frac{1}{2}$ Schuh auf 100 Klaftern. Die Ips führt allerdings in allen Jahreszeiten soviel Wasser, daß man sie zur kleineren Schiffahrt benutzen könnte, wenn einerseits die auf solcher befindlichen Wehre beseitigt oder zweckmäßig vorgerichtet würden und wenn andererseits die vielen in ihr befindlichen Baumstöcke und Felsen beseitigt wären.

2) Eine landesfürstliche Stadt im V. O. W. W. des Erzherzogthums Österreich unter der Ens, in schöner Gegend in der Nähe der Einmündung des gleichnamigen Flusses in die Donau, fast gegenüber von dem als Sommeraufenthalt des seligen Kaisers Franz I. bekannten Persenbeug gelegen, mit seinen alten Ringmauern und Thürmen malerisch anzusehen, nur ungefähr $\frac{1}{2}$ Stunde von der von Wien nach Linz führenden Poststraße entfernt, mit drei Vorstädten, 200 Häusern, deren größter Theil noch immer das Gepräge des Alterthums an sich trägt und die zusammen denn doch, von der Donau aus angesehen, ein sehr malerisches Ganze bilden, 2000 Einwohner, die früher mit den hafnerzeller Schmelztiegeln, die davon auch oft nach diesem Städtchen benannt wurden, einen sehr starken Handel trieben, und jetzt auf den zwei die Stadt mit der linzer Poststraße in Verbindung setzenden sogenannten ipser (ersten und zweiten) Communicationsstraßen den Gebirgsbewohnern Getreide und andere Bedürfnißmittel zuführen, einer eigenen katholischen Pfarre (Bisth. St. Pölten), einer stattlichen Pfarrkirche, einer Musterschule, einem organisirten Magistrate, der sogenann-

1) Die höchst interessante Beschreibung der drei Seen: der rothen Lacke, des Mitter- und des Lunzsees, und der ganzen Umgebung s. in F. J. Kleyle's Rückerinnerungen an eine Reise in Österreich und Steiermark. (Wien 1814.) S. 13 fg. 2) Die amtliche nicht im Buchhandel vorkommende „Ergänzungstabelle zur Straßenkunde der Provinz Österreich unter der Ens." (Hydrographischer Theil.) S. 50.

ten freien Burg Ips, die ursprünglich eine herzogliche habsburgische Burg war, im J. 1607 erbaut wurde, seit 1684 sich im Privatbesitze befindet und gegenwärtig ein landesfürstlicher, an der Donau liegender Herrensitz ist; einem kaiserl. königl. Siechenhause, einem stattlichen Gebäude, das oberhalb der Stadt am Ufer des Donaustromes gelegen, im J. 1717 erbaut, von Kaiser Joseph in ein Spital für unheilbare Kranke umgestaltet worden war und in welchem im J. 1834 471 Arme untergebracht waren, einem eigenen Bürgerspital mit einer Spitalsherrschaft; einer eigenen landesfürstlichen Pfarrherrschaft; einem hübschen alterthümlichen Rathhause; einem Brauhause; einer Liqueurfabrik, zwei großen Jahrmärkten und einem stark besuchten Wochenmarkte. Von den Bewohnern werden die meisten städtischen Wochenmärkte betrieben, der Handel war aber in früheren Zeiten viel bedeutender als gegenwärtig. Ips ist eine sehr alte Stadt und kommt in den Nachrichten und Urkunden des Mittelalters als Ibissa, Ybese, Ibseburch vor. Manche glauben, daß an der Stelle der heutigen, unbestreitbar uralten, Stadt der Ort Pons Isis oder Ipsipontum gestanden habe, welcher auf der Theodosischen Karte angemerkt ist. Ad pontes Isis lag 23 Milliarien östlicher als Elegium, welches 13 Milliarien östlicher lag als Lauriacum (bei dem Flecken Strengberg). Es liegt also etwas südlicher von der Stadt Ips, beim Übergange des gleichnamigen Flusses. Ises, vielleicht Ibeb, war also der damalige Name des Ipsflusses. Andere hingegen wollen es für das Gesodunum des Ptolemäos halten. Sicher war aber in damaliger Zeit schon ein Ort hier, und Karl der Große traf ihn auch schon bei seiner Eroberung des Landes an. Kaiser Heinrich IV. hielt sich einige Zeit hier auf. Bei den Einfällen der Ungarn im inländischen Bruderkriege wurde Ips öfters belagert und eingenommen. In der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts gehörte Ibesse den bairischen Grafen von Sempt und Ebersberg. Ips scheint einst wichtig für den Donauhandel gewesen zu sein, und war insbesondere der Stapelplatz für die berühmten ipser Schmelztiegel. — Von dieser Stadt wird die Ebene am Ipsflusse das ipser Feld genannt. Unter Ips beginnt die sogenannte Böse Beuge, ein über eine Stunde langer Bogen um eine kaum eine halbe Stunde breite Landspitze, der für die Schiffer nicht ohne alle Gefahr befahren werden kann [3]). (*G. F. Schreiner.*)

IPSALA, Stadt im Ejalet Dschesair des osmanischen Europa oder der Statthalterschaft des Kapudan Pascha, Sandschak Galliboli im alten Thrazien, am rechten Ufer der Maritza, ist offen, liegt in einer weiten Ebene, hat viele Gärten, Bäder, Moscheen und ein Karavanserai und ist wahrscheinlich das alte Cypsela (vgl. d. Art.) des Ptolemäus am Hebrus in Thrazien. (*R.*)

IPSAMBUL (Absambul, Ebsambul, Ypsambul, Abu-Sumbol) heißt in dem Theile Nubiens, welcher unter dem Namen Wadi Nuba bekannt ist, ein unter dem 22° 20′ 11″ nördl. Br. und dem 31° 40′ 57″ östl. L. von Greenwich auf dem westlichen Ufer des Nils liegender Ort, bemerkenswerth wegen eines daselbst befindlichen etwa 20 Fuß über dem Flusse aus fast senkrechten Felsen ausgehauenen und noch vollkommen erhaltenen Tempels. Henry Light [1]) sah ihn nicht selbst, hörte aber davon, und erwähnt, daß der Tempel dem zu Seboo (Sebu) ähnlich und von Ibrim eine halbe Tagereise entfernt sei. Belzoni [2]) dagegen lieferte eine Beschreibung desselben. Am Eingange stehen sechs jugendliche Figuren von kolossaler Größe in Vertiefungen; der Raum zwischen diesen ist gleich den Tempelmauern mit Hieroglyphen bedeckt. Nach dem Styl der an letztern befindlichen Bildhauerarbeiten hält man diese Bauten für sehr alt. Von diesem Tempel, in welchem die Bewohner jener Gegenden vor den Einfällen räuberischer Beduinen ihre Zuflucht suchen, ungefähr 200 Schritte entfernt, befinden sich mehre auf Stühlen sitzende, 65 Fuß hohe, aber fast ganz vom Sande verschüttete Statuen, deren Hände auf den Knien ruhen, die sehr ausdrucksvollen Gesichter aber nach Norden gekehrt sind. (*R.*)

IPSARA, IPSARIOTEN. I. Geographie. Ipsara, bei den Einwohnern Psara, bei den Schiffern Psyra genannt, kleine, 1½ Meile lange, ¾ Meile breite und drei Meilen im Umfange habende Felseninsel im griechischen Archipelagus. Sie liegt unter 43° 20′ östl. Länge und 38° 43′ nördl. Breite, vier Meilen westlich von Saki (Saki Adassi, Scio der heutigen, Chios der alten Griechen) und bildet mit dieser Insel und dem in ihrem Nordwesten liegenden unbewohnten Eilande, Anti-Ipsara, das fünfte, zum asiatisch-türkischen Ejalet Dschesair (d. i. Statthalterschaft der Inseln) gehörige Sandschak Saki, über welches der Kapudan Pascha als Beglerbeg gebietet. Ipsara hat mehre Vorgebirge (Limenari, Locri), einen kleinen See, hinreichendes Quellwasser, und bringt, obgleich für den Getreidebau völlig unbrauchbar, rothen Wein, Baumwolle und Südfrüchte hervor. In ihrem Innern hatte die Insel vor der Eroberung durch die Türken ein altes Schloß (Paläo-Castro), mehre Klöster und einzelne Weiler und Landhäuser. Die einzige Stadt der Insel, welche auch ihren Namen führte, zog sich vor der Revolution vom Meere aus einen Berg hinauf, sodaß sie in die obere und untere Stadt getheilt werden konnte. In ihrer Mitte befand sich ein kleines Kastell und eine Kirche; ihr guter Hafen mit seiner Rhede vermochte mehr als 200 Kriegs- und andere Schiffe zu fassen. Die Zahl ihrer Bewohner geben Hassel, Stein und andere gleichzeitige Geographen wol zu gering, auf 400, an, denn zur Zeit der Erhebung Griechenlands kann sie wenigstens auf 10—12,000 angeschlagen werden, und wenn ihr Blanc 22,000 gibt, so dürfte dies wol nur von der Zeit gelten, wo sich eine Menge Griechen nach Ipsara geflüchtet hatten. Die Regierung und Verwaltung der Insel besorgten Tetrarchen (Vierherren) und reiche Primaten.

II. Geschichte der Insel. Zu Jacob Spon's Zeit befand sich auf Psara, wie er die Insel nennt, die er je-

3) Kleyle a. a. O. S. 23.

1) Reise in Ägypten, Nubien und dem heiligen Lande; s. Ethnographisches Archiv. 6. Bd. S. 329. 2) Narrative of the operation and recent discoveries in Egypt and Nubia. (London 1821.)

doch nicht selbst besuchte, ein einziges, von wenigen armen griechischen Fischern bewohntes Dorf, und der eiserne Druck der türkischen Regierung hemmte lange Zeit jede Vermehrung und jeden Bildungsfortschritt der Bevölkerung. Erst der am 9. Jan. 1792 zwischen den Russen und Türken geschlossene Friede von Jassy wirkte wohlthätig auf die Ipsarioten ein; denn obgleich durch diesen Frieden nur der von Kutschuk-Kainardji bestätigt und der Hauptsache nach in dem Verhältniß der Land- und Inselgriechen nichts geändert wurde, so hatte doch der Umstand, daß in den meisten Hafenstädten Griechenlands russische Consuln angestellt wurden und die Griechen das Recht erhielten, sich bei diesen einen Erlaubnißschein (Berath) zu lösen, um unter russischer Flagge Handel treiben zu dürfen, den wesentlichsten Einfluß auf die geistig-moralische und bürgerliche Entwickelung derselben. Bald sah man Schiffe der Inseln Hydra, Spezzia und Ipsara das mittelländische Meer bis zu dem atlantischen Ocean und das schwarze Meer fast in seinem ganzen Umfange beschiffen. Außerordentlich wurden dabei diese Seefahrer durch die politischen Verhältnisse und die Wirren des europäischen Festlandes begünstigt; denn da die Großmächte desselben sich fortwährend zu Wasser und zu Lande bekämpften, so mußten sie nothgedrungen die Interessen ihrer handeltreibenden Unterthanen hintansetzen, und so kam der Verkehr auf den genannten Meeren fast ganz in die Hände der Inselgriechen, bei welchen dadurch und vorzüglich durch den Getreidehandel an die Stelle der bittersten Armuth glänzender Reichthum und verführender Überfluß trat. Eine andere Folge der politischen Verhältnisse war das Überhandnehmen der Seeräuberei, da keine Macht da war, dieselbe in Schranken zu halten oder zu unterdrücken. Dies nöthigte die Inselgriechen, welche an dem Seehandel Theil nahmen, ihre Schiffe zu bewaffnen und auf Selbstvertheidigung zu denken. Der Mensch aber hört auf Sklave zu sein, sobald er in Besitz von Waffen gelangt und diese zu führen gelernt hat. Kein Wunder war es daher, daß der Geist der Freiheit, welcher die Griechen des Festlandes schon so lange und so gewaltig erregte, sich auch der Ipsarioten und des größten Theils der übrigen Inselgriechen bemächtigte, deren einige der Divan kurz vorher mit dem Ehrentitel „Hilfsgenossen“ geschmückt hatte, weil sie dem Kapudan Pascha bedeutende Summen zahlten und tüchtige Matrosen stellten. Als sich daher die Griechen zum Kampfe für ihre Freiheit erhoben, sah man bald auch auf den Höhen von Spezzia und Ipsara die Fahne des Kreuzes wehen, und als die Hydrioten trotz den dringenden Auffoderungen der Moreaten, aus Furcht, ihre Reichthümer zu verlieren, sich nicht zur Theilnahme am Freiheitskampfe entschließen konnten und selbst dann noch zögerten, als Briefe aus Prevesa meldeten, daß ihre Söhne, Brüder und Verwandten, welche, Verträgen zufolge, auf der türkischen Flotte dienten, theils ermordet, theils angeschmiedet an die Ruderbänke der Barken, welche sie gleich Lastthieren auf ihren Schultern nach dem See von Janina hatten tragen müssen, gezwungen worden wären, Churschid's Söldner gegen Ali's Felsenschloß zu führen, da gab ein von Ipsara herbeikommendes Schiff den Ausschlag. „Wollt ihr noch anstehen, euch für die Sache der Freiheit zu erklären,“ ließen die Tetrarchen Ipsara's den Hydrioten sagen, „da der Divan die Entwaffnung sämmtlicher Land- und Inselgriechen beschlossen hat? Wollt ihr es dulden, daß man uns den Preis unserer Anstrengungen, 4000 Kanonen und 60,000 Gewehre, und mit diesen zugleich auch das dann schutzlose Leben entreiße?“ Diese Sprache wirkte, und Hydra, welches den Spezzioten und Ipsarioten nicht nachstehen wollte, trat am 28. April 1821 der Sache des Kreuzes und der Freiheit bei und leistete dieser, wie bekannt, bald die wesentlichsten Dienste. Willig gestanden dafür die Ipsarioten und übrigen Inselgriechen den Hydrioten das Primat zu und erkannten den von diesen zum Großadmiral ernannten Jacob Tombazis als solchen an. Jetzt erhielten die Angelegenheiten Griechenlands in dem Triumvirate der drei mehrgenannten Inseln einen festen Stützund Haltungspunkt.

Alles lag nun den Insulanern daran, das reiche und in jeder Hinsicht blühende Saki (Chios) mit seinen 90—100,000 Einwohnern für sich zu gewinnen, wie dies bereits mit den kräftigen Bewohnern der Ortschaft Volissos auf dieser Insel der Fall gewesen war. Auf Ipsara, in dessen Hafen am 6. Mai die hydriotische Flotte einlief, wurde deshalb eine Rathsversammlung gehalten, an welcher auch mehre vornehme Chier Theil nahmen. Vergeblich stellte man diesen vor, wie nothwendig es sei, daß auch sie Antheil an der Bekämpfung des gemeinschaftlichen Feindes nähmen, sie konnten sich zu Nichts entschließen, weshalb der in der Versammlung den Vorsitz Habende erzürnt ausrief: „da die Chier zu verweichlicht sind, um sich ohne Zwang mit uns zu vereinigen, so laßt sie uns dazu zwingen!“ Sogleich ließen die Ipsarioten ihre Schiffe unter ihrem Admiral Apostolos zu den hydriotischen stoßen und am 8. Mai segelte die vereinigte Flotte nach Chios ab, dessen Primaten man nochmals zur Theilnahme aufgefodert hatte. Das Unternehmen mislang, theils weil die Theilung der Beute, welche einige, bei dieser Gelegenheit eroberte türkische Schiffe geliefert hatten, die Mannschaft der griechischen Flotte entzweite, theils weil die feigen Chier, von ihrem Erzbischof Platon und ihrem Primaten verleitet, dem türkischen Pascha Geiseln für ihre Treue stellten und den Sultan selbst um Vermehrung der Besatzung zum Schutz gegen die Rebellen ersuchten. Die griechische Flotte kehrte deshalb mit den erbeuteten Schiffen, deren Mannschaft größtentheils niedergehauen worden war, unverrichteter Sache zurück. Entwaffnung und ein furchtbares Blutbad unter den Christen, welche der türkischen Herrschaft noch unterworfen waren, folgten diesem Streifzuge und 12,000 dem Morden Entronnene suchten Zuflucht auf Ipsara, wo sie so lange eine gastliche Aufnahme fanden, bis sie durch Tombazis auf die übrigen Inseln vertheilt werden konnten. Daß diese rege Theilnahme der Ipsarioten an dem Aufstande der Griechen den Zorn des Sultans auf das Höchste erregen mußte, war natürlich, und nur die Ohnmacht der Pforte hemmte damals den Ausbruch desselben. Die Inselgriechen sahen abermals ein, daß sie

sich, wie einst die Athenienser, hinter hölzernen Mauern würden schützen müssen, und so rüstete Hydra 36 mit 12—20 Kanonen und 2500 Matrosen besetzte Schiffe aus, Spezzia stellte deren 10 mit 650 Matrosen, Ipsara lieferte 20 schnelle Polaker und acht Brander, und auch die größere Zahl der übrigen griechischen Inseln that ihr Möglichstes zur Vermehrung der Gesammtflotte.

Von Neuem finden wir die Ipsarioten thätig für die Sache der Freiheit, als sich die Bewohner von Samos unabhängig erklärten, indem sie diesen Kanonen, Flinten und Munition lieferten. Eine gleiche Hilfe leisteten sie den von dem Samier Lykurgos Logothetes, in angeblichem Auftrage Demetrius Hypsilanti's, auf Saki eingesetzten Ephoren, denen sie 200 Fässer Pulver und zwei Kanonen sendeten, während sie sechs ihrer Schiffe vor dem Hafen von Chios kreuzen ließen, um die Besatzung dieser Insel von Asien abzuschneiden. Als darauf die unglückliche Katastrophe (im April 1823) über Chios einbrach, vereinten sich die Ipsarioten mit den Hydrioten und Spezzioten, um diejenigen zu retten, welche dem furchtbaren Blutbade entgangen waren. Ipsara diente jetzt wiederum der griechischen Flotte zum Sammelplatz, von welchem aus man Chios an der türkischen Flotte zu rächen beschloß, und bei dieser Gelegenheit war es, wo sich der Ipsariot Constantin Kanaris als muthiger Branderführer auszeichnete. Mit ungemeiner Kühnheit verbrannte er in der Nacht des 6. (18.) Jun. das türkische Admiralschiff und der furchtbare Kara Ali mußte mitten unter den Leichen der von ihm grausam hingeopferten Chier sein Leben aushauchen. Als darauf der neue Kapudan Pascha, Kara Mehemed, auf seiner Rückkehr nach den Dardanellen, — er hatte Patras am 8. September verlassen —, Nauplia verproviantiren wollte, vereinigten sich die Schiffe Ipsara's, Hydra's und Spezzia's, um dies zu verhindern. Am 20. September kam es in der Meerenge zwischen der Spitze von Morea und der Insel Spezzia zu einem Seetreffen, welches jedoch keinen bedeutenden Erfolg hatte, da es den Türken gelang, einen griechischen Brander unschädlich zu machen. Dennoch sollte der Kapudan Pascha seinem Schicksale nicht entgehen. Verfolgt von zwölf Kriegsbriggs der Ipsarioten erreichte er Tenedos, und hier beschlossen die Griechen einen Hauptschlag auszuführen. Kanaris bot freiwillig seine Hand dazu an. Er segelte am 9. Nov. Abends um sieben Uhr mit zwei Brandern, deren einer sein Eigenthum war, und begleitet von zwei ipsariotischen Briggs von Ipsara ab und in der Dunkelheit der folgenden Nacht gelang es dem kühnen Seehelden und seinem [illegible] Gefährten, Kyriakos, das türkische, 120 Kanonen [illegible]rende, Admiralschiff, sowie noch ein anderes Schiff in Flammen zu setzen und dadurch die ganze feindliche Flotte zu zerstreuen und zu zerstören.

Während darauf unter den Häuptlingen des griechischen Festlandes Zwistigkeiten ausbrachen, welche der guten Sache ungemein schadeten, behielten die Inselgriechen ihr Ziel fest im Auge und die Ipsarioten [illegible] nicht nur im Verein mit den Samiern die türkischen Magazine auf der asiatischen Küste, wobei ihnen 150 [illegible]

und Beis in die Hände fielen, [illegible] selung griechischer Familien bestimmt [illegible] auch die daselbst befindlichen und [illegible] bestimmten Truppen. So [illegible] rungen auf der genannten Küste [illegible] verwandelten die Ipsarioten [illegible] windlich scheinende Feluken [illegible] bis auf 24 Briggs mit 300 [illegible] Das außerordentliche Glück [illegible] laner immer kühner [illegible] segelte ein nur mit 24 [illegible] Schiff zwischen den [illegible] mächtigte sich eines [illegible] Werth von 40,000 [illegible] seiner Beute am [illegible] türkische Flotte.

Die Thaten [illegible] Kanaris [illegible] Griechenland [illegible] überall [illegible] schätzen [illegible] führen [illegible] Leicester [illegible] lona [illegible] lang [illegible] an [illegible] heißt [illegible] jeder [illegible] sen; [illegible] unter [illegible] und [illegible] [illegible]

aber muthvollen Besatzung gescheitert war, auf Mitylene (Metelino) bedeutende Streitkräfte und eine hinlängliche Anzahl Transportschiffe, und segelte (am 20. Juni 1824) mit zwölf Fregatten um Ipsara herum. Als er dem Hauptfort nahe kam, steckte er seine Flagge auf, und that sechs Kanonenschüsse, welche von den Ipsarioten mit einer gleichen Zahl beantwortet wurden, worauf Chosrew auf seinen Ankerplatz zurückkehrte. Jetzt ließ er, wie man sagt, die Ipsarioten unter dem Versprechen einer vollständigen Amnestie und Verzeihung alles Geschehenen auffodern, sich gutwillig zu unterwerfen; allein die Insulaner wiesen nicht nur diesen Antrag, sondern auch einen zweiten, daß sie Weiber, Kinder und Greise von der Insel entfernen sollten, weil man nicht gesonnen sei, mit diesen zu kämpfen, stolz und mit Hohn zurück. Unterdessen war es dem Kapudan Pascha gelungen, mit seinem Golde Eingang bei einem Theile der von den Ipsarioten in Sold genommenen Schypetars (Albanesern, Arnauten), welche ein gewisser Cotta[2]) anführte, sowie bei den auf der Insel befindlichen Rumelioten und Mitylenern zu finden, und so verließ er mit seiner aus dem Admiralschiffe von 80 Kanonen, einem rasirten Zweidecker, sechs Fregatten, einer Korvette, mehren Briggs und Goeletten, einer großen Anzahl Kanonierschaluppen und flachen Fahrzeugen, welche eigens für die Ausschiffung der Truppen erbaut waren, bestehenden Flotte, zu welcher außerdem noch eine Menge Transportschiffe mit 14,000 Mann gehörten, unter denen sich viele christliche befanden, am 1. Juli die Bai von Mitylene und erreichte am 2. Juli um fünf Uhr Abends die Höhe von Ipsara, wobei ihm Mitylener als Lootsen gedient haben sollen. Auf Ipsara war man zu seinem Empfange bereit. Die Stadt und der Hafen waren auf das Stärkste befestigt, das Kloster St. Nicolo hatte man in eine Citadelle verwandelt; an allen zugänglichen Stellen der Insel erblickte man Forts, Schanzen und Batterien, und rings um das Gestade lief eine Kette von Signalstangen. Die Zahl der auf Ipsara befindlichen Streiter belief sich nach Angabe des Smyrnéen auf 3000 Ipsarioten und eine gleiche Anzahl Söldner, unter welchen die Schypetars die größere Menge ausmachten. Dabei beseelte die Bewohner der Insel ein wahrhaft spartanischer Heldenmuth; Jünglinge, kaum den Knabenschuhen entwachsen, ergriffen die Waffen, um sich den Männern anzuschließen; Priester, Weiber, Kinder und Greise schaffte man theils in die Citadelle der Stadt, theils ließ man sie Schiffe besteigen, denen man die Steuerruder nahm, um jede Flucht unmöglich zu machen. Die ganze Bevölkerung empfing die Sacramente, das Labarum wurde an alle Signalstangen geheftet und mit dem Zeichen des Kreuzes an der Stirn flehten Alle den Himmel um Sieg oder den Märtyrertod an. Von den erwähnten 6000 Mann wurden von den Primaten zwei Corps, jedes 1000 Streiter stark, für die beiden Hauptbatterien bestimmt, welche die zugänglichsten Stellen vertheidigten; 1000 Mann wurden längs der Küste aufgestellt oder in die kleinen Forts vertheilt, die da errichtet waren, wo eine Landung fast unmöglich war, und 2500 bis 3000 Mann wurden als Reservecorps in der Mitte aufgestellt, um da schnelle Hilfe zu leisten, wo diese nöthig war. So standen die Angelegenheiten in Ipsara, als der Kapudan Pascha, welcher die Insel durch einige Fregatten recognosciren und während der Nacht, da Abends um neun Uhr eine Windstille eintrat, alle Schiffslaternen hatte aufziehen lassen, um einem möglichen Überfalle vorzubeugen, gegen drei Uhr des dritten Julimorgens einen Scheinangriff auf die von der ipsariotischen Schiffsmannschaft vertheidigten Hafenbatterie und die Stadt, gleich als sei es seine Absicht, diese in der Front anzugreifen, unternehmen, zugleich aber die sämmtlichen Transportschiffe mit den zur Landung bestimmten Truppen nach der nordwestlichsten, Mitylene gegenüberliegenden, Inselspitze, Amudia, abgehen ließ. Hier, wo es die Ipsarioten am wenigsten vermutheten, weshalb sie es auch versäumt hatten, an dieser Stelle eine Signalstange zu errichten, stiegen auf einer sandigen Landzunge unter dem Donner des Geschützes der Bedeckungsfregatten zuerst 3000 Türken an das Land, denen dann die übrigen 11,000 folgten[3]). Die überraschten Ipsarioten,

dem Meerbusen von Volo bildet. Dem Kapudan Pascha war aufgetragen, diese Insel zu nehmen und zu besetzen, allein, obgleich er zu diesem Ende 2000 Arnauten, 3000 Janitscharen und 2000 Mann andere Truppen an Bord hatte, mußte er doch unverrichteter Sache wieder abziehen.

2) Dieser Cotta oder Goda, wie ihn Andere nennen, war vom Christenthume zum Muhammedanismus übergegangen und bei dem Ausbruche der griechischen Revolution wieder Christ geworden. Er hatte früher unter dem Kapudan Pascha gedient und stand fortwährend mit dem Anführer von dessen Arnauten in verrätherischer Verbindung. Obgleich nun Ipsara's Primaten von mehren Seiten gewarnt wurden, auch wirklich einige als Verräther Bezeichnete festnehmen ließen, so schonten sie doch Cotta'n, theils weil kein bestimmter Beweis gegen ihn vorlag, theils weil er ein Liebling des Volks war. Als er darauf zu den Türken übergegangen war, ließ ihn der Kapudan Pascha zu sich berufen, um von ihm nähere Erkundigungen einzuziehen. Da die Auskunft, welche er gab, ungenügend war, und er namentlich vergessen hatte, die Minen anzuzeigen, deren Sprengung so vielen Türken das Leben kostete, so übergab ihn der Kapudan Pascha, als er nach Mitylene zurückgekehrt war, der Willkür seiner Soldaten, welche den Verräther im eigentlichen Sinne des Worts in Stücke hieben. Daß der Kapudan Pascha wirklich auf Verrath rechnete, beweist auch die Antwort, welche er, wie man sagt, einem französischen Schiffscapitain gab; denn als dieser ihm abrieth, einen Angriff auf Ipsara zu wagen, sagte er ihm: „Ich weiß, was ich zu thun und zu fürchten habe.“

3) „Ich gehörte,“ erzählte ein Muselmann, „zu der ersten, an einer sehr steilen Stelle ausschiffenden, Abtheilung. Umhüllt von dem Dampfe unserer Fregattenkanonen gelangten wir, ohne wahrgenommen zu werden, in die Nähe einer kleinen Bucht; doch so groß war der Schrecken, welcher den Namen Ipsara begleitete, daß die türkischen Albaneser nur nach einem heftigen Streite mit den türkischen Freiwilligen bewogen werden konnten, sich in das Wasser zu werfen, um das Land zu erreichen. Kaum war dies geschehen, so zogen wir ganz in der Stille eine kleine Strecke am Ufer hin, dann klimmten wir, gleich Ziegen, einander die Hände reichend, in die Höhe und gelangten so an den Eingang eines schmalen Engpasses, welchen ein Ipsariote mit seinem Schwerte so tapfer vertheidigte, daß 11 der Unsrigen das Leben verloren, ehe er sich zurückzog. Indem wir ihm nachsetzten, gelangten wir an eine Stelle, wo sich drei von 30 Mann bediente Geschütze befanden. Sie wurden überrumpelt und ohne Weiteres niedergehauen. Dennoch würden wir haben zurückweichen müssen, hätten es anders die griechischen Schypetars, welche in der Höhe standen, nicht versäumt, sich

welche kaum Zeit, ein Mal zu feuern, hatten, wurden sogleich bei den wenigen Feldstücken, die daselbst aufgestellt waren, niedergehauen, und da die zu ihrer Unterstützung bestimmten albanesischen Küstenwächter (Tabides) theils zu den Türken übergingen, theils nach einem kurzen und schwachen Widerstande in die Stadt flohen, theils, da die Türken der Verräther ebenso wenig wie der Ipsarioten schonten, verzweifelnd kämpfend fielen, so drangen die Muselmänner schnell in das Innere der Insel vor und verfolgten die, vor der Übermacht, doch nur Schritt vor Schritt, zurückweichenden Ipsarioten von Schlucht zu Schlucht, von Anhöhe zu Anhöhe. Die auf diesen letztern befindlichen Klöster wurden genommen, die erwähnten kleinen Forts gestürmt und um sieben Uhr konnte die Insel bis auf die Stadt für erobert gelten. In dieser verbreiteten die von allen Seiten sich hineinwerfenden Flüchtlinge Schrecken und Bestürzung, welche noch vermehrt wurden, als man die Flagge des Kapudan Pascha auf dem die Stadt beherrschenden Berge wehen sah. Bei dem Rufe: „Alles ist verloren!" floh, wer fliehen konnte. Die Primaten warfen sich gleich bei dem Erscheinen der feindlichen Flotte auf 19 oder nach andern 40 für diesen Zweck bei Anti-Ipsara bereit gehaltenen und größtentheils ihnen gehörige Schiffe, sendeten diesen Brander voraus und entkamen so, von den Türken zwar verfolgt, aber nicht eingeholt, glücklich nach Samos. Ihrem Beispiel folgten sogleich andere Ipsarioten; Alles suchte sich auf Mistiks, Kähnen, Böten und Fischerbarken zu retten; allein die Überfüllung, der Mangel an Rudern und Segeln bewirkten, daß viele dieser Fahrzeuge theils von den Türken eingeholt und genommen wurden, theils untergingen, sodaß das Meer in kurzer Zeit mit Leichnamen gleichsam bedeckt wurde [4]). Andere Ipsarioten flüchteten sich in die Gebirge und ihre Höhlen, oder warfen sich in das alte Schloß (Paláo-Castro). Mehre dieser Unglücklichen hatten sich auf einen sehr steilen Felsen im Norden der Insel zurückgezogen. Vergebens versprachen ihnen die Türken bei ihrem Barte und bei Allem, was ihnen das Heiligste war, ihnen das Leben zu schenken, wenn sie sich ergeben würden; sie blieben taub gegen die Vorschläge der Ungläubigen und riefen ihnen unaufhörlich zu: „Wir haben Lebensmittel, wir haben Waffen; Freiheit oder Tod ist der Wahlspruch der Ipsarioten!" Ein Hauptmann, Kalineri oder Kalimaris mit Namen, hatte sich mit zwölf Ipsarioten in eine Berghöhle geflüchtet, wo ihn die türkischen Schiffe beschossen. Er vertheidigte sich jedoch auf das Tapferste, bis es ihm und seinen Gefährten gelang, sich einer türkischen Scavaleva zu bemächtigen, auf welcher sie glücklich nach Spezzia entkamen. Auf dieser Insel sowol, wie auf Syra, Hydra, Zante und andern befreundeten Inseln, fanden die entkommenen Ipsarioten die gastfreundschaftlichste Aufnahme und bald nahm sich ihrer auch die Regierung thätigst an. Die zurückbleibenden Ipsarioten weihten sich indessen dem Tode; sie kämpften wie Helden, um ihrer Vorfahren würdig, nicht in die Unterwelt hinab, sondern zum Himmel aufzusteigen, und man sah Scenen, wie sie wol nur Sagunt und Numantia in der alten, und Saragossa in der neuern Zeit dargeboten haben mögen. So sprengten sich 80 Ipsarioten, welche die Hauptschanze Tabia vertheidigten, und von 2500 Türken angegriffen wurden, nach der tapfersten Gegenwehr und an jeder Möglichkeit eines längern Widerstandes verzweifelnd, mit dem größten Theile der Feinde durch Anzündung der weit umher sich verbreitenden Minen in die Luft. In der Stadt selbst, wo der slavonische Capitain Rado, Adjutant Wasso's (s. w. u.), mit dem Säbel in der Faust, nachdem er eine Menge Feinde getödtet hatte, viele Frauen und Kinder befreite, welche in dem Kastelle derselben befindlich waren, floß das Blut in Strömen; denn die Ipsarioten waren nicht Willens, sich wie die Thier geduldig abschlachten, oder in die Gefangenschaft schleppen zu lassen. An Pardon geben oder nehmen war nicht zu denken. Man sah Frauen, welche, nachdem sie viele Feinde niedergehauen oder mit ihren Tromblons, wie man eine Flintenart mit weiter Mündung nennt, erschossen hatten, sich unter einander tödten, um nicht in die Hände ihrer Feinde [5]) zu fallen. Ältern mordeten, um dasselbe zu verhüten, ihre eigenen Kinder; Andere stürzten sich, den Tod suchend und verbreitend, mitten unter die Feinde. „Dies ist," sagte mit Stolz ein Muselmann, welcher auf Ipsara mit gefochten hatte, indem er auf eine ipsariotische Tunika zeigte, mit welcher er sich bekleidet hatte, „das Gewand eines Tapfern. Vergebens bot ich ihm das Leben an, er wollte lieber meinem Arm unterliegen, als sich gefangen geben." Während so auf dieser Seite gekämpft wurde, befand sich der greise Admiral Apostolos auf der entgegengesetzten Seite der Insel, welche zwar von den Türken nicht angegriffen wurde, auf welcher man aber doch deutlich den Donner der Kanonen, sowie das Gekrach der kleineren Gewehre hörte. Da nun Apostolos (Apostoli, wie Andere schreiben) den Feind nicht erscheinen sah, so hielt er es, in dem Glauben, daß das in der Mitte befindliche Reservecorps seine Stellung verlassen habe, um seiner Bestimmung gemäß, die angegriffenen Ipsarioten zu unterstützen, für seine Pflicht, seinen Landsleuten zu Hilfe eilen zu müssen. Er übergab daher den ihm an-

ihrer Gewehre zu bedienen. Allein, statt dies zu thun, verlangten sie Pardon und verloren, als dieser verweigert wurde, wie Verzweifelnde kämpfend, ihr Leben. Wir drangen jetzt ziemlich schnell auf der Insel vor, um uns mit den übrigen Truppen zu vereinigen.

4) „Am 8. dieses," schrieb Herr Coellink von Smyrna aus an seine Committenten zu Brügge, „segelten wir vor Syra mit einem Südostwinde vorbei. Nachdem wir etwa 10 Stunden über die Meerenge von Tinos und Mikoni hinausgekommen waren, geriethen wir plötzlich in die Mitte einer großen Menge von Leichnamen, Männern, Weibern und Kindern, und dies hielt etwa 24 Stunden an. Wir wußten nicht, was wir davon halten sollten, da wir auf kein Schiff gestoßen waren; als wir aber zwei Tage hernach vor Ipsara angekommen waren, gewahrten wir die türkische Flotte und sahen, daß die Insel in Flammen stand."

5) Die ipsariotischen Frauen hatten den Zorn des Kapudan Pascha vorzüglich zu fürchten; denn als dieser das Jahr vorher an Ipsara vorüberfuhr, standen Tausende derselben am Gestade und foderten ihn, höhnend, zum Landen auf.

vertrauten Posten den Albanesern und einigen der Seinigen, und ging mit zwei Schiffen und 150 Mann nach der Stadt ab. Auf seiner Fahrt stieß er auf etwa 20 steuerlose, dem Landwinde Preis gegebene und mit Weibern, Greisen, Kindern und anderen Kampfunfähigen angefüllte Schiffe; er sah das mit Leichen jedes Alters und Geschlechts bedeckte Meer, und man sagte ihm, Ipsara sei nicht mehr, seine Helden seien gefallen. Bei dieser Nachricht, bei diesem Anblicke erstarrte der Greis. Mit Mühe gelang es seinen Gefährten, ihn an Bord seiner Brigg, Leonidas, zu bringen, auf welcher er sein unglückliches Vaterland floh[6]. Die Nacht machte endlich dem Kampfe ein Ende und die Türken waren im Besitz des größten Theils der Stadt; denn die Ipsarioten behaupteten nur noch den oberen Theil derselben, das Kloster St. Nicola, die Teufelsbatterie und Anti-Ipsara. Am folgenden Tage, es war der erste Sonntag des Juli, begann der Kampf von Neuem und zwar wüthender, als an dem vorhergehenden; denn die zurückgebliebenen Albaneser und Ipsarioten, den Tod vor und hinter sich sehend, lichteten die Reihen der Türken auf eine furchtbare Weise. Doch der Widerstand erhitzte diese nur noch mehr; immer sich erneuernde Rotten drangen auf die Söhne Ipsara's und Albaniens ein, und da diese bei der gänzlichen Erschöpfung ihrer Kräfte endlich unterliegen zu müssen fürchteten, so zogen sie sich, 300 oder 700 Köpfe stark, nach dem mit Albanesern bemannten, mit 24 Kanonen besetzten und ringsum stark unterminirten Kloster St. Nicola zurück. In der Meinung, daß die Ipsarioten hier ihre Weiber, Kinder und Schätze geborgen haben möchten, stürmten die Türken unaufhörlich, ohne jedoch das Geringste ausrichten zu können, ja die Asiaten hätten keinen weiteren Angriff gewagt, hätte nicht der Kapudan Pascha von Hinten auf sie schießen lassen, um sie nach Vorn hinzutreiben. Da hörte plötzlich, Nachmittags um fünf Uhr, das Feuern der Griechen auf und statt der Fahne des Kreuzes erschien eine weiße mit den Worten: „Tod oder Freiheit." Die Muselmänner hielten dies für ein Zeichen der Unterwerfung und stürmten in dicht gedrängten Massen auf das Kloster zu. Nach zwei Stunden des schrecklichsten Kampfes, welche so vielen Türken das Leben kosteten, kam ein Ipsariot, die Lunte in der Hand, aus dem Kloster heraus; tausend Kugeln streckten ihn zu Boden. Ihm folgte ein Zweiter und hatte das nämliche Schicksal. Ein Dritter erschien, auch sein Loos war der Tod. Doch zu aller Türken Erstaunen folgte ein Vierter, Fünfter, Sechster, welche gleich ihren Vorgängern den Kugeln der Muselmänner unterlagen. Alle diese hatten, wie man späterhin erfuhr, eine unterirdische Pulverkammer anzünden wollen, welche durch ihr Auffliegen den Feinden einen unersetzlichen Schaden zugefügt haben würde. Endlich erkrachte ein Kanonenschuß und der heldenmüthige Maronyki, ein Neffe des berühmten Worovki von Sajansok[7], sprengte das Kloster, sich, die Besatzung und 4000 der Feinde in die Luft. Furchtbar war die Wirkung der Explosion; die Insel wurde in ihren Grundfesten erschüttert, die Stadt Ipsara sah sich in einen Steinhaufen verwandelt, selbst mehre Meilen weit entfernte Schiffe fühlten einen furchtbaren Stoß, und bald darauf segelte der Kapudan Pascha mit vielen (7500) abgeschnittenen Köpfen, welche seine Masten und Segelstangen zierten, nach Mitylene ab, indem er nur 2000 Mann auf der Insel zurückließ, welche die Ipsarioten, die sich in die Gebirge geflüchtet hatten, aufsuchen, die Festungswerke zerstören und die Einschiffung der Beute besorgen sollten. Diese bestand in 200 bis 300 metallenen Kanonen und Steinmörsern, und 110 Schiffen, von welchen 28 völlig ausgerüstet, drei Corvetten aber noch im Baue begriffen waren. Wie hoch sich der Menschenverlust auf beiden Seiten belaufen habe, ist bei dem Schwanken der Angaben schwer zu bestimmen. Von den Ipsarioten sollen 2500—3000, von den Muselmännern aber 12—14,000 Mann gefallen sein. Soviel scheint festzustehen, daß der Kapudan Pascha 500 Köpfe und 1200 Ohren nach Constantinopel sendete, wohin die Nachricht von der Eroberung Ipsara's bereits am 7. Juli durch einen Bimbaschi gelangte, welcher dafür vom Sultan eine 15,000 Piaster werthe Dose erhalten haben soll. Gefangene wurden nicht gemacht und vergebens bot der Kapudan Pascha am 4. Juli 500 Piaster für jeden Ipsarioten, welcher ihm lebend überliefert würde; die Wuth der Muselmänner war zu groß, sie hieben Alle nieder[8]. Groß war die Freude in Stambul, als man über den am Thore des Serail aufgepflanzten Köpfen der Ipsarioten folgendes Yafta las: „Die seit einigen Jahren rebellischen Griechen auf mehren Inseln der weißen See hatten noch nicht die Macht des rächenden Armes der Muselmänner empfunden. Es war ihnen geglückt, sich zu befestigen, und sie rühmten sich, auf ihre falsche Religion trotzend, ihrer Stärke. Wenn sie Vortheile über die Muselmänner erlangten, so unterließen sie nicht, ihre schwarze Seele und ihre ganze Treulosigkeit an ihnen auszuüben. Unterdessen wurde an dem gerechten Entschlusse, wie es das heilige Gesetz gebietet, festgehalten, um mit dem Beistande Gottes diese von ihm verworfenen und rebellischen Unterthanen zu strafen. Nach diesem Beschlusse hat der glückselige Khosrew Mehemed Pascha, Oberbefehlshaber der kaiserlichen Flotte, die ersten Schläge auf die von den Ungläubigen befestigte Insel Ipsara geführt. Nachdem alle Janitscharen und Seykans, die er aus seinen Schiffen gezogen, den Fuß auf diese Insel gesetzt hatten, dieses Nest der Ungläubigen, wo sie sich hinter ihren mit Kanonen besetzten Batterien eingeschlossen hatten, rückten

6) Der französische Schiffscapitain Drouault begegnete der Brigg Leonidas am 4. Juli bei der Insel Thermie. Die Mannschaft litt Mangel an Allem, wurde aber von den Franzosen reichlich unterstützt. Als die Galatée am 5. Juli bei Ipsara ankam, wehte die griechische Flagge noch auf der kleinen Insel St. Nicola. Auf die Verwendung Drouault's bewilligte der Kapudan Pascha den auf der Insel befindlichen Griechen eine Capitulation.

7) Andere nennen diesen Helden Wassowakie oder Warwaki. Das Kloster war übrigens mit Albanesern besetzt, welche durch die tapfere Vertheidigung desselben den Verrath ihrer Brüder wieder gut machten.

8) Nach einigen Nachrichten brachte der Kapudan Pascha nur drei Frauen nach Mitylene, welche er daselbst verkaufen ließ.

sie auf dieselben mit dem Säbel in der Faust vor und griffen sie Mann gegen Mann an. Diese Tapfern kämpften mit der größten Unerschrockenheit und die muselmännischen Waffen haben unter dem Beistande der göttlichen Gnade gesiegt. Die Ungläubigen, vom Schrecken ergriffen, sind in Stücke gehauen worden. Die Eroberung und Besitznahme der Insel hat 36 Stunden gekostet und die ungläubigen Arnauten, welche die Ipsarioten zu ihrem Beistande herbeigerufen hatten, haben über die Klinge springen müssen. Diese Erfahrung haben sie von der muselmännischen Allmacht bekommen. Zehn Capitains von den Oberhäuptern der Revolution und gegen 500 Mann sind zu Gefangenen gemacht worden, 110 Schiffe und 100 Kanonen von ihren Batterien sind in unserer Gewalt. Endlich ist durch die Gnade des allmächtigen Gottes die ganze Insel Ipsara unterworfen. Über 500 Köpfe, über 1200 Ohren und 38 Fahnen sind der erhabenen Pforte von dem gedachten Pascha zugeschickt und schimpflich zur Erde niedergeworfen worden." Doch der Triumph der Muselmänner sollte nicht lange dauern. Einige, am 3. Juli entkommene, ipsariotische Schiffe brachten die Nachricht ihres Unglücks nach Hydra und boten Alles auf, schleunigen Beistand zu erhalten, da sie sich einigen Erfolg versprachen, weil sich bei ihrer Abfahrt von Ipsara noch zwei der stärksten Verschanzungen der Insel gehalten hatten. Die Hydrioten liefen auch wirklich sogleich mit 30 Schiffen aus und nahmen auf Samos albanesische und andere Truppen an Bord. Ein Gleiches geschah von den übrigen Inselbewohnern, und kaum war der Kapudan Pascha abgesegelt, so erschien die vereinigte Flotte, zu welcher bei Syra 10 ipsariotische Schiffe gestoßen waren, 80 Segel stark, bei Anti-Ipsara, welches noch von den Ipsarioten besetzt war, und landeten darauf 1000 bis 1500 Mann beim Cap Limenari und Policastro, wo die Türken die Vertheidigungswerke, nach Vernagelung der Kanonen, verlassen hatten. Kanaris war der Erste, welcher mit den Worten: „Gelobt sei der Herr! Ipsara ist gerächt," das Kreuz auf den Boden seiner Heimath aufpflanzte und sogleich griffen die Griechen die Feinde an, welche sich theils oberhalb eines in der Nähe befindlichen Sees auf einem Hügel aufgestellt hatten, theils mit Plündern beschäftigt oder berauscht waren. Der Kampf war kurz; denn schon nach einer Stunde waren die Griechen im Besitz der Stadt, aller Verschanzungen und des alten Schlosses. Die geschlagenen Türken flohen auf ihre in dem Hafen befindlichen Schiffe und suchten zu entkommen, allein die Griechen verfolgten sie auf ein von dem Admiral Miaulis gegebenes Zeichen und holten sie nach einer halben Stunde ein. Es entspann sich jetzt ein Gefecht, welches mehre Stunden dauerte. Während desselben verbrannte ein feindliches Schiff, zwei andere wurden versenkt, die übrigen gewannen die Küste von Scio in der Gegend von Volissos, wo sie ebenfalls verbrannt wurden. Als darauf die Flotte nach Ipsara zurückkehrte, fanden die Griechen die Ihrigen im Kampfe mit 150 Türken, welche sich in 6—8 Häuser geworfen hatten, die allein von der Stadt stehen geblieben waren. Sogleich erhielten zwei Schiffe den Befehl, diese von der Seeseite zu beschießen, und so wurde auch der letzte Rest der Muselmänner überwunden. Die Griechen befreiten darauf viele Ipsarioten, welche sich in die Gebirgshöhlen geflüchtet hatten, und bemächtigten sich 30—40 Kanonen, die der Kapudan Pascha nicht hatte fortschaffen lassen können, so wie einer Menge Kanonierschaluppen und anderer, zum Theil mit Proviant beladener, Fahrzeuge. Der Kapudan Pascha erfuhr am 18. Juli die am 16. dieses Monats von den Griechen auf Ipsara bewerkstelligte Landung und segelte deshalb nach dieser Insel ab. Die Griechen hatten sich aber vor seiner Ankunft bereits entfernt, und so kehrte er nach Mitylene zurück, indem er nur einige Fregatten zur Bewachung Ipsara's, dessen Hafen auf seinen Befehl verschüttet wurde, zurückließ. Indem wir hinsichts der weitern Theilnahme der Ipsarioten an dem Freiheitskampfe der Griechen auf den Artikel Griechenland verweisen, bemerken wir nur, daß der größte Theil der übriggebliebenen Ipsarioten späterhin nach dem verwüsteten Vaterlande zurückkehrte. (*G. M. S. Fischer.*)

IPSBACH, auch **YBBSBACHAMT**, ein aus einzelnen zerstreuten Häusern bestehendes Amt der Herrschaft Stiebar, im V. O. W. W. Niederösterreichs, 7 Stunden von Kemmelbach entfernt, nahe bei Greften gelegen, mit 56 Häusern, 336 Einwohnern, 4 Großpfannenschmieden, 9 Nagelschmieden und einer Kleinhammerschmiede. (*G. F. Schreiner.*)

IPSHEIM, ein kleiner Marktflecken auf dem linken Aischufer und am Fuße des Bergschlosses Hoheneck, des königlich bairischen Landgerichtes und evangelischen Dekanates Windsheim, wovon er zwei Stunden entfernt ist, im Kreise Mittelfranken. Er begreift 110 Häuser mit 750 Einwohnern, ein evangelisches Pfarramt, zwei Kirchen, den Sitz des königlichen Rentamtes Windsheim, bedeutenden Obst- und Dinkelbau und Gypsgruben. Ipsheim gab ehemals einem baireuthischen Kammer- und Justizamte seinen Namen. (*Eisenmann.*)

Ipsitz, Ypsitz, Herrschaft und Marktflecken in Österreich, s. Ibsitz.

IPSLEY, ein Kirchspiel Englands in der Grafschaft Warwick, hat 850 Bewohner und liegt eine teutsche Meile von Alcester entfernt. (Dr. *J. C. Schmidt.*)

IPSOS, eine unbedeutende Stadt in dem ehemaligen Kleinasien, und zwar in der östlichen Hälfte von Großphrygien, an der Grenze von Lykaonien, bekannt vorzüglich durch die Schlacht im Jahre 301 v. Chr. Geb. Diese Schlacht war eine von den entscheidenden, welche die Nachfolger oder Feldherren Alexander's des Großen nach dessen Tode gegen einander lieferten. Antigonos hatte nämlich in der zweiten Provinzenvertheilung, welche die Feldherren im Jahre 321 vornahmen, Großphrygien und Lykien erhalten und strebte alsbald nach der Alleinherrschaft in Asien. Gegen sein herrisches und tyrannisches Verfahren, indem er sich der Schätze von Ekbatana und Susa, von Babylon und Quinda bemächtigte und bei den Eroberungen seines Sohnes Demetrios Poliorketes durch den Titel als König seinen Übermuth immer mehr steigerte, vereinten sich Ptolemäos, Lysimachos, Kassandros und

Seleukos, die noch übrigen Hauptfeldherren Alexander's, zu einem entscheidenden Kampfe gegen ihn. Lysimachos, an der Spitze von thrazischen und macedonischen Truppen, und Seleukos, mit einer asiatischen Armee drangen in verschiedenen Richtungen gegen Phrygien heran, während Ptolemäos von Ägypten gleichzeitig aufbrach. Antigonos erfuhr ihre drohenden Bewegungen und rief seinen Sohn Demetrius schleunig mit seiner ganzen Macht zu Hilfe. Dieser hatte unterdessen Griechenland gewonnen und durch seine wundervollen Belagerungswerkzeuge sich großen Ruhm erworben, und wenn es seiner List auch gelang, den Kassandros zu einem Separatfrieden zu bewegen, so vermochte er doch Phrygien erst zu erreichen, nachdem Seleukos und Lysimachos ihre Vereinigung schon bewirkt hatten. Mit einer Armee von 64,000 Mann Fußtruppen, 10,500 Reitern, 400 Elephanten und 120 Kriegswagen, stellten sie sich bei Ipsos dem Antigonos entgegen; seine Armee belief sich, in Verbindung mit den Truppen seines Sohnes, auf 70,000 Mann Fußtruppen, 10,000 Reiter und 75 Elephanten. Er rüstete sich mit trüben Ahnungen zur Schlacht. Der Kampf begann mit großer Erbitterung; lange schwankte die Entscheidung; furchtbar war der Widerstand von beiden Seiten; doch Seleukos wußte einen Theil der Feinde zu gewinnen; es entstand Verwirrung unter ihnen; Antigonus wurde geschlagen und fiel; sein Sohn Demetrius ergriff die Flucht. Ptolemäos hatte sich mit einer Belagerung von Sidon aufgehalten und war von hier, durch eine falsche Nachricht von einem Siege des Antigonos getäuscht, wieder nach Ägypten zurückgekehrt. Die wenigen Nachrichten, die wir über diese Schlacht besitzen, finden sich bei *Diod.* XX, 113. und dessen Fragm. XXI, 2. *Plut.* Demetr. 29. *Justin.* XV. 4. (*G. Graff.*)

IPSTONES, ein Kirchspiel Englands, in der Grafschaft Stafford, hat 1000 Einwohner und liegt eine teutsche Meile nördlich von dem Marktflecken Cheodle. (Dr. *J. C. Schmidt.*)

IPSWICH, 1) Hauptstadt der englischen Grafschaft Suffolk, liegt am linken Ufer des Flusses Orwell, da wo dieser Fluß seine große Breite, die mehr einem Meerbusen gleicht, verliert, und den Namen Gippen oder Gipping annimmt, von welchen Namen viele Ipswich, was in frühern Zeiten Gyppeswick genannt wurde, ableiten. Die Stadt liegt unter 52° 3′ nördl. Br. und 4° 9′ östl. L. von Greenwich, an dem Abhange eines Hügels, der in südlicher Richtung nach dem Flusse Orwell sanft abläuft, und wird im Norden und Osten durch eine Hügelkette gegen die rauhen Winde geschützt, welche Hügel noch den doppelten Vortheil gewähren, daß sie wegen ihres porösen Bestandes die Luft trocken und gesund machen, und zu gleicher Zeit der Stadt eine Menge vortrefflichen Quellwassers zuführen. Sie ist in der Form eines Halbmondes längs der Biegungen des Flusses erbaut, und hat, wie alle alte Städte, enge und unregelmäßige Straßen, die aber gut gepflastert und erleuchtet sind. Es gibt viele schöne neue Gebäude, die alten sind dauerhaft und bequem gebaut, und die meisten derselben haben die große Annehmlichkeit, daß Gärten an denselben sind, welche zu dem guten Gesundheitszustande des Platzes viel beitragen. An vielen Eckhäusern der Straßen sieht man noch einzelne Überbleibsel sonderbar geschnitzter Bilder, womit auch Häuser zum Überfluß ausgestattet sind. Kirchen gibt es 12, die aber keineswegs wegen ihrer Bauart ausgezeichnet sind. Andere bemerkenswerthe öffentliche Gebäude sind das Rathhaus (Stadthaus), das Gerichtshaus für die ganze Grafschaft; das neue Grafschaftsgefängniß, ein schönes Gebäude, das mit einer 20 Fuß hohen Mauer umgeben ist, welche einen Flächengehalt von $1\frac{1}{2}$ engl. Acre einschließt. Das Gefängniß besteht aus vier Flügeln, deren jeder mit einem weiten, luftigen Hofe versehen ist, und in der Mitte steht das Haus des Inspectors der Anstalt, von wo aus man einen vollständigen Überblick über die verschiedenen Höfe hat, und wo sich die mit einem kleinen Thurme und einer Lärmglocke versehene Hauskapelle befindet. Die Gefangenen sind nach den verschiedenen Arten ihrer Vergehungen und nach ihrem Geschlechte streng gesondert. Ferner sind noch anzuführen: das Stadtgefängniß in St. Mathews Street (St. Matthäusstraße) und das Besserungshaus in einer gesunden Lage bei dem Grafschaftsgefängniß gelegen, die Kapellen der Unitarier, Baptisten und Independenten, das Gesellschaftshaus in Northgate-Street, das Zollhaus auf dem Quai, eine lateinische Schule, drei Freischulen, eine National- und eine Lancasterschule, und eine vortreffliche milde Stiftung für Witwen und Waisen armer Geistlichen. In der St. Matthäusstraße ist eine königliche Cavaleriecaserne, welche ein ganzes Regiment fassen kann, und nicht weit von der Stadt befindet sich eine Rennbahn, wo jährlich im Juli die Wettrennen gehalten werden. Ipswich hat eine sehr günstige Lage für den Handel, indem Schiffe jeder Größe sich bis auf eine gute $\frac{1}{4}$ teutsche Meile der Stadt nähern, und Fahrzeuge unter 200 Tonnen bis zu derselben heranschiffen können; denn zur Zeit der Fluth steigt das Wasser im Hafen 10—12 Fuß, während bei der Ebbe der Wasserstand sehr niedrig ist. Aus diesen Gründen ist auch der Handel von Wichtigkeit und besteht hauptsächlich in der Ausfuhr von Malz und Getreide, wovon der größere Theil nach London verführt wird. Auch der Küstenhandel ist ansehnlich, aber am auswärtigen Handel nimmt die Stadt nur geringen Antheil. Die Haupteinfuhr besteht in Steinkohlen, von denen jährlich über eine Million Scheffel eingeführt werden. Jedesmal zur Zeit der Fluth gehen Passagierboote von hier nach Harwich und wieder zurück, und oft werden diese Fahrten von den Einwohnern als Ausflüge zum Vergnügen benutzt, da die ganze Fahrt, namentlich aber die Ufer des Flusses Orwell wegen ihrer herrlichen Umgebungen, einen wahrhaften Genuß gewährt. In den frühern Jahrhunderten war die Stadt wegen ihrer bedeutenden Manufacturen von Segeltuch und feinen Tuchen berühmt, die aber schon um die Mitte des 17. Jahrhunderts in Verfall geriethen und sich nebst dem Wollhandel nach den günstiger gelegenen westlichen Städten Englands hinzogen. Allein in den neuesten Zeiten hat sich dieser Verlust vollkommen wieder ausgeglichen, und die Stadt nimmt fortwährend zu an Bedeutung und Bevölkerung, obgleich

die Industrie sich nur auf Garnspinnerei und Malzbereitung beschränkt; aber die Lebhaftigkeit des Verkehrs ersetzt die fehlenden Fabriken. Ipswich hat viele wichtige, ihm eigenthümliche Privilegien, wovon namentlich zu nennen ist eine Admiralitäts-Jurisdiction, die sich den ganzen Fluß entlang auf der einen Seite bis über Harwich, auf der andern bis über das Fort Languard erstreckt; auch haben die sogenannten Freimänner das Privilegium, in keinem Hafen des Königreichs irgend einen Zoll, oder sonstige Abgabe zu entrichten. Der Magistrat, um nach unsern Begriffen zu reden, besteht aus 2 bailiffs, 1 high steward, 1 recorder, 12 portmen, von denen vier Friedensrichter sind, 1 town-clerk (Stadtsecretair) 24 Deputirten der Stadt und mehren andern Angestellten. In das Unterhaus sendet die Stadt zwei Deputirte, deren Erwählung dem gesammten Magistrat und den sogenannten Freimännern, gegen 900 an der Zahl, zusteht. Man hält jährlich fünf Märkte. Hier ist der unter der Regierung Heinrich's VIII. so bekannte und berüchtigte Cardinal Wolsey geboren, der zur Ehre seiner Vaterstadt hier ein Collegium gründete, das eine Pflanzschule für sein Collegium in Oxford abgeben sollte. Allein mit dem Falle des Cardinals zerfiel auch sein ganzer Plan, und von den Collegiumsgebäuden ist nur noch eine Pforte übrig, die sich in der Nähe des St. Peters-Kirchhofes befindet. (Dr. *J. C. Schmidt.*)

2) Stadt in der Grafschaft Essex des nordamerikanischen Freistaates Massachusets (nördl. Br. = 42° 41′ 22″; östl. L. von Washington = 6° 11′ 38″), das Agawam der Indianer, 5,77 geogr. Meilen von Boston und 96,58 dergleichen Meilen von Washington. Ein reizender Ort zu beiden Seiten des Ipswich-Flusses gelegen, über welchen eine schöne steinerne Brücke von zwei Bogen führt und welcher unterhalb derselben in die Ipswichbai mündet. Ohne den Township zählte die Stadt im Jahre 1830 2951 Einwohner, mit demselben aber 780 Häuser und 6500 Einwohner, und hat in ihrer Enceinte sechs Kirchen, ein Courthaus, ein Gefängniß und ein Postamt. Die Bewohner des Township sind größtentheils Landwirthe, die der eigentlichen Stadt aber leben von Manufacturen in Seide, deren Producte meistens über Boston ausgeführt werden und von ansehnlichem Handel mit Westindien. Der Tonnengehalt des hiesigen Hafens, den die Mündung des Ipswichsflusses bildet, der aber durch eine davor liegende Barre mit jedem Jahre mehr verstopft wird, betrug 1832 1352 Tonnen. Der ehemals bedeutende Stockfischfang hat jetzt fast ganz aufgehört. (*Klühn.*)

Ipteni, s. unt. Hippos.

IPTINGEN, ein evangelisches Pfarrdorf im Neckarkreise und Oberamte Maulbronn des Königreichs Würtemberg mit 835 Einwohnern. 1206 ist Graf Hartmann von Würtemberg Zeuge zu Eßlingen, als der römische König Philipp dem Kloster Maulbronn den Flecken Iptingen bestätigt. Auch Iptingen hatte seine eigenen Edeln, die sich vom Orte nannten; 1423 kommen vor Erlafried und Ulrich von Uptingen. (*Rigel.*)

IPUT, ein Fluß, der in der Statthalterschaft Smolensk in Rußland, unweit der Stadt Roslawl, seine Quelle hat, und, nachdem er durch den Kreis Nowgorod-Sewersk, in dem Gouvernement Tschernigow, geflossen ist, bei Propoisk im Mohilewschen in die Soscha fällt. Es wächst vieles Holz an demselben, davon eine Menge nach Riga, und auf dem Dnepr nach andern russischen Häfen geflößt wird. (*J. C. Petri.*)

IQUIQUE (Iqueique). Kleine Stadt und Hafen an der Küste von Peru, zu den sogenannten Puertos intermedios gehörig. Die Stadt besteht aus Lehmhütten, enthält höchstens 1000 Einwohner, und liegt in einer furchtbar öden und unfruchtbaren Gegend. Der Boden ist ganz wasserlos, und da es oft innerhalb eines Jahres nicht ein Mal regnet, so muß selbst das Trinkwasser in Böten von Pisagua (40 englische Meilen nördlicher) herbeigeholt werden, und ist daher ein ziemlich theures Bedürfniß. Weder Holz noch niedrige Pflanzen gedeihen im Umkreise vieler Meilen, vielmehr erheben sich hart an der Küste die Felsen 2000′ hoch; Berge, die ganz aus weißem Sand bestehen und die ansehnliche Höhe von 800 — 1000 Fuß erreichen, wechseln mit ihnen. Iquique hat eine offene, unter jenem Klima aber völlig sichere Rhede, welche durch die gleichnamige kleine an Guano (Vogeldünger) reiche Insel (20° 14′ südl. Br., 70° 13′ westl. von Greenwich nach Norie) geschützt wird, und für die 200 Leguas entfernte Hauptstadt der Provinz, Arequipo, einen Hafen abgibt. Der vorzüglichste Betrieb besteht in Gewinnung des Salpeters, welcher in unerschöpflichen Mengen theils auf der Oberfläche, theils im Sandsteingebirge nesterweis vorkommt. Die größten Fundorte liegen 14 Stunden von Iquique. Dieser Salpeter, von welchem in einem Jahre für 100,000 Pfund Sterling nach Frankreich und England verschifft worden ist, dient nur zur Bereitung von Salpetersäure, indem er aus salpetersaurer Soda besteht und zur Fabrication von Schießpulver nicht paßt. In der Nähe liegen die einst sehr reichen, jetzt fast erschöpften Silbergruben von Huantayaya. (*Pöppig.*)

IQUIRA, Dorf im südamerikanischen Freistaate Colombia, Departement Cundinanarca, Provinz Bogotá, liegt auf einer Hochebene und hat gesundes Klima. Seine meistens indianischen Einwohner treiben Viehzucht und Ackerbau, und beschäftigen sich zum Theil auch mit Goldsandwäsche. (*R.*)

IQUIRY, ein secundairer Zufluß des Paraguaystromes in Brasilien. Nachdem er zuvor die Flüßchen Piaughahy und Itaquira aufgenommen, geht er in der Provinz Matto Grosso in den Rio St. Laurenço und mit ihm in seinen Hauptstrom. (*R.*)

IQUITINHONHA, ein nicht unbedeutender Fluß in Brasilien, entspringt in der Provinz Minas an der Gebirgskette Espinhaço oder Serra Mantiqueira, vereinigt sich bei der Villa de Minas novas (?) mit dem Araçuahy und einem dritten Quellflusse, welche zusammen den Rio grande de Belmonte (s. d. Art.), einen der schönsten Flüsse Brasiliens, bilden; der unter 15° 40′ südl. Br. sich in den atlantischen Ocean ergießt. (*R.*)

IQUITOS, Volksstamm am Flusse Nanay, einem der nördlichen Confluenten des Marañon in der peruanischen Provinz Maynas baro. Die von den Jesuiten im Anfange des 18. Jahrhunderts angelegte Mission gleichen Namens liegt unterhalb Omaguas, an der Einmündung des Nanay in den Marañon auf einer ziemlich steilen Stelle des Ufers und ist gegenwärtig ein aus wenigen Rohrhütten bestehendes verlassenes Dorf, ohne Kirche und ohne Priester. Die Bewohner unterscheiden sich nicht von den übrigen getauften Indiern der Provinz. (*Pöppig.*)

IR, Nebenfluß des Ischim, welcher letztere wieder in den Irtysch fällt, in der asiatisch-russischen Provinz Tobolsk. (*R.*)

IRA (Eira), eine kleine Feste auf dem Berge gleiches Namens in dem Peleponnes des alten Griechenlands und zwar in dem nördlichen Theile von Messenia nach der Grenze von Arkadien hin. Dieses Städtchen ist in der alten Geschichte besonders bekannt durch die Belagerung, welche es von Seiten der Spartaner zu erfahren hatte. Die Messenier waren nämlich nach einem langen hartnäckigen Kampfe im ersten messenischen Kriege von den Spartanern endlich bezwungen worden. Doch der Druck, unter welchem sie nun schmachteten, war allzu groß. Aristomenes, ein kräftiger unternehmender Jüngling von Andania, reizte vorzüglich seine Landsleute zur neuen Empörung gegen Lakedämon. Es gelang: der zweite messenische Krieg brach im Jahre 685 v. Chr. G. aus. Arkadien, Argos, Elis und Sikyon leisten den Messeniern Hilfe. Die Spartaner werden bei Derá und bei Kaprusema, unweit Stenykleros, geschlagen; aber die wundervollen, elegischen Gesänge des ihnen von Athen als Berather gesandten Dichters Tyrtäos ermuthigen sie wieder in ihrer Verzagtheit und durch den Verrath des arkadischen Königs Aristokrates siegen sie von Neuem in der entscheidenden Schlacht bei Megaletaphros. Die Messenier hatten großen Verlust und wußten kaum, wohin sie ihr Leben retten sollten. Da trat Aristomenes, ihr tapferer Führer, der allein den Muth und die Hoffnung nicht verlor, unter ihnen auf und rieth, die Städte im Mittellande zu verlassen, auf der Bergfeste Ira sich zu sammeln und hier aufs Äußerste sich zu vertheidigen. Es geschah; wer noch Gefühl für Freiheit und Muth in der Brust hatte, sammelte sich um den Aristomenes auf dem Berge, und die Lakedämonier rückten ihnen nach und umlagerten sie, in der Meinung, in wenigen Tagen den ganzen Krieg beendigt zu haben. Aber sie irrten sich; noch eilf Jahre lang dauerte die hartnäckige Vertheidigung der heldenmüthigen Messenier, und erst einem tückischen Verrathe mußten sie unterliegen.

Die Messenier, die nun alles Landes beraubt waren, konnten sich in Ira nur durch Plünderungen erhalten. Da wurden denn häufige Streifzüge in das lakonische und ihr eigenes Gebiet, das die Spartaner in Besitz genommen, ausgeführt, und Aristomenes, der seine auserwählte Schar auf 300 vermehrt hatte, war besonders kühn und glücklich im Auftreiben von mancherlei Beute, und wußte den drohendsten Gefahren durch seinen unbeugsamen Muth zu entgehen und seinen Messeniern Vertrauen einzuflößen. Doch endlich wollte das Schicksal, daß Ira eingenommen werden sollte.

Schon früher hatten Aristomenes und der Wahrsager Theoklos nach der Niederlage am großen Graben die Weissagung von Delphi erhalten, Messenien würde untergehen, wenn der Feigenbaum die Wellen der Neda einziehe. (Die Neda war ein kleiner Grenzfluß gegen Elis hin.) Da nun Theoklos jetzt einen wilden Feigenbaum an der Neda bemerkte, welcher mit seinen äußersten Blättern das Wasser berührte, indem er ganz schief gewachsen war, so erinnerte er sich augenblicklich jenes Ausspruches und überzeugte sich, daß dieser Baum von der Pythia gemeint und nun der Untergang der Messenier unvermeidlich sei; er theilte dem Aristomenes seine Entdeckung mit und auch dieser überzeugte sich, daß keine Abwendung ihres Schicksals weiter möglich sei. So geschah es denn auch, und zwar durch ein Weib, gleichwie es bei Troja der Fall war, wurde die Einnahme Ira's veranlaßt. Ein Rinderhirt nämlich war aus Sparta zu den Messeniern übergelaufen und pflegte mit einem messenischen Weibe, die mit ihrem Manne außerhalb der Burg wohnte, heimlichen Umgang. Da nun bald nach jener Entdeckung des Theoklos in einer Nacht dieser Messenier mit mehren Andern an der Burg Wache hielt und ein heftiger Regen stromweise vom Himmel herabstürzte, so verließen sämmtliche Wachen ihre Posten und eilten nach Hause; sie thaten es um so eher, da die Burg weder Brustwehren noch Thürme hatte, unter welche sie treten konnten, und da überdies bei dieser mondlosen, stürmischen Nacht kein Überfall von den Lakedämoniern zu befürchten war; auch lag Aristomenes, der sonst immer die Wachen zu untersuchen pflegte, an einer Verwundung krank darnieder und konnte also unmöglich diese Versäumniß wahrnehmen. Als nun jener Messenier unvermuthet zu seiner Frau zurückkehrte, und der spartanische Rinderhirt wieder bei ihr war, so verbarg sie denselben so schnell und so gut sie konnte, und fragte dann ihren Mann, aus welcher Ursache er so früh wieder komme? Dieser, nichts Böses ahnend, sagte ihr die Wahrheit, daß er, sowie die übrigen, wegen des ungewöhnlich heftigen Regens seinen Posten verlassen habe. Der versteckte Rinderhirt hatte dieses kaum mit angehört, so eilte er schnell aus seiner Verborgenheit zu den Lakedämoniern zurück; sein ehemaliger Gebieter Emperamos hatte grade damals den Oberbefehl über die Spartaner, welche Ira belagerten, und ihm brachte er also die Nachricht, daß jetzt die Burg am sichersten einzunehmen sei, indem die Messenier wegen des furchtbaren Regens ihre Wachposten verlassen hätten. Seine Aussage schien sehr glaublich und Emperamos ertheilte augenblicklich den Befehl zum Aufbruch. Von dem Rinderhirten geführt, gelangten sie alsbald auf mühseligen Umwegen zur Burg von Ira, und stiegen rasch auf eingelegten Leitern, oder wie jeder sonst auch konnte, über die Mauer hinüber. Die Messenier indessen merkten nur zu bald ihr nahendes Verderben, indem auch die Hunde ein unaufhörliches, ganz ungewöhnliches Heulen erhoben. Sie rafften nun in der Eile an Waffen und Rüstungen zu-

sammen, was sie in dem ersten Augenblicke in der Dunkelheit auffinden konnten, und suchten sich, soviel wie möglich, zu sammeln; vorzüglich waren es Aristomenes mit seinem Sohne Gorgos, der Wahrsager Theoklos mit seinem Sohne Mantiklos, und mehre andere entschlossene Männer, die, von ihrem Untergange überzeugt, umherliefen und wen sie nur auftreiben konnten, zu den Waffen riefen. In der Nacht indessen wurde von keiner Seite etwas Denkwürdiges ausgeführt; denn der furchtbare Regen dauerte immer noch fort; sobald aber der Morgen graute und das Tageslicht das Beginnen der Spartaner in all' seinen Schrecken enthüllte, so suchten Aristomenes und Theoklos in den Messeniern die letzte Kraft der Verzweiflung anzuregen, und sie durch alle mögliche Vorstellungen zum unvermeidlichen Todeskampfe zu ermuthigen. So erfolgte nun ein schreckliches Blutbad. Die Messenier, ihren Untergang vor Augen, wurden mit dem Muthe der Verzweiflung erfüllt, reihten sich zusammen, wie sie sich grade trafen und stürmten wüthend auf die Lakedämonier ein; auch die Weiber beeiferten sich, mit Dachziegeln und Steinen auf die Feinde zu werfen, und da der heftige Regen sie hieran verhinderte, ergriffen auch sie die Waffen und entflammten so noch mehr den Muth ihrer Männer, welche sahen, daß selbst die Weiber lieber mit dem Vaterlande untergehen, als sich nach Lakedämon in die Sklaverei führen lassen wollten. Aber das Wasser strömte immer stärker vom Himmel hernieder mit furchtbarem Donnerkrachen und blendendem Blitze; selbst der Himmel schien sich zu ihrem Untergange gerüstet zu haben. Die Lakedämonier frohlockten und schlugen in ihren dichtgeschlossenen Reihen alle Angriffe zurück, und da sie an Zahl den Messeniern weit überlegen waren, und in dem engen Raume nicht in Linie fechten konnten, so schickten sie einen Theil von ihrem Heere ins Lager zurück, um einstweilen zu rasten und am Abende die Ermatteten im Kampfe abzulösen. Auf diese Weise konnten sie, abwechselnd ausruhend und kämpfend, leichter im Widerstande ausdauern. Die Messenier dagegen waren von allen Seiten bedrängt; drei Tage und Nächte dauerte schon der verzweifelte Kampf; Schlaflosigkeit, Regen, Kälte, Hunger und Durst quälten sie bei ihrer unermüdeten Anstrengung und ihre Weiber drohten schon dem übermenschlichen Ungemache zu unterliegen. Da trat der Wahrsager Theoklos zu Aristomenes und sagte: Deine Anstrengungen sind vergebens, Messene's Untergang ist vom Schicksale bestimmt; schon längst hat uns ihn Pythia geweissagt, wolan! mein Ende führt mir die Gottheit gemeinsam mit dem Vaterlande zu; aber Du, rette die Messenier, soviel Du vermagst, rette Dich selbst, und mit diesen Worten stürmte er gegen die Lakedämonier, kämpfte und mordete wie ein Rasender, bis er selbst, von Wunden entkräftet, todt zu Boden sank. Aristomenes erkannte mit Schmerz die Unmöglichkeit eines längern Widerstandes, rief nun die Messenier aus dem Gefechte zurück, und befahl ihnen, ihre Weiber und Kinder in die Mitte zu nehmen und ihm zu folgen, wo er einen Durchgang bahnen würde. Den Gorgos und Mantiklos gab er den Hinteren zu Führern, er selbst aber stellte sich vorn an die Spitze und machte dem Feinde durch das Winken seines Kopfes, sowie durch das Schwingen seines Schwertes bemerkbar, daß er einen Durchgang fodere und jetzt abzuziehen gesonnen sei. Emperamos, der die wüthenden Messenier, die zur äußersten Verzweiflung gekommen waren, nicht noch rasender machen wollte, beschloß mit seinen Spartanern sie durchziehen zu lassen, und gebot, die spartanischen Reihen zu öffnen, worauf denn Aristomenes und die Seinigen, voll trotzigen Muthes, aber mit blutenden Herzen, die letzte Freistätte ihres Vaterlandes verließen. So wurde nun Ira gänzlich von den Lakedämoniern eingenommen und ausgeplündert, und das messenische Gebiet vertheilt. Die abgezogenen Messenier fanden indessen bei den Arkadern am Lykaon freundliche Aufnahme, und Aristomenes faßte von Neuem den Entschluß, sich an den Spartanern zu rächen, wurde aber nochmals verrathen. Ira war eingenommen worden im zweiten Jahre der 28. Olympiade (Ol. 27, 2. 671 v. Chr. Geb.); die Hauptnachrichten finden wir darüber bei *Pausan.* IV, 14 sq. (*G. Graff.*)

Irabätti, s. Irawaddi.

IRABURA, auch **IRIBARNE** oder **IRIVARNE** (Johann de), ein Franziskanermönch zu Saragossa in Spanien zu Anfang des 17. Jahrhunderts, war aus Aragonien gebürtig, verwaltete mehre hohe Stellen in seinem Orden und machte sich als Schriftsteller bekannt durch einen Commentar über des Johann Duns Scotus Libri IV Sententiarum (Saragossa 1614. 1616. und 1623. Fol.), De actionibus humanis (Venedig 1635. 4. Saragossa 1643.) und einiges andere Unbedeutendere, wie z. B. Defensorio del pio voto y juramento de defender la preservacion de la Madre de Dios, welches noch ungedruckt. (*R.*)

IRAC oder **IRAK**. I. Biographie. Irac (Ibn), Name mehrer bedeutender arabischer Schriftsteller, von denen vier hier namentlich Platz finden mögen:

1) Abu'lhasan Ali Ben Mohammed Ben Ali Omráni Ibn Irác (عراق), gewöhnlich der Chowarezmier genannt, gestorben nach Einigen 539 (beg. 4. Juli 1144), nach Andern 560 d. Fl. (beg. 18. Nov. 1164), ist Verfasser eines geschätzten Commentars zum Koran (تفسير), und eines kritischen Werkes über die Lesarten des Korans. Wahrscheinlich schrieb derselbe auch die Besserung oder Reinigung der Worte und Thaten (تهذيب الاقوال والاعمال), welcher Titel an sich den eigentlichen Inhalt des Werkes nicht mit Bestimmtheit errathen läßt.

2) Abu Nasr Mansúr Ben Ali Ibn Irác, der im 12. Jahrhunderte oder nach demselben lebte und sich mit astronomischen Studien beschäftigte, gab eine Abhandlung vom rein wissenschaftlichen Standpunkte aus, über das von den Arabern Saratáni Modschnah (سرطاني مجنح) genannte Astrolabium in 90 Capiteln heraus. Vielleicht enthält das Werk auch eine Prüfung des von Muhammed Ben Nasr über denselben Gegenstand im Jahre 1117 geschriebenen Tractates.

3) Der Scheich **Alá-ed-din Ali Ben Mohammed Ibn Irác**, der seinen Wohnsitz im Heiligthum von Mekka aufgeschlagen hatte und 963 d. Fl. (beg. 16. Nov. 1555) starb, hat sich durch eine Abhandlung, betitelt: der gerade Weg (الصراط المستقيم), über die inhaltreichen Worte: „Im Namen Gottes, des allerbarmenden Erbarmers" vortheilhaft bekannt gemacht. Der Andalusier Muhammed Ben Hilál übersetzte sie für den bekannten Großwesir Rustempascha ins Türkische.

4) **Mohammed Ben Ali Ibn Irác**, der Damascener, der im Jahre 933 d. Fl. (beg. 30. Sept. 1423) starb, schrieb unter dem Titel des Reichlichen Regens (الغيث المدرار) eine Abhandlung über den Segen, der aus den Wolken der Bitte um Vergebung der Schuld herabträufelt. Der Verfasser ist einer der verdienstvollsten Gelehrten. (*Gustav Flügel.*)

II. Geographie, s. Irak am Ende d. Buchst. I.

IRACUBO, kleiner Küstenfluß im französischen Guayana oder der Colonie Cayenne, in Südamerika. (*R.*)

IRAILH (Augustin Simon), ein im vorigen Jahrhunderte nicht ganz unbeliebter französischer Schriftsteller, wurde am 16. Juni 1719 zu Puy-en-Velay im jetzigen Departement der obern Loire geboren und widmete sich dem geistlichen Stande. Nachdem er einige Zeit Stiftsherr zu Monistrol gewesen war, wurde er Pfarrer zu St. Vincent in der Diöcese von Cahors und starb im Jahre 1794. Unter seinen Schriften erregten die ohne seinen Namen erschienenen Querelles littéraires ou Mémoires pour servir à l'histoire des revolutions dans la république des lettres, depuis Homère jusqu'à nos jours (Paris. 1761. 2 Voll. 12.) das meiste Aufsehen; anziehende Darstellung und gute Sichtung des reichen Stoffes machen sie zu einem noch jetzt lesbaren Buche, hinter welchem ein später von Aublet-de-Maubuy (ebenfalls ohne Angabe seines Namens) gelieferter Nachtrag (Histoire des démélés littéraires (Paris. 1779. 2 Voll. 8.) weit zurücksteht. Man hat früher, ehe man den Namen des wirklichen Verfassers kannte, diese Querelles littéraires dem Abbé Raynal und sogar Voltaire zugeschrieben, obschon der Letztere darin stets gepriesen wird. Auch die anonym herausgekommene Histoire du divorce de Henri VIII et de Catherine d'Aragon (Amsterd. [Paris] 1766. 12.) wird von Manchen dem Abbé Raynal beigelegt, obgleich die Mehrzahl der Kritiker sich für Irailh entscheidet. Unter seinem Namen erschien nur die, manche gute Bemerkung enthaltende, Histoire de la réunion de la Bretagne à la France, où l'on trouve des anecdotes sur la princesse Anne, fille de François II, duc de Bretagne (Paris 1764. 2 Voll. 12.); auch ist er Herausgeber (nicht, wie einige Bibliographen angeben, Verfasser) des Romans Histoire de miss Honora, ou le vice dupe de lui-même (Paris 1766. 4 Voll. 12.) von Pierre Lefèvre de Beauvray. Das von ihm gedichtete Trauerspiel Henri le Grand et la marquise de Verneuil ou le Triomphe de l'héroisme, scheint nicht gedruckt worden zu sein*). (*Ph. H. Külb.*)

Irak, s. Irac und am Ende des Buchstaben I.

IRÁKI, der Irakaner, der aus dem Lande Irak, Bezeichnung einer bedeutenden Anzahl arabischer Gelehrten, die in jenem Lande Ursprung oder Heimath fanden. Einige derselben sind vorzüglich der Beachtung werth, und mögen, unter den übrigen ausgehoben, hier zum ersten Male näher bezeichnet werden.

1) **Abu Ali Hasan Ben Mohammed Ben Ali Iráki**, der Irakaner und auch Halebenser beigenannt, der im Jahre 803 d. Fl. (beg. 22. Aug. 1400) starb, schrieb sieben Casiden zum Lobe des Richters Borhán-ed-din Ibn Dschemáa.

2) **Abu Said Mahommed Ben Ali Iráki**, der ungefähr um 510 (beg. 16. Mai 1116) starb, schrieb über die Worte der arabischen Sprache, die den Partikeln angereiht wurden, obgleich sie es von Hause aus nicht waren, unter dem Titel die Auseinandersetzung (تبيان); ebenso eine Abhandlung, Fragen der Versuchung (مسائل الامتحان), deren Inhalt nicht mit Bestimmtheit zu errathen ist, und die Ergötzung der Gemüther und der Lustgarten der gelehrten Sitzung (نزهة الانفس وروضة المجلس) über die vom arabischen Volke gebrauchten Worte, deren wirkliche Bedeutung dasselbe nicht kannte. Dieselbe Schrift enthält Ausdrücke, die man als Wortspiele und Räthsel oder Bilder im Munde führt. Der Verfasser, der dadurch seine linguistischen Studien beurkundete, ordnete den Stoff alphabetisch.

3) Der Imam **Rokn-ed-dín Abu'lfadhl Mohammed Ben Mohammed Iráki**, auch der aus Hemdán genannt, ist Verfasser einer Schrift über die Lehre von den theologischen Streitfragen (تعليقة في الخلاف), in dreifacher dem Umfange nach verschiedener Recension. Er starb 600 d. Fl. (beg. 10. Sept. 1203).

4) **Ilm-ed-din Abd-el-kerim Ben Ali**, der sich zur schafiitischen Lehre bekannte und 604 (beg. 28. Juli 1207), oder nach Andern vielleicht richtiger grade hundert Jahre später starb, schrieb einen Commentar zum Koran im Sinne seiner Sekte, und einen andern zu dem berühmten Werke die Aufmunterung (تنبيه) über die schafiitischen abgeleiteten Rechtslehren vom Scheich Abu Ishak Ibrahim Ben Ali Schirázi, der 476 (beg. 21 Mai 1083) starb. Derselbe ist auch Verfasser einer Apologie, wodurch er Zamachscheri gegen Ibn-elmonir vertheidigte, und der Schrift ايثار الانتصاف (*Hadschi Ch.* I, 499).

---

*) Biographie universelle. Tom. XXI. p. 255. *J. M. Quérard*, La France littéraire. Tom. IV. p. 182. Tom. V. p. 83.

5) **Zein-ed-din Abd-el-rahim Ben Hosein Iráki,** mit dem Ehrennamen Háfiß, ebenfalls Schafiit und Lehrer des berühmten Ibn-elmacrizi, geboren im Jahre der Fl. 725 (beg. 18. Dec. 1324) und gestorben 806 (beg. 21. Juli 1403), oder ein Jahr früher, ist einer der fruchtbarsten arabischen Schriftsteller. Unter seinen Werken heben wir folgende heraus: a) Die kostbaren Perlen (الدرر السنية), ein auf den Buchstaben Elif auslautendes Gedicht, enthaltend eine Biographie des Propheten Muhammed. Spätere Gelehrten commentirten dasselbe wiederholt. — b) Sein berühmtes Gedicht Alfiyet über die Grundlehren der Traditionswissenschaft, das er zu Anfange des Jahres 1367 vollendete, und vier Jahre später mit einem eigenen Commentar versah. Das Original wie der Commentar fanden gleich große Aufnahme, wie aus Hadschi Chalfa (I, 416—418) vollständiger zu ersehen ist. — c) Einen Nachtrag wichtiger Bemerkungen zu der schafiitischen Rechtslehre von Imam Jahja Ben Sheref Newewi, der 676 (beg. 4. Juni 1277) starb und dessen Werk den Titel Lustgarten führt. — d) Eine Fortsetzung des historischen Werkes oder eigentlich Nekrologes (عِبَر) vom Scheich Schems-ed-din Abu Abdallah Muhammed Ben Ahmed Dzehebi (s. *Hadschi Ch.* IV, 182. n. 8042), die des Iráki Sohn, Weli-eddin Ahmed, von Neuem fortsetzte. Letzterer starb 826 (beg. 15. Dec. 1422). — e) Eine ähnliche Fortsetzung von dem Jahre 741 (beg. 27. Juni 1430) bis zum Jahre 763 (beg. 31. Oct. 1361) zu der Geschichte der Zeiten und Länder von Hoseini, der 765 (beg. 10. Oct. 1363) starb. Doch rühmt Hadschi Chalfa (IV, 180) diese Arbeit des Iráki nicht, und nennt sie gradezu seiner unwürdig. — f) Eine kleine Sammlung von Traditionen, bei den Arabern in der technischen Sprache die „aufsteigenden (عوالى)" genannt, die er jedoch nicht selbst redigirt zu haben scheint. — g) Eine metrisch geschriebene Abhandlung über die seltneren Ausdrücke im Koran. — h) Eine Trostschrift für Wefá-eddin, betitelt die Augenerfrischung (قرّة العين). — i) Eine sehr lehrreiche Kritik über unechte, aber in den Hauptwerken der Traditionslehre, den beiden Sahih, als echt bezeichnete Überlieferungen. — k) Eine Biographie der Scheiche oder Lehrer des Zein-ed-din-Abd-el-rahman Ibn-elcári. — l) Eine Nachlese zu den Scheichen des Abu'lhazm. — m) Eine ähnliche zu denen des Taki-eddin Náfi'. — n) Ein Gedicht über die durch das Gesetz vorgeschriebene Waschung, das sein bereits obengenannter Sohn commentirte. — o) Eine metrische Umarbeitung des Werkes Beidháwi's über die Wissenschaft der Grundlehren unter dem Titel: Der breite Weg des Gelangens (منهاج الوصول). Auch gab Iráki die in diesem vielgepriesenen Handbuche befindlichen Überlieferungen besonders heraus. — p) Eine Fortsetzung zu den früheren Fortsetzungen, enthaltend die Lebensbeschreibungen von Übersetzern (وفيات النقلة), bis auf seine Zeit. — q) Eine kleine, wahrscheinlich metrische, Abhandlung über die Geburt des Propheten. — Endlich r) ist wichtig sein Namensverzeichniß von Lehrern der Traditionskunde, deren Überlieferungen keineswegs glaubwürdig sind. Es waren eigentlich nur Randglossen zu einem Werke der Art von Aláyi, die des Iráki mehr genannter Sohn ebenfalls vervollständigte.

6) Der Scheich Abu'lcásim Mohammed Ben Ahmed Simáwi, Astrolog und Alchymist, dessen Lebenszeit unbekannt ist, gab ein alchymistisches Werk, mit Figuren versehen, heraus, das jene Materie vielseitig behandelt und die Perlen (الدرر) überschrieben ist. Dazu kommt sein Werk über die sieben Klimate, unter denen er Metalle versteht. Wahrscheinlich schrieb er auch das Mukteseb (مكتسب) über den Stein der Weisen, oder die Kunst Gold zu machen, das unter den Kunstgenossen sich große Bedeutung verschafft hat, deshalb auch mit Commentaren versehen worden ist. Endlich schrieb er ein Buch ähnlichen Inhalts, die Rettung und Verbindung mit der Lebensquelle (النجاة والاتصال بعين الحيوة) betitelt.

7) Bedr-ed-din Iráki, der im J. der Fl. 975 (beg. 8. Jul. 1567) starb, ist der Fortsetzer der Classen oder nach der Zeit geordneten Biographien der malikitischen Scheiche, welche Borhán-ed-din Ibrahim Ibn Ferhún, gest. 799 (beg. 5. Oct. 1396), unter dem Titel das goldgestickte seidene Kleid (الديباج المذهب) herausgab.

8) Abu Isḥák Ibrahim Ben Mansur Iráki, ein im J. 596 (beg. 23. Oct. 1199) verstorbener Schafiit, ist der erste der Commentatoren des Werkes über die abgeleiteten schafiitischen Rechtslehren (مهذب betitelt) des vielgenannten Scheichs Abu Isḥák Schirázi.

(*Gustav Flügel.*)

Irala (Domingo Martinez de) s. im Art. Paraguay (3. Sect. Bd. XI. S. 349 fg.)

IRÄMEL-TAU, der ansehnlichste und höchste Berg in der uralschen Baschkirei, auf dem nogaiskischen Wege nach der karatabünischen Eisenhütte, im asiatischen Rußland. Man erblickt ihn von der bucharischen Seite her schon von weitem zwei Tage vorher, ehe man an ihn kommt. An einigen Stellen schmilzt der Schnee das ganze Jahr nicht auf demselben. Man findet in seinem Innern viel Krystall und Eisenerz. Am Fuße desselben hat der größte Fluß der Baschkirei, die Belaja, seine Quelle.

(*J. C. Petri.*)

IRAMINE. Eine schon zu des Plinius Zeiten untergegangene Stadt in Oberitalien, wahrscheinlich an der Küste Istriens. In der Stelle nämlich H. N. III, 19. welche Istria behandelt, heißt es: in hoc situ interiere per oram Iramine, Pellaon, Palsicium. (Palsatium?)

In Bischoff's vergleichendem Wörterbuch steht wahrscheinlich aus Versehen Iranime statt Iramine. (*S. Ch. Schirlitz.*)

IRAN, 1) s. Eeri und Persien.

2) Ein zum Landgerichte Tione gehöriges Dorf der Giudicarien im Kreise der wälschen Confinien von Roveredo, am südöstlichen Abhange des Berges Teon, der sich am linken Ufer der Sarca erhebt, zur Curatie St. Faustino in Rayoli eingepfarrt, mit den üppigsten Weiden, die sich auf dem Gebirge ausbreiten und einem Klima, das, ob des geringeren Erträgnisses der Gründe, die Männer nöthiget, jährlich zum dritten Theile unter eigenen, von Anführern und Unternehmern geleiteten Vereinen nach Italien auszuwandern, um dort durch die gemeinen Haus- und Feldarbeiten, Lasttragen u. dgl. den Unterhalt zu verdienen. (*G. F. Schreiner.*)

IRANCY, Marktflecken im Canton Coulange-la-Vineuse und Arrondissement Auxerre des französischen Departements der Yonne, mit 1200 Einwohnern. (*Klähn.*)

IRAPILATO, großes Dorf in der mexicanischen Provinz Guanaxuato, zählt einige hundert weiße Bewohner und außer ihnen wol 1000 indianische Familien, welche Acker- und Gemüsebau treiben, für und die Erzeugnisse im nahen, bergbautreibenden Guanaxuato einen guten Markt haben. Auch wird hier viel Pfeffer gebauet. (*R.*)

IRASA. So nennen der Scholiast zu *Pind.* Pyth. IX, v. 183 und *Herod.* IV, 158 eine Gegend in Cyrenaica in Afrika, an welcher vorbei nach des Letztern Zeugniß die Gründer der Stadt Cyrene unter Anführung des hellenischen Fürsten Battos von den Eingeborenen des Landes bei Nacht geführt wurden. Andere, wie Pindar in der angeführten Stelle V. 185 selbst, schreiben Irassa und machen sie zur Residenzstadt des Riesen Antäus in der Nähe des Sees Triton. (*S. Ch. Schirlitz.*)

IRASBURGH, die Grafschaftsstadt in der County Orléans im nordamerikanischen Freistaate Vermont, 10,47 geographische Meilen von Montpelier der Hauptstadt des Staates und 121,36 dergleichen Meilen von Washington. Im Jahre 1830 zählte sie 860 Einwohner, welche sich jetzt bis auf 1000 vermehrt haben dürften. (*Klähn.*)

Irasekia, s. Jirasekia.

IRAT (Franciscus), ein Jesuit, geboren zu Limoges 1590, starb 1671 zu Poitiers, war Lehrer der Theologie und Philosophie, und schrieb mehre Streitschriften gegen die Reformirten, z. B. De sacramento eucharistiae et sacrificio und andere. (*R.*)

IRATE (Ignatio de), eigentlich Iriarte und gewöhnlich so genannt, war ein sehr berühmter spanischer Landschaftsmaler, geboren zu Guipuzcoa in der Provinz Biscaya 1620 und gestorben zu Sevilla 1685. Er war ein Schüler des berühmten Historienmalers Herrera zu Sevilla, dessen Kunstfach er sich auch widmen wollte; da ihn jedoch seine Neigung weniger zu demselben hinzog, so überließ er sich mit desto größerm und besserem Erfolge der Landschaftsmalerei. Seine Gemälde sind zwar fast ohne Staffage (Figurenlebung), oder diese ist wenigstens von ganz geringem Umfange, aber großartige Auffassung und Kühnheit im Vortrage zeichnen ihn aus. Er strebte sowol in den Gegenständen von großartiger Form, welche sich in den verschiedenartigen Planen seiner Landschaften finden, als auch in der Wirkung der Luftperspective, die sich in seinen Landschaften bis an den äußersten Horizont erstreckt, der Natur in ihrer hohen Wahrheit treu zu bleiben, und verstand es, von zarter Phantasie zum Großartigsten überzugehen. Die südliche Natur drückte er in reiner Wärme des Colorits so aus, daß das Heimathliche des spanischen Landschaftslebens sich ganz in seinen Gemälden wiedergab. Don Velasco in seinem Werke über die spanischen Maler [1]) sagt: „daß nach der Äußerung des berühmten Murillos die Gemälde des Iriarte durch göttliche Inspiration hervorgebracht wären" [2]). Wegen so großer Kunstleistungen genoß Irate die höchste Achtung seiner Zeitgenossen, jeder Kunstfreund bemühte sich, seine meisterhaften Gemälde zu erwerben. Doch gingen sie selten aus Sevilla hinweg; daher fand man grade dort die meisten seiner Werke noch lange vor, wo der Künstler auch die meiste Zeit seines Lebens zugebracht hatte. Bei der dortigen Akademie der Künste verwaltete er nämlich das Secretariat derselben bis an seinen Tod. (*Frenzel.*)

IRATH. Eine nur aus Ptolemäus bekannte, im Übrigen unbedeutende Stadt im Innern von Mauretania Cäsariensis in Afrika, ungefähr südwestlich von Succabar. (*S. Ch. Schirlitz.*)

IRATOS, 1) Nagy-Iratos, teutsch Groß-Iratos, ein Prädium im arader Gerichtsstuhle (Processus, Bezirke) und Comitate, im Kreise jenseit der Theiß Oberungarns, in der großen oder unteren ungarischen Ebene gelegen, an die csanader Gespanschaft grenzend, zwei Stunden von Arad entfernt, mit 76 zerstreuten Häusern und 660 magyarischen Einwohnern.

2) Kis-Iratos, teutsch Klein-Iratos, ein an das vorige angrenzendes Prädium der csanader Gespanschaft in demselben Kreise mit 17 Häusern und 119 Einwohnern.

3) Dum-Iratos, auch ein Prädium desselben Comitats mit 16 Häusern und 101 Einwohnern. Beide haben außer den die Wirthschaftsgebäude bewohnenden Pächtern und ihren Familien, Dienern und dergleichen, sonst keine Einwohner und dienen blos zur Viehzucht und dem diese unterstützenden Feldbaue. (*G. F. Schreiner.*)

---

1) Las Vidas de los pintores, estatuarios etc. (London MDCCXLII.) 2) Im tübinger Kunstblatt 1829, Nr. 58, S. 231, wird bei Gelegenheit des Werkes über Spanien von Schepeler, worin die einzelnen spanischen Kunstschulen genannt sind, gesagt: „Iriarte ist der beste spanische Landschaftsmaler; wer in spanischen Landschaften die Ausführung der Niederländer sucht, wird sie freilich nicht schön finden, aber sie zeigen große Massen, warmes Colorit, kühne Behandlung und besonders was der Spanier Ambiente (Luft) nennt."

IRAWADDI (Avastrom, Airavaty [1]), Ayerwaddy, Eirabatty, Erawade, Erawadi, Irabatty, Irawadi, Irawaddy, Irrawaddy). Unter diesen und verschiedenen und andern Namen, welche wir späterhin kennen lernen werden, finden wir in dem vorderen Hinterindien einen der bedeutendsten Ströme Asiens, welcher mit dem Nil Ägyptens in sofern Ähnlichkeit hat, als er gleich diesem in dem untersten Theile seines Laufes ein großes Delta bildet, während sein Ursprung immer noch zu den historischen Problemen gehört, und, wenigstens in seinem mittleren und unteren Laufe nur wenige Zuflüsse hat. Es findet nämlich hinsichtlich seiner Quellen eine doppelte Ansicht statt, deren eine sich auf die Nachrichten chinesischer Geographen stützt, welche wir vorzüglich Klaproth's Mittheilungen verdanken, der zugleich als ihr eifrigster Vertheidiger aufgetreten ist, die andere aber von Engländern ausgeht und verfochten wird, welchen es seit dem letzten Kriege mit den Mranmas (Birmanen, Burmesen) gelang, in bisher ganz unbekannte Gegenden des ostindischen Nordens und Ostens vorzudringen und Licht über viele dunkele Punkte in der Geographie Hinterindiens zu verbreiten. Es kann nicht unsere Absicht sein, diese Ansichten und ihre Gründe in ihrer ganzen Ausführlichkeit darzustellen, sondern wir müssen uns begnügen, die gewonnenen Resultate in der Kürze anzugeben und für weitere Belehrung auf die Werke Ritter's und Berghaus' (Ritter's Erdkunde, Band II. III. IV. und Berghaus' Geo-Hydrographisches Memoir zur Erklärung und Erläuterung der reducirten Karte von Hinterindien [Gotha 1832] und dessen historisch-geographische Beschreibung von Assam u. s. w. [Gotha 1834.]) zu verweisen.

Nach der Klaproth-chinesischen Ansicht ist der Irawaddi nichts als eine Fortsetzung des großen, tübetischen Stromes Yaru-Dzangbo-tsu [2]). Dieser entspringt nach den chinesischen Landkarten unter 30° 10′ nördl. Br. und 79° 35′ östl. L. von Paris in Westtübet, auf den Grenzen der Provinz Ari (Nga ri, oder nach Berghaus in der Provinz Dzang) vom Berge Damtchouk (Tamtsiogh), und empfängt nach einem zehnstündigen Laufe links und östlich vom Schneeberge Langtsian, d. i. Elephantenrüssel, einen Fluß und auf derselben Seite den von Nordosten kommenden Naouk Dzangbo, den ersten ihm zueilenden Hauptstrom. Von der rechten Seite vereinigt sich mit ihm nördlich von Mastang (Masteng) bei dem Tempel Ghaldhan der von der Nordwand des Himalaya kommende Gouyang und, mit diesem verbunden strömt er östlich durch ganz Dzang, wo ihm der nepalesische Himalaya sowol von der rechten als linken Seite fünf bedeutende Flüsse zusendet, und vor Dzigatze (Jikadze bei Berghaus) und dem Klosterort Teshu Lumbo (Dschaschilumbo, Djachiloumbo), wo ihn Turner sah, in einem großen, breiten Bette und in zahllose, eine große Menge Inseln bildende Arme zertheilt, vorbei. In der Gegend dieser Orte, wo sein Hauptarm sehr tief und nie zu durchwaden ist, nimmt er von der linken Seite den Dok tsiu und Chang und in der Nähe des Klosters den in der Nähe von Phari entspringenden Painom-tsiu (Dju-ang-dze, Churr Erku, welchen letzteren Namen er von einer eisernen Brücke empfängt, welche, aus 13 Bogen bestehend, und Samba-Ghurr, d. i. östliche Brücke, genannt, 200—300 Schritt von der genannten Stadt über diesen hier sehr tiefen und 300 Schritt breiten Strom führt) auf und erhält jetzt unterhalb einer zweiten, etwa 12 Stunden südlich von L'Hassa befindlichen Kettenbrücke, wo sich der Dsang tsiu (Botsiu) [3]) mit ihm vereinigt, den Namen Zang-bo-tsiu. Unter diesem letztern Namen strömt nun der Fluß mit bedeutend vergrößerter Wassermasse bei Sigagungghar (Sigagoungzhar bei Berghaus), der zweiten Hauptstadt Osttübets vorüber und tritt unterhalb (nach Ritter und Berghaus aber oberhalb) derselben in die mitteltübetanische Provinz Wei (Ouei bei Berghaus) ein. Hier strömt er, weiter ostwärts laufend, an der Südseite der Stadt Sangri vorüber, wendet sich dann südöstlich, bildet die Grenze zwischen Dakbo (Takbo) rechts und Goungbo (Gungbo, Gombo bei Ritter) links und tritt durch die Felsenenge von Sinhghian Khial, nachdem er zwischen den Städten Naidzung und Dzelagang-dzung hindurch und am Tempel Djamka auf seinem Süduser vorüber geflossen ist, unter (26½ nördl. Br. nach d'Anville) 28° 40′ nördl. Br. und 19° 30′ westlich von Peking oder 94° 33′ 50″ östlich von Paris nach Klaproth oder 29¼° nach Berghaus, in das von wilden Munstämmen bewohnte Land H'lokba (Lokabadja) ein. Von jetzt an verschwindet selbst bei den Lamas der Dzangbo tsiu gänzlich, und erst die große Karte des Kaisers Khienlong (Khian Lung) in 110 Blättern, welche um die Mitte von dessen Regierung zu Peking herausgegeben wurde, läßt ihn aus den Lokabadjalande in südöstlicher Richtung bei der alten Stadt Young tcheou in die chinesische Provinz Yunnan eintreten und zum Pinlang Kiang [4]), d. i. Fluß der Arecapalmen, werden,

1) Dieser Name, mit welchem die Sanskritsprache auch den Ravi oder Hydraotes der Macedonier belegt, muß nach v. Schlegel (Indische Bibliothek 2. Th. S. 305. 400) von dem Weltelephanten Indras, Airavata, abgeleitet werden, der den Erdboden an dessen Nordostende trägt. Vgl. Ritter's Erdkunde. 4. Bd. 1. Abth. S. 161. 2) Nach anderen Schreibarten heißt dieser Strom Dsangbo tchou, Dzangbo tsiu, Dzan bo tsiou, tschu. Dzangbo heißt nach Ritter (Erdk. 3. Bd. 4. Th. S. 220) soviel als „rein und klar," tsu (tsiu, tchou) aber „Wasser oder Fluß," weshalb er nach Klaproth den vollständigen Namen des Flusses Yaru Dzangbo tsu durch „klarer Grenzstrom des Westens" gibt.

3) Der Dsang (Dzang) tsiu, wie ihn die Chinesen nennen, ist ein ungestümer Bergstrom, welchen die Mongolen deshalb (bei Ritter) Galdjao muren (bei Berghaus), Galdjac mouron, d. i. wüthender Fluß, Strom," nennen, entspringt nordöstlich von L'Hassa aus dem See Montigmtso, fließt südlich von H'Lassa vorbei, nimmt den diese Stadt durchschneidenden Oui tsu auf und wird von den Bewohnern derselben als die eigentliche Quelle des großen Dzangbo betrachtet, während sonst der größere, bei Teshu Lumbo vorüberfließende, Arm dafür gilt. 4) Nach den Chinesen fließt der Pinlang Kian 180 Li westlich vor Theng yün tscheu vorbei. Er entspringt nach ihnen in Tübet, durchläuft das Land der wilden Ly su oder Ly ly (Lisse, Nou-i), fließt im Westen der alten Stadt Young tscheou und im Osten der Festung Schin hou kouan, dann südlich im Nordwesten vom Mandarinat Thian hou kouan, wo er den ihm östlich zuströmenden Ta i kiang (Ho) aufnimmt und sich nach Südwesten wendet. Von Norden empfängt er den Tsan ta ho, weiter unten von

welcher dann im Birmanenlande Bhanmo oder Panmo Kiaun[5]) oder Irawaddi heißt. Diese Karte setzt nämlich das Ostende und den Ausfluß des Dzangbo aus Tübet nicht wie die Lhanghische Jesuitenkarte unter 27° 30′ nördl. Br. und 93° 42′ östl. Br. von Paris, sondern unter 28° 40′ nördl. Br. und 94° 22′ östl. L., also um 40 Minuten oder ⅔ Grad weiter nach Osten, wobei Ritter (Erdkunde Bd. III. S. 351) wol mit Recht die Frage aufwirft, ob dieses Datum auch wirklich auf Beobachtung beruhe, wovon keine Spur vorhanden sei, und ob es hinreiche, um dann den Strom noch über zwei Grad weiter ostwärts zu ziehen. Eine Bestätigung dieser Nachrichten findet Klaproth in dem Zeugnisse eines alten, chinesischen Schriftstellers, Houang tschiu yuan und in der großen kaiserlichen Geographie China's, welche, obgleich auf eine minder verständliche Weise, den Lauf des Irawaddi ausführlich behandeln, vorzüglich aber in einem chinesischen Werke über den Krieg der Chinesen mit den Birmanen im Jahre 1769, in welchem gesagt wird, Ava liege am „großen Goldstrom" und man schiffe sich, um von Theng yue tscheu in Yünnan dahin zu gelangen, auf diesem Strome ein, welcher in diesen Gegenden auch Strom von Kakieou (Kakio bei Hamilton nach Berghaus) genannt wird. Der gegen die Mranmas commandirende General marschirte von Theng yue tscheu gerade nach Westen und ließ einen Theil seiner Truppen über den genannten Strom setzen, welcher, dem östlichen Ufer desselben folgend, in dem Birmanenlande eindrang und auf Ava los ging. Nach allem diesem schließt Klaproth, daß nach dem Zeugnisse der Chinesen aller Jahrhunderte, welche den Dzangbo Yam oder den großen King scha Kiang für den Irawaddi halten, an der Identität dieser Flüsse nicht zu zweifeln sei[6]). Aus den hier und in den Noten mitgetheilten Nachrichten zieht Berghaus das muthmaßliche Resultat.

1) Daß der Sri Lohit der Asamer gleich sei dem Yarou Dzangbo tsiu der Tübetaner, dem Ta kin scha kiang oder Pin lan kiang in Yünnan, dem Bhanmo kiaun beim Eintritt in Ava, mithin den Hauptarm des großen Stromes von Ava bilde.

2) Daß der Irawaddi (von Hamilton's Berichterstattern und den Assamern) derselbe Fluß sei, welchen Burlton und Wilcox bei Maunghi besuchten und der über Paiaenduaen laufend und bei Bhanmo in den großen Strom mündend, dennoch als ein Zufluß dieses letztern zu betrachten sein dürfte.

Von der Klaproth'schen Theorie, so manches sie auch nach Ritter (Erdkunde Band III. S. 395) für sich hat, weichen die Engländer[7]) nicht nur bedeutend ab, sondern sie treten ihr sogar schroff gegenüber. Schon James Rennel (Carte de l'Indostan ou de l'Empire du Grand Mogol) sah den Irawaddi nicht als Fortsetzung des Yaru Dzang bo tsiu, sondern als die des Nu oder Lu kiang (s. d. Art.)[8]) an und bis 1825 folgten fast alle Karten-

---

Nordwesten den Nang sung ho, dann, weiter nach Südwesten strömend, von der linken Seite den Lasa, geht darauf mehr nach Westen und tritt dann in das Reich Mian oder Ava ein.

5) Zweifelhaft wird dies durch den Bericht eines birmanischen Gesandtschaftsofficiers, Namens Zabua, am Hofe von Peking, welchen Buchanan-Hamilton mittheilte: Die Gesandtschaft sei von Momiin bei den Mranmas (Birmanen) oder Theng yue tscheu bei den Chinesen drei Tage lang bis zur Stadt Mainti oder Nantaentsaen (Nan tian siuan) gereist und habe auf dieser Reise zur Rechten einen kleinen Fluß gehabt, welcher von den Mranmas Panmo Kiaun, von den Chinesen aber Sing gai Kho genannt werde, und unter welchem nach Berghaus der bei der letztgenannten Stadt vorüberfließende Tai i zu verstehen ist. Diesen Fluß zur Rechten behaltend kam die Gesandtschaft von Mainti in zwei Tagen nach Mourin, bei den Chinesen Launsoen, der letzten Stadt in China, und in weiteren drei Tagen nach Bhanmo (bei den Chinesen Sing gai Tsaen) am Irawaddi, wo dieser den Tsauta aufnimmt. Nach dem Gesandten, welcher zugleich, was ihm ein besonderes Gewicht hinsichts der Ortskenntniß gibt, Gouverneur von Bhanmo war, ist daher der Fluß dieses Namens ein anderer als der Irawaddi, was auch durch die Karte des Tauners bestätigt wird. Beide schildern den Bhanmo als klein, den Irawaddi als groß und breit, weshalb ihn auch die Chinesen Kianguga, d. i. „großer Fluß," nennen sollen. 6) Klaproth beruft sich ferner, um die Identität des Dzangbo tsiu mit dem Avastrome zu beweisen, auf einen Befehl des Kaisers Khanghi vom Jahre 1721, aus welchem soviel hervorgeht, daß diese Identität dem Kaiser nicht unbekannt war, und bemerkt 1) daß nach der Geographie der Tangdynastie die Bewohner des Landes Tian, d. i. Yünnan, den Strom Ta kin scha kiang, d. i. „großer Fluß mit Goldsand," nennen; 2) daß nach den chinesischen Geographen dieser Fluß in das Königreich Mian eintrete, bei Ava vorbeigehe und sich in das Meer ergieße.

7) Nach Neufville (on the Geographie and Population of Asam in den Asiatik Researches. T. XVI. p. 331—352) behaupten die Ostasamesen, daß der Bramaputra oder Bor Lohit auf derselben Gebirgskette entspringe, wo der südlich laufende Irawaddi seine Quellen habe. Sie lassen ferner einen Strom Sri Lohit, d. i. heiliger Strom, jenseit dieses Quellgebirges fließen, doch sind ihre Ansichten von demselben dunkel und verworren. Denn bald soll er das Tafelland im Norden von Asam, wo er dann vielleicht der Yarou Dzangbo tsiu sein könnte, bewässern und sich in zwei entgegengesetzte Arme verzweigen, von welchen der eine mit dem Dihong, dem Zuflusse des Bor Lohit, zusammenhange, bald soll er auf dem hohen Berge Doi Sao Pha, einem der erhabensten Gipfel des Langtangebirges, entspringen, auf dessen anderer Seite die Quellen des Bramaputra und Irawaddi lägen. Dieser Sri Lohit soll südlich dem Irawaddi zufließen. In dem Reiseberichte, welcher aus Oberasam über die Mischmiberge nach dem Lande des Lama führt, wird gesagt, daß man zur Lamastadt und dem Fort auf dieser Seite des Sri Lohit gelange und die Bor Khamptis geben an, der Irawaddi entspringe in den Bergen, welche ihr Land von Asam und den Mischmis scheiden, und fließe gen Ava. Diesen Irawaddi, welcher nach den englischen Berichterstattern auch Sri Serhit genannt wird, haben Wilcox und Burlton im Mai 1827 besucht und ihn bei Maunghi gesehen, von welchem er ungefähr 12 (englische) Meilen entfernt ist. Die Quellen dieses Flusses, dessen 80 Yard breites Bette steinig und abschüssig ist, liegen nach Crawfurd 10 Tagereisen oder 50 Meilen nördlich von Ava zwischen großartigen und mit ewigem Schnee bedeckten Alpenhörnern. Vergl. Berghaus, Hinterindien. §. 17. Irawaddi S. 61. Doch müssen wir den englischen Capitain vom 17. Regimente R. Lachlan ausnehmen, welcher in einem Briefe an David Brewster (Edinb. Journ. of Science. Vol. IV. Edinb. 1826. p. 302—306) erklärt, daß er den Sanpu (Dzangbo) von Tübet für völlig verschieden von dem Burramputer halte, obschon er den Nepalesen unleugbar unter diesem Namen bekannt sei, und vermuthet, daß der Sanpu etwas östlich von den Quellen des Burramputer einen südlichen Lauf nach Ava nehme und daselbst zum Irawaddi werde. 8) Buchanan-Hamilton erklärte dagegen bereits 1797, daß der für den Hauptarm des Irawaddi gehaltene Lu-kiang mit diesem Flusse in gar keiner Verbindung stehe, sondern in Ava zum Thaluoyn oder Thanluayn werde und bei Martaban ins Meer falle. Im Jahre 1820 erklärte Hamilton, daß er d'Anville's tübetischen Strom Kenpu für

zeichnungen dieser Ansicht des berühmten Geographen. Doch seit diesem Jahre sind in Folge des Birmanenkrieges, wie wir bereits erwähnten, mehre Männer aufgestanden, welche nicht nur den Zusammenhang des Irawaddi mit dem Yaru Dzang bo tsiu, sondern überhaupt seinen Ursprung aus Tübet leugnen. Unter diesen verdient zuerst Crawfurd genannt zu werden, welcher eine Zeit lang am Hofe von Ava den Gesandtschaftsposten bekleidete. Dieser hörte in Ava, daß der Irawaddi nicht aus einer Quelle (einem Quellstrom), sondern aus sehr viel kleinen Quellströmen von Lao und Yunnan herabfließe, und daß derselbe nicht sehr weit von Ava entspringe, glaubte er mit Sicherheit daraus schließen zu müssen, daß der Fluß, welcher bis zu dem etwa 50 Meilen von Ava entfernten Bhanmo nur für Canoes schiffbar sein soll, und durch ein Paar Regentage sehr zum Steigen gebracht wurde, was bei großen, eine bedeutende Wassermasse fortwälzenden Flüssen nicht der Fall zu sein pflegt [9]).

Bestimmtere Nachrichten über die Quellen des Irawaddi verdanken wir den Engländern Wilcox und Burlton. Beide, Lieutenants, später Capitaines bei der englischen Armee in Ostindien, gehörten zu den Officieren, welche bei den Katastervermessungen angestellt waren und von denen mehre im October 1824 unter den Befehl des Majors Schalch gestellt wurden, um ein militärisch-topographisches Corps für Erforschung, Aufnahme und Vermessung derjenigen Länder zu bilden, mit welchen die Engländer durch den Birmanenkrieg bekannt wurden, oder wenigstens in nähere oder entferntere Berührung kamen oder kommen würden. Wilcox erhielt Assam zum Wirkungskreis seiner Thätigkeit und Burlton wurde speciell mit der Aufnahme des Brahmaputra beauftragt. Ohne uns auf den ganzen Umfang der Länder weiter einzulassen, in welcher die genannten Männer ebenso viel Forschungsgeist, Umsicht und Ausdauer, als sorgfältige Benutzung der Localsagen bewiesen, beschränken wir uns auf das, was bei ihnen zunächst Beziehung auf den Irawaddi hat [10]).

In der Mitte des Mai 1827 gelangten Wilcox und Burlton [11]) mit ihren Begleitern in das Bhor Khamptiland [12]) und erreichten dessen Hauptstadt Mantschi [13]) (bei Berghaus, Maunchi bei Ritter) zwischen dem 20. und 23. Mai. Trotz den Abmahnungen des Radja von einem Besuche des Irawaddi, welcher hier in seinem westlichen Arme Nam Kio (Kiu bei Berghaus), im östlichen aber Nam Disang [14]) genannt wird, nach deren Vereinigung er bei dem Kamptis den ersteren Namen bis zu seinem Ausflusse in das Meer behält, unternahmen die Reisenden diesen doch am 24. Mai. Sie erreichten den Fluß, welcher hier direct von Norden nach Süden läuft, nach einem Marsche von zwei Stunden, und fanden ihn, trotz der stark vorgeschrittenen Schneeschmelze, über Erwartung klein und sein steiniges, meist durchwadbares, Bette hatte nur eine Breite von 80 Yards (240 Fuß), sodaß er in dieser Hinsicht selbst dem Noh Dehing in Asam nachstand. „Was nun den Ursprung des Irawaddi betrifft (dessen Quelle sich etwa 8 geographische oder 40 englische Meilen entfernt, im Gebirge, von welchem viele Schneewasser herabrannen, nach dem Survey unter 28° nördl. Br. und 97° 30′ östl. L. von Greenwich, finden sollen) [15]), be-

---

den Hauptarm des Irawaddi halte. Dieser Kenpu ist aber nach Berghaus der heutige Gakbo dzangbo tsiu.

9) Schon Dalrymple bemerkt in einer merkwürdigen, von Berghaus ausführlich mitgetheilten, Stelle, in welcher er die aus Tübet und China nach Ava strömenden Flüsse sich in einem See, welcher wahrscheinlich der Chiamaysee der alten Karten sei, sammeln und aus ihm den Avastrom, sowie die Flüsse von Siam und Cassay hervortreten läßt, was er auch von denen von Aracan Chatigan (Islamabad) und anderen auf dieser Seite vermuthet, „daß dieser See als der Schiffahrt ungünstig geschildert werde, indem dessen Brandungen und hohe Wellen die Verbindung mit China weniger erleichterten, als man von dem Avastrom, der oberhalb Ava ungefähr drei Faden tief und für Schiffe von beträchtlichem Tonnengehalt fahrbar sein soll, erwarten könne. Ihm sei außer der angeführten noch von einer andern im Gange seienden Verbindung mit China erzählt worden, deren Richtigkeit er dahin gestellt sein lassen müsse, obgleich er keinen Grund habe, dem Zeugnisse Mr. Henry Brookes, welcher ihm diese Nachrichten mitgetheilt habe, zu mistrauen, da dieser in diesen Gegenden hinlänglich bekannt gewesen sei, welche Verbindung vermittels einer Wasserlandfahrt (Aquatik Land Carriage) stattfinde. Man sage nämlich, daß zwischen dem Ava- und einem andern einen Theil von China durchschneidenden Strome sich ein schmaler Strich Landes befinde, auf welchem nach der Regenzeit viel Schlamm von dem Bergstrome zurückgelassen werde, über welchen man die Waarenboote von einem Flusse zum andern hinüberschaffen müsse, wozu etwa eine Woche erfoderlich sei." Stimmt nun gleich diese Nachricht Dalrymple's Hinsichts der Beschiffbarkeit des Irawaddi oberhalb Ava nicht mit der von Crawfurd gegebenen überein, so zeugt sie doch gegen Klaproth's Zusammenhang des Yarou Dzangbo tsiu mit diesem Flusse. Für Crawfurd spricht dagegen, daß die Chinesen im Handel mit Ava ihre Waaren nie zu Wasser, sondern immer zu Lande nach diesem Lande schaffen, was sie gewiß nicht thun würden, wenn ein großer, schiffbarer Strom aus Yün-nan der unmittelbare Quellstrom des Irawaddi wäre, oder mit diesem als Zuflußstrom zusammenhinge.

10) Der Irawaddi stieg zu Ava nach großen Regengüssen, welche vom 17—19. Oct. fielen, 2—3 Fuß, fiel aber schon am 26. dieses Monats wieder auf seinen gewöhnlichen Wasserstand zurück. Dagegen fiel der Irawaddi, wie Crawfurd am 18. Sept. 1825 beobachtete, in seinem Mittellaufe nach einem heftigen Regen, welcher am 11. begann und während dessen fortwährend Südwind herrschte, an dem zuerst genannten Tage sechs Fuß. s. Not. 35. 11) Man sehe Capitain Wilcox und Capitain Burlton Journal einer Reise von Oberasam nach dem Bor Khamptilande und zu dem Irawaddi vom 24. April bis Juni 1827 in Calc. Gov. Gaz. Jul. 16. 1827. Asiatik Journ. Febr. 1828. Nr. CXLVI. p. 202. Asiatik Journ. Vol. XXVI, 1828. p. 524—528. Andere hieher gehörige Schriften gibt Ritter, Erdkunde Bd. III. S. 357. 12) Dieses Land ist ein District der birmanischen Provinz Moghoun, liegt im Südosten der Langtanberge, wird durch hohe Schneegebirge, in welchen sich nach den eingezogenen Nachrichten kein Durchbruch eines großen, tiefen Stromthales findet, gegen Osten von China, gegen Norden von Tübet geschieden, und ist nur von Süden aus durch das Irawaddithal zugänglich. 13) Mantschi liegt nach den gemachten Beobachtungen unter 27° 23′ 43″ nördl. Br. und nach den Barometermessungen 290 Toisen oder 1855 Fuß über dem Spiegel des Meeres. Wird nun die Höhe von Bhanmo mit Wilcox zu 78,1 Toisen oder 500 Fuß über der Meeresfläche angenommen, so würde der Irawaddi ein Gefäll von acht Zoll und von 1350 Fuß für die 350 oder 200 Meilen (die letztere Zahl gibt Berghaus) zwischen Mantschi und Bhanmo haben. 14) Bei den Sinkphos heißt der Nam Kio: Mili und der Nam Disang: Sang Kha. Den westlichen Zweig nennt Berghaus Namyen. Stromschnellen fanden sich nur wenige. 15) Burlton hatte

merkt Wilcox, „so war ich Hinsichts desselben von dem Augenblicke an vollkommen überzeugt, wo ich in Sodiya Erkundigungen einzog. Weil indessen eine fernere Beweisführung, die sich auf den Bericht der Eingeborenen stützt, denen nicht genügen dürfte, welche Herrn Klaproth's Meinung angenommen haben, daß die Wasser des Sanpo (Dzangbo) einen Ausweg durch den Kanal des Irawaddi finden, so war ich entschlossen, wo möglich einen augenscheinlichen, unbestreitbaren Beweis zu erlangen. Als ich nun am Rande des klaren Stromes stand, konnte ich mich einer entzückenden Freude über das erfolgreiche Resultat unserer Beschwerden und Anstrengungen nicht erwehren. Vor uns, gegen Norden, stieg ein aufgethürmter Wall empor, der (als Langtankette), von Westen nach Osten ziehend, dem Durchbruch eines Flusses ein gewaltiges (awkward) Hinderniß entgegenstellt, und wir überzeugten uns an Ort und Stelle, daß, wenn Herr Klaproth dabei beharrt, seinen Sanpo durch Ava zu führen, er für seinen Zweck einen Fluß suchen muß, der beträchtlich weit gegen die chinesische Grenze hin oder durch China selbst seinen Lauf nimmt [16])."

Hätten wir so die verschiedenen Meinungen über den wahren oder wahrscheinlichen Ursprung des Irawaddi kennen gelernt, dessen Lauf, den Zusammenhang mit dem tübetischen Dzangbo vorausgesetzt, die außerordentliche Länge von 450—500 geographischen Meilen haben würde, während dieser Lauf, sobald man mit Wilcox den Fluß unter 28° nördl. Br. auf der Langtankette im Norden des Bor Khamptilandes entspringen läßt, auf 200, oder mit allen seinen Krümmungen auf 250 Längenmeilen herabsinken dürfte, so wollen wir jetzt den Fluß selbst mit seinen Zuflüssen und dem von ihm beherrschten Gebiete in seinem unteren, mittleren und oberen Laufe, von dem Bekannten zu dem weniger Bekannten aufsteigend, näher betrachten [17]).

Der untere Lauf des Irawaddi umfaßt das ganze Gebiet, welches bei der Stromspaltung 8—9 Meilen nordwärts oberhalb der Orte Henzadeh (Henzadah, Hansata, d. i. Gansgeschrei) und Sarwa etwa unter 18° nördl. Br. beginnt, im Westen von dem Bassein, im Osten von dem Rangun [18]) und im Süden von dem Meere begrenzt wird. Dieses Deltaland, dessen Grundlinie, nach Berghaus, 150 Meilen mißt, während seine Westseite 120, die Ostseite aber 110 Meilen lang ist, sodaß sein ganzer Flächenraum auf 500 Quadratmeilen einnimmt [19]), ist eine große Niederung voll von Sumpfwäldern und seeähnlichen Lachen (deren sich allein in der Provinz Bassein 127 befinden sollen) und wird außer den beiden genannten Hauptarmen von mehr als 20 Stromzweigen durchschnitten und während der nassen Jahreszeit unter Wasser gesetzt. Von diesen zahllosen Stromzweigen, wie sie Ritter nennt, sind jedoch nur fünf von mehrer oder minderer Bedeutung, nämlich 1) der Ava oder Bassein, 2) der Bragau, 3) der Dallah, 4) der Tschinabukir und 5) der Rangun [20]), und unter diesen fünf Armen kommen eigentlich nur der erstere [21]) und der letztere, wenigstens Hinsichts der Schiffahrt, in Betracht, da die zwischen ihnen liegenden theils dem Meere zu sehr ausgesetzt, theils durch hohe Sandbänke verschlossen sind. Jetzt hat der Rangun [22])

---

schon früher von den Kamptis gehört, daß der Irawaddi auf der entgegengesetzten Seite desjenigen Berges entspringe, auf welchem der Burramputer seine Quellen habe, dann ihr Land durchfließe und nach Ava übergehe. Diese Nachricht, daß der Irawaddi oder wenigstens dessen westlicher Quellarm und der Lohit Brahmaputra ihre Quellen nahe bei einander hätten, rührt von dem Mizhu Mismi her, und an ihr ist nach Wilcox nicht zu zweifeln. Die Entfernung von Maunchi zur Quelle des Nam Kio ist nicht bestimmt bekannt, sie soll aber dahinwärts liegen, wo man majestätische Piks mit ewigen Schneemassen im Norden sich erheben sieht, und 10 Tagereisen sollen nöthig sein, um zu ihr zu gelangen.

16) Ritter (Erdk. 3. Bd. 395) bemerkt: „der Nam Kio oder der obere Irawaddiarm bei Maunchi kann also die Fortsetzung des tübetischen Dzangbo nicht sein; aber Klaproth's Hypothese ist darum doch auch keineswegs widerlegt, wie die ersten britischen Berichterstatter hieraus schließen zu müssen glaubten, da nach Klaproth (s. die Memoir III in Mém. relat. à l'Asie Tom. III. p. 415) nicht dieser westliche Quellarm des Irawaddi, sondern sein östlicher, der Pin lang kiang oder Fluß Bhanmo, der große tübetische Dzangbo sein soll." Ausführlich behandelt und bekämpft R. Wilcox in seinen von Berghaus mitgetheilten Bemerkungen (s. Berghaus' Assam. Anhang II.) über Klaproth's Theorie vom Laufe des Sanpo Klaproth's Theorie und macht es wahrscheinlich, daß der Dihong (Deheng) den Dzangbo fortsetze. 17) Der obere Lauf des Irawaddi im Hochgebirgslande bis Bhanmo am Austritte desselben dürfte nach Ritter (Erdk. 4. Bd. S. 163) etwa 55, der mittlere Lauf von Bhanmo über Ava und Prome bis zur Stromspaltung in Pegu 120 und sein unterer Lauf von der Stromspaltung mit Beginn des Deltabodens bis zum Ocean gegen 30 geographische Meilen betragen.

18) Oberhalb des Bassein und Rangun gehen ostwärts bereits einige andere Arme aus dem Hauptstrome ab, welche mit dem Peguflusse und den Zuflüssen des Setang in einer noch nicht genau bekannten Verbindung stehen. Zu ihnen gehört nach Crawfurd der kleine Sarawadi in der gleichnamigen Provinz. 19) Dieses Delta ist daher weit bedeutender als das Ägyptische, dessen ziemlich gleiche Seiten nur eine Länge von 100 Meilen haben. Der angegebene Flächenraum von 500 □ Meilen steigt auf die doppelte Größe, wenn man das ganze der Überschwemmung ausgesetzte Niederland westwärts vom Zittaumstrome bis zum Irawaddi zu demselben hinzurechnet. Nach Buchanan Hamilton beträgt die Länge der Grundlinie des Delta's 135, die der Westseite 145, die der Ostseite 113 Miles. 20) Andere Namen für diese Stromarme sind für den Ava: Persaim, Pasein, Negrais, Kiudowa, Anauk Khiaum, d. i. westlicher Kanal, für den Bragou: Baragou, Baranasi Khiaun, Alae Giaun, Pantano Mrit, für den Dallah: Dalla, für den Tschinabukir: China Bakkar, Panlain endlich für den Rangun: Syrian, Pegu, Asiae Giaun, d. i. östlicher Kanal. Auf Mannert's Karte heißen sie Persaim, Bargo, Dolla, False, Chinabukir, Rangun. 21) Der Bassein spaltet sich, wie gesagt, oberhalb Henzadeh vom Hauptstrome ab, strömt S.S.W. und ergießt sich beim Cap Negrais in das Meer. Bei der in seiner Mündung liegenden Negrais- oder Diamantinsel (Haingri Kiun bei den Birmanen genannt) hat er einen guten Hafen und ist für belastete, europäische Schiffe bis Bassein fahrbar. Die Einwohner schiffen jedoch auf ihm bis Lemena oder Lamena, jenseit welches Ortes er vom November bis zum Mai fast alles Wasser verliert, sodaß selbst die Verbindung mit dem Hauptstrome durch diesen Umstand unterbrochen wird. 22) Der Rangunarm entsteht fünf Meilen oberhalb der Stadt Rangun (bei den Mranmas Rankong, spr. Yankong, d. i. bewirkter Friede), deren großer Hafen Schiffe von 1200 Tonnen Last trägt, aus der Vereinigung der Irawaddiarme Lyne (Lain) und Panlang, welche oberhalb ihres Zusammenflusses bei der Pagodenspitze nicht über 150 Yards (Ellen) breit sind. Der Rangun hat einen sehr gekrümmten Lauf von wenigstens 60 englischen Meilen Länge, ist zwischen 80—150 Yards breit und seine Tiefe beträgt

dem Bassein den Rang abgelaufen, da sein Wasserreichthum die Verbindung mit dem Hauptstrome und somit auch mit den höher hinauf gelegenen Landestheilen fortwährend aufrecht erhält. Der Irawaddi des Deltalandes ist reich an Fischen [23]) und selbst eine Art von Alligatoren, welche jedoch denen im Ganges nicht gleichen, findet sich. Eine große Plage des Deltalandes sind die Muskitoschwärme, da der Stich dieser Thiere giftartig wirkt.

Zuflüsse hat der Irawaddi in seinem untern Laufe nur wenig. Oberhalb der Stromspaltung, wo seine Schnelligkeit (den 6. und 12. Sept. 1825) sechs englische Meilen in der Stunde betrug und sein vollufriges Bette eine englische Meile breit war, fließt ihm von Osten ein kleiner Flußarm aus der Provinz Sarwadi zu, auf welchem viel Teakholz geflößt wurde, und einige Meilen oberhalb der alten Stadt Myang-ong empfängt er bei dem Dorfe Pashin einen Fluß von Westen, welcher hier die Grenze der Provinz Bassein und des ehemaligen Pegureiches bei dem südlich von Pungyi am Ostufer des Stromes gelegenen Vorgebirges Kyack-ta-ran [24]), bezeichnet. Mit dieser Grenzscheidung beginnt der untere und endigt der mittlere Lauf des Irawaddi. Gehen wir von Myan-aong (nach Berghaus' Schreibart) jetzt den Fluß hinauf, welcher in gewaltiger Breite aus dem Mittelpunkte des Birmanenreiches und von dessen goldenen Königsresidenzen herabkommt, so gewinnt das Land ein ganz verschiedenes Ansehen. Niedrige Berge zeigen sich in der Nähe des Flusses, dessen Ufer steil werden, und weiter landeinwärts ist Hochland; die Thalbildung beginnt und die Teakwaldung nimmt ihren Anfang. Zugleich vermehrt sich die Volksmenge und mit ihr die Zahl der Städte und Dörfer. Der Strom selbst wird reich an bewaldeten, sonst aber meist unbekannten Inseln, welche ihn, bei seiner Breite von meist einer Stunde, schwer übersehen lassen. Unter diesen Inseln verdient bemerkt zu werden die goldene oder Shoe-kywan, zu welcher man durch viele westlich gehende Biegungen des Stromes gelangt, sowie die Insel Raba Kyaon ta wegen der sich auf ihr findenden Petrefacten, und unter den Orten das Krongut des Kronprinzen von Ava Shoe-taong (Shwe-taong bei Berghaus) d. i. **Goldhügel**, welches am Ostufer gelegene Dorf Städterang hat, der Stadt Padaong miu (Pantaong) auf dem Westufer gegenüber liegt, und bei welchem sich bereits 60 Fuß hohe Teakbäume zeigten. Von diesem Dorfe bis Prome sieht man eine Kette wellenförmiger Anhöhen, welche in ihren höchsten Spitzen jedoch nur 250 Fuß hoch sind. Bei Prome (Pri bei den Mranmas geschrieben, aber Pyi von ihnen gesprochen) fließt der bei Padaong, an dessen Seite sich am Westufer eine große Insel hinzieht, seebreite Strom durch einen nur 800 Yards breiten Paß und oberhalb Prome zwischen dem Berge Napadi (Nat-pati, d. i. **Rosengarten**) auf dem Ostufer und dem 200 Fuß hohen Berge Po-u-ta-ong auf der Westseite durch einen andern nur 600 Yards (Ellen) breiten Paß [25]). Eine dritte Stromverengung findet sich nach Ritter zwischen den Orten Palo und Puto auf den entgegengesetzten Ufern und eine vierte nach Berghaus bei Tong-taong, d. i. **Kalkberg** unterhalb Meaday [26]). Die Ufer sind hier steil, die Thalränder 300 Fuß hoch. Weiter stromaufwärts wird die Gegend sehr reizend, in ihrer Mitte ruht die Insel Longi (Lwan k'hi) auf kalkartigen Sandstein- und Thonlagern, und man bemerkte hier in den benachbarten Wäldern wilde Hühner und Hasen, welche letzteren dem Deltalande gänzlich fehlen. Bei dem Dorfe Mi-kyaong-re auf dem Ostufer nimmt eine Fahrstraße ihren Anfang, welche nach der Stadt Tongo (Taunu) binnen zehn Tagen führt, und unterhalb dieser Straße macht der hier 600 Ellen breite Strom einen starken Winkel gegen Westen, unterhalb dessen er jedoch wieder 900 Ellen breit wird. Hier liegt die Stadt Patanago [27]) und bei ihr schien der Strom bei hohem Wasser im September einen schönen See zu bilden, welcher jedoch im Januar sich mehr als ein von schönen Nelumbo (Lotus) und ganz neuen Nymphäenarten überwucherter Sumpf

---

3 — 4 Faden. Die Fluth, deren niedrigste 18, die hohen 25 — 30 Fuß hoch steigen, reicht bis zum Dorfe Panlang, von welchem das Fahrwasser oberhalb der Stadt Rangun bis zum Dorfe Yangain-chain-yah, welches 20 (englische) Meilen unterhalb Donebiu (17° 5′ nördl. Br.) liegt, den Namen trägt, während von diesem Dorfe aus der Name Irawaddi, d. i. **der große Fluß**, vorherrschend wird. Wenn wir bemerkten, daß die Fluth bis zum Dorfe Panlang reiche, so gilt dies nur von der Regenzeit, denn in der trockenen Jahreszeit erstreckt sich dieselbe bis zur Bifurcation, ja selbst über dieselbe hinaus bis zum Dorfe Regyen (unter 18° 6′ nördl. Br.), da dieses Wort soviel bedeutet als „hier hört das Wasser auf."

23) Man findet nach Ritter (Erdk. 4. Bd. S. 176) den Mangofisch (Polynemus risua bei Buchanan-Hamilton) vom April bis September, den Rohn (Cyprin rohita), den Katla (Cyprin. catla), den Calcuttafisch (Bola pama), Barben und seltener als in Indien den Sable. (Clupanadon ilisha bei Buchanan.) Der delicateste Seefisch Cockup (Cojus racti bei Hamilton) wurde vom Meere 120 englische Meilen in das Innere des Landes gebracht. Ob sich auch Alligatoren oder Krokodile im mittleren und oberen Irawaddi finden, ist zweifelhaft. Im Jahre 1795 ließ der Hof von Ava 20 Krokodile bei Rangun fangen, um sie nach Amerapura zu schaffen, was für das Fehlen dieser Thiere im obern Irawaddi zu sprechen scheint, doch findet sich nördlich von Prome unter 20° nördl. Br. eine Stadt, Namens Migheung Yai, welches soviel wie **Krokodilstadt** heißen soll, was für das Vorhandensein dieser Thierart in dieser Gegend sprechen könnte. 24) Dieser besteht aus Kalk- und Sandstein, sowie aus Breccien, welche sich in romantischen Steinfelsen 80 Fuß hoch erheben. 30 Fuß über dem Spiegel des Flusses sieht man Nischen und Felshöhlungen mit aus Fels gehauenen und mit einem Stucco überzogenen, zum Theil vergoldeten Gautamabildern. Bei der Stadt Pungyi (Pingyi, Peing-ghe bei Symes), welche bedeutenden Holzhandel, vorzüglich mit Teakholz, treibt, erreichen die Ufer des Irawaddi eine Höhe von 300 Fuß.

25) Zwischen beiden Bergen liegt eine Insel, welche die Engländer im letzten Birmanenkriege erstürmen mußten. 26) In der Gegend dieser Engen verliert der Strom seine Inseln, welche er jedoch sogleich wieder erhält, sobald sich die Anhöhen vom Flusse zurückziehen. Meaday (Miaday, Myede) soll in der Mitte zwischen Ava und Rangun liegen und es findet sich hier in einer aufgemauerten, großen Granittafel ein Prabat oder Buddhafußtapfen. 27) Patanago, nahe unter 20° nördl. Br. gelegen, wurde nach dem Bruche des Waffenstillstandes durch ein verschanztes und mit 20,000 Mann besetztes Lager von den Birmanen vertheidigt und dieses von den Engländern am 27. Dec. 1825 mit vielem Blutvergießen erstürmt, welches die erste Friedensunterzeichnung am 3. Jan. 1826 zur Folge hatte

zeigte. Bei dem der genannten Stadt auf dem Westufer gegenüber liegenden Dorfe Mellun treten, was auf der Ostseite schon früher geschieht, die höheren Bergufer weit zurück und hören bei Makwe oder Muhgway (bei Berghaus), einem sehr schönen Dorfe, gänzlich auf. Der Strom ist hier und bei dem etwas weiter hinaufliegenden Dorfe Menbu zwei englische Meilen oder eine Stunde breit, und er empfängt, Makwe gegenüber, von der westlichen Gebirgskette Aracans den Bergstrom Mine. Oberhalb Wamatschut (Wet-ma-sut) sind die Stromufer nackt, steil und höchstens 80 Fuß hoch. Das ganze Land ist voll kleiner, sich über einander erhebender Hügel mit vielen Schluchten, doch ohne Thäler und Ebenen [28]). Unterhalb der Naphthagegend nimmt der Irawaddi den aus unbekannter Gegend über Payn myo kommenden Pen auf seiner Ostseite und weiter abwärts an der westlichen Beugung des Stroms bei dem Dorfe Sembegheun (Sen-p'hyu-kywan, d. i. weißer Elephant) von der Westseite den Salen (Chalen, Chalain) auf, welcher, in der Regenzeit ziemlich bedeutend, den Ort durchfließt. Sembegheun gegenüber liegt auf dem Ostufer Sillah Miu und zwischen diesem und dem rückwärts gelegenen Watmaschut fließt der Irawaddi, welcher hier außerordentlich und zuweilen vier englische Meilen breit ist, und viele Inseln oder Werder enthält, in einem offenen Thale, welches sich jedoch bei Sillah Miu, wo sich der Irawaddi nordöstlich nach Pugan wendet, wieder verengt. Auf diesem ebenerwähnten Landstriche ist das Westufer fruchtbarer als das Ostufer, indem das letztere zu steil ist, um die dem Ackerbau hier so nöthige Bewässerung zu gestatten, und namentlich ist beim Sillah Miu alles gleich einer Sandwüste. Die östliche Ebene zieht sich fort bis Pagham Miu und selbst noch weiter nordwärts über diesen Ort hinaus. Nur hie und da zeigen sich auf dieser Seite einige sanfte Erhöhungen, und erst weiter landeinwärts zeigen sich an einigen Stellen der Ebene einzeln stehende Ketten rauher, schwarzfarbiger Berge, unter welchen sich der Poupa (Paopa) schon bei Ava Mughway, Mellun und weiter abwärts am Irawaddi, zuweilen in Gestalt eines Vulkankegels, sichtbar macht, sodaß ihm Crawfurd eine Höhe von 5000 Fuß geben zu müssen glaubt [29]). Am Westufer erheben sich dagegen 200—400 Fuß hohe Bergreihen. An Puyan (Poukgan, Pagham Miu) [30]), welches in einer unfruchtbaren Gegend mit Sand, Kies, Holzpetrefacten, weniger Grasung und wenigem Anbau liegt, was auch von der Stadt Nyaung ngu [31]) (Nyaongku, d. h. Feigenbaum-Vorgebirg) gilt, vorüberschiffend, gelangt man nach Pugan gyi (Puk'han kri, d. i. Groß-Pugan), bei welchem dem Irawaddi der von Norden her immer unter 95° östl. L. von Greenwich herabkommende Kyen duen [32]), sein bedeutendster Zufluß, unter

---

28) In der Mitte dieser Gegend und dicht am Strome liegt das Dorf Renank'hyaung (gewöhnlich Ye-nang-kyaung ausgesprochen und bei Symes Jänangeum, bei Buchanan-Hamilton Renanghiaun, sonst auch wol Renangyun geschrieben) d. i. wörtlich: „wohlriechender Wasserbach, da Renan bei den Birmanen nach Ritter „riechendes Wasser" d. i. Erdöl, Steinöl (Naphtha, petrooleum) bedeutet, dessen Markt hier ist. Die Erdölquellen, deren Zahl verschieden auf 50, 200 und 400 angegeben werden und von welchen Crawfurd acht der besten, welche mit harten Balken von Mimosa catechu ausgezimmert waren, in Begleitung des Dorfschulzen Myosugi-Sohnes) auf einer guten Fahrstraße besuchte, liegen 3—5 englische Meilen von dem gedachten Dorfe entfernt in einem von Schluchten, deren Zahl jede Regenzeit vermehrt, zerrissenen und nirgends über 100 Fuß hohen Sandberglande, welches einen Raum von 16 engl. Quadrat-Miles oder einer guten geogr. Quadratmeile einnimmt. Die Ölbrunnen hatten eine Tiefe von 110—207 engl. Fuß nach Crawfurd's Messung, die Lufttemperatur war 22½° Reaum., die Temperatur des Erdöls 25° Reaum. und nahe bis 222 Fuß Tiefe, und man schöpfte das Anfangs dünnwässerige Öl mit Haspeln und irdenen Krügen, ließ es sich stehend in Cisternen condensiren und in der Kühlung coaguliren, worauf es in mit zwei Ochsen bespannte, 14 Krüge tragende, Wagen in die Magazine geschafft wurde. Seine Farbe ist schmutzig grün, dem stagnirenden Wasser ähnlich, sein Geruch widrig und sein dicker Rauch alles schwärzend. Man berechnet die Masse des Öls, von welchem zwei Drittheile zum Brennen verbraucht werden, welches ausgeführt wird, auf 3—4 Millionen Centner jährlich, indem jeder Brunnen täglich 9—160 Centner liefert. Nach den Zollregistern von Ava betrug jedoch der Ertrag der Brunnen jährlich 7—8 Millionen Centner und der Werth derselben 660,000 Tical, der Zoll allein 25,000 Tical. Eine andere Merkwürdigkeit dieser Gegend sind die Lagerstätten fossilen Holzes und fossiler Thierknochen, welche Will. Buckland beschrieben hat. Die letzteren gehören dem Rhinozeros, Hippopotamus, Mastodonten, Tapirn, Ebern, Ochsen, Antilopen, Hirschen, dem Gavial und Alligator, sowie zwei Arten von Süßwasserschildkröten an. Die Holzpetrefacten sind größtentheils silificirt und finden sich oft in Blöcken von 4—5 Fuß. Vorzüglich fand die Silification oder Verkieselung bei den Monocotyledonen statt, während dies bei den Dicotyledonen weniger der Fall war. Einige dieser Holzpetrefacten, von welchen Crawfurd gleich am Ufer 15 Arten zählte, schienen den Tamarinden anzugehören. Beide Arten von Petrefacten finden sich auf dem ganzen Landstrich zwischen 20—21° nördl. Br., doch leiden auch die Flußinseln keinen Mangel daran.

29) „Bei Sillah Miu," sagt Ritter (Erdk. 4. Bd. S. 211), „hat sich dieser scheinbar einzelne Pik (der Paonga) in eine Bergkette verwandelt, die hier offenbar das Vorgebirge des Berglandes von S.O. her ist, welches den Bergriegel bildet, der den obern Irawaddi an seinem directen Südlaufe bei Ava hindert und diesen großen Strom zwingt, erst im Querthale von Ava an, von Ost nach West seinen Umlauf zu nehmen, ehe er mit dem Kyen duen, dem Nordstrome, vereinigt, wieder in die Normalrichtung des Hauptthales gegen Süden zurückkehren kann und nun bei Pugan vorüberströmt." 30) Über diese merkwürdige Stadt, welche das birmanische Thebais zu sein scheint, vergleiche man Ritter, Erdk. 4. Bd. S. 112 fg. 31) Diese Stadt ist vorzüglich ihrer lackirten Waaren wegen berühmt, welche weit und breit gesucht werden, obgleich sie den aus Laos eingeführten, weit nachstehen. Etwas oberhalb dieser Stadt, jedoch auf dem rechten Ufer des Flusses, liegt die Stadt Pak'hok ko, welche bedeutenden Handel mit Seide, Baumwollenzeugen, Catechu, Sesamöl, Palmzucker, Hülsenfrüchten und Tabak treibt. Crawfurd zählte hier auf seiner Reise im September 150 vor Anker liegende Schiffe. 32) Andere Namen dieses Flusses sind: Khiaenduaen, Kiayn-duayn, Kinduem, Kyendwen, Kyang-twang, Khyndowain, Kiaya-deayn, Thanlawaddi, Sanlawadi, d. i. kleiner Fluß nach Berghaus, oder Wadi, welches letztere Ritter für den Sanskritnamen hält. Er entsteht nach Berghaus aus der Vereinigung des Uru und Ninathi (Ningthi, Naindain), welcher letztere seinen Ursprung (nach Symes führt er einen See ab) in der südlichen Grenzkette Asams im Süden von Rangpur (Ranggapur Nagar, d. h. Stadt der Freude) zu haben scheint. Von der rechten Seite empfängt der Kienduen, welcher selbst nach seiner Vereinigung mit dem Uru den Namen Ningthi fort zu führen scheint, da ihn der Capitain Grant wenigstens im Thalbezirke Kabbo nur als solchen kennt, den Juwa (Maglung) oberhalb Saundut (Thaundut, Thangdat), und den Naringzara,

21° 35′ nördlicher Breite zuströmt. Dem Zusammenflusse beider Ströme liegt die größte Insel des Irawaddi, die hohe, cultivirte und bewohnte Insel Ala kyun, d. i. Mittelinsel, vor und dieser gegenüber der Friedensort Yandabu[33]). Bei Yandabu nehmen die großen gegen Osten und Norden sich hinziehenden Ebenen des Mittellaufs ihren Anfang; die Waldung verliert sich und das Land ist trefflich angebaut. Die ersten Höhen am Strome, welcher sich oberhalb der bereits erwähnten Mittelinsel, Ala kyun ostwärts bis auf zwei Stunden ausbreitet, zeigen sich wieder bei dem am Ostufer gelegenen Orte Kiuktaloum (Kyauk-ta-long, d. h. Einzelfels); sie erheben sich, aus Sandstein mit eingelagerten Thonschichten und Breccien bestehend, 50—100 Fuß über den Wasserspiegel, und sind äußerst öde (bleak) und nur in den Thalschluchten angebaut. Hierauf folgt wieder plattebenes Land bis Ava mit vielen Seen und starkem Reisbau. Die genannte Stadt liegt am Südostufer des Irawaddi und gewissermaßen auf einer Insel, welche durch zwei 50 Yards breite Flüsse, den Myit tha (Dula wati) im Südwesten, und den Myit nge[34]) im Nordosten der Stadt[35]) gebildet wird. Im Nordwesten liegt Ava gegenüber Sagaing[36]), welches im 14. Jahrhunderte zwei Mal Residenz war. Die dicht hinter der Stadt sich erhebenden Berge, deren Gipfel aus weißem, krystallinischem, nur zum Kalkbrennen tauglichem Marmor bestehen, während man an ihrem Fuße Glimmerschiefer, Hornblendgestein und Serpentine findet, bilden mit dem ihnen oberhalb Ava gegenüberliegenden Vorgebirge Shoe-kyet-ret eine Stromverengung, in welcher der Irawaddi nur 900 Yards breit ist. Von Ava gelangt man zu Wasser in einer kleinen Meile (3—4 Miles) nach der dritten Residenz des Birmanenreiches, Amerapura[37]) am linken Ufer des Irawaddi, bei welcher sich eine, durch einen engen und unbequemen Arm des Flusses von ihr getrennte, große Insel befindet.

Was nun den obern Lauf des Irawaddi anbetrifft, während dessen er bis Bhanmo in seiner normalen Richtung, d. h. von Norden nach Süden, strömt, so ist uns, außer dem bereits Gesagten wenig von demselben bekannt, kaum daß man einige seiner Zuflüsse anzugeben weiß. Zu diesen gehören 1) der nach der gleichnamigen Stadt benannte und von dieser in einem Thale, durch welches die Straße von Assam nach Ava läuft, herabkommende Mogaum, 2) der Tunkah Nulla (Thaonka) und der Namkung Nulla (Nampua), welche er zwischen Alt-Bisa und Mogaum aufnimmt, 3) auf Hamilton's Karte der mit dem Maezha in Verbindung stehende Shue Lein, d. i. Goldfluß. Dieser letztere wird von dem Gouverneur von Bhanmo Koukkue oder Kokouae genannt. (*G. M. S. Fischer.*)

Irawine, s. Irvine.

IRBE, kleiner Fluß in Rußland, Gouvernement Livland, durchfließt hauptsächlich den Kreis Pilten, wo an ihm die Örter Dodangen und Angermünde liegen. (*R.*)

Irbersdorf, s. Ehrenfriedersdorf.

---

welcher auch Munipùr genannt wird, weil er wahrscheinlich die Flüsse des gleichnamigen Tafellandes zum Kien duen führt. Dieser letztere hat nach Ritter eine Länge von fünf vollen Breitengraden oder 75—80 geogr. Meilen, oder nach Berghaus von 360 geographischen (soll wol heißen englischen) oder 90 teutschen Meilen, und ist an seiner Mündung in den hier ¼ engl. Meile breiten Irawaddi (am 16. Dec. 1826, wo dessen Wasser bei der trockenen Jahreszeit wenigstens um 20 Fuß gesunken war) 200 Yards (Ellen) breit, weshalb Hamilton ihn mit dem Yamuna bei Kalpi, den Irawaddi aber mit dem Ganges bei Benares vergleicht.

33) Dieser Ort, welcher auch Ran ta po geschrieben wird, ist nur deshalb merkwürdig, weil in dessen Nähe Arch. Campbell's Zelt unter einem großen Baume stand, in welchem dieser nach der für die Birmanen unglücklichen Schlacht bei Pagban Miu am 24. Febr. 1826 den Frieden dictirte. 34) Der Myit nge, welchen Crawfurd mit dem hindostanischen Goomty vergleicht, entspringt in dem nicht weit entfernten, südöstlich gelegenen Bergen, wird sehr tief und erweitert sich bis zu 150 und 200 Ellen. Wie es scheint, sind die Flüsse, welche die Avainsel bilden, nur Arme desselben. Hamilton schreibt den Namen dieses Flusses Mringngach, d. i. „kleiner Fluß" im Gegensatze zu dem Irawaddi als großen Fluß, und nach Berghaus dürfte der Mringngach als Fortsetzung des Lung Tschhuan Kiang bei seinem Austritt aus Yün-nan zu betrachten sein. Mit ihm vereinigen sich oberhalb Ava der von Südosten kommende und von Walker: Kaune (richtiger Kiene) genannte Fluß und unter den Mauern der Stadt der Panlaun, welcher einen See abführt. 35) Der Name Ava, Awa, ist entstanden aus der Verstümmelung von Aenwa, Angwa, Ang-va, Engwa, d. i. „Fischteich, Teichöffnung," indem die Stadt auf einer Stelle erbaut wurde, wo sich früher sieben Teiche befanden. Doch ist der Name Ava nur in der Sprache des Volks gebräuchlich; in officiellen Verhandlungen wird die Stadt dagegen Ra-ta-na oder Ya-ta-na-pura, d. i. „Stadt der Edelsteine," und in der Hofsprache Shue Brido (Shwe Prido) d. i. „goldene Königsresidenz" oder Mro Dogri (Myo Dogyi) d. i. „Stadt des großen Königs" genannt. Sie wurde 1822 wieder zur Residenz erhoben. Colonel Wood's Karte gibt die Entfernung Ava's von Rangun (längs der Strombahn gemessen) zu 446, Symes zu 500 und das Logbuch des Dampfschiffes Diana zu 540 Miles an. Crawfurd legte den Wasserweg in einer Strecke von 108 geographischen Meilen (nach Ritter) in 30 Tagen zurück, würde aber, ohne Aufenthalt, nur höchstens 20 Tage gebraucht haben. Der Irawaddi, welcher bei Pukang-ych nach Major Roß 1500 Yards breit ist, verengert sich zwischen Ava und Zikkain bis zu 1090 Yards nach Montmorency's Messung. Die periodischen Regengüsse, welche in den niedern Provinzen bis Mitte Octobers anhalten, hören bei Ava schon in der Mitte des September auf. Vom 2. Oct. (1826) an fiel hier das Wasser täglich gegen einen Fuß und man feiert, dieses dauernden Sinkens wegen, das „dreitägige Fest des Wasserrennens" (1826 am 13. und 14. Oct.) auf Schiffen sehr glänzend. Vom 17—19. Oct. stieg der Strom bei großem Regen 2—3 Fuß, sodaß er am 19. nur erst 12 Fuß von seinem Höhestande am 2. Oct. gefallen war, und daraus, daß der heftige Regen das Wasser des Flusses stationair machte, wurde ein Beweis abgenommen, daß seine Quellen nicht weit entfernt sein könnten und die Wassermasse gering genug sein müßte, um von einem Regengusse noch afficirt werden zu können.

36) Sagaing (Zikkain, Tschagaing, Tschegain) führt den Ehrentitel Ze-ya-pura (verstümmelt aus dem Sanskritnamen Djaya-pura) d. i. Siegesstadt. 37) Amera- (Amara- Ummera-) pura d. i. „Unsterbliche Stadt," ist der Paliname für Aenwa-zit, d. i. Neuava im Volksdialekt der Mranmas. Die Stadt wurde von dem sechsten Nachfolger und dritten Sohne Alompra's, Badonsachen (Padunmang bei Crawfurd, Min de-raghi Prah bei Symes, welcher von 1781—1819 regierte) 1783 angelegt und zur neuen Residenz bestimmt.

IRBILI, d. i. der aus Irbil (اربل Arbela), einer Stadt des persischen Iracs, zwei kleine Tagereisen von Mosul, ist der Beiname mehrer Gelehrten geworden, die aus jener Stadt hervorgegangen sind. Als Schriftsteller unter ihnen zeichneten sich folgende aus:

1) **Abu Bekr Ben Mohammed Ben Ibrahim**, der Dichter, welcher im J. 679 (beg. 3. Mai 1280) starb, und ein Gedicht hinterließ, welches tausend Namen in tausend Räthsel hüllte und deshalb auch das Tausendhaltige (الفيّة) heißt.

2) **Abu'lberekát Mobárek Ben Ahmed Ibn-elmostaufi El Lachmi**, der im J. 637 (beg. 3. Aug. 1239) verstorbene Verfasser der größten Geschichte seiner Vaterstadt, die vier Bände umfaßt, und den Titel Néháhat el-beled, d. i. Berühmtheit des Landes, führt.

3) **Abu Ali Hasan**, der ebenfalls eine Geschichte Arbela's herausgab.

4) **Mohammed Ben Ali Irbili**, der von seinem Aufenthalte in Mosul auch der aus Mosul (الموصلى) heißt, zeichnete sich vorzüglich als Grammatiker aus, weshalb ihn die arabische Literaturgeschichte vorzugsweise El-Nahwi nennt. Er wurde im J. 686 (beg. 16. Febr. 1287) geboren, und ihn machten hauptsächlich zwei Commentare berühmt, von denen er den einen zu dem grammatischen Werke des Ibn Málik, „die Erleichterung der nützlichen Belehrungen und die Vollendung der Absichten" (تسهيل الفوائد وتكميل المقاصد), schrieb, den andern zu dem grammatischen Werke desselben Verfassers, welches den Titel El-Káfiyet El-Sháfiyet führt.

5) **Hosam-ed-din Isa Ben Sindschár, El-Emir El-Sálih** beigenannt, ein Mann von ausgezeichneten Geisteseigenschaften und Dichter, der der Freund und Minister der beiden Fürsten El-Melik El Kámil und El-Melik El-Eschref war und im J. 631 (beg. 7. Oct. 1233) starb.

6) **Imád-ed-din Abu Hámid Mohammed Ben Yunos Irbili**, ein Anhänger der schafiitischen Sekte, vereinigte in einem Werke, betitelt das Umfassende (المحيط), die beiden in großem Ansehen stehenden Schriften, El-Mohadhdhib und El-Wesit, über die abgeleiteten schafiitischen Rechtslehren, wodurch er sich großes Verdienst erwarb. Das Werk scheint in Europa nicht bekannt zu sein. Imad-ed-din starb 608 (beg. 15. Jun. 1211).

7) **Radhi-ed-din Ibrahim Ben Dschafar** ist Verfasser eines Commentars zu der grammatischen Vorschule des Dschozúli (المقدّمة الجزولية), der im J. 610 (beg. 23. Mai 1213) oder nach Andern drei Jahre früher starb.

8) **Schems-ed-dín Abu'labbás Ahmed Ben-elhosein**, der im J. 637 (beg. 3. Aug. 1239) verstorbene Grammatiker, schrieb die „Anreihung der kostbaren Perle" (نظم الفريد فى نثر التقييد), in welchem er das Tecyid prosaisch behandelte. (*Gustav Flügel.*)

IRBINSKOI SAWOD, unbedeutendes Dorf in der asiatisch-russischen Provinz Tomsk, Kreis Krasnoijarsk, an der Straße nach Sibirien gelegen, besaß ehedem ein Hüttenwerk. (*R.*)

IRBIS, der sibirische Luchs von weißer Farbe mit schwarzen Flecken. (*R.*)

IRBIT, eine kleine dorfähnliche Kreisstadt in der Provinz Katharinenburg der Statthalterschaft Perm im asiatischen Rußland, unter 57° 35′ Br. und 80° 51′ L., an der Irbitla und Nitza, schlecht gebaut, mit 520 Wohnhäusern und beinahe 4000 Einwohnern, welche größtentheils Handel treiben. Das Merkwürdigste ist die vom 5. Febr. bis zum 1. März dauernde, in ganz Rußland berühmte Messe, die nächst der nikolajewschen die besuchteste ist. Es finden sich zu derselben nicht nur Russen, sondern auch Tataren, Perser und Armenier, auch viele benachbarte Wogulen ein, sodaß man Irbit als den Mittelpunkt des ganzen russisch-sibirischen Handels betrachten kann. Vormals wurde dieser Ort auch von Polen, Griechen, Bucharen, Kalmücken, Chiwinsen u. s. w. mit ihren Producten und Waaren besucht; allein nach Lopechin's Bericht kommen diese schon seit 1770 nicht mehr dahin. (S. dessen Reise durch Sibirien. 3. Bd. S. 9.) Daher sind auch die Beschreibungen J. G. Gmelin's, Müller's, J. E. Fischer's u. A. in ihren Reisen und geschichtlichen Sammlungen von diesem Jahrmarkte, in dieser Beziehung, nicht mehr gültig. Jetzt geschieht der dortige Umsatz meistens blos durch Russen, Tataren, Armenier und Wogulen. Die Russen aus Moskau, Tula, Twer u. s. w. bringen europäische Waaren und Manufacte, die von Archangel Wein, Gewürze, Zucker, Kaffee, Tücher, seidene, leinene, wollene und baumwollene Waaren und dergleichen, die astrachanschen, orenburgschen und persischen Kaufleute handeln mit persischen, ostindischen, türkischen Waaren, sowie die sibirischen Kaufleute Pelzwerk und chinesische Manufacte zur Messe bringen. Alle diese Waaren werden gegen chinesische und andere Handelsartikel aus Mittelasien umgesetzt, welche letztere hier einen zweiten Umsatz erwarten. Der Handel ist jedoch meistens Tauschhandel, sodaß Waare gegen Waare ausgeliefert wird. Die Messe selbst wird auf einer großen Fläche nahe bei der Stadt gehalten, zu welchem Ende an 300 Kronbuden und ein großer hölzerner Packhof erbaut sind. Das Feld ist zur Meßzeit wie ein Lager mit Zelten aller Art bedeckt, und gewährt ein äußerst unterhaltendes Schauspiel. Für jede Bude wird während der Meßzeit 5, 10, 15 bis 20 Rubel Miethzins bezahlt. Waaren, die hier nicht umgesetzt werden, gehen auf einer entgegengesetzten Seite weiter; die sibirischen und chinesischen nach Rußland, besonders zur nikolajewschen Messe, die russischen und ausländischen weiter nach Sibirien, oder nach Orenburg und Kasan. Der Werth des gesammten Umsatzes auf dieser Messe beläuft sich auf 7—8 Millionen Rubel Banko-Assignaten. — Die ganze Stadt ist mit Pallisaden umgeben und hat zwei Thore, die während der Messe in

der Nacht gesperrt werden. In der Nähe ist die irbitsfische oder jakoblewsche Eisenhütte mit einem Hochofen, sechs Stangenhämmern mit 12 Herden, einer Schmiede mit sechs Essen, einer Schlosserfabrik, einer Sägemühle mit zwei Rammen und 350 Meister- und Arbeitsleuten, die jährlich an Roheisen über 100,000 Pud, und an Stabeisen gegen 50,000 Pud (à 40 Pfund) fabriciren. (*J. C. Petri.*)

IRCHEL, der Schluß jener Bergreihe, die sich im Canton Zürich von Südost nach Nordwesten, vom Hörmli an den Rhein hinzieht. Der schöne Bergrücken des Irchels fällt schnell in den Rhein hinunter und bietet einzelne liebliche Aussichten dar. Er ist mit ansehnlichen Tannen- und Buchenwaldungen bewachsen, sowie an seinen Abhängen mehre Dörfer sich in malerischer Lage ausbreiten. (*Gerold Meyer von Knonau.*)

IRCHESTER, ein Kirchspiel Englands in der Grafschaft Northampton, hat eine Bevölkerung von 780 Seelen und liegt drei englische Meilen südöstlich von Wellingborough. (Dr. *J. C. Schmidt.*)

IRCHWITZ, ein Dorf in dem Amte und der Herrschaft Greiz des gleichnamigen Fürstenthums Reuß älterer Linie, südöstlich von der Stadt Greiz am rechten Ufer der Gölzsch mit einem Kammergute; in der Nähe ist eine Papiermühle. (*R.*)

IRCUM, eine kleine Insel in dem Haff zwischen Armegon und Pullecat (Pullecatsee genannt), die an der Küste von Karnatik (in Ostindien) liegt. (*Theodor Benfey.*)

IRDEN, ein von Oken sowol in seiner Mineralogie, als auch in der Zoologie angewendeter, von andern Naturforschern aber nicht recipirter Ausdruck zur Bezeichnung des entweder reinen, oder auch mit andern Elementen vermischten Erdelementes. (*R.*)

IRDENE WAAREN. Man bezeichnet mit diesem Namen im Allgemeinen jeden aus thoniger Erde geformten und dann durch eine zweckmäßige Erhitzung, welche man das Brennen nennt, gehärteten Gegenstand, und es gehören dahin sowol das kostbare Porzellan, als auch die als Baumaterial angewandten Mauer- und Dachziegel. Das wesentliche Grundmaterial für alle Arten von irdenen Waaren ist, wie gesagt, der Thon; dieser ist aber nicht reine, sondern kieselsaure Thonerde, hervorgegangen aus der allmäligen Entmischung (Verwitterung) kieselsäure- und thonerdehaltiger Mineralsubstanzen, besonders des Feldspaths und feldspathiger Gesteine (Porphyr, Gneis, Klingstein), gemengt mit mancherlei andern Mineralproducten von gleichzeitigem Ursprunge, oder auch durch Anschwemmung hinzugeführt, welche die Plasticität des Thons, sein Verhalten im Feuer, seine Farbe u. s. w. mannichfaltig modificiren und eine mannichfaltig verschiedene Beschaffenheit für die daraus fabricirten Waaren bedingen. Die natürlichen Thone können übrigens selten sogleich ohne weitere Zubereitung verarbeitet werden; sie müssen vorher durch Schlemmen von den fremdartigen Körpern, besonders Sand, welche darin vorkommen, gereinigt werden, und zwar erfodert diese Operation eine um so größere Sorgfalt, je feiner und compacter die aus dem Thone zu fertigenden Waaren werden sollen. Nur zu den Ziegeln werden allein ungeschlemmte Thone angewendet, und man begnügt sich, nur die darin vorkommenden größern Quarzgeschiebe mit den Händen auszulesen. Durch zweckmäßige Mischung verschiedener Arten von Thon und durch Zufügung gewisser Zuschläge sucht man außerdem theils übele Eigenschaften des natürlichen Thons zu vermindern, theils gute zu erhöhen. Wie sehr auch die gegenwärtig auf einem solchen Punkte der Ausbildung sich befindende analytische und synthetische Chemie im Stande ist, hierbei hilfreiche Hand zu leisten, so ist es doch besonders die erfahrungsmäßige, von aller Theorie entblößte, Praxis gewesen, welche die Fabrication der irdenen Waaren zu der soweit gediehenen Vervollkommnung geführt hat. In der That, es kommen ganz andere Fragen vor, als chemische, ob der Thon bildsam ist, ob er sich weiß brennt, nicht schmilzt, sondern nur zusammensintert, viel oder wenig schwindet und dergleichen, was allein der Augenschein bei eigener Erfahrung lehren kann, und es sind in Bezug auf die Theorie viele erfahrungsmäßige Thatsachen bis jetzt noch unerklärt geblieben.

Das Brennen ist für die Fabrication der irdenen Waaren eine unumgängliche Operation, dadurch erlangen sie erst den Grad von Festigkeit, Dichtigkeit und Härte, welcher sie fähig macht, mechanischen und besonders chemischen Einflüssen zu widerstehen. Diese Veränderungen, welche der geformte Thon durch das Brennen erleidet, werden nicht sowol durch eine stattfindende chemische Durchdringung der chemisch ungleichartigen Gemengtheile der Thonmasse, als vielmehr durch eine vorsichgehende innigere mechanische Annäherung der kleinsten Massentheile herbeigeführt. Hier unterscheidet sich die Töpferwaare wesentlich vom Glase, worin die Elemente zu einem vollkommen homogenen chemischen Ganzen vereinigt sind, welches durch Erwärmung sich ausdehnt und beim Erkalten sich wieder zusammenzieht, daher durch schnellen Temperaturwechsel leicht springt. Die geformte Thonmasse dagegen zieht sich in der Hitze zusammen und verharrt auch nach dem Erkalten in dem angenommenen kleinern Raume. Man nennt diese Erscheinung, welche einige Schwierigkeiten bei der Fabrication der irdenen Waaren veranlaßt, das Schwinden; durch Anwendung gewisser Zusätze zur Thonmasse (magere Zuschläge) sucht man es innerhalb gewisser Grenzen einzuschränken. Die Temperatur, bei welcher die irdenen Waaren gebrannt werden, ist verschieden, je nach der physischen und chemischen Beschaffenheit des thonigen Gemenges, und darf nie bis zum Zusammenfließen der Masse, wodurch sie zu Glas werden würde, gesteigert werden. Bei je höherer Temperatur der geformte Thon, ohne zu schmelzen, gebrannt wird, desto dichter, härter und fester ist die erzeugte Waare, allein sie ist auch beträchtlich theurer und minder fähig, dem schnellen Temperaturwechsel zu widerstehen, indem sie nun durch die erlittene starke Schwindung an Porosität verloren und mehr die Natur des Glases angenommen hat. Durch eine zweckmäßige Vermengung eines höchst feuerbeständigen Thons mit einem in hoher Temperatur an und für sich schmelzbaren Zuschlage (Feldspath, Gyps, Schwer-

spath) gelingt es übrigens wol, in der gebrannten Waare die Vorzüge sowol des nicht bis zum höchsten Punkte geschwundenen Thons, als auch des Glases zu vereinigen. Die Erreichung dieses Zweckes macht besonders bei der Porzellanfabrication einen der wesentlichsten Punkte aus.

Weil aber einerseits bei den meisten irdenen Waaren die nothwendige Wohlfeilheit weder eine complicirte Bearbeitung des Thons, noch den großen Aufwand von Brennmaterial zuläßt, welchen das Brennen bei so hoher Temperatur erfodern würde, und andererseits auch eine absolute Dichtigkeit nicht erzielt werden darf: so ist auch die Masse der Thonwaaren nicht so fein und dicht, daß nicht die Gefäße beim Gebrauche durch den an ihrer Oberfläche sich anhängenden Staub oder durch das Eindringen der darin behandelten Flüssigkeiten in ihre Poren schmutzig und zu den meisten ökonomischen Benutzungen bald untauglich würden. Sie erfodern daher außer dem Brennen noch eine weitere Behandlung, welche man das Glasiren nennt, und die darin besteht, daß man die Oberfläche der irdenen Gegenstände mit einem dauerhaften, glasartigen Überzuge bekleidet, welcher das Eindringen der Flüssigkeit in die poröse Thonmasse verhindert und so derselben die äußere Eigenschaft des Glases verleiht. Solche irdene Waaren, bei denen Porosität nicht nachtheilig (Ziegel- und Bausteine), oder sogar ein wesentliches Erfoderniß ist (Blumentöpfe, Zuckerformen), werden natürlicherweise nicht glasirt. Die Glasurmassen selbst sind verschiedener Art, je nach der Beschaffenheit und der Bestimmung der irdenen Waaren. Da Wohlfeilheit und leichte Schmelzbarkeit ein Haupterfoderniß der meisten Glasurmassen ist, so gehört auch Bleioxyd zu den gewöhnlichen Ingredienzen derselben. Das echte Porzellan hat eine bleifreie Glasur.

In Bezug auf Färbung erscheinen die irdenen Waaren entweder gefärbt oder rein weiß, letzteres in allen Fällen, wo die Thonmasse vollkommen frei von färbenden Metalloxyden war. Die Färbungen werden entweder durch die ursprüngliche Anwesenheit von färbenden Metalloxyden (Eisen-, Mangan-, Chrom- und Kupferoxyd), oder auch von organischen Substanzen in dem Thone, oder durch absichtliche Zumischung solcher färbenden Stoffe veranlaßt. Irdenen Waaren, welche aus nicht ganz ungefärbtem Material verfertigt sind, wird dadurch ein rein weißes Ansehen verliehen, daß man sie mit einer undurchsichtigen weißen Glasur (Email) überzieht, welche die Farbe der Grundmasse nicht durchscheinen läßt. Farbige Zuschläge werden gewöhnlich nicht der Grundmasse selbst, sondern nur der Glasurmasse zugesetzt, bunte Zeichnungen und Malereien werden ebenfalls in der Glasur eingebrannt, nur das Porzellan kann sowol über als unter der Glasur bemalt und bedruckt werden.

Was endlich die verschiedenen Arten üblicher irdener Waaren betrifft, so müssen im Allgemeinen: Porzellan, Steingut, gemeine Töpferwaare, Bausteine (Mauer- und Dachziegel) als solche unterschieden werden, deren Fabrication ebenso viele gesonderte Industriezweige bildet, welche daher am zweckmäßigsten unter eigenen Rubriken einzeln abgehandelt sind, worauf wir hiermit verweisen wollen.
(*Duflos.*)

Irdengeselle (Altgeselle), s. unt. Zünfte und Zunftrechte.

IRDISCHER SINN, Weltlichkeit, weltlicher Sinn, der Gegensatz von himmlischer Sinn (s. d. Art.), bezeichnet die übermäßige oder wol gar ausschließliche, daher tadelnswerthe und pflichtwidrige Hinneigung zu dem, was die Erde oder das gegenwärtige Leben dem Menschen beut. Wer ihn im höchsten Grade hat, pflegt nur nach sinnlicher Freude und nach den Gütern der Erde zu verlangen, unbekümmert um das Geistige, Übersinnliche, Göttliche und Ewige. Gemeiniglich zeigt er sich jedoch in einem geringern Grade, ist auch sehr oft nicht vorzugsweise auf das Grobsinnliche gerichtet; aber überall, wo er sich findet, gefährdet er die Sittlichkeit und Religiosität, und wird daher mit Recht in der christlichen Religions- und Sittenlehre lebhaft bekämpft. (*R.*)

IRDNING, 1) eine der Pfarrkirche des Marktes Irdning gehörige Kirchengült im Bezirke Wolkenstein des judenburger Kreises der oberen Steiermark.

2) Ein Municipalmarkt, zugleich Steuergemeinde des Bezirkes Wolkenstein und Sitz der Herrschaft und des Landgerichtes Wolkenstein, die beide, sowie auch der Bezirk, hier verwaltet werden, am Fuße des Gebirges und dem rechten Ufer des gleichnamigen Baches, im malerischen Ensthale, 2116 wien. Fuß über dem Meere gelegen, mit 55 kleinern, zum Theile aus Holz erbauten und unregelmäßig herumliegenden Häusern, 340 mehren Herrschaften dienstbaren Einwohnern, einer eigenen katholischen Pfarre (Dekan. Haus, Bisth. Leoben), einer Kirche, Schule und drei Jahrmärkten. In der anstoßenden Gemeinde Falkenberg befindet sich ein Capucinerkloster mit einer Kirche. Der Ort ist auch dadurch merkwürdig, weil hier Äneas Sylvius Piccolomini, als Papst Pius II., eine Zeit lang Pfarrer war. Am Fuße des Hügels breitet sich bis an das rechte Ensufer das Irdningermoos aus.

3) Alt-Irdning, eine am entgegengesetzten Ufer des Irdningbaches liegende, aus zerstreuten Häusern bestehende Gemeinde desselben Bezirkes.
(*G. F. Schreiner.*)

IRE. Eine von den sieben messenischen Städten im Peloponnes, welche Agamemnon dem Achilles verspricht nach Homer (Iliad. IX, 149 sq.). Man vergleiche Pausanias (IV, 30, 1). Homer schreibt die Stadt Hire, griechisch ἡ Ἱρή, ebenso Strabo (VIII. p. 360 *edit. Casaub.*); Pausanias aber nennt sie Ire, griechisch ἡ Ἴρη. Übrigens ist Ire oder Hire nicht zu verwechseln mit der ebenfalls messenischen Stadt Eira, griechisch ἡ Εἶρα, jener bekannten Bergfestung im zweiten messenischen Kriege, worin Aristomenes 11 Jahre lang belagert wurde. *Pausanias* IV. 17. 6. (*S. Ch. Schirlitz.*)

IREBY, ein alter Marktflecken Englands in der Grafschaft Cumberland, liegt an dem Flusse Ellen und an dem Fuße eines hohen Hügels. Um es von dem Weiler Low-Ireby (Nieder-Ireby) zu unterscheiden, wird es oft High-Ireby (Ober-Ireby) genannt. Seine Bevölkerung beträgt nur 150 Seelen. Der vorgenannte Weiler ist nur eine englische Meile von dem Marktflecken Ireby entfernt. (*Dr. J. C. Schmidt.*)

IRECK, ungarisch Udvárnok, ein den Grafen Erdödy gehöriges großes Dorf, im neitraer Gerichtsstuhle (Processus. Bezirke) und Comitate (Gespanschaft) im Kreise diesseit der Donau Niederungarns, in hügeliger Gegend gelegen, eine Meile südlich von Freistadtl (Galgócz) entfernt, mit 155 Häusern, 843 slowak. Einwohnern (808 Katholiken, 33 Juden, 2 Lutheraner), einer eigenen sehr alten katholischen Pfarre (Galgócz. Vice-Archi-Diakon. District; Erzbisth. Gran), einer katholischen Kirche und Schule. (*G. F. Schreiner.*)

IREDELL. Grafschaft im westlichen Theile des nordamerikanischen Freistaates Nordcarolina, zwischen den Grafschaften Wilkes im N.W., Surrey im N.O., Rowan im O., Cabarrus im S.O., Mecklenburg im S. und Lincoln im W. belegen. Sie wird von den Tricott-Mountains, einem Zweige der aus Virginien kommenden blauen Berge, durchzogen, im Innern von dem südlichen Yankin bewässert, im W. durch den Catawba begrenzt, und gehört zu der Goldregion Nordcarolina's, deren Hauptgruben jedoch in den angrenzenden Grafschaften Rowan, Cabarrus und Mecklenburg liegen. Außerdem ist sie reich an Eisen, Salpeter und an Waldungen von Eichen, Walnußbäumen, Kiefern, Hickorys u. s. w. Die Zahl der Einwohner betrug im J. 1820 13,071, im J. 1830 aber 15,262, hat sich aber seitdem sehr vermehrt. Der Hauptort ist die kleine Stadt Statesville. (*Klähn.*)

IREEK. Ortschaft in Nubien, Provinz Mahaß, am rechten Ufer des Nil. (*R.*)

IREGH, lateinisch Ireghinum, in älteren Zeiten Irik und Irög genannt; 1) ein ansehnlicher, 15,02 □M. großer Gerichtsstuhl (Processus, Bezirk) der syrmier Gespanschaft des Königreichs Slavonien, der 2 Märkte, 26 Dörfer und 9 Prädien umfaßt, zum Theil an das Militairgrenzgebiet, zum Theil aber an den illoker Bezirk grenzt, im Norden gebirgig ist, im Süden aber in die fruchtbare syrmische Ebene sich ausbreitet, von mehren kleinen Gewässern befruchtet wird, sich eines ausgezeichnet fruchtbaren Bodens und eines sehr gemäßigten, milden Klima's erfreut, und fast durchaus gut angebaut ist.

2) Ein bedeutender Marktflecken (Br. 45° 6′ 47″; L. 37° 33′ 4″) im Bezirke gleiches Namens, am südlichen karlowitzer Gebirgsabhange gelegen, zur fürstlich Odescalchischen Herrschaft Illok gehörig, eine Stunde von Ruma entfernt, mit 739 Häusern, 4105 meist illyrischen Einwohnern (3581 nichtunirten Griechen, 524 Katholiken), einem großen Schlosse, merkwürdigen Klosterruinen, in denen ein großes Gewölbe mit türkischen Charakteren bemalt ist, einer eigenen katholischen und einer Pfarre der nichtunirten Griechen, einer katholischen und einer griechischen Kirche, einer Schule, nicht unwichtigem Weinbaue, einem ansehnlichen Gestüte, einer Wasserleitung und 14 Mühlen, die an dem vorbeifließenden Bache liegen, lebhaften Jahrmärkten und einigen römischen Denkmälern, die von Zeit zu Zeit aufgefunden werden.

3) Eine nicht unbedeutende, den Grafen Viczay gehörige Herrschaft und ein sehr bedeutender dazu gehöriger Marktflecken im dombovarer Gerichtsstuhle (Processus) der tolnaer Gespanschaft, im Kreise jenseit der Donau Niederungarns, im Gebirge gelegen, mit 282 Häusern, 2425 magyarischen Einwohnern (1364 Katholiken, 1036 Reformirten, 16 Lutheranern und 9 Juden), einem hübschen herrschaftlichen Schlosse, einer eigenen katholischen Pfarre (Bisth. Fünfkirchen), einem Pastorate der evangelisch-helvetischen Confession, einer katholischen Kirche, einem Bethause der Reformirten, einer Schule, ausgedehnten Waldungen, einem großen Pferdegestüte, einem ausgedehnten Weingebirge und großem Getreidemagazine. (*G. F. Schreiner.*)

IRE-HOLMES, zwei kleine Inseln Schottlands, welche zur Gruppe der Orkneys gehören und westlich von dem größern Eilande Sanday liegen. (Dr. *J. C. Schmidt.*)

Irel. s. Iridium.

IRELAND. I. Biographie. 1) John, ein zu seiner Zeit geachteter Kunsthändler und englischer Schriftsteller, war zu Shropshire geboren und Anfangs von seinen Ältern zum Uhrmacher bestimmt, ergriff indessen bald das ihm mehr zusagende und auch gewinnreichere Geschäft eines Handels mit Gemälden. Auf diese Weise kam er mit manchen ausgezeichneten Männern in Berührung, unter denen als seine besondern Freunde die Maler Mortimer und Gainsborough und der Schauspieler Henderson genannt werden. Des Letztern Briefwechsel, nebst einer Biographie desselben, veröffentlichte er im J. 1786. Sein verdienstlichstes Unternehmen aber war die Zusammenstellung der Bilder des berühmten William Hogarth mit Erläuterungen (Hogarth illustrated. 3 Vol. [London 1791.]), wovon die erste Auflage binnen drei Monaten vergriffen war; auch erschien kurz darauf eine zweite Auflage. Ireland versah die Hogarth'schen Kupferstiche mit Aufschriften; sein Hauptzweck dabei war aber, die moralische Tendenz in den Arbeiten dieses berühmten Malers darzuthun. Im J. 1798 ließ er dazu einen Supplementband aus Hogarth's Nachlaß mit der Lebensbeschreibung desselben, seiner Correspondenz und dessen Abhandlung „Analysis der Schönheit" (Analysis of the Beauty) erscheinen. Einzeln gab er noch ein Bild von Hogarth heraus unter dem Titel: Enthusiasm delineated; endlich ein Gedicht von sich selbst, der Emigrant betitelt, 1785. 4. Er starb bei Birmingham im Febr. 1809, nach Chalmers schon im Nov. 1808. (*R.*)

2) Samuel, Landschaftszeichner und Maler in England, gestorben 1822, ist nicht mit dem ältern als Kunstschriftsteller und als Kunstdilettant bekannten Ireland zu verwechseln, welcher sich auch durch verschiedene Radirungen bekannt machte. Der Landschaftsmaler Samuel Ireland lebte meist in London und genoß in England viele Anerkennung seiner Talente, besonders wegen der schönen malerischen Ansichten der an den Themse- und den Severnufern liegenden Gegenden. Mit großer Treue, Wahrheit und vielem Geschmacke verstand er das Landschaftliche aufzufassen und angenehm darzustellen. Die meisten Kunstsammlungen Englands sind im Besitze von mehren seiner Kunstwerke, auch ist Verschiedenes nach ihm radirt, und ebenso in der letztern Zeit Mehres nach ihm

lithographirt worden. Im J. 1823 erschien eine Folge von 52 Ansichten des Severnflusses von Harvel lithographirt in 4., welche mit geschichtlichen und topographischen Notizen aus der Feder des verstorbenen Künstlers begleitet waren. (*Frenzel.*)

II. Geographie, s. Irland.

IRELÄNDISCHES oder **IRISCHES MEER** nennt man denjenigen Theil des atlantischen Oceans, welcher, im Norden durch die Nordstraße, im Westen durch den Königlichen und großen Kanal mittels des Shannon und im Süden durch den St. Georgeskanal in Verbindung stehend, zwischen 11° 14′ und 14° 43′ östl. L. und 52° 11′ bis 55° 7′ nördl. Br. liegt, einen Flächenraum von ungefähr 2000 geographischen Meilen bedeckt und im Westen von den irelándischen Countys Werford, Wicklow, Dublin, East Meath, Louth und Down, durch welche der Newrykanal geht, welcher das irische Meer mittels des Lough Neagh und des Bannflusses mit dem nordatlantischen Meere vereinigt, im Osten aber von den wälisch-englisch-schottländischen Grafschaften Pembroke, Cardigan, Meirionedd, Carnarvon, Denbigh, Flint, Chester, Lancasshire, Westmoreland, Cumberland, Dumfries, der Voigtei Kirkudbright und Wigtoun begrenzt wird. Es enthält mehre größere und kleinere Inseln und Eilande. Zu den ersteren gehören 1) die Insel Man (12° 30′ bis 14° 2′ östl. L. und 53°47′ bis 54° 17′ nördl. Br.) mit den Eilanden Küterland, St. Michael und Stack; 2) Anglesey (Beaumaris) (nördl. Br. 53° 14′, östl. L. 13° 9′) mit der Insel Holyhead und den Eilanden Skerries, Priestholm und Wealt; 3) Walney mit den Eilanden Fowley, Pile und Oldbarrow; zu den letzteren die St. Tudwalsinsel, Bardsey, Gwelin, Südwall an den wälisch-englischen, sowie die Dalkeyinseln, Ireland's Eye, Lambay und St. Patrick an den irelándischen Küsten. Größere Baien sind an den Küsten von Wales, England und Schottland die Newportbai in Pembrokshire zwischen den Vorgebirgen Strumble head und Pen Kemeys Point, die vier Meilen lange Cardigansbai, in welche sich der Twi (Tivy), Y Stwith, Ridol Iron, Dovy, Desunny, Llanvedr und Dwryd ergießen; die Barmouthbai, welche den Avonmawr aufnimmt; die Pulhely- und Carnarvonbai; die Maricombebai, die Duddon-, Irt- und Allonbybai, sowie das Solway Frith, in welche sich die Flüsse Duddon Irt, Südesk, Annan, Nith, Dee, Eden, Nordesk und Lynn ergießen; die Wigtoun- und Glenlucebai, in deren ersterer der Cree, in der letzteren aber die Luce endet. Auf den irelándischen Küsten findet sich die Bai von Dublin mit dem Ausflusse des Liffey und Dodder; die Droghedabai mit der Mündung des Boyne, die Dundalkbai mit der Mündung des Dundalk, Cane und Dee; die Carlingfordbai, in welcher der Newry und Slidery Ford das Meer erreichen; die Dundrum- und Cloghybai. Außer den hier genannten Flüssen empfängt das irische Meer noch aus Meirioneddshire den Conway und Sejont, aus Derby den Clwyd, aus Cheshire die Mersey, aus Lancasshire die Gewässer des Dongels, Ribbles, Lune, Leven, Cark, Cocker, Wyer und Alt; aus Cumberland die Flüsse Derwent, Ellen, Ehen, Elne; aus Kirkudbright den Orr und Fleet. Die irischen Grafschaften liefern die Flüsse: Slaney und Blackwater (Werford), Ovoca (Wicklow). Reich an Vorgebirgen sind die englischen Küsten. Wir stoßen hier in Pembrokeshire auf die Vorgebirge St. Davids, Penbughtee, Strumble und Pen-Kemey-Point, in Meirioneddshire auf das Cap Sarnabuch; in Carnarvon auf die Vorgebirge Braichy Pool, Penryn-Du, Porthdinlleyn Head und Gread Ormes Head; in Flint auf Air Point; in Cumberland auf St. Bees Head; in Kirkudbright auf die Vorgebirge Balnie, Roß of Balmangorr und Saturneß; in Wigtoun auf die Spitze Bourrou-Head. Ärmer sind die irelándischen Küsten ausgestattet. Wir finden hier von Süden nach Norden aufsteigend die Vorgebirge Carnsore-Point (Br. 52° 11′, östl. L. 11° 14′), Raven- und Greenore point in Werford; Howth Head in Dublin; die Vorgebirge Dunkany und Cooly im Süden und Norden der Dundalkbai; die Caps St. Johns, Killard und St. Quentin. Gleich dem mittelländischen Meere scheint auch das irische Meer seine Entstehung einer großen Erdrevolution zu verdanken. Während die irelándischen Küsten flach, sandig, eben, fruchtbar und zusammenhängend erscheinen, sind die von Wales, England und dem hierher gehörigen Theile von Schottland gebirgig, durch eingreifende Baien, Buchten und Meeresarme äußerst zerrissen. Nicht unwahrscheinlich wird es daher, daß das atlantische Meer durch den Nordkanal einbrach, in südöstlicher Richtung gegen die Westküsten von England und Wales anstürmte und hier an den Felsenmassen seine Kraft verschwendend, sich durch den St. Georgeskanal einen Ausweg bahnte. Wir hätten dann vielleicht Man und die übrigen Inseln als die höchsten Bergkuppen des von den Fluthen bedeckten Landes zu betrachten. Daß das atlantische Meer einst im Norden wirklich höher gestanden habe, als jetzt, machen Reisende aus der Formation der westlichen Hebriden wahrscheinlich, aus welcher ein Zurückweichen oder eine Abnahme des Meeres in dieser Gegend deutlich hervorzugehen scheint. Vielleicht könnten auch die Sandbänke an der irelándischen Südostküste für die angegebene Richtung der Meeresfluth sprechen, deren hauptsächliche die Namen New Ground, Sud Ground, Mittlerer (Middle) und Nord Ground führen. (*G. M. S. Fischer.*)

IRELANDS EYE (Irlands Auge), Insel des irischen Meeres in der Bai von Dublin und oberhalb des Vorgebirgs Howth gelegen. Sie gehört zu der Grafschaft Dublin (Provinz Leinster) und dient den Schiffern zum Ruhepunkte, welche in den zwischen ihr und dem genannten Vorgebirge neuangelegten und sieben Miles von Dublin entfernten Hafen einlaufen wollen.

(*G. M. S. Fischer.*)

IRELÄSCH, ein drei Meilen langer und 1½ Meile breiter See in dem jenseit des Urals liegenden Lande der Baschkiren im asiatischen Rußland, aus welchem die in den Isset fallende Tetscha fließt. An seinen Ufern wächst Holz in Menge. Man zählt in demselben an 20 kleine Inseln. An dem nach der Steppe gelegenen Ufer findet man bei dem Dorfe Mäkotin einen alten sehr hohen Wall,

der an einigen Stellen vier Klaftern hoch, und einen Graben, welcher $1\frac{1}{2}$ Klafter tief ist. (*J. C. Petri.*)

Irels, s. unt. **Feridun**.

IREM (ارم), der fabelhafte säulenmächtige (ذات العماد) Zaubergarten des Orients, die Hesperiden des genußgierigen Muhammedaners, verdankt der Sage nach seine Entstehung dem Übermuthe eines gottlosen Fürsten, Scheddád, Ad's Sohne, des Repräsentanten eines alten, durch Gottes Zorn untergegangenen, Geschlechtes oder Volkes im glücklichen Arabien. Der Koran heiligte diese Sage, Sur. 89. V. 6 fg., wo er mit Abscheu von diesem Riesengeschlecht der Aditen spricht. Dem Schöpfer dieses irdischen Paradieses, dieser Gärten von Irem, ward vorgeworfen, indem er das himmlische Paradies habe ersetzen und der dort verheißenen Freuden spotten wollen, er bemüht gewesen sei, sich als eine Gottheit seinen Zeitgenossen zu empfehlen, und um seine Göttlichkeit ihrem Gemüthe glaubhaft zu machen, er Alles, womit nur die Phantasie den Sinnen schmeicheln konnte, in sein Paradies versetzt und dessen Genüsse den an ihn Gläubigen versprochen habe. Noch ehe er jedoch selbst diese zauberische Schöpfung betrat, strafte ihn der Zorn Gottes durch den Tod und begrub das Paradies mit allen seinen Herrlichkeiten in dem Sande der Wüste. Irem verschwand für immer, doch blieb Scheddád der Ruhm, durch seine Schöpfung die Phantasie des Muhammedaners auf ewige Zeit befruchtet zu haben. Das Paradies der Aditen mit seiner unvergleichlichen Anmuth lebt in den Dichtern und Geschichtschreibern des Orients fort, und noch heute vermögen sie den höchsten Sinnengenuß nicht trefflicher zu bezeichnen, als indem sie ihn mit den Freuden Irems vergleichen. So verpflanzte Scheddád, trotz der warnenden Schilderungen des Propheten, das himmlische Paradies dennoch auf die Erde. Das Paradies Irem gilt dem himmlischen gleich; die himmlische Anmuth desselben sichert die Ruhe vor den Stürmen und Mühseligkeiten des Lebens, und Himmel und Erde und ihre Reize verschwinden so in der Sinnlichkeit des Moslimen zu einem Begriff. (*Gustav Flügel.*)

IREMELTAU, eine der höchsten Spitzen des Uralgebirges in der asiatisch-russischen Statthalterschaft Orenburg, wo dieses Gebirge den Namen des baschkirischen oder orenburgischen Urals führt, ist fast immer mit Schnee und Eis bedeckt. Auf ihm entspringt der nicht unbedeutende Fluß Belaja, welcher die Provinz Orenburg vorzüglich bewässert. (*R.*)

IREN, 1) soviel als Irländer, s. **Irland**.

2) **Iren**, kleiner Nebenfluß der Sylwa, welche sich in die Tschussowaja und mit ihr in die Kama, den hauptsächlichsten Fluß der asiatisch-russischen Provinz Perm, ergießt. (*R.*)

Irén, s. am Ende des Buchstaben **I**.

IRENAM, eine kleine Stadt in Lachar in Hinterindien (auf Berghaus' Karte von Assam etwa 24° 55' nördl. Br. und 93° 10' östl. L. von Greenwich). (*Theodor Benfey.*)

IRENÄUS, *Εἰρηναῖος*, 1) Bischof von Lyon. **I. Sein Leben**[1]). Über Zeit und Ort der Geburt wie überhaupt über die frühesten Jugenderlebnisse des Irenäus versuchten die älteren Gelehrten durch ängstliches Pressen wortkarger Berichte und durch spitzfindiges Conjecturiren mancherlei Aufschlüsse zu erzwingen, welche das klare Wort der Geschichte versagt hatte. Besonnene Historiker sind auf diesem Wege nicht selten zu auffallenden Behauptungen gekommen. Um einen festen Boden für eine kritische Sichtung älterer Ansichten über die frühesten Lebensverhältnisse des Irenäus zu gewinnen, lassen wir ihn selbst seine Jugenderinnerungen vor einem verirrten Freunde ausschütten. In einem Briefe an Florinus[2]), der sich gnostischen Irrthümern ergeben hatte, schreibt Irenäus: „diese Lehren haben dir die Presbyteren, welche uns vorangegangen sind, die auch mit den Aposteln umgingen, nicht überliefert. Denn als ich noch Knabe war, sah ich dich in Kleinasien bei Polykarp (*εἶδον γάρ σε παῖς ὢν ἔτι ἐν τῇ κάτω Ἀσίᾳ*), ich schaute deine glänzende Wirksamkeit in der Königshalle und dein Bemühen, vor Polykarp Wohlgefallen zu erhalten (*λαμπρῶς πράττοντα ἐν τῇ βασιλικῇ αὐλῇ καὶ πειρώμενον εὐδοκιμεῖν παρ' αὐτῷ*). Denn ich führe das, was damals geschah, mehr, als was jetzt geschieht, im Gedächtniß. Was wir in der Kindheit vernommen haben, wächst mit der Seele und wird eins mit ihr; sodaß ich den Ort beschreiben kann, an welchem der selige Polykarp saß und sprach, sein Ein- und Ausgehen, seine Lebensweise und seine Körpergestalt, die Vorträge, welche er an die Gemeinde hielt, wie er von seinem Umgang mit Johannes und den Übrigen, welche den Herrn gesehen hatten, erzählte; wie er ihre Reden berichtete und was er von ihnen über den Herrn, dessen Wunder und Lehren vernommen hatte. Da er alles von den Augenzeugen seines Lebens gehört hatte, so erzählte er es übereinstimmend mit der Schrift. Dies hörte ich auch damals mit Eifer der göttlichen Gnade gemäß, und schrieb es nicht auf Papier, sondern in mein Herz, und stets bringe ich es durch die

1) Vgl. Illustrium ecclesiae orientalis scriptorum, qui secundo Christi saeculo floruerunt, vitae et documenta. Auctore *Petro Haloix*. (Duaci 1636.) Dissertationes in Irenaeum. Auctore *H. Dodwello*. (Oxoniae 1689.) *Tillemont*, Mémoires pour servir à l'histoire ecclesiastique. T. II. p. 79. Die Herausgeber der Werke des Irenäus, Feuardent und Grabe, in den Prolegomenen; besonders Massuet's Dissertatio praevia II: de St. Irenaei vita, gestis et scriptis. Histoire litéraire de la France par des religieux Bénédictins de la congregation de St. Maur. T. I. Partie I. p. 324 sq. Histoire générale des auteurs sacrés et ecclesiastiques par *R. P. Dom Remy Ceillier* T. II. p. 135 sq. *Gottfridi Lumper*, Historia theologico-critica de vita, scriptis atque doctrina sanctorum Patrum. P. III. p. 188 sq. Baumgarten, Untersuchung theologischer Streitigkeiten 2. Th. S. 86. 104. 131. Meine Preisschrift: De Irenaei adv. haer. operis fontibus, indole, doctrina et dignitate. (Gottingae 1836.) Möhler's Patrologie oder christliche Literärgeschichte, herausgegeben von Reithmayr. (Regensburg 1840.) Böhringer, Die Kirche Christi und ihre Zeugen. (Zürich 1842.) Histoire de Saint Irenée, second Evêque de Lyon. Par Mr. l'Abbé *J. M. Prat*. (Lyon et Paris 1843.) *Beaven*, An account of the life and writings of Irenaeus. (London 1841.) 2) s. das Fragment dieses Briefes bei *Eusebius*, h. e. V, 20.

Gnade Gottes in frische Erinnerung. Und ich kann vor Gott bezeugen, daß, wenn jener selige und apostolische Presbyter solches gehört hätte, er würde aufgeschrieen, sich die Ohren verstopft und nach seiner Gewohnheit gesagt haben: „„o mein guter Gott, für welche Zeiten hast du mich aufbewahrt, daß ich dies aushalten muß!““ und er würde von dem Orte, wo er sitzend oder stehend solche Reden vernommen hätte, hinweggeflohen sein.“

Auf diese schönen Worte stützen sich mancherlei Vermuthungen über den Geburtsort des Irenäus. Die Meinung des Ökumenius, Irenäus sei von Geburt ein Gallier[3]), steht ziemlich vereinzelt. Gegen diese Ansicht trat schon Feuardent auf. Die Späteren stimmen freilich darin überein, daß Irenäus ein Grieche gewesen[4]); jedoch über den Geburtsort und selbst über das Geburtsland sind sie noch verschiedener Ansicht. Einige schwanken zwischen Griechenland und Kleinasien[5]). Die Meisten entscheiden sich für das letzte. Andere haben behauptet, in Smyrna oder dessen Umgegend müßten die wahrscheinlich schon dem Christenthum ergebenen Ältern des Irenäus gewohnt und dort müßte er das Licht der Welt erblickt haben[6]).

Zu historischer Gewißheit werden sich diese Vermuthungen nie erheben lassen. Aber der griechische Name des Irenäus, sein Verhältniß zu Polykarp, seine durchaus christliche Erziehung, seine genaue Bekanntschaft mit der griechischen Literatur — dies alles macht es mehr als wahrscheinlich, daß Irenäus in Kleinasien, wenigstens in der Nähe des berühmten Smyrna, wo Polykarp lebte und wirkte, geboren und von seinen christlichen Ältern schon im Knabenalter dem greisen Lehrer zugeführt wurde.

Wie über die Chronologie der meisten Ereignisse des zweiten Jahrhunderts, so herrscht auch über das Geburtsjahr des Irenäus ein unsicheres Schwanken der Ansichten. Aus folgender Stelle des Werkes gegen die Ketzereien[7]): οὐδὲ γὰρ πρὸ πολλοῦ χρόνου ἑωράθη, ἀλλὰ σχεδὸν ἐπὶ τῆς ἡμετέρας γενεᾶς, πρὸς τῷ τέλει τῆς Δομιτιανοῦ ἀρχῆς glaubten Paradinus und Severtius schließen zu können, Irenäus sei gegen Ende der Regierung Domitian's, also etwa ums Jahr 80, geboren[8]). Diese Ansicht ist schon mit Recht von Halloir dadurch widerlegt, daß Irenäus, dessen Tod mit ziemlicher Gewißheit in das Jahr 202 zu setzen ist, nach jener Annahme ein höchst seltenes Alter erreicht haben müßte. Halloir selbst setzt die Geburt des Irenäus in die letzten Jahre des Trajan, also etwa 112—117. Wenn er sich übrigens für die Richtigkeit dieser Annahme glaubt auf die Übereinstimmung der Kirchenväter, eines Eusebius, Basilius M., Hieronymus und Theodoret berufen zu dürfen, so ist dagegen zu bemerken, daß die ganz allgemeine Angabe jener, Irenäus habe gelebt ἐγγὺς τῶν ἀποστόλων aus den obigen Worten des Irenäus selbst geflossen ist, also durchaus nichts beweisen kann. Dodwell[9]) ist durch eine scharfsinnige, aber unhaltbare Hypothese auf eine andere Ansicht gekommen. Irenäus sagt nämlich in dem Briefe an Florinus: er habe diesen Freund gesehen λαμπρῶς πράττοντα ἐν τῇ βασιλικῇ αὐλῇ. Aus der Erwähnung der Königshalle schließt Dodwell: Irenäus habe mit Florin Umgang gepflogen, als Hadrian auf seinen Reisen in Asia proconsularis verweilte, etwa um das Jahr 122. Damals hörte Irenäus die Vorträge des Polykarp, wie er selbst sagt, παῖς ἔτι ὤν. Dodwell will nun das Knabenalter des Irenäus über die zwanziger Jahre hinaus bis nahe an die dreißig ausgedehnt wissen, und schließt daraus, Irenäus müsse in den ersten Jahren der Regierung Trajan's, ungefähr um's Jahr 100, geboren sein. Die augenfällige Willkür dieser Conjecturen hat schon Massuet gerügt[10]). Dieser Gelehrte meint, Irenäus sei ungefähr 140 geboren; habe von 152 an den Unterricht Polykarp's genossen, welcher damals vierzehn Jahre vor seinem Tode von Irenäus recht gut πάνυ γηραλέος genannt werden konnte[11]). Tillemont dagegen entscheidet sich für das Jahr 120. Möhler in der Patrologie und Böhringer haben sich der Ansicht Massuet's angeschlossen, welche im Grunde auch die größere Wahrscheinlichkeit für sich hat[12]).

In welcher Weise die Erziehung und Bildung des Irenäus vollzogen wurde, läßt sich aus dem, was er geworden ist, mit ziemlicher Gewißheit entnehmen. Vor

3) Ökumenius im Commentar zu 2 Petr. 3. Feuardent bemerkt in der seiner Ausgabe des Werkes adv. haer. vorausgeschickten Lebensbeschreibung des Irenäus: Asianus, non Gallus fuit Irenaeus. Qui enim a Galliis Smyrnam Asiae minoris oppidum profectus, peragratis Cycladibus totum mare Aegaeum parvulus trajecisset, quo Polycarpum illic docentem audiret? 4) Erasmus, der erste Herausgeber des Irenäus, schweigt über das Vaterland desselben. Gallasius sagt in dem seiner Ausgabe vorangeschickten Briefe: mihi satis est, (Irenaeum) fuisse Graecum. Histoire lit. de la France: S. Irenée étoit Grec de nation. Damit stimmen Tillemont, du Pin, Ceillier, Cave und Andere überein. 5) So Semler in Baumgarten's Untersuchung theologischer Streitigkeiten. 2. Th. S. 86. Note 83: „Aus Asien oder Griechenland muß er gebürtig gewesen sein.“ 6) In der Hist. lit. de la France heißt es: Tout cela fait croire, que notre Saint naquit de parens chretiens et qu'il fut toujours élevé dans la vraie réligion. *Mosheim*, De reb. Christianorum ante Const. M. p. 322: Ille (Irenaeus) ex Asia minore in Galliam delatus. *Halloix* l. c.: in terra Asia et Smyrnae quidem, urbe literis et omni amoenitate florentissima ortus esse videtur. *Massuet* l. c. p. LXXVII: Irenaeum non procul ab ea urbe (Smyrna) ac proinde ἐν τῇ κάτω Ἀσίᾳ, in inferiore Asia, ortum accepisse inferre licet. Möhler a. a. O. S. 330: „Das Land, wo Irenäus geboren, wird zwar nirgends genannt; daß er aber aus Jonien stammte, geht ziemlich unzweideutig aus dessen Briefe an Florinus hervor. Dasselbe Fragment bestimmt aber den Ort noch näher, indem es den heiligen Polykarp, den berühmten Schüler des Apostels Johannes, und den Bischof von Smyrna, als den Lehrer des Irenäus im Christenthume bezeichnet, den er noch in seinen ersten Jugendjahren gehört habe. Dies läßt uns nicht zweifeln, daß nicht (?) dasselbe Land, welches den Polykarp zum Bischof hatte, die Heimath des Irenäus war.“ Dieselbe Ansicht hat auch Böhringer. 1. Bd. 1. Abth. S. 206.

7) adv. haer. V, 30, 3. 8) Halloir führt a. a. O. die Meinung dieser beiden Männer mit ihren eigenen Worten an. Ihre Schriften sind dem Verfasser dieses Artikels nicht selbst zu Gesicht gekommen. 9) Diss. in Iren. p. 221 sq. 10) a. a. O. §. 2. 11) Er sagt: non procul igitur a vero aberraverimus, si natum Irenaeum dicamus anno circiter 140 sub Antonini pii imperii initia. 12) Diese Ansicht gewinnt noch dadurch, daß der Tod Polykarp's nicht, wie man früher wol glaubte, in das Jahr 166, sondern in das Jahr 161 fällt, in welchem auch Justin zu Rom sein Leben als Märtyrer hingab. Vgl. meine Abhandlung über das Todesjahr Justin's des Märtyrers in Illgen's Zeitschrift für hist. Theol. Jahrg. 1842. 1. Heft.

allem bedeutend war der Einfluß des Polykarp auf des Jünglings erregbares und feuriges Gemüth. Der Kraft seiner eigenen Individualität Raum gebend mag er später wol manche von seinem greisen Lehrer angenommene Eigenthümlichkeit wieder abgestreift haben; aber es ist unleugbar, daß sein Geist und Sinn gebildet von einem apostolischen, dem Johannes vertrauten Manne durch eine tief innige Liebe für das Evangelium und einen herrlichen Feuereifer für die Sache Christi und seiner Kirche, sowie durch ein Streben, die ideale Seite der Dinge zu fassen und zu behaupten, vor Vielen sich vortheilhaft auszeichnet. Es sind dies Züge, welche, wenn wir des Irenäus Schilderungen seines Lehrers vergleichen, zeigen, daß auch bei dem selbständig ausgebildeten Manne die Jugendeindrücke noch nicht ganz verwischt waren; es sind Züge, in denen ein Johanneischer Typus unverkennbar hervortritt.

Außer Polykarp hat Irenäus noch andere Männer gekannt, welche mit Aposteln verkehrt hatten; er hat ihren Worten gelauscht und ihrem Wirken zugeschaut. Ihre Namen hat er uns nicht genannt. Es wird deshalb immer ungewiß bleiben, ob Hieronymus ein Recht dazu hat, den Bischof Papias von Hierapolis einen zweiten Lehrer des Irenäus zu nennen [13]). Durch den Verkehr mit jenem leichtgläubigen Bischof kann der Ruhm des Irenäus nicht gesteigert werden, wie Hieronymus vielleicht irriger Weise glauben mochte. Der Umgang mit Zeugen der urchristlichen Zeit hat den Irenäus mit außerordentlich tiefer Ehrfurcht vor den Ereignissen des apostolischen Zeitalters erfüllt und einen lebendigen Sinn für das Historische des Christenthums in ihm geweckt. Dieses früh erwachte Bewußtsein des historischen Grundes der Kirche bewahrte ihn vor idealistischen Verirrungen, welche in seiner Zeit nur allzu gewöhnlich waren, und machte ihn zum unerbittlichen Bekämpfer der alles Geschichtliche auflösenden gnostischen Speculation. Ebendieses Interesse für die geschichtlichen Umstände, unter denen das Christenthum zuerst auftrat, sich verbreitete und entwickelte, bewog ihn, Manches aus den Mittheilungen jener unmittelbaren Apostelschüler aufzuzeichnen. Dadurch wurde er für uns einer der bedeutendsten Zeugen für die Wahrheit der evangelischen Geschichte und der Geschichte der apostolischen Zeit. Mag er auch einzelnes ungenau oder sogar falsch berichtet haben, — Irrthümer sind bei einem Referenten, der sich ganz auf sein Gedächtniß stützt, natürlich —: so bleibt es doch gewiß, daß seine sinnige Begeisterung für den historischen Grund des Christenthums, sein Eifern für ein nothwendiges Halten an dem lebendigen, historischen Christus, was in dem Werke an die Ketzer so oft hervortritt — es ist gewiß, daß jene Begeisterung und dieser Feuereifer sich nicht an matten Berichten über alltägliche Begebenheiten entzünden konnten. Vielmehr erkennen wir durch seine frische Wärme hindurch klar die gewaltigen Erscheinungen, denen das Christenthum Dasein und Sieg verdankt. In den Jugendverhältnissen und in der Bildungsweise des Irenäus liegt demnach der Grund, warum er ein so gewichtiger Zeuge für die historische Wahrheit des Christenthums geworden ist.

Indessen die Bildung, welche Irenäus genoß, war eine vielseitige. Das bewegte Leben Kleinasiens und besonders Smyrna's bot viel geistige Anregung. Sinn für Wissenschaft und namentlich für Philosophie war dort einheimisch. Irenäus machte schon früh die Bekanntschaft mit den Erzeugnissen griechischer Dichter, und studirte eifrig die philosophischen Schriften der Griechen, besonders Plato's Werke. Unter diesen fördernden Studien und Anregungen mag sich Irenäus jene dialektische Gewandtheit angeeignet haben, welche wir an dem Antignostiker rühmen; die Kraft seiner edeln Gesinnung leitete ihn zu einem sichern und tiefen philosophischen Urtheil, wodurch er sich die Achtung aller Zeiten gesichert hat. —

Das Jünglingsalter — so dürfen wir annehmen — verlebte Irenäus in Asien unter Leitung Polykarp's, der ihn auf eine ernste der christlichen Kirche gewidmete Mannesthätigkeit vorbereitete. Über die erste Periode seines männlichen Lebens hat die Geschichte einen undurchdringlichen Schleier gezogen, den die Phantasie älterer Historiker bisweilen zu lüften versuchte [14]). Wir finden nämlich

13) Hieron. (de viris ill. c. 35. Ed. *Vallarsii*. T. II. p. 873) berichtet über Irenäus: Irenaeus, Pothini Episcopi, qui Lugdunensem in Gallia regebat ecclesiam, Presbyter, a martyribus ejusdem loci ob quasdam ecclesiae quaestiones legatus Romam missus, honorificas super nomine suo ad Eleutherum episcopum perfert literas. Postea jam Pothino prope nonagenario ob Christum martyrio coronato, in locum ejus substituitur. Constat autem Polycarpi, sacerdotis et martyris, hunc fuisse discipulum. — — Floruit maxime sub Commodo Principe, qui M. Antonino Vero in imperium successerat. In seiner Epistola ad Theodoram viduam (Ep. 75. Ed. *Vall.* T. I. p. 454) sagt Hieronymus ferner: Refert Irenaeus, vir apostolicorum temporum, et Papiae, auditoris Evangelistae Joannis discipulus, Episcopus ecclesiae Lugdunensis etc. Man kann sich nur wundern, daß diese Meinung des Hieronymus von Möhler und Böhringer als ganz zuverlässig aufgenommen ist. Dazu durfte der Vorgang älterer und unkritischer Historiker nicht verleiten. — Es ist nur Consequenz, wenn jene eben genannten Paradinus und Severtius, welche die Geburt des Irenäus in so frühe Zeit setzen, den Irenäus zu einem Schüler des Apostels Johannes machen. Ob sie dabei der Auctorität jenes Diploms, was Papst Gregor VII., Heinrich, König von Burgund, und Hugo, Erzbischof von Lyon, unterschrieben haben sollen, in der That soviel Vertrauen geschenkt haben, als Halloix und Massuet meinen, muß man wol dahin gestellt sein lassen. Als eine Rarität historischer Kritik verdient hier noch eine Bestreitung der Ansicht Einiger, daß Irenäus jener im zweiten Capitel der Apokalypse erwähnte *ἄγγελος τῆς ἐν Θυατείροις ἐκκλησίας* gewesen, wenigstens erwähnt zu werden. Halloix ist es, der jene Meinung ausführlich zu widerlegen sich bemüht.

14) Der Curiosität wegen mag hier eine Probe alter katholischer Geschichtschreibung Platz finden. Halloix schildert genau den Studiengang des Irenäus; läßt ihn sodann von Polykarp, der sich viel von der einstigen Wirksamkeit des Irenäus versprechen haben soll, zum Diakon und Presbyter weihen. Der Bischof Pothinus von Lyon, so erzählt Halloix allen Ernstes weiter, konnte sich allein gegen das immer mehr anwachsende Ketzercorps in Gallien nicht mehr halten und bat bei Polykarp um Hilfstruppen. Polykarp unterredet sich mit Irenäus (sogar dies Zwiegespräch wird in extenso mitgetheilt) und beredet ihn, gen Gallien zu ziehen. Mit einigen Genossen langt Irenäus nach einer glücklichen Seereise in Massilia an. Dort freut er sich besonders, das Andenken an Lazarus, ersten Bischof von Massilia, der mit Maria Magdalena und Martha nach der Christenverfolgung (Act. 8.) gen Massilia ge-

nach gewissen historischen Nachrichten Irenäus in Gallien wieder in voller Wirksamkeit für das Gedeihen der Kirche zu Lyon. Ungewiß bleibt es, wann er den Orient verließ, was ihn dazu veranlaßte und wie er grade nach Lyon gekommen ist [15]). Man kann sich denken, daß Polykarp, der ja in naher Beziehung zum römischen Bischof stand, den Irenäus veranlaßte, nach dem Abendlande zu wandern [16]). Möglich auch, daß Polykarp seinen Schüler mit sich nahm, als er zum römischen Bischof Anicetus im Jahre 157 sich nach Rom begab [17]); möglich, daß beide den Irenäus bestimmten, nach Lyon zu gehen, weil sie von dort aus eine weitere Verbreitung des Christenthums über Gallien und Spanien hinaus, oder doch eine Befestigung der Bewohner jener Gegenden im christlichen Glauben von der Wirksamkeit des Irenäus hofften. Vielleicht hatte auch Polykarp oder der römische Bischof ihn zum Diakon (aber wol nicht, wie Massuet meint, zum Presbyter) geweiht [18]), um seiner Sendung mehr Nachdruck zu geben. Wenn derartige Annahmen auch nicht gradezu gegen die historische Wahrscheinlichkeit streiten, so sind sie doch immer nur Versuche, die uns unbekannte historische Wahrheit approximativ zu erreichen.

In Lyon stand zu jener Zeit der Bischof Pothinus an der Spitze der Gemeinde. Aus den Worten des Hieronymus: (Irenaeum) Pothini episcopi, qui Lugdunensem in Gallia regebat ecclesiam, Presbyterum hat man schließen wollen, daß Pothin den Irenäus durch Handauflegung zum Presbyter geweiht habe [19]). Die Worte machen die freilich sonst nicht grade nothwendige Annahme nicht unwahrscheinlich. Als Presbyter hat Irenäus mit Liebe und Eifer und, wie es scheint, auch mit Erfolg für die Sache des Christenthums in der lyoner Gemeinde, vielleicht auch weiterhin, gewirkt und seinen bejahrten Bischof in der Verwaltung seines schwierigen Amtes kräftig unterstützt. Für diese segensreiche Wirksamkeit wurde ihm der Lohn hohen Vertrauens von Seiten seiner Gemeinde. Nach dem Berichte des Eusebius gaben ihm die lyoner Christen einen ehrenvollen Beweis ihres Dankes und ihrer Hochschätzung.

Die Zeiten des übrigens trefflichen Marc Aurel waren für die äußere Ruhe und das stille Gedeihen der christlichen Kirche keineswegs günstig, auch nicht für die Kirche zu Lyon. Diese wurde zugleich mit ihrer Schwesterstadt Vienne im Jahre 177 von einer schrecklichen Christenverfolgung hart betroffen. Über diese Katastrophe haben jene Kirchen selbst uns eine Denkschrift hinterlassen, worin die traurigen Schrecknisse derselben auf eine ergreifende Weise geschildert sind [20]). Eine Menge Christen wurden auf Befehl des römischen Statthalters nach vorhergegangenem Geständniß eingekerkert [21]). Mit ihrer Gemeinde wirkten die angehenden Märtyrer noch segensreich zur Erhaltung des Kirchenfriedens selbst über Galliens Grenzen hinaus. In der römischen Kirche hatten sich nämlich um jene Zeit Montanisten aus Kleinasien eingefunden, welche vielleicht durch ihre überspannten Ideen von den Wirkungen des Paraklet und von einer endlichen Vollendung der Kirche viel Aufsehen erregen und auch manchen gutgesinnten Christen der katholischen Kirche abspenstig machen mochten. Grund genug, den römischen Bischof, welcher schon damals auf sein Ansehen und sein Übergewicht nicht wenig eifersüchtig war, zu einem offnen Bruch mit jenen Anhängern des Montanismus zu veranlassen [22]). Hatten nun die lyoner Christen, in deren Mitte sich wol viele Kleinasiaten befinden mochten, unter jenen Montanisten in Rom vielleicht Bekannte und Freunde (dies eine Annahme Neander's und Schwegler's); oder fühlte man in Lyon, wo die Gefahr für die Sache des Christenthums so sehr groß war, am dringendsten die Nothwendigkeit, sich fester an einander zu schließen und den Frieden im Innern der Kirche zu erhalten [23]): genug,

---

flüchtet sein soll, noch so frisch erhalten zu finden. Die Massilienser haben ihrerseits viel über den Apostel Johannes und Polykarp zu fragen und können an den diurnis et nocturnis narrationibus des Irenäus sich nicht sättigen. Irenäus reist sodann nach Lugdunum. Wer könnte beschreiben, mit welcher Liebe er von Pothin aufgenommen wurde! Er übertraf die Empfehlung Polykarp's beiweitem. Mit Eifer wandte er sich dem Studium der gallischen Landessprache zu, deren Erlernung ihm als einem nicht ganz jungen Manne sauer angekommen ist. Zur Ehre der in der katholischen Kirche später geübten historischen Kritik sei aber bemerkt, daß der etwa 70 Jahre später schreibende Benedictiner Massuet diese Faseleien einer weitern Widerlegung nicht werth hielt.

15) Vgl. Massuet a. a. O. S. 78. §. 5. 16) Dies nimmt unter Andern auch Gregor von Tours an in seiner Historia Franciae. Lib. I. c. 29. 17) Massuet meint, Irenäus sei damals noch zu jung gewesen. Indessen das Jahr jener Reise Polykarp's steht nicht fest. 18) Dies hält auch Massuet für wahrscheinlich. 19) Massuet a. a. O. §. 6.

20) Die gallischen und kleinasiatischen Kirchen standen zu jener Zeit in näherer Verbindung. Ereignisse, welche für sie von besonderer Wichtigkeit waren, theilten sie sich einander mit. So hat uns Eusebius eine Zuschrift der Kirchen von Lyon und Vienne an die Gemeinden in Asien und Phrygien aufbewahrt, worin jene Verfolgung umständlich geschildert wird. *Eus.* h. e. V, 1. Woher jenes engere Verhältniß zwischen den gallischen und kleinasiatischen Kirchen entstanden ist? Man könnte an Irenäus denken und vermuthen, sein Einfluß habe in Gallien Neigung für Kleinasien geweckt. Mit ihm, auch dies nahm man wol an, wären mehre Kleinasiaten nach Gallien eingewandert und durch diese hätte sich eine gewisse Geistesverwandtschaft zwischen dem christlichen Gallien und Kleinasien von selbst gebildet und erhalten. Daher natürlich eine gegenseitige Theilnahme. Allein ich bin geneigter, auch die Übersiedelung des Irenäus nach Gallien aus einer schon früher bestehenden freundlichen Beziehung Galliens zu Kleinasien herzuleiten. Wissen wir doch, daß einige gallische Völkerstämme, die Trocmer, Tolistobojer und Tectosager, welche zuerst nach Griechenland gewandert waren, später von Nicomedes von Bithynien gegen seinen Bruder zu Hilfe gerufen wurden und von Attalus Landstriche zu Wohnsitzen angewiesen erhielten. *Strab.* XII, 5, 2. p. 567 *Casaub.* Exc. leg. 33. 108. *Polyb. Liv.* 38, 16. *Plin.* h. nat. V, 32. Sollten nicht diese gallischen Stämme eine Verbindung mit Gallien unterhalten haben? Hieronymus erzählt in seinem Commentar zum Briefe an die Galater, daß jene Gallier in Kleinasien, obgleich ihnen hellenische Sprache nach und nach bekannt wurde, eine Sprache reden ähnlich derjenigen welche man in der Gegend von Trier spreche. 21) Vgl. über die Verfolgung auch Neander's Kirchengeschichte. I, 1. S. 111. 22) Mir ist am wahrscheinlichsten, daß dies sich unter dem Bischof Eleutherus zutrug, was auch Schwegler in der Schrift: Der Montanismus und die Kirche des zweiten Jahrhunderts. S. 249 fg. annimmt. cf. Neander's Antignosticus. S. 486 und dessen Kirchengeschichte. I, 3. S. 595. 23) Es ist hier nicht der Ort, in weitere die Geschichte des Montanismus angehende Fragen mich einzulassen. Es sei deshalb nur

Eusebius erzählt: die lyoner Märtyrer hätten aus ihrem Gefängniß ein Schreiben an den römischen Bischof Eleutherus erlassen, welches sich auf seinen Streit mit den Montanisten bezog. Den Inhalt des Schreibens hat uns Eusebius nicht mitgetheilt. Man darf aber auf den Contert der Eusebianischen Erzählung die Vermuthung gründen, daß jene Glaubenshelden der lyoner Kirche zur Eintracht und zum Frieden gerathen haben, wenngleich sie die Sache der Montanisten keineswegs zu unterstützen wagten. Dieses Schreiben wurde dem Presbyter Irenäus mit dem Auftrag übergeben, es nach Rom an den Eleutherus zu überbringen. Liegt nun hierin schon ein hohes Vertrauen von Seiten der Gemeinde, was Irenäus durch eine treue Wirksamkeit sich erworben hatte, vielleicht auch ein indirecter Beweis, daß er in diesem Streit wie später im Paschastreit für Wiederherstellung des Kirchenfriedens besonders mitthätig war: so hat die lyoner Kirche in den von Eusebius uns aus jenem Schreiben aufbewahrten Worten ihrem nachherigen Bischof ein Denkmal gesetzt, was klarer zu uns durch die Jahrhunderte hindurch redet, als Stein oder Erz es vermöchten. „Wir haben," so heißt es darin, „unsern Bruder und Genossen Irenäus aufgefodert, an dich dieses Schreiben zu überbringen, und bitten dich, du wollest ihn dir als einen Eiferer für Christi Bund empfohlen sein lassen. Wenn wir wüßten, daß das Amt Jemandem in deinen Augen Würde verleihen könnte, so würden wir den Irenäus noch besonders als Presbyter unserer Kirche dir empfehlen [24])." Die Sendung hat den gewünschten Erfolg gehabt: Eleutherus stellte die aufgehobene Kirchengemeinschaft mit den Montanisten wieder her [25]).

Nach Massuet's Ansicht kann der Zweck dieser römischen Reise nicht allein eine von den lyoner Märtyrern gewünschte Pacification zwischen dem römischen Bischof und den Montanisten gewesen sein; es müsse vielmehr, meint Massuet, etwas den damaligen bedrängten kirchlichen Zuständen in Lyon näher Liegendes die Reise des Presbyter Irenäus veranlaßt haben. Was dies gewesen, lasse sich aus Eusebius und Hieronymus recht gut abnehmen [26]). Pothin, der 90jährige Bischof von Lyon, war als eins

die Bemerkung erlaubt, daß die Sache der Montanisten um jene Zeit bereits auf Synoden verhandelt, angesehene Gemeinden von Rom aus mit in die Verhandlungen hineingezogen wurden. Daher hat die Annahme, daß die lyoner Gemeinde, der Erhaltung des allgemeinen Kirchenfriedens wegen, ein Wort der Milde gegen die Montanisten geredet, gar nichts Auffallendes. Man kann auch weder aus dieser Thatsache im Allgemeinen, noch aus dem besondern Umstande, daß das Schreiben der Lyoner wenigstens nicht ungünstig für den Montanismus ausfiel, folgern, daß die lyoner Gemeinde besondere Sympathie für die montanistischen Lehren gehegt hat. Was Schwegler von dem Montanismus der lyoner Kirche und besonders des Irenäus geredet hat, beruht wie manches Andere in der übrigens geistvollen Schrift auf großem Misverständniß. Neander äußert sich in der Kirchengeschichte I, 3. S. 762 über das Verhältniß des Irenäus zum Montanismus treffend so: „Daß Irenäus manche Meinungen und Richtungen hatte, die mit dem Geiste des Montanismus übereinstimmen, welche daher auch dazu beitragen, ihn einem Tertullian besonders theuer zu machen, das kann, nach den oben gemachten Bestimmungen über das Verhältniß des Montanismus zur kirchlichen Denkart, durchaus nicht zum Beweise dafür dienen, daß er ein Montanist gewesen sei. Wäre er ein eifriger Montanist gewesen, so würde er schwerlich haben unterlassen können, wo er ein Lieblingsthema des Montanismus berührte, sich auch auf die durch den Paraklet ertheilten neuen Aufschlüsse zu berufen; er beruft sich aber immer nur auf die Schrift oder die Überlieferungen jener kleinasiatischen Ältesten. Man kann zwar durchaus nicht annehmen, daß, wo er von der Verdammung der falschen Propheten redet, er darunter die montanistischen Propheten meine, denn dazu war er höchst wahrscheinlich zu günstig gegen die Montanisten gestimmt; aber als eifriger Montanist würde er schwerlich hier haben unterlassen können, mit den falschen Propheten auch die Gegner der wahren Propheten zu erwähnen, da er hier alles Verdammliche zusammenrechnet. Statt dessen folgt sodann eine Stelle, welche vielmehr den friedliebenden Geist des Irenäus charakterisirt: „der Herr wird auch diejenigen richten, welche Spaltungen erregen, welche von der Liebe Gottes leer sind und ihren eigenen Vortheil suchen, aber nicht die Einheit der Kirche, — welche aus kleinen und geringfügigen Ursachen den großen und herrlichen Leib Christi zerschneiden, und soviel an ihnen ist, vernichten, die in Wahrheit Mücken durchseihen und ein Kameel verschlucken. Sie können aber kein so großes Gut stiften, als der Schaden der Spaltung ist." (adv. haer. IV, 33, 7.)

24) Halloir meint, die lyoner Gemeinde habe den Irenäus in der Absicht dem Pontifex Eleutherus empfohlen, damit dieser den Irenäus zum Bischof weihen möge. Dieser Gelehrte weiß auch, daß Eleutherus den Irenäus gern bei sich gesehen, ihn zurückgehalten und sogar nach dem Orient abgeschickt hat zur Beilegung noch anderer Streitigkeiten. Wie unhaltbar alle diese Angaben sind, welche ohne Quellenbelege in der Luft schweben, geht auch aus den zahllosen Widersprüchen hervor, in die sich Halloir selbst verwickelt hat. 25) Vgl. darüber Schwegler a. a. O. S. 254. Erst durch die Vorstellungen des Praxeas, welcher später nach Rom kam, wurde Eleutherus bewogen, den Montanisten das Widerspiel zu halten, literas pacis revocare jam emissas, wie Tertullian sagt. — Die alten Kritiker, z. B. Valesius in den Noten zu Eusebius (h. e. V, 4.), beschäftigen sich viel mit der Frage, ob diese Reise des Irenäus wirklich zu Stande gekommen sei oder nicht. Es sei allerdings, meint Valesius, von dem Bischofe Pothin und den lyoner Märtyrern beschlossen, daß Irenäus als Abgesandter nach Rom gehn sollte. Jedoch, nachdem der Tod des Pothin eingetreten, sei die Gesandtschaft einem Andern übertragen, weil man es nicht für zweckmäßig gehalten, den Irenäus und dessen kräftige Unterstützung in so bedrängten Zeiten der Kirche zu entziehen. Wie schon Massuet bemerkt, kann man, ohne mit den Quellen in Widerspruch zu gerathen, gar nicht an der Ausführung dieses Römerzugs zweifeln. Eusebius sagt nicht, daß Irenäus sie aufgegeben, und Hieronymus erzählt gradezu, daß er gereist sei. Die Bedrängniß der Kirche beweist nichts; denn wenn die Eingekerkerten beschließen konnten, daß Irenäus das Schreiben nach Rom überbringen solle, so mußte sich dies auch wol ohne größere Gefahr für die lyoner Kirche realisiren lassen. Möglich ist, daß, wie einige alte Historiker annehmen, Irenäus der Verfasser jenes von der Kirche zu Lyon und Vienne an die asiatischen Christen gerichteten Schreibens gewesen ist. (*Eus.* h. e. V, 1.) Mir ist aber ganz unwahrscheinlich, daß auch dieses Schreiben von Irenäus persönlich nach Asien überbracht sei. 26) Die Ansicht, daß der Bischof Pothinus im Anfange der lyoner Verfolgung ergriffen und eingekerkert sei, hat nichts gegen sich. Da die lyoner Märtyrer bei Eusebius erzählen, Pothin sei bereits zwei Tage nach seiner Gefangennehmung gestorben, so wird Massuet's Meinung, daß bei der Abreise des Irenäus Pothin schon todt und die Kirche von Lyon ihres Bischofs beraubt gewesen sei, nur noch wahrscheinlicher. In den Worten des Hieronymus: Irenaeus Pothini episcopi, qui Lugdunensem in Gallia regebat ecclesiam, presbyter, a martyribus ejusdem loci ob quasdam ecclesiae quaestiones legatus Romam missus, honorificas super nomine suo ad Eleutherum episcopum perfert literas. Postea jam Pothino prope nonagenario ob Christum martyrio coronato in locum ejus substituitur — vermag ich keine Bestätigung jen Massuet'schen Conjecturen zu finden.

der ersten Opfer christlichen Muths in jener Verfolgung gefallen und die Gemeinde dadurch ihres Hirten beraubt. Man ernannte den Irenäus zum Nachfolger Pothin's. Allein da in Gallien kein Bischof weiter existirte (es ist uns wenigstens keiner bekannt und selbst das oft erwähnte Vienne scheint keinen Bischof gehabt zu haben), so mußte Irenäus, nach Massuet's Ansicht, nach Rom reisen, um sich zum Bischof weihen zu lassen. Katholische Befangenheit und blinder Eifer für den Primat Roms haben hier den sonst besonnenen Benedictiner zu weit geführt. Man braucht, ohne sich in weitere Discussion über diese Hypothesen einzulassen, nur auf die Quellen zurückzugehen. Diese begünstigen von dem positiven Theile der Massuet'schen Conjectur die letzte Hälfte durchaus nicht. Eusebius würde, wollte man diese Hypothesen zur Erklärung der betreffenden Stellen anwenden, gradezu unverständlich werden [27]).

Historisch gewiß ist nur, daß Irenäus der Nachfolger Pothin's im bischöflichen Amte wurde. Wann, ob vor seiner Reise nach Rom oder nach derselben, unter welchen Umständen, — darüber vermag man nach dem geschichtlich Feststehenden kaum Vermuthungen von einiger Wahrscheinlichkeit auszusprechen. Gewöhnlich wird angenommen, daß Irenäus 178 das bischöfliche Amt angetreten habe.

Als Vorsteher der Gemeinde wird es seine erste Sorge gewesen sein, den durch die schreckliche Verfolgung Bedrängten aufzuhelfen; geistlichen Trost zu spenden allen, welche den Tod geliebter Angehörigen zu beklagen hatten. Daher sagt Gregor von Tours über ihn: **Beatissimus vero Irenaeus hujus (Pothini) successor martyris, qui a beato Polycarpo ad hanc urbem directus est admirabili virtute enituit; qui in modici temporis spatio praedicatione sua maxime in integro civitatem reddidit christianam** [28]). Überhaupt darf man einem Manne wie Irenäus zutrauen, daß er mit der größten Gewissenhaftigkeit für das Wohl seiner Gemeinde gesorgt und gearbeitet hat. Die alten Historiker haben seiner Wirksamkeit noch dadurch Glanz verleihen wollen, daß sie von ihm Boten des christlichen Glaubens in die entlegeneren Theile Galliens aussenden ließen. So erzählten Massuet und Halloix den Märtyreracten nach, daß der Presbyter Ferreolus und der Diakon Ferutio nach Vesontio, drei andere Schüler des Irenäus, nämlich der Presbyter Felix und die Diakonen Fortunatus und Achilleus nach Valentia als Missionare geschickt worden seien [29]). Mag er auch für die Verbreitung des Christenthums thätig gewesen sein, so hat man doch allen Grund, jene Berichte der Märtyreracten in Zweifel zu ziehen [30]).

Über eine andere Art seiner Thätigkeit hat er uns selbst näheren Aufschluß gegeben. Der Gnostiker Valentin, welcher aus Ägypten etwa um die Mitte des zweiten Jahrhunderts nach Rom kam, war, wie es scheint, von einigen Schülern begleitet. Es läßt sich denken, daß in Rom, wo man für phantastische Geheimlehre ebenso viel Empfänglichkeit hatte, als für das Mysteriöse dunkler Religionsceremonien, ein Mann wie Valentin Glück machen mußte. Von Rom aus scheinen die Schüler Valentin's das kunstreich ausgeschmückte Valentinianische System im Occident bekannt gemacht zu haben. Irenäus, dessen Diöcese sogar von jenen Gnostikern bedroht wurde, erkannte die für das Christenthum und die Kirche hereinbrechende Gefahr und hat gewiß nicht ohne Erfolg alle Mittel angewandt, dieselbe wenigstens von dem Kreise abzuwenden, auf den er mit seiner Thätigkeit zunächst gewiesen war. Mündlich und schriftlich trat er den Gnostikern entgegen und mit echt christlicher Liebe und Milde leitete er die durch gnostische Verführung, wie sie bei den völlig degenerirten spätern Schülern der Valentinianischen Schule nicht selten geübt wurde, Gefallenen und Irregeführten zum Glauben und einem christlich sittlichen Leben zurück [31]). Ein **libellus Synodicus** erzählt sogar, daß Irenäus in Lyon eine Kirchenversammlung vorzüglich gegen Valentinianer und Marcioniten (soll vielleicht Marcosier heißen), überhaupt aber gegen alle Ketzer veranstaltet habe. Zwölf Bischöfe sollen hier zusammengekommen sein und gut katholisch die Ketzer verdammt haben. Halloix berichtet ausführlich über den ganzen Verlauf der Synode; Massuet äußert aber einigen Zweifel, weil jener **liber synodicus** erst im neunten Jahrhundert geschrieben sei [32]).

Gegen die Gnostiker, deren Lehren die Moralität und das Bestehen des Christenthums zugleich gefährdeten,

27) Warum Eusebius den die obwaltende Differenz zwischen der römischen Kirche und den Montanisten betreffenden Theil des Briefes ausgelassen hat, läßt sich recht gut erklären. Es war ihm unangenehm, die milde Ansicht der Lyoner gegen die Häretiker zu wiederholen. Allein einen Grund, weshalb er den Irenäus betreffende Punkte des Briefes sollte ausgelassen haben, kann ich mir um so weniger denken, als es grade seine Absicht gewesen zu sein scheint, die Hochachtung des Irenäus von Seiten der lyoner Gemeinde recht ins Licht zu stellen. Und dennoch hätte die Bitte der Märtyrer unerwähnt bleiben sollen: Eleutherus möge den Irenäus zum Bischofe weihen? — 28) *S. Georgii Flor. Gregorii* episcopi Turonensis, opera omnia. Op. et stud. *Th. Ruinart.* (Lutet. Par. 1699 Fol.) lib. I. c. 27. Es ist bekannt, wie große Wichtigkeit dies Werk für die Geschichte Galliens hat. Bei der anerkannten Wahrheitsliebe und Genauigkeit Gregor's von Tours dürfen wir an dem über Irenäus Mitgetheilten im Ganzen nicht zweifeln.

29) Beide a. a. O. 30) Massuet sagt selbst: quamvis autem non usque adeo sincera videantur haec acta, ut iis plenam et indubitatam fidem in omnibus tribuere possimus; nihil tamen est, quod de missione sanctorum illorum dubitationem movere queat, cum maxime consentientem habeamus ecclesiarum traditionem. 31) Über das Verhältniß des Irenäus zu den Gnostikern vgl. meine Preisschrift: De Irenaei adv. haer. operis fontibus, indole, doctrina et dignitate (Gottingae 1836); und meine Schrift: De Ptolemaei ad Floram epistola. (Jenae 1843.) Die Belegstellen zu Obigem sind dort aus Irenäus mitgetheilt. 32) Halloir erzählt noch in den seinem Werke angehängten Anmerkungen, daß über diese lyoner Synode in der vaticanischen Bibliothek einige handschriftliche Blätter gefunden seien, in denen kurz die Zahl der versammelten Bischöfe, der Grund, warum sie zusammenkamen, und der Ort, wo sie sich versammelten, bemerkt sei. Eigentliche Synodalacten sind es nicht. Massuet hat dies Document nicht weiter berücksichtigt. Der Verfasser des erwähnten Synodalbuches berichtet über die lyoner Synode Folgendes: *σύνοδος θεία καὶ ἱερὰ τοπικὴ δύο καὶ δέκα ἐπισκόπων συναθροισθεῖσα ἐν Λουγδούνῳ μητροπόλει τῆς Γαλλίας, παρὰ τὸν Ῥοδανὸν ποταμὸν ὑπὸ Εἰρηναίου ἱερομάρτυρος Ἐπισκόπου τῆς αὐτῆς πόλεως κατὰ τῶν προγεγραμμένων αἱρετικῶν.*

war Irenäus, wie vorzüglich sein Werk gegen die Ketzereien zeigt, ein Streiter voll bittern Unmuths und unbeugsamer Härte. Die hohe Begeisterung des Mannes für die Wahrheit und Herrlichkeit des Christenthums war Grund dieser festen Gesinnung. Indessen neben dieser echt männlichen Schroffheit tritt in seinem Charakter auch eine Milde und Versöhnlichkeit hervor, die seiner Persönlichkeit erst die wahre Vollendung gibt. Die Pietät gegen seinen greisen Lehrer wurde bereits früher erwähnt. Seines Namens gute Vorbedeutung bewährte sich vorzüglich in dem Streite über die Feier des Pascha. Als Mann des Friedens trat er zwischen die durch Eifersucht und Herrschsucht aufgeregten Parteien, den Zeloten aller Zeiten ein herrliches Vorbild.

Im Anfang des zweiten Jahrhunderts trat das Christenthum aus der Verwechselung und Gleichstellung mit dem Judenthum heraus; die Kirche gewann schon in den letzten Decennien des ersten Jahrhunderts eine gewisse Gestalt und Regelung und damit feste Haltung dem Heiden- und Judenthum gegenüber. Aber dennoch vermochte sie nicht, alle Einflüsse von Seiten des Heiden- und Judenthums abzuwehren. Der doctrinelle Gegensatz von Heiden- und Judenchristenthum zieht sich durch das ganze zweite Jahrhundert hindurch [33]) und zeigt sich auf dem Gebiete kirchlicher Praxis in dem bekannten Osterstreit [34]). Unter den Judenchristen war es gebräuchlich, das Paschamahl, was auch Christus mit seinen Jüngern als eigentlich jüdisches Festmahl in der Nacht vor seinem Tode genossen hatte, nach jüdischem Gebrauch in der Nacht vom vierzehnten auf den funfzehnten des Monats Nisan zu feiern. Der folgende Tag war der Erinnerung an Christi Leiden und Sterben und der drittfolgende dem Gedächtniß an die Auferstehung gewidmet. Unter den Heidenchristen bildete sich nach Einführung jährlicher Feste ein von dieser Sitte abweichender Gebrauch. Wie alle auf das Christenthum bezüglichen jüdischen Sitten nach Paulinischer und heidenchristlicher Anschauung geistig im Christenthum erfüllt waren und deshalb als bloße Formen den christlichen Ideen weichen mußten; so, meinte man, war Christus selbst das eigentliche Osterlamm und sein Opfertod das Paschamahl des neuen Bundes. Aus diesem Grunde konnte man heidnischerseits nicht geneigt sein, die jährliche Feier des Paschamahles zu begehen. Man feierte vielmehr den Freitag nach dem 15. Nisan als dies Paschae, d. h. als vorbereitenden Buß- und Fasttag für das auf folgenden Sonntag anberaumte Auferstehungsfest.

Als Polykarp in den funfziger Jahren des zweiten Jahrhunderts den Bischof Anicetus von Rom besuchte, kam jene Differenz zum ersten Male zur Sprache. Polykarp, welcher selbst mit dem Apostel Johannes ein Paschamahl nach jüdischer Sitte gefeiert hatte, vertheidigte die in den kleinasiatischen Gemeinden bisher beobachtete Sitte und Anicet berief sich auf den von seinen Vorgängern ererbten Gebrauch der römischen Gemeinde. Zum Beweise, wie einig man doch trotz dieser Uneinigkeit war, dient die von Anicet dem Polykarp ertheilte Erlaubniß, eine Abendmahlsfeier in der römischen Kirche zu leiten.

In den siebziger Jahren desselben Jahrhunderts wurde der Streit von Melito von Sardes, welcher für die jüdisch-christliche Sitte auftrat, und von Apollinaris in Hierapolis in Phrygien, der dagegen sich erhob, wieder aufgenommen, ohne indessen eine Spaltung in der Kirche zu veranlassen.

Doch bereits zwanzig Jahre später brach der Streit aufs Neue aus. Veranlassung schienen einige wahrscheinlich aus Kleinasien gekommene Christen geworden zu sein, welche in Rom das Paschamahl nach jüdischem Gebrauch feierten. Der römische Bischof Victor, welcher eben kein Vorbild christlicher Duldsamkeit war, vermerkte dies sehr übel und trat in offene Opposition gegen die Kleinasiaten. Es gelang der römischen Partei, sich auch im Orient Freunde zu gewinnen. Theophilus von Cäsarea, Korinth, unter Bacchylus, der Pontus unter Palmas, Osdroëne, Alexandrien, ferner eine Partei unter Narcissus von Jerusalem, erklärten sich für die römische Ansicht. Leider hat Eusebius die Anhänger der asiatischen Ansicht nicht genauer bezeichnet. Athanasius [35]) nennt Cilicien, Mesopotamien, Syrien. Die Richtigkeit dieser Angabe ist jedoch von Valesius [36]) bestritten. Polykrates von Ephesus, welcher an der Spitze der orientalischen Partei stand, berieth die Angelegenheit auf den Wunsch der Occidentalen auf einer Synode, erfüllt vom Geist der Mäßigung und des Friedens.

Dem römischen Bischof Victor wurde die asiatische Observanz in der Nähe lästig; er wollte die Sache durch einen Gewaltstreich beenden. Er kündigte deshalb den Asiaten die Kirchengemeinschaft auf. Über dies harte und unbillige Verfahren, wodurch Victor, wie Eusebius erzählt, den Versuch machte, die Asiaten von der allgemeinen Kirchengemeinschaft auszuschließen (*ἀποτέμνειν τῆς κοινῆς ἑνώσεως πειρᾶται*), wurden dem römischen Bischof in Briefen heftige Vorwürfe gemacht. Ein solches Schreiben des Irenäus ist uns von Eusebius aufbewahrt worden. Der Geist des Friedens weht uns daraus an. Die Differenz, sagt Irenäus, ist nicht erst in unserer Zeit entstanden; unsere Vorfahren haben uns jene verschiedenen Sitten überliefert. Haben sie deshalb Frieden gehalten, so sollen auch wir dies thun. Der ganze Streit bezieht sich ja auch nicht auf den Glauben, sondern nur auf Äußerlichkeiten und Formen, von denen das Heil der guten Sache nicht gefährdet wird. Er verweist den Hierarchen Victor auf das Beispiel der Duldsamkeit, was sein Vorgänger gegeben, und erinnert besonders an Polykarp und Anicet.

33) Es ist vorzüglich Dr. Baur's Verdienst, auf diesen Gegensatz aufmerksam gemacht zu haben. Vgl. auch die geistvolle Schrift von Rothe, über die Anfänge der christlichen Kirche.
34) Über den Verlauf des Paschastreites vgl. besonders: Rettberg, Der Paschastreit der alten Kirche in seiner Bedeutung und seinem Verlaufe in Illgen's Zeitschr. für hist. Theol. Jahrg. 1832. 2. Bds. 2. Stück. S. 91 fg. Neander in der Kirchengesch. I, 2. S. 342 fg. Schwegler, über den Montanismus. S. 191 fg.

35) Ep. ad Africanos. T. I. p. 892. (ed. Par. 1698.) und De Synodis Arimini et Seleuciae. p. 719.
36) ad *Eus.* V, 23.

Diese Gesinnung „des Friedensmannes“ ist um so edler, als sie mit wahrer Selbstverleugnung gepaart war. Irenäus hatte im Abendlande die orientalische Sitte aufgegeben und folgte jetzt dem römischen Gebrauch, wahrscheinlich um durch sein Beispiel keinen Anstoß zu geben. An der Spitze seiner gallischen Christenbrüder trat er nicht blos dem aufbrausenden Victor, sondern auch andern, die vielleicht das Feuer der Zwietracht schürten, als ein Prediger des Friedens entgegen. Seine Absicht wurde erreicht: die Parteien blieben ihren Ansichten treu und der Bruch wurde verhütet.

Über das Lebensende des Irenäus wissen wir wenig Gewisses. Wäre eine etwas späte Nachricht für genügend zu achten, so dürften wir annehmen, daß Irenäus die Wiederherstellung des Kirchenfriedens nicht lange überlebt habe. Gregor von Tours berichtet, Irenäus sei in der Severianischen Verfolgung den Tod eines Glaubenshelden gestorben [37]). Freilich nennen auch Hieronymus und der unbekannte Verfasser der quaestiones ad orthodoxos den Irenäus einen Märtyrer [38]), Zeugnisse, durch die jene Erzählung Gregor's nicht unbedingte Glaubwürdigkeit gewinnen kann. Massuet berichtet außerdem von einem Pergamentcoder in der Bibliothek von Saint-Germain, der von sehr hohem Alter zu sein scheine und Stücke von Joh. Chrysostomos und Gregor dem Großen enthalte. In demselben finde man am Anfang einen kurzen Kalender, der auch diese Worte enthalte: IIII Kal. Jul. Lugduno Gallea Pas. S. Herenei Ep. Weitere Nachrichten über die Lebensumstände des Irenäus, nach welchen schon Gregor der Große vergebens forschte, enthält auch jener Coder nicht [39]). Also etwa vom fünften Jahrhundert an haben wir einige Zeugnisse über den Märtyrertod des Irenäus. Dodwell [40]) hat deshalb gemeint, die ganze Annahme, daß Irenäus als Märtyrer gestorben, entbehre alles historischen Grundes. Wenn ihm Massuet erwiedert: das Schweigen der ältern Zeugen darüber beweise nichts gegen die Glaubwürdigkeit späterer Berichte, so behält Dodwell trotz einiger irriger Ansichten darin entschieden Recht, daß jene späten Zeugnisse die ganze Sache keineswegs über allen Zweifel erheben können; und der Versuch Dodwell's, die Entstehung der Erzählung Gregor's von Tours aus einer früh in der Kirche aufgekommenen Überschätzung des Märtyrerthums abzuleiten, zeugt wenigstens von größerer historischer Unbefangenheit, als Massuet's Eifern dagegen.

Nach dem Bericht Gregor's von Tours wurde der Körper des Irenäus unter dem Altar der Kirche des heiligen Johannes in Lyon begraben. Ihm zur Seite ruhte der heilige Epipodius und der Märtyrer Alexander. Die Lateiner begingen die Gedächtnißfeier des Märtyrer Irenäus am 28. Juni, die Griechen den 23. August.

Eine von Feuardent und Massuet wiederholte Beschuldigung, daß die Calvinisten im Jahre 1562 nach der Einnahme von Lyon mit frevler Hand das Grab des Irenäus berührt und dessen Gebeine auf den Straßen umhergeworfen, ist von dem Engländer Johannes Rainold

---

37) In der Historia Galliae (I. §. 27) heißt es: Veniente persecutione talia ibidem diabolus bella per tyrannum exercuit, et tanta ibi multitudo Christianorum ob confessionem dominici nominis est jugulata, ut per plateas flumina currerent de sanguine christiano: quorum nec numerum, nec nomina colligere potuimus. Dominus enim eos in libro vitae conscripsit. Beatum Irenaeum diversis in sua carnifex praesentia poenis affectum, Christo domino per martyrium dedicavit. Aus der Zeit der Severianischen Verfolgung stammt aller Wahrscheinlichkeit nach ein im Jahre 1839 in Autun (dem alten Augustodunum) aufgefundenes Steindenkmal mit einer griechischen Inschrift. In den Annales de philosophie chrétienne (Paris 1839.) N. III. haben zuerst Bonnetty, Director jener Zeitschrift, in Paris und der Abbé Pitra in Autun Kunde von jenem Denkmale gegeben. Leider haben jene Beiden über die Auffindung und die Beschaffenheit des zerstückelten Marmorsteins nichts Näheres mitgetheilt. Die Inschrift ist in einem Facsimile sorgfältig ausgeführt. Die versuchte Erklärung genügt aber jenen Männern selbst nicht recht. In Teutschland erschien 1841 darüber eine eigene Schrift: Christliches Denkmal von Autun, erklärt von Johannes Franz. Mit einer lithogr. Tafel. Franz hat die in Uncialen verfaßte Inschrift, wie es scheint, sehr glücklich entziffert. Er gibt sie so:

ΙΧΘΥΟΣ [οὐρανίου θε]ῖον γένος, ἤτορι σεμνῷ
Χρῆ σ' ἄλλω[ν πίνει]ν ἄμβροτον ἐν βροτέοις
Θεσπεσίων ὑδά[τω]ν· τὴν σὴν, φίλε, θ[ά]λπεο ψυχὴν
Ὕδασιν ἀενάοις πλουτοδότου σοφίης.
[Σ]ωτῆρος ἁγίων μελιη[δέ]α λάμβανε β[ρῶσιν]·
Ἔσθιε, πίνε, δίον ΙΧΘΥΝ ἔχων παλάμαις.
Ἰχῶ χεύοι γαῖα, λιλαίω δέσποτα σῶτ[ερ]·
Σὺ [κ]οιμητήρ, σὲ λιτάζ[ομ]ε φῶς τὸ θανόντων.
Ἀ σύ, ἄ[ναξ σῶτ]ερ, τ' ἐμῷ [κεχαρ]ισμένε θυμῷ,
[Εἴ] συμ[αρτυρός ἐστι χάρις, καὶ τ]οῖσιν ἐμοῖσιν
[Ἵλαθι καὶ ψυχῆς] μνήσεο Πεκτορίου.

Prof. Franz hat dazu folgende Übersetzung gegeben:

Ichthys des himmlischen göttlich Geschlecht, unsterblich hienieden,
Weihevollen Gemüths mußt du von anderem Quell
Göttlichen Wassers dir schöpfen. Du mußt, Freund, laben die Seele
Dir an dem ewigen Born strömender Weisheit des Herrn.
Von dem Erlöser der Frommen empfange die süßeste Speise,
Speise und Trank, Ichthys' tröstendes Bild in der Hand.
Blut vergieße die Erde, ich flehe dich, Herr und Erlöser;
Du bringst Ruhe ja selber, du Licht den Todten im Grabe.
O, du Erlösungsmeister, du Labsal meines Gemüthes,
Sind dir genehm Mitzeugen, so sei auch gnädig den Meinen
Und gedenke der Seel' unseres Pektorios.

Der Name *ΙΧΘΥΣ* ist ein unter den Christen jener Zeit gebräuchlicher Geheimname für Christus. Er ist aufzulösen: *Ἰησοῦς Χριστὸς Θεοῦ Υἱὸς Σωτήρ.* Für uns ist die Anspielung auf die geheimnißvolle Wirkung des Abendmahls und auf den Zusammenhang desselben mit der Auferstehung des Fleisches besonders merkwürdig. Hierdurch erinnert die Steininschrift unzweifelhaft an die Zeiten des Irenäus. Übrigens ist dies Denkmal nach der Erklärung von Franz keine bloße Grabschrift, sondern ein Ehrendenkmal auf das Märtyrerthum des Pektorius. Es steht in Beziehung mit einer oblatio pro martyre, mit einer Todtenfeier des Märtyrers, bei welcher das Abendmahl genossen und im Namen des Geschiedenen eine Gabe für die Ruhe des Gestorbenen dargebracht zu werden pflegte.

38) *Hieron.* in cap. 64 Esaiae. — Quaest. ad orthod. 115. Diese letzte Schrift ist wol früher fälschlich dem Justin zugeschrieben. Der mit Irenäus begangene Anachronismus beweist, welchen Werth jene alte Ansicht hat. 39) Jene Acten, welche Severtius und Baronius (zum Jahr 205) benutzten, schienen dem Ruinart, der in einem Cistercienserkloster einen vollständigen Coder derselben fand, weiterer Berücksichtigung nicht werth, weil sie der Zeit des Irenäus zu fern ständen. 40) Diss. in Iren. III. §. 31 sq.

durch Nachweisung der in jener Beschuldigung liegenden Widersprüche hinreichend entkräftet [41]).

II. Die Schriften des Irenäus. Die schriftstellerische Thätigkeit des Irenäus ist nicht unbedeutend gewesen. Obgleich uns nur noch ein bedeutendes Werk von ihm vollständig erhalten ist, so sind doch wenigstens die Namen mehrer anderen Schriften unsers Bischofs bekannt. Alle seine literarischen Erzeugnisse scheinen durch interessante Zeiterscheinungen veranlaßt zu sein und beweisen, daß Irenäus wachsamen Auges die Bewegungen auf kirchlichem Gebiete beobachtete und, wo es ihm nöthig schien, als ein Mann von Gesinnung und Energie seine Ansicht geltend zu machen suchte.

Ein schon erwähnter Jugendfreund des Irenäus, Namens Florinus, welcher an dem Unterrichte des heiligen Polykarp mit Theil genommen hatte, wurde Presbyter zu Rom. Derselbe ergab sich später der gnostischen Irrlehre. Zu welcher Sekte er sich hielt, ist schwer auszumachen. Valesius meint, er sei ein Anhänger von Cerdo und Marcion gewesen und habe, wie jene, ein böses und gutes Princip gelehrt [42]). Indessen Massuet hat Recht, wenn er behauptet, nach Irenäus habe Florin Gott sogar als Urheber des Bösen und dieses selbst als nothwendig angesehen. Irenäus richtete ein Sendschreiben an den verirrten Freund *περὶ τῆς μοναρχίας, ἢ περὶ τοῦ μὴ εἶναι τὸν Θεὸν ποιητὴν κακῶν*. In demselben suchte er das Dasein des Bösen in der Welt mit der Existenz eines Gottes zu vereinen so, daß die Causalität des Bösen (das *κακόν* ist hier gewiß im weitesten Sinne zu verstehen, nicht blos als das moralisch Böse, sondern als das beschränkt Endliche, wie es auch die Gnostiker faßten) nicht auf den guten Gott zurückzuführen sei. Schön und passend versucht Irenäus die Jugendeindrücke in der Seele des Florin zu wecken; durch das Bild des alten Lehrers Polykarp, den er als Feind aller ketzerischen Meinungen schildert, hoffte er, den vom katholischen Glauben Abgefallenen in die Kirche zurückzuschrecken. Indessen vergebens! Florin erklärte sich in der Folge das *ποθὲν τὸ κακόν* im Sinne des Valentinianischen Systems. So dürfen wir nämlich aus einer zweiten Gegenschrift des Irenäus mit Recht schließen. Nach dem Zeugniß des Eusebius und Hieronymus schrieb Irenäus an Florin *περὶ ὀγδοάδος*; de octava, wie Hieronymus referirt, d. h. über die ersten acht Äonen des Valentinianischen Systems, welche von den Anhängern Valentin's als die Wurzel und der Grund des Alls betrachtet wurden [43]).

Über den Brief des Irenäus an den Bischof Victor von Rom wurde bereits oben gesprochen. Die Streitigkeiten in Betreff der Paschafeier haben noch eine andere Schrift des Irenäus entstehen lassen; Eusebius berichtet darüber. Der Presbyter Blastus zu Rom war ein Anhänger und Vertheidiger der jüdischen Paschagebräuche; ob er als solcher nur mit einem Schisma gedroht, oder dasselbe wirklich veranlaßt hat, ist nicht ausgemacht. Genug, Irenäus schrieb an Blastus *περὶ σχίσματος*, um auch ihn, gleichwie den Bischof Victor zur Achtung und Aufrechthaltung des Kirchenfriedens zu bewegen [44]). Aus dem Briefe an Victor oder Blastus scheint der unbekannte Verfasser der fälschlich dem Justin beigelegten *ἀποκρίσεις πρὸς τοὺς ὀρθοδόξους περὶ τινῶν ἀναγκαίων ζητημάτων* eine Stelle angeführt zu haben [45]).

Andere Werke des Irenäus erwähnt Eusebius [46]). Zuerst: *πρὸς Ἕλληνας λόγος συντομώτατος καὶ τὰ μάλιστα ἀναγκαιότατος, περὶ ἐπιστήμης ἐπιγεγραμμένος.* Hieronymus hat in seinem Katalog aus diesem Werke zwei machen wollen. Der Inhalt ist wahrscheinlich apologetischer Art gewesen, die Vorzüglichkeit der christlichen *ἐπιστήμη* gegenüber der heidnischen Philosophie. Sodann erwähnt Eusebius eine Darstellung der apostolischen Predigt, welche dem Bruder des Irenäus, Marcian, gewidmet war [47]). Endlich existirte von ihm noch eine

---

41) s. dessen Schrift: De Romanae ecclesiae idolatria in cultu Sanctorum. (Oxoniae 1596.) 42) Valesius bemerkte zu *Eus.* V, 20: Porro ut ad Irenaei librum accedamus, ex ipso titulo colligi potest, Florinum duo principia invexisse et Marcionis ac Cerdonis dogmatibus adhaesisse: et alterum quidem bonorum, alterum mali auctorem affirmasse. 43) Von diesen beiden an Florin gerichteten Schriften erzählt Eusebius h. e. V, 20. Aus dem ersten Briefe hat er ein nicht unbedeutendes Stück, vom zweiten den Schluß uns aufbewahrt. Ob eine von Philastrius (de haer. c. 57) erwähnte Ketzersekte, die Florianer, welche zu den Karpokratianern gehören sollen, wirklich existirt habe, muß wol zweifelhaft bleiben. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß jener unkritische Historiker, der von der Person des Florin gehört haben mochte, die Sekte fingirt hat.

44) Aus den Worten des Eusebius: *Βλάστος σὺν τούτῳ (Φλωρίνῳ) παραπλησίῳ πτώματι κατενηνεγμένος* hat Theodoret (haeret. fab. l. 1. fab. 23) fälschlich schließen wollen, Blastus sei ein Anhänger Marcion's gewesen. Auch Valesius scheint den Blastus zu einem Vertheidiger der Gnostiker machen zu wollen. In Reading's Ausgabe des Eusebius (Cantabrigiae 1720) findet sich am Schlusse noch ein Nachtrag von Anmerkungen des Valesius, Wilhelm Lowth und Anderen. Hier sind über des Valesius erwähnte Ansicht Massuet's Worte mitgetheilt: Blastus non simili errore cum Florino implicatus fuerat, ut perperam vertit Valesius, sed similem cum illo depositionis sententiam exceperat. Utrique quidem hoc commune fuit, quod multos ab ecclesiae gremio abstrahentes, in suam sententiam perducerent et sinceram ecclesiae legem adulterarent; sed praeterea *θάτερος* (Florinus videlicet, non uterque, ut hic etiam male reddidit Valesius) seorsim novam doctrinam adversus fidei veritatem invehere laborabat. Blastus una schismatis culpa tenebatur. So Massuet in den Dissertatt. p. CV. Derselbe verweist auch noch auf den Appendix zu Tertullian's Schrift de praescriptionibus haereticorum c. 53, wo es heißt: Blastus latenter Judaismum vellet introducere: Pascha enim dicebat non aliter custodiendum esse, nisi secundum legem Moysis, XIV. mensis. 45) cf. Resp. ad quaest. 115. *καθώς φησὶν ὁ μακάριος Εἰρηναῖος, ὁ μάρτυς καὶ ἐπίσκοπος Λουγδούνου, ἐν τῷ περὶ τοῦ πάσχα λόγῳ, ἐν ᾧ μέμνηται καὶ περὶ τῆς πεντεκοστῆς, ἐν ᾗ οὐ κλίνομεν γόνυ* cett. 46) *Eus.* h. e. V, 26. 47) *Eus.* l. c.: *ἐπίδειξιν τοῦ ἀποστολικοῦ κηρύγματος.* Ich kann nicht mit Möhler übereinstimmen, welcher in der Patrologie S. 335 meint, es sei in dieser Schrift eine Darstellung der apostolischen Tradition enthalten gewesen. *Κήρυγμα* ist nach dem Sprachgebrauche des Irenäus nicht Tradition. Darf man über den Inhalt jener Schrift eine Vermuthung wagen, so glaube ich, daß Irenäus in derselben zeigen wollte, wie die Apostel das Christenthum gelehrt und gepredigt haben. Es leuchtet von selbst ein, wie der Gegensatz gegen die gnostischen Irrthümer eine solche Schrift hervorrufen konnte. Es war eine Art biblischer Theologie, in welcher der Lehrbegriff der Apostel entwickelt wurde. Es scheint diese

Sammlung von verschiedenen Aufsätzen, *βιβλίον διαλέξεων διαφόρων*[48]).

Alle diese Schriften sind bis auf Fragmente verloren gegangen.

Ob Hieronymus mit seinen Worten: quam (Joannis apocalypsin) interpretantur Justinus M. et Irenaeus[49]) — auf einen selbständigen Commentar, oder nur auf die gelegentlich in den Werken des Irenäus erklärten Stellen habe hindeuten wollen, ist jeden Falls zweifelhaft; wahrscheinlich freilich das Letztere. Ebenso muß es unentschieden bleiben, ob Irenäus sein Versprechen, den Marcion besonders zu bekämpfen, wirklich ausgeführt hat oder nicht. Die beiläufige Notiz des Eusebius berechtigt uns nicht, eine eigene Schrift gegen Marcion anzunehmen[50]).

Maximus, Abt und Confessor, citirt noch ein Buch des Irenäus über den Glauben; es soll an einen Diakon Demetrius zu Vienne gerichtet sein. Feuardent hat ein lateinisches Fragment aus diesem Buche angeführt, während Maximus einige Gedanken griechisch citirt hat. Eusebius und Hieronymus schweigen darüber. Es kann deshalb nicht glaublich sein, daß jenes Buch den Irenäus zum Verfasser gehabt habe[51]).

Nach dem Zeugniß des Photius hat man dem Irenäus auch noch ein Werk de universo oder de substantia mundi zuschreiben wollen. Massuet meint aber, der römische Presbyter Cajus sei der Verfasser desselben[52]).

In der Bibliothek zu Turin fand der Kanzler Pfaff von Tübingen zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in mehren Catenen kurze Stücke mit der Unterschrift: *Εἰρηναίου.* Diese Fragmente waren weder aus dem Werke adversus haereses, noch aus einem alten Kirchenschriftsteller genommen. Pfaff behauptet, er habe sie genau kritisch untersucht und sich nach und nach überzeugt, daß sie dem lyoner Bischof zuzuschreiben seien[53]). In dem ersten Fragment wird das Wesen der wahren Erkenntniß (*γνῶσις ἀληθινή*) geschildert als eine Einsicht, die aus dem Geist Christi hervorgegangen ist (*σύνεσις κατὰ Χριστόν*). Diese christliche Weisheit besteht aber nicht in äußerlichem Wissen, sondern sie gründet sich auf ein heiliges reines Leben, in welchem der Geist Christi concret geworden. Die Wahrheit, die wahre Weisheit wohnt in dem Munde und Herzen des Christen; haben wir die Gemeinschaft seiner Leiden und die Kraft seiner Auferstehung erfahren, so macht jene Wahrheit uns Christo ähnlich. Selbstverleugnung, Nachfolge Christi, Gehorsam gegen seinen Willen sind Bedingungen zur Kindschaft Gottes durch die Wiedergeburt im Geist. — Das zweite Fragment handelt vom Abendmahl. Christus hat im Abendmahle eine neue Darbringung (*προσφορά*) angeordnet. Diese Darbringung geschieht aber nicht nach dem Gesetz, sondern dem Geiste nach: denn im Geist und in der Wahrheit soll man Gott anbeten. Die, welche diese Oblationen in Erinnerung an den Herrn verrichten, sind Söhne der Weisheit, indem sie geistige Opfer bringen. — Das dritte Fragment eifert gegen die, welche wegen allerlei Äußerlichkeit, wegen Essens und Trinkens, wegen Fest- und Sabbatfeier Zwietracht in der Kirche erregen. Äußerliches, heißt es, kann man beobachten mit aller Ängstlichkeit, Sabbat und Feste feiern im Sauerteig der *κακία* und *πονηρία;* dabei aber alles Glaubens und aller Liebe leer sein. Aber schon die Propheten lehren, daß solches Fasten und solche Festfeier dem Herrn misfällt. — Der Zweck der Sendung des Heilands ist Gegenstand des vierten Fragments. Als wir unter dem Joch der Sünde seufzten, erschien er, durch sein Blut uns zu reinigen, uns als schuldlos dem Vater hinzugeben, wenn wir der Geißelung des Geistes uns gehorsam zeigten. Sein Werk ist mit seinem Weggang von der Erde nicht beendet. Er wird wiederkommen, um das Böse vollends zu vernichten und die Versöhnung zu vollenden[54]). —

Nach der Herausgabe dieser Fragmente entstand ein heftiger, jedoch mit Mäßigung geführter Streit über deren Echtheit. Der Kanzler Pfaff hatte die Fragmente dem Veronesen Scipione Maffei zugesandt[55]). Dieser ließ sie in dem Giornale de' Letterati d'Italia. T. XVI. Art. IV. p. 226 sq. zugleich mit einem Schreiben an Benedict Bacchini, Abt von St. Maria de Lacroma, abdrucken[56]). In diesem Briefe entwickelte Scipione Maffei

---

Schrift senach von hoher Bedeutung gewesen zu sein; ihr Verlust ist sehr zu beklagen.

48) *Eus.* l. c. 49) De viris illustr. c. IX. (Bei Massuet falsch citirt.) 50) adv. haer. I, 27. §. 4 sagt Irenäus: Sed huic (Marcioni) quidem, quoniam et solus manifeste ausus est circumcidere scripturas et impudorate super omnes obtrectare deum, seorsum contradicemus, ex ejus scriptis arguentes eum; et ex iis sermonibus, qui apud eum observati sunt domini et apostoli, quibus ipse utitur, eversionem ejus faciemus praestante deo. — Möhler hat sehr geirrt, wenn er behauptet: „Eusebius zählt den Irenäus auch unter denen auf, welche den Marcion bekämpft haben." Die Worte des Eusebius (h. e. V, 8): *ἐπήγγελται δὲ ὁ αὐτὸς* (Irenaeus) *ἐκ τῶν Μαρκίωνος συγγραμμάτων ἀντιλέξειν αὐτῷ ἐν ἰδίῳ σπουδάσματι*, enthalten doch nur eine Wiederholung des von Irenäus gegebenen Versprechens. 51) Vgl. darüber Massuet in den Dissertationen S. CV. 52) Massuet a. a. O. S. CVI. 53) Sancti Patris Irenaei scripta anecdota Graece et Latine. Studio *Ch. Matth. Pfaffii.* T. I et II. (Lugduni Batavorum 1743.) Vgl. zu Obigem die Vorrede.

54) Diese Fragmente sind wieder abgedruckt in dem venetianer Nachdrucke der von dem Benedictiner Massuet besorgten Ausgabe des Werkes adv. haer. (Venetiis 1734.) 2 Tom. Am Ende des zweiten Theils finden sich die Fragmente nebst einer Vorrede von Franziskus Pitteri. 55) Vgl. die Vorrede zu Pfaff's Ausgabe. 56) Lettera al Padre Abbate D. Benedetto Bacchini sopra i nuovi frammenti greci, creduti dal Signor Pfaff di S. Ireneo. Scipione Maffei erließ abermals ein vom 30. April 1716 datirtes Schreiben an den Abt B. Bacchini, worin er seine Zweifel an der Echtheit der Fragmente weitläufiger auseinandersetzte. Pfaff antwortete selbst durch die schon öfter erwähnte Vorrede. Später ließen sich zwei Schüler Pfaff's, Matthias Käufflin und Lud. Laiblin, mit in den Streit ein. Sie schrieben eine Dissertatio apologetica de fragmentis Irenaei anecdotis, adversus Scipionem Maffejum, welche sie, Praeside *Christ. Matth. Pfaffio*, am 10. Mai 1728 öffentlich vertheidigten. Schriften, welche noch in diesem Streite entstanden, sind: ein Brief des Fr. Franziskus Maria Leoni an den Jesuiten Sylvester Ruzinus; ein Brief desselben F. F. M. Leoni an den Benedictiner Franziskus Rota; ein drittes Schreiben des F. F. M. Leoni an den Bischof Antonius Lucius. Diese sämmt-

seine Zweifel in Betreff der Authentie der Fragmente und widerlegte, was ihm in den Noten Pfaff's Antikatholisches aufgestoßen war. Maffei meint, die griechischen Catenen verdienten an und für sich nicht viel Glauben. Die einfache Unterschrift *Εἰρηναίου*, ohne den Zusatz *Ἐπισκόπου Λουγδούνου*, könne nicht beweisen, daß dieser Irenäus gemeint sei. Indessen Pfaff hat Recht, wenn er im Allgemeinen die historische Glaubwürdigkeit der Catenen vertheidigt. Es ist bekannt, daß man dieselben in unserer Zeit bei Herausgabe der Werke alter Kirchenschriftsteller mit Erfolg benutzt. Was aber jene von Pfaff benutzten Catenen betrifft, so versichert derselbe, ihre Glaubwürdigkeit auf das Strengste geprüft und ihre Citationen durchweg richtig befunden zu haben. Was die einfache Angabe *Εἰρηναίου*, ohne Hinzufügung des Werkes, woraus die Stelle genommen, und ohne nähere Bezeichnung des Verfassers selbst betrifft, so bemerkt Pfaff, daß bei berühmten Kirchenlehrern die Catenen sich solcher kurzen Bezeichnungen bedienen, ohne Misverständniß zu fürchten. Bei Irenäus war dies um so weniger möglich, als jener andere Irenäus, welcher zur Zeit der Nestorianischen und Eutychianischen Streitigkeiten Bischof von Tyrus war, keine große Bedeutung in der Kirche gehabt hat. Die Einwürfe des Scipione Maffei gegen die Authentie der einzelnen Fragmente sind der Art, daß sie sich leicht von selbst erledigen. Wenn er meint, die Anführung der apostolischen Constitutionen im zweiten Fragment beweise die Unechtheit desselben: so entgegnet Pfaff richtig, es sei sehr die Frage, ob mit den dort genannten *δευτέραις διατάξεσι τῶν ἀποστόλων* die uns übriggebliebene Compilation mit dem Namen apostolischer Constitutionen zu verstehen sei. Man darf hinzusetzen, daß bereits im zweiten Jahrhundert unter den verschiedenen kirchlichen Parteien solche *διατάξεις τῶν ἀποστόλων* entstanden sind, in denen jede Partei ihre Ansichten von Kirchenverfassung und überhaupt von Einrichtung und Ordnung kirchlicher Verhältnisse auf die Apostel und deren Auctorität zurückführte. Eine solcher parteimäßigen Schriften ist im zweiten Fragment citirt; welche? — das wissen wir nicht. Überhaupt aber scheint Scipione Maffei zum Widerspruch durch den Inhalt dieser Fragmente selbst gereizt zu sein. Man weiß, wie viel die katholische Kirche von jeher auf Irenäus gehalten hat. Maffei fürchtete wol für seine katholische Theologie, wenn diese Äußerungen über das Wesen des Abendmahls, über christliches Heil und Leben, welche durchaus nicht im Sinne der katholischen Kirche sind, dem Irenäus, dem Vertheidiger der Tradition und des römischen Primats, zugeschrieben würden. Übrigens muß Pfaff zugegeben werden, daß sowol die Sprache, als auch die Gedanken dieser Fragmente dem Geiste und der Ausdrucksweise des Irenäus keineswegs widersprechen. Das erste Fragment erinnert überdies noch durch die Schilderung der wahren Gnosis an den Gegensatz des Irenäus gegen die *ψευδώνυμος γνῶσις*, ein Gegensatz, an dem gewissermaßen sein Geist und Wesen und seine schriftstellerische Eigenthümlichkeit sich bildete und reifte. Dennoch wird die Frage nach der Echtheit der Fragmente hierdurch nicht völlig zu Gunsten der Pfaff'schen Ansicht gelöst.

Von den neuern Theologen sind diese Fragmente wenig, vielleicht zu wenig beachtet. War man von ihrer Unechtheit überzeugt und hielt man den Streit über ihre Authentie für ausgefochten? oder hängt die Vernachlässigung dieser alten Stücke mit jener geringen Aufmerksamkeit zusammen, die Irenäus überhaupt seit etwa hundert Jahren erfahren hat? Neuerdings hat Rothe in seiner Schrift: „Die Anfänge der christlichen Kirche und ihrer Verfassung" auf diese Fragmente wieder hingewiesen (S. 361). Er versucht zuerst, der Pfaff'schen Beweisführung für die Authentie neue Stützen zu geben; widerlegt deshalb Maffei's Zweifel in der festen Überzeugung, daß die Fragmente, und namentlich das zweite, woran ihm viel liegt, echt seien. Gegen die Echtheit des zweiten Fragments hatte Bleek in seiner Einleitung in den Brief an die Hebräer S. 118 fg. Zweifel erhoben. In demselben scheint nämlich die Stelle Hebr. 13, 15 als eine Paulinische Sentenz angeführt zu werden. Nun erfahren wir aber aus einer Aussage des Stephanus Gobarus, eines tritheistischen Schriftstellers des sechsten Jahrhunderts, bei Photius (Biblioth. Cod. 232. p. 903: *ὅτι Ἱππόλυτος καὶ Εἰρηναῖος τὴν πρὸς Ἑβραίους ἐπιστολὴν Παύλου οὐκ ἐκείνου εἶναί φασι*), daß Irenäus den Brief an die Hebräer für nicht Paulinisch erklärt habe. Rothe hat sich auf eine ausführliche Untersuchung jenes von Bleek erhobenen Einwandes eingelassen, deren Resultat wir mit Rothe's eigenen Worten geben: „Und so würde sich denn, die Identität des Verfassers der vier Pfaff'schen Fragmente vorausgesetzt (eine Voraussetzung, die sich als eine wohlberechtigte begründen läßt), sogar als beinahe gewiß ergeben, daß der Verfasser derselben den Brief an die Hebräer für nicht Paulinisch ansehe. — Unsere Zuversicht zu jenen Fragmenten muß sich noch befestigen bei der Wahrnehmung ihrer charakteristischen Verwandtschaft mit den unbezweifelt echten Arbeiten des Irenäus in Ansehung der Sprache und des Styls sowol als der Gedanken, und zwar grade der dem Irenäus oder doch wenigstens seiner Zeit und seiner theologischen Schule eigenthümlichen Gedanken. Von dem zweiten und dritten Bruchstücke insonderheit, ja auch von dem vierten, möchten wir kühnlich behaupten, daß sie 50 Jahre nach dem Tode des Irenäus gar nicht mehr geschrieben werden konnten; daß aber in einer bedeutend spätern Zeit ihre Conception gradezu unter die Unmöglichkeiten gehört haben würde, wird kein Kundiger in Abrede stellen." Unter den *δευτέραις διατάξεσι τῶν ἀποστόλων* will Rothe die letzten, mündlich gegebenen, Verordnungen der Apostel über Kirchenverfassung verstanden wissen; er stützt durch diese Erklärung seine eigenthümliche Ansicht vom Episkopat.

Diese Rothe'sche Apologie der Pfaff'schen Fragmente hat bei Thiersch wenig Anklang gefunden. Derselbe hat am Schlusse seiner Abhandlung „Die Lehre des Irenäus von der Eucharistie" (in Rudelbach's und Guerike's Zeitschrift. Jahrg. 1841. 4. Heft. S. 68 fg.) die Echt-

---

lichen Schriften sind abgedruckt am Ende des zweiten Theils des venetianer Nachdrucks von Massuet's Ausgabe des Irenäus.

heit des zweiten Fragments bestritten, weil die Elemente des Abendmahls ἀντίτυπα genannt sind, und von einer Anrufung des heiligen Geistes und einer Wirksamkeit desselben auf die Elemente der Eucharistie gesprochen wird. Thiersch meint, diese Vorstellungen mit der echten, von ihm abgehandelten Lehre des Irenäus über das Abendmahl nicht in Einklang bringen zu können, und hält daher das zweite Fragment für unecht. Er meint aber, mit dem Falle eines sei noch nicht die Unechtheit der übrigen Bruchstücke erwiesen. Das Fundament dieser Kritik ist die gegebene Exposition der Irenäischen Abendmahlslehre; ob diese überall richtig entwickelt, läßt sich hier nicht ausmachen. Wir müssen uns deshalb hier damit begnügen, hinsichtlich der Echtheit jener merkwürdigen Documente mit Pfaff den Leser an den historischen Gustus zu verweisen, über den nicht zu disputiren ist.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts gab Münter noch neue Fragmente des Irenäus heraus, welche ebenfalls aus handschriftlichen Catenen gezogen waren [57]). Einige derselben sind zu unbedeutend, als daß ein bestimmtes Urtheil über ihre Echtheit möglich wäre; andere aber enthalten allerdings Gedanken, welche in das dogmatische System des Irenäus hinüberschlagen.

Eins der frühesten Werke des Irenäus ist uns noch vollständig erhalten, die fünf Bücher gegen die Ketzereien, ἐλέγχου καὶ ἀνατροπῆς τῆς ψευδωνύμου γνώσεως βίβλια πέντε [58]). Obgleich Irenäus in der Vorrede zum ersten Buche sich selbst schildert als einen im Schreiben noch Ungeübten, so muß man doch mit Grabe [59]) annehmen, daß dies Werk nicht der erste schriftstellerische Versuch des Irenäus gewesen ist. Er sagt nämlich adv. haer. III, 7, 1: er habe schon anderswo gezeigt, daß Paulus häufig Hyperbaten anwende. In den ersten Büchern des Werks gegen die Ketzereien findet sich aber darüber nichts, woraus folgt, daß jener Nachweis in einem früheren Werke gegeben sein muß.

Wie die Entstehung der übrigen Schriften des Irenäus zunächst durch besondere Zeiterscheinungen veranlaßt wurde, so stellt sich unser Bischof auch in dem Werke gegen die Häresien einer sehr gefährlichen Zeitrichtung entgegen. Der Gnosticismus war in den westlichen Küstenländern Asiens und in Ägypten entstanden durch ein Zusammenschlagen griechisch-philosophischer Ideen und mystisch-theosophischer Gedanken, welche ihren Ursprung im Innern Asiens hatten [60]). Schon um die Mitte des zweiten Jahrhunderts kamen einige gnostische Sektenhäupter nach Rom. Von hier aus scheinen Schüler die gnostischen Irrlehren weiter verbreitet zu haben. Die Schüler Valentin's drangen zur Zeit des Irenäus in Gallien ein und wußten ihrer Geheimlehre den Beifall einer leicht verführbaren Menge zuzuwenden. Die Schüler des der Valentinianischen Schule angehörenden Marcus trieben in den Rhonegegenden ihr Unwesen. Vor den Augen des Irenäus, in seiner eigenen Diöcese, wurden besonders neugierige Weiber verlockt und irre geführt; er mag selbst wol oft Zeuge einer zu späten Reue solcher Unglücklichen gewesen sein [61]). Durch solche Erfahrungen entstand in ihm wahrscheinlich der Gedanke, jene Irrlehrer zum Heile der Christenheit zu entlarven, das Gefährliche ihrer philosophischen Geheimnisse aufzudecken und die Unwahrheit dieser Richtung nachzuweisen, damit der unheilsame Einfluß der Gnostiker nah und fern allmälig gebrochen würde.

Ein älterer Freund, gegen den Irenäus mit großer Verehrung erfüllt war, hatte besonders zur Abfassung eines Werkes über den Gnosticismus gerathen. Er wünschte eine klare Auseinandersetzung der gnostischen und vorzüglich der Valentinianischen Systeme. Zugleich rieth er zu einer wissenschaftlichen Widerlegung derselben [62]). Es hatten freilich vor Irenäus schon Manche versucht, gegen die Gnostiker zu schreiben [63]), allein, wie es scheint, mit wenigem Glück. Sei es, daß sie keine Gelegenheit hatten, die Systeme kennen zu lernen, oder daß die Widerlegung schwach war. Irenäus war es vorzüglich darum zu thun, sich eine genaue Kenntniß der Systeme zu verschaffen. Dabei ging er von dem ihm zunächst Liegenden aus. Er kam mit Schülern des Valentin vielleicht in Rom zusammen, disputirte mit ihnen, verschaffte sich ihre Schriften zu genauerem Studium. Dann verfolgte er alle ähnlichen gnostischen Richtungen, welche in Asien und Ägypten Glück gemacht hatten. Es kann uns nicht wundern, daß er als ein heftiger Ketzerfeind die ersten Keime dieser Gnosis schon in den frühesten Zeiten der Kirche fand und die Väter derselben zu Zeitgenossen der Apostel machte. Trotz solcher schiefen und falschen Ansichten, von denen sein Werk nicht frei ist, fand es schon sehr früh als Hauptquelle über den Gnosticismus allgemeine Anerkennung und behauptet sie bis auf den heutigen Tag [64]).

---

57) Fragmenta Patrum graecorum edidit et illustravit *Frid. Münter*. Fasc. I. (Hafniae 1788.) 58) Vgl. besonders *Massueti* dissertationis secundae articulum II. und Dodwell's Dissertatio IV: de operis adv. haer. consilio atque tempore. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß der obige Titel der ursprüngliche dieses Werkes gewesen. *Eusebius* h. e. V, 7.; s. Massuet a. a. O. S. 97. 59) In den Prolegomenen seiner Ausgabe des Irenäus. 60) Neander in der genetischen Entwickelung der gnostischen Systeme. (Berlin 1818.) Baur, Die christl. Gnosis in ihrer geschichtlichen Entwickelung. (Tübingen 1835.) Daß die Entstehung des Gnosticismus auf diese Weise zu denken sei, wird nach den Untersuchungen Baur's und Neander's (besonders in der Kirchengeschichte) Niemand mehr in Abrede stellen wollen.

61) s. die Belegstellen aus den Quellen in meiner Preisschrift über Irenäus und in meiner Dissertation: De Ptolemaei ad Floram epistola. (Jenae 1843.) 62) Wer jener oft von Irenäus erwähnte Freund gewesen, wird schwerlich jemals ausgemacht werden. Massuet meint, er sei ein griechischer Bischof gewesen; ein Grieche, weil Irenäus griechisch schrieb; ein Bischof, weil Irenäus mit soviel Ehrfurcht ihn anredet. Die Katholiken meinen doch stets, nur der klerikalische Nimbus vermöge bei einem Kleriker Verehrung zu wecken. Andere haben jenen Freund Turibius, Bischof von Toledo, genannt wissen wollen, indessen ohne weitern Grund. 63) Tertullian nennt im Eingange seines Buches adv. Valentinianos Einige, die vor Irenäus schrieben. 64) Es ist bekannt, daß er Simon Magus und Cerinth als die ältesten Gnostiker betrachtet. Unsere Zeit hat diesem Irrthum ein Ende gemacht. Vgl. Baumgarten-Crusius, Handb. und

Über die Abfassungszeit des Werkes dürfen wir nach einigen Äußerungen des Irenäus nicht ganz unwahrscheinliche Vermuthungen wagen. Im 28. Cap. des ersten Buches werden Tatian und die Enkratiten erwähnt. Nach der Eusebianischen Chronik sind aber die Enkratiten im 12. Jahre des Marc Aurel, also 172, hervorgetreten. Diese chronologische Notiz darf bei den übrigen Unrichtigkeiten in den Zeitbestimmungen der Eusebianischen Chronik keineswegs für durchaus zutreffend gelten. In den ersten 70ger Jahren des zweiten Jahrhunderts mag der Anfang des Werkes geschrieben sein. Die Erwähnung des Bischofs Eleutherus in dem Kataloge der römischen Bischöfe, welcher sich im dritten Buche dieses Werkes findet, gibt bei der historischen Unklarheit über die Succession derselben keinen bestimmten Aufschluß. Ebenso wenig führt die Anspielung auf die Montanisten, welche Irenäus nach Massuet's Annahme vor 177 nicht kennen lernen konnte, zu einem sichern Resultate [65]). Wahrscheinlich sind die letzten Bücher in den Jahren 186—192 geschrieben [66]).

Den Plan des ganzen Werkes scheint Irenäus während der Ausarbeitung verändert zu haben. Nach der Vorrede zum ersten Buche wollte er die gnostischen Systeme in gedrängter Kürze darstellen und wahrscheinlich sich nur auf eine Widerlegung der Hauptansichten einlassen. Indessen der Stoff wuchs ihm unter der Hand und die Überzeugung, mit einer allseitigen Widerlegung der Welt einen größern Dienst zu thun, vermochte ihn, seiner Schrift die Ausdehnung zu geben, in der wir sie besitzen. Aus den Vorreden der einzelnen Bücher erhellt, daß nicht das ganze Werk in einem Flusse gearbeitet und nach gehöriger Durchsicht ganz vollendet herausgegeben ist. Ein jedes Buch ist vielmehr für sich entstanden; es mögen nicht unbedeutende Zeitabschnitte zwischen der allmäligen Entstehung der fünf Bücher liegen. Dem Freunde, an den das Ganze gerichtet ist, wurde jedes fertig gewordene Buch, sobald Irenäus die letzte Feile daran gelegt hatte, zugeschickt und wahrscheinlich nach einem billigenden Urtheile des befreundeten Censors auch weiter verbreitet [67]).

Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Werk in griechischer Sprache geschrieben ist. Irenäus war ein Grieche von Geburt, war durch seine Erziehung mit den Erzeugnissen des griechischen Geistes vertraut, — wie hätte er anders, als in seiner Muttersprache, schreiben mögen? Aber er lebte im Abendlande, war auch berührt vom Geist der römischen Kirche und schrieb doch wol zunächst für Occidentalen, — warum soll er sich des griechischen Sprachidioms bedient haben? Seinem Sinne und Wesen nach hat er nie aufgehört, Grieche zu sein; seine theologische Weltanschauung ist durch den Platonismus bedingt und durchaus orientalisch, wenngleich auch der Geist der römischen Kirche aus einzelnen Zügen an ihm sich erkennen läßt. Aus der Bestimmung des Werkes läßt sich nichts gegen seine ursprünglich griechische Abfassung folgern. War es auch zunächst für den Occident bestimmt, so war ja auch dort die griechische Sprache von den Gebildeten gekannt und geübt; entstand es auch aus dem Gedanken, das gnostische Unwesen in der Nähe zu vernichten, so sollte es sicherlich auch in entferntern Kreisen dagegen wirken, vor Allem da, wo die Gnosis den üppigsten Boden fand und am reichsten wucherte, — im Orient [68]). Aber Irenäus bittet selbst in der Vorrede zum ersten Buche, Mangel an Redeschmuck und Schönheit und Anmuth des Styls damit zu entschuldigen, daß er, in einem keltischen Lande wohnend, meistens mit einer barbarischen Sprache sich zu beschäftigen genöthigt sei [69]). Daß man aus diesem Ausspruche nicht eine lateinische Abfassung des Werkes ableiten könne, liegt am Tage; die Entschuldigung würde, wenn Irenäus lateinisch geschrieben hätte, allen Sinn verlieren. Außerdem sind die Worte „*βάρβαρος διάλεκτος*“ bezeichnend genug; dazu kommt, daß der oben angegebene griechische Titel des Werkes ursprünglich ist; die Übersetzungen desselben, wie sie sich bei den kirchlichen Schriftstellern finden, stimmen den einzelnen Worten nach nicht überein, während die Anführung der griechischen Titelworte constant dieselbe ist. Eusebius hat ferner mehre Stellen aus den Schriften des Irenäus citirt, bemerkt aber nirgends, daß solche Stellen von ihm ins Griechische übertragen worden seien [70]). Hieronymus zählt den Irenäus zu den griechischen Schrift-

---

Compendium der Dogmengeschichte. Bereits Tertullian hält sich an die Darstellung des Irenäus vom Valentinianischen Systeme; und Epiphanius hat den größten Theil des ersten Buches adv. haer., worin die gnostischen Systeme geschildert werden, wörtlich abgeschrieben. Theodoret gibt in seinen fabulis haereticis meistens nur Excerpte aus Irenäus.

65) Adv. haer. III, 11, 8. Diese Stelle wird auch von Neander und Baumgarten-Crusius auf die Montanisten bezogen. Nach meiner Ansicht hat Irenäus hier die Montanisten, welche auch nicht namentlich genannt sind, nicht im Sinn gehabt. 66) Dodwell hat angenommen, das Werk sei von Irenäus ungefähr 177 vollendet. Um dies Resultat geltend zu machen, mußte er gegen die Auctorität der Chroniken kämpfen, was Massuet ihm sehr übel genommen hat. Indessen es wird heutiges Tages allgemein geglaubt, daß die Angaben der Eusebianischen wie Alexandrinischen Chronik vielfach ungenau sind. Grabe hat in den Prolegomenen zu seiner Ausgabe des Irenäus die Vollendung des Werkes gegen die Ketzer in ein zu frühes Jahr (177) gesetzt; seine Ansicht ist mit Recht von Massuet zurückgewiesen. 67) Die Belegstellen hierzu s. bei Massuet a. a. O. S. 99.

68) Massuet meint, Irenäus habe das Werk zunächst an seinen uns unbekannten Freund gerichtet. Dieser sei ein Grieche gewesen. Erst später habe er über die Bestimmung des Buches anders gedacht, sie erweitert. Ich vermag mir die Sache nicht anders zu denken, als ich hier ausgesprochen habe. Das Werk ist entstanden aus einem dem Irenäus selbst nahe liegenden Bedürfniß, und ist so gut für das Abendland, wie für den Orient bestimmt gewesen. Die Menschen, welche in geistlichen Dingen einen Einfluß auf das Volk ausüben konnten, mußten auch Griechisch verstehen, mochten sie nun in Gallien oder Kleinasien wohnen. Für solche hat Irenäus vorzüglich geschrieben. Weil er dem gnostischen Unwesen steuern wollte, wandte er sich an die, welche gegen die Gnostiker aufzutreten und zugleich auf das Volk zu wirken berufen waren. 69) *Οὐκ ἐπιζητήσεις παρ' ἡμῶν τῶν ἐν Κελτοῖς διατριβόντων καὶ περὶ βάρβαρον διάλεκτον τὸ πλεῖστον ἀσχολουμένων λόγων τέχνην, οὔτε δύναμιν συγγραφέως οὔτε καλλωπισμὸν λέξεως* cett. 70) Wie er es doch bei Anführung von Stellen aus den Vätern der lateinischen Kirche zu bemerken gewohnt ist.

stellern [71]). Ein flüchtiger Blick in die alte uns von dem Werk vollständig erhaltene lateinische Übersetzung zeigt, daß diese von einem Menschen angefertigt wurde, der ein griechisches Original sklavisch Wort für Wort ins Lateinische übertrug. Sie ist voll von Gräcismen, griechischen Wendungen und Constructionen. Es ist weit natürlicher, diese von einem Übersetzer abzuleiten, als anzunehmen, Irenäus habe als Grieche diese Gräcismen in seine lateinische Originalschrift eingetragen. Als Bischof von Lyon, als Vorsteher einer nicht unbedeutenden Diöcese, muß Irenäus besser Lateinisch verstanden haben, als der Übersetzer seines Werkes.

Über den alten Übersetzer sind, da nichts Gewisses bekannt ist, wenigstens gelehrte Vermuthungen geäußert worden. Man hat wol gesagt, Irenäus habe das Werk selbst ins Lateinische übertragen. Dies ist doch sehr unwahrscheinlich, da der Übersetzer an mehren Stellen den Sinn des griechischen Textes nicht verstanden, doch aber glücklicherweise so übersetzt hat, daß es uns möglich ist, die Fehler der Übersetzung zu berichtigen. Auch hat man gemeint, ein Schüler des Irenäus, vielleicht ein Grieche, welcher mit ihm nach Gallien eingewandert war, habe die Übersetzung angefertigt. Daß sie von einem Griechen herrührt, ist wol glaublich; daß derselbe aber ein Mann von nicht sehr glänzenden Geistesgaben gewesen, geht aus der Übersetzung unzweideutig hervor. Jedenfalls ist sie sehr alt, vielleicht noch bei Lebzeiten des Irenäus selbst entstanden. Die Vermuthung Massuet's, daß Tertullian bei seiner Schrift gegen die Valentinianer und auch Cyprian die Übersetzung des Irenäus bereits benutzt haben, ist allerdings durch beinahe wörtlich übereinstimmende Stellen wahrscheinlich gemacht [72]). Dodwell meinte, sie gehöre ans Ende des vierten Jahrhunderts, in die Zeit, als die Sekte der Priscillianisten in Spanien und Gallien die gnostischen Irrthümer erneuerte. Um jene Zeit habe Augustin sie benutzt [73]). Die Mauriner haben sie in noch spätere Zeit setzen wollen, in das sechste Jahrhundert. Sie berufen sich auf die barbarische Latinität, welche aus jener Zeit zu stammen scheine [74]).

Bei den vielen alten Zeugnissen, welche die Echtheit des Werkes unzweifelhaft machen, konnte es nur Semler's allzu scharfe Kritik wagen, Zweifel gegen die Authentie vorzubringen, welche durch Ch. G. F. Walch in einer ausführlichen Abhandlung De authentia librorum Irenaei widerlegt worden sind [75]). Semler ist von mancherlei falschen historischen Voraussetzungen ausgegangen. So behauptet er, Irenäus sei ein Occidentale gewesen und findet es unbegreiflich, wie derselbe zu einer so echt griechischen Bildung gekommen und selbst das Hebräische habe erlernen können. Dieser Einwurf erledigt sich nach unserer Untersuchung über das Vaterland des Irenäus ganz von selbst. Bedeutender ist ein anderer Zweifel. Semler meinte, manche Gedanken und Ansichten widersprächen dem Geiste des zweiten Jahrhunderts. So könne um jene Zeit über den Primat Roms nicht in der Weise gesprochen sein, wie Irenäus es thue. Allein es läßt sich recht gut nachweisen, daß in den bekannten und berühmten Stellen Irenäus der cathedra des römischen Bischofs durchaus nicht die Macht zugesteht, welche die Arroganz späterer römischer Bischöfe foderte. Die Stellen, richtig interpretirt, widersprechen dem Geiste der Zeit durchaus nicht und sind somit den eigenen Ansichten des Irenäus, wie sie sich aus dem Briefe an den Bischof Victor ergeben, keineswegs zuwider [76]). Im sechsten

71) Die Meinung des Erasmus, Hieronymus habe den Irenäus einen Griechen von Nation, nicht aber einen griechischen Schriftsteller nennen wollen, ist von Massuet bereits widerlegt. Derselbe Erasmus meint, einige kurze griechische Verse, welche sich in dem lateinischen Texte des Irenäus finden, beweisen, daß das Original lateinisch gewesen. Er beruft sich ferner darauf, daß man den Namen des lateinischen Übersetzers nicht kenne; deshalb habe auch nie ein solcher existirt. Massuet fragt mit Recht, ob man denn den Namen eines griechischen Interpres kenne? Eine griechische Übersetzung müßte doch jedenfalls angenommen werden, wenn man an ein lateinisches Original glaubt. Woher sonst die zahlreichen griechischen Excerpte bei Eusebius, Epiphanius, Johannes Damascenus und in den Catenen? 72) Weil Ephräm, der Syrer, eine Stelle aus Irenäus citirt hat, so hat man auch wol angenommen, es müsse, da Ephräm kein Griechisch verstand, auch eine syrische Übersetzung von Irenäus gegeben haben. Doch wol eine voreilige Annahme. 73) *Dodwelli* diss. V in Iren. §. 1. p. 397. 74) Histoire litéraire de France l. c. p. 335.

75) Semler in Diss. I. in Tertullianum adjecta. Vol. V. §. 12. p. 300. Die Abhandlung Walch's findet sich in den Commentariis societatis regiae scientiarum Gottingensis. T. V. ad an. 1774. 76) Es ist dies ein ähnlicher kritischer Einwurf gegen die Echtheit des Werkes adv. haer., wie der Baur's gegen die Echtheit der Ignatianischen Briefe: daß die kirchlichen Verhältnisse, wie sie in jenen Briefen geschildert werden, nicht die der Zeit des Ignatius gewesen sind. Die richtige Erklärung jener auf den Primat Roms bezogenen Stellen (hauptsächlich adv. haer. III, 3, 2) hat Gieseler in seiner Kirchengeschichte bereits gegeben, der die Worte potior principalitas „vorzügliche Ursprünglichkeit" übersetzt. Danach setzt Irenäus den Vorzug Roms in die Gründung der römischen Kirche durch zwei Apostel. Gieseler sagt in seiner Kirchengeschichte 1. Th. S. 176: „Irenäus will erweisen, daß die Lehre der katholischen Kirche apostolisch sei, durch die Nachfolger der von den Aposteln eingesetzten Bischöfe erhalten. Da es zu weitläufig ist, diesen Zusammenhang mit den Aposteln von allen Kirchen nachzuweisen, will er seinen Beweis allein auf die römische Kirche beschränken, und zuletzt darthun, daß die Lehre der römischen Kirche mit der der ganzen übrigen Kirche nothwendig übereinstimme. Necesse est (*ἀνάγκη*) darf nicht mit oportet (*δεῖ*) verwechselt werden: jenes drückt eine natürliche Nothwendigkeit, dieses eine Verbindlichkeit, Pflicht aus. Principalitas ist nicht *τὸ ἡγεμονικόν* (principale), sondern *αὐθεντία, ἀρχή*, Ursprünglichkeit." Danach übersetzt Gieseler: „denn mit dieser Kirche muß, wegen ihrer vorzüglicheren Ursprünglichkeit, der Natur der Sache nach, die ganze Kirche, d. h. die Gläubigen aller Orten, übereinstimmen." Zu derselben Erklärung erklärte sich auch der freisinnige Katholik, J. Ellendorf, in seiner Schrift: der Primat der römischen Päpste, aus den Quellen dargestellt (Darmstadt 1841.). Ellendorf sagt S. 101 fg.: „Nehmen wir an, die Stelle besage nach der Auslegung derjenigen, die den Primat vertheidigen, wirklich, daß mit der Tradition der römischen Kirche alle andern Kirchen ex officio übereinstimmen müssen und zwar propter potiorem principalitatem der ersteren: so sind wir denn doch noch weit von einem allgemeinen Primate der römischen Kirche entfernt. Wir haben dann die durch die private Meinung eines gallischen Kirchenvaters unterstützte Ansicht, daß die römische Kirche das Recht habe, den Glauben der andern Kirchen zu prüfen, ihre Glaubensbekenntnisse zu bestätigen und Ketzereien zu verdammen. Allein dem widerspricht nun sogleich schnurstracks das Concil von Nicäa, welches seine Glaubensdecrete und die Verdammung des Arius, der auch schon längst durch den Patriarchen von Alexandrien

Jahrhundert — auch darauf beruft sich Semler zu Gunsten seiner Ansicht — schrieb der Bischof Ätherius von Lyon an Gregor I. um ein Exemplar des Irenäus, was in Lyon nicht aufzutreiben sei. Gregor antwortete, daß auch er zu Rom vergebliche Nachsuchungen habe anstellen lassen. Offenbar viel zu voreilig schließt hieraus Semler, das Werk sei im sechsten Jahrhundert nicht vorhanden gewesen, während dies doch nur beweist, daß es nicht zahlreich verbreitet war.

Semler kam nach diesen kritischen Einwürfen zu dem Resultate, daß eine alte Betrügergesellschaft manche Schriften, die uns unter dem Namen kirchlicher Schriftsteller erhalten sind, verfertigt und sie dann diesem und jenem aus dem kirchlichen Alterthume bekannten Manne beigelegt hätte. Auf diese Weise sei auch das Werk adversus haereses entstanden und unter dem Namen des Irenäus auf uns gekommen. Dabei bemühte sich Semler noch, nachzuweisen, daß das Werk gegen die Ketzer Manches enthalte, was sich auch in den Schriften des Clemens Alexandrinus finde. Walch hat in seiner Abhandlung auch diese positive Kritik Semler's gut widerlegt.

Semler's Zweifel haben gar keinen historischen Grund. Es wäre ein Glück, wenn alle bedeutenden Schriften des Alterthums in ebendem Maße beglaubigt wären, wie das Werk gegen die Ketzer. Tertullian erwähnt dasselbe in seiner Schrift gegen die Valentinianer und berichtet über das Valentinianische System in einer Weise, welche zeigt, daß er den Irenäus vor Augen hatte. Cyprian kennt es ebenfalls[77]). Eusebius führt es unter den Schriften des Irenäus auf und citirt (h. l. V, 5. 6) eine längere Stelle daraus[78]). Epiphanius hat in der 31. Haeresis 9—33 beinahe das ganze erste Buch des Irenäus abgeschrieben. Basilius der Gr., Cyrill von Jerusalem, Augustin erwähnen das Werk[79]) und Theodoret hätte seine fabulae haereticorum vielleicht nicht schreiben können, wenn ihm des Irenäus Ketzerbuch nicht als Hauptquelle zur Benutzung vorgelegen hätte. Dazu kommt, daß auch der Inhalt des Werks nicht darbietet, was dem Geiste des zweiten Jahrhunderts und den geschichtlichen Erscheinungen desselben widersprechend wäre. Unsere Zeit, die wol mit Recht eine hyperkritische genannt werden mag, hat deshalb bis jetzt ihre kritischen Zerstörungsversuche von dem Werke des Irenäus fern gehalten und wird auch wol ferner die historischen Bollwerke, von denen es umgeben ist, respectiren müssen.

Das ganze Werk gegen die Häresien ist von Irenäus selbst in fünf Bücher getheilt worden. Es ist natürlich, daß er die Systeme seiner Gegner, mit denen er es vorzugsweise zu thun hatte, im Anfange seines Buchs schildert. Die Lehren der Schule des Ptolemäus, welcher nach Irenäus der bedeutendste Schüler Valentin's gewesen, und die Begründung dieses Systems mit Hilfe einer allegorischen Interpretation werden in den ersten neun Capiteln des ersten Buchs aus den Schriften dieser Gnostiker selbst dargestellt. Im zehnten Capitel folgt eine kurze Entwickelung der Glaubenswahrheiten, wie sie in der Kirche und in dem Glaubensbewußtsein aller Gemeinden leben. Theils um den Ursprung jenes Ptolemäischen Systems zu erklären, theils auch um analoge Speculationen der frühern und damaligen Zeit zusammenzustellen, werden im Verlauf des ersten Buchs die übrigen gnostischen Systeme dargestellt, ausführlicher das dem Pythagoräismus verwandte Zahlensystem des Marcus, dessen Anhänger ja in der Nähe des Irenäus ihr Unwesen trieben. So ist durch das erste Buch eine Gesammtübersicht über alle Erscheinungen der ψευδώνυμος γνῶσις gegeben.

Mit dem zweiten Buche beginnt die Polemik, welche hier eine rein dialektische ist. Irenäus geht näher ein auf die Gedanken der Gnostiker und weiset in diesen allerlei Widersprüche und Ungereimtheiten nach. Die gnostischen Ideen von Gott und dem Pleroma, von deren Verhältniß zu dem sichtbaren Universum sind sich selbst widersprechend. Die einfache Lehre der Kirche trägt dagegen in ihrer Klarheit das Gepräge der Wahrheit — bis Cap. 12. Die Äonenlehre der Gnostiker, welche an die Theogonien und mythischen Erzählungen des Heidenthums erinnert, ist in sich selbst voll Widersprüche — bis Cap. 19. Die Beweise, welche die Gnostiker für ihre Systeme aus den Schriften des N. und A. T. gezogen, sind unhaltbar, weil ihre Art, jene Schriften zu erklären, eine gezwungene, künstliche und allegorische ist, der das klare Wort der Schrift selbst widerspricht. Gelegentlich werden sehr beachtenswerthe hermeneutische Grundsätze entwickelt bis Cap. 28. Zum Schluß des Buches sind die anthropologischen Lehrsätze der Gnostiker, vorzüglich jener von ihnen gemachte Unterschied zwischen pneumatischen, psychischen und hylischen oder sarkischen Naturen einer Prüfung unterzogen und mit Recht deshalb verworfen, weil mit einer solchen Anthropologie das Bestehen sittlicher Freiheit des Individuums und des gesammten Sittengesetzes nicht zu vereinigen ist. Für eine äußerliche Auffassung der gnostischen Systeme, welche in dieser dialektischen Widerlegung nur zu oft hervortritt, entschädigen den Leser die-

---

ohne Roms Vorwissen verdammt war, dem römischen Bischofe Silvester nicht zur Genehmigung und Bestätigung vorlegte, wie es auch späterhin die nächstfolgenden nicht thaten. Diese durch Jahrhunderte dauernde Praxis der Kirche ist der beste Commentar zu der Stelle des Irenäus und beweiset, daß er der römischen Kirche zwar eine große und außergewöhnliche Autorität, aber keine allgemeine gesetzgebende Gewalt in Glaubenssachen für die ganze Kirche beigelegt habe. Dabei sagt nun die Stelle gar nichts von einer allgemeinen gesetzgebenden Gewalt jener Kirche in Sachen der Disciplin und von ihrer höchsten allgemeinen Jurisdiction, die doch zwei der bedeutendsten Theile des Primats sein sollen." Einzelne neue Ansichten finden sich in einem Aufsatz von L. Wolff, die Lehre des Irenäus von der Tradition und der Natur des Menschen, — in der Zeitschrift für die gesammte Luther'sche Theologie von Rudelbach und Guerike. Jahrgang 1842. Viertes Quartalheft. — Wie befangen man katholischerseits in Auffassung der Stellen des Irenäus ist, zeigt Möhler's Antwort auf Semler's Zweifel (in der Patrologie S. 338.): „Irenäus legte dem römischen Stuhle keine andere Prärogative bei, als demselben immer (?) auch von Andern (?) seiner (!) und der folgenden Zeit nach dem einhelligen Glauben der Kirche zuerkannt wurden."

77) Ep. 74 ad Pomp. 78) *Iren.* III, 3, 3. 79) *Basilius* de spir. sancto c. 29. *Cyrilli* Cat. 16. *Augustinus* c. Julian. I, 3. 7.

ses Buches manche tiefe und treffliche Gedanken, die mit der Idee des Christenthums in engem Zusammenhange stehen.

Im dritten Buche geht Irenäus zu seiner Widerlegung der Häretiker aus der Tradition der katholischen Kirche über. Das Glaubensbewußtsein ist in derselben ein überall identisches. Es steht aber durch die Succession der Bischöfe mit dem Geiste der Urkirche und der Apostel in einem nachweisbaren Zusammenhange. Daraus folgt, daß der Glaubensinhalt, welcher von der Kirche rein bewahrt worden ist, an Alter und Reinheit die neuen gnostischen Speculationen übertrifft, bis Cap. 4. Sodann geht er über zu der Widerlegung aus den Schriften des N. und A. T. Aus den einzelnen Evangelien, deren es nicht mehr und nicht weniger als vier geben kann, wird die Lehre der Kirche von einem Gott; aus Johannes besonders die Lehre von der Weltschöpfung und von der Menschwerdung des Logos erwiesen, bis Cap. 11. Derselbe Nachweis über den einen Schöpfer der Welt, der zugleich der höchste Gott sei, wird weiter aus der Apostelgeschichte und den Aussprüchen der andern Schüler Christi geführt. Dann aber besonders nach Marcion's Unterscheidung zwischen dem Gott des A. und N. T. verworfen, bis Cap. 15. Im Gegensatze gegen die falschen christologischen Ansichten der Häretiker entwickelt Irenäus seine Christologie, bis Cap. 21. Gegen die ebionitischen Zeitansichten, welche in dem erschienenen Christus nur die Menschheit anerkannten, macht Irenäus die Gottheit desselben und gegen die doketischen Meinungen die Menschheit geltend. Gegen den Schluß dieses Buches werden noch einzelne Ansichten Tatian's und Marcion's widerlegt.

Viertes Buch. Der Gott des A. T. ist auch der Gott des N. T. Nach dem Untergange Jerusalems hat seine Herrschaft nicht aufgehört; vielmehr ist der Himmel noch heute sein Thron, die Erde noch heute der Schemel seiner Füße. Zu der Patriarchen Zeit ist es bereits der Logos, der Vermittler aller göttlichen Wissenschaft und der Träger aller Offenbarung gewesen, der den Willen des einen Gottes den Menschen kund machte. Daraus leuchtet ein, daß ein Zusammenhang zwischen dem A. und N. T. angenommen werden muß, obgleich das Christenthum in mancher Hinsicht vorzüglicher ist, als die Religion des A. T., bis Cap. 12. Dem Autonomismus der Gnostiker mußte die fortdauernde Gültigkeit des allgemeinen Sittengesetzes, was im Mosaismus einen so vollendeten Ausdruck gefunden hatte, nachgewiesen werden. Die Gesetze des Mosaismus entsprachen vollkommen ihrem Zwecke; ein tüchtiges Volk, nicht frei von Trotz und Eigenwillen, ist durch den imperatorischen Geist des Mosaismus, der durch den Gedanken der Nähe Gottes geschützt und aufrecht erhalten wurde, im Zaume gehalten. Freilich ist jene starre Form des Sittengesetzes durch Christus gebrochen: er hat an seine Stelle das Gesetz der Liebe gestellt, was den Menschen erst vollends aus den Fesseln sittlicher Sklaverei freimacht. Obwol wir durch Christus von manchen drückenden Formen befreit sind, so hat doch das Gesetz Gottes seine Kraft behalten, ja ist erst seiner tiefsten Bedeutung und Geltung nach gewürdigt worden, bis Cap. 20. Was das Heiden- und Judenthum Wahres hatte, ist in das Christenthum aufgenommen; es ist deshalb bestimmt für alle Zeiten. Marcion hat deshalb sehr Unrecht, den Zusammenhang zwischen dem A. und N. T. zu leugnen. Er läßt sich aus der Erfüllung der Prophetien im N. T. sogar durch die That widerlegen. Daher halte man fest an dem Glaubensbewußtsein der Kirche, bis Cap. 36. Wie die Väter der christlichen Urzeit alle festhielten an der Lehre von sittlicher Freiheit des Menschen; so auch Irenäus. Diese Lehre wird in den letzten Capiteln dieses Buches ausführlich entwickelt.

Das fünfte Buch enthält außer einigen gelegentlich wiederholten und tiefer begründeten Widerlegungen gnostischer Ansichten des Irenäus Hauptansichten von der Eschatologie, in der seine chiliastische Denkweise sich offenbart. Zuerst wird die Auferstehung des Fleisches als eine Hauptgegenlehre des Gnosticismus tiefer begründet aus der Natur des Menschen und aus dem Wesen und den Wirkungen der Erlösung, bis Cap. 17. Von da bis zum Ende des Buches spricht Irenäus von dem Erscheinen des Antichrists, vom Ende der Welt und dem Zustande nach dem Tode, die eigenthümlich chiliastischen Ansichten schließen das Werk.

Handschriften und Ausgaben. Die erste Ausgabe des Werkes adv. haer. besorgte Desiderius Erasmus 1526. Erasmus benutzte drei Handschriften, eine römische und zwei andere aus Klöstern ihm mitgetheilte. Diese Ausgabe ging noch zu wiederholten Malen aus der Officin von Frobenius in Basel hervor 1528, 1534, 1548, 1554, 1560 in klein Folio; auch zu Paris 1528, 1545 in demselben Format und endlich 1563 in Octavform. Diese erste Ausgabe konnte natürlich nur in vieler Hinsicht mangelhaft sein.

Im Jahre 1570 trat Nicolaus Gallasius, ein Calvinischer Geistlicher und Professor in Genf, mit einer neuen Ausgabe in Folio hervor. Er behauptet zwar, die Fehler der Erasmischen Ausgaben seien von ihm nach sorgfältiger Vergleichung von Manuscripten verbessert worden; indessen man muß aus der mangelhaften Ausgabe schließen, daß vielleicht gar keine oder nur schlechte Handschriften von Gallasius benutzt worden sind. Er hat den griechischen Text, welcher sich bei Epiphanius findet, der lateinischen Übersetzung hinzugefügt.

Eine dritte Ausgabe besorgte Johann Jacob Grynäus, ebenfalls Calvinist, Basel 1571 in Octav. Er hat von dem erhaltenen griechischen Texte eine neue lateinische Übersetzung des Janus Cornarius gegeben; übrigens ist diese Ausgabe nicht bedeutend.

Weit wichtiger ist die von dem Minoriten und Professor an der pariser Universität Franz Feuardent besorgte, 1596 zu Cöln erschienene Ausgabe. Andere Abdrücke sind zu Cöln 1625, 1630 und zu Paris 1639, 1675 Fol. erschienen. Feuardent benutzte einen vaticanischen Codex, außerdem noch eine sehr alte und gute Handschrift. Er gab auch die Observationen zweier bedeutenden Kritiker, Jacob Bill und Fronto Ducäus. Außerdem fügte er

aus der vaticanischen Handschrift die fünf letzten Capitel hinzu und gab auch die übrigen griechischen Fragmente.

Im Jahre 1702 trat zu Oxford eine neue Ausgabe ans Licht, von einem teutschen nach England übergesiedelten Gelehrten, Joh. Ernst Grabe, verfaßt und dem König Friedrich von Preußen dedicirt. Grabe hat sehr viel Fleiß auf die Ausarbeitung dieses in gelehrter und typographischer Hinsicht wahrhaft glänzenden Werkes verwandt. Vier Handschriften wurden von ihm benutzt. Zuerst eine dem Isaacus Vossius gehörige sehr gute, welche Dodwell mit Feuardent's Ausgabe verglich, um die abweichenden Lesarten für Grabe zu notiren. Sodann der Codex *Arundelianus*, welcher in der Bibliothek der regia societas zu London aufbewahrt wurde und nach Grabe's Angabe aus dem 13. Jahrhundert stammt. Endlich gebrauchte dieser Herausgeber noch eine Abschrift, welche aus zwei Codices von einem gewissen Josias Mercerus genommen war. Vossius hatte sie dem Dodwell zum Abschreiben mitgetheilt. Weder Grabe noch Massuet hat jene Codices selbst gesehen. Massuet meint, obgleich Grabe stets bestimmt Cod. *Merc.* 1 et 2 unterscheidet, die daraus mitgetheilten Lesarten stammen aus einem und demselben Coder; derselbe sei auch nicht sehr alt und non adeo bonae notae. Außerdem sammelte Grabe mit vielem Fleiß die griechischen Fragmente des Werkes adv. haer. und fügte zahlreiche Noten dem vielfach gereinigten Texte hinzu. In den Erklärungen zeigt er sich häufig als ein nicht ganz vorurtheilsfreier Mann. Die Texteseintheilung hätte glücklicher angelegt werden können.

Die letzte Ausgabe besorgte der Benedictiner Massuet; sie erschien Paris 1710 und nachgedruckt Venedig 1734 Fol. Ihm standen folgende drei Codices zu Gebote: 1) der Claramontanus aus der Jesuiterbibliothek zu Clairmont. Ist das Alter des Coder nicht überschätzt, so stammt er aus dem neunten Jahrhundert. Am Ende sind mehre Blätter abgerissen; es fehlen aber nur die letzten 10 Capitel. 2) Codex *Passeratii*. Ein gewisser Passeratius hatte an den Rand der Erasmischen Ausgabe verschiedene Lesarten eines übrigens unbekannten Coder verzeichnet, welcher von den bisher benutzten Codices durchaus verschieden und nach Massuet sehr alt und in den Varianten gut sein soll. 3) Codex *Ottholoni* wurde zu Rom in der Bibliothek des Cardinals Otthobonus aufbewahrt; er schien jedoch neu, nicht über 400 Jahre alt zu sein. Massuet hält diese Handschrift für identisch mit der des Josias Mercerus, welche Grabe benutzte. In derselben fehlen die letzten fünf Capitel. Jener vaticanische Coder, welchen Feuardent benutzte, existirte bereits zu Massuet's Zeit nicht mehr in Rom. In dieser Benedictinerausgabe finden sich viele Textesverbesserungen; die erklärenden Noten sind überall, wo Massuet nicht durch katholische Vorurtheile verblendet eregisirt, recht gut; den Text hätte der Herausgeber einfacher abtheilen können. Im zweiten Theile finden sich Dissertationen über die gnostischen Systeme, über das Leben, die Schriften und die Lehre des Irenäus. Die Vorreden und Anmerkungen der früheren Herausgeber hat Massuet in seine Ausgabe ebenfalls aufgenommen. Der venetianer Abdruck enthält auch die von Pfaff herausgegebenen Fragmente, wie die oben angeführten wichtigeren Streitschriften über dieselben. Die Fragmente der gnostischen Schriften findet man in beiden Massuet'schen Ausgaben.

III. Grundzüge seines dogmatischen Systems. Das Fundament, auf welchem Irenäus sein dogmatisches Gebäude aufführt, ist die Idee der Kirche. Die Thatsache, daß in der Kirche das sittlich-religiöse Leben am vollkommensten sich offenbart, konnte von den Gnostikern nicht weggeleugnet werden, mußte vielmehr auf die dieser Erscheinung zum Grunde liegenden tiefern Gründe führen. Mit diesem Ausgangspunkte für sein dogmatisches Bewußtsein wie für seine dogmatische Entwickelung hat Irenäus den Schwerpunkt des Glaubens und der Dogmatik gefunden. Das concret-religiöse Leben in der Kirche, woran der Einzelne als Glied der Gemeinde Theil haben soll, ist etwas unmittelbar Gewisses; auf seine eigenen religiösen Erfahrungen, welche nicht zu trennen sind von dem religiösen Gesammtleben der Gemeinde uud dem die ganze christliche Kirche durchdringenden Geiste, stützt sich die religiöse Überzeugung wie auf feste und unumstößliche Thatsachen. Durch Auffindung dieses einzig richtigen Princips aller Dogmatik erhebt sich Irenäus weit über viele alte Kirchenlehrer[80]).

Woher stammt nun das religiöse Leben in der Brust des Einzelnen und in der Gesammtheit der Christen, welche wir die Kirche nennen? Aus der religiösen Wahrheit, welche in und mit dem Christenthume gegeben ist. Jenes Leben beweist also, daß die Kirche die religiöse Wahrheit besitzt und aus jenem Leben folgt, wie aus einer Thatsache von selbst, daß die mit ihren Geheimnissen außerhalb der Kirche Stehenden nicht die wahre γνῶσις haben, obgleich sie sich derselben laut zu rühmen wagen.

Die Erkenntniß der religiösen Wahrheit ist uns gegeben mit der heiligen Schrift, besonders mit dem N. T. Außer dem Briefe an den Philemon, dem Briefe Jacobi und Judä, dem zweiten Petri und dem dritten Johannis hat Irenäus sämmtliche Schriften des N. T. benutzt; denn obgleich in dem Werke adv. haer. sich nur Anklänge an den Hebräerbrief finden, so wissen wir doch aus Eusebius, daß er denselben gekannt hat[81]). Gegen die Gnostiker, welche sich Verstümmelungen des Schrifttextes und Unterschiebung falscher Evangelien zu Schulden kommen ließen, vertheidigt Irenäus nachdrücklich das Ansehen und die Auctorität der heiligen Schrift. Die Apostel haben durch Rede und Schrift erst dann von Christo und

80) Der Verfasser erinnert daran, daß er nur eine gedrängte Darstellung von dem Irenäischen System hier geben kann. Um den Leser auf die dogmatischen Höhepunkte des Irenäus zu führen, wählt der Verfasser häufig die kürzesten Wege. Sollte er auch auf den ersten Blick von Irenäus' eigener Darstellungsweise abzuweichen scheinen; so wird sich bei tieferer Betrachtung der Sache die historische Treue der hier gegebenen Darstellung auch ohne ins Einzelne eingehende Verfolgung des Irenäischen Gedankengangs einem Jeden von selbst ergeben. 81) *Eus.* h. e. V, 26. *καὶ βιβλίον τι διαλέξεων διαφόρων, ἐν ᾧ τῆς πρὸς Ἑβραίους ἐπιστολῆς — μνημονεύει.*

seinem Werke Zeugniß gegeben, als der Herr auferstanden und Jesu Sinn und Wollen von ihnen klar erfaßt war. Deshalb sind ihre Schriften „Grund und Säule unsers Glaubens für alle Zukunft“ [82]). Historisch beweist er das Ansehen der Schrift also: die kirchliche Anerkennung der vier kanonischen Evangelien von der Zeit der Apostel bis auf unsere Tage schließt von selbst alle von Häretikern untergeschobenen Evangelien als falsch aus. Weniger Werth hat die mystische Allegorie: wie die Welt vier Himmelsgegenden hat, so ruht die Kirche auf ihren vier Evangelien, gleichsam auf vier Pfeilern [83]). Die ganze Schrift, A. und N. T., wird von Irenäus als inspirirt betrachtet; der Logos und der heilige Geist haben die Propheten und Apostel unterstützt bei Abfassung ihrer Schriften [84]).

„Zur wahren Erkenntniß christlicher Wahrheit,“ sagt Irenäus, „wird die vollkommenste Behandlung der heiligen Schriften, Lesung derselben ohne Fälschung, rechtmäßige und genaue Auslegung ohne Gefahr und ohne Lästerung vorausgesetzt [85]). Zur Zeit des Irenäus hatten es nicht nur die Gnostiker, sondern selbst Lehrer der Kirche zu einer besondern Fertigkeit in allegorisch-spielender Interpretation gebracht. Die Foderung einer richtigen Auslegung der Schrift hat darum bei Irenäus einen tiefen Sinn und Grund. Freilich ist er selbst durch seine Ansicht von einer durchgehenden Prägnanz der Bibelworte oft verführt zu falschen Deutungen; aber sein hermeneutischer Grundsatz, die dunkeln Stellen der Schrift aus den an sich klaren Gedanken, die Gleichnisse aus den unzweifelhaft deutlichen Worten zu erklären, hat noch heute Geltung und ist aus Einsicht in die Gebrechen gnostischer Exegese hervorgegangen [86]).

Irenäus hatte den Gnostikern gegenüber einen harten Stand. Berief er sich auf den Geist der Schrift, so erwiederten sie: aus der Schrift kann die Wahrheit nur von denen gefunden werden, qui sciant traditionem; non enim per literas traditam veritatem, sed per vivam vocem. Die Wahrheit und damit zugleich die wahre Schriftauslegung sei nur im Besitze der Vollkommenen, d. h. der Gnostiker. Sie wollten die Wahrheit von den Aposteln her als mündliche Geheimlehre [87]) überkommen haben.

Und doch war diese gnostische Weisheit dem Glaubensbewußtsein der Christen zuwider! Irenäus erkannte, mit wieviel mehr Grund er sich auf das allgemeine Glaubensbewußtsein der Kirche berufen könne. Dieses kann seine Abstammung von den Aposteln historisch darthun; in ihm besitzt mithin die Kirche die allein wahre Tradition. Die Presbyteren der Kirchen sind von solchen in ihr Amt eingesetzt, welchen von unmittelbaren Schülern der Apostel die Leitung der Kirchen übertragen wurde [88]). Wem anders würden die Apostel, wenn sie noch geheime Lehren gehabt hätten, diese mitgetheilt haben, als denen, welchen sie die Überwachung des christlichen Lebens anvertrauten? [89]) Dies ist aber nicht geschehen, vielmehr ist diese von den Aposteln auf die Leiter und Hüter der Kirchen übergegangene Tradition eine öffentliche und allgemeine; das Glaubensbewußtsein daher bei Gebildeten und Ungebildeten dasselbe und über die ganze christliche Welt auf gleiche Weise verbreitet [90]). Jene rechte und apostolische Tradition kann als historisch verbürgte bei allen rechtgläubigen Kirchen gefunden werden. Die Identität derselben in den verschiedensten und entlegensten Kirchen und zugleich die Identität des in den einzelnen Kirchen bewußt lebendigen Traditionsinhalts mit dem Glaubensbewußtsein der Apostel ließen sich evident darthun durch Nachweisung des Zusammenhangs, in welchem jede Kirche durch die Reihefolge ihrer Bischöfe mit den Aposteln selbst steht. Indessen, da ein solcher Erweis zu langwierig sein würde, so zeigt Irenäus jenen historischen Zusammenhang nur an der Succession der römischen Kirche auf, weil sie eine der ältesten und größten und von zwei Aposteln gestiftet ist [91]). Mit dem Glaubensbewußtsein, wie es in der römischen Kirche lebt, müssen — das liegt in der Natur der Sache und folgt aus den Ansichten des Irenäus von selbst — alle Kirchen übereinstimmen [92]);

82) adv. haer. III, 1, 1. 83) adv. haer. III, 11, 8. 84) II, 18, 2. Scripturae perfectae sunt, quippe a Verbo Dei et Spiritu ejus dictae. 85) IV, 33, 8. 86) II, 27, 1—3. 87) III, 11, 1. Cum enim ex scripturis arguuntur, in accusationem convertuntur ipsarum scripturarum, quasi non recte habeant neque sint ex auctoritate et quia varie sint dictae et quia non possit ex his inveniri veritas ab his, qui nesciant traditionem. Non enim per literas traditam illam, sed per vivam vocem: ob quam causam et Paulum dixisse: Sapientiam autem loquimur inter perfectos; sapientiam autem non mundi hujus. (1 Kor. 11, 6.) Vgl. L. Wolff, die Lehre des Irenäus von der Tradition und der Natur des Menschen in Rudelbach's und Guerike's Zeitschrift für die Lutherische Theologie. Jahrgang 1842. 4. Heft. Mit Recht hat Wolff darauf aufmerksam gemacht, wie die Irenäische Traditionslehre sich durch den Gegensatz gegen den gnostischen Irrthum bildete. Daraus ergibt sich zugleich die Verschiedenheit dieser Lehre, bei Irenäus und den römisch-katholischen Kirchenlehrern.

88) III, 3, 1. Traditionem itaque Apostolorum in toto mundo manifestatam in omni ecclesia adest (ἔξεστιν) respicere omnibus, qui vera velint videre: et habemus annumerare eos, qui ab Apostolis instituti sunt episcopi in ecclesiis et successores eorum usque ad nos, qui nihil tale docuerunt, neque cognoverunt, quale ab his deliratur. 89) Etenim si recondita mysteria scissent Apostoli, quae seorsim et latenter ab reliquis perfectos docebant his vel maxime traderent ea, quibus etiam ipsas ecclesias committebant. Jenes si, was eine Negative in sich schließt, gibt deutlichen Aufschluß über das Verhältniß der Tradition zur Schrift, wie es Irenäus sich dachte. 90) Hauptstelle hiezu I, 10. *Μιᾶς γὰρ καὶ τῆς αὐτῆς πίστεως οὔσης, οὔτε ὁ πολὺ περὶ αὐτῆς δυνάμενος εἰπεῖν, ἐπλεόνασεν, οὔτε ὁ τὸ ὀλίγον ἐλαττόνησε.* 91) Die berühmte und viel besprochene Stelle III, 3, 2 — 4. Auch auf die Kirche Smyrna's und Ephesus' nimmt Irenäus Rücksicht. In diesen ließ sich ja ein offenbarer Zusammenhang mit dem Geiste der apostolischen Kirche nachweisen, weil Johannes zu Ephesus lange gelebt hatte und Polykarp von Johannes im Christenthum unterrichtet war. 92) Ad hanc enim ecclesiam — necesse est omnem convenire ecclesiam. Es ist bereits oft von den Gelehrten der protestantischen Kirche bemerkt, daß dies necesse est keine moralische Verpflichtung in sich schließe, wie sie in oportet liegen würde. Mit gehöriger Vorsicht benutzt gibt Möhler's ältere Schrift: die Einheit in der Kirche oder das Princip des Katholicismus dargestellt im Geiste der Kirchenväter der drei ersten Jahrhunderte (Tübingen 1825.), manchen guten Wink über die Ansichten des Irenäus. Es lag ganz

denn die Tradition der römischen Kirche ist eine echt apostolische und apostolisch ist ja auch die allgemeine und öffentliche Tradition der gesammten katholischen Kirche.

Die Schrift legt für sich die christliche Wahrheit vollkommen dar; die mündliche Verkündigung der Apostel ist ihrem Lehrinhalte nach mit dem Schriftinhalte durchaus identisch [93]). Die Tradition, welche von den treuen Nachfolgern der Apostel den christlichen Völkern überbracht wurde, kann deshalb nach Irenäus die Schriftlehre weder erweitern noch berichtigen. Aber aus der falschen, von den Gnostikern gerühmten Tradition einerseits und aus der Lebendigkeit und Innigkeit des kirchlichen Glaubensbewußtseins jener Zeit andererseits erklärt es sich, daß Irenäus bei Auslegung der Schrift, bei Auffindung der in sie niedergelegten Wahrheiten das kirchliche Glaubensbewußtsein will berücksichtigt wissen. Tradition und Schrift sind aus einer Quelle, aus dem apostolischen Glaubensbewußtsein, geflossen. Das läßt sich historisch darthun. Es muß also zwischen beiden eine Einheit dem Geiste nach angenommen werden; ergibt diese sich nicht, so ist entweder die Schriftauslegung nicht die richtige, oder die Tradition nicht die echte. Nur wo die Einheit beider anerkannt wird, — da ist die Kirche.

„Da nun diese so großen Beweise vorliegen," sagt Irenäus, „so muß man die Wahrheit nicht noch bei andern suchen, welche man leicht von der Kirche nehmen kann, da die Apostel in sie, wie in ein reiches Behältniß, in aller Fülle die gesammte Wahrheit niedergelegt haben, sodaß ein Jeder, der da immer will, den Trank des Lebens aus ihr schöpfen mag. Sie allein ist der Eingang zum Leben; alle übrigen aber sind Diebe und Räuber. Daher muß man diese meiden, das aber, was die Kirche bietet, mit größter Sorgfalt wählen, und nach der Tradition der Wahrheit greifen. Denn wie? wenn über eine unbedeutende Sache Streit entstände, müßte man nicht auf die ältesten Kirchen zurückgehen, in welchen die Apostel gelebt haben und über die obschwebende Streitfrage das nehmen, was gewiß und der Sache nach klar ist? Wie aber? wenn uns die Apostel keine Schriften hinterlassen hätten, müßte man nicht der Richtschnur der Tradition folgen, welche die Apostel denen eingehändigt, welchen sie die Kirchen eingehändigt [94])? An diese Ordnung halten sich auch viele Völker unter den Barbaren, welche an Christus glauben, und das Heil ohne Papier und Tinte durch den heiligen Geist in ihre Herzen eingeschrieben haben und die alte Tradition sorgfältig einhalten" [95]).

Die volle Erkenntniß christlicher Wahrheit aus dem Worte der Schrift und dem lebendigen Glaubensbewußtsein ist nur in der Kirche möglich: denn in ihr lebt jenes Wort und dieses Bewußtsein. Die sichtbare Gemeinschaft der Gläubigen, die Kirche in ihrer äußern Erscheinung ist gegründet auf Gottes Rathschluß. Um dies zu erweisen, geht Irenäus von der Gegenwart aus in die Vergangenheit zurück. Verfolgt man die Reihefolge der Bischöfe in den einzelnen Kirchen, so kommt man immer auf die Apostel: „durch sie haben wir die Wahrheit, das ist die Lehre des Gottessohns, kennen gelernt." Die Apostel, diese Wahrheit den Hütern und Leitern der Kirchen mittheilend, sind also die eigentlichen Stifter der gesammten Kirche. Sofern aber „der Herr aller Dinge es war, der seinen Aposteln die Gewalt des Evangeliums verlieh," ruht die sichtbare Kirche auf dem sichern Fundament seines ewigen Rathschlusses. Wenn Irenäus aber dem Begriffe der Kirche die apostolische Dignität durch die Succession der Bischöfe vindicirt [96]), so ist die Deduction bei ihm keineswegs rein äußerlich. Zu der rechten apostolischen Succession gehört eine geistige Nachfolge der Apostel [97]). Irenäus mochte manche Bischöfe kennen,

---

im Geiste des Irenäus, die Kirche zu betrachten als eine Einheit dem Geiste nach; auf dieser innern Einheit beruht nach Irenäus die Einheit des Kirchenkörpers. Aber es ist durchaus unhistorisch und dem Geist des Irenäus fremd, diese kirchliche Einheit potenzirt zu denken im Bischof, im Metropoliten und ihren Schlußstein im Primat Roms zu finden; s. darüber oben Gieseler's und Ellendorf's Ansichten.

93) Sie haben erst dann geschrieben, als sie das ganze Werk und Wollen Christi kannten, hat Irenäus oben gesagt. In den bekannten drei Sendschreiben, welche Dr. Sack, Dr. Nitzsch und Dr. Lücke an Prof. Dr. Delbrück richteten, über das Ansehen der heiligen Schrift und ihr Verhältniß zur Glaubensregel in der protestantischen und in der alten Kirche (Bonn 1827) macht Dr. Lücke S. 148 darauf aufmerksam, daß die kurzen Glaubensformulare, in welche Irenäus den Inhalt der allgemeinen Kirchenlehre zu fassen sucht, Anspielungen auf Paulinische Schriftstellen enthalten, ein Beweis, daß der Inhalt der Tradition und Schrift nach Irenäus identisch ist. Dr. Lücke fährt dann so fort: „Von diesem Glauben sagt Irenäus, er sei in der ganzen Kirche überall derselbe, und der gelehrteste und beredteste Kirchenlehrer, wie der schwächste Christ habe weder etwas anderes, noch der eine mehr, der andere weniger als diesen einfachen Glauben, der seinem wesentlichen Inhalte nach weder durch größeres Wissen wachsen, noch durch geringeres vermindert werden könnte, ein Satz, der nur in seiner polemischen Beziehung gegen die gnostische Eitelkeit jener Zeit recht verstanden werden kann. Irenäus fügt gleich hinzu: „„das Mehr der Einsicht bestehe nicht darin, daß die kirchliche Grundlehre geändert werde, sondern in der weiteren und tieferen Lehrentwickelung eben jenes Glaubensgrundes aus der heiligen Schrift"" — welches er ein ἀναπτύσσειν des in der Schrift Enthaltenen nennt und wobei er vorzüglich auf die Paulinischen Briefe Rücksicht nimmt." Dr. Lücke macht weiter darauf aufmerksam, daß die Widerlegung der gnostischen Ansichten, selbst da, wo sie vorzugsweise dialektisch geführt wird, doch mit Schriftbeweisen untermischt ist. S. 151 sagt Dr. Lücke: „Was sollen wir, dies alles zusammenhaltend, sagen, wie sich Irenäus das Verhältniß der Schrift zur Glaubensregel gedacht habe? doch gewiß nicht anders als so, daß er die gesammte heilige Schrift A. und N. Ts. für eingegeben vom heiligen Geist und in sofern für die authentische Quelle aller wahren Gotteserkenntniß gehalten, unter der Regel der Wahrheit aber, von deren Inspiration unabhängig von der Schrift er nirgends ein Wort sagt, nichts anderes verstanden habe, als die in der Schrift klar und offen daliegende Lehrsumme, den einfachen Schriftglauben, wonach die übrige Schrift zu fassen und zu erklären sei."

94) Wenn doch die Katholiken, welche aus Irenäus' Worten stets zu Gunsten ihrer Tradition argumentiren, Stellen wie diese beachten wollten. Die Apostel haben aber Schriften hinterlassen; diese sind also — das liegt ja doch deutlich zwischen den Zeilen — erste und Hauptquelle. 95) III, 4, 1 und 2. 96) III, 3, 1 sq. 97) IV, 26, 2. Eis, qui in ecclesia sunt, presbyteris obaudire oportet, his, qui successionem habent ab apostolis; qui cum episcopatus successione charisma veritatis certum secundum placitum patris acceperunt.

heit des zweiten Fragments bestritten, weil die Elemente des Abendmahls ἀντίτυπα genannt sind, und von einer Anrufung des heiligen Geistes und einer Wirksamkeit desselben auf die Elemente der Eucharistie gesprochen wird. Thiersch meint, diese Vorstellungen mit der echten, von ihm abgehandelten Lehre des Irenäus über das Abendmahl nicht in Einklang bringen zu können, und hält daher das zweite Fragment für unecht. Er meint aber, mit dem Falle eines sei noch nicht die Unechtheit der übrigen Bruchstücke erwiesen. Das Fundament dieser Kritik ist die gegebene Exposition der Irenäischen Abendmahlslehre; ob diese überall richtig entwickelt, läßt sich hier nicht ausmachen. Wir müssen uns deshalb hier damit begnügen, hinsichtlich der Echtheit jener merkwürdigen Documente mit Pfaff den Leser an den historischen Gustus zu verweisen, über den nicht zu disputiren ist.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts gab Münter noch neue Fragmente des Irenäus heraus, welche ebenfalls aus handschriftlichen Catenen gezogen waren [57]). Einige derselben sind zu unbedeutend, als daß ein bestimmtes Urtheil über ihre Echtheit möglich wäre; andere aber enthalten allerdings Gedanken, welche in das dogmatische System des Irenäus hinüberschlagen.

Eins der frühesten Werke des Irenäus ist uns noch vollständig erhalten, die fünf Bücher gegen die Ketzereien, ἐλέγχου καὶ ἀνατροπῆς τῆς ψευδωνύμου γνώσεως βίβλια πέντε [58]). Obgleich Irenäus in der Vorrede zum ersten Buche sich selbst schildert als einen im Schreiben noch Ungeübten, so muß man doch mit Grabe [59]) annehmen, daß dies Werk nicht der erste schriftstellerische Versuch des Irenäus gewesen ist. Er sagt nämlich adv. haer. III, 7, 1: er habe schon anderswo gezeigt, daß Paulus häufig Hyperbaten anwende. In den ersten Büchern des Werks gegen die Ketzereien findet sich aber darüber nichts, woraus folgt, daß jener Nachweis in einem früheren Werke gegeben sein muß.

Wie die Entstehung der übrigen Schriften des Irenäus zunächst durch besondere Zeiterscheinungen veranlaßt wurde, so stellt sich unser Bischof auch in dem Werke gegen die Häresien einer sehr gefährlichen Zeitrichtung entgegen. Der Gnosticismus war in den westlichen Küstenländern Asiens und in Ägypten entstanden durch ein Zusammenschlagen griechisch-philosophischer Ideen und mystisch-theosophischer Gedanken, welche ihren Ursprung im Innern Asiens hatten [60]). Schon um die Mitte des zweiten Jahrhunderts kamen einige gnostische Sektenhäupter nach Rom. Von hier aus scheinen Schüler die gnostischen Irrlehren weiter verbreitet zu haben. Die Schüler Valentin's drangen zur Zeit des Irenäus in Gallien ein und wußten ihrer Geheimlehre den Beifall einer leicht verführbaren Menge zuzuwenden. Die Schüler des der Valentinianischen Schule angehörenden Marcus trieben in den Rhonegegenden ihr Unwesen. Vor den Augen des Irenäus, in seiner eigenen Diöcese, wurden besonders neugierige Weiber verlockt und irre geführt; er mag selbst wol oft Zeuge einer zu späten Reue solcher Unglücklichen gewesen sein [61]). Durch solche Erfahrungen entstand in ihm wahrscheinlich der Gedanke, jene Irrlehrer zum Heile der Christenheit zu entlarven, das Gefährliche ihrer philosophischen Geheimnisse aufzudecken und die Unwahrheit dieser Richtung nachzuweisen, damit der unheilsame Einfluß der Gnostiker nah und fern allmälig gebrochen würde.

Ein älterer Freund, gegen den Irenäus mit großer Verehrung erfüllt war, hatte besonders zur Abfassung eines Werkes über den Gnosticismus gerathen. Er wünschte eine klare Auseinandersetzung der gnostischen und vorzüglich der Valentinianischen Systeme. Zugleich rieth er zu einer wissenschaftlichen Widerlegung derselben [62]). Es hatten freilich vor Irenäus schon Manche versucht, gegen die Gnostiker zu schreiben [63]), allein, wie es scheint, mit wenigem Glück. Sei es, daß sie keine Gelegenheit hatten, die Systeme kennen zu lernen, oder daß die Widerlegung schwach war. Irenäus war es vorzüglich darum zu thun, sich eine genaue Kenntniß der Systeme zu verschaffen. Dabei ging er von dem ihm zunächst Liegenden aus. Er kam mit Schülern des Valentin vielleicht in Rom zusammen, disputirte mit ihnen, verschaffte sich ihre Schriften zu genauerem Studium. Dann verfolgte er alle ähnlichen gnostischen Richtungen, welche in Asien und Ägypten Glück gemacht hatten. Es kann uns nicht wundern, daß er als ein heftiger Ketzerfeind die ersten Keime dieser Gnosis schon in den frühesten Zeiten der Kirche fand und die Väter derselben zu Zeitgenossen der Apostel machte. Trotz solcher schiefen und falschen Ansichten, von denen sein Werk nicht frei ist, fand es schon sehr früh als Hauptquelle über den Gnosticismus allgemeine Anerkennung und behauptet sie bis auf den heutigen Tag [64]).

---

57) Fragmenta Patrum graecorum edidit et illustravit *Frid. Münter*. Fasc. I. (Hafniae 1788.) 58) Vgl. besonders *Massueti* dissertationis secundae articulum II. und Dodwell's Dissertatio IV: de operis adv. haer. consilio atque tempore. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß der obige Titel der ursprüngliche dieses Werkes gewesen. *Eusebius* h. e. V, 7.; s. Massuet a. a. O. S. 97. 59) In den Prolegomenen seiner Ausgabe des Irenäus. 60) Neander in der genetischen Entwickelung der gnostischen Systeme. (Berlin 1818.) Baur, Die christl. Gnosis in ihrer geschichtlichen Entwickelung. (Tübingen 1835.) Daß die Entstehung des Gnosticismus auf diese Weise zu denken sei, wird nach den Untersuchungen Baur's und Neander's (besonders in der Kirchengeschichte) Niemand mehr in Abrede stellen wollen.

61) s. die Belegstellen aus den Quellen in meiner Preisschrift über Irenäus und in meiner Dissertation: De Ptolemaei ad Floram epistola. (Jenae 1843.) 62) Wer jener oft von Irenäus erwähnte Freund gewesen, wird schwerlich jemals ausgemacht werden. Massuet meint, er sei ein griechischer Bischof gewesen; ein Grieche, weil Irenäus griechisch schrieb; ein Bischof, weil Irenäus mit soviel Ehrfurcht ihn anredet. Die Katholiken meinen doch stets, nur der klerikalische Nimbus vermöge bei einem Kleriker Verehrung zu wecken. Andere haben jenen Freund Turibius, Bischof von Toledo, genannt wissen wollen, indessen ohne weitern Grund. 63) Tertullian nennt im Eingange seines Buches adv. Valentinianos Einige, die vor Irenäus schrieben. 64) Es ist bekannt, daß er Simon Magus und Cerinth als die ältesten Gnostiker betrachtet. Unsere Zeit hat diesem Irrthume ein Ende gemacht. Vgl. Baumgarten-Crusius, Handb. und

Über die Abfassungszeit des Werkes dürfen wir nach einigen Äußerungen des Irenäus nicht ganz unwahrscheinliche Vermuthungen wagen. Im 28. Cap. des ersten Buches werden Tatian und die Enkratiten erwähnt. Nach der Eusebianischen Chronik sind aber die Enkratiten im 12. Jahre des Marc Aurel, also 172, hervorgetreten. Diese chronologische Notiz darf bei den übrigen Unrichtigkeiten in den Zeitbestimmungen der Eusebianischen Chronik keineswegs für durchaus zutreffend gelten. In den ersten 70ger Jahren des zweiten Jahrhunderts mag der Anfang des Werkes geschrieben sein. Die Erwähnung des Bischofs Eleutherus in dem Kataloge der römischen Bischöfe, welcher sich im dritten Buche dieses Werkes findet, gibt bei der historischen Unklarheit über die Succession derselben keinen bestimmten Aufschluß. Ebenso wenig führt die Anspielung auf die Montanisten, welche Irenäus nach Massuet's Annahme vor 177 nicht kennen lernen konnte, zu einem sichern Resultate [65]). Wahrscheinlich sind die letzten Bücher in den Jahren 186—192 geschrieben [66]).

Den Plan des ganzen Werkes scheint Irenäus während der Ausarbeitung verändert zu haben. Nach der Vorrede zum ersten Buche wollte er die gnostischen Systeme in gedrängter Kürze darstellen und wahrscheinlich sich nur auf eine Widerlegung der Hauptansichten einlassen. Indessen der Stoff wuchs ihm unter der Hand und die Überzeugung, mit einer allseitigen Widerlegung der Welt einen größern Dienst zu thun, vermochte ihn, seiner Schrift die Ausdehnung zu geben, in der wir sie besitzen. Aus den Vorreden der einzelnen Bücher erhellt, daß nicht das ganze Werk in einem Flusse gearbeitet und nach gehöriger Durchsicht ganz vollendet herausgegeben ist. Ein jedes Buch ist vielmehr für sich entstanden; es mögen nicht unbedeutende Zeitabschnitte zwischen der allmäligen Entstehung der fünf Bücher liegen. Dem Freunde, an den das Ganze gerichtet ist, wurde jedes fertig gewordene Buch, sobald Irenäus die letzte Feile daran gelegt hatte, zugeschickt und wahrscheinlich nach einem billigenden Urtheile des befreundeten Censors auch weiter verbreitet [67]).

Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Werk in griechischer Sprache geschrieben ist. Irenäus war ein Grieche von Geburt, war durch seine Erziehung mit den Erzeugnissen des griechischen Geistes vertraut, — wie hätte er anders, als in seiner Muttersprache, schreiben mögen? Aber er lebte im Abendlande, war auch berührt vom Geist der römischen Kirche und schrieb doch wol zunächst für Occidentalen, — warum soll er sich des griechischen Sprachidioms bedient haben? Seinem Sinne und Wesen nach hat er nie aufgehört, Grieche zu sein; seine theologische Weltanschauung ist durch den Platonismus bedingt und durchaus orientalisch, wenngleich auch der Geist der römischen Kirche aus einzelnen Zügen an ihm sich erkennen läßt. Aus der Bestimmung des Werkes läßt sich nichts gegen seine ursprünglich griechische Abfassung folgern. War es auch zunächst für den Occident bestimmt, so war ja auch dort die griechische Sprache von den Gebildeten gekannt und geübt; entstand es auch aus dem Gedanken, das gnostische Unwesen in der Nähe zu vernichten, so sollte es sicherlich auch in entferntern Kreisen dagegen wirken, vor Allem da, wo die Gnosis den üppigsten Boden fand und am reichsten wucherte, — im Orient [68]). Aber Irenäus bittet selbst in der Vorrede zum ersten Buche, Mangel an Redeschmuck und Schönheit und Anmuth des Styls damit zu entschuldigen, daß er, in einem keltischen Lande wohnend, meistens mit einer barbarischen Sprache sich zu beschäftigen genöthigt sei [69]). Daß man aus diesem Ausspruche nicht eine lateinische Abfassung des Werkes ableiten könne, liegt am Tage; die Entschuldigung würde, wenn Irenäus lateinisch geschrieben hätte, allen Sinn verlieren. Außerdem sind die Worte „βάρβαρος διάλεκτος" bezeichnend genug; dazu kommt, daß der oben angegebene griechische Titel des Werkes ursprünglich ist; die Übersetzungen desselben, wie sie sich bei den kirchlichen Schriftstellern finden, stimmen den einzelnen Worten nach nicht überein, während die Anführung der griechischen Titelworte constant dieselbe ist. Eusebius hat ferner mehre Stellen aus den Schriften des Irenäus citirt, bemerkt aber nirgends, daß solche Stellen von ihm ins Griechische übertragen worden seien [70]). Hieronymus zählt den Irenäus zu den griechischen Schrift-

Compendium der Dogmengeschichte. Bereits Tertullian hält sich an die Darstellung des Irenäus vom Valentinianischen Systeme; und Epiphanius hat den größten Theil des ersten Buches adv. haer., worin die gnostischen Systeme geschildert werden, wörtlich abgeschrieben. Theodoret gibt in seinen fabulis haereticis meistens nur Excerpte aus Irenäus.

65) Adv. haer. III, 11, 8. Diese Stelle wird auch von Neander und Baumgarten-Crusius auf die Montanisten bezogen. Nach meiner Ansicht hat Irenäus hier die Montanisten, welche auch nicht namentlich genannt sind, nicht im Sinn gehabt. 66) Dodwell hat angenommen, das Werk sei von Irenäus ungefähr 177 vollendet. Um dies Resultat geltend zu machen, mußte er gegen die Auctorität der Chroniken kämpfen, was Massuet ihm sehr übel genommen hat. Indessen es wird heutiges Tages allgemein geglaubt, daß die Angaben der Eusebianischen wie Alexandrinischen Chronik vielfach ungenau sind. Grabe hat in den Prolegomenen zu seiner Ausgabe des Irenäus die Vollendung des Werkes gegen die Ketzer in ein zu frühes Jahr (177) gesetzt; seine Ansicht ist mit Recht von Massuet zurückgewiesen. 67) Die Belegstellen hierzu s. bei Massuet a. a. O. S. 99.

68) Massuet meint, Irenäus habe das Werk zunächst an seinen uns unbekannten Freund gerichtet. Dieser sei ein Grieche gewesen. Erst später habe er über die Bestimmung des Buches anders gedacht, sie erweitert. Ich vermag mir die Sache nicht anders zu denken, als ich hier ausgesprochen habe. Das Werk ist entstanden aus einem dem Irenäus selbst nahe liegenden Bedürfniß, und ist so gut für das Abendland, wie für den Orient bestimmt gewesen. Die Menschen, welche in geistlichen Dingen einen Einfluß auf das Volk ausüben konnten, mußten auch Griechisch verstehen, mochten sie nun in Gallien oder Kleinasien wohnen. Für solche hat Irenäus vorzüglich geschrieben. Weil er dem gnostischen Unwesen steuern wollte, wandte er sich an die, welche gegen die Gnostiker aufzutreten und zugleich auf das Volk zu wirken berufen waren. 69) *Οὐκ ἐπιζητήσεις παρ' ἡμῶν τῶν ἐν Κελτοῖς διατριβόντων καὶ περὶ βάρβαρον διάλεκτον τὸ πλεῖστον ἀσχολουμένων λόγων τέχνην, οὔτε δύναμιν συγγραφέως οὔτε καλλωπισμὸν λέξεως* cett. 70) Wie er es doch bei Anführung von Stellen aus den Vätern der lateinischen Kirche zu bemerken gewohnt ist.

stellern[71]). Ein flüchtiger Blick in die alte uns von dem Werk vollständig erhaltene lateinische Übersetzung zeigt, daß diese von einem Menschen angefertigt wurde, der ein griechisches Original sklavisch Wort für Wort ins Lateinische übertrug. Sie ist voll von Gräcismen, griechischen Wendungen und Constructionen. Es ist weit natürlicher, diese von einem Übersetzer abzuleiten, als anzunehmen, Irenäus habe als Grieche diese Gräcismen in seine lateinische Originalschrift eingetragen. Als Bischof von Lyon, als Vorsteher einer nicht unbedeutenden Diöcese, muß Irenäus besser Lateinisch verstanden haben, als der Übersetzer seines Werkes.

Über den alten Übersetzer sind, da nichts Gewisses bekannt ist, wenigstens gelehrte Vermuthungen geäußert worden. Man hat wol gesagt, Irenäus habe das Werk selbst ins Lateinische übertragen. Dies ist doch sehr unwahrscheinlich, da der Übersetzer an mehren Stellen den Sinn des griechischen Textes nicht verstanden, doch aber glücklicherweise so übersetzt hat, daß es uns möglich ist, die Fehler der Übersetzung zu berichtigen. Auch hat man gemeint, ein Schüler des Irenäus, vielleicht ein Grieche, welcher mit ihm nach Gallien eingewandert war, habe die Übersetzung angefertigt. Daß sie von einem Griechen herrührt, ist wol glaublich; daß derselbe aber ein Mann von nicht sehr glänzenden Geistesgaben gewesen, geht aus der Übersetzung unzweideutig hervor. Jedenfalls ist sie sehr alt, vielleicht noch bei Lebzeiten des Irenäus selbst entstanden. Die Vermuthung Massuet's, daß Tertullian bei seiner Schrift gegen die Valentinianer und auch Cyprian die Übersetzung des Irenäus bereits benutzt haben, ist allerdings durch beinahe wörtlich übereinstimmende Stellen wahrscheinlich gemacht[72]). Dodwell meinte, sie gehöre ans Ende des vierten Jahrhunderts, in die Zeit, als die Sekte der Priscillianisten in Spanien und Gallien die gnostischen Irrthümer erneuerte. Um jene Zeit habe Augustin sie benutzt[73]). Die Mauriner haben sie in noch spätere Zeit setzen wollen, in das sechste Jahrhundert. Sie berufen sich auf die barbarische Latinität, welche aus jener Zeit zu stammen scheine[74]).

Bei den vielen alten Zeugnissen, welche die Echtheit des Werkes unzweifelhaft machen, konnte es nur Semler's allzu scharfe Kritik wagen, Zweifel gegen die Authentie vorzubringen, welche durch Ch. G. F. Walch in einer ausführlichen Abhandlung De authentia librorum Irenaei widerlegt worden sind[75]). Semler ist von mancherlei falschen historischen Voraussetzungen ausgegangen. So behauptet er, Irenäus sei ein Occidentale gewesen und findet es unbegreiflich, wie derselbe zu einer so echt griechischen Bildung gekommen und selbst das Hebräische habe erlernen können. Dieser Einwurf erledigt sich nach unserer Untersuchung über das Vaterland des Irenäus ganz von selbst. Bedeutender ist ein anderer Zweifel. Semler meinte, manche Gedanken und Ansichten widersprächen dem Geiste des zweiten Jahrhunderts. So könne um jene Zeit über den Primat Roms nicht in der Weise gesprochen sein, wie Irenäus es thue. Allein es läßt sich recht gut nachweisen, daß in den bekannten und berühmten Stellen Irenäus der cathedra des römischen Bischofs durchaus nicht die Macht zugesteht, welche die Arroganz späterer römischer Bischöfe foderte. Die Stellen, richtig interpretirt, widersprechen dem Geiste der Zeit durchaus nicht und sind somit den eigenen Ansichten des Irenäus, wie sie sich aus dem Briefe an den Bischof Victor ergeben, keineswegs zuwider[76]). Im sechsten

71) Die Meinung des Erasmus, Hieronymus habe den Irenäus einen Griechen von Nation, nicht aber einen griechischen Schriftsteller nennen wollen, ist von Massuet bereits widerlegt. Derselbe Erasmus meint, einige kurze griechische Verse, welche sich in dem lateinischen Texte des Irenäus finden, beweisen, daß das Original lateinisch gewesen. Er beruft sich ferner darauf, daß man den Namen des lateinischen Übersetzers nicht kenne; deshalb habe auch nie ein solcher existirt. Massuet fragt mit Recht, ob man denn den Namen eines griechischen Interpres kenne? Eine griechische Übersetzung müßte doch jedenfalls angenommen werden, wenn man an ein lateinisches Original glaubt. Woher sonst die zahlreichen griechischen Excerpte bei Eusebius, Epiphanius, Johannes Damascenus und in den Catenen? 72) Weil Ephräm, der Syrer, eine Stelle aus Irenäus citirt hat, so hat man auch wol angenommen, es müsse, da Ephräm kein Griechisch verstand, auch eine syrische Übersetzung von Irenäus gegeben haben. Doch wol eine voreilige Annahme. 73) *Dodwelli* diss. V in Iren. §. 1. p. 397. 74) Histoire litéraire de France l. c. p. 335.

75) Semler in Diss. I. in Tertullianum adjecta. Vol. V. §. 12. p. 300. Die Abhandlung Walch's findet sich in den Commentariis societatis regiae scientiarum Gottingensis. T. V. ad an. 1774. 76) Es ist dies ein ähnlicher kritischer Einwurf gegen die Echtheit des Werkes adv. haer., wie der Baur's gegen die Echtheit der Ignatianischen Briefe: daß die kirchlichen Verhältnisse, wie sie in jenen Briefen geschildert werden, nicht die der Zeit des Ignatius gewesen sind. Die richtige Erklärung jener auf den Primat Roms bezogenen Stellen (hauptsächlich adv. haer. III, 3, 2) hat Gieseler in seiner Kirchengeschichte bereits gegeben, der die Worte potior principalitas „vorzügliche Ursprünglichkeit" übersetzt. Danach setzt Irenäus den Vorzug Roms in die Gründung der römischen Kirche durch zwei Apostel. Gieseler sagt in seiner Kirchengeschichte I. Th. S. 176: „Irenäus will erweisen, daß die Lehre der katholischen Kirche apostolisch sei, durch die Nachfolger der von den Aposteln eingesetzten Bischöfe erhalten. Da es zu weitläufig ist, diesen Zusammenhang mit den Aposteln von allen Kirchen nachzuweisen, will er seinen Beweis allein auf die römische Kirche beschränken, und zuletzt darthun, daß die Lehre der römischen Kirche mit der der ganzen übrigen Kirche nothwendig übereinstimme. Necesse est (*ἀνάγκη*) darf nicht mit oportet (*δεῖ*) verwechselt werden: jenes drückt eine natürliche Nothwendigkeit, dieses eine Verbindlichkeit, Pflicht aus. Principalitas ist nicht *τὸ ἡγεμονικόν* (principale), sondern *αὐθεντία, ἀρχή*, Ursprünglichkeit." Danach übersetzt Gieseler: „denn mit dieser Kirche muß, wegen ihrer vorzüglicheren Ursprünglichkeit, der Natur der Sache nach, die ganze Kirche, d. h. die Gläubigen aller Orten, übereinstimmen." Zu derselben Erklärung erklärte sich auch der freisinnige Katholik, J. Ellendorf, in seiner Schrift: der Primat der römischen Päpste, aus den Quellen dargestellt (Darmstadt 1841.). Ellendorf sagt S. 101 fg.: „Nehmen wir an, die Stelle besage nach der Auslegung derjenigen, die den Primat vertheidigen, wirklich, daß mit der Tradition der römischen Kirche alle andern Kirchen ex officio übereinstimmen müssen und zwar propter potiorem principalitatem der ersteren: so sind wir denn doch noch weit von einem allgemeinen Primate der römischen Kirche entfernt. Wir haben dann die durch die private Meinung eines gallischen Kirchenvaters unterstützte Ansicht, daß die römische Kirche das Recht habe, den Glauben der andern Kirchen zu prüfen, ihre Glaubensbekenntnisse zu bestätigen und Ketzereien zu verdammen. Allein dem widerspricht nun sogleich schnurstracks das Concil von Nicäa, welches seine Glaubensdecrete und die Verdammung des Arius, der auch schon längst durch den Patriarchen von Alexandrien

Jahrhundert — auch darauf beruft sich Semler zu Gunsten seiner Ansicht — schrieb der Bischof Ätherius von Lyon an Gregor I. um ein Exemplar des Irenäus, was in Lyon nicht aufzutreiben sei. Gregor antwortete, daß auch er zu Rom vergebliche Nachsuchungen habe anstellen lassen. Offenbar viel zu voreilig schließt hieraus Semler, das Werk sei im sechsten Jahrhundert nicht vorhanden gewesen, während dies doch nur beweist, daß es nicht zahlreich verbreitet war.

Semler kam nach diesen kritischen Einwürfen zu dem Resultate, daß eine alte Betrügergesellschaft manche Schriften, die uns unter dem Namen kirchlicher Schriftsteller erhalten sind, verfertigt und sie dann diesem und jenem aus dem kirchlichen Alterthume bekannten Manne beigelegt hätte. Auf diese Weise sei auch das Werk adversus haereses entstanden und unter dem Namen des Irenäus auf uns gekommen. Dabei bemühte sich Semler noch, nachzuweisen, daß das Werk gegen die Ketzer Manches enthalte, was sich auch in den Schriften des Clemens Alexandrinus finde. Walch hat in seiner Abhandlung auch diese positive Kritik Semler's gut widerlegt.

Semler's Zweifel haben gar keinen historischen Grund. Es wäre ein Glück, wenn alle bedeutenden Schriften des Alterthums in ebendem Maße beglaubigt wären, wie das Werk gegen die Ketzer. Tertullian erwähnt dasselbe in seiner Schrift gegen die Valentinianer und berichtet über das Valentinianische System in einer Weise, welche zeigt, daß er den Irenäus vor Augen hatte. Cyprian kennt es ebenfalls [77]). Eusebius führt es unter den Schriften des Irenäus auf und citirt (h. l. V, 5. 6) eine längere Stelle daraus [78]). Epiphanius hat in der 31. Haeresis 9—33 beinahe das ganze erste Buch des Irenäus abgeschrieben. Basilius der Gr., Cyrill von Jerusalem, Augustin erwähnen das Werk [79]) und Theodoret hätte seine fabulae haereticorum vielleicht nicht schreiben können, wenn ihm des Irenäus Ketzerbuch nicht als Hauptquelle zur Benutzung vorgelegen hätte. Dazu kommt, daß auch der Inhalt des Werks nicht darbietet, was dem Geiste des zweiten Jahrhunderts und den geschichtlichen Erscheinungen desselben widersprechend wäre. Unsere Zeit, die wol mit Recht eine hyperkritische genannt werden mag, hat deshalb bis jetzt ihre kritischen Zerstörungsversuche von dem Werke des Irenäus fern gehalten und wird auch wol ferner die historischen Bollwerke, von denen es umgeben ist, respectiren müssen.

Das ganze Werk gegen die Häresien ist von Irenäus selbst in fünf Bücher getheilt worden. Es ist natürlich, daß er die Systeme seiner Gegner, mit denen er es vorzugsweise zu thun hatte, im Anfange seines Buchs schildert. Die Lehren der Schule des Ptolemäus, welcher nach Irenäus der bedeutendste Schüler Valentin's gewesen, und die Begründung dieses Systems mit Hilfe einer allegorischen Interpretation werden in den ersten neun Capiteln des ersten Buchs aus den Schriften dieser Gnostiker selbst dargestellt. Im zehnten Capitel folgt eine kurze Entwickelung der Glaubenswahrheiten, wie sie in der Kirche und in dem Glaubensbewußtsein aller Gemeinden leben. Theils um den Ursprung jenes Ptolemäischen Systems zu erklären, theils auch um analoge Speculationen der frühern und damaligen Zeit zusammenzustellen, werden im Verlauf des ersten Buchs die übrigen gnostischen Systeme dargestellt, ausführlicher das dem Pythagoräismus verwandte Zahlensystem des Marcus, dessen Anhänger ja in der Nähe des Irenäus ihr Unwesen trieben. So ist durch das erste Buch eine Gesammtübersicht über alle Erscheinungen der *ψευδώνυμος γνῶσις* gegeben.

Mit dem zweiten Buche beginnt die Polemik, welche hier eine rein dialektische ist. Irenäus geht näher ein auf die Gedanken der Gnostiker und weiset in diesen allerlei Widersprüche und Ungereimtheiten nach. Die gnostischen Ideen von Gott und dem Pleroma, von deren Verhältniß zu dem sichtbaren Universum sind sich selbst widersprechend. Die einfache Lehre der Kirche trägt dagegen in ihrer Klarheit das Gepräge der Wahrheit — bis Cap. 12. Die Äonenlehre der Gnostiker, welche an die Theogonien und mythischen Erzählungen des Heidenthums erinnert, ist in sich selbst voll Widersprüche — bis Cap. 19. Die Beweise, welche die Gnostiker für ihre Systeme aus den Schriften des N. und A. T. gezogen, sind unhaltbar, weil ihre Art, jene Schriften zu erklären, eine gezwungene, künstliche und allegorische ist, der das klare Wort der Schrift selbst widerspricht. Gelegentlich werden sehr beachtenswerthe hermeneutische Grundsätze entwickelt bis Cap. 28. Zum Schluß des Buches sind die anthropologischen Lehrsätze der Gnostiker, vorzüglich jener von ihnen gemachte Unterschied zwischen pneumatischen, psychischen und hylischen oder sarkischen Naturen einer Prüfung unterzogen und mit Recht deshalb verworfen, weil mit einer solchen Anthropologie das Bestehen sittlicher Freiheit des Individuums und des gesammten Sittengesetzes nicht zu vereinigen ist. Für eine äußerliche Auffassung der gnostischen Systeme, welche in dieser dialektischen Widerlegung nur zu oft hervortritt, entschädigen den Leser die-

ohne Roms Vorwissen verdammt war, dem römischen Bischofe Silvester nicht zur Genehmigung und Bestätigung vorlegte, wie es auch späterhin die nächstfolgenden nicht thaten. Diese durch Jahrhunderte dauernde Praxis der Kirche ist der beste Commentar zu der Stelle des Irenäus und beweiset, daß er der römischen Kirche zwar eine große und außergewöhnliche Autorität, aber keine allgemeine gesetzgebende Gewalt in Glaubenssachen für die ganze Kirche beigelegt habe. Dabei sagt nun die Stelle gar nichts von einer allgemeinen gesetzgebenden Gewalt jener Kirche in Sachen der Disciplin und von ihrer höchsten allgemeinen Jurisdiction, die doch zwei der bedeutendsten Theile des Primats sein sollen." Einzelne neue Ansichten finden sich in einem Aufsatz von L. Wolff, die Lehre des Irenäus von der Tradition und der Natur des Menschen, — in der Zeitschrift für die gesammte Luther'sche Theologie von Rudelbach und Guerike. Jahrgang 1842. Viertes Quartalheft. — Wie befangen man katholischerseits in Auffassung der Stellen des Irenäus ist, zeigt Möhler's Antwort auf Semler's Zweifel (in der Patrologie S. 338.): „Irenäus legte dem römischen Stuhle keine andere Prärogative bei, als demselben immer (?) auch von Andern (?) seiner (!) und der folgenden Zeit nach dem einhelligen Glauben der Kirche zuerkannt wurden."

77) Ep. 74 ad Pomp. 78) *Iren.* III, 3, 3. 79) *Basilius* de spir. sancto c. 29. *Cyrilli* Cat. 16. *Augustinus* c. Julian. I, 3. 7.

ses Buches manche tiefe und treffliche Gedanken, die mit der Idee des Christenthums in engem Zusammenhange stehen.

Im dritten Buche geht Irenäus zu seiner Widerlegung der Häretiker aus der Tradition der katholischen Kirche über. Das Glaubensbewußtsein ist in derselben ein überall identisches. Es steht aber durch die Succession der Bischöfe mit dem Geiste der Urkirche und der Apostel in einem nachweisbaren Zusammenhange. Daraus folgt, daß der Glaubensinhalt, welcher von der Kirche rein bewahrt worden ist, an Alter und Reinheit die neuen gnostischen Speculationen übertrifft, bis Cap. 4. Sodann geht er über zu der Widerlegung aus den Schriften des N. und A. T. Aus den einzelnen Evangelien, deren es nicht mehr und nicht weniger als vier geben kann, wird die Lehre der Kirche von einem Gott; aus Johannes besonders die Lehre von der Weltschöpfung und von der Menschwerdung des Logos erwiesen, bis Cap. 11. Derselbe Nachweis über den einen Schöpfer der Welt, der zugleich der höchste Gott sei, wird weiter aus der Apostelgeschichte und den Aussprüchen der andern Schüler Christi geführt. Dann aber besonders nach Marcion's Unterscheidung zwischen dem Gott des A. und N. T. verworfen, bis Cap. 15. Im Gegensatze gegen die falschen christologischen Ansichten der Häretiker entwickelt Irenäus seine Christologie, bis Cap. 21. Gegen die ebionitischen Zeitansichten, welche in dem erschienenen Christus nur die Menschheit anerkannten, macht Irenäus die Gottheit desselben und gegen die doketischen Meinungen die Menschheit geltend. Gegen den Schluß dieses Buches werden noch einzelne Ansichten Tatian's und Marcion's widerlegt.

Viertes Buch. Der Gott des A. T. ist auch der Gott des N. T. Nach dem Untergange Jerusalems hat seine Herrschaft nicht aufgehört; vielmehr ist der Himmel noch heute sein Thron, die Erde noch heute der Schemel seiner Füße. Zu der Patriarchen Zeit ist es bereits der Logos, der Vermittler aller göttlichen Wissenschaft und der Träger aller Offenbarung gewesen, der den Willen des einen Gottes den Menschen kund machte. Daraus leuchtet ein, daß ein Zusammenhang zwischen dem A. und N. T. angenommen werden muß, obgleich das Christenthum in mancher Hinsicht vorzüglicher ist, als die Religion des A. T., bis Cap. 12. Dem Autonomismus der Gnostiker mußte die fortdauernde Gültigkeit des allgemeinen Sittengesetzes, was im Mosaismus einen so vollendeten Ausdruck gefunden hatte, nachgewiesen werden. Die Gesetze des Mosaismus entsprachen vollkommen ihrem Zwecke; ein tüchtiges Volk, nicht frei von Trotz und Eigenwillen, ist durch den imperatorischen Geist des Mosaismus, der durch den Gedanken der Nähe Gottes geschützt und aufrecht erhalten wurde, im Zaume gehalten. Freilich ist jene starre Form des Sittengesetzes durch Christus gebrochen: er hat an seine Stelle das Gesetz der Liebe gestellt, was den Menschen erst vollends aus den Fesseln sittlicher Sklaverei freimacht. Obwol wir durch Christus von manchen drückenden Formen befreit sind, so hat doch das Gesetz Gottes seine Kraft behalten, ja ist erst seiner tiefsten Bedeutung und Geltung nach gewürdigt worden, bis Cap. 20. Was das Heiden- und Judenthum Wahres hatte, ist in das Christenthum aufgenommen; es ist deshalb bestimmt für alle Zeiten. Marcion hat deshalb sehr Unrecht, den Zusammenhang zwischen dem A. und N. T. zu leugnen. Er läßt sich aus der Erfüllung der Prophetien im N. T. sogar durch die That widerlegen. Daher halte man fest an dem Glaubensbewußtsein der Kirche, bis Cap. 36. Wie die Väter der christlichen Urzeit alle festhielten an der Lehre von sittlicher Freiheit des Menschen; so auch Irenäus. Diese Lehre wird in den letzten Capiteln dieses Buches ausführlich entwickelt.

Das fünfte Buch enthält außer einigen gelegentlich wiederholten und tiefer begründeten Widerlegungen gnostischer Ansichten des Irenäus Hauptansichten von der Eschatologie, in der seine chiliastische Denkweise sich offenbart. Zuerst wird die Auferstehung des Fleisches als eine Hauptgegenlehre des Gnosticismus tiefer begründet aus der Natur des Menschen und aus dem Wesen und den Wirkungen der Erlösung, bis Cap. 17. Von da bis zum Ende des Buches spricht Irenäus von dem Erscheinen des Antichrists, vom Ende der Welt und dem Zustande nach dem Tode, die eigenthümlich chiliastischen Ansichten schließen das Werk.

Handschriften und Ausgaben. Die erste Ausgabe des Werkes adv. haer. besorgte Desiderius Erasmus 1526. Erasmus benutzte drei Handschriften, eine römische und zwei andere aus Klöstern ihm mitgetheilte. Diese Ausgabe ging noch zu wiederholten Malen aus der Officin von Frobenius in Basel hervor 1528, 1534, 1548, 1554, 1560 in klein Folio; auch zu Paris 1528, 1545 in demselben Format und endlich 1563 in Octavform. Diese erste Ausgabe konnte natürlich nur in vieler Hinsicht mangelhaft sein.

Im Jahre 1570 trat Nicolaus Gallasius, ein Calvinischer Geistlicher und Professor in Genf, mit einer neuen Ausgabe in Folio hervor. Er behauptet zwar, die Fehler der Erasmischen Ausgaben seien von ihm nach sorgfältiger Vergleichung von Manuscripten verbessert worden; indessen man muß aus der mangelhaften Ausgabe schließen, daß vielleicht gar keine oder nur schlechte Handschriften von Gallasius benutzt worden sind. Er hat den griechischen Text, welcher sich bei Epiphanius findet, der lateinischen Übersetzung hinzugefügt.

Eine dritte Ausgabe besorgte Johann Jacob Grynäus, ebenfalls Calvinist, Basel 1571 in Oktav. Er hat von dem erhaltenen griechischen Texte eine neue lateinische Übersetzung des Janus Cornarius gegeben; übrigens ist diese Ausgabe nicht bedeutend.

Weit wichtiger ist die von dem Minoriten und Professor an der pariser Universität Franz Feuardent besorgte, 1596 zu Cöln erschienene Ausgabe. Andere Abdrücke sind zu Cöln 1625, 1630 und zu Paris 1639, 1675 Fol. erschienen. Feuardent benutzte einen vaticanischen Codex, außerdem noch eine sehr alte und gute Handschrift. Er gab auch die Observationen zweier bedeutenden Kritiker, Jacob Bill und Fronto Ducäus. Außerdem fügte er

aus der vaticanischen Handschrift die fünf letzten Capitel hinzu und gab auch die übrigen griechischen Fragmente.

Im Jahre 1702 trat zu Oxford eine neue Ausgabe ans Licht, von einem teutschen nach England übergesiedelten Gelehrten, Joh. Ernst Grabe, verfaßt und dem König Friedrich von Preußen dedicirt. Grabe hat sehr viel Fleiß auf die Ausarbeitung dieses in gelehrter und typographischer Hinsicht wahrhaft glänzenden Werkes verwandt. Vier Handschriften wurden von ihm benutzt. Zuerst eine dem Isaacus Vossius gehörige sehr gute, welche Dodwell mit Feuardent's Ausgabe verglich, um die abweichenden Lesarten für Grabe zu notiren. Sodann der Codex *Arundelianus*, welcher in der Bibliothek der regia societas zu London aufbewahrt wurde und nach Grabe's Angabe aus dem 13. Jahrhundert stammt. Endlich gebrauchte dieser Herausgeber noch eine Abschrift, welche aus zwei Codices von einem gewissen Josias Mercerus genommen war. Vossius hatte sie dem Dodwell zum Abschreiben mitgetheilt. Weder Grabe noch Massuet hat jene Codices selbst gesehen. Massuet meint, obgleich Grabe stets bestimmt Cod. *Merc.* 1 et 2 unterscheidet, die daraus mitgetheilten Lesarten stammen aus einem und demselben Coder; derselbe sei auch nicht sehr alt und non adeo bonae notae. Außerdem sammelte Grabe mit vielem Fleiß die griechischen Fragmente des Werkes adv. haer. und fügte zahlreiche Noten dem vielfach gereinigten Texte hinzu. In den Erklärungen zeigt er sich häufig als ein nicht ganz vorurtheilsfreier Mann. Die Texteseintheilung hätte glücklicher angelegt werden können.

Die letzte Ausgabe besorgte der Benedictiner Massuet; sie erschien Paris 1710 und nachgedruckt Venedig 1734 Fol. Ihm standen folgende drei Codices zu Gebote: 1) der Claramontanus aus der Jesuiterbibliothek zu Clairmont. Ist das Alter des Coder nicht überschätzt, so stammt er aus dem neunten Jahrhundert. Am Ende sind mehre Blätter abgerissen; es fehlen aber nur die letzten 10 Capitel. 2) Codex *Passeratii*. Ein gewisser Passeratius hatte an den Rand der Erasmischen Ausgabe verschiedene Lesarten eines übrigens unbekannten Coder verzeichnet, welcher von den bisher benutzten Codices durchaus verschieden und nach Massuet sehr alt und in den Varianten gut sein soll. 3) Codex *Otthoboni* wurde zu Rom in der Bibliothek des Cardinals Otthobonus aufbewahrt; er schien jedoch neu, nicht über 400 Jahre alt zu sein. Massuet hält diese Handschrift für identisch mit der des Josias Mercerus, welche Grabe benutzte. In derselben fehlen die letzten fünf Capitel. Jener vaticanische Coder, welchen Feuardent benutzte, existirte bereits zu Massuet's Zeit nicht mehr in Rom. In dieser Benedictinerausgabe finden sich viele Textesverbesserungen; die erklärenden Noten sind überall, wo Massuet nicht durch katholische Vorurtheile verblendet eregisirt, recht gut; den Text hätte der Herausgeber einfacher abtheilen können. Im zweiten Theile finden sich Dissertationen über die gnostischen Systeme, über das Leben, die Schriften und die Lehre des Irenäus. Die Vorreden und Anmerkungen der früheren Herausgeber hat Massuet in seine Ausgabe ebenfalls aufgenommen. Der venetianer Abdruck enthält auch die von Pfaff herausgegebenen Fragmente, wie die oben angeführten wichtigeren Streitschriften über dieselben. Die Fragmente der gnostischen Schriften findet man in beiden Massuet'schen Ausgaben.

III. Grundzüge seines dogmatischen Systems. Das Fundament, auf welchem Irenäus sein dogmatisches Gebäude aufführt, ist die Idee der Kirche. Die Thatsache, daß in der Kirche das sittlich-religiöse Leben am vollkommensten sich offenbart, konnte von den Gnostikern nicht weggeleugnet werden, mußte vielmehr auf die dieser Erscheinung zum Grunde liegenden tiefern Gründe führen. Mit diesem Ausgangspunkte für sein dogmatisches Bewußtsein wie für seine dogmatische Entwickelung hat Irenäus den Schwerpunkt des Glaubens und der Dogmatik gefunden. Das concret-religiöse Leben in der Kirche, woran der Einzelne als Glied der Gemeinde Theil haben soll, ist etwas unmittelbar Gewisses; auf seine eigenen religiösen Erfahrungen, welche nicht zu trennen sind von dem religiösen Gesammtleben der Gemeinde und dem die ganze christliche Kirche durchdringenden Geiste, stützt sich die religiöse Überzeugung wie auf feste und unumstößliche Thatsachen. Durch Auffindung dieses einzig richtigen Princips aller Dogmatik erhebt sich Irenäus weit über viele alte Kirchenlehrer[80]).

Woher stammt nun das religiöse Leben in der Brust des Einzelnen und in der Gesammtheit der Christen, welche wir die Kirche nennen? Aus der religiösen Wahrheit, welche in und mit dem Christenthume gegeben ist. Jenes Leben beweist also, daß die Kirche die religiöse Wahrheit besitzt und aus jenem Leben folgt, wie aus einer Thatsache von selbst, daß die mit ihren Geheimnissen außerhalb der Kirche Stehenden nicht die wahre γνῶσις haben, obgleich sie sich derselben laut zu rühmen wagen.

Die Erkenntniß der religiösen Wahrheit ist uns gegeben mit der heiligen Schrift, besonders mit dem N. T. Außer dem Briefe an den Philemon, dem Briefe Jacobi und Judä, dem zweiten Petri und dem dritten Johannis hat Irenäus sämmtliche Schriften des N. T. benutzt; denn obgleich in dem Werke adv. haer. sich nur Anklänge an den Hebräerbrief finden, so wissen wir doch aus Eusebius, daß er denselben gekannt hat[81]). Gegen die Gnostiker, welche sich Verstümmelungen des Schrifttextes und Unterschiebung falscher Evangelien zu Schulden kommen ließen, vertheidigt Irenäus nachdrücklich das Ansehen und die Auctorität der heiligen Schrift. Die Apostel haben durch Rede und Schrift erst dann von Christo und

80) Der Verfasser erinnert daran, daß er nur eine gedrängte Darstellung von dem Irenäischen System hier geben kann. Um den Leser auf die dogmatischen Höhepunkte des Irenäus zu führen, wählt der Verfasser häufig die kürzesten Wege. Sollte er auch auf den ersten Blick von Irenäus' eigener Darstellungsweise abzuweichen scheinen; so wird sich bei tieferer Betrachtung der Sache die historische Treue der hier gegebenen Darstellung auch ohne ins Einzelne eingehende Verfolgung des Irenäischen Gedankengangs einem Jeden von selbst ergeben. 81) *Eus.* h. e. V, 26. *καὶ βιβλίον τι διαλέξεων διαφόρων, ἐν ᾧ τῆς πρὸς Ἑβραίους ἐπιστολῆς — μνημονεύει.*

seinem Werke Zeugniß gegeben, als der Herr auferstanden und Jesu Sinn und Wollen von ihnen klar erfaßt war. Deshalb sind ihre Schriften „Grund und Säule unsers Glaubens für alle Zukunft“ [82]). Historisch beweist er das Ansehen der Schrift also: die kirchliche Anerkennung der vier kanonischen Evangelien von der Zeit der Apostel bis auf unsere Tage schließt von selbst alle von Häretikern untergeschobenen Evangelien als falsch aus. Weniger Werth hat die mystische Allegorie: wie die Welt vier Himmelsgegenden hat, so ruht die Kirche auf ihren vier Evangelien, gleichsam auf vier Pfeilern [83]). Die ganze Schrift, A. und N. T., wird von Irenäus als inspirirt betrachtet; der Logos und der heilige Geist haben die Propheten und Apostel unterstützt bei Abfassung ihrer Schriften [84]).

„Zur wahren Erkenntniß christlicher Wahrheit,“ sagt Irenäus, „wird die vollkommenste Behandlung der heiligen Schriften, Lesung derselben ohne Fälschung, rechtmäßige und genaue Auslegung ohne Gefahr und ohne Lästerung vorausgesetzt [85]). Zur Zeit des Irenäus hatten es nicht nur die Gnostiker, sondern selbst Lehrer der Kirche zu einer besondern Fertigkeit in allegorisch-spielender Interpretation gebracht. Die Foderung einer richtigen Auslegung der Schrift hat darum bei Irenäus einen tiefen Sinn und Grund. Freilich ist er selbst durch seine Ansicht von einer durchgehenden Prägnanz der Bibelworte oft verführt zu falschen Deutungen; aber sein hermeneutischer Grundsatz, die dunkeln Stellen der Schrift aus den an sich klaren Gedanken, die Gleichnisse aus den unzweifelhaft deutlichen Worten zu erklären, hat noch heute Geltung und ist aus Einsicht in die Gebrechen gnostischer Exegese hervorgegangen [86]).

Irenäus hatte den Gnostikern gegenüber einen harten Stand. Berief er sich auf den Geist der Schrift, so erwiederten sie: aus der Schrift kann die Wahrheit nur von denen gefunden werden, qui sciant traditionem; non enim per literas traditam veritatem, sed per vivam vocem. Die Wahrheit und damit zugleich die wahre Schriftauslegung sei nur im Besitze der Vollkommenen, d. h. der Gnostiker. Sie wollten die Wahrheit von den Aposteln her als mündliche Geheimlehre [87]) überkommen haben.

Und doch war diese gnostische Weisheit dem Glaubensbewußtsein der Christen zuwider! Irenäus erkannte, mit wieviel mehr Grund er sich auf das allgemeine Glaubensbewußtsein der Kirche berufen könne. Dieses kann seine Abstammung von den Aposteln historisch darthun; in ihm besitzt mithin die Kirche die allein wahre Tradition. Die Presbyteren der Kirchen sind von solchen in ihr Amt eingesetzt, welchen von unmittelbaren Schülern der Apostel die Leitung der Kirchen übertragen wurde [88]). Wem anders würden die Apostel, wenn sie noch geheime Lehren gehabt hätten, diese mitgetheilt haben, als denen, welchen sie die Überwachung des christlichen Lebens anvertrauten? [89]) Dies ist aber nicht geschehen, vielmehr ist diese von den Aposteln auf die Leiter und Hüter der Kirchen übergegangene Tradition eine öffentliche und allgemeine; das Glaubensbewußtsein daher bei Gebildeten und Ungebildeten dasselbe und über die ganze christliche Welt auf gleiche Weise verbreitet [90]). Jene rechte und apostolische Tradition kann als historisch verbürgte bei allen rechtgläubigen Kirchen gefunden werden. Die Identität derselben in den verschiedensten und entlegensten Kirchen und zugleich die Identität des in den einzelnen Kirchen bewußt lebendigen Traditionsinhalts mit dem Glaubensbewußtsein der Apostel ließen sich evident darthun durch Nachweisung des Zusammenhangs, in welchem jede Kirche durch die Reihefolge ihrer Bischöfe mit den Aposteln selbst steht. Indessen, da ein solcher Erweis zu langwierig sein würde, so zeigt Irenäus jenen historischen Zusammenhang nur an der Succession der römischen Kirche auf, weil sie eine der ältesten und größten und von zwei Aposteln gestiftet ist [91]). Mit dem Glaubensbewußtsein, wie es in der römischen Kirche lebt, müssen — das liegt in der Natur der Sache und folgt aus den Ansichten des Irenäus von selbst — alle Kirchen übereinstimmen [92]);

---

82) adv. haer. III, 1, 1. 83) adv. haer. III, 11, 8. 84) II, 18, 2. Scripturae perfectae sunt, quippe a Verbo Dei et Spiritu ejus dictae. 85) IV, 33, 8. 86) II, 27, 1—3. 87) III, 11, 1. Cum enim ex scripturis arguuntur, in accusationem convertuntur ipsarum scripturarum, quasi non recte habeant neque sint ex auctoritate et quia varie sint dictae et quia non possit ex his inveniri veritas ab his, qui nesciant traditionem. Non enim per literas traditam illam, sed per vivam vocem: ob quam causam et Paulum dixisse: Sapientiam autem loquimur inter perfectos; sapientiam autem non mundi hujus. (1 Kor. 11, 6.) Vgl. L. Wolff, die Lehre des Irenäus von der Tradition und der Natur des Menschen in Rudelbach's und Guerike's Zeitschrift für die Lutherische Theologie. Jahrgang 1842. 4. Heft. Mit Recht hat Wolff darauf aufmerksam gemacht, wie die Irenäische Traditionslehre sich durch den Gegensatz gegen den gnostischen Irrthum bildete. Daraus ergibt sich zugleich die Verschiedenheit dieser Lehre, bei Irenäus und den römisch-katholischen Kirchenlehrern.

88) III, 3. 1. Traditionem itaque Apostolorum in toto mundo manifestatam in omni ecclesia adest (ἔξεστιν) respicere omnibus, qui vera velint videre: et habemus annumerare eos, qui ab Apostolis instituti sunt episcopi in ecclesiis et successores eorum usque ad nos, qui nihil tale docuerunt, neque cognoverunt, quale ab his deliratur. 89) Etenim si recondita mysteria scissent Apostoli, quae seorsim et latenter ab reliquis perfectos docebant his vel maxime traderent ea, quibus etiam ipsas ecclesias committebant. Jenes si, was eine Negative in sich schließt, gibt deutlichen Aufschluß über das Verhältniß der Tradition zur Schrift, wie es Irenäus sich dachte. 90) Hauptstelle hiezu I, 10. *Μιᾶς γὰρ καὶ τῆς αὐτῆς πίστεως οὔσης, οὔτε ὁ πολὺ περὶ αὐτῆς δυνάμενος εἰπεῖν, ἐπλεόνασεν, οὔτε ὁ τὸ ὀλίγον ἐλαττόνησε.* 91) Die berühmte und viel besprochene Stelle III, 3, 2 — 4. Auch auf die Kirche Smyrna's und Ephesus' nimmt Irenäus Rücksicht. In diesen ließ sich ja ein offenbarer Zusammenhang mit dem Geiste der apostolischen Kirche nachweisen, weil Johannes zu Ephesus lange gelebt hatte und Polykarp von Johannes im Christenthum unterrichtet war. 92) Ad hanc enim ecclesiam — necesse est omnem convenire ecclesiam. Es ist bereits oft von den Gelehrten der protestantischen Kirche bemerkt, daß dies necesse est keine moralische Verpflichtung in sich schließe, wie sie in oportet liegen würde. Mit gehöriger Vorsicht benutzt gibt Möhler's ältere Schrift: die Einheit in der Kirche oder das Princip des Katholicismus dargestellt im Geiste der Kirchenväter der drei ersten Jahrhunderte (Tübingen 1825.), manchen guten Wink über die Ansichten des Irenäus. Es lag ganz

denn die Tradition der römischen Kirche ist eine echt apostolische und apostolisch ist ja auch die allgemeine und öffentliche Tradition der gesammten katholischen Kirche.

Die Schrift legt für sich die christliche Wahrheit vollkommen dar; die mündliche Verkündigung der Apostel ist ihrem Lehrinhalte nach mit dem Schriftinhalte durchaus identisch [93]). Die Tradition, welche von den treuen Nachfolgern der Apostel den christlichen Völkern überbracht wurde, kann deshalb nach Irenäus die Schriftlehre weder erweitern noch berichtigen. Aber aus der falschen, von den Gnostikern gerühmten Tradition einerseits und aus der Lebendigkeit und Innigkeit des kirchlichen Glaubensbewußtseins jener Zeit andererseits erklärt es sich, daß Irenäus bei Auslegung der Schrift, bei Auffindung der in sie niedergelegten Wahrheiten das kirchliche Glaubensbewußtsein will berücksichtigt wissen. Tradition und Schrift sind aus einer Quelle, aus dem apostolischen Glaubensbewußtsein, geflossen. Das läßt sich historisch darthun. Es muß also zwischen beiden eine Einheit dem Geiste nach angenommen werden; ergibt diese sich nicht, so ist entweder die Schriftauslegung nicht die richtige, oder die Tradition nicht die echte. Nur wo die Einheit beider anerkannt wird, — da ist die Kirche.

„Da nun diese so großen Beweise vorliegen," sagt Irenäus, „so muß man die Wahrheit nicht noch bei andern suchen, welche man leicht von der Kirche nehmen kann, da die Apostel in sie, wie in ein reiches Behältniß, in aller Fülle die gesammte Wahrheit niedergelegt haben, sodaß ein Jeder, der da immer will, den Trank des Lebens aus ihr schöpfen mag. Sie allein ist der Eingang zum Leben; alle übrigen aber sind Diebe und Räuber. Daher muß man diese meiden, das aber, was die Kirche bietet, mit größter Sorgfalt wählen, und nach der Tradition der Wahrheit greifen. Denn wie? wenn über eine unbedeutende Sache Streit entstände, müßte man nicht auf die ältesten Kirchen zurückgehen, in welchen die Apostel gelebt haben und über die obschwebende Streitfrage das nehmen, was gewiß und der Sache nach klar ist? Wie aber? wenn uns die Apostel keine Schriften hinterlassen hätten, müßte man nicht der Richtschnur der Tradition folgen, welche die Apostel denen eingehändigt, welchen sie die Kirchen eingehändigt [94])? An diese Ordnung halten sich auch viele Völker unter den Barbaren, welche an Christus glauben, und das Heil ohne Papier und Tinte durch den heiligen Geist in ihre Herzen eingeschrieben haben und die alte Tradition sorgfältig einhalten" [95]).

Die volle Erkenntniß christlicher Wahrheit aus dem Worte der Schrift und dem lebendigen Glaubensbewußtsein ist nur in der Kirche möglich: denn in ihr lebt jenes Wort und dieses Bewußtsein. Die sichtbare Gemeinschaft der Gläubigen, die Kirche in ihrer äußern Erscheinung ist gegründet auf Gottes Rathschluß. Um dies zu erweisen, geht Irenäus von der Gegenwart aus in die Vergangenheit zurück. Verfolgt man die Reihefolge der Bischöfe in den einzelnen Kirchen, so kommt man immer auf die Apostel: „durch sie haben wir die Wahrheit, das ist die Lehre des Gottessohns, kennen gelernt." Die Apostel, diese Wahrheit den Hütern und Leitern der Kirchen mittheilend, sind also die eigentlichen Stifter der gesammten Kirche. Sofern aber „der Herr aller Dinge es war, der seinen Aposteln die Gewalt des Evangeliums verlieh," ruht die sichtbare Kirche auf dem sichern Fundament seines ewigen Rathschlusses. Wenn Irenäus aber dem Begriffe der Kirche die apostolische Dignität durch die Succession der Bischöfe vindicirt [96]), so ist die Deduction bei ihm keineswegs rein äußerlich. Zu der rechten apostolischen Succession gehört eine geistige Nachfolge der Apostel [97]). Irenäus mochte manche Bischöfe kennen,

---

im Geiste des Irenäus, die Kirche zu betrachten als eine Einheit dem Geiste nach; auf dieser innern Einheit beruht nach Irenäus die Einheit des Kirchenkörpers. Aber es ist durchaus unhistorisch und dem Geist des Irenäus fremd, diese kirchliche Einheit potenzirt zu denken im Bischof, im Metropoliten und ihren Schlußstein im Primat Roms zu finden; s. darüber oben Gieseler's und Ellendorf's Ansichten.

93) Sie haben erst dann geschrieben, als sie das ganze Werk und Wollen Christi kannten, hat Irenäus oben gesagt. In den bekannten drei Sendschreiben, welche Dr. Sack, Dr. Nitzsch und Dr. Lücke an Prof. Dr. Delbrück richteten, über das Ansehen der heiligen Schrift und ihr Verhältniß zur Glaubensregel in der protestantischen und in der alten Kirche (Bonn 1827) macht Dr. Lücke S. 148 darauf aufmerksam, daß die kurzen Glaubensformulare, in welche Irenäus den Inhalt der allgemeinen Kirchenlehre zu fassen sucht, Anspielungen auf Paulinische Schriftstellen enthalten, ein Beweis, daß der Inhalt der Tradition und Schrift nach Irenäus identisch ist. Dr. Lücke fährt dann so fort: „Von diesem Glauben sagt Irenäus, er sei in der ganzen Kirche überall derselbe, und der gelehrteste und beredteste Kirchenlehrer, wie der schwächste Christ habe weder etwas anderes, noch der eine mehr, der andere weniger als diesen einfachen Glauben, der seinem wesentlichen Inhalte nach weder durch größeres Wissen wachsen, noch durch geringeres vermindert werden könnte, ein Satz, der nur in seiner polemischen Beziehung gegen die gnostische Eitelkeit jener Zeit recht verstanden werden kann. Irenäus fügt gleich hinzu: „„das Mehr der Einsicht bestehe nicht darin, daß die kirchliche Grundlehre geändert werde, sondern in der weiteren und tieferen Lehrentwickelung eben jenes Glaubensgrundes aus der heiligen Schrift"" — welches er ein *ἀναπτύσσειν* des in der Schrift Enthaltenen nennt und wobei er vorzüglich auf die Paulinischen Briefe Rücksicht nimmt." Dr. Lücke macht weiter darauf aufmerksam, daß die Widerlegung der gnostischen Ansichten, selbst da, wo sie vorzugsweise dialektisch geführt wird, doch mit Schriftbeweisen untermischt ist. S. 151 sagt Dr. Lücke: „Was sollen wir, dies alles zusammenhaltend, sagen, wie sich Irenäus das Verhältniß der Schrift zur Glaubensregel gedacht habe? doch gewiß nicht anders als so, daß er die gesammte heilige Schrift A. und N. Ts. für eingegeben vom heiligen Geist und in sofern für die authentische Quelle aller wahren Gotteserkenntniß gehalten, unter der Regel der Wahrheit aber, von deren Inspiration unabhängig von der Schrift er nirgends ein Wort sagt, nichts anderes verstanden habe, als die in der Schrift klar und offen daliegende Lehrsumme, den einfachen Schriftglauben, wonach die übrige Schrift zu fassen und zu erklären sei."

94) Wenn doch die Katholiken, welche aus Irenäus' Worten stets zu Gunsten ihrer Tradition argumentiren, Stellen wie diese beachten wollten. Die Apostel haben aber Schriften hinterlassen; diese sind also — das liegt ja doch deutlich zwischen den Zeilen — erste und Hauptquelle. 95) III, 4, 1 und 2. 96) III, 3, 1 sq. 97) IV, 26, 2. Eis, qui in ecclesia sunt, presbyteris obaudire oportet, his, qui successionem habent ab apostolis; qui cum episcopatus successione charisma veritatis certum secundum placitum patris acceperunt.

welche in Wahrheit Träger apostolischen Sinnes und Geistes waren. Daraus erklärt sichs, wie er aus den concreten Verhältnissen der Kirche auf eine apostolische Reinheit derselben zurückschließen konnte. Historisch ist also eine Einheit der Kirche erwiesen. Wird das Bewußtsein solcher Einheit durch innige Gemeinschaft der Kirchen unter einander, durch Anschließen an die Mutterkirchen lebendig erhalten, so tritt diese geschichtliche Einheit auch in der äußern Erscheinung der Gesammtkirche deutlich hervor.

Doch zur vollen Idee der Kirche gehört mehr, als ihre äußere Form, ihre sichtbare Erscheinung, wonach sie nur der Leib Christi ist. Ihrem idealen Wesen nach ist sie eine Gemeinschaft, in der reiche Gotteskräfte hin- und wiederströmen und Leben, sittliche Reinheit und Hoheit schaffen in ewig neuen Formen. Die Grund- und Schwerkraft dieses wechselnden geistigen Seins ist der Geist Gottes selbst. Hören wir Irenäus: „Unsern Glauben, den wir von unserer Kirche erhalten haben und bewahren, verjüngt stets der Geist Gottes, indem er wie eine außerordentliche Kostbarkeit in einem guten Gefäße sich und das Gefäß selbst, in welchem er ist, verjüngt. Denn dieses Geschenk Gottes ist der Kirche anvertraut, wie zur Belebung des Geschöpfes, damit alle theilnehmenden Glieder belebt werden, und in ihm ist die Gemeinschaft Christi, d. i. der heilige Geist, das Unterpfand der Unverweslichkeit, die Bestärkung unsers Glaubens, und die Leiter, mittels welcher wir in die Gottheit hinaufsteigen. — — Denn wo die Kirche ist, da ist auch der Geist Gottes und wo der Geist Gottes ist, da ist die Kirche und alle Gnade: denn der Geist ist die Wahrheit [98]."

Dies sind in der That hohe und reine Ansichten vom Wesen der Kirche! Sich erhebend zur wahren Idee der Kirche befreit Irenäus sie gleichsam von allen Banden des Zwangs und äußerlich formellen Wesens. Gegen die Gnostiker vertheidigte er mit Ernst den historischen Grund, die sichtbare Gestalt der Kirche, als Trägerin ihrer historischen Einheit. Und hier, sich versenkend in den tiefen, geistigen Lebensgrund der Kirche, schauend den Geist Gottes, der die Kirche trägt sonder Wanken, wird er so sehr von der Gewißheit ihres ewigen Grundes hingerissen, daß er die Form für nichts achtet und von einem sich in immer neuen Formen verjüngenden Geist Gottes als dem ächten Fundament der Kirche redet, gleich als hätte er prophetische Blicke in die zukünftigen Geschicke der jungen Kirche gethan. Bei einer geistig so freien und reinen Ansicht wird man an seine eigenen Worte erinnert: „wo der Geist ist, da ist Wahrheit!" —

Irenäus hat die Hauptquelle des von den Aposteln stammenden allgemeinen Glaubens in folgenden Worten zusammengestellt, welche wol nach der Taufformel das älteste Glaubensbekenntniß der christlichen Kirche genannt werden mögen; „die Kirche, obwol auf der ganzen Erde zerstreut, hat von den Aposteln sowol als von deren Schülern empfangen den Glauben an einen Gott, den allherrschenden Vater, Schöpfer Himmels und der Erde — und an einen Jesum Christum, den Sohn Gottes, Mensch geworden für unser Heil, und an den heiligen Geist, welcher durch die Propheten vorhergesagt hat die Anordnungen Gottes: die Herabkunft, die Geburt aus der Jungfrau, das Leiden, die Auferstehung von den Todten und die leibliche Himmelfahrt des geliebten Jesus unsers Herrn und seine Wiederkunft vom Himmel in der Herrlichkeit des Vaters, um Alles wieder herzustellen, und alles Fleisch der ganzen Menschheit zur Auferstehung zu rufen, damit vor Christus Jesus unserm Herrn und Gott und Erlöser und König, nach dem Willen des unsichtbaren Vaters, jegliches Knie sich beuge derer im Himmel, auf der Erde und unter der Erde" u. s. w. [99]).

Wie nun an diesen Objecten theologischen Erkennens und Wissens Irenäus sich versuchte, darüber kann man vorläufig aus seinen Ansichten über das Wesen menschlicher Wissenschaft urtheilen. Das falsche Wissen achtet die dem Menschen von Gott selbst gesetzten Schranken nicht, will die Tiefen des Absoluten durchforschen; verkehrt sich aber in sich selbst und führt zur Unseligkeit. Irenäus hatte Beispiele davon an den Gnostikern vor Augen. Das unerfaßbare und unmeßbare Wesen Gottes wolle doch der Mensch nicht durchaus erkennen! Er strebt sonst nach dem Unmöglichen: denn ihm, dem creatürlichen Wesen, sind ja Grenzen gesetzt, die er ohne Gefahr seiner Wohl-

---

98) III, 24, 1. Quam (fidem) perceptam ab ecclesia custodimus, et quae semper a spiritu dei quasi in vase bono eximium quoddam depositum juvenescens et juvenescere faciens ipsum vas in quo est. Hoc enim ecclesiae creditum est dei munus, quemadmodum ad inspirationem plasmationi, ad hoc ut omnia membra percipientia vivificentur, et in eo disposita (deposita) est communicatio Christi, i. e. spiritus sanctus, arrha incorruptelae et confirmatio fidei nostrae et scala ascensionis ad deum. — — Ubi enim ecclesia, ibi et spiritus dei; et ubi spiritus dei, ibi ecclesia et omnis gratia: spiritus autem veritas. Rothe hat in neuester Zeit sich das entschiedene Verdienst erworben, die Blicke der Gelehrten durch seine Schrift „Anfänge der christlichen Kirche" auf die frühsten Verhältnisse der Kirche zurückgelenkt zu haben. Über des Irenäus Idee spricht er sich (S. 580) so aus: „Irenäus betrachtet die katholische Kirche als die bestimmte und einzige Fortleiterin der geschichtlichen Wirksamkeit des Erlösers, als das alleinige Organ seiner erlösenden Wirkungen, als die alleinige Inhaberin der christlichen Heils- und Lebenskräfte, mit einem Worte des heiligen Geistes. Dieser, das wahre Lebensprincip überhaupt, indem er hindurchdringt und beseelt, erhält sie, dem Bewußtsein des Irenäus zufolge, immerdar lebensfrisch, und macht sie sich zu einem energischen Werkzeug seiner Wirksamkeit. Sie hat Christus zur Depositärin seiner Gnadenschätze und Gnadenkräfte gemacht. Ihr allein hat er die Mittel des Heils anvertraut, ihr aber auch auf schlechthin vollständige Weise. Namentlich ist bei ihr, und zwar bei ihr allein, die volle göttliche Wahrheit hinterlegt, und sie allein läßt dieselbe unverfälscht und unverdunkelt mit der erfoderlichen Deutlichkeit und Zuverlässigkeit auf den ganzen Erdkreis hinausleuchten. Sie ist die alleinige Inhaberin und Behüterin der wahren heiligen Schriften. So ist sie in den mannichfachsten Beziehungen die Mutter, und zwar die einzige Mutter, aller Christo angehörigen. Bei einem so bestimmten Bewußtsein um die Natur und die Bedeutung der katholischen Kirche muß dem Irenäus außer ihrem Schoos wahres christliches Leben und Heil als undenkbar erscheinen." Der Fehler dieser Darstellung liegt darin, daß Rothe den Unterschied der Kirche in ihrer äußern Erscheinung von der Kirche ihrer Idee nach, welcher bei Irenäus offen zu Tage liegt, ganz verwischt hat.

99) I, 10, 1 und kurz wiederholt an mehren Stellen des Werks gegen die Ketzer.

fahrt nicht überschreiten darf [1]). Darum erfasse denn der Mensch sich in seinem von der Natur wohlgeordneten Wesen; benutze die Winke, die ihm sein eigenes Wesen über die rechte Erreichung seines Heils gibt. Nicht das Wissen ist es, was selig macht: denn es blähet auf, wie Paulus sagt, und darum ist es uns von Gott versagt. Besser ist es, einfältigen Sinns sein und in Liebe zu Gott und Christo entbrennen, als unter dem Schein von Vielwisserei Gott und seine heiligen Ordnungen zu lästern. Der Glaube und die Liebe sind die göttlichen Kräfte in der Welt, welche uns zu Gott erheben [2]).

Mit solchen Gesinnungen behauptet nun Irenäus gegen die Gnostiker, welche den höchsten Gott und den Weltschöpfer, den christlichen Gott und den Gott des A. T. trennten, in einem tiefern Sinn die Einheit Gottes. Seiner Causalität verdankt das Sichtbare und Unsichtbare, das Himmlische und Irdische sein Dasein; er ist Herr über Alles. „Dieser Gott ist der Gott Abraham's, der Gott Isaak's und Jacob's und der Gott der Lebendigen, den das Gesetz und die Propheten verkündigen und den Christus offenbart." Derselbe eine Gott ist also der Träger aller Gottesoffenbarungen in der Welt. In einer Menge von Entwicklungen und Entfaltungen ließen die Gnostiker das Wesen Gottes sich auseinanderlegen. Irenäus macht dagegen die Einfachheit des göttlichen Wesens geltend: „Gott ist einfach, nicht zusammengesetzt, gleichgliedrig, sich selbst gleich und ähnlich, ganz Verstand, ganz Geist, ganz Vernunft, ganz Gehör, ganz Auge, ganz Licht und ganz Quelle des Guten [3])." Was wir von Gott aussagen; ist immer nur bildliches; für Ausdrücke, die dem Wesen Gottes adäquat sind, fehlt uns alle Fähigkeit. Unsere Theologie ist, wie man heute zu sagen beliebt, auch nach Irenäus nichts weiter, als Anthropologie.

Das Dogma vom Logos, dessen vorweltlicher Existenz und immanentem Verhältniß zum Vater, wurde mit besonderer Vorliebe von den Kirchenlehrern jener Zeit behandelt. Irenäus [4]) erkannte die Gefahren, in welche

---

1) Si autem et aliquis non invenerit causam omnium, quae requiruntur, cogitet quia homo est in infinitum minor deo, et qui acceperit gratiam, et qui nondum aequalis vel similis sit factori et qui omnium experientiam et cogitationem habere non possit, ut deus: sed in quantum minor est ab eo, qui factus non est, et qui semper idem est, ille qui hodie factus est et initium facturae accepit; in tantum secundum scientiam et ad investigandum causas omnium, minorem esse eo qui fecit. Non enim infectus es, o homo, neque semper coexistebas deo sicut proprium ejus Verbum (Logos); sed propter eminentem bonitatem ejus nunc initium facturae accipiens; sensim discis a Verbo dispositiones dei, qui te fecit. Ordinem ergo serva tuae scientiae, et ne ut bonorum ignarus supertranscendas ipsum deum, non enim transibilis est: neque super demiurgum requiras quid sit; non enim invenies. Indeterminabilis est enim artifex tuus: — non enim (Patrem) excogitabis, sed *contra naturam* sentiens, eris insipiens: et si in hoc perseveraveris, incides in insaniam, sublimiorem teipsum melioremque factore tuo existimans. II, 25, 3 u. 4. Vgl. ferner II, 28.

2) II, 26, 1. *Ἄμεινον καὶ συμφερώτερον, ἰδιώτας καὶ ὀλιγομαθεῖς ὑπάρχειν, καὶ διὰ τῆς ἀγάπης πλησίον γενέσθαι τοῦ θεοῦ, ἢ πολυμαθεῖς καὶ ἐμπείρους δοκοῦντας εἶναι, βλασφήμους εἰς τὸν ἑαυτοῦ εὑρίσκεσθαι δεσπότην.* Et ideo Paulus clamavit: scientia inflat, charitas autem aedificat; non quia veram scientiam de deo culparet; alioquin seipsum primum accusaret: sed quia sciebat quosdam sub occasione scientiae elatos excidere a dilectione dei etc.

3) II, 28, 5. Deus autem totus exsistens mens, totus exsistens logos, quod cogitat, hoc est loquitur; et quod loquitur, hoc et cogitat. Cogitatio enim ejus logos, et logos mens et omnia concludens mens, ipse est pater. Überhaupt ist das ganze zweite Buch voll von Beweisen für die Einheit Gottes im obigen Sinne. Insbesondere bemüht sich Irenäus, den Gnostikern nachzuweisen, daß ihre Trennung des höchsten Gottes und des Demiurgen durchaus unstatthaft sei. Cf. II, 13, 3.

4) Dr. Baur in seiner Geschichte der christlichen Lehre von der Dreieinigkeit und Menschwerdung Gottes, einem Werk, was durch die eminente Gelehrsamkeit des Verfassers und dessen glückliche historische Combinationsgabe eine hohe Vollendung erhalten hat, sagt Th. I. S. 166 über die Logoslehre des Irenäus Folgendes: „Bei den zuerst genannten kirchlichen Schriftstellern (Justin, Tatian, Theophilus, Athenagoras, Irenäus und Tertullian) hat die Logos-Idee ihre concreteste, sinnlichste Gestalt darin, daß sie den Logos als ein in einem bestimmten Zeitpunkt und durch einen bestimmten göttlichen Act aus Gott hervorgegangenes, zwar wesentlich göttliches, aber Gott untergeordnetes, Wesen beschreiben. Um diese Vorstellung in ihrem Mittelpunkt aufzufassen, müssen wir daher auf den Moment des göttlichen Acts zurückgehen, durch welchen der Logos ins Dasein tritt." — — S. 172 fg. fährt Baur so fort: „Freier von Emanationsvorstellungen sind unter den ältesten Kirchenlehrern nur Athenagoras und Irenäus, was bei dem letztern offenbar darin seinen Grund hat, daß er als Bestreiter der Gnostiker größeres Bedenken trug, als Tertullian, mit den Gegnern doch wieder in derselben Grundansicht übereinzustimmen. Er verwirft daher, obgleich zunächst nur gegen die Gnostiker, daß der Logos eine prolatio sei, weil dadurch Gott zu einem zusammengesetzten, theilbaren, körperlichen Wesen werde, und da Irenäus an der gnostischen Lehre von Gott tadeln zu müssen glaubte, daß sie menschliche Affectionen und Geistesthätigkeiten auf Gott übertrage, so konnte er auch die Unterscheidung eines *λόγος ἐνδιάθετος* und *προφορικός*, sofern ihr das Verhältniß des Denkens und Sprechens bei dem Menschen zu Grunde lag, nicht billigen (adv. haer. II, 28: Vos generationem ejus ex patre divinantes et verbi hominum per linguam factam prolationem transferentes in verbum dei juste detegimini nobis ipsis, quod neque humana neque divina noveritis). Bei Irenäus, wie bei Athenagoras, hat die Abneigung gegen das Emanatistische die Folge gehabt, daß sie, indem sie nun auch keinen bestimmten Moment des Hervorgehens des Sohnes aus dem Vater festhalten, uns im Unklaren darüber lassen, wie weit sie den Sohn als persönliches Wesen sich gedacht haben. — — Irenäus hebt besonders hervor, daß Gott ganz Geist, ganz Logos sei, daß er, was er denke, spreche, und was er spreche, denke, daß der Logos sein Gedanke, der Logos Geist und der Vater selbst der alles umschließende Geist sei. Daher läßt er auch den Sohn von Ewigkeit mit dem Vater zugleich existiren, und wenn er auch vom Sohne sagt, daß er immer von Anfang an den Vater offenbare, und den Sohn als das Sichtbare des Vaters von dem Vater als dem Unsichtbaren des Sohns unterscheidet, so liegt doch auch darin so wenig als in jener Coexistenz der bestimmte Begriff eines persönlichen Wesens. — Auch bei Irenäus liegt wieder die Emanationsvorstellung zu Grunde, nur in einer feineren Form. Er nennt nicht nur den Sohn und Geist die dem Vater zu Allem behilfliche progenies et figuratio, sondern gebraucht von ihnen auch den charakteristischen Ausdruck, sie seien die Hände Gottes, womit ohne Zweifel die im Sohn und Geist sich äußernde und zu einer bestimmten Form sich gestaltende göttliche Wirksamkeit unter dem Bilde einer sich sowol ausstreckenden als wieder zurückziehenden Hand dargestellt werden soll. Beide, der Sohn und der Geist, oder, wie Irenäus sie gleichfalls bezeichnet, das Wort und die Weisheit, sind die immanenten Principien dieses nach Außen gehenden Wirkens, wobei ohne Zweifel das Verhältniß des Sohns zum Vater als das immanentere und constantere durch den Ausdruck progenies von dem des

ungezügelte Speculationen über dieses Dogma führen konnten, und mochte auch nicht mit Unrecht die gnostische Emanations- und Äonenlehre mit demselben in Verbindung bringen. So sehr er auch geneigt ist, den Logos als ein echt göttliches Wesen und ab initio, d. h. von der Zeit unmittelbar vor der Weltschöpfung, mit dem Vater coexistent zu betrachten; so wehrt er sich doch nachdrücklich gegen alle Bestimmungen, die über die Entstehung und das Hervorgehen des Logos aus Gott gemacht werden können. Unsinnig sind ihm alle, die davon reden, „gleich als hätten sie bei jenem Acte Hebammendienste verrichtet [5]."

Übrigens ist nach Irenäus der Sohn der, welcher den Vater vollkommen kennt, sein wahres Bild: der Sohn wird deshalb **mensura patris** genannt [6]). In Beziehung auf dieses Wechselverhältniß zwischen dem Vater und dem Sohne sagt er: **invisibile filii pater, visibile autem patris filius** [7]), d. h. der Sohn hat seiner Natur nach Theil an der Gottheit; der Vater aber wird sich selbst gegenständlich im Sohn. (Subject - Object.) Wie die Alexandriner, so betrachtet auch Irenäus den Sohn als den Träger göttlicher Offenbarungen in der Welt: „dieser Vater unsers Herrn Jesu Christi wird durch sein Wort, das sein Sohn ist, Allen geoffenbaret und bekannt gemacht, denen er geoffenbart wird; denn jene erkennen ihn, denen es der Sohn geoffenbart hat [8])." Der Logos hat auch ein bestimmtes Verhältniß zur Menschheit von Anfang an gehabt. Es war seine ewige Bestimmung, Mensch zu werden. Der Logos, der den Menschen geschaffen, hat ihn zugleich nach seinem Bilde geschaffen. Die Idee aber, nach welcher der Mensch geschaffen wurde, war, so lange der Logos nicht Fleisch wurde, nur ein dunkles Urbild. Mit der Menschwerdung trat jene Idee deutlich und klar in das Menschengeschlecht ein und mit ihr wurde zugleich das bleiche Bild der Gottheit, was der überweltliche Logos darstellte, von herrlichem Farbenglanz belebt. Die Menschwerdung des Logos vollendet die Schöpfung, weil durch sie der vollkommene Mensch in die Welt kam. Höchst tiefsinnig ist hier die Nothwendigkeit der Menschwerdung über den Sündenfall hinaus in die Schöpfung selbst zurückgerückt, und zugleich die Idee des Gottmenschen durch die angedeutete Zusammengehörigkeit Gottes und des Menschen vorbereitet [9]).

Als eine Trias werden Vater, Sohn und auch der Geist oftmals neben einander genannt. Die Bestimmungen über die Natur des Geistes sind indessen noch dürftig. Nach den oben entwickelten Ideen über die Kirche hat sich Irenäus vorzüglich Gottes Walten in der Kirche als das *πνεῦμα ἅγιον* gedacht, was aber persönlich von ihm gefaßt wird [10]).

Dem Sohn als Offenbarer des unsichtbaren Gottes und dessen unergründlicher Liebe und der Weisheit, das ist dem Geist, wird auch eine Thätigkeit **ad extra** zugeschrieben. Der Vater sprach zu beiden: **faciamus hominem ad imaginem et similitudinem nostram**; Sohn und Geist hatten Antheil an der Erschaffung der Welt und des ebenbildlichen Menschen [11]). Die Schöpfung ist

---

heiligen Geistes unterschieden werden soll, dessen Wirksamkeit der Ausdruck figuratio als eine freiere, mehr auf Einzelnes sich erstreckende und in ihren verschiedenen Äußerungen wechselnde, zu bezeichnen scheint. Die Emanationsvorstellung schließt von selbst das Subordinationsverhältniß in sich. — — (S. 178:) Irenäus kann sich dieses Verhältniß nicht anders gedacht haben, wenn er den Sohn und Geist als die progenies und figuratio Gottes und beide zusammen als die Hände Gottes bezeichnete, und nicht blos den Sohn dem Vater, sondern auch den Geist dem Sohne unterordnete."

5) Si quis itaque nobis dixerit: Quomodo ergo filius prolatus a patre est? dicimus ei, quia prolationem istam sive generationem sive nuncupationem sive adapertionem aut quolibet quis nomine vocaverit generationem ejus inenarrabilem exsistentem, nemo novit — — nisi solus qui generavit pater et qui natus est filius. Inenarrabilis itaque generatio ejus quum sit, quicunque nituntur generationes et prolationes enarrare, non sunt compotes sui, ea quae inenarrabilia sunt enarrare promittentes. — — Non ergo magnum quid invenerunt, qui emissiones excogitaverunt, neque absconditum mysterium, si id quod ab omnibus intelligitur, transtulerunt in unigenitum dei verbum, et quem inenarrabilem et innominabilem vocant, hunc, *quasi ipsi obstetricaverint*, primae generationis ejus prolationem et generationem enuntiant, adsimilantes eum hominum verbo emissionis (scil. *λόγῳ προφορικῷ*) II, 28, 6. 6) IV, 4, 2 beruft sich Irenäus auf den Ausspruch eines ältern Kirchenlehrers: Et bene qui dixit, ipsum immensum patrem in filio mensuratum; mensura enim patris filius, quoniam et capit eum. 7) IV, 6, 6. 8) II, 30, 9. IV, 6, 7. Vgl. des heiligen Irenäus Christologie im Zusammenhang mit dessen theologischen und anthropologischen Grundlehren, dargestellt von L. Duncker. (Göttingen 1843.) Die in diesem Werke enthaltenen Grundzüge des theologischen Systems des Irenäus kann ich zum großen Theile nicht als historisch treu betrachten. Dunker hat dadurch gefehlt, daß er nicht immer den ganzen Irenäus vor Augen gehabt. Sein Irenäus ist deshalb mitunter nur ein anachronistischer Vertheidiger des orthodox protestantischen Systems.

9) III, 16, 6. Verbum unigenitus, qui semper humano generi adest, unitus et consparsus suo plasmati — et caro factus ipse est dominus noster Jesus Christus — veniens per universam dispositionem et omnia in semet ipsum recapitulans — et hominem ergo in semet ipsum recapitulans est, invisibilis visibilis factus et incomprehensibilis factus comprehensibilis, et impassibilis passibilis et Verbum homo, universa in semet ipsum recapitulans, ut sicut in supercoelestibus et spiritualibus et invisibilibus princeps est Verbum Dei, — sic et in visibilibus et corporalibus principatum habeat — et apponens semet ipsum caput ecclesiae universa attrahat ad semet ipsum apto in tempore. 10) IV, 6, 6 u. 7. Et propter hoc in omnibus et per omnia unus deus pater et unum verbum et unus spiritus et una salus omnibus credentibus in eum. Auch Irenäus ist von einer Verwechselung der Personen des Logos und des *πνεῦμα ἅγιον* nicht frei zu sprechen. Bald ist es der Logos, welcher die Frommen des A. T. begeistert, bald der Geist Gottes. Wenn er nach den Worten: agnitio patris est filii manifestatio: omnia enim per verbum manifestantur (l. c. §. 3) alle Offenbarung der Gottheit durch den Logos vermittelt gedacht hat; so erleidet dieser Gedanke nach andern Stellen wieder eine wesentliche Einschränkung. 11) IV, 20, 1. Möhler bemerkt hierüber in der Patrologie S. 358 Folgendes: „Es ist sonach einmal der Vater die Quelle der Gottheit des Sohnes und des heiligen Geistes, denen gleiche göttliche Natur dadurch zugeeignet wird, daß er die Erschaffung der Welt und des gottebenbildlichen Menschen, die er wider die Ansicht der Gnostiker dem einen höchsten Gott nachdrücklich vindicirt, auch dem Sohn und dem heiligen Geist zuschreibt. Daß er aber diese beide doch wiederum eine Art Handleistung dabei versehen läßt, hat seinen Grund in der antithetischen Richtung gegen die Gnostiker, welche bisweilen die niedern Äonen oder den Demiurg sogar ohne

nach Irenäus ein Act göttlicher Freiheit; sie ist in der Zeit geschehen. Die Frage: was Gott vor der Schöpfung gethan habe, weist Irenäus als eine müßige und nicht zu beantwortende ab. Die Welt selbst ist von Gott aus Nichts hervorgebracht; die verschiedenartigen Dinge der Welt weisen in ihrem Zusammenwirken auf eine Übereinstimmung, auf eine Einheit hin, welche deutlich den einen, den vollkommensten Urheber erkennen läßt [12]).

Was nun die höhern Geschöpfe, zuerst die Engel, betrifft, so lehrt Irenäus, daß sie ohne fleischliche Leiber zu denken seien [13]); daß die von Gott abgefallenen auf die Erde herabgestoßen und nach Gen. VI. mit den Töchtern der Menschen Umgang gepflogen haben [14]). An der Spitze dieser abtrünnigen Geister steht der Teufel, der zuerst Gefallene; von ihm sind die übrigen bösen Engel zum Abfall verleitet. Ewiges Feuer bereitet diesen Geistern endlose Strafe [15]). Vor der Ankunft Christi kannte der Teufel seine Strafe noch nicht; erst in den Worten Jesus: abite in ignem aeternum wurde ihm sein Urtheil kund gemacht [16]).

Zur Erschaffung des Menschen ist Gott durch die reinste Liebe bewogen worden, „nicht als ob er des Menschen bedurfte, sondern um Jemanden zu haben, auf den er seine Wohlthaten übertragen könnte [17])." Wie die ältesten Väter der griechischen Kirche alle, so schließt sich auch Irenäus in seiner Lehre von der Natur des Menschen der Paulinischen Trichotomie an, behauptend, der vollkommene Mensch bestehe aus drei Theilen, Körper, Seele und Geist. „Die Seele und der Geist können zwar ein Theil des Menschen, aber keineswegs der Mensch selbst sein; der vollständige Mensch ist vielmehr die Vereinigung und Verbindung der Seele, die den Geist des Vaters aufnimmt, mit dem Fleische, welches ein Geschöpf nach Gottes Ebenbild ist [18])." Nach den Worten der Gen. I, 26 בְּצַלְמֵנוּ כִּדְמוּתֵנוּ unterscheidet Irenäus bei Bestimmung der hohen Würde und Vorzüge des Menschen zwischen *ὁμοίωσις* und *εἰκὼν τοῦ θεοῦ* [19]). Seinen natürlichen Anlagen nach hat der Mensch schon eine gewisse Ähnlichkeit mit Gott; allein ein vollkommenes Bild Gottes wurde er erst in der sittlichen Vollendung seines Wesens, zu welcher ihm das Christenthum die rechten Mittel bot. Die vollkommene Gottähnlichkeit erreicht also der Mensch erst dadurch, daß er seine hohe sittliche Kraft That werden läßt. Um dies zu können, muß aber der Mensch durchaus frei sein und das Vermögen haben, sich durch sich selbst zum sittlich Guten zu bestimmen. Die sittliche Freiheit wird von Irenäus in eben dem Maße, wie von sämmtlichen Vätern der griechischen Kirche dem Menschen zugeschrieben [20]). „Gott," sagt er, „hat in den Menschen das Wahlvermögen (potestatem electionis) gelegt, wie auch in die Engel (denn die Engel sind vernünftige Geschöpfe), damit die, welche gehorsam sein würden, mit Recht das Gute besäßen, das von Gott zwar verliehen, aber von ihnen bewahrt wird." Selbst nach dem Sündenfall ist diese Freiheit dem Menschen geblieben; die Werke und die gläubige Regung des Christen werden von ihr abhängig gemacht. „Wenn Jemand auch dem Evangelium nicht folgen wollte, so steht ihm dies zwar frei; aber es frommt ihm nicht; denn der Ungehorsam gegen Gott und der Verlust des Guten liegt zwar in des Menschen Macht. — — In den Worten: es geschehe dir nach deinem Glauben hat der Herr kund gethan, daß nicht nur in den Werken, sondern auch im Glauben der freie Wille des Menschen wirksam sei [21])." Aber warum schuf Gott die ersten Menschen nicht gleich vollkommen? Alles Creatürliche, antwortet Irenäus, muß gewissermaßen unvollkommen sein; zu dem Begriff des Erschaffenen paßt weder eine Vollkommenheit noch eine Seligkeit, wie sie in Gott selbst liegt. Um das Gutsein mit Recht zu besitzen, muß der Mensch es errungen und erkämpft haben. Die Sittlichkeit fodert Freiheit als die ihr nothwendige Voraussetzung. „Nur die Krone ist kostbar, die wir durch Kampf erringen, nicht die, welche unverdienter Weise uns zugefallen ist [22])." Also als crea-

---

Wissen oder wider Willen des höchsten Gottes die Welt erschaffen ließen." Man hat in unserer Zeit es wol als eine dem Dogmenhistoriker nothwendige Kunst betrachtet, Zusammenhang in die Vorstellungen und Begriffe der Kirchenväter zu bringen. Versteht man eine Übertragung späterer von der Kirche sanctionirter Begriffe auf die Ideen früherer Kirchenlehrer, so spricht sich ein solches Verfahren als anachronistisch sein eigenes Urtheil. Möhler's angeführte Worte zeigen, was dabei herauskommt. Der Begriff der Homousie im Sinne der Nicäner lag der Denkweise des Irenäus ebenso fern, als die Idee einer ewigen Zeugung des Sohns Gottes. Die zufälligen Äußerungen filius semper oder ab initio cum patre erat dürfen nicht aus den Glaubensformeln der ökumenischen Concile, sondern müssen aus Irenäus selbst erklärt werden.

12) II, 25, 2. Quia autem varia et multa sunt, quae facta sunt; et ad omnem quidem facturam bene aptata et bene consonantia; quantum autem spectat ad unumquodque eorum, sunt sibi invicem contraria et non convenientia: sicut citharae sonus per uniuscujusque distantiam consonantem unam melodiam operatur, ex multis et contrariis sonis subsistens. Debet ergo amator veri non traduci distantia uniuscujusque soni, nec alium quidem hujus, alium autem illius artificem suspicari et factorem — —: sed unum et ipsum ad totius operis et sapientiae demonstrationem. et justitiae et bonitatis et muneris. 13) III, 20, 4. 14) IV, 16, 2. c. 36, 4. V, 29, 2. Es ist übrigens nicht klar, ob dieser Sturz als Strafe für eine frühere Versündigung gegen Gott von Irenäus gedacht sei, oder ob eben in diesem Umgange mit den Töchtern der Menschen das Vergehen der Engel bestehe. 15) IV, 41, 3. Qui quidem (angeli) ab initio omnes ab uno et eodem deo facti sunt; — quum autem abscesserint et transgressi fuerint, diabolo adscribuntur principi, ei qui primo sibi, tunc et reliquis causa abscessionis sit factus. 16) V, 26, 2. Bekanntlich hatte Justin d. Märt. schon vor Irenäus diese Ansicht vorgetragen. Irenäus beruft sich auch auf Justin und gibt ihm hierin vollkommen Recht. 17) IV, 14, 1.

18) V, 6, 1. 19) Ebendaselbst. 20) IV, 37, 1. Illud autem, quod ait: *quoties volui* cnet. veterem legem libertatis hominis manifestavit, quia liberum eum fecit deus ab initio (heißt das etwa auch: von Ewigkeit her? wie Möhler da, wo vom Logos die Rede ist, es erklärt), habentem suam potestatem, sicut et animam suam, ad utendum sententia dei voluntarie et non coactum a deo. Posuit autem in homine potestatem electionis, quemadmodum et in angelis (etenim angeli rationabiles) uti hi quidem qui obedissent juste bonum sint possidentes, datum quidem a deo, servatum vero ab ipsis. 21) IV, 37, 4 u. 5. 22) IV, 37, 7. Bonus igitur agonista ad incorruptelae agonem adhortatur nos, uti coronemur et pretiosam arbitremur coronam, videlicet quae per agonem nobis acquiritur, sed

türliches Wesen, welches durch sittliche That seinen Schöpfer verherrlichen und in dem sittlichen Thun sich selig fühlen soll, muß der Mensch frei sein [23]).

Diese Freiheitsidee hielt Irenäus fest bei Betrachtung des mit Mängeln behafteten vorchristlichen Geschlechts bei Erklärung der ersten Sünde und ihrer Folgen. Der erste Mensch ist gefallen durch Anreizung des Teufels von Außen und durch freies Eingehen in des Teufels Lockung. Der Teufel wurde zur Verführung bewogen durch Neid gegen den Menschen, auf dem das Wohlgefallen Gottes ruhte [24]). Der Mensch gab, indem er dem Teufel folgte, sein sittliches Streben auf und verlor damit die ὁμοίωσις Gottes, welche ohne fortgesetzte sittliche Anstrengung im Menschen nicht gedacht werden kann.

Gott hatte auf die Übertretung seines Verbots den Tod gesetzt. Dieser wird jedoch nach Irenäus nicht als eine unmittelbare Folge der Sünde betrachtet; vielmehr hatten der Mann und das Weib zuerst jene Beschwerden und Mühseligkeiten des irdischen Lebens zu kosten als eine andauernde Strafe ihres Ungehorsams, der später allerdings auch der Tod folgt [25]). Aber warum ließ Gott die Sünde in die Welt eintreten, den Teufel als einen Menschenmörder triumphiren über die gefallene Menschheit? Damit der Mensch Demuth lerne und einsehe, daß er mit seiner sittlichen Kraft ohne Gott nichts sei und sich künftig fest und innig an Gott halte, als an seine sicherste Stütze. Scheinbar hat freilich der Teufel triumphirt, indem Gott das Menschengeschlecht von der Sünde und dem Tode verschlungen werden ließ. Aber Gott knüpfte an diesen Triumph den Plan, die Menschen zu erretten durch seinen Sohn; ihnen durch die Erlösung ein hohes Bewußtsein ihrer sittlichen Kraft zu geben. So läßt Gott die Sünde und den Fall des Menschen zu, um sie zum glänzendsten Siege über das Böse zu führen [26]).

Die Gründe des Heils liegen demnach einerseits in der göttlichen Liebe zu dem Menschen, andererseits in der Heiligkeit Gottes, die den Sieg des Bösen, des Teufels, nicht dulden darf. Der große Erziehungsplan Gottes vollzieht sich in bestimmter Stufenfolge. Der erste Ansatz zu einer Hinüberführung des Menschen zum Heil liegt bereits in der Strafe, welche den ersten Menschen nach dem Fall getroffen hat [27]). Gott stieß den Adam aus dem Paradiese, nicht, weil er ihm den Lebensbaum misgönnte; sondern aus reinem Erbarmen ließ er ihn vom Tode getroffen werden, damit die Sünde aufhöre und der Mensch anfange, Gott zu leben.

Die ganze Heilsanstalt (πραγματεία τοῦ κυρίου) besteht aus vier Bündnissen (καθολικαὶ διαθῆκαι), welche Gott mit der Menschheit schloß; der Bund des Noah im Symbol des Regenbogens, des Abraham unter dem Zeichen der Beschneidung, des Moses in der Gesetzgebung und endlich der Bund durch Jesus Christus im Evangelium [28]). Am bedeutendsten sind das Gesetz und Evangelium. Zwischen beiden herrscht in Rücksicht auf Urheber,

non ultro coalitam. Et quanto per agonem nobis advenit, tanto est pretiosior: quanto autem pretiosior, tanto eam semper diligamus.

23) IV, 38 u. 39. Sehr schön schildert Irenäus a. a. O. den bildenden Einfluß der göttlichen Liebe, welcher der Christ sich hingibt: „Du machst nicht Gott, sondern Gott macht Dich. Bist Du also Gottes Werk, so erwarte die Hand des Künstlers, der Alles zur rechten Zeit macht, für Dich nämlich, der Du gemacht wirst. Biete ihm aber ein weiches und fügsames Herz und bewahre die Gestalt, wie Dich der Künstler gebildet hat, indem Du Feuchtigkeit in Dir hast, um nicht verhärtet die Spuren seiner Finger zu verlieren. Behältst Du aber die Zusammenfügung, so wirst Du zum Vollkommenen aufsteigen; denn vor Gottes Kunst wird der Lehm, so an Dir ist, verhüllt. Seine Hand hat an Dir die Substanz gebildet; sie wird Dich von Innen und Außen mit reinem Gold und Silber überziehen, daß selbst der König nach Deiner Schönheit begehrt. — — Übergibst Du ihm also das Deine, d. i. den Glauben an ihn und die Unterwürfigkeit, so wirst Du seine Kunst in Dich aufnehmen und ein vollkommenes Werk Gottes werden.“ So IV, 39, 2.

24) V, 23, 1. Assuetus enim erat (diabolus) ad seductionem hominum mentiri adversus deum. Ab initio enim homini escam multam cum deus dedisset, ex una autem tantum arbore praecepisset ne manducaret, quemadmodum scriptura dicit dixisse deum ad Adam: ab omni ligno caet.; ille mentiens adversus dominum tentavit hominem etc.

25) III, 23, 3. Condemnationem autem transgressionis accepit homo taedia et terrenam laborem et manducare panem in sudore vultus sui et converti in terram, ex qua assumtus est; similiter autem mulier taedia et labores et gemitus et tristitias partus et servitium, id est, ut serviret viro suo: ut neque maledicti a deo in totum perirent, neque sine increpatione perseverantes deum contemnerent. Hiermit steht ein anderer Ausspruch V, 23, 2 nur scheinbar in Widerspruch. Die Worte: in ipsa die mortui sunt, in qua et manducaverunt et debitores facti sunt mortis, quoniam conditionis dies unus. Nach der bekannten Psalmstelle ist hier der Tag = 1000 Jahre gedacht, und 1000 Jahre soll nach Irenäus die Dauer der Schöpfung sein. — Weiter heißt es: Sed quoniam deus verax est, mendax autem serpens, de effectu ostensum est, morte subsecuta eos qui manducaverunt. Simul enim cum esca et mortem adsciverunt, quoniam inobedientes manducabant: inobedientia autem dei mortem infert.

26) III, 18, 7. 20, 2. 17, 2. An der Unfähigkeit, die Federungen des Sittengesetzes zu erfüllen, möge der Mensch seine Schwäche erkennen und aus solcher Erkenntniß Demuth lernen. Cognoscat semet ipsum, quoniam mortalis et infirmus est, et quod gloria hominis deus; operationis vero dei et omnis sapientiae ejus et virtutis receptaculum homo. Quemadmodum medicus in his, qui aegrotant, probatur; sic et deus in hominibus manifestatur. Quapropter Paulus ait: conclusit autem deus omnia in credulitate, ut omnium misereatur; non de spiritalibus aeonibus dicens hoc, sed de homine, qui fuit inobediens deo et projectus de immortalitate, dehinc misericordiam consecutus est per filium dei eam, quae est ad ipsum, percipiens adoptionem. So III, 20, 2.

27) III, 23, 6. Quapropter et ejecit eum de Paradiso et a ligno vitae longe transtulit, non invidens ei lignum vitae, quemadmodum quidam audent dicere, sed miseraus ejus, ut non perseveraret semper transgressor; neque immortale esset quod esset circa eum peccatum et malum interminabile et insanabile. Prohibuit autem ejus transgressionem, interponens mortem et cessare faciens peccatum, finem inferens ei per carnis resolutionem, quae fieret in terra: uti cessans aliquando homo vivere peccato et moriens ei inciperet vivere deo.

28) III, 11, 8. Τετράμορφα γὰρ τὰ ζῶα, τετράμορφον καὶ τὸ εὐαγγέλιον καὶ ἡ πραγματεία τοῦ κυρίου. Καὶ διὰ τοῦτο τέσσαρες ἐδόθησαν καθολικαὶ διαθῆκαι τῇ ἀνθρωπότητι· μία μὲν τοῦ κατακλυσμοῦ τοῦ Νῶε, ἐπὶ τοῦ τόξου· δευτέρα δὲ τοῦ Ἀβραάμ ἐπὶ τοῦ σημείου τῆς περιτομῆς· τρίτη δὲ ἡ νομοθεσία ἐπὶ τοῦ Μωϋσέως· τετάρτη δὲ ἡ τοῦ εὐαγγελίου διὰ τοῦ κυρίου ἡμῶν Ἰησοῦ Χριστοῦ. Vgl. dazu die etwas abweichende lateinische Übersetzung. IV, 14, 2. Multis modis componens (deus) humanum genus ad consonantiam salutis. Et propter hoc

Inhalt und Zweck durchaus keine Verschiedenheit; nur die Umstände und Verhältnisse, unter welchen beide als Veranstaltungen Gottes hervortreten, waren verschieden. Das Gesetz wurde Unmündigen gegeben zur Vorbereitung auf Christum; durch Verordnungen, welche sich auf Zeitliches bezogen, führte er das Volk der Juden zum Ewigen; durch Fleischliches zum Geistigen und durch Irdisches zum Himmlischen. Auch das Ceremonialgesetz hat deshalb seine hohe Bedeutung neben dem Moralgesetz, dessen Wahrheit in jeder Menschennatur tief begründet liegt [29]). Jedoch „das Gesetz unterrichtete, da es nämlich für Sklaven erlassen war, durch das äußerlich Körperliche die Seele, indem es wie durch ein Band sie zur Haltung der Gebote hinzog, damit der Mensch Gott dienen lernen möchte. Der Logos aber befreite die Seele und lehrte durch sie den Körper freiwillig reinigen. Daher mußten die Fesseln, die der Mensch bereits gewöhnt war, weggenommen werden und der Mensch mußte ohne Fessel Gott folgen; die Anfoderungen der Freiheit aber mußten erweitert, und die Unterwürfigkeit unter den König vergrößert werden, damit Niemand umkehre und unwürdig vor dem erscheine, der ihn in Freiheit gesetzt hat. Die Ehrfurcht und der Gehorsam gegen den Hausvater muß nun zwar gleich sein, bei Sklaven wie bei Freien; größeres Zutrauen dagegen müssen die Freien haben, weil größer und rühmlicher ist das Wirken der Freiheit, als das Gehorchen in der Knechtschaft [30])." Mit dem Christenthum wurde diese Freiheit gegeben; Christus führte das Menschengeschlecht zur Mündigkeit und Selbständigkeit.

Irenäus kämpfte gegen Ebioniten und Doketen; daher seine in vielen Stellen [31]) durchgeführte Ansicht von der wahren Gottheit und Menschheit des Erlösers. „Das eingeborene Wort, welches immer bei dem Menschengeschlecht weilt, hat sich mit seinem Gebilde (plasmati) nach dem Willen des Vaters vereint und innig verbunden und ist Fleisch geworden. — — Einer ist Gott Vater, und Einer Christus Jesus, unser Herr. — Er ist aber in Allem auch Mensch, Gottes Bildung (plasmatio), und darum den Menschen in sich vereinigend, damit das Wort Gottes, wie es in dem Himmlischen, Geistigen und Unsichtbaren die Oberherrschaft hat, so auch in dem Sichtbaren und Körperlichen diese Oberhoheit behaupte, und indem es den Vorrang an sich zieht, und sich zum Oberhaupt der Kirche setzt, zur rechten Zeit Alles zu sich aufnehme" [32]). Der Sohn Gottes mußte Mensch werden, um die Sünde im Menschengeschlecht zu unterdrücken und den Menschen frei zu machen vom Fluch des Gesetzes [33]).

Wie hat nun Christus dies ausgeführt? der Mensch, dem die göttliche Liebe das Dasein gab, gehörte der Gottheit an. Durch Überredung des Teufels jedoch mit freiem Willen zur Übertretung des göttlichen Gesetzes gebracht kam er widerrechtlich in des Teufels Gewalt. Der Teufel hatte freilich dadurch einen gewaltsamen Eingriff in die Rechte Gottes gemacht, daß er den Menschen durch Verführung zur Sünde an seine Herrschaft fesselte; der Mensch hatte aber in die Sünde gewilligt. Gott hätte dem Teufel seinen „ungerechten Raub" mit Gewalt entreißen können. Die Gerechtigkeit Gottes hinderte dies. Da der Teufel doch ein gewisses Recht auf den Menschen hatte, so wollte Gott nur rechtlicher Weise gegen ihn verfahren. Die Herrschaft des Teufels konnte nur so lange dauern, als es einen Menschen gab, der aus freiem Antriebe sich jener Herrschaft entzog. „Gab es einen solchen," sagt Bauer, „so mußte der Teufel selbst anerkennen, daß der rechtliche Grund seiner Herrschaft aufgehoben sei, indem der Mensch selbst wieder zurücknahm, was er einst dem Teufel gegen sich selbst eingeräumt hatte, und wie er einst seinen freien Willen vom Teufel gefangen nehmen ließ, so nun mit selbständiger Willenskraft ihm entgegentrat. Es kam also nur darauf an, das ursprüngliche Rechtsverhältniß des Menschen zum Teufel wieder herzustellen. Die Herstellung dieses Verhältnisses war unmittelbar auch die Besiegung des Teufels, indem der Teufel den in seiner Gewalt befindlichen Menschen nicht festhalten konnte. Besiegt aber wurde er auf diese Weise mit Recht, sofern ja der Mensch nur in den Zustand zurückkehrte, in welchem er ursprünglich dem Teufel gegenüber sich befand." Wie sollte dies nun aber geschehen? [34])

Joannes in Apocalypsi ait: „Et vox ejus quasi vox aquarum multarum." Vere enim aquae multae spiritus, quoniam dives et quoniam magnus est pater. Et per omnes illos transiens Verbum sine invidia utilitatem praestabat eis qui subjecti sibi erunt, omni conditioni congruentem et aptam legem conscribens.

29) Über die Einheit des jüdischen und christlichen Gottes vgl. das ganze zweite Buch. Außerdem IV, 24, 2. Sic et deus ab initio hominem quidem plasmavit propter suam munificentiam; Patriarchas vero elegit propter illorum salutem; populum praeformabat, docens indocilem, sequi deum; prophetas vero praestruebat in terra, assuescens hominem portare ejus spiritum; — — et his, qui inquieti erant in eremo, dans aptissimam legem et his, qui in bonam terram introierunt, dignam praebens haereditatem. — — Vere enim aquae multae spiritus, quoniam dives et quoniam magnus est pater. Et per omnes illos transiens Verbum (also dasselbe Offenbarungsprincip), sine invidia utilitatem praestabat eis, qui subjecti sibi erant omni conditioni congruentem et aptam legem conscribens. Über die Bedeutung des Ceremonialgesetzes ebendas. §. 3: Sic autem et populo tabernaculi factionem et aedificationem templi et Levitarum electionem; sacrificia quoque et oblationes et monitiones et reliquam omnem lege (legis) statuebat deservitionem. Ipse quidem nullius horum est indigens; est enim semper plenus omnibus bonis, omnemque odorem suavitatis et omnes suaveolentium vaporationes habens in se, etiam antequam Moyses esset: facile autem ad idola revertentem populum erudiebat, per multas vocationes praestruens eos perseverare et servire deo: per ea quae erant secunda, ad prima vocans, hoc est, per typica ad vera; et per temporalia ad aeterna, et per carnalia ad spiritalia; et per terrena ad caelestia etc. Über das Verhältniß zwischen Gesetz und Evangelium vgl. besonders IV, 15, 2. 30) IV, 13, 2.

31) Vgl. besonders III, 16—19. 32) III, 16, 6. 33) III, 18, 2. Und ebendas. §. 7: ἥνωσεν οὖν καθὼς προέφαμεν τὸν ἄνθρωπον τῷ θεῷ — — Εἰ μὴ συνηνώθη ὁ ἄνθρωπος τῷ θεῷ, οὐκ ἂν ἠδυνήθη μετασχεῖν τῆς ἀφθαρσίας. Ἔδει γὰρ τὸν μεσίτην θεοῦ τε καὶ ἀνθρώπων διὰ ἰδίας πρὸς ἑκατέρους οἰκειότητος εἰς φιλίαν καὶ ὁμόνοιαν τοὺς ἀμφοτέρους συναγαγεῖν καὶ θεῷ μὲν παραστῆσαι τὸν ἄνθρωπον, ἀνθρώποις δὲ γνωρίσαι θεόν. 34) V, 21, 3. Haec enim in lege praedicta fuerant et per legis sententiam ostendit dominus, quoniam lex quidem a patre

Zu dieser Befreiung aus Teufelsgewalt gehörte mehr als menschliche Macht; der Befreier mußte aber zugleich Mensch sein. Hieraus ergibt sich die Nothwendigkeit der gottmenschlichen Natur des Erlösers. Er befreit die Menschen durch den vollkommenen Gehorsam. Der Erlöser erfüllte das Gesetz; machte dadurch den Menschen frei und diese Freimachung war zugleich eine Fesselung des Teufels, der von da an in der Gewalt des Erlösers ist[35]). Dieser vom Erlöser geleistete Gehorsam war freilich ein vollkommener. Er reichte aber für sich noch nicht zur vollkommenen Erlösung des Menschengeschlechts aus. Der Erlöser trat durch seinen Gehorsam aus dem Reiche der dem Teufel Unterworfenen heraus und dem Teufel entgegen, um die Erlösung vollständig zu machen. Die Spitze des geleisteten Gehorsams und zugleich die Vollendung des ganzen Erlösungswerkes erblickt Irenäus im Leiden und Sterben Jesu: der Kreuzestod ist der vollkommene Gehorsam, das Blut Jesu ein Lösegeld für die Menschheit[36]). Was spätere Kirchenlehrer auf verschiedene Weise ausgeführt haben, wie Christus mit dem Teufel gerungen, wie aus dem Tod das Leben, aus dem scheinbaren Unterliegen der herrlichste Sieg über den weltbeherrschenden Teufel entstanden sei: das alles erscheint bei Irenäus noch nicht ausgeführt. „War es," sagt Baur a. a. O. S. 35., „wie Irenäus ohne Zweifel annahm, der Teufel, welcher den Tod Jesu bewirkte, so kann er ihn nur in der Absicht bewirkt haben, um Jesum wie die übrigen Menschen in seine Gewalt zu bringen. Aber ebendarin täuschte er sich, da er über den Unsündlichen, vollkommen Gerechten keine Gewalt haben konnte. So erhielt Jesus dadurch nur das Recht, als der Stärkere in das Reich des Teufels einzudringen und seiner Herrschaft ein Ende zu machen. Indem der Teufel selbst durch die an ihm verübte Gewaltthat ihm das Recht dazu gab, und Jesus sein Leben und sein Blut für die dahin gab, die er aus der Herrschaft des Teufels befreien wollte, geschah alles auf eine der höchsten Vernunft würdige Weise, nach dem strengen Gesetze der Gerechtigkeit, das nach dem göttlichen Plane der Erlösung nicht verletzt werden sollte."

Damit aber der Mensch nach Befreiung aus des Teufels Gewalt als Gott angehörendes Wesen lebe, mußte ihm von dem Erlöser ein neues, ein göttliches Lebensprincip mitgetheilt werden. Diese Mittheilung bildet die positive Seite der Erlösung, welche jener negativen entspricht. Christus ist nach Irenäus wahrer Gott und wahrer Mensch, durch den Erlöser sind in derselben Substanz, in welcher Adam sündigte, Gottheit und Menschheit vereinigt. Damit hat Christus das Urbild der Menschheit wieder hergestellt für alle Zeiten[37]). Ferner gießt aber Christus den Geist Gottes aus in die Herzen seiner Gläubigen[38]), auf daß der Mensch in Geistesgemeinschaft trete mit dem Erlöser und dem Vater, der ihn gesandt hat. Diese Gemeinschaft gibt der Menschennatur ihre wahre Vollendung und durch diese ist das Ebenbild Gottes in der Menschheit wieder hergestellt. Der Wiederhersteller desselben ist der Erlöser. Darum sagt er: „dem heiligen Geiste vertraute der Herr seinen von ihm erlöseten Menschen an, dessen Wunden er verbunden hatte, damit wir durch den Geist das Bild und die Aufschrift des Vaters

---

verbum domini annuntiat; apostata autem dei angelus per illius destruitur vocem traductus quis esset, et *victus a filio hominis servante dei praeceptum.* Quoniam enim in initio homini *suasit transgredi praeceptum factoris; ideo eum habuit in sua potestate;* potestas autem ejus est transgressio et apostasia et his colligavit hominem; per hominem ipsum iterum oportebat victum eum contrario colligari iisdem vinculis, quibus alligavit hominem, ut homo solutus revertatur ad suum dominum, illi vincula relinquens, per quem ipse fuerat alligatus, id est transgressionem. *Illius* enim *colligatio, solutio facta est hominis* — —. Contraria (ἐναντίως) ergo in sermone ejus, qui omnia fecit dei, traducens eum dominus et subjiciens per praeceptum; (praeceptum autem dei, lex) fugitivum eum homo ejus et legis transgressorem et apostatam dei ostendens, postea jam verbum constanter eum colligavit, quasi suum fugitivum et deripuit ejus vasa, id est eos qui ab eo detinebantur homines, quibus ipse *injuste* utebatur. Et captivus quidem ductus est *juste* is, qui hominem injuste captivum duxerat; qui autem ante captivus ductus fuerat homo. extractus est a possessoris potestate secundum misericordiam dei patris: qui miseratus est plasmati suo et dedit salutem ei per Verbum i. e. per Christum, redintegrans: ut experimento discat homo, quoniam non a semet ipso, sed donatione dei accipit incorruptelam.

35) Worte Baur's in seiner Schrift: Die christliche Lehre von der Versöhnung in ihrer geschichtlichen Entwickelung von der ältesten Zeit bis auf die neueste. S. 31. „Der Ausdruck suadela," sagt Baur ebendaselbst, „ist so zu verstehen: der Teufel sollte sich selbst von der Rechtmäßigkeit des gegen ihn eingeschlagenen Wegs überzeugen. Wenn Irenäus das Verfahren des Teufels selbst als ein vim inferre bezeichnet, obgleich der Teufel den Menschen durch freie Überredung (suasit) zur Sünde verleitet hatte, so hebt das Eine das Andere nicht auf. War es das größte Unrecht von Seiten des Teufels, daß er überhaupt darauf ausging, den Menschen, das Eigenthum Gottes, an sich zu reißen, so wurde doch, sobald der Mensch mit freiem Willen sich ihm hingegeben hatte, aus dem Unrecht ein Recht. Die Unterscheidung eines doppelten Gesichtspunkts hat demnach ihren Grund darin, daß der Teufel sowol Gott als dem Menschen gegenüber zu betrachten ist." 36) V, 1, 1. Et quoniam injuste dominabatur nobis apostasia et cum natura essemus dei omnipotentis, alienavit nos contra naturam, suos proprios faciens discipulos; potens in omnibus dei verbum et non deficiens in sua justitia, juste etiam adversus ipsam conversus est apostasiam, ea quae sunt sua redimens, ab ea: non cum vi, quemadmodum illa initio dominabatur nostri, ea quae non erant sua insatiabiliter rapiens; sed secundum suadelam, quemadmodum decebat deum suadentem et non vim inferentem accipere quae vellet: ut neque quod est justum confringeretur, neque antiqua plasmatio dei deperiret. *Τῷ ἰδίῳ οὖν αἵματι λυτρωσαμένου ἡμᾶς τοῦ κυρίου καὶ δόντος τὴν ψυχὴν ὑπὲρ τῶν ἡμετέρων ψυχῶν καὶ τὴν σάρκα τὴν ἑαυτοῦ ἀντὶ τῶν ἡμετέρων σαρκῶν* cett. Diese Versöhnungslehre, mit welcher die Idee von der Gottmenschheit des Erlösers in engster Verbindung steht (vgl. III, 18, 7), hat nach ihren Hauptmomenten große Ähnlichkeit mit der berühmten Satisfactionstheorie des Anselm. Im Einzelnen sind aber die Gedanken des Irenäus noch reiner und die Anschauung des Versöhnungswerks keine blos juridische.

37) Vgl. die oben angeführten Stellen über die göttliche und menschliche Natur des Erlösers. 38) V, 1, 1. (Domino) effundente spiritum patris in adunitionem et communionem dei et hominis, ad homines quidem deponente deum per spiritum, ad deum autem rursus imponente hominem per suam incarnationem et firme et vere in adventu suo donante nobis incorruptelam per communionem, quae est ad eum. Besonders wichtig sind für die positive Seite der Erlösung Cap. 10—12 des 5. Buches.

und des Sohnes erhalten, den uns anvertrauten Denar fruchtbringend machen und ihn vermehrt dem Herrn zuzählen [39])."

Die Wirkung der versöhnenden und erlösenden Thätigkeit Christi im Menschen beschreibt Irenäus mit Hilfe von Bildern in noch allgemeinen und unbestimmten Zügen [40]). Wie ein milder Ölbaum, sagt Irenäus, nachdem er gepfropft worden ist, zwar die Substanz des Holzes nicht verliert, die Beschaffenheit der Frucht aber ändert, und nun einen andern Namen annimmt und nicht mehr Ölbaum, sondern ein fruchtbarer Ölbaum heißt: so verliert auch der Mensch, der durch den Glauben gepfropft worden ist und den heiligen Geist in sich aufnimmt, die Substanz des Fleisches nicht, ändert aber die Beschaffenheit der Frucht der Werke und erhält einen andern Namen, der die Umwandlung in das Bessere bezeichnet, und wird nicht mehr Fleisch und Blut, sondern ein geistiger Mensch genannt. Das dem Menschen mitgetheilte neue Lebensprincip muß aber der Mensch sich bewahren, wie folgende Worte zeigen: „Wie aber der wilde Ölbaum, wenn er die Einpfropfung nicht erhält, durch seine wilde Beschaffenheit seinem Herrn unnütz bleibt und ins Feuer geworfen wird, so bleibt auch der Mensch, wenn er durch den Glauben die Einpfropfung des Geistes nicht erhält, das, was er früher war, Fleisch und Blut, und kann das Reich Gottes nicht erlangen [41])." Dieser den Menschen bildenden und seine natürlichen Anlagen vollendenden göttlichen Gnade, welche besonders von dem Versöhner und Erlöser dem Menschengeschlecht mitgetheilt wurde, braucht sich der Mensch nur hinzugeben, um ihrer Segnungen theilhaftig zu werden. Damit bekennt sich Irenäus zum Universalismus, der in folgenden schönen Worten deutlich ausgesprochen ist: „Du machst nicht Gott, sondern Gott macht dich. Bist du also Gottes Werk, so erwarte die Hand des Künstlers, der alles zur rechten Zeit macht, für dich nämlich, der du gemacht wirst. Biete ihm aber ein weiches und fügsames Herz und bewahre die Gestalt, wie dich der Künstler gebildet hat, indem Du Feuchtigkeit in dir habest, um nicht verhärtet die Spuren seiner Finger zu verlieren. Behältst du aber die Zusammenfügung, so wirst du zum Vollkommenen aufsteigen; denn vor Gottes Kunst wird der Lehm, so an dir ist, verhüllt. Seine Hand hat an dir die Substanz gebildet; sie wird dich von Innen und Außen mit reinem Gold und Silber überziehen, daß selbst der König nach deiner Schönheit begehrt. — — Übergibst du ihm also das Deine, das ist den Glauben an ihn und die Unterwürfigkeit, so wirst du seine Kunst in dich aufnehmen und ein vollkommenes Werk Gottes werden. Glaubst du aber nicht an ihn und entziehst dich seinen Händen, so wird die Ursache der Unvollkommenheit in dir sein, der du nicht gehorcht hast, nicht aber in dem, der dich berufen hat. — — Denn in dem Glauben, wie in den Werken hat der Herr des Menschen Willen frei und eigenmächtig bewahrt. — — Er zwingt nicht mit Gewalt, unterrichtet nur mit seinem Rathe, mahnt zur Unterwürfigkeit gegen ihn und lenkt vom Unglauben ab [42])."

Zur Aneignung des uns in Christo dargebotenen Heils wirkt der die Gemeinschaft des Menschen mit Gott wiederherstellende Taufritus. Die Bedeutung desselben liegt in folgenden Worten ausgesprochen: „(Gott) versprach durch die Propheten, daß er den heiligen Geist in den jüngsten Zeiten ausgießen werde über Knechte und Mägde, sodaß sie weissagten; daher stieg er auch auf den Sohn Gottes, der des Menschen Sohn wurde, herab, indem er sich mit demselben gewöhnte, in dem Menschengeschlecht zu wohnen und auf den Menschen zu ruhen, den Willen des Vaters in ihnen wirkend und sie erneuernd von der Altheit (vetustas) zur Neuheit (novitas) Christi [43])." Diese heilsame Einwirkung der Gnade durch die Taufe muß der Mensch nothwendig erfahren, um Christ zu sein. „Denn wie vom trockenen Weizen ohne Wasser weder ein Teig, noch Brod gemacht werden kann, so konnten auch wir alle ohne das Wasser, welches vom Himmel ist, nicht in Christus vereinigt werden. Und wie trockene Erde, wenn sie keine Feuchtigkeit erhält, keine Frucht trägt, so würden auch wir, die wir ursprünglich dürres Holz sind, ohne den freiwillig von Oben kommenden Regen niemals das Leben als Frucht bringen. Denn unsere Leiber haben durch das Bad, welches zur Unverweslichkeit da ist, die Einigung empfangen, unsere Seelen aber durch den Geist. Deswegen sind beide (Wasser und Geist) nothwendig, weil sie beide zum Leben Gottes befördern [44])."

Über das Abendmahl hat sich Irenäus an mehren Stellen ausgesprochen. Die verschiedenen Aussprüche mit einander in Übereinstimmung zu bringen, ist nicht leicht [45]).

---

39) III, 17, 3. 40) Es ist unverzeihlich gehandelt, wenn der Historiker solche allgemeine Ausdrücke preßt, um daraus Begriffe und Vorstellungen zu gewinnen, welche den confessionellen Unterscheidungslehren einer Kirche besonders günstig sind. Dieser Tadel trifft die Darstellung in Möhler's Patrologie S. 375 fg. 41) V, 10, 1 u. 2.

42) IV, 39, 2 fg. 43) III, 17, 1. 44) a. a. O. §. 2. 45) Vgl. H. W. J. Thiersch: Die Lehre des Irenäus von der Eucharistie aufs Neue untersucht. In Rudelbach's und Guerike's Zeitschr. für luth. Theol. u. Kirche. Jahrg. 1841. 4. Heft. S. 40. Ich verkenne keineswegs die Gründlichkeit dieser Abhandlung und die Genauigkeit, womit die Hauptstellen des Irenäus interpretirt sind; allein in dem Resultate kann ich dem Verfasser nicht beistimmen. Er hat aus Irenäus' Worten zu viel, d. h. die volle Lutherische Abendmahlslehre mit ihren appendices, den Lehren von der Ubiquität des Leibes Christi und von der communicatio idiomatum eruiren wollen. Denn nach seiner Ansicht ist Christus im Abendmahle seinem Leibe und Blute nach so gegenwärtig, daß Leib und Blut als ein ἡνωμένον müssen gedacht werden. „Dieses Fleisch und Blut Christi ist nicht ein Anderes als dasjenige, welches der Sohn Gottes in seiner Menschwerdung als wahrhaft, nicht scheinbar menschliches Fleisch und Blut angenommen, das Fleisch, welches am Kreuze gelitten hat." Das Ernährtwerden unsers Leibes von dem Leibe und Blute des Herrn soll nach Thiersch so gefaßt werden: „Leibliches tritt mit Leiblichem in Beziehung, des Herrn unvergängliche Leiblichkeit theilt der unsern Unvergänglichkeit mit. Dies geschieht im Genuß des gesegneten Brodes und des gesegneten Kelches auf geheimnißvolle Weise." Wenn Thiersch vertrauensvoll hinzusetzt: „daß ich mit diesen Sätzen nur den Glauben des Irenäus getreu referire, wird der Leser, wie ich nicht mehr zweifeln will, zugeben" (vgl. a. a. O. S. 66); so braucht man ihn nur daran zu erinnern, daß, wenn man seine Interpretation der Worte ὁ λόγος τοῦ θεοῦ in der von ihm er-

Einmal sagt er: „denn wie mögen sie (die Gnostiker) wiederum behaupten, daß das Fleisch dem Untergang entgegengehe und keinen Theil habe am Leben, welches von dem Leibe des Herrn und seinem Blute genährt wird? Sie sollen also entweder ihre Meinung ändern, oder das Darbringen des Gesagten unterlassen. Unsere Ansicht stimmt aber überein mit der Eucharistie und die Eucharistie bestätigt unsere Ansicht. Denn wir bringen ihm sein Eigenthum dar, indem wir nach Gebühr Gemeinschaft und Einigung des Fleisches und Geistes behaupten: denn wie das irdische Brod die Anrufung Gottes erfahrend nicht mehr gemeines Brod ist; sondern Eucharistie aus zwei Dingen bestehend, einem irdischen und einem himmlischen; so sind auch unsere Leiber an der Eucharistie Theil habend nicht mehr vergänglich, da sie die Hoffnung der Auferstehung haben [46])." Wir fügen sogleich die zweite Hauptstelle hinzu: „Und weil wir seine Glieder sind und durch die Creatur genährt werden, er aber uns die Creatur darreicht, indem er seine Sonne aufgehen und regnen läßt, wie er will: so hat er eben den creatürlichen Kelch für sein eigenes Blut erklärt, woraus er unser Blut nährt, und daß das irdische Brod sein eigener Leib sei, behauptet, woraus er unsere Leiber nährt. Da nun der gemischte Kelch und das natürliche Brod den Logos Gottes aufnimmt [47]) und Eucharistie des Leibes und Blutes Christi wird, aus diesen aber unsers Fleisches Substanz, Wachsthum und Bestehen gewinnt: mit welchem Recht sagen sie noch, das Fleisch sei der Gabe Gottes, welche ist ewiges Leben, nicht fähig, das doch von dem Leibe und Blute des Herrn genährt wird und sein Glied ist? wie der Apostel Paulus sagt im Briefe an die Epheser: Wir sind Glieder seines Leibes, aus seinem Fleisch und Bein; womit er nicht von einem geistigen und unsichtbaren Menschen redet (denn der Geist hat weder Knochen noch Fleisch Luc. 24, 3); sondern von derjenigen Bildung, welche wir an einem wahren Menschen erkennen und welche aus Nerven und Knochen besteht; welche vom Kelch, welcher sein Blut ist, ernährt wird, und von dem Brod, welches sein Leib ist, vermehrt wird. Und gleichwie das Holz des Weinstocks in die Erde gesenkt zu seiner Zeit Frucht bringt, und das Weizenkorn, in die Erde gefallen und aufgelöst, vielfach aufgeht durch den alles tragenden Geist Gottes; (gleichwie) hierauf (beides) durch die Weisheit den Menschen bräuchlich wird und empfangend den Logos Gottes Eucharistie wird, welches ist Leib und Blut Christi; so auch unsere Leiber — aus ihr genährt werden und niedergelegt in die Erde und aufgelöst in derselben werden sie auferstehen zu ihrer Zeit, indem das Wort Gottes ihnen die Auferstehung schenkt zur Ehre Gottes des Vaters." Suchen wir aus diesen Worten die Vorstellung des Irenäus über das Abendmahl uns klar zu machen. Wein und Brod bringt der Mensch im Abendmahl der Gottheit als „die Erstlinge aus den Geschöpfen" dar. Diese Darbringung der irdischen Dinge

klärten zweiten Hauptstelle des Irenäus verwirft, seine ganze neue Untersuchung in ihren Resultaten vernichtet ist. Ob aber eine solche Verwerfung nothwendig sei, läßt sich hier nicht ausmachen. Und so lange dies nicht entschieden, möge man die Anführung der von Thiersch hart getadelten Ansicht eines berühmten Dogmenhistorikers gestatten. Baumgarten-Crusius sagt in seinem Lehrbuche der christl. Dogmengeschichte II. S. 1217 u. 1218: „Das was wir die Abendmahlslehre in Kleinasien genannt haben, ging ohne Zweifel von dem idealen Geiste aus, welchen die Johanneische Schule dort verbreitet hatte, wie sich dieser uns wol in mancherlei Formen und nachdenkend darstellt. Voraussetzend also, daß das Abendmahl eine wirkliche Theilnahme und ein Genießen von Leib und Blut Christi darbiete und vermittle, lassen jene Väter die irdische Speise nach ihrem Genusse in den himmlischen Leib Jesu übergehen. Dadurch schien ihnen nicht nur eine innigere Verbindung mit Christus und der Genießenden unter einander, sondern auch eine Erhöhung und Verklärung des himmlischen Menschen bezweckt zu werden. Ignatius, Justinus und Irenäus bezeichnen uns diese Denkart. — Endlich ist es bei allen drei der Logos, welcher die Wandlung des Irdischen so vollzieht, wie er das Fleisch Jesu selbst erschaffen haben soll: .... vom Gottesworte, bald wol auch von der herabgeflehten Kraft des heiligen Geistes verstanden." Und S. 1219: „Justin führt das Wunder im Abendmahle auf den Logos als den Menschgewordenen, Irenäus auf ihn als den Weltgeist zurück." Die Hauptzüge der Ansicht von Thiersch über des Irenäus Abendmahlslehre finden sich schon in einer alten Abhandlung: *J. Deylingii* **Irenaeus evangelicae veritatis confessor ac testis, a Renati Massueti pravis explicationibus vindicatus.** (Lipsiae 1721. 4.) Die Misdeutungen der Irenäischen Abendmahlslehre, welche Döllinger (die Eucharistie in den drei ersten Jahrhunderten. [Mainz 1826. 4.]) und Möhler (in der Patrologie) zu Gunsten der Transsubstantiationslehre versuchten, sind bereits von Dr. Höfling abgewiesen in dem Programm: Die Lehre des Irenäus vom Opfer im christl. Cultus. (Erlangen 1840.)

46) Die dogmatischen Schlagworte führe ich nach Thiersch an, obgleich ich mich wol hüte, den Grundsätzen, wornach er eine Texteskritik des Irenäus versucht, allen als unbedingt richtig beizutreten. IV, 18, 5 heißt es: *ὡς γὰρ ὁ ἀπὸ γῆς ἄρτος προςλαμβανόμενος τὴν ἔκκλησιν τοῦ θεοῦ, οὐκέτι κοινὸς ἄρτος ἐστὶν, ἀλλ' εὐχαριστία, ἐκ δύο πραγμάτων συνεστηκυῖα, ἐπιγείου τε καὶ οὐρανίου· οὕτως καὶ τὰ σώματα ἡμῶν μεταλαμβάνοντα τῆς εὐχαριστίας, μηκέτι ἐστὶ φθαρτὰ, τὴν ἐλπίδα τῆς εἰς αἰῶνας ἀναστάσεως ἔχοντα.*

47) V, 2, 2 u. 3. Die Worte: *καὶ ὁ γεγονὼς ἄρτος ἐπιδέχεται τὸν λόγον τοῦ θεοῦ καὶ γίνεται ἡ εὐχαριστία σῶμα Χριστοῦ.* Zur Erklärung dieser nicht eben leichten Worte fügt Thiersch a. a. O. Folgendes hinzu: „Oben sagte Irenäus von dem Brode: *προςλαμβάνων τὴν ἔκκλησιν τοῦ θεοῦ*, „dazu bekommend (accipiens) die Anrufung Gottes," höre es auf profanes Brod zu sein. (Stellt man den Satz ganz einfach grammatisch um, sodaß *ἔκκλησις* Subject, *ἄρτος* Object wird, so müßte das Verbum statt *προςλαμβάνειν* ein gleichbedeutendes sein mit accedere, dem richtigen terminus in der spätern Lehre von den Sacramenten.) Hier steht für *προςλαμβάνειν* das synonymum *ἐπιδέχεσθαι*, für *ἡ ἔκκλησις τοῦ θεοῦ* aber *ὁ λόγος τοῦ θεοῦ*; so gewiß nun als jene zwei Verba ein und dasselbe bezeichnen, muß auch unter dem *λόγος* hier nichts anderes gemeint sein, als was oben *ἔκκλησις* hieß. *Λόγος τοῦ θεοῦ* ist ein von Gott gegebenes, *ἔκκλησις τοῦ θεοῦ* ein an ihn gerichtetes Wort" u. s. w. Wir müssen es hier dahin gestellt sein lassen, ob *λόγος τοῦ θεοῦ* das bezeichnet, was Thiersch gemeint hat. Neander (K.-G. I, 3. S. 722) bemerkt richtig: „Die herrschendste Vorstellung war diejenige, die wir schon bei Ignatius von Antiochien, sodann bei dem Justin M. und bei Irenäus finden, von einer übernatürlichen Durchdringung des Brodes und des Weines mit dem Leibe und Blute Christi, vermöge deren diejenigen, die das Abendmahl genössen, von dem göttlichen Lebensprincip Christi in ihrer ganzen Natur durchdrungen würden, sodaß auch ihr Leib dadurch schon jetzt für die Auferstehung vorbereitet werde." Über die Art, wie jene Durchdringung im Abendmahle sich realisire, hat Neander wohlweislich sich aller Bestimmung enthalten.

im Abendmahl betrachtet Irenäus als ein Opfer. Die Christen haben demnach ihre Opfer ebenso gut, als das israelitische Volk. So über die Elemente des Abendmahls **vor** der Consecration. Sobald aber die Elemente die Anrufung (*ἔκκλησιν* = *ἐπίκλησιν*) Gottes vernommen, werden sie Eucharistie; in dieser ist ein Irdisches und Himmlisches zu unterscheiden. Brod und Wein, von der Erde stammend, sind das *ἐπίγειον*; dagegen Leib und Blut Christi das *οὐράνιον* der Eucharistie. Wie aber die Gegenwart von Leib und Blut Christi im Abendmahl zu denken sei nach Irenäus, ob mehr sinnlich-äußerlich oder geistig-real, oder endlich spirituell; darüber ist schwer zu entscheiden. Die Kraft des Abendmahls liegt darin, daß der Genuß unser Fleisch nährt zum ewigen Leben, ihm Unvergänglichkeit und Auferstehungsfähigkeit verleiht. Auch die geistigste Fassung der Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl mag demselben eine Einwirkung auf unsern Leib zugestehen, sobald nur Leib und Geist nicht durch eine unausfüllbare Kluft getrennt gedacht werden. Also das Ernährtwerden des Menschenleibes durch das Abendmahl beweiset nichts für eine sinnlich-äußerliche, oder auch geistig-reale Gegenwart Christi in der Eucharistie. Man muß sich unter dem *τρέφεσθαι* vielmehr eine Hebung und Stärkung der sittlichen Kraft des Menschen, ein Wachsen des sittlichen Kerns im Individuum denken; solches Wachsthum aber geht aus von dem Leib und Blut Christi, d. h. von dem ganzen, von dem historischen Christus. Auf diese Weise ist das Abendmahl, wie Ignatius sagt, „ein Trank der Unsterblichkeit und ein Gegengift des Todes." Es durchgeistet, möchte man sagen, selbst den Leib des Menschen, sodaß dieser Theil hat an dem ewigen Erbtheil des Geistes.

Wir fügen noch kurz die Lehre über die letzten Dinge hinzu. Nach dem Tode werden die Seelen der Gerechten nicht sogleich zum Anschauen Gottes gelangen, sondern an einem dritten Ort bis zur Auferstehung zubringen. Denn auch die Seele des Erlösers ist nicht unmittelbar nach dem Kreuzestod in den Himmel eingegangen; vielmehr brachte sie bis zur Auferstehung in dem allgemeinen Aufenthaltsorte der Gestorbenen zu und ging erst später in den Himmel ein. Denselben Weg werden auch die Seelen aller Gerechten gehen müssen[48]). Ehe der Mensch zur höchsten Stufe der Seligkeit gelangt, wird er, umgeben von den Seelen der Gerechten, im Umgange mit dem Erlöser dem großen Auferstehungstag entgegenharren. Vor der Auferstehung wird die Erhebung der Widersacher des Christenthums statt haben. Der Antichrist wird auftreten als „ein Abtrünniger und Räuber und will doch wie ein Gott angebetet werden und obwol er ein Sklave ist, will er sich doch als König ausrufen lassen. Und es wird dieser Antichrist in sich wiederholen alle Bosheit und allen Betrug und alle Ungerechtigkeit, welche vor der Sündfluth stattfand und durch den Abfall der Engel entstanden war und zugleich allen Irrthum, welcher seit der Sündfluth eingetreten ist und die Götzen ersann und die Ermordung der Propheten. Ja, er wird kommen wie Einer, der alle teuflische Abtrünnigkeit in sich wiederholt und als ein solcher, welcher die Götzenbilder wegschafft, um zu überzeugen, daß er Gott sei: der dagegen sich als alleinigen Götzen erhebt und den in Betreff der übrigen Götzen herrschenden mannichfaltigen Irrthum in sich vereint, damit die, welche den Teufel durch vielerlei Götzen anbeten, demselben durch diesen einen Götzen dienen. Und er wird alle Gewalt des Teufels in sich beschließen und nach Tyrannenart sich bestreben, sich als Gott zu zeigen, und er wird sich in den Tempel Gottes setzen, auf daß ihn diejenigen, die er verführt, als Christus anbeten[49])." Die gefallene Menschheit mit der Gesammtheit ihrer Sünden und Irrthümer repräsentirt nach Irenäus' Darstellung der Antichrist. Die Anarchie des Bösen wird stattfinden, damit sich für immer das Gute vom Bösen scheide und jenes eingehe zu seiner Herrlichkeit, dieses aber seine verdiente Strafe leide. Die Herrschaft des Antichrists dauert drei Jahre und sechs Monate. Nach Ablauf dieser Zeit wird der Erlöser, umstrahlt von der Herrlichkeit des Vaters in den Wolken des Himmels herabkommen und den Antichrist mit seinen Anhängern in den Feuerpfuhl verstoßen. Die Gerechten werden auferstehen und mit denen, die in dem letzten schweren Kampf erprobt worden sind, den Tag der Ruhe, den heiligen siebenten Tag der großen Weltepoche, feiern[50]). Die Freuden dieses tausendjährigen Reichs sind von Irenäus mit sinnlichen Farben gemalt. Nach dem Grade ihrer Vollkommenheit wohnen einige im Paradies, andere in der neu errichteten Gottesstadt, dem himmlischen Jerusalem, andere endlich, welche der höchsten Seligkeit würdig sind, weilen bei Gott im Himmel und sehen ihn von Angesicht zu Angesicht. In der Gemeinschaft mit Gott, in der Erkenntniß seines Wesens und in der Ergründung der göttlichen Liebesfülle liegt demnach der Lohn für des Menschen Ringen und Streben nach den Gütern der Ewigkeit. Gewiß ein reiner und hoher Gedanke, um den sich viel irdisches Hoffen bei dem chiliastisch gesinnten Irenäus herumgelegt hat.

Dies sind die Grundzüge seines dogmatischen Systems.

Welcher Richtung des dogmatischen Geistes gehört Irenäus an? In Kleinasien war im zweiten Jahrhundert der Geist des Johannes noch herrschend. Irenäus ist unmittelbar davon berührt. Dies zeigt sich in seinem Streben, die Gottmenschheit des Erlösers denkend zu ergründen. Dabei hat der Platonismus einen Sinn für die ideale Seite der Dinge in ihm geweckt und genährt, wodurch er zu tiefer und ernster Forschung getrieben wurde. Selbst nachdem er in das Abendland versetzt und von dem imperatorischen Geist der römischen Kirche angeweht, von dem Realismus occidentalischer Theologie vielfach berührt war, vermochte er nicht, sich vom Einfluß des Platonismus ganz loszumachen. Deshalb sucht er

48) V, 31, 1 u. 2.

49) V, 25. über das Regiment des Antichrists vgl. V, 25—30.

50) Die chiliastischen Hoffnungen sind vorzüglich V, 30—36 ausgesprochen. Die Weltdauer beträgt nach Irenäus 6000 Jahre. In sechs Tagen ist die Welt von Gott geschaffen und vor Gott ist ein Tag gleich 1000 Jahren. Nach Ablauf der 6000 Jahre folgt der Sabbat der Frommen, das tausendjährige Reich.

selbst in den äußern Formen, wie sie sich in der abendländischen Kirche immer mehr ausbildeten, eine Idee nachzuweisen, an der er dem Gnosticismus gegenüber mit aller Kraft festhielt. Er hat weder dem Idealismus, der in der Alexandrinischen Theologie seine Spitze erreichte, noch auch dem Realismus, der von der römischen Kirche aus die Theologie des Abendlandes beherrschte, einseitig gehuldigt. In ihm stellt sich uns eine reine und edle Vermittlung jener extremen Richtungen dar, wie sie bis auf den großen Augustin in den dogmatischen Kämpfen der Kirche nicht wieder da gewesen ist.

2) **Irenäus**, Comes, später Bischof von Tyrus, lebte zur Zeit der Nestorianischen Streitigkeiten. Er war ein vertrauter Freund des Nestorius. Der Kaiser Theodosius II. gestattete dem Nestorius, zu dem auf Pfingsten des Jahres 431 nach Ephesus ausgeschriebenen allgemeinen Concil sich von einem Freunde vornehmern Standes begleiten zu lassen. Der Comes Irenäus wurde von Nestorius zum Begleiter gewählt. Als es der Cyrillischen Partei zu Ephesus durch allerlei listige Machinationen gelungen war, den Hof zu Constantinopel gegen Nestorius aufzubringen, bewogen die dem Nestorius anhängenden asiatischen Bischöfe den Irenäus, von Ephesus nach Constantinopel zu reisen, um den Einfluß der Cyrillischen Partei beim Kaiser zu paralysiren. Zugleich übersandten jene Bischöfe durch Irenäus dem Kaiser ein Schreiben zu Gunsten des Nestorius. Die Abgeordneten der Cyrillischen Partei, welche einige Tage früher zu Constantinopel angekommen waren als Irenäus, hatten bald bei den Großen und den höchsten Staatsbeamten sich Eingang und dem Cyrill Gewogenheit verschafft. Irenäus wirkte ihnen aber kräftig entgegen. Es gelang ihm auch, seinem Freunde das kaiserliche Wohlwollen wieder zu erringen und das gesetzwidrige Verfahren der Cyrillischen Partei gegen Nestorius dem Kaiser fühlbar zu machen. Indessen bei dem jedem Einflusse ausgesetzten, schwachen und unselbständigen Kaiser hielt die wohlwollende Stimmung für Nestorius nicht lange an. Mit Nestorius fiel auch Irenäus in Ungnade. Zur Strafe für seine Befreundung mit dem von der Kirche verfolgten Ketzer mußte Irenäus einige Zeit in der Verbannung zubringen. Im Jahre 444 wurde er von seinen Freunden zum Bischof von Tyrus ordinirt. Indessen der kaiserliche Zorn entriß ihm auch diese geistliche Ehre der Bischofswürde. In dem uns noch erhaltenen Absetzungsdecret (Sacrorum conciliorum nova et amplissima collectio von Mansi. T. V. p. 417) erklärt der Kaiser, daß alle Kleriker, welche die Lehre des Nestorius verbreiteten, aus der Kirche ausgestoßen werden sollten; Laien aber, welche sich eines solchen Verbrechens schuldig gemacht, sollten anathematisirt werden. Schriften, welche nicht mit dem zu Nicäa und Ephesus dogmatisch Bestimmten in Einklang ständen, sollten verbrannt werden; diejenigen aber, welche dergleichen Schriften bei sich verbergen, haben selbst Todesstrafe zu fürchten. „Damit man aber," fährt der Kaiser fort, „durch Erfahrung lerne, wie sehr unsere Majestät die Eiferer für den Nestorianischen Glauben verabscheue, so verordnen wir, daß Irenäus, welcher einst aus eben jener Ursache sich unsere Ungnade zugezogen und später, wie wir erfahren haben, nach der zweiten Verheirathung gegen die apostolischen Verordnungen zum Bischof der Stadt Tyrus gemacht worden ist, aus der heiligen Kirche zu Tyrus ausgestoßen werde, als Privatmann allein in seinem Vaterlande lebe und seiner Priesterwürde und seines Priesternamens gänzlich beraubt werde." Im J. 448 wurde Irenäus abgesetzt. Vielleicht schrieb er in der Zurückgezogenheit sein Werk Tragoedia seu Commentarii de rebus in synodo Ephesina ac in Oriente gestis. Bei dieser seiner Erzählung der Verfolgungen, welchen Nestorius ausgesetzt gewesen, benutzte Irenäus eine von Nestorius selbst verfaßte Geschichte seines Lebens. Leider ist die Tragödie des Irenäus verloren gegangen. Ein ungenannter, wie man vermuthet, nordafrikanischer Schriftsteller hat aber aus dem Werke des Irenäus reichhaltige Auszüge und besonders merkwürdige Urkunden zusammengestellt, die man in der Mansi'schen Sammlung T. V. p. 731 unter dem Titel Synodicon adversus tragoediam Irenaei abgedruckt findet.

3) **Irenäus**, um 518 Comes Orientis. Evagrius erzählt in seiner Hist. eccl. IV. 4. daß der antiochenische Bischof Severus, weil er nicht aufhörte, das chalcedonische Concil mit dem Anathema zu belegen und dadurch viel Streit und Ärgerniß in der Kirche veranlaßte, auf Befehl des Kaisers Justin in dessen erstem Regierungsjahre (518) ergriffen und ihm sogar, nach dem Bericht Einiger, die Zunge abgeschnitten werden sollte. Die Vollstreckung dieses kaiserlichen Befehls wurde dem Irenäus, der zu jener Zeit Comes Orientis war und in Antiochia residirte, übertragen. Allein Severus entzog sich jener schrecklichen Strafe durch die Flucht, die ihm freilich, wie er selbst in Briefen an antiochenische Bürger erzählt haben soll, durch die Wachsamkeit der von Irenäus aufgestellten Wächter sehr erschwert wurde.

4) **Irenäus**, der Grammatiker. *Εἰρηναῖος ὁ γραμματικός*, bei Sokrates (hist. eccl. III, 7 Valesi'sche Ausgabe S. 176) erwähnt. Sokrates gedenkt seiner gelegentlich als Lexikographen. Übrigens wissen wir, daß der Grammatiker Irenäus ein Alexandriner und ein Schüler des Metrikers Heliodorus war, der lateinisch Minucius Pacatus hieß. Er verfaßte mehre Schriften über die Eigenthümlichkeit des attischen Dialekts, so drei Bücher *ἀττικῶν ὀνομάτων*, ferner ebenso viel Bücher über attische Prosodie und ein Buch über den Atticismus. Wahrscheinlich ist dies letzte Werk gemeint in den Worten des Sokrates: *Εἰρηναῖος δὲ ὁ γραμματικὸς ἐν τῷ κατὰ στοιχεῖον ἀττικιστῇ καὶ βάρβαρον ἀποκαλεῖ τὴν λέξιν.* Vgl. die Valesi'sche Anmerkung zu dieser Stelle.

(*Adolf Stieren.*)

IRENAEUS (Christoph), ein protestantischer Theolog des 16. Jahrhunderts aus Schweidnitz in Schlesien gebürtig, war zuerst Diakonus in Aschersleben, später Pfarrer in Eisleben im Mansfeldischen, von wo er bald darauf als Hofprediger nach Weimar berufen wurde. Hier indessen ward er, in die Flacianischen Streitigkeiten verwickelt, nach kurzer Zeit seines Amtes entsetzt, ging wieder nach Eisleben zurück und verwaltete daselbst von 1562 an das Pfarramt zu St. Petri und Pauli. Aber-

mals im J. 1568 in seine frühere Stelle zu Weimar berufen, wohnte er noch in demselben Jahre dem Colloquium protestantischer Theologen zu Altenburg bei, welches zur Beilegung der durch Flacius Illyricus erregten theologischen Wirren vom October 1568 bis März 1569 gehalten wurde. Im Laufe dieses letztern Jahres hielt er auch mit einigen andern Theologen auf herzoglichen Befehl eine Kirchenvisitation in dem weimarischen Lande und hat wahrscheinlich auch zu Weimar sein Leben beschlossen. Er schrieb sogenannte „Katechismuspredigten," ein „Examen libri Concordiae; Symbolum apostolicum" (Eisleben 1563. 4.), ferner mehre Streitschriften, wie: „Recept vor die Verfolger;" — „Warnung und Ursachen, daß man nicht in eine Amnestiam und Stillschweigen der Irrthümer und Corruptelen noch in den Orden der neuen Jacobsbrüder willigen soll" (1569. 4.); „De Monstris" (Ursel. 1585. 4.); „Gründlicher Bericht auf das „Examen" wider den Artikel von der Erbsünde" (Heidelberg 1583. 4.); endlich mehre asketische Schriften, z. B. „Evangelischer Gnadenspiegel wider den schrecklichen Zornesspiegel des Gesetzes." (Ursel. 1593. 4.) (*R.*)

IRENARCHEN (*εἰρηνάρχης*, pacator, Irenarcha, Vet. Gloss.) sind nach Ulpian (in l. *Munerum* D. De muneribus et honoribus) qui disciplinae publicae et corrigendis moribus praeficiuntur, obrigkeitliche Personen im römischen Staat; sie bekleiden nach Pandekt. L, 4, 18 munera personalia. Besondere Verordnungen, ihre Jurisdiction betreffend, s. Pandekt. XLVIII, 3, 6: Divus Hadrianus Julio secundo ita rescripsit, „et alias rescriptum est non esse utique epistolis eorum credendum, qui quasi damnatos ad Praesidem remiserint." Idem de Irenarchis praeceptum est, quia non omnes ex fide bona elogia scribere compertum est. §. 1. Sed et caput mandatorum exstat, quod divus Pius, quum provinciae Asiae praeerat, sub edicto proposuit, ut Irenarchae, quum apprehenderint latrones, interrogent eos de sociis et receptatoribus, et interrogationes literis inclusas atque obsignatas ad cognitionem magistratus mittant etc. Vergl. *Augustin*, Epist. 140. 159. (*B. Matthiae.*)

IRENE. I. Biographie. A. Aus der Heiligengeschichte. 1) Über die älteste heilige Irene, welche besonders zu Constantinopel in hoher Verehrung stand, wissen wir nichts Zuverlässiges und können nur aus der in ihrer durchaus sagenhaften Biographie vorkommenden Bemerkung, daß sie von dem heiligen Timotheus, einem Schüler des Apostels Paulus, getauft worden sei, schließen, daß sie im ersten Jahrhunderte nach Christus lebte. Der Inhalt der über sie verbreiteten Sage, die noch in mehren griechischen Bearbeitungen in der vaticanischen Bibliothek vorhanden ist, aber den Abdruck nicht verdient, läßt sich ungefähr auf Folgendes zurückführen. Irene (welche vor ihrer Bekehrung Penelope geheißen haben soll) war die Tochter des Licinius, eines unter römischer Botmäßigkeit stehenden kleinen Königs (*βασιλεύς*, regulus) zu Magedon [1]), der sie ihrer Schönheit wegen schon in ihrem sechsten Jahre mit dreizehn Mägden in einen Thurm einschloß. Hier ward sie aber von einem Engel in der christlichen Religion unterrichtet und, wie gesagt, vom heiligen Timotheus getauft. Die Götzenbilder aber, die ihr Vater ihr zur Anbetung gegeben hatte, trat sie mit Füßen und warf sie vom Thurme herab. Licinius, darüber ergrimmt, band sie an ein wildes Pferd, um sie auf diese Weise zu tödten; er selbst wurde aber vom Pferde zerrissen, während Irene unversehrt blieb. Sie erweckte darauf durch ihr inbrünstiges Gebet zu Christus ihren Vater wieder, und dieser ging sogleich mit seinem Weibe Licinia und dreitausend andern Leuten zum Christenthume über. Als der römische Landvoigt Ampelianus dieses vernahm, ließ er Irene vor sich führen und, als sie trotz aller Martern ihren Glauben nicht abschwor, mit dem Schwerte hinrichten. Wahrscheinlich geschah dieses zur Zeit der Christenverfolgungen unter Domitian oder Trajan. Es ist sehr zu bedauern, daß wir von dieser Heiligen nur so Weniges und Unzuverlässiges wissen, da sie in den ersten christlichen Jahrhunderten eine der gepriesensten Glaubensheldinnen war. Schon Constantin der Große baute ihr in seiner neuen Residenz eine Kirche, welche die Hauptkirche der Stadt gewesen zu sein scheint [2]). Eine zweite Kirche baute ihr Marcianus dicht an der Meerenge, und Justinian stellte diese, als sie zu zerfallen anfing, sehr prachtvoll wieder her [3]). Die Verehrung der heiligen Irene fällt auf den 5. Mai [4]).

2) Eine andere heilige Irene, welche gewöhnlich den Beinamen „in der Kirche am Meere" (in ecclesia ad mare) führt und in den Heiligenverzeichnissen unter dem 21. Januar eingetragen ist, dürfte vielleicht eben der erwähnten, von Marcianus gebauten Kirche wegen als eine und dieselbe Person mit der ältesten Irene zu betrachten sein.

3) Sehr ungewiß und spärlich sind die Nachrichten über eine heilige Irene, welche ebenfalls den Märtyrertod litt; wir wissen nur, daß sie im dritten Jahrhundert in Griechenland in der Gegend von Korinth lebte und auf Befehl des Landvoigts (praeses) nach vielen Martern enthauptet wurde, weil sie mit andern Christen in ihrem Hause das Osterfest gefeiert hatte und, als sie angegeben und vor Gericht gestellt wurde, Christus nicht verleugnen wollte. Die Kirche ehrt ihr Andenken am 16. April [5]).

4) Eine heilige Irene findet sich auch unter den zehn Märtyrern, welche (der Sage nach) unter der Regierung des Kaisers Gal. Maximian (305—311) in Ägypten, weil sie den christlichen Gottesdienst gemeinschaftlich verrichteten, von dem Befehlshaber (dux) auf freiem Felde in einen ummauerten Ort eingeschlossen und der Hitze, dem Hunger und dem Durste so lange preisgegeben wurden, bis der Tod ihren Qualen ein Ende machte. Ihr Andenken wird (besonders bei den Griechen) am 5. Juni gefeiert [6]).

1) In Palästina gibt es einige Städte, die ähnliche Namen haben; vielleicht ist hier jedoch Makedonien gemeint.

2) *Codinus*. De origin. Constantinopol. §. 80. 3) *Procopius*, De aedificiis Justinian. cap. 7. *Codin.* de orig. Const. §. 95. 4) Act. SS. Antverp. Tom. II. Maji. p. 4. 5. 789. 5) Acta SS. Antverp. Aprilis. Tom. II. p. 404. 6) Acta SS. Antverp. Junii Tom. I. p. 419—421.

5) In dem Leben des heiligen Sebastian[7]), der unter dem Kaiser Diocletian (im J. 288) den Märtyrertod erlitt, wird eine heilige Irene (auch Herena, Írena und Syrena genannt), Witwe des heiligen Märtyrers Castulus, eines kaiserlichen Palastwächters (zetarius palatii), gepriesen, daß sie den heiligen Sebastian, als er zum ersten Male eingezogen wurde und, von Pfeilen durchbohrt, als todt auf dem Platze liegen blieb, nach ihrer Behausung brachte und bis zu seiner gänzlichen Wiederherstellung pflegte. Ob sie dafür ebenfalls mit dem Tode bestraft wurde, oder ob sie ruhig und ungefährdet starb, ist nirgends angegeben. Die Kirche ehrt ihr Andenken am 22. Januar.

6) Näheres bieten uns alte Nachrichten über eine heilige Irene, welche unter den Kaisern Diocletian und Maximian den Märtyrertod erlitt. Zu Thessalonich, erzählt die Legende[8]), lebten drei Schwestern, Agape, Chionia und Irene[9]), welche dem Christenthume zugethan und in Ausübung der Pflichten desselben sehr eifrig waren. Als die Verfolgung der Christen im J. 303 mit erneuter Wuth losbrach, begaben sie sich auf einen Berg, um daselbst ungestört dem Gebete obzuliegen, wurden aber von der ausgestellten Wache (stationarius) entdeckt, vor den Landvoigt Dulcetius geführt und aufgefodert, den Götzen zu opfern. Als sie sich weigerten, ließ Dulcetius zwei derselben, Agape und Chionia, lebendig verbrennen[10]), Irene aber wieder in das Gefängniß führen, um sie über eine weitere gegen sie vorliegende Anklage zu verhören, die wir, weil sie für die Geschichte der Erhaltung und Verbreitung der heiligen Schrift nicht ganz unwichtig scheint, wörtlich mittheilen wollen. „Dein Wahnsinn," sprach Dulcetius zu ihr, „erhellt aus dem, was du thust; du hast Pergamente, Bücher, Täfelchen, Hefte und Blätter der Christen, der gottlosesten Menschen, welche es je gab, bis auf den heutigen Tag verborgen[11]), und ich muß dich bestrafen, wenn du nicht den Göttern opferst." Irene dieses standhaft ablehnte und ebenso wenig stand, daß irgend Jemand um die von ihr verb Schriften gewußt habe, so ließ sie der Landvoigt den öffentlichen Henker in einem Bordelle nackt au wo ihr aber Niemand nahe zu kommen wagte. dieser rohen Beschimpfung, woraus man auf die lichen Strafen, die man gegen die ersten Christ wandte, einen Schluß ziehen kann, wurde sie gleich Schwestern verbrannt, und zwar, wie die erste ausdrücklich und mit der größern Wahrscheinlichkei am 1. April 304, nach der andern Legende ab 5. April unter dem dritten Consulate des Ma (290—292). Die Kirche feiert ihr Andenken April. — In den Martyrologien[12]) werden unte 5. Mai die heiligen Ireneus, Peregrinus und Ir wähnt, welche ebenfalls unter dem Kaiser Diocle Thessalonich lebendig verbrannt wurden. Nähere A über sie finden sich nicht. Sollte die hier genannte nicht eine und dieselbe mit der vorhergehenden sein?

7) Eine andere heilige Irene, oder (wie sie geschrieben wird) Herina, deren nähere Lebensver ebenfalls unbekannt sind, soll zur Zeit des Kaisers nius (307—323) zu Lecce in der Provinz Otran Märtyrertod erlitten haben. Von Manchem wird jedoch ohne allen Grund, für eine Tochter des Licinius gehalten; die in diesem Artikel zuerst ge Irene, deren Vater Licinius hieß, mag zu dieser Veranlassung gegeben haben. Irene ist die Patron Stadt Lecce, wo ihr im J. 1589 eine Kirche wurde. Ihr Andenken wird am 5. Mai gefeiert

8) Zuverlässiger sind die übrigens ebenfalls Nachrichten über die heilige Irene (auch Erena und genannt), welche mit dem Papste Damasus (367— ihrem Bruder, nach Rom kam und daselbst in Eingezogenheit und Frömmigkeit lebte, obschon sie einer vornehmen Familie Spaniens stammte und Überflusse erzogen war. Sie brachte viele Nächte den Gräbern der Märtyrer im Gebete zu und den Armen reichliche Almosen. Da sie ihre Jung schaft zu bewahren entschlossen war, so schrieb D ein nicht mehr vorhandenes, oder doch noch unge Buch über die Jungfrauschaft (de Virginitate), sie täglich zu ihrer Erbauung und Befestigung las. Zwist ihres Bruders mit dem Gegenpapste Ursicinus ihr großen Kummer, und man will sogar wissen, einige Mal als Vermittlerin auftrat; eine sehr alte kurze Lebensbeschreibung[14]) sagt indessen nur, durch Fasten und Beten von Gott das Ende de

7) Cap. 23. (Act. SS. Antverp. Januarii. Tom. II. p. 278.) 8) Welche L. Surius (Vitae Sanctorum, unterm 1. April), C. Baronius (Annal. eccles. ad ann. 304. §. 40—48) und Th. Ruinart (Acta Martyrum. [Amsterd. 1713.] Fol. p. 390—395) mittheilen und als sehr alt und unmittelbar aus den Protokollen des Gerichtshofes zu Thessalonich gezogen betrachten. Obschon wir dieses, da kein Beweis vorliegt, nicht wohl annehmen können, so wollen wir sie doch nicht, wie G. Henschen (Act. SS. Aprilis. T. I. p. 246), als ein Machwerk ganz später Zeit ansehen, sondern verwerfen lieber die von dem Letztern (l. c. p. 248—250) als älter mitgetheilte, da sie alberne Fabeln enthält. Beide Legenden scheinen aus einer ältern geschöpft und durch mehr oder weniger ungenaue Einschiebsel entstellt zu sein. 9) Nach der von Henschen mitgetheilten Legende stammten sie aus Aquileja und wurden auch daselbst eingezogen, aber dem Kaiser Diocletian, als er nach Thessalonich abreiste, nachgeführt und dort hingerichtet. Die Nachführung der gefangenen Christen scheint unwahrscheinlich. 10) Nach der andern Legende machte der Landvoigt erst des Nachts einen Angriff auf ihre Schamhaftigkeit, wurde aber mit so wahnsinniger Verblendung gestraft, daß er statt ihrer die Küchengeräthe inbrünstig umfaßte und dadurch bei seinen Leuten so sehr zum Gespötte wurde, daß der Kaiser dem Statthalter (comes) Sisinnius die Beendigung der Untersuchung übertragen mußte. Diese nächtliche Episode ist in der Legende komisch gehalten. — Eine Zusammenstellung der in den Legenden vorkommenden Statthalter und andern kaiserlichen Beamten wäre sehr wünschenswerth. 11) „Quae tot membranas, libros, tabellas, codicillos et paginas scrip qui sunt impiorum Christianorum qui unquam fuerunt hodiernum usque diem servare voluisti."

12) Vgl. Acta SS. Antverp. Maji. Tom. II. p. 6. Act. SS. Antverp. Maji. Tom. II. p. 789—795. T p. 588—592; wo übrigens die wenigen hier mitgetheilte aus der breiten Abbandlung über die Reliquien und d der heiligen Irene kaum herauszufinden sind. 14) sie in den Act. SS. Antverp. Februarii, Tom. III. p. 2

tes zu erlangen gesucht. Sie starb am 21. Febr. 379 am Fieber und wird am 21. Febr. verehrt. Eine sehr alte, angeblich vom Papste Damasus verfaßte, Grabschrift der heiligen Irene theilt Gruter mit [15]).

9) Die Reihe der heiligen Irenen schließt eine in der abendländischen Kirche völlig unbekannte, deren wunderbare Thaten aber mit der Geschichte eines oströmischen Kaisers verflochten sind, obschon kein einziger der byzantinischen Historiker auch nur ihres Namens erwähnt. Das Merkwürdigste aus ihrem Leben mag nach einer alten griechischen Biographie [16]), deren unbekannter Verfasser aber doch nicht gleichzeitig ist, ungefähr Folgendes sein. Als nach dem Tode des Kaisers Theophilus (842) die Kaiserin Theodora, seine Gemahlin, der Verfolgung der Bilderverehrer ein Ende machte, für ihren Sohn Michael III. eine schöne, aber zugleich fromme Gemahlin suchte und nach allen Provinzen des Reichs an die Ältern die Botschaft ergehen ließ, ihre Töchter nach der Hauptstadt zu senden, wurde auch Irene aus Kappadocien mit ihrer Schwester, die später an den Cäsar Bardas, den Bruder der Kaiserin Theodora, verheirathet wurde, nach Constantinopel gebracht. Auf dem Wege dahin besuchte sie in Mysien, am Fuße des Berges Olympus, den heiligen Joannicius († 846), einen entschiedenen Anhänger und Vertheidiger der Bilderverehrung, welcher ihr ihre Bestimmung zur Klosterfrau voraussagte. Sie wies auch wirklich nach ihrer Ankunft in der Hauptstadt die glänzendsten Heirathsanträge und selbst den des Kaisers zurück und ging in das Kloster Chrysobalantum, dessen Vorsteherin sie wurde. Sie erlangte bald durch ihre Heiligkeit und durch ihre prophetische Gabe großen Ruhm, besonders als sie den Tod des Kaisers Michael und des Cäsars Bardas voraussagte. Sie starb nach einem tugendreichen Leben am Tage nach dem Feste des heiligen Pantaleon (27. Juli), also am 28. Juli. Soweit die Legende. Da in derselben die heilige Irene als erwählte Braut des Kaisers Michael und ihre Schwester als Gemahlin des Cäsars Bardas genannt wird, wovon kein Geschichtschreiber etwas weiß, so ist es der Mühe werth, zu untersuchen, ob diese Angaben einigen Glauben verdienen. Nach der Legende (§. 2) kam Irene nach Constantinopel, als der Bilderdienst bereits wieder förmlich hergestellt war, was im J. 842 stattfand. Setzen wir nun voraus, sie habe damals erst sechszehn Jahre gezählt, so wäre sie doch für den Kaiser, der jetzt drei bis vier Jahre alt war, eine gewiß sehr bejahrte Braut gewesen, und doch muß sie dann, da der Patriarch Methodius, der sie zur Vorsteherin des Klosters weihte (§. 21), im J. 847 starb, schon im zwanzigsten Jahre diese Stelle angetreten haben, was ebenfalls sehr unwahrscheinlich ist. Man sieht schon aus diesen beiden sehr verdächtigen chronologischen Punkten, daß aus der Legende für die Geschichte nichts zu gewinnen ist. Irene soll 97 Jahre alt geworden sein (§. 91), ihr Tod fiele also ungefähr in das Jahr 921. Die Verheirathung ihrer Schwester mit Bardas muß dahingestellt bleiben.

B. Andere historische Personen. 1) Irene, Gemahlin des oströmischen Kaisers Leo IV. und dann selbst Kaiserin, ein durch Schönheit, Geist, Muth und Gewandtheit in der Leitung der Staatsgeschäfte ebenso berühmtes, als durch unbegrenzte Herrschsucht, Heuchelei und Grausamkeit gegen den einzigen Sohn berüchtigtes Weib, war zu Athen um das Jahr 752 von völlig unbekannten Ältern geboren, erhielt aber wahrscheinlich eine gute Erziehung. Wie Irene ihre Jugendzeit verlebte, auf welche Weise sie der Kaiser Constantin V. kennen lernte und warum er sie als Gemahlin seines Sohnes Leo wählte, wird nirgend gesagt und die Geschichte erwähnt ihrer zum ersten Male als Verlobten Leo's. Sie landete, als sie von Athen kam, in dem Hafen Heräum und blieb in dem daselbst liegenden Palaste Hieria, bis sie am 1. Sept. 769 mit großem Gepränge von den angesehensten Männern und Frauen in die Hauptstadt geleitet und daselbst unter allgemeinem Jubel empfangen wurde. Am 3. Sept. fand ihre Verlobung und am 17. Dec. ihre Vermählung mit Leo und ihre Krönung zur Kaiserin statt. Bei dieser Gelegenheit mußte sie auch, da der unselige Bilderstreit [17]) immer noch fortdauerte, dem Kaiser Constantin bei den heiligsten Geheimnissen schwören, dem Bilderdienste, welchem sie in Athen angehangen hatte, zu entsagen. Sie hielt auch eine Zeit lang Wort oder wußte wenigstens ihre wahre Gesinnung so geschickt zu verbergen, daß Leo, der nach seiner Thronbesteigung die Bilderverehrer ebenso wenig wollte, als sein Vater, aber sie doch auch nicht verfolgte, nichts merkte und seiner Gemahlin herzlich zugethan gewesen zu sein scheint. Seine Güte dehnte sich auch auf ihre Familie, die wahrscheinlich der glücklichen Irene an den Hof gefolgt war, aus; wenigstens verheirathete er ihre Nichte an den in Constantinopel lebenden, aus seinem Lande vertriebenen Bulgarenfürsten Teleros, der, nachdem er (im J. 767) das Christenthum angenommen hatte, vom Kaiser zum Patrizier gemacht und mit Beweisen seiner Gnade überhäuft wurde [18]). Als man jedoch zufällig in dem Bette der Kaiserin einige Heiligenbilder, die sie als Amulette gebrauchte, fand, schloß man daraus auf ein näheres Verhältniß zu den Bilderverehrern und Leo ließ eine strenge Untersuchung anstellen. Die Mitschuldigen wurden bestraft; Irene aber entfernte er aus dem Palaste und brach jeden Umgang mit ihr ab [19]). Er würde sie wol für ihren Meineid dadurch bestraft haben, daß er ihr die Vormundschaft über seinen unmündigen Sohn, Constantin, entzogen hätte, wenn er nicht bald nach diesem Vorfalle (am 8. Sept. 780) gestorben

15) Inscriptiones antiquae. (Heidelberg 1602. F.) Append. p. MCLXXII. 10. 16) Griechisch und lateinisch mitgetheilt in den Act SS. Julii. Tom. VI. p. 602—634.

17) Wir berühren hier Alles, was den Bilderstreit betrifft, nur kurz und verweisen auf den Artikel „Ikonoklasten," XVI Bd. S. 119—129. 18) *Theophanis* Chronograph. p. 380. *Cedreni* Hist. Compend. p. 468. Der Bulgarenfürst, welchen Cedrenus Pellerigos nennt, erhielt eine Nichte (ἐξαδέλφην) der Irene, nicht aber eine Schwester derselben, wie Fr. Chr. Schlosser („Geschichte der bilderstürmenden Kaiser" [Frankf. 1812.] S. 252) sagt, zur Gemahlin. 19) *αὐτὸς οὖν ἀπώσατο αὐτήν, μὴ ἔγνωκὼς αὐτὴν ἔτι*, sagt Cedrenus, Hist. Compend. (ed. Paris.) p 469.

wäre. Nach dem Tode ihres Gemahls lenkte Irene als Vormünderin ihres zehnjährigen Sohnes, Constantin VI., das Staatsruder mit überraschender Kraft, Umsicht und Gewandtheit. Zuerst unterdrückte sie die Verschwörung des Cäsars Nicephorus und der andern Brüder des Kaisers, welche, mit einem großen Theile des Senats und der Anführer der Truppen einverstanden, die den ihnen verhaßten Bilderdienst schirmende Kaiserin mit ihrem Sohne vom Throne zu stoßen suchten, und ließ die Anstifter, um ihre Ansprüche für immer zu vernichten, zu Priestern weihen. — An Karl den Großen, dessen ausgedehnte Macht und bedeutender Einfluß in Italien in Constantinopel hinlänglich bekannt war und mit dem sie deshalb in nähere Verbindung zu treten wünschte, schickte sie (im J. 781) eine Gesandtschaft, welche um die Hand seiner Tochter Rotrud anhielt und die Zusage derselben erlangte. Später zerschlug sich jedoch dieses Heirathsproject. — Gegen die Araber, welche in einem Treffen bei Melos in Armenien (782) geschlagen worden waren, wäre sie vielleicht auch später glücklicher gewesen, wenn nicht unzeitiges Rachegefühl sie bewogen hätte, die meisten Truppen von den Grenzen zurückzuziehen, um Elpidius, den Statthalter von Sicilien, welcher sich empört hatte, zu züchtigen. Irene hatte selbst den Elpidius nach Sicilien geschickt, erfuhr aber nach seiner Abreise, daß er in die Verschwörung des Nicephorus verwickelt war. Als sie nun einen Bevollmächtigten nach Sicilien schickte, um den Elpidius zurückzuführen, erhob dieser die Fahne des Aufruhrs, was ihm um so leichter war, da er sich die Liebe des Heeres und der Einwohner Siciliens erworben hatte. Er mußte jedoch der Übermacht des Feldherrn Theodorus, welchem Irene fast alle Truppen des Reiches zur Verfügung gestellt hatte, weichen und nach Afrika entfliehen, wo er bei den Arabern eine gute Aufnahme fand. Dieser Sieg war übrigens theuer erkauft, denn die Barbaren des Nordens und Ostens waren in die von Truppen entblößten Provinzen des Reichs verheerend hereingebrochen. Harun al Raschid war in Kleinasien weit vorgedrungen und trieb die endlich gegen ihn anrückenden Truppen so sehr in die Enge, daß man von ihm einen schimpflichen Frieden erkaufen mußte (782). Staurakios, der Kanzler und Günstling der Kaiserin, welcher die nicht sehr glänzenden Operationen gegen die Araber geleitet hatte, war glücklicher gegen die slawischen Horden, welche das Reich überschwemmt hatten; er jagte sie aus Makedonien, Thessalien, Griechenland und dem Peloponnes und hielt in Constantinopel einen prächtigen Triumphzug (7. Jan. 784). Irene besuchte darauf, von weiblicher Eitelkeit getrieben, als Siegerin die nördlichen Grenzen des Reiches und ließ mehre Punkte befestigen. — Durch diesen Erfolg, der durch den Triumph und die Reise nach den Grenzprovinzen in den Augen des Volks gesteigert werden sollte, ermuthigt, rückte Irene mit ihrem längst schon heimlich gehegten Plane, sich selbst auf dem Throne zu befestigen und ihrem Sohne nur den Schein der Herrschaft zu lassen, hervor. Da sie eine Hauptstütze in der Partei der Bilderverehrer zu finden glaubte, so suchte sie vorerst im Einverständniß mit dem ihr ergebenen Patriarchen Tarasius den Bilderdienst wieder herzustellen und berief zu diesem Zwecke eine Kirchenversammlung in Constantinopel (786), welche aber in Folge der lärmenden Zusammenrottung der Soldaten, welche die eifrigsten Anhänger und Beschützer der bilderstürmenden Partei waren, aufgelöst werden mußte. Darüber aufgebracht, entfernte Irene unter einem Vorwande die ungefügigen Truppen aus der Hauptstadt, entließ sie, nachdem sie ihnen ihre Waffen abgenommen hatte, und berief eine Kirchenversammlung (auf den September 787) nach Nicäa, wo die Bilderverehrung wieder hergestellt wurde. Die Kaiserin ging nun weiter, brach die Verbindung mit Karl dem Großen, wegen der Vermählung ihres Sohnes mit Rotrud, deren Einfluß sie gefürchtet zu haben scheint, ab, und zwang diesen, eine armenische Prinzessin, zu der er nicht die geringste Zuneigung fühlte, zu heirathen (788). Darüber mismuthig und von seinen Rathgebern aufgehetzt, suchte sich der jetzt zwanzigjährige Constantin der lästigen Vormundschaft zu entziehen und ließ sich in eine Verschwörung ein, welche den Zweck hatte, seine Mutter heimlich aufzuheben und nach Sicilien zu bringen. Der schlaue Kanzler Staurakios entdeckte aber durch seine Spione das Vorhaben und Irene griff sogleich zu geeigneten Gegenmaßregeln; die Verschworenen wurden mishandelt, ihrer Würden entsetzt und verbannt, und der Kaiser gleich einem unartigen Kinde in den Palast eingeschlossen (790). Irene war jetzt am Ziele ihrer Wünsche, wenn es ihr gelang, das Heer zu gewinnen. Da aber dieses gegen den Bilderdienst und mithin auch gegen die Schützerin desselben eingenommen war, so scheiterte ihr Beginnen. Den armenischen Truppen, welche sich zuerst empörten und sich weigerten, ihr den abverlangten Eid, ihrem Sohne, so lange sie lebe, die Herrschaft nicht zu übertragen, zu schwören, folgten bald die übrigen und alle versammelten sich zu Atroa in Thrazien, von wo sie den Kaiser auffoderten, bei ihnen zu erscheinen. Irene, welche einen allgemeinen Aufstand befürchtete, ließ ihren Sohn frei, der sich sogleich in das Lager begab, wo ihn die Soldaten als Kaiser ausriefen und seine Mutter *aller* Herrschaft für verlustig erklärten. Constantin zog sogleich nach der Hauptstadt zurück und verbannte Staurakios und alle Vertraute seiner Mutter, nachdem er sie hatte durchpeitschen und scheeren lassen (790). Seiner Mutter fügte er kein Leid zu, befahl ihr aber, sich in den von ihr erbauten Palast in der Nähe des Hafens Eleutherion zurückzuziehen und daselbst ruhig zu leben[20]). Weit entfernt dieses zu thun, vereinigte Irene im Stillen ihre Anhänger, deren immer, besonders unter der Geistlichkeit, noch sehr viele waren, und bewog diese, während Constantin einen Feldzug gegen die Araber unternahm (791), sie in die Stadt zurückzurufen und für sie den frühern Antheil an der Regierung zurückzuverlangen. Der Kaiser eilte zwar nach Constantinopel zurück, fand aber eine so mächtige Partei gegen sich, daß er zu Anfange des folgenden Jahres (792) seine Mutter wieder als Mitregentin

20) *Cedren.* Hist. Compend. p. 471 ed. Par. (Tom. II. p. 24 ed. Bonn.)

annehmen mußte. Racheglühend, brachte diese es bald dahin, daß Alexius Moslem, der Anführer des armenischen Heeres, welcher dem Kaiser die Unabhängigkeit errungen hatte, geblendet und in den Kerker geworfen wurde. Als Mitregentin verfolgte sie wieder ihre früheren Plane und trug in der Stille ihr Möglichstes dazu bei, den jungen Kaiser verhaßt zu machen. Dazu diente besonders die Trennung von seiner Gemahlin Maria und die Vermählung mit Irene's Hofdame Theodote (795), wodurch er die Feindschaft der Mönche und, als er energisch mit diesen verfuhr, auch die des gemeinen Volkes gegen sich aufregte. Indessen scheiterte doch der zu voreilige Plan Irene's (796), die Truppen aufzureizen, daß diese die Entfernung Constantin's von den Geschäften verlangen sollten. Durch dieses Beginnen gerieth Irene allmälig in offene Feindschaft mit ihrem Sohne und sie mußte, wenn sie nicht selbst fallen wollte, diesem peinlichen Zustande gewaltsam ein Ende machen. Ihre Absicht, den Kaiser auf einer Fahrt nach Galata über die Hafenbucht gefangen zu nehmen, wurde ihm verrathen, und er floh nach Triton am Propontis, wo sich viel Volk um ihn sammelte. Die grausame Mutter ließ ihn jedoch durch ihre Schergen sogleich verfolgen, ergreifen, nach der Hauptstadt bringen und blenden (797). In diesem Zustande lebte er noch lange, zuerst in strenger Verwahrung und dann, nach Irene's Sturz, als ein unschädlicher Gegenstand des Mitleids, frei und ungefährdet. Irene hatte nun das Ziel ihrer Wünsche erreicht und suchte durch Austheilung von Geld an das Volk, Verminderung der Steuern, Aufhebung des auf den Lebensmitteln liegenden Zolles und durch verschwenderische Unterstützung der Mönche ihre schändliche That in einige Vergessenheit zu bringen. Den Günstling Staurakios, der sich über sie zu erheben begann, raffte zu ihrer großen Freude der Tod hinweg (800), und an seine Stelle trat Aëtius, der schon lange ihre Gunst besaß, aber nicht weniger eigennützig war und nicht weniger ehrgeizige Plane hegte, als Staurakios. Ihm kam jedoch Nicephorus, der Großschatzmeister des Reichs, zuvor; er verband sich mit Nicetas, dem Befehlshaber der Leibwache, ließ sich von dieser zum Kaiser ausrufen (31. Oct. 802) und sogleich von dem gefälligen Patriarchen Tarasius krönen. Irene war, während dies vorging, in dem Palaste eingeschlossen und bewacht. Der heuchlerische und verschmitzte Nicephorus begab sich nach seiner Krönung zu ihr, betheuerte, er habe nur gezwungen die Krone angenommen und versprach, Alles für sie zu thun, was sie wünsche. Irene bat, er möge sie ruhig in dem von ihr erbauten Palaste, im Hafen Eleutherium, wohnen lassen; Nicephorus schwur, ihre Bitte zu gewähren, wenn sie ihm entdecke, wo ihre Schätze vergraben seien; sie war thöricht genug, diesem Verlangen zu entsprechen. Nicephorus hatte kaum seinen Zweck erreicht, als er sie in ein von ihr erbautes Kloster auf der Prinzeninsel im thrazischen Bosporus verbannte. Da er bald einsah, daß ihn das Volk haßte, und er befürchtete, man möge Irene zurückrufen, so schickte er sie, um sie weiter von der Hauptstadt zu entfernen, nach Lesbos, wo sie im folgenden Jahre (9. Aug. 803) in Armuth und Elend starb. Nicephorus ließ ihren Körper in das Kloster auf der Prinzeninsel zurückbringen. Die Griechen haben sie, wahrscheinlich als Schützerin des Bilderdienstes und der Mönche, sogar unter die Zahl der Heiligen versetzt und feiern ihr Andenken am 15. August. Die Behauptung griechischer Schriftsteller, daß Irene in der letzten Zeit ihrer Regierung eine eheliche Verbindung mit Karl dem Großen beabsichtigt habe, ist sehr schwer zu begreifen und hat ihren Grund wahrscheinlich in einer irrthümlichen Auslegung einer die griechischen Verhältnisse in Italien betreffenden Gesandtschaft. — „Irene," sagt Lebeau [21]), „war von den gewöhnlichen Schwachheiten ihres Geschlechts frei, hatte aber alle Laster, welche eine Folge des Ehrgeizes sind, der bei ihr so lebhaft und heftig war, daß er in ihrem Herzen die Gefühle der Natur erstickte. Unempfindlich gegen jedes andere Vergnügen und nur von der Begierde zu herrschen hingerissen, dachte sie weniger daran, ihren Sohn zur Regierung tüchtig zu machen, als sich die höchste Gewalt anzueignen; sie setzte ihm nur die Krone aufs Haupt, um sie nicht ihren eigenen Händen entwischen zu lassen, und als es ihr gefiel, sie allein zu tragen und sich jeder Abhängigkeit zu entziehen, opferte sie ihn mit der Grausamkeit einer Stiefmutter." Ihr Verbrechen blieb fünf Jahre lang unbestraft, und da ihre Regierung nicht ganz glanzlos nach Außen hin war, so verachtete sie die Vorwürfe ihres Volkes; nie aber konnte sie die Stimme ihres Gewissens zum Schweigen bringen [22]). — Die Nachrichten der alten Geschichtschreiber über Irene's Regierung hat Vincent Mignot (Histoire de l'impératrice Irène. Amsterdam. [Paris.] 1762. 12.) ziemlich vollständig und unparteiisch, aber nicht sehr genau zusammengestellt. Das Beste ist immer noch, was Fr. Chr. Schlosser in seiner „Geschichte der bilderstürmenden Kaiser des oströmischen Reichs." (Frankf. a. M. 1812.) S. 249—341 nach kritischer Sichtung der Quellen mittheilt. *(Ph. H. Külb.)*

2) Irene, Tochter des griechischen Kaisers Mauritius I., Gemahlin des persischen Königs Khosroes II., im Orient bekannt unter dem Namen Schirin; s. Khosroes II. und Schirin.

3) Irene, Tochter des griechischen Kaisers Isaak Angelos, Gemahlin Roger's von Sicilien und dann Königs Philipp von Schwaben; s. unt. Roger und Philipp von Schwaben.

4) Gemahlin des Kaisers Basilios, kurze Zeit Kaiserin von Trapezunt (s. d. Art.).

5) Irene oder Johanna von Tarent, Königin von Armenien; s. unt. Leo IV. (V.), König von Armenien. *(R.)*

II. Geographie.

1) Irene, oder vielleicht richtiger Irine, eine von den drei Inseln, welche Plinius (IV, 12) im Sinus Argolicus, dem jetzigen Golfo di Napoli di Romania, anführt. In Argolico, sagt er, Pityusa, Irine, Ephyre.

21) Histoire du Bas-Empire. Liv. LXVI. §. 1. 22) Vgl. *Gibbon*, History of the decline and fall of the roman empire, Chap. 48.

Man glaubt, daß Irine die jetzige Insel Ceronisi, nach Andern aber Psili sei. (*S. Ch. Schirlitz.*)

2) Irene (St.), Engpaß, Pachtgut und Kloster zwischen Vostizza und Calavryta in Morea. In diesem Engpasse, welchen die Bauern das Loch der heiligen Irene (*τρούπια τῆς ἁγίας Εἰρήνης*) nennen, endigte der Feldzug der Griechen für das Jahr 1822 mit Aufreibung des letzten Restes des Türkenheeres (3000 Mann), welches Dram-Ali in stolzer Siegeshoffnung nach Morea geführt hatte, durch die vereinten Anstrengungen der griechischen Heerführer Andreas Zaimis, Lunda, Petmezza und Odysseus *). (*G. M. S. Fischer.*)

III. Mythologie.

IRENE (*Εἰρήνη*, Eirene), die jüngste der Horen (vergl. d. Art. Horae), Tochter des Zeus und der Themis, vorzüglich als personificirte Friedensgöttin gedacht. Bei Homer, der nur im Allgemeinen von den Horen spricht, findet sich Irene noch nicht. Hesiodus (Theog. 901) nennt jene zuerst und unter ihnen die „blühende" (*τεθαλυῖα*) Eirene; im Orphischen Hymnus (42, 2) „Mutter des Glücks" (*πολύολβε*), bei Pindar (Ol. XIII, 6) die (den Schwestern Eunomia und Dike) „gleichgesinnte" (*ὁμότροπος*). Bacchylides' Schilderung (Anthol. lyr. ed. *Mehlhorn*. p. 61) ist schon im Art. Eirene mitgetheilt; es ist eine Beschreibung des Friedens. Apollodor (I, 3, 1) nennt die Irene zuerst unter den Schwestern; Diodor (V, 72) als die zuletztgeborene, und in der ältesten Zeit wurden auch nur zwei bildlich dargestellt (Winckelmann, Gesch. d. K. 307). Auch bei Hygin wird Eirene (fab. 183) mit unter den Horen aufgezählt als die fünfte. Pausanias (I, 8) erwähnt eine Statue der Eirene, die den Knaben Pluton trägt, als den Urheber der Fruchtbarkeit und des Reichthums, fast identisch mit Pluto. Zu Athen wurde Irene (seit 449 v. Chr.) verehrt und hatte einen eignen Altar (*Plutarch.* Cimon 13. *Nep.* XIII, 3, 2; vergl. Böckh, Staatshaush. II. S. 257. 410. 411). Den Römern war sie Pax; in Rom hatte sie nahe am Markt einen der prächtigsten Tempel, der von Claudius angefangen, von Vespasian aber vollendet wurde (*Sueton.* Vespas. c. 9). Sie wurde, wie die Ceres, mit der Kornähre in der Hand dargestellt. Auch auf Vasengemälden findet sich eine *Εἰρήνη* als Bacchische Frau, Festlust, Freude und Heiterkeit personificirend, wie die *Ὀπώρα* (O. Müller, Archäol. d. K. S. 521). Als Hore kann die Eirene weniger als eigentliche „Friedensgöttin" angesehen werden. Anfänglich scheint man ihr mehr eine physische Bedeutung beigelegt zu haben, als Repräsentantin der in stiller, segensreicher Fülle wuchernden Natur; in Verbindung mit der Eunomie und der Dike auch eine moralische, als Erhalterin der Staaten durch Eintracht und Frieden; s. d. Art. Horen. (*B. Matthiae.*)

*) Vgl. Pouqueville, Voyage dans la Grèce. Tom. III. p. 567. 569 und Pouqueville, Geschichte der Wiedergeburt Griechenlands. Teutsch bearbeitet von Christian Niemeyer. 4. Bd. S. 172. 173.

IRENETIVO (auf Berghaus' Karte von Indien), Irrenetivoe (bei Percival, Karte von Ceylon in seinem Account of Ceylon. [Lond. 1803.]), Irrentivo (bei Philalethes, Karte von Ceylon in seinem History of Ceylon), bei Gaspari (Vollständ. Handbuch der Erdbeschreib. IV, 3. S. 778) fälschlich Irene Uro genannt, ist eine kleine Insel an der Nordwestseite von Ceylon, welche und eine dicht daneben liegende zusammen die Tweegebroders of Irrenetivoe and Enkhuysen genannt werden, nach Philalethes' Karte etwa unter 9° 18′ nördl. Br. und 80° 10′ östl. L. von Greenwich. (*Theodor Benfey.*)

IRENG, IRUNG, YEKRENG, Bergstrom des Stufenlandes Barak (Hinterindien), welcher 50 Yards breit sein soll, in der Regenzeit außerordentlich tief, dagegen in der trockenen Jahreszeit an manchen Stellen durchwadbar ist. Unter seinen nördlichen Zuflüssen ist einer der bedeutendsten der, nordwestlich von Munipur entspringende, Eyi (Yehi Nulla, Jaie), und er ergießt sich, mit diesem vereinigt, in den Surmah (s. d. Art.). (*G. M. S. Fischer.*)

IRENGA, Dorf am Onegasee, im europäischen Rußland, Gouvernement Archangel, Kreis Onega. (*R.*)

Irenici, s. Irenik.

IRENICUS (Franciscus), hieß eigentlich Friedlieb und war 1495 zu Ettlingen in Baden geboren, studirte zu Wittenberg unter Melanchthon, Simler und Andern Philologie, wurde dann Rector an der St. Katharinenschule zu Heidelberg und machte sich bekannt durch ein Geschichtswerk: Exegesis Germaniae in 12 Büchern (Hagenau 1518. Fol.); dabei ist seine Oratio protreptica. Von seinem Sohne, Paul Irenicus, wurde das Werk abermals herausgegeben (Basel 1567), endlich, mit Anmerkungen und einer Lebensbeschreibung desselben versehen, von J. Adam Bernhard (Hanau 1728). Das Sterbejahr des Irenicus ist nicht bekannt. (*R.*)

IRENIK. Irenische Verhandlungen und Versuche. Wir beschränken uns in diesem Artikel nur auf dasjenige, was den Frieden oder die Vereinigung der akatholischen und antikatholischen Religions- oder Kirchenparteien mit der katholischen Kirche betrifft, und verweisen mit demjenigen, was die Vereinigung der akatholischen Parteien unter sich angeht, auf den Artikel Union.

A. Irenik. Wie in der Polemik, oder der Streittheologie, die den einzelnen Lehren der kirchlich angenommenen Dogmatik entgegenstehenden oder davon abweichenden Vorstellungsarten bestritten und zu widerlegen gesucht, auch die Grundsätze, an die man sich bei dieser Widerlegung zu halten hat, aufgestellt werden; so beschäftigt sich dagegen die Irenik oder die Friedenstheologie, Theologia pacifica, mit der Untersuchung, wie Religionslehren und die mit denselben zusammenhängenden Kirchengebräuche und Einrichtungen, worüber in den verschiedenen Religionsparteien abweichende Ansichten und Meinungen zur Herrschaft gekommen sind und Streit und Zwietracht erregt haben, gegen einander ausgeglichen, somit die Abweichung, der Unterschied, und auf diese Weise die Irr-

nung gehoben, Friede aber und Einigkeit, auch wol Vereinigung, hergestellt und erhalten werden möge[1]). Sie bemüht sich, die Mittel ausfindig zu machen, wie auf gütlichem Wege die getrennten Parteien einander näher zu bringen und wo möglich zu vereinigen sind.

Es sind aber die Fragen, worüber die Irenik als Wissenschaft sich selbst klar zu werden und Andern Auskunft und Belehrung zu ertheilen hat, hauptsächlich folgende:

1) Worin besteht der Unterschied der getrennten Religionsparteien? d. h. welche Lehrmeinungen und aus denselben gezogene Consequenzen sind es, in denen diese Parteien nicht mit einander übereinstimmen, und welche ihnen wichtig und bedeutend genug geschienen haben, um die bestandene Gemeinschaft aufzuheben und eine besondere Gesellschaft zu bilden? Nach diesem Ausgangspunkte der Irenik haben einige irenische Schriftsteller der ganzen Wissenschaft den Namen Theologia comparativa gegeben; z. B. Jac. Gaerden, ein schottländischer Theolog, in seinem Buche: Theologiae purae s. pacificae vera et solida fundamenta s. Theologia comparativa. (Lond. 1699.) s. *Dorn*, Biblioth. theolog. I, 470 sq. — Hier ist es besonders wichtig, daß man die Lehrmeinungen mit der größten Bestimmtheit und Genauigkeit vortrage, und dabei angebe, worin die, so darüber uneins sind, gleichwol in Rücksicht auf unternommene Untersuchungen, übereinstimmen, und alles das absondern, was in die Untersuchung gemischt worden, ohne dazu zu gehören. Die Geschichte der Irenik lehrt uns am besten diese Differenzen kennen, sowie die Art und Weise, in der man sie aufgefaßt.

2) Welche von diesen verschiedenen Meinungen und Lehren können entweder gänzlich aufgegeben oder wenigstens durch Modificationen den Meinungen des andern Theils nahe genug gebracht werden, um keinen bedeutenden, den Frieden und die Einigkeit störenden Unterschied mehr stattfinden zu lassen; und welche sind diejenigen, an denen die Partei, als an ihren Grundprincipien, fest hält, von denen sie also nichts nachgeben kann, wenn sie sich nicht selbst aufgeben will. Auch hierüber erhalten wir Licht durch die Geschichte.

3) Was hat man sich, wenn man von Religions- oder Kirchenvereinigung spricht, unter diesem Worte zu denken? Wobei sich dann besonders herausstellen wird, daß bei einer wahren Religions- und Kirchenvereinigung auf Modificationen einzelner Dogmen oder einzelner Stücke des Cultus gar nichts ankommt, indem dadurch höchstens eine Annäherung, und zuletzt doch nur eine scheinbare, bewirkt werden kann. Concessionen führen zu nichts und sind doch sehr schwer zu erlangen. Bei Gelegenheit der Vereinigungsversuche zwischen den Hugenotten und der katholischen Kirche äußerte ein Jesuit: Und wenn es auf die Bekehrung aller Hugenotten ankäme, so würden wir nicht eine Kerze auslöschen.

4) Auf welchen Wegen, durch welche Mittel, und unter welchen Umständen und Verhältnissen kann man zu einer wahren Religions- und Kirchenvereinigung gelangen? Es sind dafür nur zwei Wege denkbar: entweder wird die eine Partei von der andern absorbirt, die eine von der andern in sich aufgenommen; oder beide getrennte Parteien gehen in einer neugebildeten dritten auf.

5) Welche Folgen darf man sich von einer der beiden möglichen Kirchenvereinigungen versprechen, sowol für die Religion und das Kirchenwesen, als auch für den Staat und die socialen Verhältnisse? Was ist dabei von der Sache selbst, und was von den Umständen abhängig?

6) Ist nach den zu erwartenden Folgen eine solche Kirchenvereinigung für die Aus- und Fortbildung, oder auch nur für das Fortbestehen des gegenwärtigen, nach unsern Verhältnissen gestalteten Christenthums nothwendig, wichtig, wünschenswerth und ersprießlich. Ist sie wol die Opfer werth, die man derselben nothwendig entweder von der einen oder andern Seite, oder auch von beiden Seiten zugleich bringen muß? Ohne Opfer ist noch niemals ein Friede zu Stande gekommen.

Man hat von jeher in das Vereinigungswesen kein großes Vertrauen gesetzt und vor einer falschen, und wie man glaubte, zugleich gefährlichen Anwendung der Vereinigungsmaxime gewarnt. Man gab daher in der protestantischen Kirche, wo man viele Ursachen hatte, die Friedensvermittelungen von katholischer Seite, auch selbst wenn sie in derselben einigen Anklang gefunden hatten, für verdächtig zu halten, der Irenik die mehr oder weniger Verachtung ausdrückenden Namen: Babelismus, in sofern dadurch mehr Verwirrung als Vereinigung, Friede und Eintracht in die getrennte christliche Kirche gebracht werde, wie z. B. durch das Religionsgespräch zu Worms im J. 1557; Samaritanismus, in sofern dadurch eine Vermischung und Vermengung des religiösen Glaubens der einzelnen Kirchenparteien bewirkt werde; Neutralismus, in sofern die Irenik eine gewisse Neutralität gegen alle Religionsparteien zu beobachten habe; Indifferentismus, indem man ihr Schuld gab, sie hebe allen wesentlichen Unterschied im Glauben und im Kirchenwesen auf, und halte allen Glauben und alle Kirchen für gleich wahr und gleich falsch; und Synkretismus, in sofern sie die verschiedenen religiösen Ansichten in einer geistlichen Brüderschaft, wobei aber ihr Widerspruch und ihre Uneinigkeit ungehoben bleibe, zu vereinigen suche.

Da die Unmöglichkeit einer wirklichen und dauerhaften Vereinigung der akatholischen Kirchen mit der katholischen, theils nach den darüber gemachten Erfahrungen, theils nach den obwaltenden Verhältnissen und Umständen, und so lange der Glaube an ein unfehlbares Oberhaupt der alleinseligmachenden Kirche unter den Anhängern

---

1) J. Ch. Köcher (Abbild. der Friedenstheologie. [Jena 1764.]) gibt §. 3 von derselben folgende Beschreibung: „Die Friedenstheologie ist ein Theil der streitenden Gottesgelahrtheit, welche die verschiedenen Meinungen von den Lehren und den Ceremonien der Religion, worüber entweder ganze kirchliche Gesellschaften oder einzelne Glieder derselben mit einander streiten, auf solche Weise und in der Absicht untersucht, daß Friede und Einigkeit in der Kirche Gottes erhalten, oder wo dieselbe unterbrochen worden, wiederhergestellt werden möge."

der katholischen Kirche noch fest steht, so ziemlich außer allen Zweifel gestellt ist (s. F. W. Carové, Über alleinseligmachende Kirche. Vorr. XIII und Neueste theolog. Annalen vom J. 1827. S. 755 fg.); auch das, was allenfalls bei einer solchen Vereinigung gewonnen werden könnte, zuletzt die Opfer nicht ausgleicht, die dafür gebracht werden müssen, so hat in unsern Tagen und bei den Theologen der protestantischen Kirche die Irenik als Wissenschaft so ziemlich ihren Werth und ihre Bedeutung verloren. Der größte, aufgeklärteste und wohlmeinendste Theil derselben hält an der Überzeugung, die schon vor 60 Jahren Döderlein in seiner Auserlesenen theol. Bibliothek II, 222 fg. ausgesprochen, fest: „Die Vorsehung wird, wenn sie anders nöthig findet, in dem Christenthume alle Trennungen in Parteien aufzuheben, und der Religion eine so einträchtige Periode zu schenken, als sie nie gehabt hat, die Einigung nicht durch Tractaten, sondern durch Aufklärung vorbereiten. Werden nur redliche und freimüthige Männer der protestantischen und katholischen Partei ernstlich und anhaltend an der Aufklärung der Menschen arbeiten; werden sie vorläufig sich gegen einander über manche Lehren nur genauer und offener bestimmen, als es beim Anfange der Trennung von den hitzigen Disputanten und Querulanten auf beiden Seiten geschehen ist; werden sie endlich die liebreiche Duldung ohne Eifersucht auf äußerliche Vorzüge und Überlegenheit zu befördern sich angelegen sein lassen: so wird, und gewiß schneller und dauerhafter, ein Theil zu dem andern rücken, indem beide der Wahrheit näher kommen; so werden die Menschen, ohne große Veranstaltungen und Unterstützung von Fürsten und Ministern, bei aller Verschiedenheit der Einsicht, allmälig sich besser verstehen und wenigstens sich christlicher lieben lernen. Was gibt, und was kann uns die Religionsvereinigung geben, was nicht schon die Liebe gibt?"

Schon Bayle hat kein Bedenken getragen, alle Vereinigungsversuche als leere Hirngespinnste zu verwerfen. Ganz besonders aber hat sich G. J. Planck dagegen ausgesprochen in seinen beiden Schriften: Über die Trennung und Wiedervereinigung der getrennten christlichen Hauptparteien (Tüb. 1803) und Worte des Friedens an die katholische Kirche gegen ihre Vereinigung mit der protestantischen. (Gött. 1809.) Mit Planck und seinen Ansichten stimmen mehr oder weniger überein: J. F. W. Jerusalem, Üb. d. Kirchenvereinigung (o. O. 1772); Üb. Religionsvereinigung; in Beitr. z. Beförd. d. vernünftigen Denkens in d. Relig. 6. Heft. S. 91—111. Ge. Nath. Fischer, Freimüth. Bem. über das Religionsvereinigungswesen. 1. Bd. 2. Aufl. (Berl. 1787.) Der Verfasser der Schrift: Ist die Wiedervereinigung d. beiden christl. Hauptparteien zum Wohl der Menschheit nothwendig? (Oldenb. 1809.) Ph. Marheineke, Üb. d. wahre Verhältniß des Katholicismus und Protestantismus, und die projectirte kirchl. Vereinigung. Bem. von Planck. (Heidelb. 1810.) F. Steudel, Üb. Religionsvereinigung. (Stuttg. 1811.) Vgl. Ebendess. Beitr. zur Kenntniß des Geistes gewisser Vermittler des Friedens zwischen der katholischen und protestantischen Kirche. (Ebend. 1817.) J. Ph. Gabler, Üb. Religionsunion der kathol. und protestant. Kirche; in dess. Kl. theol. Schriften. S. 529 fg. J. G. Marezoll, Daß der Wiedervereinigung der protestant. und römischen Kirche — wesentliche Nachtheile drohen; e. Pred. 2. Aufl. (Jena 1810.) J. M. Fels, Die kirchl. Trennung der Confessionen im Bunde mit religiöser Vereinigung der Gemüther in paritätischen Staaten. (St. Gallen 1829.)

In einer andern Tendenz sind folgende Schriften geschrieben: Einleitung u. Entwurf z. Vers. einer zw. den streitenden Theilen im röm. Reiche vorzunehmenden Religionsvereinigung v. versch. kathol. u. evangel. Personen. (Frankf. u. Leipz. 1781.) Ge. Zeiler, Wie kann Union zw. Katholiken u. Protestanten werden? (Augsb. 1785.) Bened. Stattler, Plan zu der allein möglichen Vereinigung im Glauben d. Protestanten mit der kathol. Kirche. (Münch. 1791.) *L. Dutens,* De l'Eglise du Pape et des moyens de réunion entre tous les Églises. (Lips. 1791.) H. Sim. v. Alpen, Patriot. Aufruf z. allgem. Vereinigung d. Religionsconfessionen. (Frankf. 1801.) Vgl. A. Lit.-Z. v. J. 1802. II, 129 fg. und v. J. 1807. I, 586 fg. G. Schlegel, Üb. den Nutzen d. Annäherung u. Ähnlichmachung d. mehren christlichen Religionsparteien. (Leipz. 1803.) v. Beaufort, Vorschlag z. Vereinigung aller christl. Kirchen. (Paris 1806.) — Übers. v. Chr. G. Bruch. (Leipz. 1807.) Vgl. Gabler's Journal. III, 637 fg. IV, 17 fg. (H. Rabbe) Ist d. Vereinigung d. Religionen eine bloße Schimäre? (Gera 1808.) Chr. de Villers, Philos. und histor. Bem. üb. Kirchenvereinigung. (Amst. 1808.) J. D. Thieß, Üb. d. Unvereinbarkeit d. geistl. u. weltl. Macht, u. d. Vereinbarkeit des Katholicismus u. Protestantismus. (Kiel 1809.) (J. A. v. Starck) Theodul's Gastmahl, od. üb. die Vereinigung d. versch. Religionssocietäten. (Frankf. 1809 u. öfter.) Ebend. Theodul's Briefwechsel. (Ebend. 1828.) (Max. Prechtl) Friedensworte an d. kathol. u. protestant. Kirche. (Sulzb. 1810.) A. H. (Augustin) Hille, Soll d. Scheidewand zw. Katholiken u. Protestanten noch länger fortbestehen? (Augsb. 1818.) Ch. Braune, Die unsichtbare Kirche J. Chr. als Vereinigungsgrund aller christl. Kirchen. (Mainz 1821.) L. Hohenegger, Zeichen d. Zeit. (Presb. 1823.) Chr. F. Böhme, Christl. Henotikon. (Halle 1827.) K. Wunster, Üb. d. Kampf d. Katholicismus u. Protestantismus und einen möglichen Friedensschluß zwischen ihnen. (Oldenb. 1828.) J. Höninghaus, Morgenröthe d. Friedens, od. d. Möglichkeit einer Wiedervereinigung d. protestant. Confessionen mit d. kathol. Kirche, nach den Grundsätzen angesehener protest. Gelehrten. (Würzb. 1828.) J. H. Mart. Ernesti, Irene. Der Weg zur christlich brüderl. Religionsvereinigung. (Sulzb. 1828.) J. Jos. Süß, Beitr. z. Vereinigung der drei christl. Confessionen. (Bremen u. Schwelm 1833.) G. F. D. Goeß, Die allgem. christl. Kirche nach ihren Principien. Ein Vers. zum Frieden unter d. herrsch. christl. Religionsparteien. (Gmünd 1835.) Mich. Aschenbrenner, Üb. d. Herstellung einer allgem. christl. Kirche und ihrer Organisirung in Ansehung d. Glaubenslehre,

des Cultus u. der Kirchenverfassung. Ein Vers. zur Beendigung d. kirchl. Wirren der Katholiken u. Protestanten. (Stuttg. 1840.) u. a. m.

Bei wie vielen der hier angezeigten Friedensvorschläge mag wol die Überzeugung von der Möglichkeit ihrer Ausführung vorausgegangen sein?

B. Irenische Versuche, Vorschläge und Verhandlungen. — Wir fassen hier alles dasjenige zusammen, was von Seiten der Kirche oder des Staats zur Vermittelung des Friedens unter den kirchlich getrennten Religionsparteien und zu deren Wiedervereinigung theils eingeleitet, theils wirklich ausgeführt worden ist. Die Kenntniß dieser Versuche führt uns am untrüglichsten zur Kenntniß der verschiedenen Interessen der paciscirenden Theile, der Absichten der Friedenssucher und der Zwecke der Vereinigung; auch lernen wir daraus den Werth und die Wirksamkeit der angewandten Mittel richtig beurtheilen und unparteiisch schätzen, und werden in der Überzeugung befestigt von der Unmöglichkeit einer auf diesen Wegen versuchten Vereinigung.

I. Irenische Versuche zur Versöhnung und Vereinigung der altgriechischen und lateinischen Kirche.

Als den ersten Versuch überhaupt, eine in der katholischen Kirche entstandene Trennung aufzuheben und die getrennten Parteien auf dem gütlichen Wege der Concessionen wieder mit einander zu vereinigen, kann man die Bemühungen betrachten, welche während der Arianischen Streitigkeiten Basilius von Ankyra und seine Freunde anwendeten, um die occidentalischen Christen zur Erneuerung der kirchlichen Gemeinschaft mit ihnen zu bewegen. Man suchte von ihrer Seite zu zeigen, daß die Entfernung, in welcher sie sich rücksichtlich ihrer dogmatischen Ansichten von den occidentalischen Bischöfen befänden, nicht so groß sei, als diese vielleicht glauben möchten, und machten ihnen die Concession, in Zukunft zu lehren, Christus sei zwar nicht *ὁμοούσιος*, gleiches Wesens mit dem Vater, aber doch *ὁμοιούσιος*, ähnlichen Wesens. Aber die occidentalischen Bischöfe, welche die katholische Partei repräsentirten, weigerten sich standhaft, den Gegnern auch nur ein Jota nachzugeben, und so blieb die Trennung, indem sich die Partei der sogenannten Semi-Arianer bildete. Vgl. Planck, Üb. die Trennung und Wiederverein. S. 91 fg.

Zu mehren, auch ins Große gehenden, Vereinigungsversuchen gab die seit dem 11. Jahrhundert bestehende gänzliche Trennung der griechischen und lateinischen Kirche die Veranlassung. Schon zu Ausgange des 12. Jahrhunderts erließ der gewaltige Innocenz III. an den griechischen Kaiser Alexius Angelus und dessen Patriarchen die Auffoderung, sich der römischen Kirche zu unterwerfen und dadurch die seit Jahrhunderten bestehende Trennung der griechischen Kirche von der lateinischen und einzig katholischen aufzuheben. Dies geschah im J. 1198.

Sechs Jahre später schickte derselbe Papst den Cardinal Benedict nach Constantinopel mit dem Auftrage, in seinem Namen das Friedensgeschäft zu betreiben; aber dessen Anträge fanden ebenso wenig Gehör, als die frühere Auffoderung. Was die Vereinigung betrifft, sagte der verständige Kaiser, so besteht wol die beste darin, daß Jeder von uns seinem eigenen Willen absage, und Gottes Wille Alle verbinde und vereinige. Nun erklärte Innocenz III. auf der berühmten Lateransynode im J. 1215, im vierten Capitel, daß man lateinisch-katholischer Seits nicht abgeneigt sei, die Griechen, sobald sie sich nur dem apostolischen Stuhle unterwerfen würden, mit ihren Gewohnheiten und Gebräuchen, soweit dies ohne Gefahr der Seele geschehen könne, zu ertragen.

Dieses für die Geschichte der irenischen Versuche besonders merkwürdige Capitel hat die Überschrift: De superbia Graecorum contra Latinos, und enthält folgende Schilderung von den Gesinnungen der Griechen gegen die Lateiner: In tantum Graeci coeperunt abominari Latinos, quod inter alia, quae in derogationem eorum impia committebant, si quando sacerdotes Latini super eorum celebrassent altaria, non prius ipsi sacrificare volebant in illis, quam ea, tamquam per hoc inquinata, lavissent. Baptizatos etiam a Latinis et ipsi Graeci rebaptizare ausu temerario praesumebant, et adhuc, sicut accepimus, quidam agere hoc non verentur; aber auch folgenden Beweis von dem Hochmuthe der Lateiner: Volentes ergo tantum ab Ecclesia Dei sacerdotum amovere, sacro suadente Concilio, *distincte praecipimus*, ut talia de caetero non praesumant, conformantes se tamquam *obedientiae* filii SS. Romanae Ecclesiae, matri suae.

Daß unter solchen Umständen, bei einem so großen und tief eingewurzelten Hasse der Griechen und der Arroganz des römischen Stuhls gegenüber, an eine ernsthaft gemeinte, dauerhafte, innige und allgemeine Aussöhnung nicht zu denken war, liegt vor Augen. Vollends um den Preis der Unterwerfung hatten die Griechen gar nicht Lust, sich mit der lateinischen Kirche zu vereinigen, indem sie vor den ungerechten Bedrückungen, den schamlosen Gelderpressungen und der tyrannischen Herrschsucht des apostolischen Stuhls eine unüberwindliche Furcht und tief gewurzelten Abscheu hatten; was auch der Patriarch Germanus dem Papste Gregor IX. zu schreiben kein Bedenken trug; s. *Matth. Paris*, Hist. Angl. ad a. 1237. Vgl. *Raynald*, Annal. eccl. ad a. 1232. No. 46 sq. Hurter, Gesch. P. Innocenz III. I, 196 fg. 279 fg.

In der Folge wurden die Griechen, von den Umständen und der gefährlichen Lage ihres Reichs bedrängt, einer Vereinigung ihrer Kirche mit der römischen weniger abgeneigt, ja ihre Kaiser mit einem Theile ihres Klerus trugen selbst darauf an. So erschien auf der Kirchenversammlung, welche zu Lyon im J. 1274 unter Gregor X. gehalten wurde, Gregorius Akropolita, Großschatzmeister des Kaisers Michael Paläologus, als dessen Gesandter, nebst dem ehemaligen Patriarchen Germanus und dem Bischof von Nicäa, um eine Aussöhnung der griechischen und lateinischen Kirche zu bewirken, und be-

zeigten sich in der Ausrichtung ihres Auftrags ebenso nachgebend, als unterthänig. Der Großschatzmeister schwur im Namen seines Kaisers das Schisma ab, mit den Worten: omne Schisma abjuro, erklärte das vorgelesene Glaubensbekenntniß der römischen Kirche für durchaus orthodox und erkannte, was die Hauptsache war, in seines Kaisers und in seinem eigenen Namen den Primat der römischen Kirche an. Primatum SS. Rom. Ecclesiae nomine Imperatoris et meo, spontaneus vniens, pro ipso et pro me fateor, recognosco, accepto ac sponte suscipio. Einen gleichen Eid leistete auch im Namen der griechischen Geistlichkeit der Scrinarius, Sacrista, Chartophylax et magnus Sceuophylax sanctissimi ejus, qui in Constantinopoli est Patriarchatus, *Joannes Lector;* s. Sacramentum Graecorum in *Harduini* Acta Concilior. VII, 701.

Mit diesem irenischen Abkommen war aber ein großer Theil der griechischen Geistlichkeit und des Volks in hohem Grade unzufrieden, und diese Unzufriedenheit äußerte sich so laut und nachdrücklich, daß schon der nächste Nachfolger des irenischen Kaisers, Andronicus der Ältere, für gut fand, von der getroffenen Vereinigung keine weitere Notiz zu nehmen. Dagegen aber war sein Enkel, Andronicus d. Jüngere, seit 1328 auf dem griechischen Throne, der Kirchenvereinigung desto geneigter, indem er von derselben eine Erleichterung und Verbesserung seiner durch die Türken herbeigeführten gefährlichen und bedrängten Lage hoffte. Nach manchen ohne gewünschten Erfolg gebliebenen Zwischenhandlungen schickte er endlich im J. 1339 seinen Liebling, den Abt Barlam, begleitet von dem Ritter Stephan Dandulo, und versehen mit Empfehlungsschreiben der Könige von Frankreich und Sicilien, nach Avignon an den Papst Benedict XII. mit Vereinigungsvorschlägen, welche aber, so verständig sich auch darüber Barlam in seinen zwei Reden pro unione Graecorum c. Eccl. Romana aussprach, nicht angenommen wurden. Der Papst bestand darauf, daß die Griechen erst im Glauben mit seiner Kirche übereinstimmen müßten, ehe man weitere Schritte zu einer Vereinigung beider Kirchen thun könne. Darauf aber mochte und konnte Barlam nicht eingehen, und so zerschlugen sich die angefangenen Verhandlungen; s. *Bzovii* et *Raynaldi* Annal. eccl. ad a. 1339. Vgl. Schröckh, Kirchengesch. XXXIV, 374 fg.

Mit besonderem Eifer und einer bis jetzt bei seinen Vorfahren unerhörten Nachgiebigkeit oder vielmehr Unterwürfigkeit suchte Johannes VI., Paläologus, eine Art von Kirchenvereinigung zu Stande zu bringen, nur um Hilfe und Unterstützung gegen die immer näher kommenden Türken zu erlangen. Er versicherte sein zu wollen fidelis, obediens, reverens et devotus beatissimo Patri et Domino, Domino *Innocentio*, SS. Romanae universalis Ecclesiae *Papae* VI. et digna Dei providentia summo Pontifici et eius Successoribus, und stets zu beobachten debitam obedientiam et reverentiam, auch aufzunehmen dessen Legaten und Nuntien cum omni reverentia et devotione. Aber selbst diese schönen Versprechungen des Kaisers, diese devote Hingebung an den römischen Stuhl, hatten weder Kirchenvereinigung noch Hilfe gegen die Türken zur Folge. Wie die Sachen jetzt standen, war bei einer Union nicht viel zu gewinnen.

Von Außen her immer mehr geängstigt, kam es wenige Jahre vor der Eroberung Constantinopels soweit, daß sich die griechischen Kaiser, wohl wissend, daß ihnen nur dann Hilfe von den abendländischen Fürsten zu Theil werden könne, wenn sie mit dem Papste ein Übereinkommen getroffen, selbst auf den Weg nach Italien machten, um das Friedenswerk mit der römischen Kirche zu Stande zu bringen. So verließ zu Ausgange des Jahres 1437 Johannes VII., Paläologus, der einige Jahre zuvor Thessalonich an die Türken verloren hatte, seinen Kaisersitz, und begab sich mit seinem Patriarchen und einer großen Anzahl vornehmer Geistlichen nach Italien, um auf der Kirchenversammlung von Ferrara, wo er den 4. März 1438 seinen Einzug hielt, die Beendigung des bestehenden Schisma zu betreiben. Es zeigte sich aber bald, wer von den beiden paciscirenden Theilen der leidende sein würde. Als der Patriarch sich merken ließ, daß er den Papst für seinen Mitbruder halte und ihn auch als einen solchen besuchen werde, ließ sich auch der Papst merken, daß das nicht so angehe, sondern daß er, der griechische Patriarch, bei seinem Besuche vor ihm, dem Nachfolger Petri, niederknieen und ihm die Füße küssen müsse. Es sei dies eine alte Gewohnheit, nach welcher selbst die Cardinäle, die doch den Rang über dem teutschen Kaiser hätten, dem Papste ihre Ehrerbietung bewiesen. Da sich aber dessen der Patriarch standhaft weigerte, gab der Papst zuletzt nach, um, wie er vorgab, das Friedenswerk nicht zu hindern, ließ sich aber sonst bei allen Gelegenheiten nicht undeutlich vernehmen, daß er den Patriarchen nicht für seines Gleichen ansehe.

Nach vielen und langen Vorbereitungen, Einladungen und Disputationen, bei denen aber, wie gewöhnlich, nichts weiter herauskam, als nur eine größere Erbitterung der Gegner gegen einander, brachte endlich die immer näher andringende Gefahr und Noth die Griechen zur Nachgiebigkeit, und am 6. Juli 1439 unterzeichneten sie zu Florenz, wohin die Kirchenversammlung von Ferrara verlegt worden war, eine Vereinigungsurkunde, wie sie ihnen vom Papste vorgeschrieben worden war, und die daher auch Decretum oder Diffinitio genannt wird. Vorerst fodert der Papst — es war Eugenius VI. — Himmel und Erde auf zur Freude über das glückliche Ereigniß der Wiedervereinigung der beiden so lange Zeit getrennten Kirchen und setzt dann in seinem Decrete fest:

1) Spiritum S. ex Patre et Filio aeternaliter esse, et Essentiam suam suumque Esse subsistens habere ex Patre simul et Filio et ex utroque aeternaliter, tamquam ab uno principio et unica spiratione procedere;

2) explicationem verborum illorum „Filioque" veritatis declarandae gratia, et imminente tunc necessitate, licite et rationaliter Symbolo fuisse appositam;

3) In Azymo seu fermentato pane tritico corpus Christi veraciter confici, Sacerdotesque in altero ipsum Domini corpus conficere debere;

4) si vere poenitentes in Dei caritate decesserint, antequam dignis poenitentiae fructibus de commissis satisfecerint, et omissis, eorum animos poenis purgatoriis post mortem purgari, et ut a poenis huiusmodi releventur, prodesse eis fidelium vivorum suffragia; und was offenbar die Hauptsache war,

5) S. apostolicam Sedem et Rom. Pontificem in universum orbem terrae Primatum (τὸ Πρωτεῖον) et ipsum Pontificem Rom. Successorem esse S. Petri, principis Apostolorum et verum Christi Vicarium, totiusque Ecclesiae caput et omnium Christianorum Patrem et Doctorem existere, et ipsi in b. Petro pascendi, regendi et gubernandi universalem Ecclesiam a Domino nostro J. Chr. plenam potestatem traditam esse.

Die Urkunde wurde in lateinischer und griechischer Sprache abgefaßt und vorgelesen, und nachdem die beiderseitigen Geistlichen ihre Zustimmung ertheilt, umarmten sich der Cardinal Julianus und Bessarion, Bischof von Nicäa, ein Hauptbeförderer der Vereinigung, worauf die ganze Versammlung gemeinschaftlich einer feierlichen Messe beiwohnte; s. Vera historia Unionis non verae inter Graecos et Latinos s. Concilii Florentini exactissima narratio gr. scripta p. *Sylv. Sguropulum* magnum Ecclesiarcham, qui Concilio interfuit — lat. — p. *Rob. Creyghton*. (Hag. Com. 1660. Fol.) Vgl. *Leon. Allatii* in *Rob. Creyghtoni* Apparatum — ad Historiam Concil. Florent. scriptam a Sylv. Sguropulo Exercitatt. P. I. (Rom. 1665. 4.); auch dessen Conciliorum Ferrariensis et Florentini Acta Notis et Animadverss. illustrata. (Rom. 1660.) Schröckh, K.-Gesch. XXXIV, 416 fg.

Die Folgen dieser Vereinigung entsprechen der Art und Weise, wie sie zu Stande gekommen. Von einem großen Theile nicht ohne Widerwillen geschlossen, erregte sie die Unzufriedenheit und den Haß des beiweitem größten Theils der griechischen Geistlichkeit gegen diejenigen, welche sich zur Unterzeichnung hergegeben hatten; mehre der Bischöfe aber, die sich zur Unterschrift hatten bewegen lassen, nahmen dieselbe zurück. Der Bischof von Heraklea erklärte sogar, daß Alles, was die Vereinigungsurkunde enthalte, den Lehren Christi zuwider sei und mit der Verfassung der griechischen Kirche gradezu streite; Georgius Scholarius aber, zu Florenz ein eifriger Vertreter der Union (s. dessen Oratt. III. de Pace ad Graecos), schrieb nach seiner Rückkehr mit noch größerem Eifer gegen dieselbe. Seine Schrift hat den Titel: Ὀρθοδόξου καταφύγιον und ist zu London im J. 1624 im Druck erschienen; s. *Cave*, Scriptor. eccl. hist. literar. Append. p. 140 sq. Am entschiedensten und heftigsten erklärten sich gegen dieselbe die Bischöfe, die von einer Vereinigung ihrer Kirche mit der lateinischen nichts mehr zu hoffen hatten, indem sie schon unter türkischer Herrschaft lebten; die Bemühungen des Kaisers aber, den geschlossenen Vergleich bei Gültigkeit zu erhalten, vermehrten nur die Zwietracht im Reiche und führten den Untergang desselben um so schneller herbei.

Gibt es nun auch nach diesen Vorkommenheiten keine unirte griechische Kirche, so gibt es doch unirte Griechen, d. h. solche, welche mit Beibehaltung der Lehren ihrer Kirche den römischen Papst als das allgemeine Oberhaupt der Christenheit anerkennen, was auch die Päpste zu acceptiren kein Bedenken tragen. In Polen heißen sie Uniati.

Über den Vereinigungsversuch der griechischen Kirche mit der reformirten, bei welchem der Patriarch Cyrillus Lukaris besonders betheiligt war, s. *H. Benzel*, Syntagma Dissert. I, 259 sqq.

II. Versuche zur Vereinigung der neu- oder russisch-griechischen Kirche mit der römisch-katholischen.

Auch mit der russisch-griechischen Kirche setzte sich Innocenz III. in Verbindung, um sie zu einer Vereinigung mit der römischen zu vermögen. Er erließ in dieser Absicht nicht nur ein Schreiben an die Erzbischöfe, Bischöfe und andere Geistliche des russischen Volks, sondern schickte auch einen Cardinal als Legaten a latere nach Moskau, um die Vereinigung zu betreiben. Die Sache hatte aber keinen Erfolg, vielmehr schloß sich die russische Kirche nur noch fester an den Patriarchen von Nicäa an; s. Strahl, Geschichte der russischen Kirche. I, 202 fg.

Dieser erste verunglückte Versuch, die russische Kirche der römischen zu unterwerfen — denn darauf war die Vereinigung abgesehen — schreckte aber keineswegs den zweiten Nachfolger Innocenz' III., Gregor IX., ab, einen neuen zu wagen. Es galt ja einer Erweiterung der päpstlichen Herrschaft. Im J. 1231 ließ der genannte Papst ein Schreiben an den damaligen Großfürsten Georg II. ergehen, in welchem er vorgab, vernommen zu haben, daß der Großfürst den Entschluß gefaßt, zur römischen Kirche überzutreten, und suchte ihn in diesem Entschlusse zu befestigen. Auch schickte er im folgenden Jahre einige Dominikaner aus Polen nach Rußland, die Bekehrung der Russen zur römischen Kirche zu bewirken. Diese Bemühungen setzte Innocenz IV. weiter fort, und ernannte in den Jahren 1246 und 1251 eigene Gesandtschaften an den Großfürsten Alexander, die Kirchenvereinigung durchzusetzen. Der Großfürst aber schlug dem Papste sein Begehren rund ab, und berief sich auf die sieben allgemeinen Kirchenversammlungen, gegen deren Beschlüsse man nichts Neues annehmen dürfe; s. Gegenwärt. Staat v. Rußland; nach d. Engl. u. Holländ. d. Herren Salmon und von Goch übers., vermehrt und bis auf gegenwärtige Zeiten fortgeführt von El. Csp. Reichard. (Alton. 1752.) S. 218 fg.

Gegen den Ausgang des 16. Jahrhunderts wurden die bis dahin eingestellten Vereinigungsversuche und Anträge erneuert. Ein unglücklicher Krieg, den der Zar Iwan IV., Wasiljewitsch, gegen den König von Polen, Stephan Bathori, führte, wurde für den

Zar eine Veranlassung, sich mit Gregor XIII. in Tractaten einzulassen, mit welchem er schon im J. 1576 wegen der Türken verhandelt hatte, um durch dessen Vermittelung einen weniger nachtheiligen Frieden zu erhalten. Dabei ließ er dem Papste, um ihn desto eher für sich zu gewinnen, zu verstehen geben, wie es wol dahin kommen könne, daß sich die russische Kirche entschließe, die Hoheit der römischen anzuerkennen.

Auf diese Äußerungen des Zaren ernannte der Papst den Antonio Possevino, einen feinen Jesuiten, zu seinem Gesandten an ihn, und dieser kam im J. 1581 in der Qualität eines päpstlichen Nuntius in Rußland an. Unter den verschiedenen Unionsbedingungen, die der Jesuit dem Zar machte, war auch die, daß er keinem teutschen Lutherischen Religionslehrer, als welche weder die Mutter Gottes noch andere Heilige ehrten — also für die Russen sich gar nicht schickten — sondern nur rechtgläubigen katholischen Geistlichen den Aufenthalt in seinem Reiche gestatten solle. Der Zar ging aber auf keine der gestellten Bedingungen ein. Ein Religionsgespräch, auf welches Possevino antrug, erklärte er sehr verständiger Weise für unnütz und sogar für schädlich, indem dabei nur jeder Theil die Religion des andern herabwürdige, und anstatt Frieden dadurch zu stiften, nur Haß und Feindschaft erregt werden würde. Als es aber doch, durch die Zudringlichkeit des Jesuiten, zu einem Religionsgespräche zwischen ihm und dem Zar kam, nahm der Letztere, von Possevino's Sophismen in die Enge getrieben, zu handgreiflichen Argumenten seine Zuflucht und wollte eben den Stock gegen seinen Opponenten gebrauchen, als der Jesuit noch zu rechter Zeit einlenkte und andere Saiten aufzog. Zuletzt wurde der Gesandte in allem Guten entlassen, und die Kirchenvereinigung vergessen. Indessen hatte es Possevino doch dahin gebracht, daß einige Russen, welche in Polen und Litthauen ihre Wohnsitze hatten, unter der Bedingung, bei ihren Lehrsätzen und Gebräuchen bleiben zu dürfen, sich der römischen Kirche anschlossen, und den Papst als das kirchliche Oberhaupt aller Christen anerkannten. Es sind dies die vorhin genannten Uniati; s. *Anton. Possevini* Moscovia s. de rebus Moscoviticis, et Acta in Conventu Legator. Reg. Polon. et Magni Ducis Moscoviae a. 1581. Col. 595. Fol. *Adr. Regensvolscii* Systema hist. chronol. Ecclesiar. Slavonic. (Traj. 1652. 4.) p. 463 sq. 472. *Nic. Berg*, De statu Eccl. et Relig. Moscovit. (Lubec. 1709. 4.) p. 58 sq. Schröckh, Kirchengesch. seit d. Reformat. V, 416 fg.

Ein anderer Versuch zur Vereinigung der russischen und römischen Kirche wurde von Frankreich aus im J. 1719 gemacht. Als sich in dem genannten Jahre der Zar Peter der Große in Paris befand, übergaben ihm einige Lehrer der Sorbonne eine Schrift, in welcher sie zu beweisen gesucht hatten, die russische Kirche könne auf eine gar leichte Weise mit der römischen vereinigt werden, indem das, was beide Kirchen unterscheide, gar nicht von Belang sei. Ebendeswegen, erklärte aber der Zar auf diesen Antrag, möchte lieber die französische Kirche, wenn es ihr mit der Vereinigung ein Ernst sei, zur russischen übertreten. Indessen schickte er doch den Fürsten Kurakin nach Rom, um der Sache etwas weiter nachzugehen. Kurakin wurde aber hier übel behandelt. Er begab sich unverrichteter Sache wieder weg; der Zar aber rächte sich dadurch, daß er den römischen Hof durch eine burleske Maskerade dem Spotte und Gelächter Preis gab; s. Unschuld. Nachr. v. alten u. neuen theol. Sachen auf d. J. 1718. S. 331 fg. und 1720 S. 1011 fg. Reichard a. a. O. S. 733 fg.

Noch ist eines irenischen Versuchs zu gedenken, der seines sonderbaren Ausgangs wegen merkwürdig ist, des Versuchs mit den Walachen in Siebenbürgen, die sich zur griechischen Kirche bekennen. Derselbe wurde besonders auf Anregung des katholischen Bischofs zu Weißenburg, Johannes Klein, auf dem Landtage 1744 mit Lebhaftigkeit betrieben. Alles war zu einem glücklichen Erfolge vorbereitet, als ein griechischer Mönch wie aus den Wolken hervortrat, und mit fanatischem Eifer seine Glaubensgenossen von der Union zurückschreckte. Wo er hinkam, hielt er Strafpredigten gegen den Papst und die Pfaffen, welche sich für die Union erklärt hatten, und ging in seinem Eifer soweit, daß er sogar verlangte, die Erde aus den Kirchen, wo ein solcher unirter Gottesdienst gehalten, knietief auszugraben und andere unentweihte hineinzutragen. Seine Wirkung war außerordentlich. Wo keine nichtunirten Geistlichen zu haben waren, begruben die altkirchlich Gesinnten ihre Todten selbst, versagten den Unirten allen Unterhalt und gingen meilenweit, um sich die Sacramente von einem nicht unirten Geistlichen reichen zu lassen. Die Regierung, welche sich der Union angenommen hatte, mußte am Ende nachgeben und der ganze schöne Unionsplan scheiterte an dem Fanatismus eines unbekannten Mönchs; s. Acta historico-eccl. X, 110 sq. XII, 60 sq.

Über die Unterwerfung der Armenier unter die römische Kirche s. Schröckh, Kirchengesch. XXVI, 323 fg. XXIX, 367 fg. XXXIV, 34 fg. 475 fg. hauptsächlich nach *Raynald*, Annal. eccl. ad a. 1439. No. 12 sqq. und die Acten des florentinischen Concils.

III. Versuche zur Vereinigung der protestantischen Kirchenparteien mit der römisch-katholischen Kirche.

Zu den meisten irenischen Versuchen ist die Veranlassung durch die Reformation gegeben worden, indem man von Seiten des römischen Stuhls alles Ernstes darauf bedacht war, die durch Luther und Calvin verführten Christen in den Schoos der alleinseligmachenden, römisch-katholischen Kirche zurückzubringen. Man verhandelte darüber auf Reichstagen, in Religionsgesprächen und auf andere Weise, besonders viel und oft in Teutschland und in Frankreich; s. C. W. Hering, Geschichte d. kirchl. Unionsversuche seit d. Reformation bis auf unsere Zeiten. (Leipz. 1836 fg.) II. *H. Conr. Arend*, De Colloquiis charitativis Sec. XVI. per Germaniam institutis. (Jen. 1717. 4.) *J. Mich. Heineccius*, Sched. de Colloquiis religiosis, publice et privatim inter bina haec Secula habitis. (Hal. 1719. 4.) *J. Ge. Chph. Schnizlein*, Colloquiorum et Conventuum memora-

bilium ab a. 1518 ad nostra usque tempora relig. causa institutorum brevis Catalogus; in Acta histor. eccl. XIV, 436 sqq. 730 sqq. XV, 132 sqq. 936 sqq.

1) Friedensverhandlungen in Teutschland, und für die teutschen Protestanten insonderheit.

Man mußte, als die Lutherische Reformation einmal in Gang gekommen und dadurch eine wirkliche Trennung von der römisch-katholischen Kirche herbeigeführt worden war, bald zu der Überzeugung gelangen, daß die Mittel, die man wol sonst mit Erfolg gegen Abtrünnige angewendet hatte, jetzt nicht mehr von Wirkung sein würden. Auch war man von Seiten des Reichsoberhaupts nicht eben zur Anwendung gewaltsamer Mittel von Haus aus geneigt. Als daher auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 die Protestanten als constituirt mit ihrem Glaubensbekenntnisse sich dargestellt hatten, sah man das letztere als die Basis für die Friedensverhandlungen an, indem man durch Concessionen von beiden Seiten ein Näherkommen und zuletzt eine Vereinigung zu erlangen hoffte. Man stellte zu diesem Zwecke Religionsgespräche an, und meinte in denselben den sichersten Weg zur Wiedervereinigung gefunden zu haben. Die beiden wichtigsten unter diesen sind die regensburger in den Jahren 1541 und 1546.

Auf dem Friedenscongresse der Katholiken und Protestanten, welcher im J. 1539 zu Frankfurt a. M. gehalten wurde, war nach langem Streiten ein Vergleich zu Stande gekommen, in welchem unter andern auch auf ein Religionsgespräch angetragen war, welches zur Beseitigung der Religionsirrungen zu Nürnberg gehalten und am 1. Aug. desselben Jahres seinen Anfang nehmen sollte. Beiderseits Fürsten und Stände sollten, vom Kaiser dazu berufen, entweder persönlich dabei erscheinen, oder ihre Gesandten schicken, fromme, richtige, verständige, gottesfürchtige, fried- und ehrliebende Leute, nicht eigensinnige, zänkische, hartnäckige. Aus diesen sollten Theologen und Laien zu einem großen und kleinen Ausschusse gewählt werden. Nun ratificirte zwar der Kaiser den vorgeschlagenen Vergleich nicht, erklärte aber doch an die zu Speier versammelten Reichsstände, daß er kein besseres Mittel wisse, die Zwistigkeiten im Glauben beizulegen, als das Zusammentreten gewissenhafter und friedfertiger Männer, ohne Hochmuth und Habsucht, demüthigen und uneigennützigen Sinnes, zugleich auch auf das Wohl und die Ehre des teutschen Volks und Reichs bedacht, zu dem Zwecke, die streitigen Lehren genau zu untersuchen und über die Beilegung der obwaltenden Streitigkeiten Vorschläge zu thun. In der Rede des kaiserlichen Gesandten Granvella, die er zu Worms, wo der Anfang des im folgenden Jahre zu Regensburg fortgesetzten und beendigten Religionsgesprächs gemacht wurde, den 20. Nov. 1540 an die versammelten Reichsstände hielt, bat er sie um des Leidens und Todes Christi willen und um Alles, was ihnen heilig sei, des christlichen Namens, den sie in der Taufe empfangen, und Teutschlands, als ihres Vaterlandes, eingedenk zu sein, und sich die Ausbesserung des Rocks des Herrn, der überall zerrissen sei, angelegen sein zu lassen[2]); s. *J. Paul Röder*, De Colloquio Wormatiensi Disquisitio. (Norimb. 1744. 4.) Vgl. *Melanthonis* Epp. ed. *Bretschneider*. No. 2036—2138. Man hatte nach allen Umständen Ursache, Gutes von diesem Religionsgespräche zu erwarten. Vgl. *Jo. Eck*, An speranda sit Wormatiae Concordia in fide. s. l. 1540. 4. Die vom Kaiser selbst dazu ausersehenen Männer waren, einen etwa ausgenommen, lauter solche, bei denen man den besten Willen, den Streitigkeiten ein Ende zu machen und die Parteien mit einander zu versöhnen, voraussetzen konnte. Sie waren Julius von Pflug, Joh. Gropper und der widerhaarige Joh. Eck von katholischer, von protestantischer Seite aber Phil. Melanchthon, Mart. Bucer und Joh. Pistorius. Vgl. Catalogus Doctorum tam Catholicorum, quam protestantium, Wormatiae praesertim. s. l. 1541.: s. *Freytag*, Apparatus. I, 281 sq. Auch der päpstliche Gesandte, Kaspar Contareni, verdient das Lob eines gemäßigten, rechtschaffenen und mit dem Kirchenfrieden es ernstlich meinenden Mannes.

Nachdem nun auch die Präsidenten und Zeugen gewählt worden waren, ließ der Kaiser die sämmtlichen Verordneten vor sich kommen, reichte jedem die Hand und ermahnte sie sehr nachdrücklich, ohne Leidenschaft und Erbitterung gegen einander, aber auch ohne Menschenfurcht, an ihr großes Geschäft der Versöhnung zu gehen. Als Grundlage ihrer Berathschlagungen übergab der kaiserliche Gesandte Granvella, der mit mehren der anwesenden protestantischen Gesandten und Theologen sich auf einen freundschaftlichen Fuß gesetzt hatte (s. *Melanchthonis* Epp. No. 2116 u. 2124 sq.), den Colloquenten eine Schrift: Ut delecti Collocutores modum et certam rationem haberent ordine procedendi in sua Collocutione — diese Schrift ist das sogenannte erste oder Regensburger Interim — mit dem Ansinnen, deren Inhalt fleißig zu erwägen, dasjenige, was beiden Parteien gefalle, beizubehalten, was aber bei keiner Beifall finden würde, zu verbessern und darnach die Mittel zur Vergleichung anzugeben. An der Verfassung derselben hatten Gropper, Dinius Gerard Volckruck, Granvella's Freund, und Bucer den meisten Antheil. Nachdem man nun mehre Wochen über die in dieser Schrift aufgestellten Artikel hin und her gesprochen hatte, endigten sich die Verhandlungen, die den 25. Nov. 1540 in Worms angefangen hatten und seit dem 5. Apr. 1541 zu Regensburg fortgesetzt worden waren, am 22. Mai 1541 mit einer Vergleichung über vier Artikel und mit der Hoffnung, daß man sich künftig noch über mehre werde vergleichen können. Zu den unverglichenen Artikeln gehörten hauptsächlich die Artikel von der Einheit der Kirche und der Kirchengewalt, vom Sacrament des Leibes

2) „Verum ego statuere non possum, an illi magnorum Principum et Monachorum Consiliarii ex animo loquantur, an vero hanc solam sapientiam putent, omnia pro occasione et tempore simulare et dissimulare." *Franc. Burchard* ad Pontanum; in *Melanthonis* Epp. No. 2144. Vgl. Danz, Franz Burckard. S. 45 fg.

und Blutes Christi und vom ehelosen Stande der Priester; verglichen aber waren die Artikel von der Vollkommenheit der menschlichen Natur vor dem Sündenfalle, von dem freien Willen, der Erbsünde und der Rechtfertigung.

Die dabei von der gemäßigten Partei gefaßten Friedenshoffnungen gingen nicht in Erfüllung, sondern scheiterten theils an dem Starrsinne der Theologen, theils an der Herrschsucht und dem Eigennutze der höhern katholischen Geistlichkeit. Im Fürstenrathe, größtentheils aus Bischöfen bestehend, wurde durch Stimmenmehrheit nicht nur das vorgelegte Interim, sondern auch die darüber gepflogenen Verhandlungen verworfen, durch den Widerspruch der Kur- und einigen andern Fürsten die Sache zuletzt dahin vermittelt, daß man dem Kaiser eine Schrift übergab, worin man ihn als Schirmvoigt der Kirche ersuchte, sich mit dem päpstlichen Nuntius über die verglichenen Artikel zu benehmen, und das Weitere auf die Entscheidung eines allgemeinen, oder in Ermangelung dessen, eines teutschen Nationalconciliums ausgesetzt sein zu lassen. Nach einem drei- und vierfachen Schriftenwechsel kam es endlich den 28. Juli zur Publication des kaiserlichen Beschlusses, nach welchem die Verhandlungen der Theologen und überhaupt die ganze Streitsache entweder an ein Concilium, oder an eine Reichsversammlung zur Beschlußfassung verwiesen wurde. Den Protestanten aber wurde befohlen, bei denjenigen Lehren zu bleiben, über welche man einig geworden, und keine weitern Neuerungen zu unternehmen; s. Acta in Conventu Ratisbon. (Viteb. 1541.) et in *Melanthonis* Opp. ed. *Bretschneider.* IV, 190 sqq. vgl. Epp. No. 2207—2356. Acta Colloquii in Comitiis Imp. Ratisbonae habitis p. *Mart. Bucerum.* (Argent. 1542. 4.) Apologia adv. Bucerum super Actis Comitior. Ratisbon. aut. *Jo. Eckio.* (Ingolst. 1542. 4.) Außerdem Salig, Gesch. d. Augsb. Confess. I, 509 fg. Planck, Gesch. d. protest. Lehrbegr. III, 2, 39 fg. Schröckh, Kirchengesch. seit d. Reform. I, 586 fg. Marheineke, Gesch. d. teutschen Reformation. IV, 51 fg. Menzel, Neuere Gesch. d. Teutschen. II, 174 fg. Hering, Gesch. d. kirchl. Unionsvers. I, 46 fg.

So standen also die Sachen der streitenden Parteien nach geschlossenen Verhandlungen ungefähr auf demselben Punkte, auf dem sie vor dem Anfange derselben gestanden hatten. Was konnten auch, möchte man hier mit Courayer (Anmerk. 4 zu Buch XII seines Sleidans) fragen, was konnten auch wol alle Religionsgespräche und Friedensverhandlungen helfen, wenn jeder Theil entschlossen war, alles das zu behaupten, was von seiner Partei gelehrt wurde? Hätte man sich nur verglichen, daß man sich, der Verschiedenheit der Meinungen ungeachtet, wovon die meisten das Wesen der Religion nur sehr wenig betrafen, dulden wolle, so hätte man doch hoffen können, die Eintracht und den Frieden gewissermaßen wieder herzustellen. Allein, da die Protestanten von ihren Begriffen damals ebenso eingenommen und ebenso unverträglich waren, als die Katholischen [3]), so war wol kein Mittel zu einer Vereinigung ausfindig zu machen. Es scheint auch nicht, daß man solche immer von beiden Seiten aufrichtig gewünscht, wenigstens ergriff man niemals die rechten Mittel, um dazu zu gelangen. Gewiß ist soviel außer Zweifel, daß bei dem Colloquium zu Worms die päpstlichen Legaten besonders thätig waren, um einen für die Sache der Protestanten günstigen Ausgang möglichst zu verhindern. Vgl. Hering. I, 125 fg.

Das zweite Religionsgespräch, wol mehr scheinbar als aufrichtig und redlich in irenischer Absicht vom Kaiser veranstaltet und nicht ohne Schwierigkeiten zu Stande gebracht, war das auf heil. Dreikönigstag 1546 in Regensburg angesetzte. Der Kaiser hatte dies Mal katholische Theologen zu Colloquenten bestimmt, von denen man weniger Nachgiebigkeit erwarten durfte, als Pflug und Gropper das vorige Mal bewiesen hatten. Von Seiten der Protestanten waren Mart. Bucer, Joh. Brenz, Ge. Major und Erh. Schnepf zu Colloquenten ernannt; von Seiten der Katholischen aber Pet. Malvenda, ein spanischer Dominikaner, Eberh. Billik, ein Karmeliter aus Cöln, einer der heftigsten Gegner der Reformation, Joh. Hofmeister, Augustinerprovinzial, und Joh. Cochläus, gleichen Sinnes wie Billik. An Jul. Pflug war zwar der Antrag geschehen, die Präsidentenstelle bei dem Gespräche zu übernehmen, er lehnte aber den Antrag ab. Er sähe ein, erklärte er, die Katholischen befänden sich in einer so üblen Lage, daß die Annahme nicht minder, als die Verweigerung eines Vergleichs sie großen Gefahren aussetze. Die erstere werde nicht anders, als auf unbillige, der katholischen Religion nachtheilige, Bedingungen erfolgen; die letztere werde Entscheidung durch die Waffen herbeiführen. Da nun eines dieser Übel unvermeidlich sei, er aber weder der Kirche, noch dem Vaterlande ein Übel zufügen wolle, wenn er auch nicht im Stande sei, ihnen zu nützen, so wünsche er aus der Zahl der Colloquenten zu bleiben; s. Schmidt, Neuere Geschichte der Teutschen. I, 28.

Das Gespräch nahm zwar, nachdem man die Schwierigkeiten, das Personal zu vereinigen, überwunden hatte, den 27. Jan. 1546 seinen Anfang; die Protestanten aber, deren Abneigung gegen das Gespräch nicht zu verkennen war, brachen dasselbe im März wieder ab, was der Kaiser, nicht ungern, übel vermerkte. Als Ursache ihrer Trennung gaben sie das Verlangen des Präsidenten an, daß die ganze Handlung geheim gehalten und das Protokoll von einem vereidigten Notar ihrer Wahl und Ernennung geführt, auch darin nur das Hauptergebniß der jedesmaligen Unterredung aufgenommen werden sollte. Die ganzen Verhandlungen zeigten übrigens eine von allen Seiten höchst gereizte und gespannte Stimmung.

3) So antwortete der Kurfürst Johann Friedrich den Gesandten auf ihren Bericht von den Gesinnungen und Äußerungen des Kaisers: „Weil wir leben, sollen die Worte von Vergleichung der Religionen bei uns nicht stattfinden. Wer sie vergleichen will, der vergleiche sie mit Gott und seinem Worte und nehme dasselbe und diese Lehre an, wie wir und Andere dieses Theils auch gethan haben.“

bei der an keine Aussöhnung und keinen Vergleich zu denken war.

Charakteristisch für den irenischen Sinn der beiden um Frieden kämpfenden Parteien sind die von ihnen vorbereiteten Reformationsvorschläge, der von Melanchthon ausgefertigte und den wittenbergischen Theologen gebilligte, im Gegensatze des hildesheimischen, vom Bischof Valentin von Teutleben gefertigten Reformationsentwurfs. Wenn die Protestanten dem katholischen Theile Manches zugestehen wollten, so behauptete dagegen der hildesheimer Bischof, daß man die Ketzer nicht blos aus der Kirchengemeinschaft stoßen, sondern sie auch gleich Falschmünzern und Missethätern hinrichten müsse.

Den letzten Versuch, die Kircheneinigkeit in Teutschland wieder herzustellen, machte der Kaiser Karl V. auf dem im J. 1548 zu Augsburg gehaltenen Reichstage. Er trug den protestantischen Ständen vor, zur Behandlung des Friedensgeschäfts sich einige gelehrte und wohlmeinende Männer auszusuchen, denen er dann selbst noch einige Mitglieder zur Berathung beigeben wolle. Die Theologen wurden gewählt; da sie sich aber nicht vereinigen konnten, stellte man die ganze Sache dem Kaiser anheim. Dieser ertheilte nun einigen Theologen und Geistlichen den Auftrag, die Hauptpunkte des Glaubens, des Cultus und der Kirchenverbesserung zusammen zu stellen; was diese dann auch ganz insgeheim und unter wechselseitigen Mittheilungen und Verbesserungen ausrichteten. Den meisten Antheil an dieser Arbeit hatte der Hofprediger des Kurfürsten Joachim von Brandenburg, Johann Agricola, welche nachher in Augsburg selbst vom Bischofe Julius Pflug von Naumburg, dem Weihbischofe von Mainz, Michael Helding, mit Zuziehung Agricola's weiter geprüft und überarbeitet wurde. Obschon nun in dieser Schrift beinahe nichts als Papst und Papstthum zu sein schien, dabei aber überall die Predigt des Evangeliums und die deutliche Belehrung des Volkes über die Kirchengebräuche empfohlen war, so achtete man doch für dienlich, erst das Gutachten des Papstes darüber einzuholen, wegen der Concessionen, die man den Gegnern machen zu müssen geglaubt hatte. Die Hauptsache der von dem Papste darüber eingeschickten Censur betraf das, was der alleinseligmachenden Kirche immer am meisten am Herzen gelegen hat, die Kirchengüter, auf deren unverzügliche Restitution denn auch die geistlichen Kurfürsten dringend bei dem Kaiser antrugen, indem sie zu zeigen suchten, daß dieselbe unumgänglich nothwendig sei, wenn anders die christliche Religion erhalten, und an den Orten, wo sie abgeschafft, wieder eingeführt werden sollte. Da diese Schrift auf dem Reichstage zu Augsburg, wie der Kaiser meinte, wenigstens vorgab, gebilligt worden, auch auf demselben der Kaiser den Ständen förmlich den Antrag gestellt hatte, sich diese Schrift einstweilen zur Richtschnur des Glaubens dienen zu lassen, erhielt sie den Namen des Augsburger Interim. Sie wurde in teutscher und lateinischer Sprache ausgegeben und die Annahme und Befolgung derselben durch ein kaiserliches Decret zur Reichspflicht gemacht.

Die wichtigsten Sätze dieser Schrift bestehen in Folgendem: Die guten Werke, obschon von Gott nicht ausdrücklich geboten, müssen dennoch empfohlen werden; die Kirche hat die Macht und das Recht, die heilige Schrift auszulegen, und aus derselben die Lehrsätze aufzustellen, welche man zu glauben hat, über zweifelhafte Stellen aber muß durch Synoden entschieden werden; der Bischof von Rom ist der erste und höchste, wegen der dem Apostel Petrus verliehenen Prärogative; das Abendmahl ist ein unblutiges Opfer, wodurch wir uns die durch Christum erworbene Versöhnung mit Gott im Glauben zueignen, und die Feier desselben ist mit dem Andenken an die Heiligen zu verbinden; die das Abendmahl unter beiderlei Gestalt feiern, können es auch ferner so feiern, ohne jedoch Andere, die beim katholischen Gebrauche bleiben, zu tadeln; es ist besser, daß die Priester nicht verehelicht leben; das Klosterleben ist an den Orten, wo es bisher aufgehört, wieder herzustellen; bei der Verwaltung der Sacramente und Kirchengebräuche ist die lateinische Sprache beizubehalten, damit sie nicht der Geringschätzung Preis gegeben werden, wenn sie dem Volke verständlich werden; der Meßkanon ist unverändert beizubehalten und ganz leise auszusprechen, damit das große und schreckliche Geheimniß in Ansehen erhalten werde; an den gewöhnlichen Ceremonien ist nichts zu ändern, die Kirchenaltäre, geistlichen Ornate und Gefäße sind mit Gebet einzuweihen, um sie dadurch den Nachstellungen und Verunreinigungen des Teufels zu entziehen u. a. m.; s. *Sleidanus*, De statu relig. Lib. XX. id. am Ende III, 104 sqq. Menzel a. a. O. III, 245 fg. Hering I, 176 fg.

Statt aber die beabsichtigte und auch wol erwartete Einigung hervorzubringen, brachte die Schrift nur Unfrieden, Uneinigkeit, Zank, Aufruhr, Gewaltthätigkeiten und Unglück aller Art in die Länder und Familien, weil ein großer Theil der protestantischen Reichsstände deren Annahme gradezu verweigerte, der Kaiser aber dieselbe mit Gewalt erzwingen wollte. Zu den Streitigkeiten, die bisher nicht ohne Erbitterung über einige Glaubenslehren in der protestantischen Kirche geführt worden waren, kamen nun noch die adiaphoristischen, welche die Gegner der Reformation bestmöglichst zur Hemmung des Fortganges derselben zu benutzen suchten; s. Schmid, Adiaphora. (Leipz. 1809.) Die Jahre 1549 und 1550 gehören zu den unheilvollsten in der Reformationsperiode; der passauer Vertrag aber und der darauf gegründete Religionsfriede sind ein Werk der Waffengewalt.

Mit der Kaiserherrschaft des teutschen Reichs hatte Ferdinand I. von seinem Bruder Karl V. auch den religiösen und kirchlichen Unionseifer überkommen, und der Gedanke einer Vergleichung der streitenden Kirchenparteien bewegte ihn während seiner ganzen Regierung. In der Hoffnung, auf dem Wege der Verhandlungen eine Kirchenvereinigung zu Stande zu bringen, hatte er sich noch kurz vor seinem Tode († 1564), nachdem das tridentinische Concil alle Unionshoffnungen getäuscht (s. Hering I. 144 fg.), an drei namhafte Theologen gewendet, mit dem Ersuchen, ihn mit ihrem Gutachten bei seinem Vorhaben zu unterstützen. Diese drei Männer

waren Friedr. Staphylus, kaiserl. Rath und Inspector der Universität Ingolstadt, Ge. Cassander, damals privatisirender Theolog, vorher Lehrer der katholischen Theologie und des Kirchenrechts in Brügge und Cöln, und Ge. Wicelius, seit dem J. 1538 am Hofe des Herzogs Georg von Sachsen.

Unter diesen dreien war Ge. Cassander wol der am besten zu einer Friedensstiftung geeignete. Er war ein so billig denkender, als gelehrter und aufrichtiger Mann, der seine friedfertigen Gesinnungen schon vorher öffentlich zu erkennen gegeben in seiner Schrift: De officio pii ac publicae tranquillitatis vere amantis Viri in hoc religionis dissidio. s. l. 561. Die hier ausgesprochenen friedfertigen Gesinnungen hatten besonders bei dem Könige von Navarra, dem Vater Heinrich's IV., Anklang gefunden, und der Bischof von Münster, der sich damals zu den Evangelischen neigte, hatte ihn zu seinem Rathgeber erkoren. Er befand sich eben in Duisburg, wohin ihn der Herzog von Cleve, Wilhelm, im J. 1564 berufen hatte, um die dortigen Wiedertäufer mit der Kirche auszusöhnen, als er das Schreiben des Kaisers erhielt, worin er ihn einlud nach Wien zu kommen, und dabei 300 Gulden Reisegeld anwies; s. *Conring*. Ge. Cassandri et Ge. Wicelii de sacris nostri temporis Controversiis Libb. II. (Helmst. 1659. 4.) p. 195. Seine Vorschläge eröffnete er nach dem Tode Ferdinand's seinem Nachfolger, dem Kaiser Maximilian II., in einer Schrift mit dem Titel: De Articulis religionis inter Catholicos et Protestantes controversis, ad Impp. Ferdinandum I. et Maximilianum II. Consultatio. Er geht da von dem Grundsatze aus, daß die Erklärung der heiligen Schrift, welche die Kirche der ersten Jahrhunderte angenommen, bei der Beurtheilung der Religionsstreitigkeiten zur Richtschnur dienen müsse. Seine Vorschläge gehen, mit Beibehaltung des Papstthums und der darauf gegründeten Hierarchie, hauptsächlich auf die Abschaffung des Bilder- und Reliquiendienstes, als den Aberglauben und die Gewinnsucht begünstigend; auf die Erhaltung des ehelosen Standes der Geistlichen, hauptsächlich auch, um sie dadurch von der Habsucht abzuhalten, zu welcher sie eine Familie reizen würde; auf die Bewilligung des Laienkelchs und Aufrechthaltung der Transsubstantiationslehre u. s. w.; s. Schröckh, Kirchengesch. seit d. Reform. IV, 229 fg. Eine Hauptursache, daß man bis jetzt noch zu keinem Kirchenfrieden habe gelangen können, findet er in der Halsstarrigkeit der katholischen Kirchenregenten, die sich zu keiner Verbesserung des verderbten Kirchenwesens verstehen und nichts von ihrer ungebührlichen, angemaßten Gewalt fahren lassen wollten. Nullam Ecclesiae firmam pacem sperendam puto, nisi ab iis initium fiat, qui distractionis causam dederunt; hoc est, ut ii, qui ecclesiasticae gubernationi praesunt, de nimio illo rigore aliquod remittant et Ecclesiae paci aliquid concedant, ac multorum piorum votis ac monitis obsequentes, manifestos abusus ad regulam divinarum literarum et veteris Ecclesiae, a qua deflexerunt, corrigant. In der Beleuchtung der dogmatischen Artikel der augsb. Conf. zeigt er viel Gelehrsamkeit und Scharfsinn. — Der Erfolg seiner Äußerungen war, daß er an seine Freunde schreiben konnte, er werde rechts und links gesteinigt.

Der am wenigsten Geeignete unter den Dreien, eine gütliche Ausgleichung zu bewirken, war ohne Zweifel Friedr. Staphylus, wie dies aus seiner Consultatio de instauranda in terris Austriacis religione romano-catholica zu ersehen ist. Aber auch ihm waren die Gebrechen seiner Kirche nicht fremd, und er rügte sie nicht selten in starken Ausdrücken in seiner Consultatio Imp. Ferdinandi I. jussu instituta de Articulis Reformationis in Concilio Tridentino propositis; s. *Schelhorn*, Amoenitt. hist. eccl. et liter. I, 490 sqq. 611 sqq. Strobel, Miscell. literar. Inhalts. I, 1, 1 fg. [4]).

Ge. Witzel hatte schon im J. 1533 eine, dem Papste, Kaiser, den Fürsten, Obrigkeiten und allen christlichen Lehrern gewidmete, Schrift abgefaßt: Methodus Concordiae ecclesiasticae, die aber erst im J. 1537 zu Leipzig im Druck erschienen ist. In derselben spricht er sehr frei von vielen eingerissenen Irrthümern und Misbräuchen. Judicium, sagt er unter Anderm, incipiat Pontifex Max. a domo sua, in quam congestum est tot annis, vel se invito, plurimum fimi. *Valeat animo, quid sit vocari Sanctissimum.* Repurgetur tota Curia incuria, fastu, astu, luxu, habendi ac dominandi cupidine. Von seinem Unionseifer aber zeugt sein Brief an den Landgrafen von Hessen in Strobel's Beitr. II, 320 fg. „Ich liebe mit Paulo die Einigkeit des Geistes und das Band des Friedens, begehre mit Seufzen, daß alle Christgläubigen ein Leib wären, nachdem Alle zu einer Hoffnung berufen; und daran arbeite ich aus allen Kräften, daß alle Schismaten wiederum zur Kirchen werden, in welcher ich bin, dieweil ich sonst aller Sekten frei nirgend sein kann."

Eilf Jahre später, im J. 1544, übergab er auf dem Reichstage zu Speier dem Kaiser Karl V. eine Schrift: Querela Ecclesiae, worin er auf die Verbesserung der katholischen Kirche drang, und die Aussöhnung und Wiedervereinigung der getrennten Kirchen dann zu erlangen hoffte, ubi Schisma receperit, quod impie abjecit Bonum, et Roma pie consenserit in nonnullam partem dogmatis, nempe illius, quod et habuit et tenuit olim Ecclesia. Die von ihm auf Ersuchen Ferdinand's I. ausgefertigte Schrift hat den Titel: Via regia s. de controversis religionis capitibus conciliandis Sententia, und ist am ehesten zu finden in *Herm. Conring*, Varia Irenica in unum Vol. collecta c. *Wicelii* Via regia (Helmst. 1650. 4.) und in *Ge. Cassandri* et *Ge. Wicelii* de sacris nostri temporis Controversiis (Helmst. 1659. 4.) In der Vorrede sagt er von seinen frühern Schriften: Libertate linguae usi multa in his libellis reprehendimus, non hominum ullorum odio; sed rei depravatissimae, nec adversariorum favore,

4) Eine seltene Ausgabe mehrer Schriften des Staphylus ist Strobeln entgangen, nämlich: De M. Lutheri et aliorum Sectariorum doctrinae varietate et discordia, Opusce. (Colon. 1579.), worin sich auch einige Schriften des Staphylus befinden.

sicut quidam opinabantur. Dogma utriusque partis novum et falsum neque probamus, neque propugnandum suscipimus quicquid garriant male suspicaces Magistri nostri. Von der Libertas linguae macht er aber auch in diesem Bedenken einen kecken Gebrauch, und tadelt, ohne Rücksicht und ohne Ansehen der Person, was er in der katholischen Kirche tadelnswerth findet. So schreibt er in dem Artikel de Potestate ecclesiastica: „Non de *Primatu* loquor, cui nos semper quod suum est dedimus; sed de *summa* nescio qua *plenitudine potestatis*, de *Scrinio Pectoris*, de *Vicariatu*, de *ridiculo Tristophaniae mysterio*; breviter de *Deitate aliqua terrestri attributa et his similibus Absurditatibus*. Meminerint, si qui sunt digni justique Pontifices eiusmodi de Petro Petrique veris Successoribus ab initio nunquam fuisse scripta, dicta, audita. Recolant statum non nascentis tantum, sed adolescentis Ecclesiae, usque dum consenuit, semper abhorentis ob id genus pestilitate. Perperdant apud se, in quale seculum inciderimus, et quo res properet. Interitus in foribus est, nisi resipuerimus, sicuri videlicet ad arborem posita. *Admonemus amici, non contumeliam facimus inimici. Meliora vulnera nostra, quam adulatorum oscula.* Sedem salvam cupimus eum antiquis, non extinctam cum Antipapis nostratibus. Verum ea salva qui esse diu poterit, nisi expurges, reformes, corriges, sanes, restituas, exornes?" Über die Lehrartikel der augsburgischen Confession ist er ganz kurz, und man sieht es ihm überall an, daß ihm ein Irrthum und Fehlgang im Leben mehr ist, als ein Irrthum und eine Falschheit in der Lehre; daher ist er auch in dem Artikel de bonis christiani populi operibus ausführlicher, als in andern. Für die Nothwendigkeit und Billigkeit der Klerogamie, gegen den Cölibat, führt er nicht weniger als 26 Gründe an.

Beinahe 40 Jahre hat Witzel an der Kirchenvereinigung gearbeitet, und mit großem Ernst und Eifer, für sich aber meist nichts weiter dabei gewonnen, als Haß, Undank und Feindschaft von allen Seiten.

Eine Veranlassung, die drei genannten Männer um ihre Meinung wegen des Friedenswerks zu fragen, gab dem Kaiser unter anderem auch der skandalöse Ausgang des in der friedlichsten Absicht von den Katholischen und Protestanten im J. 1557 zu Worms gehaltenen Religionsgesprächs. Statt Frieden und Vereinigung zu bewirken, entzweiten sich nicht nur die kurfürstlich-sächsischen und herzoglich-sächsischen Theologen, wodurch die Lutherische Kirche mit einer förmlichen Spaltung bedroht wurde, sondern es machte sich auch die Partei der Lutheraner den Katholischen so verächtlich, daß diese es bei der Uneinigkeit, in welcher sich jene über ihren eigenen Lehrbegriff befanden, für verlorene Mühe erklärten, mit ihnen darüber zu disputiren; s. Fr. Staphyli, Hist. von Zertrennung des Colloquii zu Worms. (Ingolst. 1562. 4.) *Jo. a Via*, Contra Confessionistas Augustanos de abrupto Colloquio Wormatiensi. (s. l. 1557. 4.) *Hottinger*, Hist. eccl. VII, 707 sqq. Goldast, Polit. Reichshändel. S. 740 fg. Salig, Historie der Augsb. Conf. III, 343 fg.

Als in der Folge die Jesuiten sich in das Unionsgeschäft mischten, und es gewissermaßen an sich zu reißen suchten, war vollends an eine irenische Wirkung der Religionsgespräche nicht zu denken, da die Jesuiten von einer Verbesserung der katholischen Kirche nichts wissen wollten und das Papstthum in seiner rohesten Gestalt vertheidigten. Auf dem Colloquium zu Emmendingen zwischen den würtembergischen Theologen Jac. Andreä, Jac. Heerbrand und Andr. Osiander, von der einen, und dem Apostaten Joh. Pistorius und dem Jesuiten Theodor Busäus, Rector des Collegiums zu Molsheim, auf der andern Seite, wurde über die Frage disputirt, ob die Lutheraner oder die Anhänger des Papstthums von der wahren Kirche abgefallen? Daß keine von beiden Parteien das zugeben wollte und konnte, versteht sich von selbst; s. Colloquium zwischen d. würtemberg. Theoll. und Joh. Pistorius. (Tüb. 1590. 4.) *Jo. Fecht*, Historia Colloquii Emmending. (Orst. 1694 u. 1704. 4.) Harenberg, Gesch. d. Jesuiten. II, 1985 fg.

Das regensburger Religionsgespräch, berühmt durch die darüber geführten Streitschriften, war im J. 1599 von einigen Reichsfürsten, zur Beseitigung der Religionsirrungen, in Vorschlag gebracht, und im J. 1601 von dem Herzoge Maximilian von Baiern und dem Pfalzgrafen von Neuburg, Philipp Ludwig, zu Regensburg veranstaltet worden. Unter den dabei angestellten Sprechern waren die vornehmsten Jacob Heilbrunner, der Hofprediger des Pfalzgrafen, und Ägid. Hunnius, Professor der Theologie zu Wittenberg, von Seiten der Protestanten; auf Seiten der Katholischen aber, Jac. Gretser, Professor der Theologie zu Ingolstadt, und der Jesuit Adam Tanner. In den ersten acht Zusammenkünften trugen, der Verabredung gemäß, die Protestanten ihre Beweisgründe vor für zehn Sätze, betreffend die heilige Schrift, als die einzige Richterin in Glaubensstreitigkeiten, und die Katholischen mußten darauf antworten; in den sechs letzten Zusammenkünften aber trugen die Katholischen ihre Beweisgründe für fünf Lehrsätze vor, betreffend die Kirche und den Papst, und die Lutheraner mußten darauf antworten. Wie es bei der Widerlegung hergegangen, kann man von folgendem Vorfalle abnehmen. In der neunten Zusammenkunft behauptete Gretser: Die heilige Schrift sei als Gottes Wort, so wenig als der heilige Geist, welcher durch die Schrift rede, Richter und Entscheider in Glaubensstreitigkeiten. Um diese Behauptung zu beweisen, ergriff er die Bibel, schlug sie auf und sprach: Wenn mich der heilige Geist durch diese Schrift verdammen kann, so mag er es thun; er mag kommen und sprechen: Jacob Gretser, du irrst, aber du, Jacob Heilbrunner, hast recht — sofort will ich zu eurer Partei übergehen. Ohne ein anderes Resultat, als das gewöhnliche, daß man mit größerem Grimm davon ging, als man gekommen war, wurde das Gespräch nach der 14. Sitzung abgebrochen; aber die traurigen Folgen zeigten sich in den über dasselbe nachher

erhobenen Streitigkeiten. In der zweiten Auflage der Acta Colloquii Ratisbon. auctoritate Ducis Maximiliani edita waren den Lutheranern 60 Absurditäten vorgerechnet, die sie sich während des Gesprächs hätten zu schulden kommen lassen. Diesem entgegen behauptet nun Hunnius in seiner Relatio histor. de Ratisbon. Colloquio, daß die Katholiken nicht weniger als 86 Ungereimtheiten im Laufe der Verhandlungen vorgebracht hätten. Hierauf beschuldigte Tanner, da er nicht weiter konnte, seinen Gegner, daß er die Protokolle verfälscht habe, und fügte zu den früher aufgefundenen 60 Absurditäten 100 neue hinzu. Den Verdacht der Protokollverfälschung entkräftete Hunnius auf das Gründlichste, die offerirten Absurditäten aber gab er dem Jesuiten zurück. Und so ging es noch eine Weile hin und her, wobei natürlich von beiden Seiten immer mehr Unnützes und Gehässiges zur Sprache gebracht wurde; s. Relatio histor. de habito nuper Ratisbonae Colloquio inter A. C. theologos et pontificios. Auct. *Aegid. Hunnio.* (Witeb. et Jen. 1602. 4.) *Ad. Tanner.* Relatio de Colloquio Ratisbon. (Monach. 1602. 4.) *Ge. Zeaemann.* De Colloquio Ratisb. Relatio, relationis Hunnianae veritatem, Tanneri examinis vanitatem docens. (Witeb. 1604. 4.) Ein vollständiges Verzeichniß der über dieses Colloquium gewechselten Streitschriftrn gibt Harenberg a. a. O. II, 2005 fg.

Das Religionsgespräch zu Prag im J. 1618 war ein Privatversuch der Jesuiten, eine Vereinigung der Lutheraner mit den Katholischen zu Stande zu bringen, und es sollten darauf, nach Angabe der Jesuiten, hauptsächlich die Lehren von der Messe, dem Fegfeuer und die Anrufung der Heiligen durchdisputirt werden. Der gewöhnliche Ausgang der Religionsgespräche, wo eben keine Partei nachgeben will, trat auch hier ein; s. Bericht der Gespräche zw. Ferd. Kolowrat und Lucio Vannio zu Prag gehalten. (Prag 1618. Fol.) *Helv. Garthii* Acta et Post-Acta Colloquii Pragensis de Missa, d. i. Gründl. Bericht u. Antwort vom Colloquio zu Prag von der Meß, von Dr. Garthio und zweien Jesuiten, P. Kolowrat und P. Fanino, gehalten. (Wittenb. 1618. 4.)

Nachdem das von den Jesuiten angezündete und 30 Jahre lang unterhaltene Kriegsfeuer die Protestanten weder verzehrt, noch zur Unterwerfung unter den römischen Stuhl gebracht, und man somit die Einsicht gewonnen hatte, daß die Gewalt der Waffen kein Mittel sei, dem Protestantismus und der protestantischen Kirche ein Ende zu machen, versuchte man einen andern Weg des Friedens und der Vereinigung. Man fing an, die Fürsten und Volksführer unter den Gelehrten und Geistlichen zu bearbeiten, und suchte die Union der protestantischen und katholischen Kirche unter Gesichtspunkte zu stellen, von denen aus sie, besonders auch den Regierungen, ersprießlich und daher wünschenswerth erscheinen sollten.

Schon unter Innocenz XI., der im J. 1676 zum Papste gewählt worden war, hatte man, auf den Rath des päpstlichen Nuntius, katholischer Seits mit Fürsten und Theologen Verhandlungen über Kirchenunion eingeleitet, und mehre der Erstern hatten dem Kaiser Leopold, der sich besonders dafür interessirte, ihre Bereitwilligkeit zur Beförderung des Unternehmens zugesagt; s. *Winckler,* Anecdota hist. eccl. III, 307 sqq.

Ehe man aber im Publicum etwas von dem gewahr wurde, was unter den Fürsten verabredet worden war, erschien im J. 1685 unter dem Druckort Cöln eine Schrift mit dem Titel: **Tuba Pacis ad universas dissidentes in Occidente Ecclesias s. Discursus theologicus de Unione Ecclesiarum Romanae et Protestantium.** Der Verfasser desselben war damals, als er das Buch schrieb, nämlich im J. 1682, noch Lutherischer Pfarrer zu Niebudzen in Preußen, aber im Herzen schon ganz katholisch. Sein förmlicher Übertritt zur katholischen Kirche erfolgte im J. 1685, und er zeigte denselben in einem seinem Buche vorgesetzten Briefe dem Papste Innocenz XI. selbst an, von welchem Briefe Bayle (Nouvelles de la Republic des lettres a. 1685. p. 1309) urtheilte, es möchten wol viele Mönche in Paris sein, die nicht schmeichelhafter an den Papst schreiben würden, als es hier geschehen sei. Er erklärte in demselben den Papst für den ersten unter allen Bischöfen und den größten unter allen Patriarchen, dem aus besonderer Bestimmung der Kirche die Sorge und Leitung des ganzen Kirchenwesens anvertraut sei, und dem von Alters her das Regierungsrecht über alle abendländische Kirchen zustehe. Die Einheit der Kirche, an deren Wiederherstellung man aus allen Kräften arbeiten müsse, besteht nach demselben in der Annahme des apostolischen Symbolums, welches die eine, unveränderliche und irreformable Glaubensregel sei, die man im Sinne der allgemeinen, über die ganze Erde ausgebreiteten Kirche auffassen müsse. Neue Dogmen im Widerspruche gegen die alte Kirche dürfen nicht aufgenommen werden, die Zusätze aber zu den frühern Dogmen dürfen nur Erläuterungen des apostolischen Glaubensbekenntnisses sein. Hering in seiner Gesch. d. kirchl. Unionsversuche II, 207 fg. urtheilt über diese Schrift, daß in den in ihr dargelegten Vorschlägen vom Standpunkte der theologischen und christlichen Bildung jener Zeit aus, viel Richtiges und Heilsames liege. Sie hatten, nach ihm, schon den großen Werth, den Gesichtskreis der protestantischen Theologen zu erweitern und sie von den erbärmlichen Sophistereien der Symbololatrie abzuführen, daran aber auch lebhafter zu erinnern, daß im Wesen des Katholicismus an sich das Abergläubige und Unchristliche nicht liege, was sich allerdings aus der kirchlichen Praxis herausstellt und eine Einigung im Geiste gar wohl möglich sein müsse, sobald man nur bei Constituirung der kirchlichen Macht vorsichtig sei. — Da der Verfasser diese seine Unionsschrift schon im J. 1682 dem Corpus Evangelicorum in Regensburg zugeschickt hatte, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß sie auf die folgenden Verhandlungen Einfluß gehabt habe.

Unter den Fürsten, welche sich um diese Zeit die Sache der Kirchenvereinigung angelegen sein ließen, zeichneten sich besonders aus der Kurfürst von Hannover, Ernst August, dem es bei Ertheilung der kurfürstlichen Würde vom Kaiser Leopold I. zur Nebenbedingung

nichts weiter ihnen gewähren können, als eine päpstliche Bestätigung dessen, was sie lange schon ruhig besessen hatten. Mit dem Rechte aber, die Protestanten von der Ketzerei zu absolviren, würden sie dem Papste zugleich stillschweigend das Recht eingeräumt haben, ihnen zu einer andern Zeit das wieder zu nehmen, was er ihnen jetzt bewilligt.

Der Antheil, den Leibnitz an dem Unionswerke genommen, beschränkt sich auf seine Correspondenz mit Paul Pelisson, der nachdem er aus der reformirten Kirche in die katholische übergetreten war, sichs besonders angelegen sein ließ, seine ehemaligen Glaubens- und Kirchengenossen der katholischen Kirche zuzuführen, und mit Bossuet, der nach Pelisson's Tode (1693), die Verhandlungen mit Leibnitz fortsetzte. Man hat in seinem Briefwechsel eine besondere Neigung zur katholischen Kirche entdecken wollen, weil er gewisse Meinungen der katholischen Theologen gegen die übertriebenen Beschuldigungen der Protestanten glimpflicher erklärt hatte; er selbst aber sagt von sich, daß er weit davon entfernt sei, zur katholischen Kirche überzugehen; s. Leibnitz's System der Theologie. Nach dem Manuscripte in Hanover ins Teutsche übersetzt von A. Räß und N. Weiß. Mit einer Vorrede von L. Doller (Mainz 1820) und dagegen G. E. Schulze, Über die Entdeckung, daß Leibnitz ein Katholik gewesen (Göttingen 1827).

Fruchtlos, wie alle bisherigen Versuche, blieb auch das Unionsproject, welches Ge. Chph. Ferd. v. Räsewiz unter dem Namen Zephyrinus de Pace im J. 1709 bekannt machte. Der Verfasser desselben gehörte früher der protestantischen Kirche an, wurde aber durch das Lesen der Kirchenväter und der Schriften Bellarmin's für die katholische Kirchengemeinschaft gewonnen, und war bei der Religionsveränderung der Prinzessin Elisabeth Christine und des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig besonders thätig. In seiner ursprünglich lateinisch verfaßten Unionsschrift: Altchristliche Gedanken, oder die nöthige Wiederaufrichtung der ersten christlichen Kirche, die im J. 1709 erschienen, ging er von dem Satze aus: Die Apostel haben den von ihnen gestifteten Gemeinden die den Dienern des Evangeliums nöthigen Gnadengaben hinterlassen, weshalb auch die apostolischen Gemeinden jederzeit ein besonderes Vorrecht unter den Christen gehabt. Es muß daher ein jeder Lehrer, der sein Amt mit Segen führen will, seine Ordination von einem apostolischen Bischof herleiten können, und ein jeder Christ muß in der Gemeinschaft mit einer apostolischen Kirche stehen und leben. Ein jeder abendländische Christ muß also in der Gemeinschaft der römischen Kirche stehen, als welche in den Abendländern die einzige von den Aposteln Petrus und Paulus gestiftete Kirche ist. Dabei behauptet er aber, daß der Papst weder der allgemeine Bischof noch der oberste, unfehlbare Richter in Glaubenssachen, die Kirche aber nicht untrüglich sei. — Solche Grundsätze stießen aber bei beiden Kirchen viel zu sehr an, als daß sie hätten Eingang finden können; s. Schlegel, Kirchengesch. d. 18. Jahrh. I, 929 fg. Zugleich mit dieser Schrift erschien zu Augsburg von dem würtenbergischen Theologen F. Wilh. Hobbhahn, unter dem Namen Montgallus, eine antiirenische Schrift: Theologische Correspondenz contra Fabricium, in welcher jede Union mit der katholischen Kirche für eine Unmöglichkeit erklärt wurde, indem in derselben der Aberglaube, die Abgötterei und die Geistestyrannei zu Hause sei.

Aus den Zeiten, welche die Erscheinung des Toleranzedicts des Kaisers Joseph II. (15. Oct. 1788) merkwürdig gemacht haben, sind zwei Unionsvorschläge zu erwähnen, von denen der eine den Exjesuiten Bened. Stattler zu Ingolstadt zum Verfasser haben soll, der andere aber von einer Gesellschaft von Gelehrten ausgegangen ist.

Die Verpflichtungen, deren Erfüllungen der Exjesuit von den Protestanten zur Erlangung des Kirchenfriedens fodert, bestehen in nichts Geringerem, als darin: 1) daß sie zu glauben verbunden sein sollen, alles das, was die Kirche Gottes für einen katholischen Glaubensartikel feierlich erklärt hat. 2) Sie sollen nur eine mittelbare Gewalt des Papstes anerkennen und nur die Ordensgeistlichen annehmen, die zum Besten des geistlichen und weltlichen Staates gleich dienlich sein werden. Doch sollen die Protestanten nicht gezwungen werden können, sich einer geistlichen Brüderschaft anzuschließen. 3) Es sollen nicht mehr Geistliche und Priester unter den Protestanten geweiht werden, als Kirchenpfründen zu ihrem Unterhalt da sind; dabei soll der nöthige Unterhalt der Kirchen und ihrer Diener nicht vom Zehendrecht abhängig sein. 4) Die zeitliche Gewalt der Fürsten soll, wie sie unter den Protestanten besteht, unverändert bleiben. 5) Die Protestanten sollen in der Anwendung der Kirchengesetze auf die größte Mäßigung rechnen dürfen, wie sie nur immer die göttliche Weisheit, von der die Kirche Gottes regiert wird und die Sorge für das allgemeine Heil gestatten mögen; s. Allgem. teutsche Bibl. LIII, 609 fg. Über diese Unionsvorschläge entrüstet sich Schlegel a. a. O. S. 934 so, daß er ausruft: „Gott bewahre alle freie Christenmenschen vor einem solchen auf Schrauben gesetzten Frieden, bei welchem die eine Partei alles gewinnt, die andere aber Gefahr läuft, alles, was ihr schätzbar ist, Freiheit zu denken und Freiheit des Gewissens, zu verlieren, und in die alte Sklaverei zu verfallen, die ihre Vorfahren so muthig und mit dem Aufwande ihres eignen Blutes erworben haben."

Die Gesellschaft protestantischer und katholischer Gelehrter, welche sich in der Absicht constituirt hat, um die beiden kirchlichen Hauptparteien im teutschen Reiche durch einen ewigen Frieden mit einander zu vereinigen, hat ihren Unionsplan unter folgendem Titel bekannt gemacht: Einleitung und Entwurf zum Versuche einer zwischen den streitenden Theilen im römischen Reiche vorzunehmenden Religionsvereinigung von verschiedenen katholischen und evangelischen Personen, welche sich in dieser Absicht verabredet haben (Frankf. u. Leipz. 1781). Dieser Unionsplan hat etwas von andern Planen dieser Art durchaus Verschiedenes, indem er die vollkommenste Gleichheit der Rechte der drei im teutschen Reiche vorhandenen Religionsparteien und ihre gleiche Mitwirkung zu einer Union als Grundsatz aufstellt. Nach demselben soll Religionsvereini-

gung nicht Unterwerfung der Protestanten unter den römischen Stuhl und die römische Theologie unter annehmlichen Bedingungen sein; sondern gleichförmiges Bekenntniß aller christlichen, bisher von einander getrennten, Religionsparteien der ewigen und einigen göttlichen Wahrheit, sie möge nun bei dieser, oder bei jener, oder bei keiner, oder bei jeder etwas davon gefunden werden; sie soll also durch Überzeugung bewirkt werden, auf einem Wege, welcher der Würde des Gegenstandes am angemessensten ist und worauf den heiligen Rechten der Menschheit auf keinerlei Weise vorgegriffen werden soll.

Aber auch dieser Vorschlag, so billig und annehmbar er zu sein scheint, fand seine Gegner. Zuerst erschien 1781 o. O. ein Brief an einen Minister über das patriotische Verlangen nach einer öffentlichen Vereinigung der drei Hauptreligionsparteien in Teutschland, worin die schwachen Seiten desselben sehr gut nachgewiesen waren; das Jahr darauf aber: Freimüthige Bemerkungen über die Religionsvereinigung (Leipzig 1782) und freimüthige Bemerkungen über das Religionsvereinigungswesen (Dessau 1782), in welcher letztern Schrift sich Semler gegen das Unternehmen ausgesprochen und die Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten desselben nachgewiesen hatte. Ihm entgegen aber suchte Döderlein in Bützow in einigen Programmen über die Vereinigung der verschiedenen Religionsparteien in der Christenheit, nicht nur die Möglichkeit einer solchen Vereinigung darzuthun und die derselben entgegenstehende Zweifel zu entkräften, obschon er die Schwierigkeiten nicht verkannte, welche gegenwärtig noch denselben hinderlich sind. Außer den Gründen, die man dagegen aufbrachte, wirkte auch gegen die Annahme der Verdacht, daß alle dergleiche Vereinigungsplane ein Werk der Erjesuiten seien, welche im Stillen fortarbeiteten, um ihren Zweck, die katholische Religion zu der einzigen in der Welt zu machen, durch allerlei Schleichwege zu erreichen.

Das meiste Aufsehen machte, und die größte Verbreitung erhielt unter den irenischen Schriften, die Schrift des Oberhofpredigers Stark zu Darmstadt: Theoduls Gastmahl, oder über die Vereinigung der verschiedenen christlichen Religionssocietäten, welche seit 1809 in mehren Auflagen erschienen ist. Sie ist offenbar in der Absicht geschrieben, um die Protestanten für das katholische Religions- und Kirchenwesen zu gewinnen.

2) Friedensverhandlungen in Frankreich.

In Frankreich waren es die Hugenotten, welche Veranlassung zu Unionsvorschlägen und Verhandlungen gaben. Der erste Versuch zur Vereinigung der Hugenotten mit der katholischen Kirche geschah durch das Religionsgespräch zu Poissy im J. 1561, welches auf Veranlassung der verwitweten Königin Katharine von Frankreich gehalten ward. Die Hauptredner dabei waren von Seiten der Reformirten Petrus Martyr, mit dem Beinamen Vermilio und Theodor Beza, auf Seiten der Protestanten aber Claude Despence (Claudius Espencaeus), und der Mönch de Saintes. Die Hauptgegenstände des Gesprächs waren die Lehren von der Kirche und vom Abendmahle; und weil man einen üblen Eindruck der Vorträge der Reformirten auf die Zuhörer befürchtete, so wurde die vorher bestimmte Öffentlichkeit der Verhandlungen verändert, und die Colloquenten aus dem Saale in ein Nebenzimmer mit ihren Besprechungen verwiesen. So sehr die Reformirten wünschten, daß man ihnen über die Bedingungen des Colloquiums etwas Schriftliches ausfertigen möchte, so konnten sie es doch nicht weiter bringen, als daß man ihnen mündlich versprach, daß die katholischen Geistlichen nicht Richter sein sollten. Das Colloquium begann den 9. September im Refectorium des Nonnenklosters, wurde aber schon am 26. d. M. wieder geschlossen, ohne damit etwas Anderes als von reformirter Seite die Überzeugung gewonnen zu haben, daß es den Katholischen nicht um die Wahrheit, sondern nur um das Rechthaben zu thun sei. Besonders auffällig betrug sich dabei der Jesuitengeneral Lainez. Er nannte die Protestanten Füchse, Affen, Schlangen, und erklärte den Papst, die Cardinäle und die Bischöfe zu wiederholten Malen und ausdrücklich für die alleinigen Richter in Religionsangelegenheiten. Da man die Lehre vom Abendmahl als die Hauptsache bei der Vereinigung ansah, so wurde folgendes Formular von katholischer Seite den Protestanten zur Annahme vorgelegt: „Wir bekennen, daß Jesus Christus im heil. Abendmahle uns gibt, schenkt und darreichet wahrhaftig die Substanz seines Leibes und Blutes durch Wirkung des heil. Geistes, und daß wir empfangen und genießen sacramentirlicher geistlicher Weise, durch den Glauben eben denselben Leib, der für uns gestorben, daß wir sein Fleisch von seinem Fleisch, und Blut von seinem Blute, damit wir lebendig gemacht werden und was zu unserer Seligkeit gehört, erlangen mögen. Und weil der auf Gottes Wort gegründete Glaube uns die verheißene Sache gegenwärtig macht, und wir durch diesen Glauben wirklich und wahrhaftig den natürlichen Leib und Blut Jesus Christus durch Kraft des heil. Geistes empfahen; so bekennen wir die Gegenwart des Leibes und Blutes des Heilandes im heil. Abendmahle en cet égard." Alle Welt freuete sich über das Glück, einen so guten Ausweg aus dieser schwierigen Lehrdifferenz gefunden zu haben, und der Cardinal von Lothringen gestand, daß er nie anders vom Abendmahle geglaubt habe, als wie es in dem Formulare ausgedrückt sei. Nur die gelehrten Herren von der Sorbonne erklärten sich damit nicht einverstanden und verwarfen das Formular als ketzerisch und verfänglich, irrig und unvollkommen — und so scheiterte die gehegte Unionshoffnung. In dem Zustande der Reformirten brachte es übrigens keine nachtheiligen Wirkungen hervor; s. *Hospinianus*, Hist. sacram. II, 513 sq. *Hottinger*, Hist. eccl. N. T. VII, 715 sq. *Witsii* Misc. sacra. I, 669 sq. 840 sq. Salig, Hist. d. augsb. Conf. III, 801 fg. Schröckh II, 265 fg. Hering I, 365 fg. Vergl. Catharinae Mediceae Reginae Ep. ad Pium IV. P. R. de Colloquio Possiaceno in *Gerdes*, Miscell. Groning. V, 339 sq.

Mit besonderm Eifer ergriff Heinrich IV. die Idee der religiösen Aussöhnung der reformirten und katholischen Kirche in Frankreich. Sully's Memoiren schreiben ihm den Plan einer Vereinigung zu, und nach Grotius, der

diesen Umstand von den bedeutendsten Personen seiner Zeit hatte, hielt sich Heinrich für überzeugt, bei dem heiligen Stuhle Bewilligungen auswirken zu können, die dessen Ausführung sehr begünstigt haben würden. Der berühmte Joh. de Serres (s. Niceron V, 65 fg.), welcher, obgleich Calvinist, dem Könige zu seiner Abschwörung gerathen hatte, scheint einer der ersten gewesen zu sein, dem dieser Plan anvertraut wurde. Er schrieb in der Absicht, die Protestanten und Katholiken mit einander zu vereinigen, sein Werk: De fide catholica s. de principiis religionis christ., communi omnium consensu semper et ubique ratis, machte sich aber dadurch nur bei seinen Religionsverwandten verhaßt, die seine friedlichen Absichten verdächtig fanden, und ihn darüber auf das Heftigste verfolgten, ja sogar vergiftet haben sollen. Der König ließ sich aber nicht abhalten, seinen Zweck weiter zu verfolgen und die feierliche Conferenz, welche 1600 zu Fontainebleau zwischen dem Cardinal Duperron und Duplessis-Mornay statt hatte, scheint auf seine Veranlassung zu Stande gekommen zu sein. Letzterer hatte durch seine Schrift: De l'institution, usage et doctrine de l'Eucharistie, welche durch Zeugnisse der Kirchenväter das Dogma von der leiblichen Gegenwart Christi im Abendmahle widerlegen sollte, Zweifel unter den Katholiken an der Rechtgläubigkeit ihrer Theologen erregt. Über die nach Angabe der Katholischen in dem Buche enthaltenen Irrthümer sollte die Conferenz entscheiden, und wo möglich die streitige Lehre ins Reine bringen, damit die Spaltung zwischen den Reformirten und Katholischen beseitigt werden könnte. Das Gespräch wurde aber durch eingetretenes Übelbefinden Mornay's nach ein Paar Stunden unterbrochen, und erhielt seine Bedeutung weniger durch das, was in derselben, als das, was nachher über dieselbe verhandelt worden. Für den Kirchenfrieden wurde aber nichts dadurch ausgerichtet; s. Actes de la Conference tenue entre l'evêque d'Evreux et du Plessis à Fontainebleau le 4. Mai 1600, à Evreux 1601. Vergl. *Bünau*. Catalog. III, 1, 274. Acta Colloquii inter Episc. Ebroicensem cathol. et Domin. du Plessis, Calvin. Sectae Antesignanum in Fontainebleau habiti, falsae narrationis Plessiae Refutatio. (Mogunt. 1603. 4.) *Phil. Mornaei* Responsio ad Libr. Ebroicensis Episc. de Colloquio Fontisbelaquei-habiti. (Hanov. 1607. 4.) Vergl. Thesaur. bibl. III, 328 sq. *Jäger*, Hist. eccl. et polit. Lib. I. c. 2. Hering I, 380 fg.

Im 17. Jahrh. hat sich besonders der Cardinal Armand v. Richelieu unter den Friedensstiftern hervorgethan. Nach einem Vorschlage, den ihm der reformirte Prediger du Laurens, der aber zur katholischen Kirche übergegangen war, gemacht, sollte sich auf Befehl des Königs zu Paris eine Deputation der reformirten Kirche einfinden, um mit ihr über die Hauptsätze, derentwegen sich die reformirte Kirche von der katholischen getrennt, zu verhandeln, und zwar blos auf den Grund der Aussprüche der heil. Schrift. Um sich aber vorläufig über die Gesinnungen der reformirten Partei zu unterrichten, mußte der Statthalter von Saumür den Jesuiten Audebert und den Prof. Moses Amyrault zu einem Mittagsessen einladen, und ihnen nach dem Essen Gelegenheit geben, sich über die Vereinigung der reformirten Kirche mit der katholischen zu besprechen. Der Jesuit fing die Unterredung mit dem Bekenntniß an, daß er vom Könige und dem Cardinal Auftrag habe, Vergleichsvorschläge wegen der Religionsstreitigkeiten zu thun, und gab zu verstehen, daß man Friedens wegen die Anrufung der Heiligen, das Verdienst der guten Werke, und das Fegfeuer aufgeben, auch die päpstliche Gewalt einschränken und den Laien den Genuß des Kelches gestatten wolle, sobald nur die Protestanten ihre Bereitwilligkeit zu einer Vereinigung erklären würden. Die Unterredung dauerte gegen vier Stunden, der Friede aber stieß sich an der Transsubstantiationslehre, die der Jesuit nicht aufgeben wollte (Bayle Anm. f. zum Art. Amyrault). Sonst war die Stimmung unter den Reformirten einer Union nicht ungünstig. Einige wähnten, die römische Kirche werde die gröbsten Misbräuche so befriedigend erklären, daß man mit ihr in eine Art von Gemeinschaft treten, und alsdann an den übrigen Verbesserungen arbeiten könne; Andere aber waren leichtgläubig genug, den ihnen von der katholischen Klerisei gemachten Versprechungen vollen Glauben zu schenken.

Auf Richelieu's Befehl mußte auch der berühmte Lefevre, der Vater der Madame Dacier, und Milletière an dem großen Versöhnungswerke arbeiten. Der Letztere war aber nicht der Mann, der zu einem solchen Geschäft zu brauchen war. Er war ehrgeizig und intriguant, und betrachtete das Vereinigungsproject nur als Gelegenheit eine Rolle zu spielen, sich nothwendig zu machen und sich mächtigen Männern zu nähern; und als er seinen Zweck nicht erreichte, wie er gedacht hatte, seinen Glaubensgenossen aber durch sein Benehmen verdächtig geworden war, ging er zur katholischen Kirche über und wurde, wie die Mehrzahl der gemeinen Apostaten, ein Verfolger seiner ehemaligen Kirchengenossen. Untersucht man übrigens, was Richelieu gethan und was unter ihm vorgegangen, etwas genauer, so drängt sich uns die Vermuthung auf, der Cardinal habe dabei mehr die Rechtfertigung seiner gewaltsamen Unterdrückungsversuche der Hugenotten, als eine ernstliche Aussöhnung mit ihnen im Sinne gehabt; s. Schröckh IV, 249 fg. V, 20 fg. Hering I, 393 fg.

In der letzten Hälfte des 17. Jahrh. trat ein Mann unter den Unionsstiftern auf, der an Geist, Gelehrsamkeit und Gewandtheit der Darstellung seine Vorgänger weit übertraf. Dieser Mann war Jacob Benignus Bossuet, späterhin Bischof zu Meaux. Er suchte die Gegner der katholischen Kirche zu überreden, man habe sich bisher in der Hitze des Streits nicht recht verstanden, und die Katholiken und Protestanten ständen sich im Grunde ganz nahe, wenn man nur die katholische Lehre vorurtheilsfrei betrachte. Dieses darzuthun schrieb er die berühmte Exposition de la doctrine catholique. (Par. 1671. 12. teutsch von Joach. Bernh. Wilkowitz. Cöln u. Frkf. 1774), und gab in derselben der Dogmatik seiner Kirche eine Gestalt, in der sie ihrem wahren Sinne nach nicht mehr zu erkennen war. Dennoch wurde sie vom Papst Innocenz XI. gut geheißen und bestätigt. Die protestan-

tischen Theologen schöpften aber grade aus dieser Behandlungsweise der katholischen Dogmatik Verdacht und Mistrauen gegen die Redlichkeit seiner Absichten, und hielten sie für ein überzuckertes Compelle intrare! Quam teguntur, sagt Werenfels davon, velantur, extenuantur, emolliuntur, pinguntur hic omnia! Quam caute dissimulantur, quam celeriter praetereuntur, si quae fucum non admittunt. Diceres: Religionem romanam in hunc usque diem prorsus fuisse ignotam; coecutivisse reformatores nostros, cum sibi in ea conspexisse visi sunt aliquam vel minimam secedendi caussam; errasse Patres Concilii Tridentini, qui tot anathemata vibrarunt, in quos? In homines secum in omnibus consentientes. Sed tegat ingeniosissimus auctor quantalibet arte defectus Ecclesiae suae; neminem fallet, neque quemquam hactenus fefellit, nisi falli voluerit, et inanem Apostasiae praetextum quaesiverit. Seine Unionsentwürfe waren übrigens mehr auf Teutschland als auf Frankreich berechnet, wo der Erzbischof Harlai von Paris jeden Unionsversuch für Thorheit und Frevel am wahren Glauben erklärt hatte. Ganz dasselbe, was Bossuet lehrte, behauptete auch der strasburger Jesuit Joh. Dez in seiner Schrift: La Réunion des Protestans de Strasbourg à l'Eglise romaine. (Strasb. 1687. Teutsch v. Ulr. Obrecht. ebend. 1688.) Nach ihm ist zwischen den Decreten der tridentinischen Kirchenversammlung und dem Lehrbegriff der augsburgischen Confession entweder gar kein Unterschied, oder nur ein sehr geringer, und die Protestanten sind daher verbunden, sich wieder mit der katholischen Kirche zu vereinigen.

Neben diesen Unionsprojecten tauchten in jener Zeit auch noch andere auf. Ein gewisser Dubardieu, Pfarrer zu Montpellier, reichte ein solches bei dem Herzog von Noailles ein. In demselben verlangte er unter anderm die Erlaubniß, den Gottesdienst in der Muttersprache zu halten, die Lehre vom Fegefeuer aufzugeben, dem Papste den Primat des Ranges, aber nicht des Regiments zuzugestehen, die Art der Gegenwart des Leibes Christi im Abendmahle unerklärt zu lassen. Das darüber eingeholte Gutachten Bossuet's verwarf den Vorschlag, indem er darauf ausgehe, die Protestanten zu Katholiken zu machen. Gegen alle Unionsvorschläge erklärt sich der reformirte Pfarrer Gaultier in Mainz in: Dialogue entre Photin et Irenée sur le dessein de la Réunion des religions (Mayence 1685), und brachte damit das Unionsgeschäft bei vielen um seinen Credit. Eine Vereinigung in einem Irrthume oder einem unstatthaften Cultus gebe, meint er, einen schlechten Frieden, und man wolle Tag und Nacht vereinigen, wenn man die katholische Lehre mit der protestantischen verschmelzen zu können glaube; s. Schröckh, Kirchengeschichte. VII, 103 fg. 268 fg. Hering II, 181 fg.

Nachdem die in den Stürmen der Revolution zerrütteten Kirchenverhältnisse wieder hergestellt waren, ließen sich auch neue Unionsvorschläge vornehmen. Schon im J. 1804, als man die Ankunft des Papstes in Paris erwartete, erließ der Bischof von Besançon, Lecoz, ein Schreiben an drei reformirte Prediger, in welchem er sie mit ihrer Gemeinde zur Rückkehr in die katholische Kirche auffoderte, und den Wunsch aussprach, ihre Union am Tage der Kaiserkrönung proclamiren zu können. Ebenso betrachtete auch Luchet die Union als eine Rückkehr in den Schoos der katholischen Kirche. In den auf das Schreiben von Lecoz ertheilten Antworten, sprachen sich die reformirten Geistlichen dahin aus, daß man in der reformirten Kirche keine Rückschritte machen und sich wieder zur katholischen Kirche wenden werde; auch sähen sie keinen Grund, warum grade sie katholisch, und nicht die Katholischen protestantisch werden sollten.

Von einer Rückkehr zur katholischen Kirche war aber in dem Unionsplane, den der Rechtsgelehrte Beaufort in seiner Schrift: Project de réunion de toutes les Communions chretiennes (Paris 1806) aufstellte, nicht die Rede. Er ging in derselben von demselben Grundsatze aus, den zu Anfange des 17. Jahrh. ein Ungenannter in seinem Discours presenté au Roi sur Réunion des deux Religions aufgestellt hatte, daß der König das wahre Oberhaupt der Kirche sei. Diesem Grundsatze gemäß meinte er eine Religionsvereinigung dadurch zu Stande zu bringen, daß er sein Kirchenoberhaupt ein Regulativ für den allgemeinen Cultus entwerfen und die Ausübung jedes anderen untersagen ließ. Um aber die Gewissen damit nicht zu beschweren, solle man von den Privatmeinungen der Einzelnen keine Kenntniß nehmen und sie glauben lassen, was sie wollten. Tzschirner urtheilt über diese Schrift (Schröckh, Kirchengesch. IX, 549), daß so irrig auch der Grundsatz sei, von dem ihr Verfasser ausgehe, so sei doch der darin aufgeführte Unionsplan, nebst einer Schrift Tabaraud's De la Réunion des Communions chretiennes (Par. 1808.) das Beste, was in dieser Angelegenheit neuerdings erschienen sei.

3) Unionsversuche in Polen.

Der Vergleich von Sandomir im J. 1570 sollte zwar dazu dienen, der Uneinigkeit unter den evangelischen Parteien in Polen, die wenige Jahre später den Namen der Dissidenten erhielten, ein Ende zu machen; aber die Friedensformel brachte nichts weniger als die bezweckte Einigkeit unter die dissentirenden Confessionen. Nach wie vor bekämpften sich die Lutheraner und Reformirten. Da faßte Wladislaw IV., seit 1632 König von Polen, dem die Wiederherstellung des gestörten Friedens besonders am Herzen lag, den Entschluß, denselben wieder herzustellen, und Bartholomäus Nigrinus, der als reformirter Prediger in Danzig seine Kirche im J. 1636 verlassen hatte, und zur katholischen übergetreten war, befestigte ihn in diesem Entschluß, indem er ihm von einem zwischen den drei verschiedenen Religionsparteien zu haltenden Friedensgespräch die besten Wirkungen versprach, woran jedoch Andere keinen Glauben hatten. So schrieb Joh. Näranus, ein Friesländer von Geburt, an den Socinianer Martin Ruarus in Danzig: Nigrini vel stuporem demiror, vel pravitatem detestor, qui isto rerum articulo hominum genus ἄσπονδον, intractabile ac infidum candide serioque de pace acturum cum

adversariis, toto velut coelo divisis, ac paene fatiscentibus, vel ipse speret vel sperare velit alios.

Der König ließ sich indessen durch solche Einreden nicht hindern, auf den Vorschlag des **Nigrinus** einzugehen, und glaubte des beabsichtigten Erfolgs gewiß zu sein, sobald nur ein solches Gespräch nicht in eine Disputation ausarte, sondern nur die aufgestellten Thesen und Antithesen auf eine freundliche und brüderliche Weise, wie in einer fraterna Collatio auszugleichen suche. Im Namen der den 12. Nov. 1643 zu Warschau gehaltenen Provinzialsynode erließ nun der Erzbischof von Gnesen, **Matthias Lubienski**, ein Abschreiben an die Dissidenten mit der Aufschrift: Epistola Synodi provinc. Poloniae celebratae Varsoviae — ad Dissidentes in rebus fidei ab Ecclesia catholica Romana — qua ad amicum Congressum et fraternam Reconciliationem — invitantur Torunium in Prussia ad d. 10. Oct. a. 1644. In diesem Ausschreiben erwähnte er, daß die Synode den Bischof **Georg Tyszkiewicz** von Samogitien zum Präsidenten, zwölf Andere aber doctrina modestiaque conspicuos Viros zu Sprechern ernannt habe, qui singulari animi mansuetudine in Spiritu lenitatis sine clamosis Disputationibus praetermissis Aculeis, etiam qualibet Offensione an den heilbringenden Verhandlungen Antheil nehmen sollten.

Die durch den milden Ton dieses Synodalschreibens bei den Dissidenten erweckten Hoffnungen wurden aber bald durch das darauf folgende Einladungsschreiben des erwählten Präsidenten niedergehalten. In diesem hieß es unter anderem: Protestantes Colloquio affuturos utique, sed ad docendum et probandum, quomodo illi animas diversarum rationum et regionum, pretioso Christi sanguine redemtas, falsis et perversis suis dogmatibus a vera, sancta, catholica Rom. Ecclesia, abducant et ad barathrum detrudant. So wenig nun auch nach solchen Äußerungen für den Kirchenfrieden zu erwarten war, so beschlossen doch die Reformirten auf ihrem Convent zu Orla, bei dem angesetzten Colloquio zu erscheinen, und baten nun den König, für dasselbe einen spätern Termin anzuberaumen; was auch geschah, indem es auf den 28. Aug. 1675 verlegt wurde.

Ungeachtet dieser bedenklichen Aussichten versammelten sich doch eine große Menge Lutherischer und reformirter Theologen, um an den Verhandlungen Theil zu nehmen. Von Seiten der Lutheraner waren die bedeutendsten **Abraham Calov** von Danzig und der wittenberger Theolog **Joh. Hülsemann**, von Seiten der Reformirten aber der Hofprediger des Kurfürsten von Brandenburg, **Joh. Bergius** und **Georg Calixtus** von Helmstedt. Der Geist, der die beiden protestantischen Parteien beseelte, zeigte sich bald in den Rangstreitigkeiten, in die sie unter einander geriethen; die Lutheraner verlangten den Vorrang vor den Reformirten, weil sie in dem königlichen Ausschreiben immer vor den Reformirten genannt wären, die Reformirten aber prätendirten den Vorrang, als die mächtigere Partei im Reiche. Wie groß übrigens die Erbitterung der Altlutheraner gegen die Reformirten müsse gewesen sein, beweist der Umstand, daß sie nicht einmal mit ihnen beten wollten.

Die ersten Sitzungen gingen indessen so ziemlich ruhig vorüber; man besprach sich über die bei dem Gespräch einzuhaltenden Bedingungen und überreichte sich gegenseitig seine Glaubensbekenntnisse. Als es aber zu Verhandlungen darüber kam, erfolgten statt freundlicher Besprechung Vorwürfe, und die Katholischen begegneten den Dissidenten so hochmüthig, verächtlich und gebieterisch, daß der König für gerathen hielt, dem Gespräche nach der fünften Sitzung ein Ende zu machen. So wurde also auch hier bei dem besten Willen des Königs und den überlegtesten Anstalten nichts für den Kirchenfrieden gewonnen, und worüber man sich nicht während des Colloquiums hatte auszanken können, wurde nach der Zeit hämisch genug in Schriften verhandelt. Das Glaubensbekenntniß der brandenburgischen reformirten Kirche, an dem auch Calixtus geholfen haben sollte (Declaratio Thorunensis) war den erbitterten Lutheranern ein erwünschter Gegenstand, ihrem Hasse gegen die Reformirten und Calixtus Luft zu machen.

s. *Hofmann*, Hist. literaria Colloquii Thorun. in preußischen Zehnden. II, 465 fg. Acta Colloquii Thorunensis celebrati a. 1645. (Varsov. 1646. 4.) *Val. Sigm. Rozenii* Synopsis Actorum Colloquii Thorunensis in regno Poloniae 1645 celebrati. (Amst. 1646. 12.) Ad Colloquium Thorunii — facientia Scripta c. Calixti epicrisi. (Helmst. 1645. 4.) Widerlegung der Calvinischen Relation vom Colloquio zu Thorn — durch **Joh. Hülsemann**. (Leipzig 1646. 4.) Idea Colloquii charitativi c. Dissidentibus Thorunii a. 1645 indicti, aut. *Hieron. a S. Hyacintho*. (Cracov. 1646. 4.) Unschuld. Nachr. 1743. S. 374 fg. 823 fg. 1746. S. 24 fg. *Jäger*, Hist. eccl. I, 689. **Hartknoch**, Preuß. Kirchenstr. S. 934 fg. **Hering** a. a. O. II, 1 fg.

4) Unionsversuch in Schweden.

Mit dem J. 1560, wo der König **Gustav** aus dem Hause **Wasa** starb, hatte sich die Reformation in Schweden soweit befestigt, daß jeder Versuch, die von der römischkatholischen Kirche abgefallene Nation wieder mit ihr auszusöhnen, nicht ohne Schwierigkeiten und Gefahr war. Dennoch wagte **Johann III.**, Gustav's zweiter Sohn, der im J. 1568 den schwedischen Thron bestiegen, obschon in der evangelisch-lutherischen Religion erzogen, einen solchen. Seine Gemahlin Katharina, eine polnische Prinzessin, und deren Hofprediger, **Johann Herbst** (Herbesius), hatten ihn für die Wiedereinführung des katholischen Glaubens und Kirchenwesens gewonnen, und die niedrigen Zänkereien der protestantischen Theologen befestigten ihn nur noch mehr in seinen antiprotestantischen Gesinnungen. Auch bildete er sich ein, etwas mehr als Andere von der Sache zu verstehen, hielt sich, weil er in einigen Kirchenvätern gelesen, für einen Theologen, und gedachte in seinem Reiche eine Vereinigung der verschiedenen Religionsparteien zu stiften. Zu dem Ende rückte er in die vom Erzbischof zu Upsala, **Lorenz Petri**, ausge-

fertigte Kirchenordnung mehre Zusätze zum Vortheil der Messe, der Ohrenbeichte und des katholischen Ritus überhaupt ein. Nun wurde zwar diese von ihm geänderte Kirchenordnung und Agende auf der Kirchenversammlung zu Upsala 1572 angenommen, zugleich aber auch beschlossen, die evangelische Lehre unverändert zu erhalten, und der König mußte sich für den Augenblick in diesen Beschluß fügen.

Da er sich aber einmal in den Kopf gesetzt hatte, nach dem Vorschlage Ge. Cassander's die getrennten Kirchen dadurch wieder mit einander zu vereinigen, daß sie beide zu den Gebräuchen und Einrichtungen der ersten christlichen Kirche zurückkehrten; so trug er seinem Geheimschreiber, Peter Fecht, einem Lutheraner, auf, ein Meßbuch auszuarbeiten, wodurch der protestantische Cultus dem katholischen näher gebracht werden sollte, in dem aber das Abendmahl unter beiderlei Gestalt und die Priesterehe beibehalten waren. Dieses Meßbuch wurde 1574 von ihm der zu Stockholm versammelten Geistlichkeit mit einer Rede seinerseits, worin er die genaue Übereinstimmung desselben mit den Kirchenvätern nachzuweisen versuchte, vorgelegt, und er hatte damit das Glück, daß es nach einem Beschlusse der Versammlung im ganzen Reiche angenommen werden sollte.

Um das angefangene Werk zu fördern, beredete ihn seine Gemahlin und ihr Hofprediger, Jesuiten ins Land zu ziehen, um durch sie auf das Volk zu wirken. Der gefährlichste darunter war Lorenz Nicolai, der bei den Jesuiten in Löwen studirt hatte — gefährlich, weil er als ein geborener Norweger sich in der Landessprache deutlich machen konnte. Als ein vermeinter Anhänger der Landesreligion erhielt er eine Predigerstelle, und benutzte nun diese Stellung, seinen Zuhörern Zweifel gegen ihren Glauben beizubringen. Er bewies sogar, weil er für einen Lutheraner gehalten werden wollte, die römisch-katholische Lehre aus Luther's Schriften.

Auf seinen Rath schickte nun der König den Pont de la Gardie an den Papst, mit dem Anerbieten, ihn für das Oberhaupt der schwedischen Kirche zu erkennen, wenn er folgende Bedingungen annehmen würde: den Adel in seinem Besitze der ehemaligen katholischen Kirchengüter nicht zu beunruhigen; die Laien das Abendmahl unter beiderlei Gestalt feiern zu lassen; zu gestatten, daß der Gottesdienst in schwedischer Sprache gehalten werde, Bischöfe und Prediger nicht zu nöthigen, ihre Eheweiber zu verlassen, wogegen man künftig die Verfügung treffen könne, daß keiner, ohne das Gelübde der Ehelosigkeit abzulegen, in den geistlichen Stand aufgenommen werden solle. Der Papst, so willkommen ihm auch das Anerbieten war, hatte aber Bedenklichkeiten, in die vorgeschlagenen Bedingungen einzugehen, und schickte daher, um den König noch mehr für sich zu gewinnen und eine unbedingte Unterwerfung der schwedischen Kirche zu erlangen, den Secretair des Jesuiterordens zu Rom, den auch als Gelehrten und Schriftsteller nicht unbekannten Antonio Possevino, mit andern Vorschlägen als seinen Nuncius an den König. Um kein Aufsehen zu erregen, erschien aber derselbe nicht in seiner wahren Gestalt, sondern zog als Gesandter der Witwe Maximilian's II. im J. 1578 in Stockholm ein. In seinen Bemühungen war aber der Nuncius so glücklich, daß der König, nach wenigen Wochen seines Aufenthalts in Stockholm, die evangelische Religion in die Hände desselben abschwur, und dafür von dem Jesuiten die Absolution wegen des an seinem Bruder Erich verübten Mordes erhielt.

In Rom war man aber mit dem, was Possevino erlangt hatte, nicht allerdings zufrieden, und de la Gardie meldete dem Könige, daß der Papst in keine der ihm vorgeschlagenen Bedingungen willigen wolle.

Als daher Possevino im J. 1579 mit neuen Instructionen von Rom aus bei dem König ankam, fand er zwar bei demselben noch immer den Willen, die protestantische Kirche mit der katholischen zu vereinigen, aber seine Gesinnungen gegen Rom hatten sich merklich verändert. Als katholischer Protestant verwies er den, dem Protestantismus gefährlichen, Jesuiten Nicolai des Landes, und als protestantischer Katholik setzte er den Bischof Martin Olai ab, weil er den Papst öffentlich für den Antichrist erklärt hatte. So suchte der König eine Mitte zu halten und sein Volk in dem Bande einer apostolischen Kirche zu vereinigen, was aber nicht gelang, da die Jesuiten fortfuhren, ihr Bekehrungswerk zu treiben, andrerseits aber Lutherische Orthodoxie auch da gegen den Papismus eiferte, wo durchaus keiner war, und der Herzog Karl in seinem Gebiete die Unionsliturgie nicht aufkommen ließ.

Durch den Tod seiner Gemahlin 1583 und seine zweite Verheirathung mit einer Tochter des Reichsraths Arelsen 1585 ging eine wesentliche Veränderung in seiner Gesinnung und in seinem Benehmen vor. Wie seine erste Gemahlin eifrig katholisch gewesen war, so war seine zweite eifrig protestantisch. Von ihr geleitet, verwies er alle Jesuiten aus seinem Reiche und der Kronprinz Sigismund, der ganz von ihnen eingenommen war, konnte sie nicht halten. Der Agendenstreit sollte von einer Versammlung der Geistlichen im Reiche entschieden werden, blieb aber unentschieden, da die Versammlung nicht zu Stande kam; er selbst aber ließ nun auch den Unionsplan fallen und blieb sich nur in seinem Hasse gegen die Jesuiten bis zu seinem Tode 1592 getreu.

s. Olof v. Dalin, Gesch. des Reichs Schweden. A. d. Schwed. v. J. K. Dähnert. III, 2. Harenberg, Gesch. d. Jesuiten. I, 418 fg. Münter, Magaz. f. Kirchengesch. und Kirchenrecht des Nordens. II, 1 fg. Hering I, 445 fg. Augustin Theiner, Schweden u. seine Stellung zum heil. Stuhle unter Johann III., Sigismund III. und Karl IX. (Augsb. 1838.) Auch unter d. Titel: Versuche u. Bemühungen d. heil. Stuhls in den letzten drei Jahrh. die durch Ketzerei und Schisma v. ihm Abgefallenen d. Nordens wiederum mit der Kirche zu vereinen. 1. Th.

5) Unionsversuche in England.

Mit bitterm Haß gegen die Puritaner erfüllt, durch die er soviel hatte leiden müssen, bestieg Jakob I. im J. 1603, nach dem Tode der eifrig protestantischen Königin

Elisabeth den gemeinschaftlichen Thron von England und Schottland. Ein Freund des bischöflichen Regiments in der Kirche veranstaltete er bald nach dem Antritt seiner Regierung zu Hamptoncourt ein Gespräch zwischen den Bischöfen und den Theologen der antibischöflichen Partei, übernahm es aber allein, die Sache der Bischöfe gegen die Puritaner zu verfechten, was ihm denn auch in soweit gelang, daß er mit der königlichen Gewalt die Puritaner zum Stillschweigen brachte. Ohnedies konnte er das Disputiren über Gegenstände des Glaubens nicht leiden und hielt an dem Vorrechte der Könige, auch Religionsstreitigkeiten zu entscheiden, indem er die Überzeugung hatte, daß dergleichen Streitigkeiten durch Disputiren nicht geendigt werden könnten. Das Beste sei, den Geistlichen zu verbieten, theologische Streitfragen auf die Kanzel zu bringen, dagegen ihnen zu gebieten, bei Meinungsverschiedenheit durch gegenseitige Duldung den Frieden zu erhalten. Die römische Kirche erklärte er für die Mutterkirche, die zwar mit einigen Schwachheiten behaftet sei, aber immer verdiene, daß man ihr auf halbem Wege entgegen komme; die alte christliche Kirche sei das Muster, welches alle Kirchen nachahmen sollten, und die bischöfliche Kirchenregierung die allein christliche.

Was Jacob I. angefangen hatte, suchte sein Sohn Karl I. vollends ins Werk zu setzen, und in der ganzen Kirche, soweit seine Macht reichte, das bischöfliche Regiment einzuführen, bei welchem Vornehmen er besonders vom Bischof von London, William Laud, einem ängstlichen Anhänger altchristlicher Meinungen, Gebräuche und Ceremonien, und daher einem entschiedenen Gegner der Puritaner und Calvinisten, unterstützt wurde. Sein Eifer für die bischöfliche Kirchenverfassung ging soweit, daß er die römische, obschon irrgläubige, Kirche für besser erklärte, als die protestantischen Kirchen, welche keine Bischöfe hätten.

Unter diesen Umständen und Verhältnissen glaubte der Papst Urban VIII., daß es an der Zeit sei, einen Versuch zu machen, und die englische Kirche wieder mit dem römischen Stuhle auszusöhnen und der päpstlichen Herrschaft von Neuem Eingang in England zu verschaffen. Zur Beförderung seiner Absicht schickte er den Pater Leander, einen klugen, gelehrten Benedictiner und früheren Bekannten des Bischofs Laud, nach London. Hier traf er grade ein, als die Streitigkeiten über die Leistung des Huldigungseides die englischen Katholiken in zwei Parteien getheilt hatten, die Partei Howard's, die für die Leistung, und Courtenay's, die gegen dieselbe war. Leander stellte sich auf die Seite Howard's und suchte dem Cardinal Bentivoglio in Rom begreiflich zu machen, daß es für die Herstellung des Kirchenfriedens mit Rom sehr gerathen sei, daß der Papst die Lehren Courtenay's öffentlich misbillige. Auch theilte er ihm einen besondern Unionsentwurf mit, und suchte ihm die Möglichkeit einer Vereinigung, bei einer verständigen Nachgiebigkeit, deutlich zu machen. Leander's Vorschläge wurden aber in Rom übel aufgenommen und Leander zurückgerufen.

An seine Stelle kam Ponzani, ein Priester des Oratoriums zu Rom, der sich aber ebenso wenig wie Leander, mit seinen Friedensvorschlägen dem Papste Urban VIII gefällig machte. Er erhielt Befehl, das ganze Unionsnegoz aufzugeben, und sich auf die Leitung der innern Angelegenheiten der katholischen Kirche in England zu beschränken. Dem unterdessen zum Erzbischof von Canterbury beförderten Laud wurde der Cardinalshut versprochen, wenn er zur katholischen Kirche übertreten würde, wozu sich aber der Erzbischof auf keine Weise verstehen wollte. So gewiß nun auch die Beschuldigung falsch ist, daß er habe katholisch werden und den Katholicismus wieder in England einführen wollen, so gewiß ist es von der andern Seite auch, daß er seine allzu große Strenge gegen die Puritaner auf dem Schaffot habe büßen müssen, sowie sein königlicher Freund, der ein Jahr später wie er ebenfalls unter Henkers Hand sterben mußte. Ein so blutiges Ende nahmen die Versuche einer Union der katholischen Episkopalkirche mit der protestantisch-presbyterianischen, oder genauer, den Presbyterianismus und Puritanismus im Episkopalismus aufgehen zu lassen.

S. *W. Harris*. Hist. and crit. account of the life and writings of James I. (Lond. 1754. 4.) und — of Charles I. (ib. 1758. 4.) *J. Rusword*. Historical Collections beginning from 1618 to 1644. (Lond. 1732. VI. (Lally Tolendal), Schilderung des Zustandes Englands, Schottlands und Irlands unter der Regierung Karl's I. Aus dem Franz. (Berlin 1796. II.) Stäudlin, Kirchengesch. v. Großbritannien. II. 1 fg. Schröckh V. 33 fg. Hering I. 306 fg.

Auf einen andern Standpunkt als Laud und sein König hatte sich früher, um die Religionsvereinigung zu bewirken, Wilhelm Forbesius, evangelischer Bischof von Edinburgh, gestellt, † 1634. Seine Considerationes modestae et pacificae Controversiarum. (Lond. 1620.) beschäftigen sich hauptsächlich mit der Lehre von der Rechtfertigung, dem Fegfeuer, der Anrufung der Heiligen, dem Mittleramt Christi und dem heil. Abendmahl. Über jeden dieser Artikel führt er mehre Stellen aus den Schriften der gemäßigten katholischen und protestantischen Theologen an, und weiset in den darüber beigefügten Betrachtungen nicht nur die Übereinstimmung dieser Ansichten, sondern auch die Mittel, sich darüber zu vereinigen, nach. Im Abendmahle behauptete er eine wirkliche, wesentliche Gegenwart, ein wunderbares, unbegreifliches Empfangen des Leibes Jesu Christi, doch so, daß man nicht den natürlichen Leib empfange, gleichwol aber des Leibes als Nahrung für die Seele so theilhaft werde, als ob man ihn natürlich empfange. Man erkennt in ihm einen Schüler Ge. Cassander's; s. Hering I. 414 fg.

Das Unionsnegoz, welches den Zweck hatte, die französische und englische Kirche mit einander zu vereinigen, war mehre Jahre nur sehr unvollkommen bekannt, bis Archibald Maclaine in einem Supplemente zu seiner englischen Übersetzung von Mosheim's Kirchengeschichte die Unionsacten bekannt machte. Einen Auszug hat Schlegel in seiner Kirchengesch. d. 18. Jahrh. 1. Th. S. 937 fg. gegeben.

In einem Schreiben des berühmten du Pin's an den Erzbischof W. Wake von Canterbury gab der Fran-

wärmern Theile von Nordamerika wächst und deren Blüthen, sowie die der übrigen Arten beim Verblühen wollig werden; daher der Gattungsname (εἰρεσιώνη bei den alten Griechen der aus Ölzweigen bestehende und mit Wolle umwundene Erntekranz). (*A. Sprengel.*)

IRETON (Henry), ein bekannter General und Staatsmann Englands, Schwiegersohn des Protectors Cromwell, welcher an ihm eine namentliche Stütze seiner Macht hatte und sehr viel auf ihn hielt. Ireton stammte aus einer angesehenen englischen Familie, war Anfangs zum Advocatenstande bestimmt, bot aber beim Ausbruch des Bürgerkriegs dem Parlament seine Dienste als Soldat gegen des Königs Partei an, und schon 1645 commandirte er unter Cromwell in der Schlacht bei Naseby den linken Flügel des republikanischen Heeres. Trotz seiner persönlichen Tapferkeit und geschickten Leitung seiner Heerabtheilung hatte er doch an diesem Tage das Unglück, von dem Prinzen Ruprecht von der Pfalz zurückgedrängt, verwundet und gefangen zu werden. Cromwell kam indessen noch zu rechter Zeit seinem linken Flügel zu Hilfe, schlug die Königlichen gänzlich und befreite auch Ireton wieder. — Als eifriger Republikaner arbeitete er mit Cromwell und andern Gleichgesinnten fortwährend am Sturze der Monarchie und des Königs. So gab man ihm unter andern schuld, er habe den Geheimschreiber Karl's I., Ashburnham, verführt, den König zur Flucht auf die Insel Wight zu bereden, wo er in die Hand einer Creatur Cromwell's fallen mußte. Zu Folge dieser Flucht setzten Ireton und Cromwell aus hohen Officieren ein Gericht zusammen, welches über des Königs Schicksal entscheiden sollte. Karl I. ward des Verbrechens der beleidigten Nation angeklagt; Ireton und Cromwell aber entsandte das Parlament nach Westminster, um die Armee daselbst zu beruhigen, welche heimlich von diesen beiden erst aufgereizt worden war. Wie sehr das Parlament Ursache hatte, diese Unvorsichtigkeit zu bereuen, zeigte sich bald; denn als zelotische Independenten wollten sie weder den König noch das Parlament, es war vielmehr ihre Absicht allein, den König zu stürzen. Sie gaben bei den Soldaten vor, Karl I. sowie das Parlament gingen darauf aus, die Armee aufzulösen, ihr den rückständigen Sold zu verweigern, oder sie nach Irland zu senden, um sie dort zum Opfer der Volkswuth zu machen. So kam es, daß mit Hilfe der aufgehetzten Armee das Parlament aufgelöst, ein anderes mehr zusagendes einberufen und ein höchster Gerichtshof eingerichtet wurde, um Karl I. zu richten. Ireton trug als Mitglied dieses Gerichts viel zum Tode des Königs bei.

Im Sommer 1649 begleitete er den Protector nach Irland. Hier belagerte er, jedoch ohne Erfolg, die Festung Duncannon; und als bald darauf Cromwell nach England zurückkehrte, um gegen die Schotten zu ziehen, welche Karl II. als ihren Souverain anerkannt hatten, blieb Ireton als Lordlieutenant zurück, und verschaffte seiner Partei und der neuen republikanischen Regierungsform durch militärischen Muth und Geschicklichkeit, sowie durch diplomatische Gewandtheit und Intriguen immer mehr Anerkennung und Geltung. Die Eroberung der Stadt Limerick in der Provinz Munster war eine seiner letzten Waffenthaten; er starb in dieser Stadt 1651 an einer pestartigen Krankheit. Das Parlament setzte seiner Familie eine Pension von 2000 Pf. Sterling aus. Sein Leichnam wurde einbalsamirt, nach London geführt und dort unter großem Gepränge in Westminster in der Gruft der Könige beigesetzt. Seine Witwe Brigitte heirathete den bekannten Charles Fleetwood, General der Reiterei; dieser wurde Ireton's Nachfolger in Irland, wo der General Coote das von Letzterem angefangene Werk der Unterwerfung des Landes vollendet hatte. Ireton wird geschildert als sehr oft hart und streng in seinen Anordnungen, obwol redlich in seinen Absichten. Obgleich einen wirklichen Militairdespotismus ausübend, affectirte er doch daneben eine große Liebe zur Freiheit, welche ihm angeblich immer Zweck und Ziel war. Auf seinen Schwiegervater übte er einen großen Einfluß aus; so soll Cromwell auf sein Anstiften jenen Rath zusammenberufen haben, welcher den König verurtheilte; Ireton soll es ferner auch gewesen sein, der den mystisch exaltirten Fairfax verhinderte, den König zu befreien, indem er ihm einredete, Gott habe diesen Fürsten verworfen, und ihn antrieb, den Himmel für die zu bitten, welche über die Person des Königs bestimmen sollten. Während aber Fairfax noch betete, wurde ihm die Hinrichtung des Königs angezeigt. Die meisten englischen Schriftsteller gestehen dem Ireton große Fähigkeiten als General und Staatsmann zu, doch spricht ihn namentlich Hume nicht frei von Grausamkeit, die er unter andern bei der Eroberung von Colchester bewiesen haben soll *). (*R.*)

Irfried, s. **Ehrenfried**.

Irgelbeeren, s. **Vaccinium**.

IRGEN-TORJAK, eine der bedeutendsten Bergspitzen des sajanischen Gebirges im asiatischen Rußland; ist immerwährend mit Schnee bedeckt. (*R.*)

IRGINA, richtiger **Irgis** und zwar **Irgis bolschoi** (der große) zum Unterschiede von **Irgis maloi** (der kleine), ein an der Grenze der russischen Statthalterschaft Saratow aus mehren Quellen entstehender Fluß, welcher 42 Meilen durch große, aus einer thonigen, mit Salz vermischten Erde bestehende Steppen fließt und der Stadt Wolsk gegenüber in die Wolga fällt. Ungeachtet die Ufer dieses Flusses wenig angebaut sind, so findet man doch einige kleine Sloboden (Dörfer) von polnischen Emigranten, und in denselben vier Mönchs- und ein Nonnenkloster, welche freie Religionsübung haben. Überhaupt zählt man etwa 3000 Colonisten männlichen Geschlechts, die meistens von Ackerbau und Viehzucht leben. Der Fluß wird zehn Meilen vor seiner Vereinigung mit der Wolga schiffbar. — **Irgis maloi** (der kleine) entspringt in einer Steppe, und fällt nach einem von Osten nach Westen sich erstreckenden Laufe von 14 Meilen in die Wolga. Seine Ufer sind wenig angebaut und zu beiden Seiten große, meistens thonige und trockene Steppen. Er ist wegen der vielen Büffel- und Elephantenknochen merkwürdig, die man bei seichtem Wasser auf dem Grunde

---

*) Biographie univers. Tom. XXI. *Rees*, Cyclop. Vol. XIX.

findet. Beide Irgisflüsse werden mit den Colonien zu dem Kreise der Stadt Wolsk gerechnet. (*J. L. Petri.*)

IR HAMMELACH, die Salzstadt (Jos. 15, 62), in den Wüsten des Stammes Juda, wie es scheint am südwestlichen Ufer des todten Meeres, wahrscheinlich so genannt wegen der großen Salzsteinlager, die sich in dieser Gegend finden, zwei Meilen südöstlich von Jathir, vier Meilen südlich von Engaddi. Hier war eine Furth durch den See, welche sich noch heut zu Tage findet. Auch in den Kreuzzügen kommt die Stadt vor. (*F. G. Crome.*)

IR HATTEMARIM, die Palmenstadt, Stadt Jericho, welche wegen des Reichthums der Umgegend an Palmen so genannt wurde; jedoch muß es zweifelhaft bleiben, ob nicht auch noch andere Städte so benannt wurden. (*F. G. Crome.*)

IRHOLCZ, slaw. Jalsva und Wulychuwci, auch Jáhlova, Wulchowetz und Irhócz, ein mehren adeligen Familien gehöriges großes Dorf, im szigether Gerichtsstuhle (Processus) der marmaroser Gespanschaft, im Kreise jenseit der Theiß Oberungarns, im Gebirge, am rechten Ufer des Taraczbaches gelegen, ist 1¾ Meile von dem Markte Tecsö entfernt, mit 135 Häusern, 1136 rußniakischen Einwohnern, welche bis auf 88 Juden sich sämmtlich zur griechisch-katholischen Kirche bekennen, einer eigenen Pfarre und Kirche der unirten Griechen und einer Schule. (*G. F. Schreiner.*)

IRI oder IRA, I. Geographie. 1) Wahrscheinlich Name des alten Heräa, einer Ortschaft in Arkadien; Iri ist nur die neuere Reuchlinische Aussprache von Ἥρα*). Wahrscheinlich wurde hier im Alterthume Juno in einem Tempel oder Haine verehrt. Der nahe Fluß, den man passiren muß, um in diesen Ort zu kommen, ist vermuthlich der alte Fluß Ladon, welcher auf der Rückseite der Gebirge von Mettaga oder Methydrion entspringt. Oberhalb Ira passirt man den bekannten Fluß Alpheios, jetzt Rouphia genannt. Wegen hoher Berge kann man hier das Meer nicht sehen. In der Nähe liegen die Örter Karitena, Dori, Dimitzana und das alte Olympia. Bekanntlich wurde Juno in Argos und in Elis durch große Feste verehrt. Pouqueville erwähnt dieses Ira oder Heräa nur beiläufig in seiner Voyage en Morée. Vol. I. chap. 14. pag. 122. (*Karl Iken.*)

2) Iri ist nach Hockin's „Supplement to the account of the Pelew Islands" (London 1803. 4., Teutsch von T. F. Ehrmann in „Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen," herausgegeben von C. M. Sprengel, fortges. von T. F. Ehrmann, 23. Bd. [Weimar 1805.]) der Name eines Districts und Dorfs auf der Insel Babelthouup, der größten der Pelewinseln, wo ein Häuptling wohnt, der zugleich eine Art Priesterherrschaft ausübt. Er scheint unter den zugleich weltlichen und geistlichen Oberhäuptern, deren es mehre mit dem Titel Ukatit auf den Pelewinseln gibt, der vornehmste zu sein und Iri auch auf den übrigen Inseln als heilige Stadt betrachtet zu werden. Etwas Näheres wissen wir hierüber ebenso wenig als über die Religion der Peljuaner überhaupt. (*A. Keber.*)

3) Iri, Volk am Kaukasus, s. Osseten.

II. Nordische Mythologie. In den Fiölswinnsmál Str. 36—37 [1]) wird unter den Asenverwandten (Asmegir) oder den den Göttern Entsprossenen Iri genannt und soll das Innere von Menglâud's Hof oder Burg erbaut haben. Dieser Genius scheint, wie Finn Magnusen [2]) bemerkt, physiko-erotischer Natur, und sein Name ist nach ihm vielleicht richtiger Yri zu schreiben und zu erklären: in kleinen Tropfen regnend oder glänzend, indem es von dem Zeitworte yra abzuleiten. (*Ferdinand Wachter.*)

Iria I. Botanik, s. Abildgaardia.

II. Geographie. 1) Iria (griechisch Ἰρία und Εἰρία), eine aus Plinius und Ptolemäus bekannte Stadt Liguriens, die östlichste im Gebiete der Taurini, nach Plinius (III, 5) unter die ansehnlicheren Orte der Landschaft gehörend. Nach dem Itin. Ant. lag sie 10 Milliarien von Dertona, was, wie Mannert angemerkt hat, auf die heutige Stadt Voghera am Stafforaflusse in der piemontesischen Provinz gleiches Namens führt. Vgl. d. folg. Art. (*S. Ch. Schirlitz.*)

2) Bei Jornandes (de Reb. Getic. c. 45) wird ein Fluß mit Namen Iria bei Dertona (jetzt Tortona) erwähnt. Da nun diese Stadt am jetzigen Scriviaflusse liegt, so hat man häufig diesen für den alten Iria gehalten. Indessen ist es wahrscheinlicher, was auch schon Cellarius in der Not. Geogr. A. II. c. 9 angemerkt hat, daß der Staffora darunter zu verstehen ist, weil an ihm die gleichnamige Stadt Iria (vgl. den vorigen Art. Iria) lag, und es natürlicher ist, den gleichnamigen Fluß in ihre Nähe zu versetzen, als beide zu trennen. Auch stehen die Worte des Jornandes: Dertona juxta fluvium Iria cognomento grade nicht im Wege, wenn man an die Umgegend, in der denn doch der Iria floß, denkt. (*S. Ch. Schirlitz.*)

3) Iria Flavia. Eine von Ptolemäus angeführte Stadt in der Hispania Tarraconensis unweit der Mündung des Flusses Ulla, der im äußersten Westen der Provinz ins atlantische Meer sich ergießt. Nach den meisten neuern Geographen ist Iria Flavia das jetzige El Padron, ein Marktflecken im spanischen Galicien; Andere vergleichen Compostella oder Finisterre. (*S. Ch. Schirlitz.*)

IRJAB (oder Iryab, auch Iryah, in *Hamilton*, East-India Gazett. p. 431), Hauptstadt des gleichnamigen Districts, liegt an der Straße von Cabul nach Nughz am Fuß der Schneeberge, 55 englische Meilen südöstlich von Cabul in Afghanistan, nach Hamilton (a. a. O.) 33° 54′ nördl. Br., 69° 5′ östl. L. von Greenwich. Auf der Straße über Irjab zog Timur nach Indien. (vgl. *Rennel*, Memoir of a Map of Hindost. [Lond. 1793.] p. 114, 115, 172.) (*Theodor Benfey.*)

Iriancistron, Iriankistron, s. Iridankistron.

*) Die Neugriechen sprechen niemals den Spiritus Asper oder das H aus, weil sie aus Bequemlichkeit diese Anstrengung scheuen, oder sie wenigstens nicht mehr in ihrer Natur liegt.

1) Große Ausg. der Edda-Sämundar. I. Bd. S. 299. 2) Lexicon Mythologicum. p. 475.

IRIARTE (neue, jetzt allgemein angenommene Schreibart, statt der älteren Yriarte), Francisco Diego de Ainsa é Iriarte, geb. zu Huesca in Aragon, Professor an der Universität seiner Vaterstadt, schrieb außer einem Bericht über die Versetzung der Reliquien des heiligen Orentius, Bischofs von Auch (Translacion de las Reliquias de San Orencio, Obispo de Aux. [Huesca 1612. 4.]) eine Geschichte von Huesca unter dem Titel: Excelencias, grandezas y cosas memorables de la antiquissima Ciudad de Huesca (Huesca 1619. Fol.) (Quelle: Nicolaus Antonio T. I. p. 321 der Bibliotheca Hispana Nova).

IRIARTE, eine gelehrte Familie aus der Seestadt Puerto de Orotava (vollständig: Puerto de Santa Cruz de la Villa de Orotava) auf der kanarischen Insel Teneriffe. Unter den Gliedern dieser Familie haben folgende sich einen Namen erworben:

1) **Juan Iriarte**, geb. 1702, gest. zu Madrid 1771 als königlicher Bibliothekar, Übersetzer und Staatssecretariat und Mitglied der spanischen Akademie. In früher Jugend wurde er nach Paris gesandt, wo er sich mit der französischen Literatur vertraut machte. Nach einem achtjährigen Aufenthalte daselbst ging er nach England, kehrte aber bald hernach auf die Nachricht von dem Tode seines Oheims in die Heimath zurück. Im Jahre 1724 kam er nach Madrid, in der Absicht, auf einer spanischen Universität die Rechte zu studiren; aber seine Neigung zu alten Sprachen und Bücherkunde fesselte ihn an die königliche Bibliothek, wo deren Bibliothekar, der bekannte Historiker Juan de Ferreras, und der P. Clarke, Beichtvater des Königs, seine Verdienste würdigen lernten. Durch ihre Verwendung empfing er die Stelle eines Erziehers beim Infanten Dom Manoel von Portugal, worauf ihn der König 1732 zu seinem Bibliothekar ernannte. Von der Zeit an widmete er sich ganz seinen Lieblingsfächern, und die Frucht seiner Arbeiten war das Verzeichniß der griechischen Handschriften der königlichen Bibliothek, welches er unter folgendem Titel herausgab: Regiae Bibliothecae Matritensis Codices graeci M. S. Joannes Yriarte ejusdem Custos manuscriptorum museo olim praepositus, itemque Regis interpres intimus, excussit, recensuit, notis, indicibus, anecdotis, pluribus evulgatis illustravit. Opus Regiis auspiciis et sumptibus in lucem editum. (Matriti 1769. I. Vol. Fol.) (nach V. Salvá's Katalog spanischer Bücher für 1843: 30 Francs). — Obgleich der zweite Theil dieses Werkes vollendet war, enthielt er doch lange nicht so viele Erläuterungen und kritische Bemerkungen, als der erste, ist auch, soviel mir bekannt, nicht gedruckt worden. Außerdem gab Iriarte Verzeichnisse der geographischen und mathematischen Werke der Bibliothek heraus, welche unter folgenden Titeln erschienen: Regia Matritensis Bibliotheca geographica (Matriti 1729) und Regia Matritensis Bibliotheca mathematica. (Matriti 1730.) Er lieferte Beiträge zu den Zusätzen und Verbesserungen der Bibliotheca Hispana des Nicolas Antonio, und bearbeitete die griechische Paläographie. Im Jahre 1742 ernannte ihn der König zum Übersetzer im Staatssecretariat und im folgenden (6. Aug.) trat er in die spanische Akademie. Er war eins der thätigsten Mitglieder derselben und lieferte viele Beiträge zu ihrer Abhandlung über die spanische Orthographie, zu ihrer Grammatik und ihrem Wörterbuche. Für letzteres besorgte er die Revision der entsprechenden lateinischen Wörter. Seine lateinischen Poesien, namentlich die epigrammatischen, sind bekannt und geschätzt, und letztere machen, mit der lateinischen Übersetzung einer Sammlung spanischer Sprüchwörter, einen ansehnlichen Quartband aus. Er war ein fleißiger Mitarbeiter an dem Diario de los Literatos de España und vieler andern gelehrten Zeitschriften. Seine Gramática latina, escrita con nuevo método y nuevas observaciones en Verso castellano, con su explicacion en prosa (Madrid 1771, und öfter z. B. 1826) war die Frucht einer 40jährigen Arbeit. Seine vermischten Schriften wurden nach seinem Tode auf Kosten seiner Freunde von seinen Neffen Bernardo und Tomas unter folgendem Titel herausgegeben: Obras sueltas, publicadas en obsequio de la Literatura á expensas de varios Caballeros, amantes del ingenio y del mérito (Madrid 1774. II Vol. 4. mit Portrait; nach Salvá 26 Francs.). Endlich hat er eine angefangene Bibliothek aller Autoren, welche über Spanien geschrieben haben, sowie auch Materialien zu einer Geschichte der kanarischen Inseln hinterlassen, die aber wol schwerlich ans Licht treten werden.

Eichhorn (Geschichte der Literatur 2. Bd. S. 778) rühmt von ihm, daß er wie ein in die griechische Literatur eingeweihter Kenner die griechischen Handschriften der Escorial-Bibliothek (sollte heißen: der Madrider Bibliothek) beschrieben habe; allein Professor Th. Ch. Tychsen (Über den gegenwärtigen Zustand der Literatur in Spanien, Anhang zu der Übersetzung von Bourgoing's Reise durch Spanien [Jena 1790.] 2. Bd. S. 314) bemerkt, daß Iriarte in seinem Katalog (S. 414) den bekannten Brief des Claudius Lysias an den Statthalter Felix (Apostelgesch. 23, 26—30), den er einen Procurator Philix nennt, eingerückt habe als ein völlig unbekanntes Ineditum (quam orbi literato ignota prorsus videatur, ad Novi Testamenti codicem pseudepigraphum locupletandum idoneam), zum Beweise, daß man in Spanien ein alter Christ (cristiano viejo) und großer Gelehrter sein könne, ohne das neue Testament zu lesen.

(Quellen: Die Canarischen Inseln, dargestellt von Francis Coleman Mac-Gregor. [Hanover 1831.] S. 129—131 und die übrigen bereits angeführten Bücher.)

2) **Bernardo Iriarte**, geb. 1735, Sohn von Bernardo Iriarte (einem Bruder von Juan Iriarte) und Bárbara de las Nieves Hernandez de Oropesa, und Bruder der beiden folgenden. Von seinem Oheim Juan sorgfältig erzogen und geistig ausgebildet, mit glücklichen Anlagen für Wissenschaft und Kunst ausgestattet, wählte er die Diplomatik zu seiner Laufbahn. Zuerst war er den spanischen Gesandtschaften zu Parma und Paris beigegeben und hierauf Legationssecretair in London. Nach Madrid zurückgekehrt, hatte er mannigfaltige Gelegenheit, seine Talente im Büreau der auswärtigen Angelegenheiten zu entwickeln,

in welchem er als Secretair angestellt worden war. Später ward er Mitglied des Raths von Indien; 1774 zum Mitglied der spanischen Akademie erwählt, deren Vice-Protector er nachmals wurde, arbeitete er fleißig an ihrem Wörterbuche. Am 9. December 1775 trat er mit seinem Bruder Domingo Iriarte in die patriotische Gesellschaft von Madrid (man sehe bei Jove-Llanos) ein. Die Früchte seiner Muße waren verschiedene Übersetzungen der lateinischen Gedichte seines Oheims, nebst Nachrichten von dem Leben und den literarischen Werken desselben im ersten Theile der obras sueltas, eine Übersetzung von Voltaire's Tancred und verschiedene poetische Kleinigkeiten. Er war überdies ein großer Kunstkenner und besaß eine vortreffliche Gemäldesammlung. Der König belohnte seine Dienste durch den Orden Karl's III. und beförderte ihn (zwischen 1784 und 1788) zum Minister des Raths von Indien. Beim Einrücken der Franzosen in Spanien schloß er sich an die Sache Joseph Napoleon's, der ihn zum Staatsrath ernannte. Nachdem diese verloren war, zog er sich nach Bordeaux zurück, wo er 1814 starb. Seine Landsleute haben ihm daselbst einen Denkstein errichtet. (Quellen: Mac-Gregor S. 134—135. Memorias de la Sociedad Económica. T. IV. [Madrid 1787.] p. 367. Quintana Parnaso Español [Paris 1838.] p. 457.)

3) Domingo Iriarte, jüngerer Bruder des vorigen, gleichfalls Diplomat, erst im Staatssecretariat angestellt, seit 1775 Mitglied der patriotischen Gesellschaft von Madrid, ward von der Regierung mit verschiedenen Sendungen beauftragt; 1782 war er Gesandtschaftssekretair in Wien und 1784 stand er, in Abwesenheit des Gesandten, Grafen de Aguilar, daselbst als Chargé d'Affaires. Beim Ausbruch der französischen Revolution 1789 finden wir ihn in Paris als Secretair bei der spanischen Gesandtschaft, und als der Krieg Spaniens gegen Frankreich begann (1792) war er Chargé d'Affaires daselbst. In Folge des Krieges abberufen, ward er zum Ehrenmitglied des Kriegsraths ernannt, 1793 aber als bevollmächtigter Minister nach Warschau geschickt, und von da nach Basel, wo er 1795 für Spanien den Frieden abschloß und die von Frankreich in Anregung gebrachte Abtretung der Insel Palma an Frankreich zu verhindern wußte, wohl einsehend, daß nach Aufgebung einer der Kanarien alle übrigen für Spanien verloren sein würden, und deshalb lieber den spanischen Antheil an Haiti hingebend. Wenige Monate später starb er bei seiner Rückkehr nach Spanien in Gerona, nachdem er zum Gesandten bei der französischen Republik ernannt worden war. (Quellen: Mac-Gregor S. 135 und S. XIII. und die spanischen Staatskalender, Kalendario manual, der angeführten Jahre.)

4) Tomas de Iriarte[1]), geb. 18. Sept. 1750[2]), gest. zu Madrid 17. Sept. 1791, Neffe von Juan Iriarte, Bruder von Bernardo Iriarte und Domingo Iriarte, ward im zehnten Jahre nach der ¾ Stunde von seinem Geburtsort gelegenen Stadt Orotava geschickt, wo er unter Leitung eines älteren Bruders Juan Tomas, eines Mönchs vom Orden der Prädicanten, die lateinische Sprache zu studiren begann. Er machte in derselben rasche Fortschritte, sodaß er im Jahre 1764, wo sein Oheim Juan ihn zu sich nach Madrid berief, von seiner Heimath Abschied nahm in lateinischen Distichen, die man nicht sogleich für das Werk eines kaum dem Knabenalter entwachsenen Jünglings halten konnte.

In Madrid setzte er unter der Leitung seines Oheims seine Studien fort, hauptsächlich widmete er sich der lateinischen Sprache und den Humanitätswissenschaften, doch beschäftigte er sich auch fleißig mit Mathematik, Geschichte, Geographie, Physik und neuern Sprachen, besonders dem Französischen, Italienischen und Englischen; sieben Jahre lang stand er unter der Leitung seines Oheims; er besorgte nach dessen Tode die Herausgabe der von demselben abgefaßten lateinischen Grammatik und, mit seinem Bruder Bernardo zusammen, der Obras sueltas. (Vgl. oben unter Juan Iriarte.)

Auch in der Musik, die er schon auf der Heimathinsel mit Liebe getrieben hatte (er spielte schon damals mehre Instrumente), vervollkommnete er sich in Madrid durch den Unterricht seines Freundes Antonio Rodriguez de Hita.

Noch bei Lebzeiten seines Oheims schrieb er, außer mehren poetischen Kleinigkeiten, sein erstes Lustspiel: Hacer que hacemos, das 1770 unter dem anagrammatischen Namen Tirso Imareta erschien. Da es keine sonderliche Theilnahme zu erregen wußte und die Charaktere nicht gut gezeichnet sind, so misfiel es den Kennern und die Komiker selbst stellten ihm kein günstiges Prognostikon. Diesem ersten Versuche folgte bis 1775 eine Reihe dramatischer Arbeiten für die Bühnen der königlichen Lustschlösser (sitios reales), zum Theil Übersetzungen aus dem Französischen, meistens jedoch eigene Werke, in folgender chronologischer Ordnung: El Mercader de Smirna — El Amante despechado — El Malgastador — El Aprensivo — La Pupila juiciosa — El Mal Hombre — La escocesa (L'Ecoçaise) — El Filósofo casado (le Philosophe marié) — El Huérfano Inglés, ó el Ebanista — El Huérfano de la China (L'Orphelin de la Chine) — La Libreria. Einige andere dramatische Arbeiten erschienen später.

Da er schon während der Krankheit seines Oheims dessen Amt verwaltet hatte, so folgte er ihm 1771 als Überseßer im Staatssecretariat, welchen Posten er bis zu seinem Tode bekleidete. Auch arbeitete er unter dem Marques de los Llanos (sprich Ljanos) in den Secretariaten von Peru und der Kammer von Aragon.

1) Tomas ist der einzige Iriarte, den ich mit dem Wörtchen de finde. Juan steht ohne de in dem Verzeichnisse der Mitglieder der spanischen Akademie in der zweiten Auflage des ersten Bandes von ihrem großen Wörterbuche S. XXXVII; ebenso Bernardo und Domingo in dem Verzeichniß der Mitglieder der patriotischen Gesellschaft im 4. Bande der Memorias de la Sociedad Económica. p. 367. Der Staatskalender freilich führt sie Alle mit de an; Tomas setzt de vor Yriarte in seinen Werken. 2) Nach der Angabe des bekannten Historikers M. F. Navarrete bei *Quintana*, Parnaso Español. p. 457, wonach Coleman Mac Gregor's Angabe (S. 135) von 1752 zu berichtigen ist. Ebenso sein Sterbejahr.

Im Jahre 1772 erhielt er den Auftrag, dem Mercurio historico y politico de Madrid, der bis dahin bloße Übersetzung eines im Haag erscheinenden französischen Journals gewesen war, eine höhere Tendenz zu geben. Das Blatt hob sich unter seiner Redaction, er gab diese jedoch bereits im ersten Jahre wieder ab. Auf höhern Befehl übersetzte er verschiedene Anhänge zu einer Vertheidigungsschrift für den frommen Palafor (geb. 1600, gest. 1659 als Bischof von Osma, bekannt durch seine Streitigkeiten mit den Jesuiten. Vgl. Llorente, Geschichte der Inquisition. 3. Bd. S. 151 und Doblado, Briefe aus Spanien. S. 391.).

Als am 19. Sept. 1771 dem damaligen Prinzen von Asturien, nachmaligen Könige Karl IV., sein erster Sohn, also ein präsumptiver Thronfolger, geboren wurde [3]), stiftete der darüber hocherfreute Großvater, König Karl III., den nach ihm genannten Orden, und Iriarte schrieb die zur Feier beider Ereignisse erfoderlichen spanischen und lateinischen Verse [4]). Damals verfaßte er auch seine Satyre: Los Literatos en Cuaresma, sowie verschiedene poetische Kleinigkeiten und Episteln an seinen Freund Josef Cadalso.

1776 ward er zum Archivar des Kriegsraths ernannt, im folgenden Jahre erschien seine Übersetzung der Ars poetica des Horaz. Sedano, der Herausgeber des Parnaso Español, griff ihn im neunten Bande dieses Werkes heftig darüber an, auf welche Kritik Iriarte mit dem Dialog Donde las dan las toman 1778 antwortete. Zu Anfang des Jahres 1780 erschien sein didaktisches Gedicht la Música in einer sehr prachtvollen Ausgabe in gr. 8. mit Kupfern, ein Werk, welches in Spanien vielen Beifall fand und mehre Male, sogar im Auslande (z. B. Bordeaux 1809), wieder abgedruckt wurde. Sein literarischer Ruf in Europa ward aber vornehmlich begründet durch die 1782 herausgegebene und später häufig selbst auswärts, z. B. Bordeaux 1816, neu aufgelegten Fabulas literarias, die von Forner (geb. Mérida 1756, gest. 1797) in dessen gelehrtem Esel (Asno Erudito) bitter kritisirt wurden, wogegen Iriarte eine Broschüre schrieb: Para cosas tales suelen tener los Maestros Oficiales.

Ein Freund des Virgil wollte er sich auch im epischen Gedichte versuchen und wählte dazu die Eroberung von Méjico durch Cortés; bald aber erkannte er die Schwierigkeit seines Unternehmens und lieferte, statt eines Originalwerkes, eine Übersetzung der Äneide, von der die vier ersten Bücher herauskamen. 1787 gab er seine Schriften unter dem Titel Coleccion de Obras en Verso y en Prosa in sechs Bänden heraus, die nach seinem Tode in acht Bänden mit seinem Portrait neu aufgelegt wurden (Madrid 1805.). In den beiden letzten Theilen jener Sammlung sind meistens vorher nicht veröffentlichte Arbeiten enthalten, z. B. seine drei letzten Komödien El Señorito mimado — El Don de gentes — La Señorita mal criada, die er zu verschiedenen Zeiten geschrieben hatte.

Als er sich 1790 zur Wiederherstellung seiner Gesundheit in Andalucia befand, schrieb er den Monolog Guzman el Bueno, und in dem Journal el Censor erschien, in sogenanntem Makarronen-Latein (Spanisch und Lateinisch gemischt), seine Satire gegen den schlechten Geschmack der spanischen Schulen.

Auch als Jugendschriftsteller war Iriarte thätig; er bearbeitete, nach einer französischen Übersetzung den beliebten Campe'schen Robinson; seine Bearbeitung erlebte mehre Auflagen. (Ich kenne die fünfte in zwei Bänden [Madrid 1807], und sogar einen pariser Nachdruck von 1825 in drei Bändchen.) Auch schrieb er im Auftrage des Ministers Grafen Florida Blanca seine Lecciones instructivas sobre la moral, denen, erst nach seinem Tode, die Lecciones instructivas sobre la historia y la geografia in drei Bänden (Madrid 1794) folgten; vom zweiten Bande, die Historia profana enthaltend (d. h. auf 42 Seiten eine Breve noticia de los principales imperios antiguos und auf den übrigen 286 Seiten die Historia de España), wurde die Geschichte Spaniens von Diaz de Toledo in Hamburg 1809 nachgedruckt.

Die angestrengte sitzende Lebensweise vermehrte in den letzten Jahren sein körperliches Leiden; er starb an der Gicht am 17. Sept. 1791 und ward am folgenden Tage, seinem Geburtstage, in der Pfarrkirche San Juan beerdigt.

Iriarte's Wirksamkeit fällt in die Zeit des literarischen Kampfes zwischen Gallicisten und Nationalen, der nicht ohne große Einseitigkeit von beiden Parteien geführt wurde. Während Vicente Garcia de la Huerta als Vorfechter, ja als alleiniger Kämpfer der nationalen Poesie angesehen werden kann, bildeten fast alle einigermaßen namhafte Dichter des damaligen Spaniens gegen ihn eine geschlossene Schar, die zwar unter sich oft in Fehde, doch zusammenhielt, wo es darauf ankam, die Mustergültigkeit des seit der Thronbesteigung der Bourbons in Spanien eingeführten französischen Geschmacks zu vertheidigen, in dessen Nachahmung befangen die wieder erwachende spanische Literatur sich mit Geringschätzung von den Meisterwerken der großen alten Dichter abwendete, da dieselben nicht den Zuschnitt der französischen Regelmäßigkeit haben. Wenn wir gleich einigermaßen verlegen sind, wem unter den Gallicisten wir die traurige Ehre des Principats zuerkennen sollen, so dürfte doch Iriarte unstreitig als einer der bedeutendsten Streiter unter diesem Banner anzusehen und damit seiner Muse schon so ziemlich ihr Urtheil gesprochen sein. Der treffliche, wenngleich selbst vom gallischen Joche noch immer nicht ganz freie Quintana äußert sich (Parnaso Español p. 413—415) folgendermaßen über Iriarte:

3) Er starb schon am 7. März 1774, ebenso drei andere Söhne Karl's IV., die vor Ferdinand VII. geboren wurden. 4) Er verfaßte auch die Inschrift über dem großen Gebäude in der Alcalástraße zu Madrid, welches die Regierung für die Akademie der Künste und das naturhistorische Cabinet ankaufte. Sie lautet: Carolus III. Rex Naturam et Artem sub uno tecto in publicam utilitatem consociavit Anno MDCCLXXIV. (*Ponz*, Viage de España. T. V. [2. Aufl.] S. 258.)

Tomas de Iriarte, der einen nur allzu lebhaften, sowol activen, als passiven Antheil an jenen Kämpfen hatte, nahm damals in unserer Literatur einen sehr ausgezeichneten Platz ein, welchen er großentheils seinen Talenten, jedoch auch solchen Umständen verdankte, die nicht rein literarischer Natur waren. Alles, was ein wohl entwickelter Verstand, eine ausgesuchte Gelehrsamkeit, eine durch den feinsten Umgang der Hauptstadt ausgebildete Naturanlage einem lebhaften und aufgeweckten Geiste verleihen konnten an Regelmäßigkeit, richtigem Urtheil, Glätte und Eleganz: alles das legte Iriarte in seinen Werken nieder, die gleich nach ihrem Erscheinen die Aufmerksamkeit des Publicums ganz besonders erregten und ihm einen bedeutenden Namen verschafften. Aber wenn diese Eigenschaften ihn befähigten, sich mit Glück in den mittlern und ruhigen Dichtungsarten zu versuchen, so waren sie doch nicht hinreichend in denjenigen, welche viel Erhabenheit des Gemüths, einen kühnen Flug der Phantasie, Lebhaftigkeit im Ausdruck der Gefühle, Pracht und Stärke der Farben, Mannichfaltigkeit und Biegsamkeit der Töne erheischen. Diese Hilfsmittel des wahren und großen Dichters gingen dem Iriarte gänzlich ab. Während er oft poetisch ist in seinen Fabeln, mitunter auch in seinen Episteln, Epigrammen und leichten Dichtungen, ist er es nie in seinem Gedichte Die Musik, das eher eine Abhandlung als ein Gedicht genannt werden könnte; er ist es nie in seinen ländlichen Beschreibungen, wo ihm Einfachheit und gefällige Anmuth fehlen; es ist es nicht in seinem Guzman, einer verunglückten Nachahmung eines Vorbildes, welches das einzige Werk seiner Art sein sollte; er ist es am wenigsten endlich in seiner Übersetzung der Äneide, von der man sagen kann, daß er ihren Inhalt vollkommen, ihre Poesie gar nicht begriffen habe. Verwirrt, matt, kalt und farblos, und was bei einem Musiker doppelt auffällt, ohne Gefühl für Rhythmus und Harmonie, versteht er, selbst wo seine Verse geglättet und elegant sind, nicht die Kunst zu malen, zu rühren, zu interessiren; und so können seine Schriften als Beispiel und Strafe dienen, um zu beweisen, wie viel ein Autor verliert, wenn er sich bemüht Pfade zu betreten, auf welche seine natürliche Anlage ihn nicht führt und wofür seine Kräfte nicht ausreichen.

Wundern muß man sich übrigens, daß ein Mann, dem Neigung und Übung ein feines musikalisches Gehör hätten verleihen sollen, sein Gedicht über die Musik mit einem Verse beginnt, dem die Cadenz und Accentuation eines solchen fehlt, und daß er ihn nie verbessern wollte, so leicht es auch war. Denn man mag die Wörter, aus denen er besteht, stellen, wie sie nur immer einen Sinn geben, immer entsteht aus ihnen ein wohlgebauter Vers, ausgenommen grade in der Zusammenstellung, welche Iriarte wählte, er schrieb nämlich: **las maravillas de aquel arte canto** (ich singe die Wunder jener Kunst), was keinen guten Vers gibt, während ein solcher auf folgende drei Arten gewonnen würde: **1) Canto las maravillas de aquel arte: 2) Canto del arte aquel las maravillas; 3) Del arte aquel las maravillas canto.** — Man erzählte damals, daß Huerta, eben erst wieder mit Iriarte ausgesöhnt und zu einer Vorlesung des Gedichtes eingeladen, nach Anhörung des ersten Verses, verwundert über dessen Dissonanz, ihn sich zweimal wiederholen ließ und dann fragte, ob nicht ein Fehler darin sei, und da der Verfasser die Nothwendigkeit einer Verbesserung nicht zugeben wollte, sich von seinem Sitz erhob und die Versammlung verließ, ohne daß weder Bitten, noch die dem Wirthe und der Gesellschaft schuldige Achtung, noch irgend eine Rücksicht ihn zum Bleiben und Zuhören bewegen konnten.

Schon Bouterwek (Geschichte der Poesie und Beredsamkeit 3. Bd. S. 598—600) macht auf die mannichfachen Mängel dieses Gedichtes aufmerksam, von dem er sagt, daß es, mit allen seinen Vorzügen gewisser Art, den wahren Charakter eines Lehrgedichts ebenso merklich verfehle, wie die frühern Versuche der Spanier in dieser Gattung. „Es ist," fährt Bouterwek fort, „mit vielem Verstande entworfen, mit der nöthigen Eleganz der Sprache ausgeführt und hat mehre nicht unpoetische Stellen. Aber die systematische Form ist nicht durch eine poetische Composition versteckt, und anstatt für die Wahrheiten, die gelehrt werden sollen, poetisch zu interessiren und den Unterricht selbst in Darstellung zu verwandeln, behandelt es den didaktischen Vortrag als Hauptsache und die poetische Darstellung nur als Schmuck; und so besteht es zu drei Viertheilen nur aus elegant versificirter Prosa."

Auch Iriarte's Fabeln, wenn sie gleich bei ihrem Erscheinen freudig begrüßt wurden, können sich dennoch nicht messen mit denen seines Mitbewerbers Samaniego[5]) (man sehe diesen Artikel). Freilich verwendete Letzterer auf seine moralischen Fabeln nicht soviel Sorgfalt, nicht soviel Feile in der Ausführung, noch ein gleiches Talent der Erfindung und Paßlichkeit, wie das, welches sich in Iriarte's Fabeln zeigt; Samaniego verfährt mit mehr Sorglosigkeit, zuweilen selbst mit Vernachlässigung und Schmucklosigkeit, aber mit weit mehr Grazie, weit mehr Poesie des Styls, wenn der Gegenstand es verlangt, endlich mit weit mehr Kraft und Biegsamkeit. Iriarte erzählt gut, aber Saminiego malt; jener ist geistreich und gewandt, dieser lieblich und natürlich; die Witze und Idiotismen in den Werken Beider sind treffend und richtig, aber während Iriarte sie sucht, findet Samaniego sie, ohne zu suchen.

Bouterwek (S. 595—598), der Samaniego's Fabeln nicht kannte, urtheilt deshalb verhältnißmäßig zu günstig über die von Iriarte. Seine Worte mögen hier einen Platz finden: „Der Gedanke war neu, literarische Wahrheiten, deren mehre doch auch als moralische angesehen werden können, zum Thema Äsopischer Fabeln zu wählen und diese Fabeln in allen Arten von Sylbenmaßen

5) Sie erschienen zuerst in zwei Bänden. (Valencia 1781 und Madrid 1784.) Zwischen dem Erscheinen der beiden Theile hatte Iriarte seine Fabeln herausgegeben, und da er mit Samaniego sich entzweite, so schrieb dieser, der ihn früher als Muster aufgestellt, jetzt anonym gegen ihn **Observaciones sobre las fábulas literarias** und andere Schriftchen, nachmals auch eine Parodie von Iriarte's Guzman. (*Quintana*, **Parnaso Español**. p. 467.)

zu entfalten, die nur [illegible] wollen. Es gab bis dahin noch überhaupt keinen classischen Fabeldichter in der spanischen Literatur. Iriarte's Fabeln empfehlen sich nicht nur durch ihre classische Sprache und durch die vortreffliche Versification; sie haben auch einen eigenen Reiz des Styls, der nicht für eine glückliche Nachahmung der Manier des Jean Lafontaine angesehen werden kann, im Grunde aber doch anders beschaffen ist. Iriarte erreicht, wie Lafontaine, die ganze Harmonie des Wesens der Fabel mit einer gefälligen Kunstfertigkeit, der mit anmuthiger Leichtigkeit die Charaktere, die in der Fabel anschaulich dargestellt werden soll, ohne allen Schein der künstlichen Geschicklichkeit, [illegible]. Die [illegible] Elemente dieses Styls brauchte Iriarte nicht bei einem Ausländer zu suchen. Er durfte nur die gediegene Naivetät mehrer alten Romanzen und spanischen Lieder mit dem wahren Geiste der Äsopischen Fabel vereinigen, und seine Erzählungsart mußte den Ton annehmen, durch den sie der Manier des Lafontaine begegnet. Deswegen behaupten auch unter diesen 67 literarischen Fabeln des Iriarte diejenigen den Vorzug der naiven Darstellung, die in Redondillen und andern spanischen National-Sylbenmaßen versificirt sind. Der didaktische Werth einiger ist nicht außerordentlich. Aber wo auch der Gedanke oder die sogenannte Moral dieser Fabeln kein besonderes Interesse hat, wird man durch die Darstellung befriedigt. Ob Iriarte alle diese Fabeln ganz erfunden, kann wenigstens nur durch mühsame Nachforschung entschieden werden. Eine derselben stimmt, was die Lehre oder Moral betrifft, ganz mit der Gellert'schen Fabel vom Maler in Athen überein [6]). Daraus darf man aber noch nicht folgern, daß sie von Gellert entlehnt sei [7])".

Am wenigsten Werth haben wohl Iriarte's dramatische Arbeiten; ihr Hauptverdienst möchte die Beobachtung der drei Einheiten sein. Sie sind jetzt fast vergessen, und Ochoa hat daher mit Recht in seinem Tesoro del Teatro Español 5 Bände (Paris) keins von Iriarte's Stücken aufgenommen. In der Vorrede der spanischen Akademie zu den Comedias de Moratin äußert sich dieselbe (p. XIV.) über die beste derselben auf folgende Weise: „Nicht ohne viele Schwierigkeit gelang es dem Iriarte, im Jahre 1788 sein Lustspiel el Señorito mimado auf die Bühne zu bringen. Es wurde von der Gesellschaft Martinez sehr gut aufgeführt und erwarb sich den Beifall des Publicums wegen seines moralischen Gegenstandes, seines Plans, seiner Charaktere und der Leichtigkeit und Reinheit seiner Versification und seines Styls. Vielleicht verdient es den Tadel derer, welche Mangel an dramatischer Bewegung, an Leichtigkeit und komischer Heiterkeit darin finden wollten. Aber leicht verzieh man [illegible]

6) El oso, la mona y el cerdo. — Die Fabel los huevos hat viel Ähnlichkeit mit Gellert's Geschichte vom Hute. 7) Daß Iriarte's Fabeln auch in Teutschland Beifall fanden, beweist eine von Bertuch besorgte Übersetzung (Leipzig 1788); daß aber eine derselben sogar in ein teutsches Lesebuch (Sammlung von Denksprüchen, Liedern, Fabeln für Kinder von 5 bis 10 Jahren. [Leipzig 1827. Reclam.]) aufgenommen worden, dürfte schwerlich Billigung verdienen. (Der Esel, ein Flötenspieler. S. 295.)

[illegible]

Nach diesem [illegible]

[illegible] Quintana Parnaso Español p. 413— [illegible] [illegible] Gregor p. 135. 136. — [illegible] — Huber's spanisches Lesebuch S. [illegible] — Comedias de Moratin Prólogo p. IX [illegible] und XXVII. [illegible]

(J. D. [illegible])

5) Ignacio de Iriarte (Maler), s. d. Art.

IRIARTEA. So nannten die [illegible] von Peru zu Ehren ihres Gönners, des [illegible] dien, Don Bernardo Iriarte, eine Pflanzengattung der dritten Ordnung der 13. Linné'schen Classe [illegible] der ersten Ordnung der 23. Classe) und aus der der Arecinen der natürlichen Familie der Palmen. Die Blüthen polygamisch, monöcisch: der [illegible] sehr ästig, mit mehren dachziegelförmig über [illegible] genden Scheiden; Kelch und Corolle dreiblätterig, [illegible] tere größer als der erstere; drei Griffel; die [illegible] einsamig; der Eiweißkörper gleichförmig; der [illegible] genau an der Basis. Ruiz und Pavon (Prodr. [illegible] ruv. t. 32) fanden nur eine Art dieser Gattung [illegible] toidea, in den Wäldern von Peru. Eine [illegible] Ir. Andicola Spreng. (Syst. veg. II. p. 623 [illegible] lon Andicola Humb. et Bonpl. pl. equin. [illegible] 1 u. 2), eine der beiden Palmen, welche [illegible] (s. d. Art. Palmae) entdeckten Humboldt und [illegible] auf dem tropischen südamerikanischen Hochgebirge; [illegible] lich fügte noch Martius (Palm. bras. t. 33— [illegible] neue Arten, Ir. ventricosa, exorrhiza und [illegible] aus Brasilien hinzu. (A. [illegible])

Iribu, Urubu, s. unt. Vultur.

IRICO (Giovanni Andrea), ein gelehrter [illegible] des vorigen Jahrhunderts, wurde am 6. Juni [illegible] Trino bei Vercelli geboren und erhielt im älterlichen [illegible] eine gute Erziehung. Später widmete er sich [illegible] der Theologie unter der Aufsicht seines Oheims, [illegible] Generalvicar des dortigen Bischofs war, und [illegible] auf dessen Kosten auf der Universität Turin [illegible] Sein Fleiß und seine Fähigkeiten fanden [illegible] nung und er erhielt sogleich nach Beendigung [illegible] dien eine Pfründe in dem Flecken Livorno bei [illegible] In dieser einsamen Gegend befaßte er sich [illegible]

mit historischen und theologischen Studien, bis er nach Mailand gezogen und dort vom Grafen von Archinto zum Aufseher seiner Bibliothek gemacht wurde (1748). Noch im nämlichen Jahre erhielt er seine Ernennung zum Präfecten der Ambrosischen Bibliothek, welche Stelle er bis zum J. 1764 bekleidete, in welchem er aus Liebe zu seinem Vaterlande den Ruf als Propst und Pfarrer an der Kirche zu Trino annahm. Hier hatte er in seinem Alter mit manchem Verdrusse zu kämpfen und wurde immer mehr von seinen literarischen Arbeiten abgezogen. Er starb am 2. März 1782. Seine vorzüglichsten Werke sind folgende: Rerum patriae libri tres ab anno urbis aeternae CLIV ad annum Chr. MDCLXXII (Mediolani 1745. Ib. 1747. Ib. 1762. F.), eine mit großer Gründlichkeit gearbeitete Geschichte der Stadt Trino; De S. Evasio, Astensium primo episcopo et martyre (Mediolani 1748. 4.), Vita dei SS. Martiri Vitale ed Agricola (Milano 1759), Memorie degli atti e translazione di S. Cajo, papa e martire (Casale 1768), Codex Evangeliorum S. Eusebii manu exaratus, ex autographo nunc primum in lucem proditus (Mediolani 1748. 2 Voll. 4.) und Specchio della dama cristiana (Turino 1819. 12.), ein aus den Kirchenvätern gezogenes Erbauungsbuch für Damen, welches De Gregory aus der Handschrift des Verfassers herausgab. Ferner sind noch zu nennen: Dialoghi tre sopra la descrizione di Milano del Latuada (Milano 1738), welche unter dem angenommen Namen Idrenio Anacaringio erschienen, zwei Briefe (Epistola ad Philippum Argellatum institutum edendi historiam urbis Tridinensis exponens, Epistola ad Comitem A. Simonetta de veteri argenteo sigillo Mediolani reperto), welche man in den Acta Eruditorum (Jun. 1740) abgedruckt findet, Dissertazione sul fine primario del matrimonio (Mediolani 1751), Controreplica al signor Coute Rubini sul fine primario de matrimonio (Milano 1753), Oratio habita in laudem Dominici Leonardi (Milano 1751) und Fragmenti antiqui lapidis Romae effossi explicatio (s. l. et a.). Mit Ph. Argellati gab er die Bibliotheca scriptorum mediolanensium (Mediolani 1745. 2 Voll. F.) heraus *). (*Ph. H. Külb.*)

Irid und die mit Irid componirten Artikel s. unt. Iridium und dessen Composita.

IRIDANKISTRON, s. Iriankistron, s. Ireankistron (von ἶρις, die Regenbogenhaut und ἄγκιστρον, der Haken), bezeichnet ein von Schlagintweit zur künstlichen Bildung einer Pupille durch Ablösen der Iris vom Ciliarbande angegebenes, mit einem Spitzendecker versehenes, hakenförmiges Instrument. Ähnliche hakenförmige Instrumente haben Andere, wie Langenbeck und Gräfe, Koreoncion, Coreoncion, Coroncion (von κόρη, die Pupille, und ὄγκιον, das Häkchen) genannt. Richtiger dürfte wol die Benennung Iridoncion sein. Das Wesentliche dieser Irishäkchen besteht darin, daß die Hakenspitze durch einen Schieber gedeckt werden kann, um das einmal Gefaßte sicherer festhalten und hervorziehen zu können. Die Differenzen derartiger Instrumente liegen darin, ob der Spitzendecker, oder das Häkchen verschiebbar ist, ob der Spitzendecker platt oder canülenartig geformt ist. (*X. Schömann.*)

Iridaps *Commers.*, s. Artocarpus.

Iride (Mineral.), s. unt. Quarz.

IRIDEAE. So nannte Jussieu (Gen. pl. p. 57) eine monokotyledonische, zunächst mit den Amaryllideen, aber auch mit den Melanthieen, Scitamineen und Orchideen verwandte Pflanzenfamilie, welche Linné zu seinen Ensatae gerechnet hatte. Die Irideen sind meist unbehaarte Kräuter, welche vermittels ihrer Knollen, Zwiebelknollen oder Wurzeln ausdauern, selten Halbsträucher. Ihre Blätter (entweder blos Wurzelblätter oder auch abwechselnde, zweizeilige Stengelblätter) sind einfach, ungetheilt, ganzrandig, schwert- oder linienförmig, nervig-gestreift, an der Basis reitend, meist scheidenartig. Die Zwitterblüthen stehen am Ende des Stengels oder Schaftes in Ähren, Doldentrauben oder Rispen, selten einzeln und sind mit einer zweiblätterigen, blattartigen gemeinschaftlichen Hülle oder Scheide und jede Blume mit zwei nahe beisammenstehenden, meist trockenhäutigen Stützblättchen oder besonderen Scheiden versehen. Die Blüthendecke (Perianthium od. Perigonium) steht über dem Fruchtknoten und ist corollinisch, meist groß und schön gefärbt, sechsspaltig, regelmäßig oder unregelmäßig, hinfällig: die drei inneren mit den drei äußeren abwechselnden Abschnitte sind diesen oft unähnlich, kleiner oder fast ganz schwindend. Drei Staubfäden sind an der Basis der äußeren Blumenabschnitte eingefügt: die Antheren gipfelständig, mit ihrer Basis angeheftet, zweifächerig, mit parallel neben einander liegenden Fächern, welche sich in einer Längsspalte nach Außen öffnen. Der Fruchtknoten ist dreifächerig: die mit vielen Eierchen bedeckten Mutterkuchen stehen in der Axe; drei mehr oder weniger zusammengewachsene Griffel mit ebenso vielen, meist freien, zuweilen breiten oder corollenblattartigen, selten zweilippigen oder an der Spitze gespaltenen Narben. Die Fruchtkapsel dreifächerig, dreiklappig: die Klappen längs der Mitte die Scheidewände tragend; die nervenförmigen Mutterkuchen auf dem Rande des mittleren Winkels der Scheidewände angewachsen, zuweilen zu einer Säule, welche sich später von den Scheidewänden löst, vereinigt, vielsamig; die Samen in jedem Fache in zwei Reihen, mit doppelter oder dreifacher Hülle, von denen die äußerste, dünne oder papierartige bisweilen mit einem Flügelfortsatze versehen ist; der Eiweißkörper ist hornartig oder dichtfleischig, der Embryo eingeschlossen, in der Axe oder excentrisch, gerade oder wenig gekrümmt.

Die Irideen finden sich in den wärmeren Gegenden der gemäßigten Zonen beider Hemisphären, besonders zahlreich auf der Südspitze von Afrika. Sie sind geschätzte und leicht zu cultivirende Zierpflanzen. Ihre Wurzelknollen enthalten neben einer großen Menge Stärkemehl und Schleim einen scharfen talgartigen Stoff und ätherisches Öl. Je nachdem der eine oder andere dieser Bestandtheile mehr hervortritt, werden sie theils als Nahrungsmittel, theils als schleimige, lindernde oder reizende Heilmittel benutzt.

*) Biographie universelle. Tom. LXVII. p. 554—556.

Die Blumenblätter mehrer Irisarten geben eine Malerfarbe und die Narben des Safrans (s. Crocus sativus), welche einen eigenthümlichen Farbestoff (Polychroit oder Crocin) und ein scharfes ätherisches Öl enthalten, sind sowol zum Färben, als auch als reizendes Gewürz im Gebrauche.

Endlicher (Enchir. p. 98) rechnet 32 Gattungen zu dieser Familie: Sisyrinchium *L.*, Libertia *Spreng.*, Cipura *Aublet* (Marica *Schreber*), Vieusseuxia *Laroche*, Moraea *L.*, Diplarrhena *Labillardière*, Iris *L.*, Herbertia *Sweet*, Cypella *Hooker*, Hydrotaenia *Lindley*, Tigridia *Jussieu*, Rigidella *Lindley*, Ferraria *L.*, Pardanthus *Ker*, Aristea *Solander*, Witsenia *Thunberg*, Patersonia *R. Brown*, Galaxia *Thunb.*, Ovieda *Spr.*, Anomatheca *Ker*, Babiana *Ker*, Gladiolus *Tournefort*, Watsonia *Miller*, Sparaxis *Ker*, Montbretia *Candolle* (Tritonia *Ker*, Waitzia *Reichenbach*), Ixia *L.*, Diasia *Cand.*, Hesperantha *Ker*, Geissorrhiza *Ker*, Trichonema *Ker*, Crocus *L.* und als Anhang Tecophilaea *Bertero* (Pöppigia *Kunze*).

(*A. Sprengel.*)

IRIDECTOME DIALYSIS, eine besondere Operationsmethode zur künstlichen Bildung einer Pupille, wobei nicht nur die Regenbogenhaut vom Ciliarbande abgezogen und in die vorgängig gemachte Hornhautwunde eingeklemmt, sondern auch ein Stück von derselben mit der Scheere abgeschnitten wird; s. d. Art. Pupillenbildung (Koremorphosis). (*X. Schömann.*)

IRIDECTOMIA bezeichnet diejenige Methode, eine künstliche Pupille zu bilden, wobei ein Stück aus der Regenbogenhaut herausgeschnitten wird; s. d. Art. Pupillenbildung (Koremorphosis). (*X. Schömann.*)

IRIDENCLEISIS, gleichfalls eine besondere Methode der Pupillenbildung, welche sich von anderen dadurch unterscheidet, daß man das mit dem Häkchen abgelöste Stück Regenbogenhaut in die kleine Hornhautwunde einzuklemmen und dadurch das umgebildete Seheloch offen zu erhalten sucht; s. d. Art. Pupillenbildung (Koremorphosis). (*X. Schömann.*)

IRIDEREMIA (zusammengesetzt aus ἶρις und ἔρημος, wüste, leer), bezeichnet den Mangel, das Fehlen der Regenbogenhaut. Obgleich Einige geneigt sind, unter den Begriff von Irideremia auch solche erworbene Fehler der Iris zu zählen, wobei eine beträchtliche Erweiterung der Pupille stattfindet und wo von der Iris nur ein schmaler Streif am großen Ringe derselben sichtbar ist, z. B. bei Mydriasis und nach Verletzungen der Regenbogenhaut; so ist dies doch einer klaren Distinction der Begriffe dieser wesentlich verschiedenen Zustände, worauf doch Alles ankommt, geradezu entgegen und darum verwerflich. Man hat vielmehr unter Irideremia den gänzlichen Mangel oder das Fehlen der Regenbogenhaut, als Fehler der fötalen Entwickelung, zu verstehen. In den früheren fötalen Entwickelungsperioden des Auges fehlt regelmäßig die Iris, erst nachdem der Chorioidealspalt verwachsen ist, erscheint sie als ein schmaler dunkler Streifen am obern Abschnitte, der allmälig breiter werdend, und dies immer von Oben her, sich nach Unten auch vereinigt und einen Ring bildet. Wenn nun diese Entwickelung der Iris nicht stattfindet, so entsteht daraus das in Rede stehende Leiden, der angeborene Mangel der Iris. An einem solchen Auge nimmt man keine Blendung oder Regenbogenhaut wahr, der Grund des Auges erscheint braunschwarz, grauschwarz, mattglänzend, selten röthlich, in einiger Entfernung gewahrt man aber ein rothes Leuchten des sich bewegenden Auges, gleich dem eines Rubines, namentlich wenn starkes Licht ins Auge fällt. Dieser röthliche Schein rührt wahrscheinlich von gleichzeitiger schwacher Pigmentabsonderung, nicht aber von zu starkem Lichtreflexe her, da einestheils die Chorioidea und Retina nicht wie Spiegel wirken, und anderntheils in vielen Fällen von Irideremia dieses rubinähnliche Leuchten nicht beobachtet worden ist. Genauere anatomische Untersuchungen solcher Augen fehlen zur Zeit noch. Gewöhnlich werden die an Iris Mangel leidenden Augen zum größten Theile vom obern Augenlide bedeckt und beständig hin und her bewegt, um dem allzu starken Lichtreize möglichst auszuweichen. Mehrentheils sehen solche Kranke in der Dämmerung besser, kleine Gegenstände vermögen sie nicht wohl zu unterscheiden, ebenso wenig Farbennuancen und Gegenstände in einiger Entfernung, wahrscheinlich weil zu viel Lichtstrahlen in zu mannichfacher Richtung ins Auge fallen, deren Brechungen sich kreuzen und daher die Lichtbilder in einander fließen lassen. Größere Lichtscheu oder Blendung an Iris Mangel Leidender wird wol durch das fortwährende Hin- und Herrollen der Augen und allmälige Gewöhnung herbeigeführt. Häufig bildet sich grauer Staar aus. Eine Heilung dieses Übels gehört zur Zeit unter die frommen Wünsche. Indessen versuchte Lusardi durch Brillen mit convexen Gläsern, deren Seitentheile mit Schalen von Schildpatt so belegt waren, daß nur im Mittelpunkte der Gläser eine Öffnung von der Größe der gewöhnlichen Pupille unbedeckt blieb, nicht ohne Nutzen, angeblich einer Kranken Hilfe zu verschaffen, was Nachahmung verdient. Überhaupt sind Anstrengungen der Augen, die Einwirkung greller Lichtstrahlen u. s. w. zu vermeiden, das Tragen von Lichtschirmen und farbigen, besonders blauen Brillengläsern zu empfehlen. (*X. Schömann.*)

Iridgold, s. Iridiumgold.

IRIDINA. Lamarck trennt von Anodonta eine Art, welche ein der ganzen Länge nach gekörntes Schloß besitzt und an den Flüssen tropischer Gegenden vorkommt unter der Benennung Iridina exotica. (*Germar.*)

IRIDIUM. I. Mineralogie. Im losen Sande Südamerika's und in neuerer Zeit in demselben Sande am Abhange des Ural und im birmanischen Reiche fand man Platin. Bei der chemischen Untersuchung solcher metallischen Körner stellte sich aber bald heraus, daß man es hier noch mit andern Stoffen als Platina zu thun habe; und so entdeckte man als eigenthümliche Metalle das Palladium, Rhodium, Osmium und Iridium. Das letztgenannte Metall wurde zuerst von Tennant rein und isolirt dargestellt; es hat eine weiße, etwas ins Graue fallende Farbe; ist in allen Säuren unlöslich, selbst im Sauerstoffgebläse unschmelzbar; Härte = 7; specifisches Gewicht = 18,6; spröde; oxydirt und dann in Säuern

aufgelöst, theilt es der Schwefelsäure und Salpetersäure eine violette, der Salzsäure bald eine grüne, bald blaue, bald rothe Farbe mit. Dieser auffallende Farbenwechsel bewog Tennant dem von ihm entdeckten Metalle den Namen „Iridium" beizulegen. Man glaubte das Iridium bisher nur mit Platina verbunden; doch haben wir in der neuesten Zeit auch eigene Iridverbindungen kennen gelernt. Alle sind Körner oder Plättchen (selten Krystalle), welche mit Platinkörnern zusammen vorkommen, diesen und unter sich ähnlich und nur durch feinere Unterschiede von einander getrennt. Solcher Verbindungen kennen wir bis jetzt fünf.

1) Gediegen Iridium (im engern Sinne des Wortes); zwei Verbindungen mit Platin und zwei mit Osmium. Gediegen Iridium besteht nach den von Breithaupt und Lampadius gemeinschaftlich angestellten Versuchen fast nur aus Iridium und zeigt nur noch eine Spur von Osmium. Es erscheint in kleinen structurlosen Körnern, die sich durch eine rein silberweiße Farbe und durch Vertiefungen auf der Oberfläche vor den übrigen auszeichnen. Das specifische Gewicht wird = 24,94 angegeben, das höchste, welches überhaupt vorkommt. Die Härte = 6,5. Nur von Nischney Tagilsk bekannt.

2) Platiniridium enthält nächst dem vorigen das meiste Iridium, nämlich 76,81; 19,64 Platin, außerdem noch Palladium und Kupfer. Es erscheint in kleinen Krystallen des tesseralen Systems und zwar in Octaedern mit Würfelflächen. Es zeigt, wenn schon nicht deutlich, drei Durchgänge, parallel den Flächen des Würfels. Das specifische Gewicht = 22,8. Härte 6,5. Die Farbe ist zwar weiß, fällt aber etwas ins Gelbe. Man hat es bei Newiansk am Ural und in Ava im birmanischen Reiche gefunden.

3) Iridplatin ist nach Svanberg aus 27 Iridium, 55 Platin, außerdem noch aus Rhodium, Palladium, Eisen und Kupfer zusammengesetzt. Es zeichnet sich vor den übrigen Iridverbindungen durch sein niedriges specifisches Gewicht = 16,94 aus; auch sollen die Körner desselben stets mehr rund sein. Die übrigen Eigenschaften aufzufinden, ist bis jetzt unterlassen worden. Kam nur in Brasilien vor.

4) Osmiridium enthält beinahe ebenso viel Iridium als Osmium, nämlich 46 Irid., 49 Osm., außerdem noch Rhodium. Vor dem Löthrohre schmilzt es nicht und verbreitet auch keinen Osmiumgeruch. Die Farbe ist ziemlich zinnweiß; das specifische Gewicht, welches man an Stücken von verschiedenen Fundorten abnahm, variirt von 16,5 — 19,4; an Härte übertrifft es alle übrigen Iriderze, da es das Glas ritzt. Es erscheint in kleinen Körnern, krystallinischen Blättchen, auch Dihexaedern, deren Endkantenwinkel 127°, der Grundkantenwinkel 124° beträgt. Ein Durchgang parallel der Endfläche des Prismas deutlich. Man findet es am Ural und zu Minas Geraes in Brasilien.

5) Iridosmium erscheint in hexagonalen Tafeln oder sehr plattgedrückten Körnern mit einem deutlichen Blätterdurchgange. Es zeichnet sich besonders durch seine bleigraue Farbe aus. Dabei glänzt es weniger stark, als das Osmiridium und ist auch weicher als dasselbe. Härte = 7; specifisches Gewicht = 21,1. Es enthält nach Berzelius 25 Iridium, 75 Osmium. Vor dem Löthrohre schmilzt es nicht, verbreitet aber den eigenthümlichen durchdringenden Geruch nach Osmium. Es kommt sparsam bei Nischney Tagilsk und Katharinenburg vor.

(Dr. *Rost.*)

II. Chemie. Das zuerst von Descotils 1803, bald auch von Fourcroy und Vauquelin wahrgenommene, etwas später aber von Tennant mit völliger Gewißheit als ein selbständiger, einfacher Körper erkannte und von Letzterem mit dem Namen Iridium (von Iris), wegen des Farbenwechsels seiner Auflösung, belegte Metall (N. allgem. Journ. der Chemie. I. 462. II. 73. III. 262. v. 166), kommt theils als untergeordneter Bestandtheil des Platinerzes, theils als wesentlicher Bestandtheil einiger seltenen gediegenen Erze (s. Iridiumerze) vor. Das Columbische Platinerz enthält bis zu 1,46 Proc., das Ural'sche 2,35 bis 4,97 Proc. Iridium.

Die Darstellung des Iridiums im isolirten Zustande ist mit Schwierigkeiten verknüpft und mit der des Osmiums genau verbunden, weil am häufigsten beide Metalle einander begleiten; man benutzt gewöhnlich den Rückstand vom Auflösen des Platinerzes in Königswasser, welches hauptsächlich eine Verbindung beider Metalle enthält, oder das Iridosmiumerz; denn das platinhaltige Iridiumerz ist selten. Man zerreibt die Legirung in einem Stahlmörser so fein als möglich, und zieht das etwa beigemengte, vom Mörser herrührende Eisen mit Salpetersäure aus; man mengt das feine Pulver mit geschmolzenem Salpeter zu gleichen Theilen und erhitzt das Gemenge in einer Porzellanretorte, welche man mit einer Vorlage und mit einem Gasleitungsrohre versieht. Die Retorte wird allmälig bis zum Weißglühen erhitzt, und die sich hierbei entwickelnden Gasarten in wässeriges Ammoniak geleitet. Das Iridium und Osmium oxydiren sich auf Kosten der Salpetersäure des Salpeters, ein Theil der gebildeten Osmiumsäure entweicht mit dem Stickoxydgas und wird vom Ammoniak absorbirt, ein anderer Theil setzt sich in der Vorlage an, welche mit Ammoniak ausgespült wird. Die rückständige Salzmasse in der Retorte wird mit kaltem Wasser ausgezogen, der klare Auszug vom Ungelösten abgegossen, mit Salpetersäure in Überschuß versetzt und bei gut verklebten Fugen und kalt gehaltener Vorlage die Hälfte abdestillirt; das Übergegangene ist Osmiumsäure, die durch die Salpetersäure aus dem osmiumsauren Kali frei gemacht worden ist. Der vom Wasser ungelöste Rückstand wird nochmals mit Salpeter geglüht, mit Wasser ausgezogen u. s. w. Was in den Retorten an Flüssigkeit zurückgeblieben, wird filtrirt, mit Chlorkalium vermischt, zur Trockene verdampft, die trockene Masse mit kohlensaurem Natron gemengt, in einer Retorte, wie zuvor, erhitzt, wobei abermals Osmiumsäure entweicht; der Rückstand wird dann mit Wasser ausgezogen, das zurückbleibende Iridiumoxyd in einem Filter gesammelt, ausgewaschen, getrocknet, endlich bei gelinder Hitze durch Wasserstoffgas reducirt und, um die letzten Spuren anhängenden Osmiums zu entfernen, an der Luft zur Dunkelrothglüh-

hitze gebracht, wieder reducirt und so einige Male hinter einander behandelt, bis alles Osmium ausgetrieben ist. Eine andere einfachere Methode, Osmium und Iridium zu gewinnen, hat Wöhler angegeben; sie besteht darin, daß man entweder die reine Verbindung, oder ebenso gut auch den Rückstand vor der Auflösung des Platinerzes mit einem gleichen Gewichte verknisterten Kochsalzes innig mengt und in ein Glasrohr einfüllt, welches man horizontal in einen Ofen legt und durch herumgelegte Kohlen bis zum Rothglühen erhitzt. Das eine Ende des Rohrs bringt man mit einer Flasche in Verbindung, in welcher man Chlor entwickelt, und an das andere paßt man luftdicht eine tubulirte Vorlage mit einem Entbindungsrohr an, welches man in wässeriges Ammoniak taucht. Das Chlor läßt man allmälig sich entwickeln. Es wird Anfangs vollständig absorbirt, und wenn es anfängt, sich aus dem Entbindungsrohre zu entwickeln, ist die Operation als vollendet anzusehen. Hierbei ist der größte Theil der Verbindung in Chlormetalle, das Chlorosmium aber durch den Sauerstoff des das Chlorgas begleitenden Wassers in Osmiumsäure verwandelt worden, welche in der Vorlage sich condensirt. Das Rohr wird zerschlagen und der Gehalt mit Wasser behandelt, welches eine Verbindung von Chlornatrium mit Iridiumchlorid, nebst etwas Eisenchlorid und Osmiumsäure auszieht. Indem man die Auflösung in eine Vorlage mit wässerigem Ammoniak zur Hälfte abdestillirt, kann die Osmiumsäure größtentheils entfernt werden. Man versetzt die rückständige Auflösung hierauf mit einem Überschuß von kohlensaurem Natron, dampft das Gemisch bis zur Trockene ab, glüht die eingetrocknete Masse in einem Tiegel und wäscht den Rückstand mit Wasser aus. Das Ungelöste besteht aus Iridiumoxydnatron mit Eisenoxyd verunreinigt. Es wird mittels Wasserstoffgases, welches man über die in einem Glasrohre erhitzte Masse streichen läßt, reducirt, daraus das Natron mittels Wasser und das Eisenoxyd durch Salzsäure ausgezogen (Poggend. Ann. XXXI, 161. XXXII, 232. XXXIV, 377).

Das durch Wasserstoffgas reducirte Iridium ist grau, dem Platinschwamm ähnlich; wird es zwischen Fließpapier zuerst gelinde, dann unter einer starken Schraubenpresse gepreßt und endlich in einem Gebläseofen bis zum Weißglühen erhitzt, so erhält man es in einer zusammenhängenden Masse, welche sich poliren läßt und ein specifisches Gewicht = 15,7 besitzt. Vor einem starken Knallgasgebläse kann es zu kleinen silberglänzenden Kugeln geschmolzen werden, welche, wie das Silber, während des Schmelzens Luft absorbiren, beim Erkalten aber wiederum abgeben, sodaß die erkaltete Kugel porös ist (Poggend. Ann. XLI, 207). Es ist nicht dehnbar, zerspringt leicht unter dem Hammer und zeigt auf der Bruchfläche ein krystallinisches Gefüge. Durch Digestion von Iridiumsesquioxydul mit Ameisensäure, so lange als sich noch Kohlensäure entwickelt, oder auch durch Aussetzen einer alkoholigen, schwefelsauren Iridiumoxydlösung am Sonnenlichte, erhält man das Iridium in fein zertheiltem Zustande als schwarzes Pulver, dem Lampenruß ähnlich. Es condensirt Gasarten und bewirkt in ausgezeichnetem Grade die Verbindung von Wasserstoff und Sauerstoff, daher es auch von Döbereiner anstatt des Platinschwammes bei der Construction der nach ihm benannten Zündmaschine empfohlen wird (Schw.-Seidel's N. Jahrb. der Ph. u. Ch. 1830. III, 465). Dieses Iridiumpulver ist auch in Königswasser löslich, was mit dem auf trockenem Wege reducirten Iridium nicht der Fall ist. Das schwarze Iridiumpulver, welches man durch Fällung des Iridiums aus seiner nach der Wöhler'schen Methode gewonnenen Lösung mittels metallischen Zinks erhält, wird in der Porzellanmalerei als schwarze Farbe angewandt und übertrifft in dieser Beziehung alle ähnlichen Pigmente (Poggend. Ann. XXXI, 13).

Das geglühete Iridium wird von keiner Säure, selbst nicht von Königswasser angegriffen und kann nur mit Sauerstoff oder Chlor wieder verbunden werden, wenn man zu einem erhitzten Gemeng von Iridium oder Chlornatrium Chlor leitet, oder Iridium mit Salpeter, oder einem reinen oder kohlensauren Alkali, in letzterem Falle bei Luftzutritte, glüht. Das auf nassem Wege gewonnene Iridiumpulver wird beim Glühen an der Luft, ebenso auch, aber noch vollständiger, durch Schmelzen mit saurem schwefelsaurem Kali zu Sesquioxydul oxydirt. Mittelbar kann überhaupt das Iridium in vier Verhältnissen mit Sauerstoff verbunden werden, in welchen Verbindungen auf 100 Theilen Metall sehr nahe 8,12,16 und 24 Sauerstoff enthalten sind (s. **Iridiumsauerstoffverbindungen**). Diesen vier Sauerstoffverbindungen entsprechen vier Iridiumchlorverbindungen (s. d.). Mit Jod und Brom hat man das Iridium noch nicht zu verbinden versucht. Ebenso ist auch noch keine Verbindung des Iridiums mit Cyan isolirt dargestellt worden, dagegen hat Booth eine Doppelverbindung aus Cyaniridium und Cyankalium kennen gelehrt (Poggend. Ann. XXXI, 161). Schwefel verbindet sich mit Iridium, wenn man ihn damit erhitzt, doch nicht vollständig mit der ganzen angewandten Menge. Fällt man Sauerstoff- oder Chlorverbindungen des Iridiums mit Schwefelwasserstoffgas, so entsprechen die Schwefelverbindungen, welche sich bilden, den zersetzten Verbindungen. Sie sind braun, und lösen sich, so lange sie noch feucht sind, in reinem Wasser und färben es gelb; auch in kaustischen, kohlensauren und geschwefelten Alkalien sind sie auflöslich. Salpetersäure löst das präcipitirte Schwefeliridium, so lange es noch feucht ist, ebenfalls ohne Rückstand auf. Die Auflösung enthält, je nach der Schwefelungsstufe des Metalls und der Menge und Concentration der Säuren, entweder schwefelsaures Iridiumoxydul und dann ist sie dunkelgrün; oder schwefelsaures Sesquioxydul, und dann ist sie braun; oder endlich schwefelsaures Oxyd, und dann ist sie orangefarben. Ist die Salpetersäure concentrirt, so schlägt sich das gebildete Salz als eine braune, nicht krystallinische Masse nieder. Vermittels kalter Salpetersäure kann man aus einem, auf nassem Wege bereiteten Gemenge von Schwefelplatin und Schwefeliridium letzteres ausziehen. Wird Iridium in gasförmigem Phosphor erhitzt, so vereinigt es sich damit, unter kaum merklicher Lichtentwickelung, zu Phosphoriridium, welches wie reines Iridium aussieht,

und an freier Luft geglüht, sich in ein Gemenge von phosphorsaurem Iridiumoxydul und metallischem Iridium. Kohlenstoffiridium bildet sich durch Cementation, wenn man ein zusammenhängendes Stück Iridium in die Weingeistflamme hält, sodaß es von allen Seiten davon umgeben ist. Man sieht auf der Oberfläche des Metalles schwarze, blumenkohlähnliche Massen entstehen, die Kohleniridium sind, welches sich durch die Vereinigung des Kohlenstoffes des Alkoholdampfes mit Iridium gebildet hat. Beim Herausnehmen aus der Flamme, verbrennt der Kohlenstoff; läßt man es aber ins Wasser fallen, so erhält man es unzersetzt. Es ist schwarz, glanzlos, abfärbend, leicht entzündlich, unter Zurücklassung von 80 Proc. metallischem Iridium. (Berzelius in Poggend. Ann. XIII, 435, 527. X, v. 208.) (*Duflos.*)

Iridiumblei, s. Iridiumlegirungen.

IRIDIUMCHLORVERBINDUNGEN. Iridium geht mit Chlor vier verschiedene Verbindungen ein, nämlich: Iridiumchlorür, Iridiumsesquichlorür, Iridiumchlorid und Iridiumsesquichlorid; sie verbinden sich mit alkalischen Chlormetallen zu, theilweise krystallisirbaren, Doppelchloriden, das Iridiumsesquichlorid ist sogar nur in solcher Verbindung bekannt. 1) Das Iridiumchlorür (Chloretum iridosum), in 100 Theilen 73,59 Iridium und 26,41 Chlor enthaltend, bildet sich, wenn man über poröses Iridium bei schwacher Rothglühhitze Chlorgas leitet. Es ist ein olivengrünes Pulver, welches stark abfärbt, bei starker Rothglühhitze in seine Bestandtheile zerfällt, in Wasser unlöslich ist und von Salzsäure und Königswasser nur in geringer Menge aufgenommen wird. Iridiumoxydulhydrat dagegen wird von Salzsäure in weit größerer Menge aufgelöst. Die Auflösung hat eine aus Gelb, Braun und Grün gemischte Farbe; wird sie mit Kalium-, Natrium- oder Ammoniumchlorid versetzt und dann abgedampft, so erhält man unkrystallisirbare grüngefärbte, zerfließliche Chlorsalze, deren beide Glieder gleichviel Chlor enthalten. Ätzammoniak schlägt aus diesen Auflösungen Iridiumchlorür-Ammoniak nieder. 2) Das Iridiumsesquichlorür (Chloretum subiridosum), aus 65 Iridium und 35 Chlor bestehend, bildet sich, wenn man Iridium mit Salpeter glüht, die Masse mit Salpetersäure übersättigt und digerirt, die unaufgelöst bleibende Masse mit Wasser auswäscht und endlich in Chlorwasserstoffsäure auflöst. Die Salpetersäure löst das Kali und eine sehr kleine Menge Iridiumoxyd auf, und die Chlorwasserstoffsäure verwandelt unter Entwickelung von Chlor das zurückbleibende Oxyd in Iridiumsesquichlorür, welches vom Wasser aufgenommen wird. Die Auflösung hat eine gelblichbraune Farbe, kann nicht krystallisirt erhalten werden, sondern trocknet beim langsamen Verdunsten zu einer schwarzen zerfließlichen Masse ein und wird in höherer Temperatur unter Entwickelung von Chlorwasserstoffsäure in ein Oxychlorür verwandelt. Das Iridiumsesquichlorür verbindet sich, wie das Chlorür, mit alkalischen Chloriden; man hat aber von diesen Verbindungen noch keine krystallisirt erhalten. Setzt man einen Überschuß von Chlorkalium zu der Auflösung des Sesquichlorürs zu, so sondert sich eine Verbindung von Chlorkalium und Iridiumchlorid aus, die Flüssigkeit färbt sich vorübergehend blau, und zuletzt bleibt eine Verbindung von Chlorkalium und Iridiumchlorür bleibt aufgelöst. 3) Das Iridiumchlorid (Chloretum iridicum), in 100 Theilen 58,215 Iridium und 41,785 Chlor enthaltend, entsteht, wenn man eine concentrirte Auflösung von Iridiumsesquichlorür mit Königswasser vermischt und gelinde digerirt. Man versetzt das Gemisch mit einem Überschuß von Salzsäure und läßt es in einem flachen Schälchen bei ganz gelinder Wärme verdunsten. Man erhält eine schwarze, gesprungene, durchaus unkrystallinische Masse, die an den Rändern mit rother Farbe durchsichtig ist, an der Luft zerfließt, sich in Wasser und Weingeist leicht löst; die wässerige Auflösung ist dunkelrothbraun, läßt beim Verdampfen Chlor entweichen und Sesquichlorür bleibt zurück. In Verbindung mit alkalischen Chloriden ist das Iridiumchlorid weit beständiger. Leitet man zu einem erhitzten innigen Gemenge von Chlorkalium und porösem Iridium so lange Chlor, als noch davon absorbirt wird, so bildet sich eine Verbindung von Chlorkalium mit Iridiumchlorid, welche mit überschüssigem Chlorkalium gemengt ist; mit wenig kaltem Wasser kann letzteres ausgezogen werden, kochendes Wasser löst die Doppelverbindung mit rothgelber Farbe auf, die aus der heißen Auflösung in schönen, glänzenden, schwarzen, oktaedrischen Krystallen ausschießt. Diese sind wasserleer, enthalten in 100 Theilen 69,437 Iridiumchlorid und 30,563 Chlorkalium, also 40,392 Proc. Iridiummetall. Die Verbindung ist in kaltem Wasser wenig löslich, in salzhaltigem Wasser fast unlöslich, ebenso in Alkohol, welcher sie aus der wässerigen Lösung in Gestalt eines kirschrothen Pulvers niederschlägt. Von concentrirtem Ätzammoniak wird sie unter Stickgasentwickelung in Iridiumchlorür-Ammoniak verwandelt. Dem eben beschriebenen Kalium-Iridiumchlorid entspricht eine Natriumverbindung, welche in ähnlicher Weise gewonnen wird, in Prismen krystallisirt, 20 Proc. Wasser enthält und im Wasser leicht löslich ist. Versetzt man eine wässerige Lösung dieses Salzes mit Chlorammonium, so schlägt sich ein dunkelkirschrothes Pulver nieder, welches Ammonium-Iridiumchlorid (Iridiumsalmiak) ist. In kaltem Wasser ist es wenig löslich, viel mehr in heißem, woraus es, wie das Kaliumsalz, in wasserleeren regulären Oktaëdern krystallisirt. Beim Glühen hinterläßt es 44,32 Proc. metallisches Iridium. Fügt man zur Auflösung des einen oder des andern der vorerwähnten Doppelchloriden eine Auflösung von Kali in Überschuß, so wird die Flüssigkeit entfärbt, oder die dunkele Farbe verwandelt sich in eine sehr schwach grünliche, wobei sich nur eine Spur von einem bräunlichschwarzen Niederschlag bildet. Wird diese helle Auflösung erwärmt, so findet gewöhnlich zuerst nur eine schwache Veränderung statt, läßt man sie aber nach dem Erhitzen stehen, so fängt sie an, sich blau zu färben, und die blaue Farbe, welche von einer Verbindung zwischen Iridiumoxydul und Iridiumsesquioxydul herrührt, nimmt nach und nach an Intensität zu, und zwar von der Oberfläche aus, wo sie von der Luft berührt wird. Dampft man die blaue Auflösung ab, so scheidet sich zuerst etwas eines blauen Niederschlages ab; die trockene Masse ist aber weiß mit einem

Stich ins Grünliche. Behandelt man sie mit Wasser, so bleibt ein blaues Pulver ungelöst, während die Auflösung ungefärbt ist. Einigermaßen ähnlich verhalten sich Auflösungen von Ätzammoniak, kohlensaurem Kali und Natron. Auflösungen von kohlensaurem Ammoniak, phosphorsaurem Natron, Opalsäure, Kaliumeisencyanür, schwefelsaurem Eisenoxydul, Jodkalium entfärben die Iridiumchloridlösung bald oder nach einiger Zeit. Schwefelwasserstoffgas wirkt ebenso, nach kurzer Zeit entsteht aber in der Flüssigkeit ein brauner Niederschlag von Schwefeliridium, welcher in Schwefelammonium löslich ist. Eine Stange metallischen Zinks schlägt das Iridium aus der Iridiumchloridlösung metallisch als ein schwarzes Pulver nieder, aber nicht vollständig. 4) Iridiumsesquichlorid (Chloretum subiridicum) ist bis jetzt in isolirter Form noch nicht dargestellt worden, sondern nur in Verbindung mit Chlorkalium als Kalium-Iridiumsesquichlorid, und auch diese Verbindung läßt sich nicht willkürlich darstellen, sondern man erhält sie nur bisweilen, wenn man Iridium mit Salpeter glüht, die ganze Masse in Königswasser auflöst, dann zur Trockene verdunstet und endlich mit Wasser auszieht. Anfangs zieht Wasser nur Chlorkalium aus, dann färbt es sich rosenroth, und indem man ferner kleine Mengen Wassers nach einander anwendet, gelingt es, nach und nach alles rosenfarbene Salz auszuziehen, ohne eine bedeutende Menge von Kalium-Iridiumchlorid mit aufzunehmen. Man verdunstet die rosenrothen Auflösungen zur Trockene, reibt das Salz zu feinem Pulver und behandelt es mit Alkohol, um das eingemengte Chlorkalium auszuziehen. Das zurückbleibende bräunliche Salzpulver wird in Wasser aufgelöst und die Auflösung freiwillig verdunsten gelassen; das Salz krystallisirt dann in rhomboïdalen Prismen mit zweiflächiger Zuspitzung und von dunkelbrauner Farbe, und löst sich in Wasser mit schöner Rosafarbe, ähnlich einem Rhodiumsalze. Es enthält in 100 Theilen 52,21 Proc. Chlorkalium und 47,79 (23,01 Iridium, 24,78 Chlor) Iridiumsesquichlorid. (*Duflos.*)

IRIDIUMERZE nennt man die natürlich vorkommenden iridiumhaltigen Verbindungen, in denen Iridium einen wesentlichen Bestandtheil bildet. Bekannte, hierher gehörige Verbindungen sind nur die natürlichen Legirungen von Iridium mit Osmium und Platin, welche zwei Mineralgattungen bilden, von denen die eine Iridosmid nach von Kobell oder Osmiumirid nach von Leonhard, die andere Gediegen Iridium genannt wird. Vom Iridosmid gibt es zwei Arten, lichtes und dunkeles. Das lichte Iridosmid (Iridosmin nach von Kobell) besteht aus 1 Atom Iridium und 1 Atom Osmium, kommt besonders im Ural und auch in Brasilien vor, entweder als Körner oder als krystallinische Blättchen, von denen die größten 1 bis 2 Linien Durchmesser haben; sie ritzen das Glas, besitzen ein specifisches Gewicht = 19,25, werden weder von Salpetersäure noch von Königswasser angegriffen, selbst durch Erhitzung in atmosphärischer Luft oder in Sauerstoffgas findet keine Oxydation statt, daher das Osmium darin auch hierbei nicht durch den Geruch wahrgenommen werden kann. Auch beim Erhitzen in Chlorgas findet keine Einwirkung statt. Nur durch Schmelzen mit salpetersaurem Kali wird die Legirung zersetzt, indem [illegible] beide Metalle oxydiren; es entwickelt sich Osmium[illegible] welche am Geruch erkennbar ist. Das dunkele Iri[illegible] bildet kleine sechsseitige Säulen, kommt ebenfalls i[illegible] vor, enthält die drei- bis vierfache Menge Osmium[illegible] sitzt ein specifisches Gewicht = 21,118, entwickelt [illegible] Erhitzen an der Luft den durchdringenden Geruch [illegible] miumsäure und verliert seinen metallischen Glanz. Gediegen-Iridium ist im Platinsand aus Amerika, [illegible] Ural und von Ava gefunden worden; es bildet [illegible] runde Körner von silberweißer, ins Gelbe spielender [illegible] Das Uralsche Erz besaß ein specifisches Gewicht von [illegible] und bestand nach L. Svanberg in 100 Theilen aus [illegible] Iridium, 19,64 Platin, 0,89 Palladium und 1,7[illegible] (Verlust 0,84). Das amerikanische Erz hatte ein spec. Gewicht von 16,94 und bestand aus 55,44 Platin, [illegible] Iridium, 6,86 Rhodium, 0,49 Palladium, 4,1[illegible] 3,30 Kupfer (Verlust, eine Spur Osmium mit ei[illegible] sen, 1,98). Das Ava'sche Erz findet sich in dem [illegible] der Bäche, welche sich in den Fluß Kyendween [illegible] und enthält nach einer vorläufigen Untersuchung [illegible] sey 20 Proc. Platin und 80 Proc. Iridium (Pogg. Ann. XXXII, 480, XXXIV, 379). ([illegible])

Iridiumgold, Iridiumkupfer, s. **Iridiumlegirungen.**

IRIDIUMLEGIRUNGEN. Mit andern [illegible] verbindet sich das Iridium nur bei sehr hoher Temperatur. Die geschmeidigen Metalle können eine ziemlich große [illegible] davon aufnehmen, ohne ihre Geschmeidigkeit zu [illegible] Bei Behandlung dieser Legirungen mit Salpetersäure [illegible] das Iridium pulverförmig zurück, bei einem ge[illegible] halt an Iridium löst Königswasser einen Theil [illegible] die ganze Menge des Iridiums auf; was ungelöst [illegible] ist pulverförmig. Das Bekannte über einzelne [illegible] Iridiumlegirungen rührt meistens von Vauquelin [illegible] nant her, welche Verbindungen von Iridium [illegible] Blei, Kupfer, Silber und Gold dargestellt haben. [illegible] Versuche hat Bunsen angestellt (Poggend. XL[illegible] Iridiumamalgam oder Iridiumquecksilber hat Bö[illegible] reiten gelehrt durch Behandlung von Natrium[illegible] mit Natrium-Iridiumchlorid, wobei unter Gas[illegible] und Erhitzung die Flüssigkeit schnell ihre intensiv [illegible] rothbraune Farbe verlor, während sich eine Menge [illegible] grauschwarzer Flocken abschied. Das vollkommen [illegible] bildete Iridiumamalgam war ziemlich dickflüssig [illegible] terließ beim heftigen Glühen ein schwarzes Pulver; [illegible] Salpetersäure noch etwas Quecksilber entzog. [illegible] natürlichen Iridiumlegirungen mit Osmium [illegible] s. **Iridiumerze.** Die angeblichen Legirungen [illegible] lichem Iridosmid mit andern Metallen existiren [illegible] Berzelius gezeigt (Lehrb. III, 224). ([illegible])

Iridiumosmium, s. **Iridiumerze.**

Iridiumoxyd, Iridiumoxydul, s. **Irid[illegible] stoffverbindungen.**

Iridiumquecksilber, s. **Iridiumlegirungen.**

Iridiumsalmiak, s. **Iridiumchlorverbindungen.**

IRIDIUMSALZE. So werden im chemischen [illegible] steme die Verbindungen zweiter Ordnung genannt [illegible]

nen das eine Glied Iridium als wesentlichen Bestandtheil enthält. Von derartigen Verbindungen sind bis jetzt nur wenige dargestellt und näher untersucht worden, und wir verdanken das Bekannte fast ausschließlich Berzelius (Poggend. Ann. XIII. XV). Die bekannten iridiumhaltigen Chlorsalze sind unter Iridiumchlorverbindungen, und die bekannten iridiumhaltigen Sauerstoffsalze unter Iridiumsauerstoffverbindungen näher beschrieben. *(Duflos.)*

IRIDIUMSAUERSTOFFVERBINDUNGEN. Berzelius hat vier verschiedene Verbindungen des Iridiums mit Sauerstoff kennen gelehrt (Poggend. Ann. XIII. XV), in denen 100 Theile Metall mit 8,12, 16,24 Theilen Sauerstoff verbunden sind. Diese Oxyde haben die Namen: Iridiumoxydul, Iridiumsesquioxydul, Iridiumoxyd und Iridiumsesquioxyd erhalten. 1) Das Iridiumoxydul (Oxydum iridosum) erhält man mit Kali verbunden als schwarzes Pulver, wenn man Iridiumchlorür mit einer Kaliauflösung digerirt; durch Digestion mit einer Säure kann das Kali entfernt werden, da in diesem Zustande das Kali in Säuren unlöslich ist. Schlägt man Natrium-Iridiumchlorür mit kohlensaurem, welches man in nur sehr geringem Überschuß anwendet, nieder: so erhält man einen grünlichgrauen, voluminösen Niederschlag, welcher Iridiumoxydulhydrat ist. Dieses ist in Säuren auflöslich und gibt damit die Iridiumoxydulsalze, von denen jedoch nur das schwefelsaure und das salpetersaure näher untersucht worden sind. Das erstere gibt eine dunkelgelblichgrün gefärbte Auflösung, welche nach gelindem Verdunsten eine bräunlichgrüne, glänzende, durchaus nicht krystallinische Masse hinterläßt. Das salpetersaure Iridiumoxydul gibt eine ähnlich gefärbte Auflösung, wie das vorige; nach einiger Zeit wird sie zuweilen purpurfarben, verdunstet man sie aber bis zur Trockene, so nimmt das Salz wieder seine grüne Farbe an. Das mit Salpeter geglühete Iridium bildet mit Salpetersäure eine wenig intensiv purpurrothe Auflösung, welche bei gelinder Wärme zur Trockene verdunstet, so dunkelgrün wird, daß sie fast schwarz aussieht und sich nachher mit dunkelgrüner Farbe in Wasser auflöst. Beim Erhitzen verliert das Iridiumoxydulhydrat sein Wasser; aber den Sauerstoff verliert es in der Rothglühhitze nicht, ist aber nun in Säuren unlöslich. 2) Das Iridiumsesquioxydul (O. subiridosum) wird erhalten, wenn man Kalium-Iridiumchlorid mit kohlensaurem Kali oder Natron mengt, darauf bis zum gelinden Glühen erhitzt und die Salzmasse mit Wasser auslaugt, wobei es ungelöst zurückbleibt, aber leicht mit dem reinen Waschwasser durch das Filtrum geht und damit eine graublaue, trübe Flüssigkeit bildet, aus welcher sich das Iridiumsesquioxydul absetzt, wenn sie mit salzhaltigem Wasser vermischt wird. Das Iridiumsesquioxydul bildet sich auch, wenn man schwammiges Iridium beim Zutritte der Luft erhitzt, oder mit reinem Kali oder Salpeter schmilzt und die geglühete Masse zuerst mit Wasser und dann mit verdünnter Salpetersäure auswäscht, um einen Hinterhalt von Kali, welches vom Wasser nicht ausgezogen wird, zu entfernen. Der wässerige Auszug erscheint zuweilen durch aufgelöstes Sesquioxydul dunkelbraungelb gefärbt; die Auflösung wird jedoch leicht zersetzt, besonders beim Verdünnen mit vielem Wasser, oder auch beim Erhitzen. Es fällt kalihaltiges Oxyd nieder. Versucht man eine solche alkalische Auflösung zu filtriren, so nimmt das Papier eine grünliche Farbe an und verwandelt das aufgelöste Sesquioxydul in Oxydul, welches die Poren des Papiers bald vollständig verstopft. Es verträgt Rothglühhitze, ohne Sauerstoff zu verlieren, durch eine Weißglühhitze wird es aber zu Metall reducirt; vom Wasserstoffgas wird es ohne Hilfe äußerer Wärme reducirt, was darin begründet zu sein scheint, daß es, wie das Metall selbst, die Eigenschaft hat, die Vereinigung des Wasserstoffgases mit dem Sauerstoffgase zu veranlassen, wobei es sich hinreichend stark erhitzt, um vom Wasserstoffgas reducirt zu werden. Wenn man durch Natron oder Kali das Iridiumsesquichlorür, oder eins seiner mit Kalium- oder Natriumchlorid gebildeten Salze zersetzt, so erhält man Iridiumsesquioxydulhydrat, welches einen braunen, voluminösen Niederschlag bildet, chemisch gebundenes Alkali enthält, welches sich nicht auswaschen läßt, sich in Säuren löst und damit Sauerstoffsalze bildet, deren Auflösung bisweilen so dunkelbraun ist, daß sie wie ein Gemenge von Wasser mit venösem Blut aussieht. Iridiumsesquioxydul verbindet sich außderdem noch mit dem Iridiumoxydul zu einem Oxyduloxyd von blauer Farbe, welches sich in Säuren mit schön dunkelblauer Farbe löst. Diese blaue Verbindung kann immer erhalten werden, wenn man in die Auflösung eines Iridiumchloridsalzes Ammoniak gießt und das Gemisch bei gelinder Wärme so lange digeriren läßt, bis das meiste Ammoniak verflüchtigt ist. Das blaue Oxyd wird dann fast gänzlich niedergeschlagen und läßt sich in einem Filtrum sammeln. Verdunstet man die Auflösung, statt sie zur rechten Zeit zu filtriren, so verschwindet die blaue Farbe und man erhält eine basische Verbindung von Ammonium mit Iridiumchlorür. 3) Iridiumoxyd (O. iridicum) ist noch nicht isolirt dargestellt worden, da es sich in Alkalien sehr leicht auflöst und daher aus seinen Auflösungen durch diese nicht gefällt werden kann. Kocht man eine Auflösung von Kalium-Iridiumchlorid mit kohlensaurem Kali, so schlägt sich unter Aufbrausen ein schwarzes Oxyd nieder, welches aber nur Sesquioxydul ist. Löst man Schwefeliridium in Salpetersäure auf und läßt die überschüssige Säure verdunsten: so enthält die orangefarbene Auflösung schwefelsaures Iridiumoxyd; beim Eintrocknen entweicht Schwefelsäure und es bleibt ein braunes basisches Salz zurück. 4) Iridiumsesquioxyd (O. subiridicum) erhält man mit Kali verbunden, wenn man Iridiumsesquichlorid mit kohlensaurem Kali versetzt und gelinde digerirt, als graulichgelbes, gallertartiges Hydrat. Der Alkaligehalt desselben läßt sich durch Wasser nicht entfernen, es ist darin grade in der Proportion enthalten, daß es beim Auflösen des Oxyds in Chlorwasserstoffsäure ein Chlorsalz bildet. Versucht man, dem trockenen Hydrat durch Erhitzen das Hydratwasser zu entziehen, so zersetzt es sich mit einer plötzlichen Decrepitation, und wird, durch die plötzliche Entwickelung des Wassers und eines Theiles Sauerstoff, aus dem Gefäße geschleudert. Wie sich das Iridiumsesquioxyd zu den Sauerstoffsäuren verhalte, ist noch nicht untersucht. Löst man es in Salzsäure auf, so

ist die Auflösung gelb, wird aber roth, wenn man sie abdunstet. (*Duflos.*)

Iridiumsesquioxyd, Iridiumsesquioxydul, s. Iridiumsauerstoffverbindungen.

Iridiumsilber, s. Iridiumlegirungen.

IRIDODIALYSIS nennt man diejenige Operationsmethode der Pupillenbildung, wobei die Regenbogenhaut mit einem haken- oder zangenförmigen Instrumente von ihrem großen Ringe aus theilweise abgelöst wird, um dort ein künstliches Sehelech (Pupille) anzulegen; s. d. Art. Pupillenbildung (Koremorphosis). (*X. Schömann.*)

IRIDODONESIS (zusammengesetzt aus ἶρις und δόνησις, das Winken), bezeichnet einen bei Krankheiten des Glaskörpers, Linsenvorfall und als Vorläufer künftig eintretender Amaurosa vorkommenden Fehler der Regenbogenhaut, der in schwankenden, schwingenden oder wankenden Bewegungen derselben besteht und als übles Symptom zu betrachten ist. (*X. Schömann.*)

IRIDOPTOSIS, Vorfall der Regenbogenhaut (s. d. Art. Prolapsus iridis).

IRIDOSCHISMA bedeutet dasselbe, was man gewöhnlich mit dem Worte Koloboma Iridis zu bezeichnen pflegt, nämlich Irisspalte, gewöhnlich an der untern Hälfte derselben als Fehler der ersten Bildung vorkommend (s. d. Art. Koloboma iridis). (*X. Schömann.*)

IRIDOSTERESIS (στέρησις), die Wegnahme eines Stückes der Iris, i. q. iridectomia; s. d. Art. Pupillenbildung (Koremorphosis). (*X. Schömann.*)

IRIDOTOMEDIALYSIS, eine Operationsmethode der Pupillenbildung, welche aus der Iridotomia und Iridodialysis zusammengesetzt ist, wobei die Iris also vom vorgängig in dieselbe gemachten Einschnitte aus verzogen wird; s. d. Art. Pupillenbildung (Koremorphosis). (*X. Schömann.*)

IRIDOTOMEUCLEISIS, Pupillenoperationsmethode, welche aus der Iridotomia und Irideucleisis complicirt ist, wobei also nach vorgängigem Einschnitte die Iris nicht nur von dort verzogen, sondern auch in die Hornhautwunde eingeklemmt wird; s. d. Art. Pupillenbildung (Koremorphosis). (*X. Schömann.*)

IRIDOTOMIA, älteste und einfachste, aber auch am wenigsten genügende Methode der Pupillenbildung, wobei von der vordern oder hintern Augenkammer her durch einen einfachen Einschnitt in die Blendung ein künstliches Sehelech gebildet werden soll, was zuerst Cheselden 1730 versuchte; s. d. Art. Pupillenbildung (Koremorphosis). (*X. Schömann.*)

IRIGL, ein bedeutendes Dorf im Districte von Sign, im Kreise Spalato des Königreichs Dalmatien, das als Untergemeinde zur Hauptgemeinde Sign gehört, nach Turiaki als Filial eingepfarrt ist, nahe dem Flusse Cettina liegt, und von Spalato 24 Meilen entfernt ist. Die Gegend zeichnet sich durch den Charakter ihrer sehr kühn und großartig geformten Gebirgsumgebungen aus. (*G. F. Schreiner.*)

IRIGNY, Dorf im Canton St. Genis und Arrondissement Lyon des französischen Rhonedepartements, mit 1200 Einwohnern. (*Klaehn.*)

IRIJÁ, Fluß im Kaiserthum Brasilien, ist [illegible] das Ende seines Laufes schiffbar, fällt in die [illegible] Rio Janeiro und bildet an seiner Mündung einen Ha[illegible]

IRIJÚS, kleine Völkerschaft in Brasilien, [illegible] hauptsächlich die Comarca Purú und Coary.

Irim, s. Iriny.

IRIMBERTUS, ein durch seine exegetische [illegible]ten bekannter Benedictinermönch, wurde zu Anfang [des] 12. Jahrhunderts geboren und trat um das Jahr [illegible] in das berühmte Benedictinerkloster zu Admont in [Steier]mark, wo er sich durch seine Tugenden und [illegible] so sehr auszeichnete, daß er von mehren Klöstern [illegible] verlangt wurde. Eine Feuersbrunst hatte zwar im J. [illegible] das Kloster beinahe ganz verzehrt und ihn in seine[n ge]lehrten Arbeiten unterbrochen, aber er verließ [illegible] der in diesem mislichen Zeitpunkte nicht und [illegible] im J. 1160 dem ehrenvollen Ruf nach Bamberg, [illegible] die Leitung des St. Michaelsklosters übernahm. [illegible] Jahre später das Kloster Admont seinen Vorsteher [illegible] kehrte Irimbert in dieser Eigenschaft dorthin zurück [illegible] starb daselbst im J. 1177. Seine bis jetzt ge[illegible] Werke sind: Commentariorum in librum Judicum [li]bri II. (in *Bern. Pezii* Thesaur. Anecdot. nov. [illegible] Vindel. 1721. Fol.], Tom. IV. P. I. p. 1[illegible] Expositio libri Ruth (Ebendas. p. 441—47[illegible]) [Com]mentarius allegoricus in selecta quaedam [illegible]tici Canticorum (Ebendas. Tom. I. P. I. p. 3[illegible] Liber de decem oneribus in quaedam capit[illegible] (Ebendas. p. 425—500) und De incendio [illegible] sui ac de vita et moribus Virginum Sancti[illegible] Parthenonis Admontensis Ord. S. Benedicti (i[n] *Pezii* Bibliotheca ascetica antiquo-nova [illegible] 1723], Tom. VIII. p. 453 sqq.). In mehre[ren Biblio]theken liegen noch handschriftlich: Commentarius [illegible] tuor libros Regum, Commentarius in libr[illegible] und Homiliae in selecta Veteris Testamenti [illegible] Sermones de Domini et Sanctorum festivi[tatibus]. Das von B. Pez gegebene Versprechen, auch [illegible] Schriften herauszugeben, wurde nicht erfüllt, [illegible] kein großer Verlust für die Wissenschaft ist, [illegible]halt aller. exegetischen Werke Irimbert's, die [illegible] jene Zeit lesbar geschrieben sind, muß mager [illegible] jetzigen Standpunkt der Erklärung der heilige[n illegible] unergiebig genannt werden. (*Ph. H[illegible]*)

Irina *Blum.*, s. Prostea.

Irine, s. Irene.

IRING, 1) von Dänemark, Held des [illegible]liedes, s. im Art. Heldenbuch. 2) Der Thüringer [illegible] Hiring), s. unt. Hermenfrit.

IRINY und IRIM, ein Dorf im [illegible] stuhle (Bezirke, Processus) der szathmárer [illegible] im Kreise jenseit der Theiß Oberungarns, in [illegible] oder untern ungarischen Ebene, am rechten Ufe[r illegible] Baches, in sumpfiger Gegend gelegen, zwei [illegible]

*) Vgl. *B. Pezii* Thesaur. Anecdot. Tom. I. [illegible] XI—XVII.

Groß-Károly entfernt, mit 96 Häusern, 682 magyarischen Einwohnern (399 Reformirten, 268 Katholiken, 15 Juden) mit einem eigenen Pastorate der evangelischen helvetischen Confession, einem Bethause der Reformirten und einer katholischen Filialkirche. (*G. F. Schreiner.*)

IRIO (Irion, Ireon, Iron, Erio, Erion) hieß bei den alten Römern diejenige Pflanze, welche die Griechen Erysimon (*ἐρύσιμον*, *Dioscorides* Mat. med. 2, 183) nannten, wahrscheinlich Sisymbrium polyceraton. Fuchs begriff unter diesem Namen den wilden Senf (Sinapis arvensis), Patrick Browne die Gattung Sauvagesia, Burmann die Gattung Roridula, und neuerdings Candolle eine Abtheilung der Gattung Sisymbrium. (*A. Sprengel.*)

IRIPPO. Nach Plinius (Hist. Nat. III, 1) eine Stadt in der Hispania Baetica, die aber weiter nicht bekannt ist; steht doch nicht einmal der Name fest, da in ältern Ausgaben des Plinius derselbe auch Serippo lautet. Ukert vermuthet, daß sie in der Sierra de Ronda bei Zara oder Pinal gelegen gewesen sei. (*S. Ch. Schirlitz.*)

IRIRI. 1) Iriri-mirim, kleiner Küstenfluß in der brasilischen Provinz Sta. Katharina.

2) Iriri-guassú, auch Gravatá genannt, ebenfalls ein Küstenfluß derselben brasilischen Provinz, wird mit Canots befahren und fällt — etwa 30 Klaftern breit — in die Bai von Itapacoroya. (*R.*)

IRIRY, Fluß in der brasilischen Provinz Rio de Janeiro, ist eine kurze Strecke vor seiner Mündung schiffbar und fällt in die Bai von Rio Janeiro. (*R.*)

IRIS. I. Anatomie. Iris, Regenbogenhaut, Blendung heißt eine im Innern des Augapfels befindliche weiche, lockere, zum Theil sammtartige Haut. Von den übrigen Häuten des Augapfels unterscheidet sie sich zunächst durch die Art und Weise ihrer Lagerung. Während diese concentrisch, schalenartig um die Linse, die Glasfeuchtigkeit und die wässerige Feuchtigkeit liegen und mit einander in Flächenberührung stehen, ist die Iris nur durch einen kreisförmigen Rand mit den übrigen Häuten in Berührung, und sie liegt in einer die Augenaxe rechtwinklicht schneidenden Ebene, an der Grenze zwischen dem vordern kleinern und dem hintern größern Abschnitte des Augapfels. Ihr peripherischer kreisförmiger Rand sitzt nämlich am vordern Winkel des Strahlenbandes fest, da wo die Hornhaut und die harte Augenhaut zusammenstoßen. Sie würde aber eine vollständige Scheidewand zwischen dem vordern und hintern Augenabschnitte bilden, wäre sie nicht in der Mitte von einer beim Menschen und bei den meisten Wirbelthieren kreisrunden Öffnung durchbrochen, dem Seheloche oder der Sehe (Pupilla), durch welche der Raum zwischen der Hornhaut und der Iris (die vordere Augenkammer) und der Raum zwischen der Iris und der Linse (die hintere Augenkammer) mit einander communiciren. Übrigens liegt die Pupille nicht genau in der Mitte der Iris, ihr Rand also auch nicht concentrisch mit dem peripherischen Rande der Iris, sondern näher nach der Nasenseite hin. Entsprechend der Gestalt und Lage unterscheidet man aber an der Iris eine vordere und hintere Fläche, einen äußern oder Ciliarrand, einen innern oder Pupillarrand. Überall wird sie von der die beiden Augenkammern erfüllenden wässerigen Feuchtigkeit umspült. Sie soll nach manchen Angaben nicht in einer geraden Ebene liegen, sondern nach Vorn ganz schwach gewölbt, hinten entsprechend vertieft sein; doch gilt dies wol kaum von der Iris des menschlichen Auges.

Die vordere Fläche der Iris hat ein gestreiftes Aussehn; die Streifung verläuft im Allgemeinen in der Richtung vom Ciliarrande gegen den Pupillarrand hin, und je nachdem die Pupille eng oder weit ist, sind die Streifen mehr gerade oder mehr geschlängelt. Die vordere Fläche der Iris ist ferner bei verschiedenen Nationen und Individuen verschieden gefärbt, vom Gelblichen, Bläulichen bis zum Dunkelbraunen oder Schwarzen. Helle Färbung kommt in nördlichen, dunkle in südlichen Regionen vorzugsweise vor. Die Färbung wechselt auch bei dem nämlichen Individuum mit dem Alter; sie hat in der Jugend einen dunklern Ton, als im höhern Alter. Das Ursächliche der verschiedenen Färbung ist noch nicht genau erkannt, und es mögen auch vielleicht verschiedene Umstände dabei in Betracht kommen. Sie rührt nicht von der eigentlichen Substanz der Iris her, denn diese ist im Ganzen ungefärbt, auch nicht von dem Pigment auf der hintern Fläche, denn dieses ist bei blauen wie bei dunkeln Augen schwarz. Freilich findet sich auch auf der vordern Fläche selbst eine sehr dünne und dabei nicht continuirliche Pigmentlage. E. H. Weber gedenkt zarter Flocken auf der vordern Fläche der Iris, die sich zeigen, wenn man die Iris in Wasser bringt, und von denen die Lichtstrahlen vielleicht auf verschiedene Weise zurückgeworfen werden können. Durch Einwirkung von Weingeist ziehen sich diese Flocken zusammen, und die Farbe der Iris vergeht; so ist es mit Weingeistpräparaten. — Die Färbung zeigt nicht über die ganze vordere Fläche der Iris denselben Ton, vielmehr findet sich mehr oder weniger deutlich eine ringförmige hellere Partie ungefähr in der Mitte zwischen dem Ciliar- und Pupillarrande. Nach Außen und Innen davon ist die Färbung dunkler, und so unterscheidet man einen äußern, größern, einen innern kleinern Irisring (Annulus s. Zona iridis major et minor), von denen der kleinere regelmäßig wieder am dunkelsten gefärbt ist. Daneben unterscheidet man auch wol einen größern und kleinern Iriskreis (Circulus iridis major et minor), von denen der erstere zwischen den beiden Zonen, der letztere zwischen der kleinen Zone und dem Pupillarrande liegt. Doch ist diese ganze Nomenclatur ziemlich unbestimmt, weil die Namen Irisring und Iriskreis auch wol als synonym gebraucht werden, und die Sache wird dadurch noch verwirrter, daß man auch an den Arterien der Iris einen Circulus iridis major et minor unterscheidet. — Die vordere Fläche der Iris wird von einer Fortsetzung der Haut der wäßrigen Feuchtigkeit oder der Descemet'schen, Demours'schen Haut überzogen.

Die hintere Fläche der Iris ist dunkelbraun bis

schwarz gefärbt, auf ihr ist das schwarze Pigment ganz in derselben Form abgelagert, wie auf beiden Flächen der Chorioidea und auf den Ciliarfortsätzen. In frischen Leichnamen läßt sich das Pigment nicht in größern Partieen mechanisch von der Iris ablösen, in Augen dagegen, die mehre Tage gelegen haben, trennen sich bisweilen ohne alle Mühe Lamellen los, die 1/4 bis 1/2 so groß sind, wie die ganze Iris. Hier zerfällt also die Iris in zwei deutliche Schichten, in die vordere eigentliche Regenbogenhaut im engern Sinne, und in die hintere Pigmentlamelle. Letztere führt auch den besondern Namen der Traubenhaut (Uvea). Doch wird dieser Name bisweilen wol auch zur Bezeichnung der ganzen Iris gebraucht. Wird das Pigment mechanisch von der Iris entfernt, dann zeigt diese eine weißliche, grauliche, bis gelbliche Färbung, und es erscheinen auch auf ihrer hintern Fläche Streifen, die im Allgemeinen vom Ciliarrande aus gegen den Pupillarrand verlaufen.

Was das Gewebe der Iris anlangt, so besteht dieselbe aus einer faserigen Grundlage nebst Gefäßen, Nerven und Pigment. Über die wahre Natur der Irisfasern, deren contractile Eigenschaft nach den Lebenserscheinungen der Iris keinem Zweifel unterliegt, sind die Ansichten keineswegs übereinstimmend. Frühere Anatomen (Monro, Maunoir, Home, Nuck, Treviranus) nahmen einen zunächst dem Pupillarrande verlaufenden ringförmigen Muskel an; daneben ließ man noch ausdrücklich oder stillschweigend strahlige contractile Fasern vorhanden sein, die vom Ciliarrande aus gegen den Pupillarrand verlaufen. Die Ringfasern verengern, die strahligen Fasern erweitern die Pupille. Einen solchen Bau nimmt auch Lauth an. Durch Zusammenstellung verschiedener Beobachtuugen über das Verhalten widernatürlicher, in der Iris vorkommender Löcher gelangte E. H. Weber zu dem Ergebniß, daß manche der hier vorkommenden Erscheinungen bei der Annahme von cirkelförmigen oder strahlenförmigen oder selbst von beiderlei Fasern nicht erklärlich sind, es müsse vielmehr ein Gewirre mannichfach verwebter reizbarer Fasern, ohne bestimmte Richtung, in der Iris vorhanden sein. Nach Krause gibt es außer den Zellstoff- und Nervenfasern keine andern Fasern in der Iris. Henle findet in der Iris des Menschen und der gemeinen Säugethiere außer Gefäßen, Nerven und eingestreuten Pigmentzellen nichts als Bündel von feinen, glatten, wellenförmig gebogenen Fibrillen, ganz wie die Zellgewebebündel; die Fibrillen sind, besonders bei den Thieren, leicht von einander zu trennen, und beim Menschen mit zahlreichen, kleinen, länglichen Zellenkernen bedeckt. Dagegen besteht nach Valentin, dessen Untersuchungen vor jene Henle's fallen, die faserige Grundlage der Iris aus Muskelfasern, welche mit den nichtgestreiften Muskelfasern anderer Körpertheile vollkommen übereinstimmen. Sie liegen in gebogen verlaufenden Bündeln, und zwar die meisten in der Richtung vom Ciliarrande gegen die Pupille hin; ein anderer Theil der Faserbündel dagegen verläuft circulär, concentrisch mit dem Pupillarrande. Die circulären Bündel entstehen größtentheils, vielleicht sogar insgesammt, durch secundäre Theilung der strahlig verlaufenden Bündel und bogenförmige [illegible] Einbiegung der secundären Fascikel. Neben Gefäßen [illegible] Nerven durchsetzen noch zahlreiche Fasern und [illegible] von Zellgewebe die Grundlage der Iris. Im Auge [illegible] Pferdes, des Ochsen, des Hundes ist der [illegible] Bau deutlicher zu erkennen, als im menschlichen. [illegible] tin sagt nicht, daß die Ringfasern im kleinen, die [illegible] ligen Fasern im großen Irisringe lägen, wie [illegible] sonst annahm; sie sollen also wol in der ganzen Iris [illegible] die von ihm beschriebene Weise vorkommen, und es [illegible] demnach das Fasergewebe der Iris mehr oder [illegible] eine solche Anordnung haben, wie sie E. H. Weber [illegible] mäß den Erscheinungen in pathologischen Fällen [illegible] lirt. — Nach Berzelius stimmt das chemische [illegible] der Irissubstanz mit dem der Muskeln überein.

Die Arterien der Iris sind die äußere und [illegible] lange hintere Blendungspulsader (Arteriae cilia[illegible] sticae longae), welche zwischen der Sclerotica und [illegible] rioidea nach Vorn verlaufen, bis sie den Ciliar[illegible] Iris erreichen, und die vordern Blendungspulsadern [illegible] riae ciliares anticae). Diese bilden durch [illegible] gen am Ciliarrande der Iris und weiterhin in der [illegible] des Pupillarrandes einen doppelten Gefäßkranz, [illegible] mehr ein doppeltes kranzförmiges Gefäßnetz, das [illegible] lus arteriosus iridis major und minor. — [illegible] nen sammeln sich zum Theil in ein am Ciliar[illegible] Iris gelegenes ringförmiges Gefäß (Circulus [illegible] iridis); weiterhin begleiten sie die Arterien der [illegible] Die Nerven stammen aus den Blendungsnerven ([illegible] ciliares), welche theils aus dem Ganglion op[illegible] cum, theils unmittelbar aus dem Nervus naso[illegible] vom Augenaste des Trigeminus abgehen.

Die Iris gehört zu den contractilen Gebilden [illegible] Contractionen wirken bestimmend auf die Größe [illegible] pille, also auf die Menge der durch diese ein[illegible] und die Netzhaut treffenden Lichtstrahlen. Der [illegible] aber direct keinen Einfluß auf die Bewegungen [illegible] Je helleres Licht das Auge trifft, um so kleiner [illegible] die Pupille; in der Dunkelheit rückt der Pupil[illegible] dem Ciliarrande ganz nahe, die Pupille ist erweitert [illegible] dem nämlichen Lichtgrade ist die Pupille weiter, [illegible] die Axen beider Augen fast parallel stehen, wie [illegible] trachtung sehr entfernter Gegenstände, sie ist enger, [illegible] beide Axen convergiren, z. B. bei Betrachtung [illegible] Gegenstände, oder wenn man auch nur beide Augen [illegible] innen richtet, ohne grade einen nahen Gegenstand [illegible] sehen. Schließung des einen Auges hat eine Erweiterung? [illegible] der Pupille des offenen Auges zur Folge. [illegible] wendung von Narcoticis, z. B. Eintröpfeln [illegible] ladonna, von Hyoscyamus ins Auge bewirkt Erweiterung? [illegible] der Pupille; es werden dadurch die Nervenfasern [illegible] vorübergehend gelähmt, sodaß sie sich nicht mehr [illegible] dem einwirkenden Lichtgrade contrahirt. — Die [illegible] gungen der Iris gehören zur Classe der reflectirten? [illegible] wegungen. Reizende Eindrücke nämlich, welche [illegible] sern des Opticus treffen, werden zum Gehirn [illegible] und von hier aus werden, ohne alle Mitwirkung? [illegible] Willens, jene Nervenfasern zur Thätigkeit bestimmt [illegible]

che auf die Bewegungen der Iris von Einfluß sind. Eine unmittelbare Einwirkung des Lichts auf die Irisnerven kann nicht stattfinden, weil außer dem Opticus kein anderer Nerv durch das Licht afficirt wird, auch haben Versuche, wobei man intensive Lichtstrahlen durch eine feine Öffnung eines Kartenblattes auf die Iris allein fallen ließ, gelehrt, daß eine solche Lichteinwirkung, wenn sie nicht zugleich durch die Pupille hindurch die Retina trifft, keinen Einfluß auf die Pupille ausübt.

Die Iris bildet sich beim Fötus vom vordern Rande der Chorioidea aus, und stellt zuerst einen ganzen schmalen Ring dar. Wegen der ursprünglichen cyclopischen Anlage der Augen ist die Chorioidea an der innern Seite zuerst mit dem sogenannten Choroidealspalte versehen; dieser Spalt setzt sich bisweilen auf die nach Vorn sich entwickelnde Iris fort, und dadurch entsteht das Koloboma iridis. Die Iris im Fötuszustande unterscheidet sich aber durch die Anwesenheit der Pupillarmembran, welche die Pupille auf der vordern Seite verschließt, sodaß beim Fötus die Iris wirklich eine vollständige Scheidewand zwischen dem vordern und hintern Augenabschnitte bildet. Bei den blindgebornen Säugethieren ist diese Haut noch bei der Geburt vorhanden, und auch beim neugebornen Menschen findet sie sich noch, wenngleich vielleicht nur ausnahmsweise, wie die Beobachtungen von Cloquet, Jacob, Tiedemann darthun.

Was die Beschaffenheit der Iris in dem Thierreiche anlangt, so findet sie sich schon deutlich im Sehorgan mancher Molusken und im Auge aller Wirbelthiere. Bei den Fischen hat die Iris im Allgemeinen eine rundliche Pupille und sie ist unbeweglich. Bei den Amphibien ist die Iris etwas beweglich, und die Pupille auch meistens rund; letztere bildet aber auch ein queres Oval, oder (beim Crocodil, bei vielen Ophidiern) einen senkrechten Spalt. In der Classe der Vögel kommen alle Farbennüancen an der Iris vor; sie ist ungemein beweglich und wie es scheint selbst willkürlich; die Pupille ist überall rund. In der Classe der Säugethiere kommt auch sehr häufig eine runde Pupille vor; außerdem finden sich aber noch zwei Hauptformen derselben, nämlich ein queres Oval bei den Einhufern, Wiederkäuern, Pachydermen, Walfischen, und eine senkrechte Spalte bei vielen Fleischfressern. Bei manchen Wiederkäuern und bei den Einhufern sitzen am Pupillarrande zottenförmige oder traubenförmige, mit schwarzem Pigment bedeckte Theile, welche frei in die Pupille vorragen. (*Fr. Wilh. Theile.*)

II. **Botanik.** Iris (Schwertlilie). Mit diesem Namen bezeichneten schon die alten Griechen unsere Pflanzengattung, welche zu der ersten Ordnung der dritten Linné'schen Classe gehört und den Typus der natürlichen Familie der Irideen bildet. **Char.** Die Blüthenscheide zweiblättrig, zum Theil trockenhäutig, stehenbleibend; die corollinische Blumendecke an der Basis röhrenförmig, Nektar absondernd, mit tief sechstheiligem Saume, die Abschnitte ungleich: die drei äußeren, größeren meist zurückgeschlagen, oft auf der Platte mit einem Barte versehen; der Griffel blumenblattartig, dreispaltig; auf der Rückseite eines jeden eingekerbten Lappens dicht unter dem Einschnitte eine drüsige Falte, welche die Narbe darstellt (Schkuhr's Handbuch t. 5. b.); die Kapsel dreifächerig, dreiklappig, vielsamig, die Samen eckig (*Gärtner* de fruct. t. 13). Es sind 70 bis 80 Arten dieser Gattung bekannt, welche, mit knolligen, horizontalen Wurzelstöcken (selten mit Zwiebelknollen), schwertförmigen, an der Basis scheidenartigen Blättern, wenigblumigem Stengel und schöngefärbten (blau, violett, gelb oder weiß), großen Blumen versehen, in der gemäßigten Zone beider Erdhälften, vorherrschend aber in den wärmeren Gegenden der alten Welt einheimisch sind.

Die wichtigsten Arten sind folgende: 1) Ir. florentina *L.* (Bot. mag. t. 671., *Redouté* Liliac. I. t. 23), mit meist zweiblumigem Stengel, ungestielten Blumen, schimmelgrünlichen Blättern, einem Fruchtknoten, welcher länger, als die Blumenröhre ist und ungetheilten, bärtigen äußeren Abschnitten der blaßblauen oder weißen, wohlriechenden Blume. Wächst im südlichen Europa und liefert die officinelle Veilchen- oder Violenwurzel (Radix Iridis s. Ireos, Ir. florentinae s. liburnicae). Dies ist der ästige, knollige, fleischige, gegliederte, außen gelblich-graue, innen weiße Wurzelstock, welcher, im frischen Zustande von schwachem Geruche und scharfem, bitterem Geschmacke, beim Trocknen die Schärfe verliert und dagegen einen stärkeren, veilchenartigen Geruch gewinnt. Nach Vogel enthält die Veilchenwurzel ein ätherisches Öl, ein scharfes Weichharz, Extractivstoff, Gärbestoff Gummi und viel Stärkemehl. Sie galt schon bei den Alten als Heilmittel und Parfum (*ἶρις Theophrast.* hist. pl. I, 7, 2. IV, 5, 2. *Dioscorides* Mat. med. I, 1. iris *Plin.* hist. nat. 21, 19 und 83) und noch im vorigen Jahrhundert wandte man sie als gelinde reizendes, schleimauflösendes Mittel besonders in Kinderkrankheiten, gegen Engbrüstigkeit, Bauchgrimmen und Krämpfe, sowie überhaupt gegen Lungenkatarrhe, Rheumatismen, Würmer, Magenschwäche, äußerlich gegen faule Geschwüre und Knochenfraß in vielen Zusammensetzungen, als da sind: Pulvis diaereos Praepositi, Confectio Rebecha, Trochisei bechici Charas, Theriaca Andromachi, Pulvis cephalicus odoratus, Pulvis sternutatorius Charas, Emplastrum diachylon ireatum Penicher etc., häufig an. Gegenwärtig sind alle diese Mittel fast ganz außer Gebrauch und man bedient sich der Veilchenwurzel nur noch als eines Zusatzes zu wohlriechenden Pulvern und um Fontanellekügelchen und Beißkolben für zahnende Kinder daraus zu verfertigen. Wie bedeutend aber der Verbrauch dieser Fontanellekügelchen, namentlich in Frankreich ist, geht aus folgenden Angaben (Dingler's polytechn. Journ. Bd. 67. S. 397.) hervor: Man schätzt die Menge der in Frankreich aus der Veilchenwurzel gedrehten Fontanellekügelchen jährlich auf 20,000000 Stück. Dazu braucht man ungefähr 250 Centner der Wurzel, wovon zwei Drittheile aus dem Auslande kommen und wofür Frankreich an Toscana allein jährlich 45 bis 50,000 Franken zahlt, außer den 35 bis 40,000 Franken, welche auf Transportkosten und Zölle kommen. Ein Pfund der Wurzel gibt im Durchschnitte tausend Stück assortirter Kügelchen und neun bis zehn

Unzen Abfall, der an die Apotheker und Parfumeurs verkauft wird. Ein guter Dreher verfertigt täglich 2000 bis 2500 Kügelchen und verdient damit drittehalb bis vier Franken. Das größte Geschäft mit diesen Kügelchen machen Barthélémy Fils in Paris, welche 6,000000 bis 7,000000 liefern und Gratiot in La Ferté sous Jouarre mit ungefähr 5,000000 Stück jährlich.

2) Ir. pallida *Lamarck* (Encycl. 3. p. 294., Bot. mag. t. 685., *Redout.* Lil. t. 366., Ir. odoratissima. *Jacquin* hort. schönbr. I. t. 9., Ir. florentina *Mertens* et *Koch*, Ir. hortensis *Tausch*) mit mehrblumigem, sehr hohem Stengel, grünen Blättern und himmelblauen Blumen. Wächst ebenfalls im südlichen Europa, findet sich in unseren Gärten häufiger als die vorhergehende Art und liefert, da ihre Wurzelstöcke ganz dieselben Eigenschaften besitzen, gewiß einen großen Theil der Veilchenwurzel in den Handel.

3) Ir. germanica *L.* (Bot. mag. t. 670.) mit mehrblumigem Stengel, dessen unterste Blumen gestielt sind; der Fruchtknoten ist von gleicher Länge mit der Blumenröhre und die äußeren Abschnitte der dunkelvioletten Blumendecke sind ausgerandet. In Mittel- und Süddeutschland auf Mauern und sonnigen Waldblößen; in Gärten sehr häufig. Der Wurzelstock (Radix Iridis nostratis) ist außen dunkler gefärbt, von unangenehmem Geruche, frisch scharf, drastisch, diuretisch und purgirend, getrocknet auflösend und zertheilend. Er wird jetzt nur noch in der Thierheilkunde benutzt. Aus den Blumenabschnitten der teutschen Schwertlilie und einer anderen, gleichfalls in Teutschland auf feuchten Wiesen und in Gärten häufig vorkommenden bartlosen Art, Ir. sibirica *L.* (Bot. mag. t. 50., Sturm Teutschl. fl. 10, 40., *Jacquin* austr. I. t. 3), welche in Sibirien als antisyphilitisches Mittel gilt, bereitet man mit Kalk eine grüne Saftfarbe, das sogenannte Liliengrün.

4) Ir. Pseudacorus *L.* (Fl. dan. t. 494., Schkuhr Handb. t. 5. a. b., Ir. palustris *Mönch*, Ir. lutea *Lamarck.*) mit mehrblumigem Stengel, gespaltenen, gesägten Platten des Griffels, welche größer sind, als die lanzettförmigen inneren Abschnitte der goldgelben Blumendecke und bartlosen äußeren Abschnitten. Die gemeine gelbe Wasserlilie wächst von allen Irisarten in Teutschland am häufigsten wild, in Schlammboden an den Rändern der Teiche, Gräben und langsam fließenden Bäche und Flüsse. Ihr walzenförmiger, außen schwarzgrauer, innen fleischrother Wurzelstock (Radix Acori vulgaris, s. Pseudacori) ist geruchlos, stark abstringirend und im frischen Zustande scharf drastisch. Getrocknet wurde diese Wurzel sonst gegen Ruhren und Durchfall, gegen Asthma, Wassersucht, Unterleibs-Stockungen und als specifisches Mittel gegen den schwarzen Staar gebraucht, auch bediente man sich ihrer als eines Amuletes bei der Pest. Die Samen wurden als Kaffee-Surrogat empfohlen. Von der in England, Frankreich, Holland und im südlichen Europa vorkommenden, der vorhergehenden Art ähnlichen Ir. foetidissima *L.* (Engl. bot. t. 596., ξυρίς *Dioscorides* mat. med. 4, 22), deren Blätter gerieben einen starken, unangenehmen Geruch von sich geben, und deren Blumen bleifarben sind, wurde der Wurzelstock (R
dix Spatulae foetidae s. Xyridis) gegen Hysterie u
Skrofeln gebraucht. Von der gleichfalls südeuropäisc
Ir. tuberosa *L.* (Bot. mag.), welche zwiebelförm
Wurzelknollen und schwärzlich-gelbe Blumen hat, leit
Linné die früher officinellen Hermodatteln (Ra
Hermodactyli) her; aber mit Unrecht, da diese vielm
von Colchicumarten abstammen. Die Wurzelstöcke v
Ir. versicolor *L.*, virginica *L.* und cristata *Ai*
werden in Nordamerika als purgirende und diaphoreti
Heilmittel benutzt. Ir. Sisyrinchium *L.* — S. M
raea. (*A. Spreng*

III. Entomologie. Iris, s. Apatura Iris.

IV. Gärtnerei. *Iris L.*, Schwertlilie, Schw
tel, ist eine Pflanzengattung, deren Blumen unsern G
ten zur besondern Zierde gereichen. Die Mannichfalt
keit ihrer Farben soll dazu die Veranlassung gegeben
ben, daß man sie mit dem Namen Iris bezeichnet
indem man wähnte, bei ihnen alle Farben des Regen
gens anzutreffen. Die Arten dieses Geschlechts
Pflanzen sind sowol über die Länder des Südens als a
des Nordens unsers Erdkörpers verbreitet, und in Be
der ihnen zusagenden Behandlung sind sie einzutheilen

I. in solche, welche in den Gärten Teutschlands a
während des Winters in freiem Lande ausdauern. Di
Sorten nehmen mit jedem Boden vorlieb, und, we
gleich sie an einem fruchtbaren Standorte besonders
gedeihen, so können sie auch ziemliche Dürre vertrag
Manche Sorten hingegen, und zwar von den nachste
den die mit einem + bezeichneten, müssen während
Winters, besonders wenn ohnedies vorher Schnee ge
len ist, scharfer Frost eintritt, eine leichte Bedeckung v
Laub, oder noch besser von Kiennadeln, erhalten,
sie sonst während des Frostes, vorzüglich wenn er an
tend ist, leicht absterben. Alle aber lieben eine mögli
freie Lage, und verkommen häufig, wenn sie an weni
luftige Stellen, oder gar unter dicklaubige Bäume gepfla
werden. Folgende Irisarten mit ihren Synonymen
hören hieher:

Ir. acuta (*Willd.*), Ir. amoena (*Redout.*),
aphylla (*L.*), Ir. arenaria (*Waldst.* u. *Kitaib*
flavissima (*Jacq.*), Ir. armeniaca, Ir. Bergiana,
biflora (*L.*), Ir. biglumis (*Vahl*), Ir. bohemi
(*Schmidt*), extrafoliacia (*Mikan.*), Ir. brachycusp
Ir. caucasica (*Hoffm.*), Ir. Colvilli-vera, Ir. crist
(*Ait.*) +, Ir. cuprea (*Pursh.*), fulva (*Gawl.* u
Tratt.), Ir. curtopetala (*de Cand.*), *Vieusseuxia* i
dioides (*Red.*), Ir. dichotoma (*L.*), Ir. dubia (*Poir*
Ir. elegans (*Persoon*), Ir. ensata (*Thunb.*), gramin
(*Thunb.*), Ir. flavescens (*Redout.*), Ir. flexuosa (*Mu*
ray), Ir. florentina (*L.*), alba β. (*Savi*), Ir. foe
dissima (*L.*), foetida (*Pers.*) +, Ir. furcata (*Marc*
v. *Biberst.*), biflora (*March.* v. *Biberst.*), Ir. Ga
leri (*Redout.*) +, Ir. germanica (*L.*), Ir. glorios
Ir. graminea (*L.*), angustifolia (*Clus.*), Ir. Gülde
staedtii (*Lepech*), dubia (*Poiret.*), Ir. haematophyll
Ir. hexagona, Ir. halophylla (*Pall.*), Ir. humei,
humilis (*March.* v. *Biberst.*), alpina (*Pall.*), ruth

nica (*Gawl.*), Ir. hungarica (*Waldst.* u. *Kitaib.*), Ir. iberica (*March.* v. *Biberst.*) +, Ir. infata (*Vahl.*), foetida (*Pers.*) +, Ir. laevigata +, Ir. livida. Ir. lochnawensis, Ir. lurida (*Ait.*), Ir. lusitanica (*Ker.*) +, Ir. lutescens (*Lam.*), Ir. Mathioli, Ir. missouriensis, Ir. Monnierii (*de Cand.*) +, Ir. neglecta (*Hornem.*). Ir. ochroleuca (*L.*), Ir. odorata (*Pers.*), Ir. orientalis (*Thunb.*), germanica (*Thunb.*), sibirica (*Thunb.*), Ir. Palkii, Ir. Pallasii, Ir. pallida (*Lamarck*), odoratissima (*Jacq.*). germanica (*Jacq.*), Ir. picta (*Spreng.*). Ir. plicata (*Lam.*), Ir. pseudo-Acorus (*L.*). *β.* longifolia (*de Cand.*). lutea (*Lam.*), Ir. pluvialis. Ir. prismatica + (diese will naß stehen), Ir. pumila (*L.*). angustifolia (*Bauh.*), Ir. reticulata (*Adam.*) +. Ir. ruthenica (*Ker.*), Ir. sambucina (*L.*), Ir. sibirica (*L.*), pratensis (*Lam.*), (die gefüllt blühende Abart +). Ir. sisyrinchium (*L.*) +, Ir. sordida (*Willd.*). Ir. spathulata (*L.*) +. Ir. spuria (*L.*), angustifolia (*Clus.*). pratensis (*Bauh.*). spathulata (*de Cand.*). spathacea (*Hilar.*). maritima (*Lam.*), halophylla (*Gaw.*). Güldenstaedtii (*Lepech.*). Ir. squalens (*L.*). variegata (*Jacq.*), Ir. subbiflora (*Brot.*) +, Ir. Swertii (*Lam.*), desertorum (*Balb.*). aphylla *γ.* (*Gaw.*), Ir. tenuifolia (*L.*). Ir. tridendata (*Pursh.*), tripetala (*Walt.*), Ir. tripetala (*L.*) +, Ir. van de Wille, Ir. variegata (*L.*). *β.* limbata (*Bess.*), Ir. venusta, Ir. ventriculosa (*Pall.*), Ir. verna (*L.*), virginiana-pumila (*Pluk*), +: Ir. versicolor (*de Cand.*), flava (*Poiret.*). +; Ir. virginica (*L.*), hexagona (*Walt.*).

Alle vorstehende Sorten lassen sich sehr leicht durch Wurzeln oder Wurzeltriebe vermehren, welche am sichersten kurz nach der Blüthezeit oder auch im Herbste abgenommen und auf andere Stellen in das freie Land gepflanzt werden. Manche dieser Iris breiten sich sehr schnell aus, sodaß die äußern, fleischigen Wurzelknollen mit den daran befindlichen Trieben häufig abgestochen werden müssen, damit das Wuchern dieser Pflanzen nicht zu sehr überhand nehme.

II. Diejenigen Irisarten, welche in Teutschland während des Winters im freien Lande erfrieren würden, verlangen eine fette, jedoch leichte und lockere Erde. Rücksichtlich der Zusammensetzung derselben ist es am zweckmäßigsten, solche aus zwei Theilen Laub- oder Moor- und zwei Theilen Kuhdüngererde bestehen zu lassen; jedoch kann man sich in Ermangelung des einen oder des andern dieser Erdbestandtheile auch jeder ähnlichen mit Flußsand gemengten, fetten und leichten Erdzusammensetzung bedienen. — Diese Irisarten werden entweder in Töpfe (Äsche) gesetzt, in welchem Falle man zur Verhütung der Wurzelfäulniß den Boden vor dem Einpflanzen etwa einen Viertelzoll hoch mit kleinen Kieselsteinen belegt, mit dem Gießen, wozu man möglichst fließendes Wasser verwendet, mäßig ist, den Töpfen aber während des Winters einen sonnigen und luftigen Standort im Glashause, und in Ermangelung eines solchen, in einem Stubenfenster gibt, — oder, was noch viel zweckmäßiger ist, man richtet zur Cultur solcher Zwiebel- und Knollengewächse einen eigenen Behälter vor. Die Größe desselben würde ganz von der Anzahl der Blumengewächse abhängen, welche man daselbst hineinbringen will. Über die Einrichtung eines solchen Zwiebelblumenbehälters mag hier Folgendes angedeutet werden. An einem sonnigen, freien und gegen Mittag gelegenen Platze wird ein Beet etwa 20 Zoll tief ausgegraben, dessen Grund alsdann mit Dachziegelsteinen ausgelegt, dessen Seitenwände aber mit gebrannten Mauersteinen ausgefüttert werden, damit weder Ungeziefer, z. B. Erdwölfe, noch Maulwürfe in den Behälter eindringen können. Man beobachtet dabei die Vorsicht, daß die nördliche Mauer um einige Zolle höher als die südliche angelegt wird, sodaß Behufs des bessern Einwirkens der Sonne und des Lichts die Einfassung des Behälters von Norden nach Süden einigen Fall bekommt. Hierauf wird die vorhin bezeichnete Erde in das mit Steinen überall ausgefütterte Beet gebracht, in welche alsdann die Zwiebeln nach einer der eigenthümlichen Ausbreitung der Pflanze sich richtenden Entfernung von einander, und zwar etwa ein oder zwei Monate nach der Blüthezeit der Pflanzen, eingelegt oder umgepflanzt und mäßig gegossen werden, sobald das Beet abgetrocknet ist. So lange die Witterung während des Tags sich nicht zum Froste neigt, bleibt das auf diese Weise eingerichtete Beet der freien Luft und Sonne, sowie einem mäßigen Regen, ausgesetzt. Nur, wenn es anfängt kälter zu werden und Nachfröste zu befürchten sind, fängt man an des Abends von Bretern zusammengefügte Laden auf der obern abschüssigen Mauerwand aufzulegen, welche jedoch Morgens wieder abgenommen werden müssen. Sobald aber anhaltender Frost oder Schneewetter eintritt, darf man von dem Behälter die aufliegenden Laden gar nicht abnehmen, und man muß alsdann außerdem denselben auf allen Seiten, und selbst die Laden, mit trockenem Pferdedünger bis zwei Fuß hoch belegen, oder man nimmt in dessen Ermangelung Baumlaub, welches jedoch höher aufgelegt werden muß, weil es leichter den Frost durchläßt. Letztern Falls ist auch nöthig, Holzstangen oder Breter außerdem aufzulegen, damit der Wind das Laub nicht von den darunter liegenden Laden entführt. Bei einfallendem Thauwetter, wie überhaupt bei milderer Luft während des Winters, werden die Deckladen gehoben, damit die Luft in das Beet eindringen kann, und dieselben bei wärmer eintretender Witterung zuweilen und endlich ganz entfernt. Glasfenster aufzulegen würde das zu frühe Treiben der Knollen und Zwiebeln veranlassen und bei wieder eintretender, anhaltend rauher Witterung nicht allein der Blüthe nachtheilig, sondern sogar auch den Pflanzen verderblich werden. — Die auf solche Weise zu behandelnden Irissorten sind folgende:

Ir. augusta (*Thunb.*), Ir. bituminosa (*L.*), Ir. capensis. Ir. chinensis (*Curt.*), fimbriata (*Venten.*), Ir. compressa (*L.*), Ir. crispa (*L.*), Ir. edulis (*L.*), *Moraea* oder *Vieusseuxia* fugax (*de la Roche*), Ir. Gawleri (*Redout.*). stenogyna (*de Cand.*), Ir. gracilis (*Lichtenst.*), Ir. hirsuta (*Lichtenst.*), Ir. japonica (*Thunb.*), squalens (*Thunb.*). Ir. juncea (*Poiret.*), mauritanica (*Clus.*), Ir. longifolia (*Andr.*),

Vieusseuxia fugax (*Gawl.*), Ir. martinicensis (*L.*), Ir. minuta (*L.*), Ir. mutila (*Lichtenst.*), Ir. papilionacea (*L.*), hirta (*Jacq.*), Ir. pavonia (*L.*), *Moraea* pavonia (*de Cand.*), tigridia (*Willd.* et *Curt.*), Ir. polystrachya (*Thunb.*), Ir. ramosa oder ramosissima (*L.*), Ir. sanguinea (*Hornem.*), Ir. scorpioides (*Desf.*), alata (*Poiret.*) microptera (*Vahl.*), bulbosa (*Merian*), Ir. setacea (*L.*), setifolia (*Vahl.*), Ir. spatacea (*Thunb.*), Ir. tricuspis (*Thunb.*), tricuspidata (*L.*), *Moraea* tricuspis (*Ker.*), *Vieusseuxia* aristata (*la Roche*), Ir. tristis (*L.*), unguicularis (*Poiret.*), stylosa (*Desfont.*), Ir. viscaria (*L.*).

Die Vermehrung der vorstehenden Sorten geschieht durch Theilung der Knollen, oder Abnahme von Brut und Nebensprossen.

III. Nachstehende Irissorten erfodern, wenn sie gedeihen sollen, einer ganz besondere Behandlung:

1) Iris persica. Die kleinen länglichen Zwiebeln legt man in einen lockern, mäßig trockenen Boden in das freie Land, jedoch ist es rathsam, sie mit Eintritt des Winters mit Laub zu bedecken, die Laubdecke aber sobald wieder zu entfernen, als es nur die Witterung erlaubt, und statt dessen, so lange Nachtfröste zu befürchten sind, das Beet an jedem Abende mit Strohmatten zu belegen, weil die Blumen dieser Irisart bei leidlicher Witterung schon in den ersten Tagen des Frühlings erscheinen. Die Zwiebeln können, ohne ausgehoben zu werden, bis drei Jahre an einer und derselben Stelle liegen bleiben. Nach dieser Zeit sind sie aber, sobald nach der Blüthe die Blätter abgestorben sind, auszuheben, und nachdem man davon die junge Brut entfernt hat, werden die Zwiebeln wieder in ein neues gut zubereitetes Beet gelegt, oder auch zur Einfassung von andern Blumenbeeten benutzt.

Diese Irisart läßt sich auch während des Winters sehr leicht in Töpfen treiben, worüber in F. G. Dietrich's Wintergärtner nachzulesen ist.

2) Iris Susiana, *β.* livida (*Tratt.*), Dame in Trauerflor. — Unstreitig die größte und schönste aller Irissorten, welche zuerst in den Gärten von Constantinopel cultivirt wurde, hierauf im J. 1573 nach Holland und von dort nach Teutschland kam. Bei der Behandlung dieser Pflanze muß man sehr behutsam zu Werke gehen, wenn man die Freude genießen will, davon eine Blume zu sehen. Unerläßlich ist es, die fleischigen und saftreichen Wurzeln der Pflanze nicht zu verletzen, und selbst die zur Vermehrung dienende junge Brut nicht mit Gewalt von dem Knollen durch Abreißen oder Abschneiden zu trennen, sondern man muß deren von selbst eintretende Ablösung abwarten, weil sonst der Pflanze die Kräfte entzogen werden und außerdem sehr leicht Wurzelfäulniß entsteht, in Folge deren die Pflanze zu kränkeln anfängt und nicht leicht zur Blüthe gelangt. Geschieht es ja, daß der Knollen durch Abbrechen oder Anstechung beschädigt worden ist, so müssen die hierdurch entstandenen Wunden sorgfältig dadurch getrocknet werden, daß man sie mit Holzkohlenpulver, mit Kreide bestreut, oder auch mit Lehm oder Baumwachs verklebt. Im August, wenn die Pflanze abgewelkt ist, werden die Knollen aus der Erde gehoben, gereinigt und an e… luftigen Orte, etwa vier Wochen lang, im Schatte… bewahrt, damit sie etwas eintrocknen. Im Sep… bringt man sie wieder in ein aus guter Garten… etwas Lehm und Flußsand gemengtes Gartenbeet u… bald Frost eintritt, bedeckt man es mit Laub und … mit Holzzweigen, welches alles im Frühjahre bei e… tender günstiger Witterung wieder abgenommen w… muß. Indessen ist auch hierbei zu beobachten, daß … Stelle, wo Iris Susiana liegt, Abends gedeckt w… muß, wenn Nachtfröste befürchtet werden können, … diese Decke kann am besten durch Überstülpen eine… ßen Topfes geschehen, über welchen man bei fortda… eintretendem Frostwetter wiederum Laub ausschütte… lich muß der Knollen aus der Erde genommen und … von Neuem gelegt werden. — Dies ist die sicherste M… thode, diese wirkliche Prachtpflanze zur Flor zu … und weder die Durchwinterung derselben im Beete … Glashauses, noch weniger aber die Zucht der Pfla… Töpfen führt so leicht zu einem günstigen Resultat, … die beschriebene Art, zumal man im Glashause seh… sichtig mit dem Begießen der Pflanze sein muß, … man die Pflanze, wenn sie im Freien steht, nur in … seltenen Fällen, wenn es gar zu trocken wird, zu … nöthig hat. Auch in dem vorhin beschriebenen Zw… blumenbehälter läßt sich die Iris Susiana sehr … Flor bringen; nur muß man besonders dahin seh… sie an einer solchen Stelle im Zwiebelbeete ein… wird, welche während des Winters mehr trocken … übrigen eingepflanzten Zwiebeln gehalten werden …

Die Vermehrung der Pflanze geschieht durch … zelsprossen, und, wenn man auf die Blüthe Ver… sten will, durch mehrfaches Zerschneiden des Knoll… ter den oben erwähnten Vorsichtsmaßregeln in … des Abtrocknens oder Verklebens der den Knoll… zugefügten wunden Stellen.

3) Iris tuberosa (*L.*). Im Allgemeinen … kann diese Irisart wie die in dem Zwiebelbehälter … zuwinternden Pflanzen behandelt werden. Da … tuberosa die Eigenheit hat, daß sie die Wur… tief in den Boden eindringen läßt, wodurch sie … verschwinden und absterben, so muß man bei den … pflanzen derselben die Vorsicht gebrauchen, sie jähr… und zwar einige Zeit nach dem Absterben der … umzupflanzen, während man vorher, etwa sechs … unter die Pflanze, Dachziegel neben einander … breite Seite legt, wodurch das zu tiefe Eindringen … Wurzeln dieser Pflanze in den Boden verhindert … Außerdem ist in Hinsicht ihrer Cultur wichtig, … aus einem fetten und leichten Boden bestehende … auf welche man sie pflanzt, nur die Morgensonne … nen darf, weil sonst diese Iris weniger vollkomm… hen würde, als es der Fall ist, wenn sie bloß … gensonne trifft. Die Vermehrung dieser Art … durch Abnahme junger Brut oder der Nebenspro…

4) Iris xiphioides (*Ehrh.*), anglica. … xiphium (*L.*), variabilis (*Jacq.*), Iris hispa…

Von beiden Arten gibt es mancherlei Varietäten in Bezug auf die Farben der Blumen. Auch werden beide Arten auf eine und dieselbe Weise cultivirt und vermehrt, wie folgt: Zu Ende Augusts oder im September werden die Zwiebeln, welche man wie die Hyacinthen in etwas Flußsand einhüllt, auf ein besonderes Beet, etwa sieben Zoll weit von einander entfernt, ausgesteckt, und, wenn anhaltender Frost eintritt, mit etwas Laub bedeckt, das im Frühjahr wieder abgenommen werden muß. Stellt sich alsdann sehr trockene Witterung ein, so werden diese Zwiebelpflanzen zuweilen mit Wasser eingesprengt bis zu Anfang des Augusts, zu welcher Zeit dann diese Irisarten abgeblühet haben. Auch die Zwiebeln dieser beiden Arten können drei Jahre lang, ohne aus der Erde gehoben zu werden, an einer und derselben Stelle stehen bleiben, und, werden sie versetzt, so verfährt man bei deren Vermehrung wie bei **Ir. persica**, jedoch müssen die herausgenommenen Zwiebeln sehr bald wieder gelegt und nicht wie die Hyacinthen vorerst Monate lang an einem trockenen Orte aufbewahrt werden, weil sie selbst durch Einschrumpfen leiden und in Folge dessen die Pflanzen kränkeln würden. Beide Arten sind auch durch Samen fortzupflanzen, wodurch neue Farbenvarietäten entstehen können. (*K. Pässler.*)

V. Alte Geographie. Iris ist ein, von den Mythologen und Argonautensängern oft erwähnter, Fluß, der dem Strabo (XII. p. 547 und 556), welcher an seinen Ufern geboren war, am besten bekannt ist. Die berühmte vom schwarzen Meere und von Bergketten umschlossene Ebene in Pontus, Temiskyra genannt, wird durch mehre Flüsse durchströmt, unter welchen östlich der Thermodon der Hauptstrom ist, welcher die übrigen aufnimmt, die ganze Ebene durchläuft und in den Pontus Eurinus mündet. Westlich von demselben fließt der Iris, der fast ebenso stark ist. Er entspringt in Pontus selbst, nicht fern von der Grenze des kleinen Armeniens, fließt mitten durch die Stadt Komana, die Pontische, und durch die fruchtbare Ebene Darimonitis gegen Westen, wendet sich bei der verödeten Königsburg Gaziura gegen Norden, beugt dann wieder gegen Morgen um, nimmt hierauf den Fluß Skylar und andere Flüsse auf, strömt sodann neben der starken Mauer von Amasea, der Vaterstadt Strabo's, vorbei und fließt nun in die mit Oliven, Wein und andern Erzeugnissen gesegnete Thallandschaft Phanaröa ein, in deren Mitte er sich mit dem aus Armenien rechts zuströmenden Lykos, der in dem Namen Iris verschwindet, vereinigt, worauf er endlich in die Ebene von Temiskyra eintritt und dann in dem amisenischen Meerbusen endigt. *Xenophon.* Cyrop. V, 6. 9. *Apollon.* II, 965. *Plin.* IV, 3. Jetzt heißt der Fluß Kasalmak oder Jekil Irmak.

(*Pet. Friedr. Kannegiesser.*)

VI. Mythologie. Iris (Ἶρις[1]), ist bei Homer Botin (ἄγγελος) des Zeus, dessen Befehle sie sowol den Göttern als den Sterblichen überbringt (Il. II, 786. VIII. 398 u. andern); er sendet sie vom Ida, wo er thront (Il. XV, 169) zum Poseidon und (XI, 196) nach Ilion; Il. XXIV, 77 holt sie die Thetis zum Zeus, voranschreitend. Sie heißt die schnellfüßige (ὠκέα, πόδας ὠκέα, ταχεῖα), die windschnelle (ποδήνεμος Il. XI, 195; ἀελλόπος VIII, 409), die goldgeflügelte (χρυσόπτερος Il. VIII, 398. XI, 185; H. in Cer. 314.) — Il. XV, 170 wird ihre Schnelligkeit mit dem aus den Wolken von Boreas herabgeworfenen Schnee oder Hagel verglichen. Wie eine Bleikugel an der Fischangel taucht sie Il. XXIV, 80 in die Tiefen des Gewässers zu der Thetis; „Göttin" wird sie vom Poseidon (Il. XV, 206) und Achilles (XVIII, 182) Ἶρι θεά angeredet. Als Botin der Götter unter einander wird sie Il. XV, 144 bezeichnet: ἥτε θεοῖσιν μετ' ἄγγελος ἀθανάτοισιν. Unter der Gestalt der Laodice kommt sie zur Helena Il. III, 121. Heimlich vor Zeus und den andern Göttern entsendet sie Here (Il. XVIII, 166 sq. vergl. hymn. I. in Apoll. 92 sq.) Auch selbst auf eines Sterblichen, des Achilles, Bitte eilt sie (Il. XXIII, 198 sq.) zur Wohnung der Winde und ruft diese herbei, um die Flammen am Scheiterhaufen des Patroklos anzufachen. Als hilfreiche Dienerin der Götter erscheint sie (Il. V, 353 sq.), wo sie die durch Diomedes verwundete Aphrodite aus dem Schlachtgetümmel trägt, und sie auf dem Wagen des Ares nach dem Olymp bringt, die Zügel in den Händen fassend und antreibend die Geißel schwingend; sie schirrt dann die Rosse selbst ab und reicht ihnen ambrosische Nahrung. In der Odyssee finden wir sie nicht mehr; hier tritt Hermes an ihre Stelle, der schlaue und gewandte Götterbote. Über die Hesiodische Iris s. weiter unten. Dienende Botin der Here, nicht bloße Dienerin ist sie bei Kallimachos H. in Del. 216—239 (216 ἀγγελεῶτις genannt) sitzend am goldenen Thron der Here, wie der Hund der Artemis, der mit aufgereckten Ohren den Worten seiner Gebieterin lauscht, nie von der Stelle weichend, auch selbst nicht, wenn sich der Schlaf auf sie danieder senkt, nur leise mit an den Thron gelehntem Haupte schlummernd, nie den Gürtel, noch die Sohle vom Fuße lösend, immer bereit, den Befehlen ihrer Herrin zu gehorchen. Bei *Apoll.* IV, 754 ist sie im Dienst der Here Späherin dessen, was vorgeht, und hinterbringt es ihr, welchen Charakter sie auch bei Kallimachos (a. a. O.) mit hat. Here entsendet sie dann, um die Thetis zu holen ꝛc. Theokrit (Id. XVII, 133) läßt sie für Zeus und Here das Bett bereiten, nachdem sie die Hände mit Myrthensaft gewaschen (παρθένος Ἶρις).

Aus allen diesen Stellen geht hervor, daß die ältern Dichter sie nur als Götterbotin und zuweilen als Dienerin kannten, und die Beschreibung, die sie liefern, bietet wenig Stoff zu irgend einer Ähnlichkeit mit dem Regenbogen dar. Es wäre aber vielleicht die Iris als Personification des Regenbogens von der Götterbotin Iris streng zu scheiden, und erst die späteren Zeiten ließen beide Begriffe in einander übergehen. Gewöhnlich nimmt man an, daß die „Schnelligkeit, mit welcher der Regenbogen kommt und vergeht, wie das Sanfte und Angenehme,

1) Von εἴρω, sero, woher G. Hermann sie Sertia nennt. Es findet sich auch eine Form εἶρις; s. Interpr. ad *Hesych.* s. v. und *Clericus* ad *Hesiod.* Theog. v. 266.

das wir beim Erblicken desselben fühlen," in die Iris die Vorstellung von einer Himmelsbotin, Begleiterin und Dienerin der Götter gelegt habe. Daß diese daraus entstanden sei, daß man, wie man unter Zeus und Here „Luftgottheiten" verstand, auch der Iris, der Dienerin derselben, ein analoges Prädicat beigelegt habe, ist mehr eine philosophirende Deutung der Spätern, die jeden Mythos analysirten und zu einem bestimmten Dogma umschufen. Homer nennt den Regenbogen (ἶριν), den Kronion in die Wolken stellt, ein Wahrzeichen für die redenden Menschen (Il. XI, 26 und Il. XVII, 547 sq.) ein Wahrzeichen des Kriegs oder eines Wintersturmes; πορφυρέην von Farbe bezeichnet er ihn, und in der ersten Stelle vergleicht er damit die Drachen, die er bekanntlich δαφοινοί nennt; in der zweiten Stelle hüllt sich Athene, von Zeus auf die Erde gesendet, in eine solche dunkelrothe (πορφυρέη) Wolke, die dem Regenbogen an Farbe gleicht. Diese Stellen führen uns allerdings zu einer Iris, die den Regenbogen personificirt darstellt, aber sie ist nicht sowol mit der Götterbotin identisch, als vielmehr eine Verkünderin von Krieg und Sturm, eine Schreckensbotin, die Schwester der Harpyien, die Tochter des Thaumas und der Elektra, der Tochter des Okeanos bei Hesiod. (Theog. 265[2]) *Apollod.* I, 2, 6) bei den Lateinern Thaumantias (*Virg.* Aen. IX, 5), Thaumantis (*Stat.* Silv. III, 3, 81), virgo Thuamantea (*Ovid.* Metam. XIV, 845). Einmal (Theog. 779 sq.) wird Iris als Botin (ausdrücklich sagt Hesiod παῦρα — ἀγγελίης πωλεῖται) vom Zeus nach dem Styx entsendet, um in goldener Schale das kalt aus der Höhe der hohen Felsen niederrinnende Wasser zum großen Schwur der Götter zu holen — auch ein grausenerregender Act, welcher der sanften, willfährigen Götterbotin Iris nicht wohl ansteht. So ist auch der Vergleich nicht zufällig, wenn bei Homer die Athene, von Zeus zu den Griechen vor Troja gesendet, um diese zum Kampf um die Leiche des Patroklos anzufeuern, sich in eine πορφυρέη νεφέλη hüllt — ähnlich der πορφυρέη ἶρις, die Zeus vom Himmel herab den Menschen zum Wahrzeichen des Kriegs und des Wintersturmes ausspannt — denn sie will Schrecken erregen. Diese Iris, die mehr den Begriff einer Schreckensbotin annimmt, ist als aus der physischen Bedeutung des Regenbogens entstanden anzunehmen, den sie personificirt, und der Übergang aus dem einen in den andern Begriff scheint schon bei Homer angedeutet zu sein; denn in der Stelle XI, 26 fg. erinnern die Ἴριδες, die Kronion in den Wolken aufstellt, mit denen Homer die κυάνεοι δράκοντες vergleicht, an gewisse personificirte Gottheiten, wie die Harpyien bei Hesiod sind, Φόβος, Πόλεμος κτλ. bei Homer. Dem Regenbogen, den Homer (Il. XVII, 547) nach seinem rein objectiv-physischen Begriff beschreibt, gibt er in jener Stelle eine mehr concrete Gestaltung als Person, die Quintus (XIV, 472) vollends ausmalt:

> ἐσσυμένως οὔμησε περιγναμφθεῖσα νέφεσσι·
> φαίης κεν πῦρ ἔμμεν ἅμ' ἠέρι, καὶ μέλαν ὕδωρ.

(Ungestüm entfuhr sie, umhergekrümmt in Gewölken,
Anzuschauen im Feuer mit Luft und dunkeles Wasser „Voß".)

Der Connex des Begriffs des Regenbogens mit dem der Götterbotin scheint darin seine Auflösung zu finden, daß öfters die Bedeutung eines Wortes in malam, nie in bonam rem divergirt. Und dazu konnte wiederum auf der andern Seite die liebliche und angenehme Erscheinung des Regenbogens beitragen. (Ottfr. Müller, Archäol. d. Kunst S. 544.) „Iris ist aus einer Lichterscheinung des Himmels ganz zur leichtbeschwingten Götterbotin geworden."

Bei den Lateinern finden wir Iris die Götterbotin und den Regenbogen identificirt. Die Annahme einer Wortbedeutung, die nach Homer der Regenbogen hatte, trat in den Hintergrund; man metamorphosirte ihn mehr nach seiner Erscheinung, wie er schnell kommt und geht, oder nach seinem lieblichen Farbenspiel. Der personificirte Regenbogen galt als Botin der Juno und behielt die Prädicate bei, die ihm nach seiner physischen Bedeutung zukommen.

Bei Ovid (Metamorph. I, 270; XI, 585; XIV, 85), Virgil (Aeneis IX, 2. V, 605. IV, 693), Statius (Silv. III, 3, 81) ist Iris nur Botin[3]) der Juno (was man daraus erklären will, daß man mit der Juno den Begriff der untern Luft, welche Nebel und Regen erzeugt, verbunden habe). Nach Ovid (Metam. XI, 589) fliegt sie zur Wohnung des Somnus; XIV, 838 sq. geleitet sie die Hersilie; nach Virgil (Aen. IX, 2) treibt sie den Turnus zum Kampf an; V, 620 nimmt sie die Gestalt eines sterblichen Weibes Beroë an; IV, 704 schneidet sie selbst (von Juno gesandt) die Haare ab, mit denen die sterbende Dido dem Pluto geweiht wird — eine Verrichtung, die sonst der Proserpina zugeschrieben wird. Als Dienerin besprengt sie (*Ovid.* Met. IV, 478 sq.) die in die Himmelswohnung zurückkehrende Juno zur Reinigung mit Weihwasser. Sie ist gekleidet in die bunten Farben des Regenbogens (*Ovid.* Met. I, 270; XI, 589; XIV, 838. *Virg.* Aen. V, 609. IV, 700. Iris croceis per coelum roscida

2) Da man in der Iris das Symbol des Regenbogens sieht, so deutet Herrmann (Myth. d. Gr. I, 399): „Staunen und Bewunderung (Thaumas) bemeistern sich der Herzen, wenn die glänzenden Strahlen der Sonne (Elektra) in das ihr gegenüberstehende, sich in Regen ergießende, dunkle und dicke Gewölk des Dunstkreises fallen, und der schönfarbige Regenbogen (Iris), von einem Ende des Horizonts zum andern, schnell ausgespannt dasteht und aus den schauernden Wolken Stürme und reißende Wirbelwinde (Harpyien) ausfahren." Wie bei Homer das stete Epitheton der Iris das der Schnelligkeit ist, so liegt auch in der Hesiodeischen Genealogie, wenn wir diese symbolisiren wollen, nichts Anderes begründet, als daß auch noch zu dem Begriff der Schnelligkeit und aus demselben sich der des Entsetzenerregens gesellt. Der Iris Schwestern, die Harpyien (die mit Schnelligkeit Fortreißenden), heißen Ἀέλλω und Ὠκυπέτης (die Schnellen), und der Vater der Elektra, Okeanos, hat seine Ableitung ebenfalls in ὠκύς. Ihre Mutter ist die Elektra, die in schnellen Schwingen einen schimmernden Luftschweif nach sich zieht. (Die Sylbe ηλ — hat ihren Stamm in ἀλ — ἀλ|έω — ἠλ-ιος — ἀέλ-ιος etc. wie ἀργός, vibrans = theils schnell sich bewegend, theils flimmernd, schimmernd, jede schnelle Bewegung bewirkt ein gewisses Luftschimmern.) Von dieser stammt Iris die Luftschnelle. Ihr Vater ist Thaumas, sie erregt Staunen und Entsetzen, ob dessen was sie bringt. Ja man geht selbst nicht zu weit, wenn man Ἶρις und Ἐριννύς zu einem Stamme zurückführen will.

3) Servius (zu *Virg.* Aen. IX, 5) nennt sie fälschlich nuntia deorum in malis rebus; s. oben.

pennis mille trahens varios adverso sole colores). Ihr Mund ist rosenfarbig (*Virg.* Aen. IX, 5). Juno weht ihr günstigen Wind zu (Aen. V, 607 sq.), wenn sie durch die Lüfte forteilt, von Niemandem gesehen. Sie beschreibt in ihrem Laufe am Himmel einen farbigen Bogen (*Ovid.* Metam. XI, 589; XIV. 830. *Virg.* Aen. IX, 15. V, 609. 657). Bei Virgil (Aen. IX, 18 sq.) nennt sie Turnus „Zierde des Himmels," „von Wolken getrieben" ihren Lauf nehmend; der Himmel heitert sich bei ihrem Erscheinen auf und funkelnde Sterne zeigen sich am fernen Pol. Bei Ovid (Metam. I, 270) schöpft sie Wasser (aus Seen und Flüssen) und gibt den Wolken Nahrung (*Virg.* Georg. I. 380 bibit ingens arcus), wie sie nach Stobäus (Eclog. I, 31) die Flüsse mit einem Stierhaupte aussaugt. Diese Fiction erklärt sich aus den glühenden Farben, die der Regenbogen auf beiden Enden abspielt und wodurch er sich gleichsam als in und aus der Erde entwachsen darstellt. Sie bringt Regen, wenn sie erscheint (*Stat.* Silv. III. 3, 81. imbrifera, der Regenbogen = pluvius arcus), nach Aratus (940), wenn ein Doppelbogen den Himmel umgürtet, und Dionysios (783). Nach Ptolemäos zeigt sie nach Heiterkeit Sturm und nach Sturm Heiterkeit an. Geflügelt erscheint sie schon bei Homer (χρυσόπτερος nach dem Wortlaute); allein Voß (mythol. Briefe I, 152) versteht darunter bildlich die geflügelte Eilfertigkeit ihres Ganges auf den goldnen Schwungsohlen, und heißt deshalb die „goldgeflügelte." Bei Ovid steigt sie auf dem Regenbogen auf und nieder (Met. XIV, 830. 838 delapsa per arcus; XI, 632 remeat per quos modo venerat arcus). Bei Virgil ist sie geflügelt (Aen. IX, 14. V, 657. IV, 700 croceis pennis devolans). Auf einem alten Kunstwerke ist Iris im fliegenden Lauf, eine Krone tragend, und zur Seite ein Regenbogen, abgebildet. (*B. Matthiae.*)

VII. Pharmacie. Iris florentina. Florentinische Schwertlilie. Iris de Florence. System. sex. Triandria Monogynia. Ord. nat. Irideae. Abbild. Plank 35. Hayne XII, 1. Nees v. Esenbeck 56. Gumpel und v. Schlechtendal 135. Von dieser Pflanze, welche besonders im südlichen Europa (Italien, Dalmatien, Ungarn) heimisch ist, und deren Cultur im Toscanischen (bei Pontassiere) einen Zweig des Ackerbaues bildet, ist die geschälte und getrocknete Wurzel unter dem Namen radix Ireos florentinae, florentinische Veilchenwurzel, als Heilmittel officinell. Es sind kegelförmige oder mehr flache, ziemlich schwere salzige Stücken, von reinweißer Farbe und einem angenehmen Veilchengeruch, welcher besonders nach dem Trocknen stark hervortritt, wobei dagegen der scharfe Geschmack der frischen Wurzel sich verliert. Nach Vogel's Analyse (Trommsdorff's Journal. XXIV, 2, 64) enthält die Veilchenwurzel sehr scharfes und bitteres fettes Öl; ein flüchtiges, bei gewöhnlicher Temperatur festes Öl von strohgelber Farbe und dem eigenen Veilchengeruch der Wurzel; gelben, scharfen, in Wasser löslichen Stoff; Gummi und Stärke. Außerdem will Tonery (Berl. Jahrb. 2. 221) noch eine besondere brechenerregende Substanz darin gefunden haben, welche er für identisch mit dem Emetin der Ipecacuanha hielt, später aber nahm er dies zurück. Raspail beobachtete in der frischen Wurzel krystallisirten opalsauren Kalk. Das flüchtige Öl, welches durch Umsublimiren farblos wird, ist von Dumas analysirt und zusammengesetzt gefunden worden aus 67,2 Kohlenstoff, 11,5 Wasserstoff und 21,3 Sauerstoff. (Journ. de chir. méd. 2. Serie. I. 307.)

Die Veilchenwurzel wird wegen ihres veilchenähnlichen Geruches mehren Präparaten zugesetzt. Ehemals gab man sie in Pulverform zu 10—20 Granen bei Rheumatismen, chronischen Lungenkatarrhen, asthmatischen Beschwerden rc. Man verfertigt auch daraus runde Erbsen, welche zur Unterhaltung der Eiterung bei den Fontanellen angewendet werden. Die ganze zweckmäßig geschnittene Wurzel wird den Kindern zum Kauen gegeben, um das Zahnen zu befördern. Zusammengesetzte Mittel, welche Veilchenwurzel als wesentlichen Bestandtheil enthalten, sind: Tinctura Ireos florentinae (Veilchenwasser, Eau de violettes) aus 1 Veilchenwurzelpulver und 8 Weingeist durch Digestion bereitet; durch Destilliren würde sie ihren Geruch zum größten Theil einbüßen. Pulvis Ireos compositus, aus 1 Veilchenwurzelpulver und 4 Zucker. Extractum retinosum Ireos florentinae; die gepulverte Wurzel wird in einem Verdrängungsapparate mit Äther erschöpft, und der ätherische Auszug verdunstet. Für jede Unze der angewendeten Veilchenwurzel erhält man einen Scrupel einer weißlichen Substanz von Honigconsistenz. Pastilli Ireos florentinae, aus 1 Veilchenwurzelpulver, 17 Zucker, Traganthschleim, soviel als nöthig; aus der Masse werden Plätzchen von 18 Gran an Gewicht geformt. (*Duflos.*)

Irisdruck, s. Lithographischer Druck.

Irische Geschichte, Irische Literatur, s. Irland.

Irischer Bull, s. Bull.

Irisches Meer, s. Ireländisches Meer.

Irische Sprache, s. unt. Irland.

IRISH, auch Rise (das alte Rizum), bedeutende Stadt im asiatisch-türkischen Ejalet Trabesun (Trebisonde, Tarabosan), einem Theile vom ehemaligen Pontus, ist der Hauptort des Districtes Lasaneti (des Landes der Lasen), liegt in der Nähe des schwarzen Meeres, unter 41° 7′ nördl. Br., 58° 9′ östl. L., hat einen Hafen und zählte im vorigen Jahrhunderte nach Angabe einiger Reisenden 30,000 Einw., bestehend aus Lasen, Griechen, Armeniern, Grusiern, Tscherkessen, Osmanen u. A. Ehemals wurde viel Handel hier getrieben, namentlich mit den Völkerschaften des Kaukasus, von denen besonders Sklaven, sowie tscherkessische und grusinische Mädchen für die Harems der Osmanen eingehandelt wurden; auch hatte die Stadt starke Leinwandmanufacturen und Kupferschmieden. (*R.*)

Irish-Diamonds, s. Krystall.

IRISH-ISLAND, kleine Insel in der Trinitybai der Insel Newfoundland im britischen Nordamerika. (*R.*)

Irisiren, s. Strahlenbrechung.

Iriskreis, Irisring, s. Iris.

Iritis, s. Regenbogenhautentzündung.

IRITUYA, nicht bedeutendes Dorf in Brasilien, Provinz Pará, unweit des Flusses Guamá. (*R.*)

IRITZ auch IRRITZ, slaw. Gyřice. 1) Ein dem jeweiligen Propst des nikolsburger Collegiatstiftes zum heil. Wenzel gehöriges Gut im östlichen Theile des znaymer Kreises des Markgrafthums Mähren mit einem eigenen Wirthschafts- und Justizamte und dem einzigen Markte gleiches Namens, in durchweg flacher in allen Richtungen von sanften Anhöhen umgebener Gegend, einen Flächenraum von 1414 n. ö. Joch 302¼ □Kl. landwirthschaftl. benutzten Bodens, worunter sich 35 Joch 983 □Kl. Weingärten befinden, der meist aus tragbarer Dammerde mit lettiger Unterlage besteht, schwer ist, und nur bei guter Düngung und Lockerung reichliche Ernten, vorzugsweise an Weizen und Hirse gibt. Wälder fehlen dem Gute gänzlich; Weinbau und Obstbaumzucht sind nicht erheblich, die Jagd ist niederer Art und die Gewerbe sind nicht nennenswerth. 2) Ein zu demselben Gute gehöriger Markt und zugleich Amtsort, eben gelegen, mit 129 Häusern, 718 teutschen Einwohnern, unter denen sich 138 Juden befinden, einem zwischen 1750 und 1760 neu erbauten Schlößchen, wobei sich ein obrigkeitlicher Meierhof befindet, einer eigenen katholischen Pfarre, welche (1831) 1555 Pfarrkinder zählte und zum wolframiczer Dekanate des Bisthums Brünn gehört, und schon im 15. Jahrh. bestand, einen der heil. Anna geweihten, im J. 1831 nach einem Brande neu erbauten Kirche, einer jüdischen Synagoge, zwei Schulen, einem Gemeindehause, einer Armenanstalt, einem Wundarzte und einer Hebamme, und drei Jahrmärkten. Der Markt wurde durch Feuersbrünste öfters heimgesucht und hat auch durch die Franzosen in den Jahren 1805 und 1809 viel gelitten. *(G. F. Schreiner)*

Irizeh, s. Irish.

IRKI, eine feste Stadt in Bagul, einem der zwölf kleinen Himalaja-Staaten Baruh Takurai zwischen Sirmore und dem Sutludj (etwa 31° 10′ nördl. Br. 76° 38′ östl. L. von Gr.); vgl. Ritter Erdkunde, Asien II, 515. Berghaus Memoire zur Karte der Himalaja-Länder. S. 8. *(Theodor Benfey.)*

IRKULSKAJA, kleine russische Festung (Staniza) mit 200 Häusern am Flüßchen Irkul im Kreise Tscheljäbinsk der Statthalterschaft Orenburg, hat eine Besatzung von 300 Kosaken. *(R.)*

IRKUT, Fluß im asiatischen Rußland, ergießt sich in den größten Nebenfluß des Jeniseistromes, die Werchnaja oder obere Tunguska. Er entspringt aus einem kleinen See in der Statthalterschaft Irkutzk und fällt nach einem kurzen Laufe, gegenüber der Hauptstadt Irkutzk, auf der linken Seite in die Tunguska. *(R.)*

IRKUTKA, einerlei mit dem vorigen Artikel (s. d. Art.). *(R.)*

IRKUTZK, 1) die Hauptstadt des gleichnamigen Gouvernements im asiatischen Rußland, am rechten Ufer der Angara und dem Einflusse des Irkut in dieselbe, neun Meilen unterhalb ihres Ausflusses aus dem Baikalsee, unter 52° 17′ Br. und unter 122° 13½′ L., an einer Hauptstraße, 835 Meilen von St. Petersburg, 728 Meilen von Moskau, 415 Meilen von Tobolsk und 310 Meilen von Peking in China, in einer fruchtbaren Ebene. Sie ist der Sitz der Regierung des ganzen weitläufigen Gouvernements und eines griechischen Erzbisthums mit einem theologischen Seminarium, des Civilgouverneurs, und das Hauptcomptoir der russisch-amerikanischen Handelsgesellschaft, sowie des ganzen russisch-chinesischen Handels, wodurch sie die blühendste Stadt in Sibirien ist. Ihre Erbauung fällt in das Jahr 1670; etwas später ward sie mit Wällen und Graben umgeben. Sie ist ziemlich nach russischer Art gut gebaut, mit geraden, meistens breiten, bis jetzt aber noch nicht gepflasterten, sondern blos mit Balken bebrückten Straßen, und zählt in der Stadt und vier Vorstädten, der ussolsschen, wo die Salinen sind, der russischen, chinesischen und der burätischen, 33 Kirchen, 2 Klöster, 2 Hospitäler, 1 Zucht- und Arbeitshaus, 1 Admiralität, 1 großen Kaufhof mit 470 Buden, 1 Theater, 1 Pockenhaus, einige Juftenfabriken, 1 Glashütte, 1 kaiserliche Landtuchmanufactur für sämmtliche in Sibirien stehende Regimenter, 3 Branntweinbrennereien, mehre Seifensiedereien, aber wenige Handwerker, 3000 Wohnhäuser, (größtentheils hölzern und schlecht eingerichtet) und an 30,000 Einwohner, ein Gemisch von vielen Nationen. Unter den Kirchen sind 12 von Stein, auch eine teutsch-lutherische, zu welcher ein Filial, 100 Meilen von der Stadt entfernt, gehört, wo ebenfalls eine evangelische Gemeine ist, die der Prediger (als ich in Rußland war, Rambach aus Erfurt) jährlich ein Mal besucht. Hier ist die Hauptniederlage des sibirischen Marienglases; auch hat die Stadt ein Gymnasium, worin unter andern die japanische Sprache gelehrt wird, eine Schiffahrtsschule, eine Soldatenschule, einige Elementarschulen, eine Druckerei, eine Naturaliensammlung, und — in dieser Weltgegend gewiß eine große Seltenheit! — eine Bibliothek von beinahe 4000 Bänden.

Vor allen sibirischen Städten hat Irkutzk in Hinsicht des lebhaften und ausgebreiteten Verkehrs den Vorzug. Sie ist größer und bevölkerter als Tobolsk (Sibiriens Hauptstadt) und fast alle ihre Einwohner beschäftigen sich mit dem Handel. Die günstige Lage gewährt ihr den Vortheil, daß sich ihr Handel nach drei verschiedenen Gegenden ausbreiten kann, nach China über Kiächta und Zuruchaitu, nach der Bucharei und Mongolei, dann nach Ostsibirien und Kamtschatka, und endlich nach Mittel- und Westsibirien und von da nach Orenburg und Kasan, und weiter nach dem europäischen Rußland. Der chinesische Handel ist fast ganz allein in den Händen irkutzkischer Kaufleute, da die meisten in Kiächta Läden und Factoren haben. Man hat daher hier alle chinesischen Waaren oft wohlfeiler als in Kiächta selbst, sodaß auch viele russische Kaufleute sich lieber hier als dort mit dergleichen Waaren versehen. Deshalb hat auch in Irkutzk vieles ein ganz chinesisches Ansehen. Die Kleidung, die Lebensart, das Meublement, die Gärten, sind bei vielen Einwohnern mehr chinesisch als russisch. Man trinkt, wie beinahe in ganz Rußland, vielen, und zwar den feinsten Thee, aus chinesischem oder japanischem Porzellan; die Wohnzimmer sind in chinesischem Geschmack gemalt oder tapezirt, das Hausgeräthe ebenso lackirt und emaillirt, die Tafeln mit chinesischem Weine, Früchten und Lecke-

reien besetzt. Der Wohlstand der meisten Bewohner leuchtet schon hieraus hervor, noch mehr aber aus ihrem Kleideraufwande, aus dem Luxus, der mit europäischen Waaren, die hier doch ziemlich theuer sind, getrieben wird, sowie aus dem angenehmen gesellschaftlichen Tone und der großen Gastfreundschaft, die man an keinem andern Orte Sibiriens so hoch gestiegen findet. Der lebhafte Verkehr, die reizende Lage der Stadt an dem herrlichen Strome mit dem schönsten und hellsten Wasser, die ungezwungene Lebensart, der Überfluß und die Wohlfeilheit der Lebensmittel, das nicht sehr schwere Anschaffen der meisten Bequemlichkeiten des Lebens, machen Irkutzk zu einem recht angenehmen Aufenthaltsorte unter diesem Himmelsstriche. Die Officiere der Besatzung, sowie die reichern Beamten und Kaufleute, geben öfters Bälle und Gastereien, und unterhalten zum allgemeinen Vergnügen ein Theater. Da der Luxus den Handel und die Gewerbe belebt, die angenehme und fruchtbare Umgegend Nahrungsmittel in Menge und zu niedrigen Preisen hervorbringt, die Witterung bei dem größtentheils heitern Himmel wenig verändert und fast immer gesund ist, auch die meisten Kinder durch das Impfen dem Tode entrissen werden, so nimmt die Bevölkerung der Stadt jährlich zu und es erreichen viele Menschen ein sehr hohes Alter. — Der Überfluß an gutem Bauholze in den umliegenden waldreichen Gegenden macht den Schiffsbau überaus wohlfeil, der hier nebst der Schiffahrt sehr bedeutend ist. Die Navigationsschule sorgt dafür, daß junge Leute, welche sich derselben widmen wollen, nicht nur in allen, zum Seewesen erfoderlichen Kenntnissen, unterwiesen werden, sondern auch in der japanischen Sprache Anleitung erhalten, damit sie auf den Handelsreisen nach den Inseln des stillen Meeres, und nach Japan, theils als Seefahrer, theils als Dolmetscher gebraucht werden können, indem von Irkutzk aus die meisten Seereisen über Ochotzk und Kamtschatka nach den Inseln des östlichen Oceans, sowie nach der Westküste von Amerika durch hiesige Kaufleute, welche in Gesellschaften zusammentreten, unternommen werden.

Ziemlich in der Nähe der Stadt finden sich an der Angara mehre Salzquellen, welche benutzt werden, besonders die in der ussolsschen Vorstadt, auch eine Glashütte wo man statt der Pottasche sich des natrösen Bittersalzes bedient, das mehre Steppenseen bei ihrer Austrocknung zurücklassen, und in einer niedrigen Fläche an der Angara, eine Meile vom Baikalsee, die tatschirenskischen Seen, welche viel kochsalziges Bittersalz absetzen, woraus in Irkutzk und anderwärts Purgirsalz bereitet wird.

2) Der Kreis **Irkutzk** liegt zwischen dem 51⅓ — 57 Gr. der Br. und dem 118 — 125⅓ der Länge, also ganz im gemäßigten Erdstriche, und grenzt östlich und südlich an den Baikalsee, dessen westlichen Gebirgsstrich und Verflächung, südlich an das mongolische Gebirge mit der chinesisch-mongolischen Grenze und das abfallende Gebirge, westlich an den nischnij-udinskischen und nördlich an den kirensgischen Kreis. Seine Länge beträgt 76 und die Breite 70 Meilen. Bis auf das östliche und westliche Gebirge ist er eine von Höhen und Niederungen wellen- und terrassenförmig durchschnittene Ebene mit großen sumpfigen und trockenen Wäldern, vielem offenen, meistens gutem Ackerlande, auch vielen nassen Niederungen, Brüchen und Morästen. Die Thäler wechseln mit Wiesen und Feldern ab; der Boden hat meistentheils Felsengrund, wie die vielen hohen und abgerissenen Flußufer zeigen, und thauet, selbst in den heißesten Sommern, selten bis in die Tiefe auf. Die höchsten Gebirge sind, das mächtige sajanische Gebirge im Süden, das Baikalgebirge, ein Arm desselben, welches sich bis zum Baikalsee erstreckt, ihn ganz umgiebt und dann als breiter Landrücken den Lauf der Lena verfolgt, und der überaus hohe und große Tunka. Die vornehmsten Gewässer sind: der Baikalsee, und zwar dessen westliche Spitze, beinahe die ganze untere Angara, welche groß, reißend, tief, überall schiffbar und bei ihrem Ausflusse in den Baikal 200 Klaftern breit ist, die Buchuldeicha und Amya des Baikal, die jedoch nur klein sind, der Irkut, Kitoi, Belaja und Oka mit dem Ija, der Linken der Angara, alle vom Gebirge kommend; ferner der Kuta und Ilim, der Rechten derselben zufließend; auch gehört die Quelle der Lena am Baikalgebirge hierher, und ihre obern Flüßchen, Anga, Kirenga und kleinere. Die Angara hat über Irkutzk Klippen und Katarakte, vortreffliches Wasser und eine Menge Fische, welche den übrigen Flüssen auch nicht fehlen. Merkwürdig sind die vielen Bittersalzseen und Kochsalzquellen, von denen jedoch die wenigsten benutzt werden. Die wichtigsten der ersteren sind die vorher erwähnten tatschirenskischen Bitterseen, aus deren Salz man ein Purgirsalz bereitet. Aus dem letzteren gewinnt man jährlich an 120,000 Pud Kochsalz, welches leicht auf das Dreifache erhöht werden könnte. An Heilquellen fehlt es ebenfalls nicht.

Das Klima ist im Ganzen eher mild, als rauh, die Sommer sind sehr heiß, sodaß die Hitze nicht selten zu 30 — 35 Gr. Reaumür steigt. Der Winter ist dagegen streng kalt und anhaltend und die Kälte kommt oft auf 22 — 25 Gr. Reaumür. Der Baikalsee friert im December zu und thaut Anfangs April auf, 1772 u. 1790, sowie 1812 und 1822 fror das Quecksilber. Die Luft ist meistens ungetrübt, rein und heiter, die gewöhnlichen Feld- und Gartenfrüchte gedeihen recht gut, die Ernten sind sicher und geben in fruchtbaren Jahren, der Roggen 6 — 7fältig, der Weizen 5fach, Gerste 6-, der Hafer 8-, Erbsen und Buchweizen 4 — 5fältig, sodaß der ganze Kreis hinreichend mit Früchten versorgt wird, und selten Miswachs entsteht. Ackerbau ist daher die Hauptbeschäftigung der ansässigen, und Viehzucht der herumziehenden Einwohner; die letzteren verlassen jedoch immer mehr das Nomadenleben und legen sich ebenfalls auf den Ackerbau. Außer Getreide und Hülsenfrüchten werden auch Hanf, Flachs und Kartoffeln gebaut, und alle Nahrungsmittel sind wohlfeil. Es gibt ansehnliche Waldungen und Weideplätze mit einem großen Reichthum von Pflanzen allerlei Art. Eine Menge von Waldbeeren ersetzen das Obst, welches ganz fehlt; viele wilde Wurzeln und Kräuter den Mangel an Gemüse. Jagd und Fischerei nähren viele Menschen. An Mineralien ist ein großer Reichthum vorhanden, allein sie werden, außer dem Salze, beinahe

gar nicht benutzt. Kurz, es mangelt dieser Provinz an keiner Nothwendigkeit des Lebens, auch befindet sich in ihrem Umfange fast die Hälfte der Bevölkerung der ganzen ungeheuren Statthalterschaft.

Außer der südlichen und westlichen wilden Gebirgsgegend ist der Kreis ziemlich bewohnt und angebaut, auch erntet er gemeiniglich über den eigenen Bedarf Getreide und Hülsenfrüchte, sodaß er noch einen Theil des Gouvernements damit versorgen kann. Neben den Russen und Kosaken hat er auch Buräten, vornämlich am Baikal und auf dessen Insel Olchon, und sogenannte Hunde-, Fisch- und Jagd-Tungusen, auch im Gebirge um den südlichen, Kultuk genannten, Theil des Baikals, und um den obern Irkut Sojeten, wiewol nur in geringer Anzahl, zu Bewohnern.

3) Die Statthalterschaft **Irkutzk**, welche den Namen von ihrer Hauptstadt führt, ist unter allen russischen Gouvernements das größte, denn sie hat eine Arealgröße von 126,460 Quadratmeilen (nach Schubert) und erstreckt sich vom 49° 45′ bis zum 74½° nördl Br. (die Spitzen der weitgedehntesten Vorgebirge und die Inseln im Polar- und Australoceane mitgerechnet) und vom 112° bis zum 215° der L. (mit Inbegriff der Inseln und der russischen Westküste von Amerika) aber auf dieser ungeheuern Fläche kaum 650,000 Bewohner. Sie nimmt ganz Ostsibirien ein und grenzt gegen Norden an das Eismeer und dessen große Busen, gegen Osten an das ochotzkische und kamtschatka'sche Meer, in Nordost an die Beringsstraße, welche hier Asia von Amerika scheidet, gegen Süden an die Mongolei und chinesische Mandschurei, gegen Westen an das Gouvernement Tomsk. Von der äußersten westlichen Grenze Tomsk, bis zum Peter-Paulshafen in Kamtschatka, als der Ostgrenze, sind in gerader Linie nach der Länge beinahe 500 Meilen, nach der Breite aber von Kiächta bis an die äußerste Insel Taimaskoi, oder das Vorgebirge Sewero-Wostotschnoi, in gerader Linie nahe an 400 Meilen. Die Grenze mit China hat zum Theil das hohe Gebirge, ist auch durch Verträge bestimmt und wird von beiden Seiten durch Forts und Redouten (Ostroge) geschützt, hin und wieder mit russischen und chinesischen Wachen und Vorposten besetzt, sowie durch Grenzsteine, Pfähle und Warastangen bezeichnet.

Wegen seines ungeheuern Umfangs, der weitläufigen, ausgedehnten Grenzen, der theils äußerst entlegenen und unwegsamen Gegenden und anderer großen, zum Theil unübersteiglichen, Schwierigkeiten, kennt man das Gouvernement Irkutzk noch nicht ganz genau, ob man gleich durch die Reisen der petersburger Akademiker, unternehmender Kaufleute und anderer aufmerksamen Beobachter, eine Menge Nachrichten von diesem ungeheuren Landstriche hat, welcher größer ist, als das ganze Europa, nach Abzug des russischen Antheils davon, und weit über ⅓ des Flächenraums von ganz Rußland einnimmt, in welchem Frankreich 12 mal, und Deutschland mit Österreich, Preußen, Dänemark und den Niederlanden, mehr als 10 mal Platz hat. Begreiflich ist daher in diesem großen Lande, welches sich von dem mittleren oder gemäßigten Erdstriche Rußlands bis an die Eiszone erstreckt, das Klima nach der verschiedenen Lage auch gar sehr verschieden, im Ganzen genommen aber mehr kalt als warm, ja in den nördlichsten Gegenden längs dem Polarocean äußerst kalt und zum Erstarren rauh. Blos im Süden an der mongolischen und mandschurischen (chinesischen) Grenze ist es warm und der gewöhnliche Wechsel der vier Jahreszeiten, doch ist der Winter immer sehr streng und die Kälte fast so anhaltend wie in Schweden, sodaß häufig das Quecksilber friert und man oft noch im Juni in den Schluchten Eis findet. Der Sommer ist hier zwar schön, aber kurz und hat mehre Tage Höhenrauch. Aber selbst am Baikal vermag er nicht immer den Winter zu besiegen, und die Sonnenhitze dringt nicht so tief in die Erde, daß sie allen Frost daraus vertilgen könnte. Der August hat gewöhnlich schon Nachtfröste. Schnee fällt nicht viel, auch wehen selten starke Stürme, und die Nordlichter sind unbedeutend. Der Herbst hat viele helle Tage, aber oft schon heftige Fröste. In Da-urien schwillt die nasse Erde um sechs Zoll und mehr auf und der Frost hebt Pfähle, Steine, Schwellen, welche nicht tiefer liegen, als der Frost gehet, in die Höhe. Dabei entstehen mehre Zoll breite und tiefe Spalten oder Risse, welche sich erst wieder mit dem Aufhören der Frühlingsfröste füllen, da sich dann auch die Erde wieder setzt. Dadurch verrücken sich viele Gebäude, werden schief und baufällig. Weiter hinauf im kalten Landstriche wird das Eis schon so dick, daß ganze Seen und Flüsse ausfrieren, und der Winter ist viel rauher als in Tobolsk, und wird immer strenger, je weiter man nach Osten kommt. An den meisten Orten kann man des Frostes wegen vor dem Juni nicht in die Erde kommen, im Mai, zuweilen im Juni fällt noch tiefer Schnee, und da der August schon Nachtfröste hat, und im September sich der Schnee einstellt, so hört jede gewöhnliche europäische Cultur hier ganz auf und man gibt sich mehr mit Versuchen im Kleinen, als mit eigentlichem Acker- und Gartenbau ab. Kohl und einiges Wurzelwerk kommt noch am besten fort. Waldung ist in Menge vorhanden, aber mit dem 60. Grade der Breite stockt das Wachsthum selbst solcher Baumarten, die sonst eine strenge Kälte aushalten, und noch höher hinauf wird der Baum zum zwergartigen Gestrüppe, bis sich endlich im arktischen Landstriche alle Vegetation verliert, und die Erde von ewigem Eis und Schnee über eine Klafter tief erstarrt. Man kann alsdann im Freien nur durch ein Schnupftuch Athem holen, der ausgeworfene Speichel friert zu einem Klümpchen, ehe er zur Erde fällt; Athem und Ausdünstung verwandeln sich in Reif und das Quecksilber friert im Glase.

Das ganze Land ist von Gebirgen durchschnitten, unter welchen das hohe Gebirge Stannowoi-Jablonnoi das ausgebreitetste ist, denn es streicht mitten durch das Land, ist aber noch wenig untersucht, mit dem Vorgebirge Tschukotskoi taucht es im Polarocean unter. Einer seiner Zweige ist das kamtschatka'sche Gebirge, welches mehre rauchende Vulkane hat. Das südlichere mächtige sajanische Gebirge, welches den Jeniseistrom vom Altai trennt, ist ein gewaltiger Granitfelsen, der mit einzelnen

Spitzen in die Wolken ragt und ewigen Schnee auf seinem Scheitel hat, aber noch wenig bekannt. Äste von ihm sind das jeniseische und baikalsche Gebirge, nebst mehren kleineren Ausläufern. Durch diesen Gebirgsrücken wird die ganze Statthalterschaft zu einer felsigen, welligen, oder von Höhen und Niederungen unebenen, theils waldigen, theils freien Fläche, die sich, wie der Lauf ihrer großen Flüsse zeigt, nördlich gegen das Eismeer hin sanft senkt, im Ganzen aber beträchtlich abfällt. Alle Gebirge zeichnen sich, jedes für sich, durch einzelne Merkwürdigkeiten in ihrer Zusammensetzung und äußeren Gestalt, sowie durch ihren innern Gehalt aus, so weit man sie bis jetzt kennt; manche haben bedeutende Höhen, andere Alpenhöhe oder bis zum Rücken dichten Wald, noch andere sind vom Fuße bis an den Gipfel kahle Felsen u. s. w. Wälder gibt es hier, in welche vielleicht seit der Schöpfung noch keine Säge und Art gedrungen ist, Seen, die Meeren gleichen, Ströme, welche mit den größten der Erde wetteifern, Steppen, Sümpfe, Brüche und Moräste, welche Hunderte von Quadratmeilen bedecken. Überhaupt aber ist das Land mehr bergig als eben, nicht sehr zum Bewohnen und Bebauen einladend, die Natur mehr groß und schaurig, als schön und reizend, Klima und Boden überall rauher, als in Europa unter gleichen Parallelen, das Erdreich großentheils mehr naß als trocken, und diese kalte Nässe nimmt mit der Abdachung gegen das Eismeer zu. Außer dem allgemeinen ausgebreiteten morastigen Torfsaum am Nord- und Eisocean hat derselbe in Tobolsk sowol als hier viele, zum Theil große und abflußlose Sümpfe und Seen, und die Eismeerflüße breiten sich in diesen weiten nassen Flächen zu großen langen Busen aus.

Die vornehmsten Gewässer der irkutzkischen Statthalterschaft sind: das Eismeer (Polarocean), das Ostmeer (Australocean), der Baikalsee, und an Strömen und Flüssen: die mächtige Lena, die Anabara, der Olonek, Omoloi, Aldan, die Indigirka, Jana, Alazeja, Kolyma, Tschauna und der Amgonian, alle dem Eismeer zufließend. Ferner: der Anadyr, die Chatirka, Apuka und Pakotcha, Kamtschatka, Penschina, Tilcha, Ischika, Tauna, Ochotka, Uda, der Argun, Uruw, Gasimer und die Schilka, welche letztere beide den bedeutenden Amur bilden. — Ungeachtet der beiden unermeßlichen Oceane, von welchen Irkutzk nördlich und östlich umgeben ist, kann doch zum Vortheil des Landes von keiner Schiffahrt die Rede sein, da das Eismeer nie recht aufthaut, und das östliche Weltmeer viel zu weit von allen cultivirten Ländern entfernt liegt, als daß die Fahrt auf demselben dem Lande großen Gewinn bringen könnte. Blos die russisch-amerikanische Gesellschaft benutzt das letztere zum Behuf ihres Pelzhandels. Beide Meere sind voll Busen und Vorgebirge. Das Gestade des Eisoceans ist ziemlich flach und wenig eingeschnitten, hin und wieder aber mit Felsenriffen umgeben. Das Ostmeer, sowie dessen Busen und Theile, oder das anadirsche, kamtschatkasche und ochotzkische Meer, ist nicht sehr gesalzen, hat niedrige und flache, zum Theil felsige Ufer, und allenthalben Ebbe und Fluth. — Der größte Landsee ist der Baikal. Er ist 72 Meilen lang, 8—10 Meilen breit und 525 Quadratmeilen in seinem Areal. An seinen Ufern wachsen, außer andern Holzarten, besonders viele Cedernbäume, deren dicke Stämme man theils zu großen See- und kleinen Flußfahrzeugen, theils zum Häuserbau und andern wirthschaftlichen Bedürfnissen braucht. Er nimmt mehre größere und kleinere Flüsse auf, z. B. die obere Angara, die Selenga, den Bargusin, die Turka, Smolicha u. a., hat aber nur einen Abfluß, die Angara, welche mit einigen andern zusammentretend alles Wasser des Baikal dem Jenisei zuführt. Außer ihm gibt es mehre kleinere Seen, z. B. den Oron, Tarei, Ba-um u. a. — Unter den Strömen ist die Lena beiweitem der größte. Sie hat ihre Quelle am Baikalgebirge, nimmt eine große Anzahl Nebenflüsse auf, als den Witim, Aldan, Wilui, Olekma, Kut, Jutoma, Kirenga, Manakaina u. s. w., und fällt nach einem großen Bogen, in dessen Mitte die Stadt Irkutzk liegt, und nach einem Laufe von mehr als 530 Meilen mit einer mit mehr als 1000 Inselchen und Felsenklippen besäeten meilenbreiten Mündung, unter 73½° der Br. in den Eisocean. Ihre Ufer haben ein sehr abwechselndes Ansehen. Bald sind sie von Wäldern und hohen Bergen eingeschlossen, bald von kahlen Felsen und weiten offenen Ebenen. Bis zur Mündung der Olekma, 260 Meilen von Katschuga, sind sie mit Dörfern besetzt; weiterhin aber sieht man kein Dorf mehr. Sie dient zur Wasserreise von Irkutzk nach Ochotzk. Eine lange und gefährliche Reise! — Die Anabara des Eismeeres, fast in einer Linie mit Tomsk, der Grenzfluß, hat wenige russische Wohnungen um sich, aber einträgliche Jagd auf Rennthiere und Pelzwild für Russen und Nomaden. Die Indigirka, an 170 Meilen lang, nimmt viele kleinere Flüsse auf und hat Winterhütten. Die Kolyma hat ihre Quelle im Stannowoi-Jablonnoi-Gebirge am ochotzkischen Meere unter 61° der Br. und ist außer der Lena der ansehnlichste Eismeerfluß im Gouvernement. Er nimmt den Amolon und Anui auf und fällt unter 72° der Br. ins Eismeer. Alle diese Flüsse sind kaum drei Monate im Jahre vom Eise frei. — Unter den Ostmeerflüssen ist nächst dem Amur (der aber jetzt ganz zu China gehört) der Anadyr der bedeutendste. Er fließt aus einem See, ist breit, aber nicht tief, und fällt in den anadyrschen Busen. Die übrigen sind kleine Küstenflüsse, alle aber haben breite, niedrige, theils waldige Gestade, und die größeren dergleichen Inseln. Die meisten überschwemmen im Sommer und gegen den Herbst ihre Ufer, und die tiefen sind sehr fischreich. Alle haben gutes, trinkbares Wasser, doch soll es in einigen obern Lenabächen Menschen und Thieren Kröpfe verursachen. Mineralische Heil- und Gesundbrunnen hat man schon mehre gefunden, z. B. die heißen Bäder bei Bargusin im nertschinskischen Kreise und im baikalschen Gebirge, einen Sauerbrunnen in Da-urien, Naphthaquellen am Baikal und anderwärts.

Die Cultur des Bodens ist in diesem großen Landstriche natürlich sehr verschieden, im Allgemeinen aber noch in der Kindheit und künftigen Geschlechtern vorbe-

halten, wenn erst die undurchdringlichen Wälder etwas mehr ausgerottet, die Sümpfe und Moräste ausgetrocknet sind und der Luft und Sonne der Durchgang geöffnet ist, wodurch auch das eisige und feuchte Klima milder werden wird. Der Boden selbst ist von sehr mannichfacher Beschaffenheit, im Ganzen aber wenig fruchtbar. Die südlicheren Gegenden haben, wie schon bemerkt worden ist, in den Thälern einen ziemlich fruchtbaren und ergiebigen Boden, nur ist die naßkalte Witterung dem Anbaue nicht sehr gedeihlich. Der mittlere Strich ist eine meistens kalte, nasse, steinige, unebene, waldige und zum Theil sumpfige Fläche und der nördlichste Theil stellt vollends gar einen felsigen, morastigen, waldlosen Landstrich, eine ununterbrochene große Wüste mit wilden Thieren dar, welche jedem Anbau hartnäckig widerstehet. Daher kann nur in den wenigen bessern Gegenden des südlichen Theils zur Nothdurft etwas Ackerbau getrieben und Winter- und Sommerkorn gewonnen werden, aber nicht hinreichend zum Bedarf des ganzen Gouvernements; doch haben die westlicheren Theile, Doroninsk, Bargusin, Stretinsk und Nertschinsk, schon ein rauheres Klima, welches Genauigkeit in Beobachtung der Zeit und in der Cultur erfodert und dennoch oft Localausfälle verursacht. In jenen glücklichen Gegenden werden auch Hülsenfrüchte, Gartengewächse, Hanf und etwas Flachs gebauet, jedoch alles nur nach russischer Manier. Von den Kreisen im gemäßigten und kalten Landstriche haben nur die westlichen unter den gemäßigten Parallelen ziemlich sichere und mittlere Ernten. Was davon im kalten Landstriche liegt, straft die geringsten Versäumnisse mit Misernten. In Jakutzk und weiter unter der nördlichen Breite, schon von der Mündung der Olekma in die Lena an, wohnen zwar noch einzelne russische Familien zerstreut umher, allein ohne, oder wenigstens mit höchst unsicherem Ackerbau. In Kamtschatka aber findet weder Feld- und Gartenbau, noch Viehzucht statt. So ist es auch mit den Kreisen Ochotzk und Ischiginsk, die ganz im kalten Landstriche liegen, und von den Bezirken, welche vom kalten Landstriche in den arktischen reichen, Schigansk, Saschiwersk und Aklansk, gilt dieses noch mehr. Hier hört alle Landwirthschaft auf, und nur rohe Fischer, Jäger und halbwilde Nomaden können hier dürftig und armselig leben. Alles ist hier eine öde Wildniß, einzelne elende Hütten ausgenommen, von armen Verwiesenen bewohnt, welche die Pferde für die Post nach den Städten besorgen müssen. In der neuern Zeit haben einige rohe Völker, wie die Buräten, durch das Beispiel der Russen aufgemuntert, angefangen, sich etwas mit dem Feldbau zu beschäftigen. Kohl, Gurken, Rüben und einige andere gemeine Gemüsearten werden von den meisten Einwohnern erzeugt, Obst aber gibt es beinahe gar nicht, dagegen die üppigsten, grasreichsten Weiden, wildwachsende Beeren aller Art, die nicht allein durch den ganzen gemäßigten und kalten Landstrich gehen, sondern selbst bis in die arktischen Flächen reichen. Dabei gibt es eine Menge wilder Pflanzen, Kräuter und Wurzeln, die nicht allein der Nomade, sondern auch der ansässige Bewohner aufsucht, auch mehre Arzneigewächse, und wahrscheinlich viele, welche [illegible] mand kennt.

Die Viehzucht wird von den ansässigen [illegible] zum Behuf des Ackerbaues in den südlichen [illegible] nothdürftig betrieben, denn in den kälteren ist [illegible] Durchwinterung europäischer Hausthiere wegen [illegible] sen, kalten Weiden, des Mangels an Futter [illegible] geringen Benutzung, nicht ohne große Schwie[rigkeit]. Die Russen und andere ansässige Einwohner [illegible] Pferde, Rindvieh, wenige Schafe und Schweine, [illegible] von Geflügel blos Hühner. Die Nomaden dagegen, [illegible] die Jakuten, Mongolen, Buräten, Tungusen, Lamuten [illegible] große Pferde- und Rindviehheerden von 100—1000 [illegible] 50—500 Schafe mit Fettschwänzen, auch [illegible] Ziegen und Kameele, nebst einer Anzahl von Hunden [illegible] sorgen aber schlecht für ihr Vieh. Im Sommer [illegible] sie es auf die Weide, im Winter bringen sie es [illegible] etwa in warme Ställe, sondern höchstens in schlecht [illegible] wahrte, blos durch hohen Wald gegen die rauhen [illegible] etwas gesicherte Plätze, wo es sich selbst überlassen [illegible] aus Mangel an Nahrung ganz abmagert und [illegible] und den Raubthieren Preis gegeben ist. Die andern [illegible] madenvölker in dem kalten Landstriche des Gouvern[ements] [illegible] als die Jukagiren, Tschuktschen, Korjäken, ein [illegible] Tungusen und Jakuten ꝛc. halten ganze Heerden [illegible] Rennthieren zu 1000, 5000 und mehr Stück; [illegible] ziger Reichthum; auch eine Menge Hunde, nicht [illegible] als Haus-, sondern vielmehr als Zugthiere vor den [illegible] ten, als Hüter der Heerden und Begleiter auf der [illegible] und beim Fischfange, sowie zur Entdeckung [illegible] Verscheuchen der Raubthiere. Besonders ist der [illegible] dem Kamtschadalen von Werth, obgleich er ihn [illegible] schlecht hält, wofür sich das Thier durch Ungehorsam [illegible] Untreue an seinem Herrn rächt.

Wilde Thiere, Wildpret, wildes Geflügel, Fi[sche] [illegible] an den Meeresküsten Seethiere aller Art, gibt es i[n] [illegible] chem Überflusse. Die ungeheuren Wälder, welche [illegible] zwei Drittheile der Oberfläche des Gouvernements [illegible] men, und deren Umfang man noch nicht einmal [illegible] wo der Wald Jedermanns Eigenthum ist, und jeder [illegible] kann, wann, wo, wie, und wie viel er will[1], [illegible] von Bären (an den Seeküsten sind die weißen), [illegible] Vielfraßen, Iltissen, schwarzen, blauen, weißen, [illegible] Stein- und Feuerfüchsen, Luchsen, Eichhörnchen, [illegible] Rennthieren, wilden Schweinen, Hasen, Steppen[illegible] Zobeln, Hermelinen ꝛc. Längs den Ufern der [illegible] Flüsse gibt es Seekälber, Seehunde (die auch der [illegible] hat), Biber, Fischottern, in den Steppen Antilopen [illegible] schiedener Art, wilde Pferde, Dschiggatais, [illegible] re, Kulane; auf den Gebirgen Steinböcke, Gemsen [illegible] andere Alpenthiere. Von Vögeln finden sich [illegible]

1) An den Küsten des Eismeeres, wo schon tiefer [illegible] hinein längst alle Wälder aufhören, spült das Meer [illegible] Holz, und darunter große Stämme und Bäume, aus [illegible] findet man hier und da noch etwas Gestrippe.

ken, Schwäne, wilde Gänse und Enten, Auerhähne, Birk-, Hasel-, Rephühner, Holztauben, Schnepfen, Lerchen, Störche, Spechte und fast alle europäische Wald-, Sumpf-, Sing- und Raubvögel. Besonders gibt es ganze zahllose Schwärme von Zugvögeln, an den Küsten des Oceans auch die Eidergans, und am Baikal den schwerfälligen Turpan. — Von Fischen verdienen angeführt zu werden: Walfische in den beiden Meeren; Störe, Sterlete, Lachse, Hechte, Omulen im Baikal, Häringe, Quappen (bis fünf Fuß lang), Barse von vielen Arten, Forellen, Strömlinge, Butten (Schollen), Stinte, Keta, Malma, Plotwa, Muksun u. a. in Europa unbekannte Gattungen. Da hier alle große Gewässer sehr fischreich sind, so findet kein Fischhandel statt, sondern jeder fischt, wo und wie viel er will.

Der Reichthum an Mineralien, edlen Erzen und Metallen ist, zumal in dem nertschinskischen Kreise, sehr beträchtlich, aber man kennt noch lange nicht alle in der Erde Sibiriens verborgene Schätze, und auch der Berg- und Hüttenbau ist noch mancher Vervollkommnung fähig. Man findet Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Blei, Zink, Schwefel, Steinkohlen, Spießglanz, Zinnober, Bergtheer, Salz, Marmor, Jaspis, Porphyr; Asbest, Achate, Bergkrystalle, Chalcedon, Opale, Onyxe, Aquamarine, Beryle, Amethyste, echte Topase, Rauchtopase, Lapis Lazuli, Karneole, Hornstein u. a. m. Hierher kann man auch die in Menge beinahe an allen großen Flüssen Sibiriens aufgefundenen Mammuthsknochen nehmen, die aber im irkutzkischen Gouvernement ganz besonders zahlreich zu Hause sind, indem man hier sogar ganze mit Haut und Haaren noch bekleidete Gerippe dieses antediluvianischen Geschöpfes gefunden hat.

Kunstfleiß und Handel, die in andern Ländern einander gemeiniglich in brüderlichem Verein die Hand bieten, stehen in diesem Lande sehr weit von einander entfernt. Außer der Waldbenutzung, einigen Holzarbeiten, Pelz- und Lederzubereitung findet man unter den Ureinwohnern wol weiter keinen Industriezweig; auch gibt es nur erst wenige Handwerker, und die da sind, sind meistens Russen oder Ausländer, und stehen in keiner Innung oder Gilde, sondern treiben ihr Geschäft frei und unabhängig. Außer dem Bergbau und mehren Hüttenwerken zählte man im J. 1818 in der ganzen Statthalterschaft folgende Fabriken und Manufacturen: 10 Seifen- und Lichtsiedereien, 43 Gärbereien, 2 Kupferschmieden, 1 Glockengießerei, 2 Glashütten, 2 Steinguttöpfereien, 3 gewöhnliche Töpfer, 5 Branntweinbrennereien, 5 Salzsiedereien, 1 kaiserliche Tuchmanufactur, 8 Webereien, zusammen 82. — Der Handel, welcher sich in den innern und auswärtigen theilt, ist von Wichtigkeit, theils wegen der starken Ausfuhr von Pelzwerk, Mineralien, Leinenzeug, Häuten, Filzdecken, Eisen, Kupfer und anderen Waaren und Producten, theils wegen des Handels mit China, der hier über Kiächta und Zuruchaitu an der Grenze vielfältig durch aus Moskau kommende Karavanen getrieben wird, und von Jahr zu Jahr mehr zunimmt, je mehr die Chinesen den Werth europäischer Manufacte kennen lernen. Aus China kommt dagegen durch Umtausch: Thee, seidene und baumwollene Zeuche, (Nanking, Kitaik, Fansei) Sammet, Atlas, Taffet, rohe Seide und Baumwolle, Porzellan, emaillirte und lackirte Sachen und Geräthe, Bilder, Figuren von Reibsteinen, Spielwerk, Silber in Stücken, frisches und getrocknetes Obst, Eingemachtes, Wein, Kandiszucker u. a. m. — Der inländische Handel ist noch beträchtlicher als der auswärtige. Was nicht nach China gehet, wird in das innere Rußland versendet, selbst bis nach Moskau und Petersburg, besonders das Pelzwerk. Dieser Transport ist aber mit vielen und großen Schwierigkeiten verbunden, da zum Theil die Wege schlecht und im Winter nicht ohne Lebensgefahr zu passiren sind. Gleichwol gibt es auch in den unwegsamsten Wüsteneien Handelsleute, welche sich da und dort angesiedelt haben, um Pelzwerk, Häute und andere Producte von den Eingebornen gegen Branntwein, Tabak, Schießpulver ꝛc. einzutauschen. Auch die russisch-amerikanische Handelsgesellschaft betreibt, wie wir schon gesehen haben, einen bedeutenden Handel von Irkutzk aus nicht nur über Jakutzk und Ochotzk nach Kamtschatka, sondern auch nach den Inseln des Ostmeeres und der Nordwestküste von Amerika, ja auf der andern Seite auch über Kiächta nach China, dessen Hauptartikel das Pelzwerk ist. Aber der äußerst beschwerliche, weite und theure Transport der Waaren, Mundvorräthe und aller Bedürfnisse einer weiten und gefährlichen Land- und Seereise von Jakutzk nach Ochotzk, erschweren diesen, trotz aller großen Hindernisse, dennoch sehr einträglichen Handel sehr. Die ganze Reise dauert drei, vier, auch wol fünf Jahre, und die sämmtliche Ein- und Ausfuhr beträgt, wenn der Handel im Gange ist, im Durchschnitte den Werth von etwa 4½ Millionen Rubel.

Die Einwohner des Gouvernements, zusammen nicht volle 700,000 (etwa fünf auf eine □Meile) sind theils Russen, als Kronbeamte, einiger Adel als Grundstückbesitzer, Militair, Kosaken, Kaufleute, Bürger, Bauern, Colonisten und Verwiesene, letztere drei Classen zum Theil in großen und zahlreichen Dörfern, theils zerstreut wohnende fremde Ansiedler, z. B. Armenier, Bucharen, auch Polen, Teutsche und Franzosen, manche davon in Krondiensten. Die ursprünglichen Bewohner aber sind: Mongolen, Buräten, Tschuktschen, Tungusen, Jakuten, Jukagiren, Juräken, Korjäken, Lamuten, Sojeten; auf der Halbinsel Kamtschadalen. Mehre derselben wohnen in Jurten und Hütten an den Flüssen; andere ziehen auf den Steppen und in den Wäldern, entweder einzeln, oder zusammen herum, zum Theil stehen sie unter selbst gewählten Ältesten, welche kleine Zwiste beilegen. Ihre Hauptbeschäftigungen sind Viehzucht, Jagd, Fischfang, Pelz- und Lederbereitung, nur erst wenige treiben Ackerbau. Die Russen sind allenthalben angesessen, selbst in Kamtschatka, und leben, wohnen und weben im gemäßigten Landstriche wie in ihrem Vaterlande; auf den unwirthbaren Felsen aber, in den Wildnissen und in den arktischen freudenlosen Morästen, wie die Eingebornen in finstern, traurigen

Hütten, Höhlen, Jurten, Blockhäusern, in Thierhäute gekleidet, ohne Brod, vom Wilde, Meerthieren, Fischen, wilden Gewächsen genährt, nach Art der Halbwilden, lernen die verschiedenen Sprachen der Völker, unter denen sie leben, treiben Jagd, Fischerei, Handel, leben sorgenlos bei vielem Frohsinn, sind gastfrei und bei der großen Eingeschränktheit ihrer Bedürfnisse und der leichten Befriedigung ihrer Wünsche, zufrieden, in ihrer Meinung wohlhabend und glücklich, ita, ut ne illis voto quidem opus sit. — Von den Verwiesenen und ihren Nachkommen werden die geringen Verbrecher von guter Aufführung, Colonisten, und als solche, da sie Handel treiben können, häufig wohlhabend. Mörder und andere grobe Verbrecher, die gemeiniglich in Rußland vor ihrer Wegführung nach Sibirien die Knute bekommen haben, müssen in den nertschinskischen Bleigruben und Hütten arbeiten: viele von ihnen werden auch nach Kamtschatka gebracht. — Mongolen, blos in der Provinz Daurien, Lamaische Heiden, Kosakendienste verrichtend, kaum 15,000 Köpfe stark. — Buräten, (Buratski) mongolische Nomaden und Heiden, die zum Theil auch Kosakendienste thun, etwa 100,000 Köpfe. Sie ziehen mit ihren Heerden in allen Kreisen des gemäßigten Landstrichs, fangen aber seit mehren Jahren an, das Nomadenleben mit dem Feldbau zu vertauschen. — Tschuktschen, Hirtenvölker mit Rennthieren, bewohnen die nordöstliche Landspitze und nahen Inseln im Eismeere, in der Beringsstraße und im Ostmeere, an 12,000 Köpfe, stark. Die Wohlhabenden halten 1000, 5000 und mehr Rennthiere, dagegen die Ärmern Hirten der Reichen sind. Ihre Wohnungen sind mit Thierhäuten bedeckte Jurten, auch Felsenklüfte, deren Öffnungen sie verhängen. Sie sind unter allen sibirischen Völkerschaften die rohesten, wildesten, unbändigsten und von den Russen noch nicht ganz unterjocht. — Die Tungusen, Geschlechtsverwandte der Mandschuren, bewohnen die Wüsteneien vom Jenisei über die Lena bis an den Amur und das Ostmeer. Als ein sehr verträgliches und gutgeartetes Volk besitzen sie diese ungeheuern, kalten und rauhen, mit morastigen und gebirgigen Waldungen bedeckten Wildnisse nicht überall allein, sondern haben in vielen Bezirken besonders Jakuten unter und neben sich. Nach ihren Nahrungszweigen theilen sie sich in Steppen- oder Pferdetungusen, ein Hirtenvolk in Da-urien mit Pferden, Schafen und Hornvieh, von welchen schon mehre sich auf den Ackerbau zu legen anfangen; in Rennthiertungusen, die unter Zelten oder Jurten mit Fellen bedeckt in den Gegenden des kalten und arctischen Landstrichs herumziehen und blos Rennthiere zu 10, 20, 100—1000 Stück halten, von denen sie sich nähren und Gebrauch zum Reiten und Fahren machen; Jagd- (Hunde-) und Fischtungusen, die im Winter von der Jagd und im Sommer von Fischen leben. Sie sind arm, halten blos einige Hunde und Rennthiere und müssen sich oft knapp behelfen: dennoch sind sie immer frohen Muthes, gutmüthig und völlig ohne Sorgen. Viele tättowiren sich das Gesicht mit blaupunktirten Figuren. Alle Tungusen zusammen mit den Lamuten und Oleniern, ihren Stammverwandten, mögen wol 100,000 Köpfe zählen. — Die Jakuten, arme, schmutzige, unwissende Heiden, von tatarischem Stamme, die sich selbst Socha nennen. Sie wohnten früher südlicher, wurden aber schon vor mehr als 300 Jahren von Buräten und Mongolen in ihre jetzigen nördlichen Wohnsitze gedrängt, welche fast ganz in der jakutzkischen und ochotzkischen Provinz liegen. Sie nomadisiren in zugespitzten Stangenjurten, mit Häuten oder Baumrinde bedeckt, auch haben Viele kleine burätische 6—8eckige Hütten von leichtem Blockwerk für den Winter, halten Pferde und Rindvieh, manche auch Schweine, aber keine Schafe; viele leben auch blos von der Jagd und vom Fischfange, und diese halten Hunde. Es treiben sich unter ihnen viele Jukagiren umher. Sie sind der schamanischen Religion zugethan und mögen wol 150,000 Köpfe zählen. Jukagiren und Juraken, beide echt sibirische Urvölker mit eigener Sprache, wahrscheinlich samojedischen Ursprunges, an der Kolyma und den Mündungen der Indigirka, Jana und Alaseja in das Eismeer. Sie treiben Rennthierzucht, sind in ihrer Lebensart theils den Russen, theils den Jakuten ähnlich und halten Hunde und Rennthiere zum Fahren, erstere auch zur Jagd. Ihre alten Gebräuche haben sie ganz abgelegt, gehen russisch gekleidet und sprechen russisch, stehen auch im Verkehr mit den Kosaken, welche oft ihre Töchter heirathen. Sie haben alle das Christenthum angenommen, hängen aber noch sehr am schamanischen Heidenthum. Ihre Anzahl beträgt kaum noch 3000. Die Korjäken haben ihre Wohnsitze meistens an den Ostmeerküsten, zwischen dem penschinischen Meerbusen, der Kolyma und Indigirka, im nördlichen Kamtschatka, unterhalb des Anadyr und der Tschuktschen, in den rauhesten und wildesten Gegenden Sibiriens und der Halbinsel. Sie sind theils wandernde Nomaden, die Rennthierzucht treiben, von denen sie oft mehre tausende besitzen, theils ansässige Jäger und Fischer, welche neben den Rennthieren auch Hunde halten. Sie sind von kleiner Statur, häßlich, äußerst roh, widerspenstig, rachgierig und sehr zum Stehlen geneigt, dabei der Vielweiberei ergeben, wohnen in schmutzigen Erdhütten, hängen noch ganz am schamanischen Heidenthum und verbrennen ihre Todten. Ihre Zahl steigt nicht über 5000. — Lamuten und Olenier, tungusischen Stammes, welche an den Küsten des ochotzkischen Busens herumziehen und von der Jagd und Fischerei leben, höchstens noch 2000 Köpfe stark. Sojeten, ein wenig zahlreiches, armes Hirtenvölkchen, von samojedischer Abstammung. Sie wohnen im Gebirge am südlichen Ende des Baikals. Der zahlreichere Theil von ihnen nomadisirt in der chinesischen Mongolei. Die Kamtschadalen, welche ebenfalls zum Gouvernement Irkutzk gehören, nehmen immer mehr ab, weil sie besonders von den Pocken sehr heimgesucht werden, sind ein höchst armseliges, dabei jedoch gutherziges, aufrichtiges, friedliebendes, dienstfertiges, aber auch faules und für die Zukunft unbekümmertes Völkchen von kaum noch 6000 Seelen. Sie wohnen im Winter in großen finsteren, unreinlichen, mit Thranlampen erleuchteten, mit einem Dache versehenen Erdhütten äußerst unflätig, im Sommer aber

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

